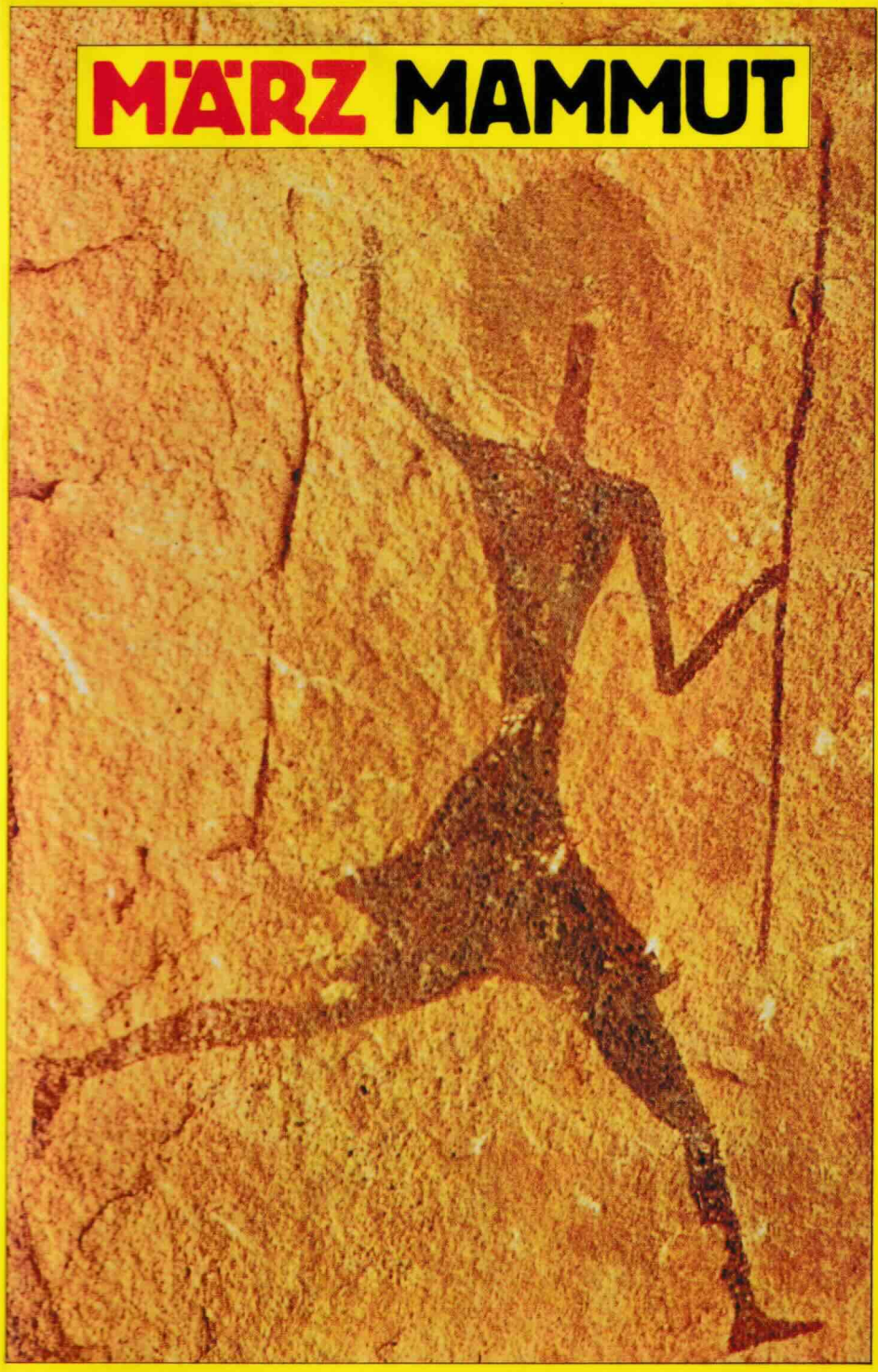
MÄRZ MAMMUT



MAMMUT

MAMMUT
MÄRZ TEXTE 1&2
1969-1984

HERAUSGEGEBEN VON JÖRG SCHRÖDER

MÄRZ VERLAG

Wir bedanken uns bei allen Autoren, Fotografen und Illustratoren für ihre Beiträge, bei allen Freunden des Verlages für ihre Mithilfe bei der Zusammenstellung dieses Buches.

1. Auflage (Subskriptions- und Jubiläumsausgabe), April 1984

© dieser Anthologie: März Verlag GmbH · Herbstein, 1969 und 1984 sowie bei den Autoren 1969 und 1984. Für die Abdruckgenehmigungen, soweit es sich nicht um Texte und Titel des März Verlages handelt, danken wir allen in den Anmerkungen aufgeführten Autoren und Verlagen. Bei einigen Beiträgen ist es uns nicht gelungen, den Rechteinhaber ausfindig zu machen. In diesen Fällen bitten wir um Nachricht an den Verlag:
D-6422 Herbstein 1, Altenschlirfer Straße 33.
Gesetzt aus der 9 und 8 Punkt Walbaum.
Gesamtherstellung: Beltz Offsetdruck, 6944 Hemsbach über Weinheim.
Printed in Germany

ISBN 3-88880-032-3

Inhalt

MÄRZ-TEXTE 1

5 Statement
7 Bazon Brock · Gerüstgrundriß für Übersichtsleser
13 Charles Plymell · Pilze oder Playboy ist hier
20 Drei junge Lyriker aus England
24 Resolution zur Frage des Schulkampfes
30 Mary Beach · Die elektrische Banane
42 Günter Seuren · Schräge Vögel
48 Joel Deutsch · Brief
50 Ron Padgett · Ein Gedicht
51 Todd Gitlin · Agression oder Widerstand – der Beginn des Bürgerkriegs in Griechenland 1946
57 Peter O. Chotjewitz · Zwei Sterne im Pulver
66 J. G. Ballard · Liebe + Napalm = Export USA
70 Ralf Rainer Rygulla & Rolf Dieter Brinkmann · Der joviale Russe (nach Apollinaire · La jolie rousse)
71 G. Apollinaire · La jolie rousse
75 Ulf Miehe · Mit allen Wassern
77 William Mahoney · Reisen im Süden: Eine kalte Nacht in Alabama
82 Irving Rosenthal · Trocchi's Bude
96 LeRoi Jones · Schwarze Musik
100 Edgar Snow · »Sie singen zuviel«
106 Rolf Dieter Brinkmann · Vanille
145 William S. Burroughs · Die Zukunft des Romans
148 Rolf Eckart John · Das Weiche im Weichen
153 Uve Schmidt · Stadt und Land
159 Im Namen der Republik
169 Hermann Nitsch · Drama als Existenzfest
176 Nitsch-Interview mit Jonas Mekas
183 Fielding Dawson · Blutstern
189 Don't read it: Do it
190 Michèle Lalonde · Speak White

193 Jan Cremer · Made in USA
203 Pierre Vallières · Die weißen Neger Amerikas
209 Günter Seuren · Kernzone
220 E. Sinzig · Taubnesseln
224 Nicht angetörnt · Über Potskommune, Linkeck und ihre Zeitungen
234 Edgar Snow · Rote Horizonte
248 Helmut Pieper · In der Verlängerung
253 Lenore Kandel · Liebeslied für Schneewittchen
254 Svend Age Madsen · Lüste und Leichen
260 Wulf Teichmann · Homage to Mingus
261 Thorwald Proll · Gedicht
262 Ted Berrigan · Drei Gedichte
270 Peter O. Chotjewitz · Gespräch mit Lesmor Bruit
277 Augustin Souchy · Bürgerkrieg und Revolution in Spanien
283 Interview mit einem Verleger · à la Paris Review Interview
297 Peter J. Schmidt · Partymädchen gefoltert
301 Anmerkungen
315 1. März Bibliographie
319 MÄRZ-TEXTE 2
321 Hommage à Mlle. Brigitte Bardot
332 Kenneth Patchen · Ein Fall von Unpersonenverwechslung
334 Jack Kerouac und Neal Cassady · Gespräch
344 Frank O'Hara · Personismus (Personism)/Gedichte
362 Immanuel Velikovsky · Gespräche mit Einstein
378 Glück
379 Kenneth Patchen · Befehlsnotstand
380 Kenneth Patchen · For Miriam/Für Miriam
381 Liebe Freunde
383 Florian Havemann · 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Scheiße!
389 Johanna Heinen · Natter-Lied
390 Bruno Rauscher · Der Sozialjurist Franz Kafka
398 Manfred Esser · Erstes Leben und letzte Erkenntnis
414 Marc Adrian · das mammut
422 Kenneth Patchen · The Everlasting Contenders
423 Kenneth Patchen · Unvereinbar Immer
424 Kenneth Koch · Das Gebäude in Florenz
427 Parker Tyler · Das Pferd: Totem-Tier der Manneskraft

439 Jörg Schröder erzählt: SO-JA-Bohnen
453 Hubert Burda · Bergpredigt
454 Karl Philipp Moritz · Erfahrungs-Seelenkunde
472 Angelika Jacob · Zerwürfnis
473 Siegfried Wollseiffen · Eine Mutter erzählt
477 Douglas Milburn · Doktor Frankensteins Sohn
486 Dominik Steiger · Mutti
489 Kristian Klippel · Es hatte Sinn
494 Gunnar Heinsohn und Otto Steiger · Die Vernichtung der weisen Frauen
519 Walter Nieß · Erste Nachrichten über Hexenprozesse
543 Esteban Lopez · Gott als Frau
559 Colin Wilson · Riesen und Hexen
571 Rudolf Falb · Drei Eier
583 Hertha von Dechend und Giorgio de Santillana · Hamlets Mühle
613 Laura Bohannan · Hamlet im Busch
627 Peter Kuper · Hamlet-Sein
632 Johanna Heinen · Hobby
633 Helke Schwan · The Glühbirnen-Fake
654 J. G. Ballard · Crash
662 Anna Kavan · Eis
673 Leslie A. Fiedler · Überquert die Grenze, schließt den Graben!
697 Ernst Jandl · Parasitäres Stück
698 Michel Serres · Der Tiger und die Laus
712 Harry Mathews · Tradition und individuelles Talent
716 Hallo Sandra! Hi Wolf! Die Geschichte ›Vom Mann gegenüber‹
720 Joe Brainard und Jimmy Schuyler · Unsere neue Zeit
722 Einige Nachrichten von dem Leben des seeligen Herrn Klug
728 Jörg Schröder erzählt: Maggi Pur
748 Gegendarstellung/Denkmalschutz 1/Denkmalschutz 2
749 Trio Infernal/Ich bin selber Psychoanalytiker (durchgeknallt)
751 Hinweggeorgelt
752 Kenneth Koch · Mexico City
753 Clemens Bartholdy · Kognitiv induzierte Verzerrungen
762 Kenneth Patchen · Das Tagebuch des Albion Moonlight
772 Nina Hagen · New York City
774 Nicolas Born · Liz und Manni
789 Edel Exel · So wie es ist

793 Lebend-Maske in Terrakotta
794 Joe Brainard · Ein besonderes Tagebuch
799 Günter Seuren · Zwei Schwestern
808 Robert Rosenkranz · Gestern Schleyer! Heute? Morgen wir alle!
830 Wolfgang Pohrt · Vorschlag: Amnestie Kampagne
833 Gudrun Ensslin und Bernward Vesper · Bericht einer Reise
854 Henner Voss · Peinliche Zeiten
865 Andy Warhol · Nachdem sie mich niedergeschossen hatte
878 Valerie Solanas · Contact man of the mob
882 Kenneth Patchen · Not Many Kingdoms Left/Kein Reich das bleibt
883 Pierre Goldman · Überfälle
892 Ralph Waldo Ellison · Gutes amerikanisches Geld
911 Peter Tautfest · Die weiße Mauer
920 Fritz Heymann · Wit, genannt von Dörring
963 Andreas Biss · List als Waffe
977 Henry Ford · Die Orientalisierung Amerikas
980 Upton Sinclair · Keine Ahnung
990 Jules Vallès · Auf den Barrikaden
1003 Mario Mercier · Journal de Jeanne
1016 Charles Darwin · Die Intelligenz der Regenwürmer
1027 Werner Schmidmaier · Chymie aus Wald und Flur
1037 George Morris Carstairs · Bhang und Alkohol
1059 Josef Dvorak · Kokain und Mutterrecht
1090 Otto Groß · Zur funktionellen Geistesbildung des Revolutionärs
1097 Frank-Wolf Matthies · Instandbesetzung des Echo-Raums
1104 Rohland Opfermann · Der Mann schreibt
1115 Herbert Nagel · Theater auf der inneren Rinde
1125 Michael Rumaker · Schwul
1162 Claudia Goldini · Dunkle Züge der Begierde
1173 Cosmic in progress
1179 Tom Wolfe · Die gefrorene Friedensversammlung
1191 Jörg Schröder erzählt: Gewissensbisse
1221 H. H. Houben · Lebensrest
1232 Helmut Höge · Vogelsberg
1233 Paul Goodman · 1994
1247 **Anmerkungen**
1268 **2. März-Bibliographie**

Vorbemerkung

Im März 1984 wurde der Verlag 15 Jahre alt. Als wir 1972 in Schwierigkeiten waren, schrieb Karl-Heinz Bohrer in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ unter der Überschrift »Nur vier Jahre«: »Die heutige Meldung, der März Verlag habe den Vergleich angemeldet, um den Konkurs zu vermeiden, kam nicht als Überraschung. Jörg Schröder, der Verleger, nahm sie vorweg, indem er zusammen mit Ernst Herhaus seine Lebens- und Verlagsgeschichte veröffentlichte (siehe heutiges Literaturblatt). Obwohl man also vorbereitet war, kann man nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Trotz seiner relativ kurzen Lebensdauer – nämlich von März 1969 bis Oktober 1972 – gehört der März Verlag zu jenen wenigen Unternehmen, die literarische Geschichte gemacht haben und nicht etwa nur Skandale und Sensatiönchen, wie es heute und morgen sicher einige gerne wissen möchten. Dem März Verlag, seinem Erfinder Jörg Schröder und einigen seiner literarischen Helfer verdanken wir die Kenntnis eines spezifischen Teils der nordamerikanischen Literatur der sechziger Jahre, die mit dem Schlagwort ›Neue Sinnlichkeit‹ nur ungenügend gekennzeichnet ist. Heute schon steht fest, daß Titel wie ›Acid‹, der von Rolf Dieter Brinkmann und Rainer Rygulla herausgegebenen Dokumentation dieser Literatur, daß Titel wie ›Schöne Verlierer‹ von Leonard Cohen, ›Die Wiederkehr des verschwundenen Amerikaners‹ von Leslie A. Fiedler und auch Edgar Snows ›Roter Stern über China‹, um nur einige zu nennen, zu jenen Büchern gehören, die eine Epoche repräsentieren, die nicht zu den beliebigen Eintags- oder Jahresfliegen gehören, die nachwirken werden. Was den März Verlag im Gegensatz zu anderen, jüngeren, z. T. sogenannten ›linken‹ Verlagen ausgezeichnet hat, war die Originalität, der künstlerische Instinkt und ganz und gar undogmatische Geist. Der März Verlag ist der *kulturrevolutionäre Verlag gewesen, weswegen ihn gewisse orthodoxe und bornierte Leute, deren Wahrnehmungsvermögen wie das von Blockwarten oder Stromablesern funktioniert, auch nie mochten. Entgegen solchen Meinungen, angeregt durch eine Art Etepetete-Empörung über Schröders letzte Buchtat, muß kategorisch gesagt werden: Es ist deprimierend, daß ein Unternehmen wie dieses so früh an seinem Ende ist, während uns andere mit ihren seriösen oder nur noch trivialen Belanglosigkeiten*

noch weitere Jahrzehnte elenden werden und den Geschmack des großen Publikums noch weiter herunterbringen.«

Totgesagte leben länger. Bleibt noch nachzutragen, daß im Frühjahr 1984 bei MÄRZ 148 Titel erschienen sein werden, daß Bücher wie ›Einer flog über das Kuckucksnest‹ von Ken Kesey (1971), Autoren wie Carlos Castaneda (1972) zuerst bei MÄRZ erschienen. Wir haben vom ›Kukkucksnest‹ damals 600 Exemplare ausgeliefert, davon 400 Freiexemplare an die Presse, 200 an den Buchhandel, 64 Exemplare kamen als Remittenden zurück. Castaneda ging nicht viel besser. 1977 erschien dann als erstes Buch der neuen Produktion ›Die Reise‹ von Bernward Vesper, 1978 der erste Band der Upton-Sinclair-Werkausgabe (›Der Dschungel‹), 1979 Jules Vallès, ›Jacques Vingtras‹, 1980 die Gesammelten Werke von Isabelle Eberhardt, ›Sandmeere‹, 1982 Colin Wilson, ›Das Okkulte‹, 1983 ›das unbekannte Meisterstück der Gegenwartsliteratur‹ von Kenneth Patchen, ›Schläfer erwacht‹ und Anna Kavan, ›Julia und die Bazooka‹.

Der MÄRZ Verlag verdankt seine bewegte Geschichte und permanenten ökonomischen Kalamitäten der simplen Tatsache, später erfolgreiche Bücher meist zu früh gemacht zu haben. Ob es einen Sinn hat, darauf zu hoffen, daß das Heer der Schläfer in den Feuilletons, der kulturtragenden Buchhändler und wendigen Leser in Zukunft früher erwacht, wird sich weisen. Sei dem, wie ihm mag: Wir bedanken uns bei den Aufgeweckten.

Ende April 1969 erschienen die MÄRZ-TEXTE 1. Wir lassen jetzt, 15 Jahre später, das MAMMUT los. Damit es sich nicht im ewigen Eis der Unterkalkulation zur Ruhe legen muß, haben wir von diesem Buch eine Mäzenatenausgabe von 150 numerierten Exemplaren gedruckt, auf bestem Papier und in Seidenleinen gebunden.

In Zukunft möchten wir jedes Jahr ein MAMMUT machen, vorausgesetzt Sie lieben dieses.

MÄRZ Verlag 19. März 1984

MÄRZ TEXTE 1

Statement

Das Programm des MÄRZ VERLAGES wird bestimmt durch Publikationen, deren Tendenzen die Erweiterung bestehender literarischer und politischer Bewußtseinsformen meint. Literatur und Politik sind darin nicht voneinander abzugrenzen, sondern bedingen und ergänzen sich. Das Eine ist die Erweiterung des Anderen.
Der gemeinsame Hintergrund der vom MÄRZ VERLAG vorgelegten Titel ist eine neue Sensibilität, die sich in außerliterarischen Bereichen längst artikuliert hat.
Trotz häufig proklamierter Progressivität finden sich kaum Bücher, die dieses neue Bewußtsein demonstrieren. Im Gegensatz zu abstrakten Vorstellungen geht es uns darum, Belege und Anregungen zu schaffen für neue Verhaltensweisen, die sich aus den Zwängen traditionell wertender Kategorien befreit haben und für eine erweiterte Subjektivität und Spontaneität stehen.
Wir sind der Meinung, daß Bücher aus abstrakten kulturellen Ansprüchen herauszulösen sind, damit sie Gebrauchsgegenstände werden können. Dies setzt gedankliche Attraktivität voraus, die im Gegensatz steht zu der hierzulande sich als progressiv gebärdenden Feststellung vom Ende der Literatur. Wir stellen fest: die dort gemeinte Literatur ist allerdings schon seit einiger Zeit tot und ist nur noch als Kulturmasche im Gerede. Der MÄRZ VERLAG wird diese Laufmasche nicht aufnehmen!
Beispiele neuer Sensibilität fanden sich bisher fast ausschließlich im anglo-amerikanischen Bereich. Erst in letzter Zeit gibt es Ansätze bei jungen deutschen Autoren. Neben Autoren des MÄRZ VERLAGES wie Harry Matthews, J. G. Ballard, Irving Rosenthal, steht für den angelsächsischen Bereich die von Rolf Dieter Brinkmann und Ralf-Rainer Rygulla herausgegebene Anthologie ACID, die die neue amerikanische Szene in ihren zahlreichen Varianten in Lyrik, Prosa und Essay vorstellt. Im Herbst 1969 wird der MÄRZ VERLAG Beispiele junger deutscher Autoren wie P. O. Chotjewitz, R. D. Brinkmann, Uwe Schmidt, Bazon Brock u. a. veröffentlichen.
1970 erscheinen neue Arbeiten von Günter Seuren, Ulf Miehe u. a.

Als Beispiel der von Karl Dietrich Wolff vorbereiteten politischen Produktion mögen stehen: Edgar Snow, »Roter Stern über China« (Red Star over China), Horowitz, »Strategien der Konterrevolution«, Jones/Neal, »Schwarzes Feuer«, Vallières, »Québec libre«.

Im MÄRZ ARCHIV werden Titel mit Dokumenten und grundlegenden strategischen Diskussionen, die auch in der Bundesrepublik von direkter Relevanz sind, herausgegeben. Dabei werden sowohl von einer manipulierten Tradition unterschlagene ältere Texte als auch moderne Dokumente vorgelegt.

Wir wissen, daß unser Programm nur in enger Zusammenarbeit zwischen Autoren und Verlag, aller an Produktion und Distribution Beteiligten verwirklicht werden kann. Als konkreten Schritt hierzu haben wir den Verlag als Kapitalgesellschaft im Sinne einer Genossenschaft angelegt.

11. April 1969
MÄRZ VERLAG

Anmerkungen zu den folgenden Beiträgen im Anhang Seite 301.

Bazon Brock
Gerüstgrundriß für Übersichtsleser[1]

Zur lang erwarteten Antwort Bazon Brocks auf die Frage
»Was wird«

Ziel jeder gesellschaftlichen Praxis ist die Veränderung der bestehenden Bedingungen der Existenz aller im gesellschaftlichen Zusammenschluß.
Veränderung heißt Fortschreiten der Befreiung der Menschen aus Natur- und Gesellschaftszwängen. Dabei geht es um die Aufhebung nicht notwendiger aber durch Herrschaftsinteressen immer noch durchgesetzter Zwänge, also um die Aufhebung von Repression.
Ausgangslage dafür ist der Stand der Auseinandersetzung zwischen der Gesellschaft der Menschen und der Natur. Für unsere Gesellschaft kann als richtig angenommen werden, daß die Entfaltung gesellschaftlicher Arbeit bei weitem die Naturgegebenheiten übertrifft. Das heißt, die Formen der gesellschaftlichen Zusammenschlüsse können sich nicht mehr berufen auf Naturgegebenheiten und Naturnotwendigkeiten.
Wenn das Wesen gesellschaftlicher Arbeit als Aufhebung von Naturdetermination beschrieben werden kann und wenn diese Aufhebung soweit fortgeschritten ist wie in den westlichen Industriegesellschaften, dann hängt die Art und Weise des Zusammenlebens der Menschen nur noch von den Zielvorstellungen ab, die diese Menschen von ihrem guten Leben haben.
Wenn sich die Entscheidungen über die Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens nicht mehr aus Naturnotwendigkeiten ableiten lassen, heißt das, daß sie durchgehend nur noch aus politischer Beschlußfassung im Hinblick auf die vorgestellten Ziele begründet werden können.
Deshalb ist der Weg zur Veränderung der gegebenen Lebensbedingungen heute die Politisierung aller Lebensprozesse.
Über die Mittel der Verwirklichung solcher Einsichten besteht bisher keine Übereinstimmung. Die klassische Vorstellung geht davon aus, daß sich die Interessenten auf der Basis ihrer gemeinsamen gesell-

schaftlichen Lebensbedingungen (Klassenlage) solidarisieren und so im aktiven Kampf ihre Ziele verwirklichen.
Nach den bisherigen Erfahrungen kann solche Solidarisierung nicht zustande kommen, weil die Herrschenden über die Bedingungen ihrer Herrschaft zu genau Bescheid wissen.
Es ist nicht zu erwarten, daß die Herrschenden gegen die ihnen von den Wissenschaften zur Verfügung gestellten Erkenntnisse handeln werden.
Das wäre der Fall, wenn sich diese Gesellschaft aufgrund der Uneinsichtigkeit von Herrschaftsinhabern total faschisieren würde. Es ist möglich, die allgemeine revolutionäre Praxis gesellschaftspolitisch aktiver Gruppen zu beschreiben als den Versuch, die Herrschenden zur Entfaltung des wahren Wesens von Herrschaft zu zwingen. Es ist möglich zu sagen, daß diese Gruppen eine Faschisierung unserer Gesellschaft betreiben, um den Herrschaftsanspruch total werden zu lassen. Käme es zu einer solchen totalen Faschisierung unserer Gesellschaft, dann bestünde tatsächlich eine Chance zur Überwindung der gegebenen Herrschaftsverhältnisse durch Solidarisierung aller Betroffenen. Dann würde sich also die Veränderung der gegebenen Bedingungen im Rahmen der klassischen Vorstellung revolutionärer Praxis vollziehen können.
Da das Wissen der Herrschenden über die Bedingungen ihrer Herrschaft in den vergangenen 100 Jahren sehr groß geworden ist, steht nicht zu erwarten, daß sich die Herrschenden in die Positionen drängen lassen, aus denen sie mit den klassischen Mitteln revolutionärer Praxis vertrieben werden könnten.
Es ist deshalb notwendig, eine Strategie der Veränderung gegebener gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse zu entwerfen, die von diesem Tatbestand ausgeht. Das Buch »Was wird« entfaltet solche Strategien als Strategie der affirmativen Praxis. Diese Strategie setzt an beim Willen der Herrschenden auf Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft; sie setzt an bei dem Hauptcharakteristikum leistungsfähiger Systeme, das darin besteht, daß sich diese Systeme notwendig selbst erhalten wollen und daß sie dieser Selbsterhaltung alles andere opfern.
Der Begründungszusammenhang von Herrschaftsideologie und ökonomischer Macht ist inzwischen nicht mehr so eindeutig wie in den Zeiten von Karl Marx. Das hängt mit der Zunahme der Komplexität der gesellschaftlichen Produktionsformen zusammen, die auch von

einem noch so potenten einzelnen Produzenten nicht mehr autonom gesteuert werden können, was bedeutet, daß solche einzelne Herrschende die Kennzeichnung ihrer Herrschaft nicht mehr aus der tatsächlichen Verfügung über ökonomisches Potential ableiten. Die Gewichtigkeit der ideologischen Begründung des Wesens von Herrschaft hat für die einzelnen Herrschenden sichtbar zugenommen.
Deshalb muß es darauf ankommen, die unmittelbare politische Praxis der Herrschenden mit ihrem ideologischen Selbstverständnis zu konfrontieren, denn von diesem ideologischen Selbstverständnis wird die Begründung von Herrschaft in unserer Gesellschaft getragen. Das ideologische Selbstverständnis der Herrschenden bestimmen Kategorien wie Freiheit, Gleichheit, Gewaltentrennung, Fortschritt, Zukunft, Glück, gesundes Leben, Verantwortung für das Ganze, intellektuelle Überlegenheit, Bildung, Kunstverstand etc. Diese Kategorien entfalten sich im Grundgesetz, in der Sphäre gesellschaftlicher Kommunikation wie z. B. der Werbung.
Die Strategie affirmativer Praxis versucht, die Herrschenden beständig mit ihrem Selbstverständnis, sprich ihrer Herrschaftsideologie zu konfrontieren. Sie versucht nicht, die Herrschaftsideologie zu zerstören mit den Mitteln der konkreten Negation. Sie versucht, aus dem Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Realität und Herrschaftsideologie, der ja offensichtlich ist, Veränderungen zu erzwingen, weil die Herrschenden von ihrer ideologischen Begründung total abhängig sind.
Die angestrebten Veränderungen bestehender Lebensbedingungen werden ermöglicht durch Zustimmung (Affirmation) zur herrschenden Ideologie, wobei in dieser Zustimmung für die Herrschenden der Zwang entwickelt wird, ihrem Selbstverständnis zu gehorchen.
Die Politisierung der Lebensprozesse kann dadurch geleistet werden, daß die einzelnen Bürger die Realisation der Vorstellungen verlangen, die die Herrschaftsideologie entwickelt hat. Anstatt sich wie die Kulturkritik gegen die in der Werbung vermittelten Vorstellungen von Schönheit, Gesundheit, Verfügungsfreiheit zu wehren, sollen die einzelnen Bürger veranlaßt werden, zu verlangen, daß sie diese Schönheit, Gesundheit und Verfügungsfreiheit tatsächlich erhalten.
Auf diesen Ansatz wird leichtfertig geantwortet, daß die Herrschenden ja weiter die Herrschenden blieben, auch wenn sie, um weiter Herrschende zu bleiben, weitgehende Zugeständnisse auf Erfüllung

unserer Forderungen machen. So Argumentierende scheinen auf kindliche Formen konkretistischer Projektion zurückgefallen zu sein, denn es dürfte ziemlich gleichgültig sein, wer in Person Herrschaftsgewalt innehat, wenn diese Gewalt keine mehr ist, und sie ist keine mehr, wenn die über sie Verfügenden gezwungen werden können, die Vorstellungen der Verfügten zu realisieren.

Beispiel zur Taktik:

In einem Gymnasium erläßt der äußerst autoritäre Direktor ein generelles Rauchverbot. Eine Gruppe von Schülern ist bemüht, das Rauchverbot abzuschaffen. Das wäre sehr einfach möglich, wenn eine Solidarisierung aller Schüler gegen das Verbot zustande käme. Die Gruppe von Schülern erfährt, daß solche Solidarisierung nicht hergestellt werden kann. Sie argumentiert und widerspricht konkret den Begründungen des Rauchverbots durch den Direktor. Der Direktor läßt sich von solchen Widersprüchen natürlich nicht beeindrucken, weil er (gestützt durch die ihn tragende Ideologie) für sich in Anspruch nimmt, selber zu bestimmen, ob in der Schule geraucht werden soll oder nicht. Der Zustand der Auseinandersetzung zwischen Direktor und der interessierten Schülergruppe bleibt für das Leben an der Schule recht unerheblich.

Wird unter Anwendung der entwickelten Strategie und der sich aus ihr ergebenden Taktik vorgegangen, dann ist das Problem schnellstens zu lösen: die interessierte Schülergruppe hat den ideologischen Begründungen des Direktors nicht zu widersprechen, sondern ihnen zuzustimmen. Diese Gruppe wird also täglich 200 Anzeigen wegen Verstoß gegen das Rauchverbot beim Direktor erstatten. Aufgrund der ihn tragenden Ideologie kann der Direktor Autoritätsverlust nicht riskieren, deshalb muß er die Angezeigten mit den Bestrafungen belegen, die er bei Verstoß gegen das Verbot angedroht hat. Spricht er aber täglich solche Strafen aus, dann würde er sehr schnell eine Solidarisierung aller Schüler riskieren, die ihn zwingen würde, das Rauchverbot aufzuheben. Der Direktor würde jedenfalls seine Autorität verlieren, wenn er keine Strafen ausspräche, das Rauchverbot aber aufrecht erhalten würde. Um seine Autorität zu wahren, bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Rauchverbot aufzuheben und dafür Begründungen anzugeben, wie sie seine Ideologie ihm nahelegt, z. B. nur das Beste für die ihm Anvertrauten gewollt zu haben, aber natürlich nicht gegen den Willen der ihm Anvertrauten. In diesem konkre-

ten Fall ging es um die Aufhebung des Rauchverbots, sie wurde erreicht. Der Direktor aber ist weiter der Direktor, und um weiter Direktor bleiben zu können, mußte er den Vorstellungen der Schüler genügen. In diesem konkreten Falle hieß »Direktorsein«, nach Gutdünken Rauchverbot erlassen zu können. Da gezeigt wurde, daß er das nicht konnte, wurde auch gezeigt, daß Direktorsein ohne die Möglichkeit solcher willkürlicher Setzungen nur wenig bedeutet. Zumal dann, wenn auf dem gleichen Wege taktischer Operation in allen anderen Bereichen des Schulwesens die willkürlichen Setzungen des Direktors aufgehoben werden können. Ist das erreicht, so dürfte es realitätskontrollierten Schülern egal sein, daß der Direktor der Direktor bleibt.

Die Strategie der affirmativen Praxis ist von den Marxschen Vorstellungen von Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise deutlich zu unterscheiden. Für Marx begründete sich die Hoffnung auf Veränderung aus dem Widerspruch zwischen Produktionsverhältnissen und den Produktivmitteln. Marx sah, was richtig ist, daß nämlich aufgrund der kapitalistischen Produktionsbedingungen die Produktivmittel immer weiter entwickelt werden müssen. Er glaubte, was nicht richtig ist, daß sich die Differenz zwischen Entfaltung der Produktivmittel und Produktionsverhältnissen immer weiter vergrößern würde, worin mit Notwendigkeit das Potential der Veränderung anzutreffen sei. Für eine solche Hoffnung war es notwendig, gesellschaftlichen Überbau und die Basis so zu beschreiben, wie Marx das getan hat. Diese Bestimmung des Verhältnisses von Überbau und Basis ist inzwischen hinfällig geworden. Aus der Bestimmung müssen wir aber in unsere Analyse hinübernehmen die Notwendigkeit der Entfaltung der gesellschaftlichen Produktivmittel für jede Form kapitalistischer Produktionsweisen. Das heißt, die Herrschenden können nicht den erreichten und noch zu erreichenden Stand der Auseinandersetzung mit der Natur rückgängig machen, um Veränderungen zu verhindern. Die Strategie der affirmativen Praxis kann also tatsächlich davon ausgehen, daß die Möglichkeit realer und materialer Veränderung der Lebensbedingungen nicht eingeschränkt werden kann, was wiederum bedeutet, daß es keine zukünftigen Gesellschaftszustände geben kann, die auf Anderes als auf politische Beschlußfassung zu ihrer Begründung angewiesen wären. Abgesehen davon, daß es inhuman wäre, die Lebensbedingungen der Einzelnen auf einen

historischen Stand zurückzunehmen, nur weil man dann hoffen könnte, daß die Not der Einzelnen ihren Willen zur radikalen Veränderung der Gesellschaft ausbilden würde, ist es auch unmöglich, politische Praxis heute darauf zu begründen, sich den schon vorliegenden Leistungen gesellschaftlicher Cooperation durch Verweigerung entziehen zu wollen.

Tatsächlich aber hofft ein Großteil politisch bewußt agierender Gruppen, durch Verweigerung der Teilnahme Veränderungen erzwingen zu können. Die Strategie der affirmativen Praxis ist geeignet, unter den gegebenen historischen Bedingungen auch die Verweigerungsstrategie als Resultat klassischer konkreter Negation objektiv zu überwinden.

Nimm und lies, lern und praktiziere, was das Buch »Was wird – Zur Revolution des Ja« dir zu bieten hat.

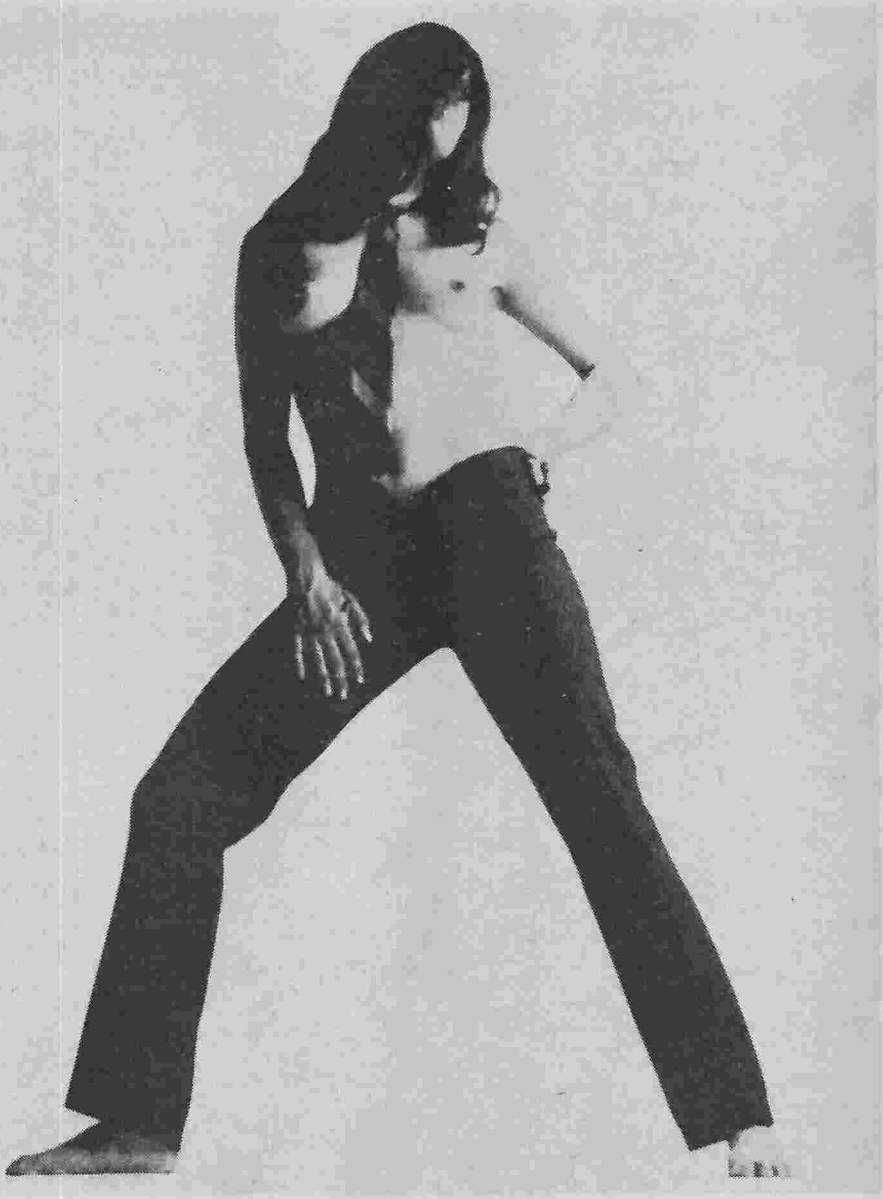
Charles Plymell
Pilze oder Playboy ist hier[2]

Ich glaube nicht, daß es für einen von uns Grund gibt, unsere Haltung hinsichtlich der Anti-Materie zu verschleiern. Wir stehen vor der Tatsache, daß wir das Negative zu absorbieren haben oder den Ausbruch von Energie bekämpfen müssen, wenn auch nur aus Angst vor Ausstrahlung. Ein Widerspruch gegenüber einer chiffrierten Nachricht für Bradley Martin. Würde es mich in Verlegenheit bringen, einen »Image-Hippie« zu ficken? Nein. Überhaupt nicht, obwohl ich Hippies im Ganzen peinlich finde – eine Parodie ihrer selbst, der Versuch die Lage zu vermenschlichen und in der gleichen Lage zu enden. Die Fernsehgeneration, die mit dem »dritten Elternteil« aufgewachsen ist, machte sich auf und davon und wurde von der Droge fasziniert. Drogen, bisher mehr oder weniger erforscht, sind zu einer riesigen Masche geworden. Manchmal war es erschreckend zu sehen, wie der dead agent wieder populär wurde – wie alle Empfindlichkeit für kritisches Bewußtsein und Diskretion zur bloßen Szene wurde. Und bleibt nichts mehr für die kleinen Überflieger zu tun als ihre eigenen Flügel zu fressen ... und vielleicht zu erkennen, daß hinter dem »kühl« konformen Lächeln, hinter diesen gekräuselten Locken, die Millionen mal mit dem niedlichen, konformen Schütteln des Kopfes in Szene gesetzt wurden, hinter diesen Bärten und Schweißperlen ... vielleicht alle Arten von Spießern und Kriechern stecken, die die Tür öffnen und das Haus verschließen. Aber die Attraktion erhielt Publizität und Macht in so einem Maße, daß wenige widerstehen konnten, und alle alten San Fransisco-Dichter schleppten eine Rock-and-Roll-Band mit sich oder sprangen irgendwo auf den Musikwagen auf ... für ein paar war es, glaube ich, vollkommen neu oder ein »drin-sein«. Jedesmal, wenn ich an diesen Ausdruck denke, werde ich angeekelt und erinnere mich an einen Eindruck irgendwann aus dem Jahr 1963, als langhaarige Leute mit Filmkameras und Tonbandgeräten herumrannten; alle latschten gleich, redeten gleich und versuchten »in« zu sein. Sogar Dichter, die wirklich lange vorher das Wort hatten, sprangen auf das Karussell. Ginsberg mit seinem schaukelnden Weltall und seinen Zimbeln. (Vor Jahren zeigte ich ihm God's eye –, aber er trug

es nicht, bevor die Zeit dafür reif war). Und der arme, dumme evangelistische Leary mit diesen Billy-Graham-Lippen. McClure, der schreiende Hippie, der die dämliche Zither schlägt, in der Hoffnung, er könne sich seinen Weg zu Fernsehruhm als Hippieführer ersingen oder erschreien. Und Ferlinghetti, das verwelkte Blumenkind, der auf einem Fillmore ho-down herumsprang und über LSD brabbelte, Jahre zu spät wie immer. Und Gleason, der aussieht wie Twiggy, war sehr beeindruckt. Die Liebesmasche, die Indianermasche endet gewöhnlich in Methyl-freak-Stumpfsinn. Ich erinnere mich, mit einem Jungen in einen Gene-Autry-Film gegangen zu sein – in den frühen 1940 igern – und ich erzählte ihm, alles sei Schwindel, Gene Autry sei ein Schwindler, das ganze Skript erlogen, und er fing an zu heulen und rannte aus der Vorstellung. Mit den Hippies ist es das Gleiche. Sie haben verlogene Vorbilder, die von sich denken, sie seien aufgeschlossen, aber bloß ausgeschlossen sind. Die Hippies glauben, sie drehen den Verstand der Leute um, während sie die meiste Zeit totlangweilig sind. Sie können nicht von jemandem begriffen werden, der das gleiche zu einer Zeit gemacht hat, als die meisten von ihnen noch in der Schule waren. Die Blumenkinder der freudianischen Eltern der 50 iger Jahre sind dazu angetan, mich mit ihren blöden Agressionen krank zu machen, sie liegen genauso daneben wie die Roboter, gegen die sie sind. Das und ihre seltsame Hinwendung zum Fernsehen.

Gespräch mit einem nackten Mann

Der Schauplatz war eine kleine, doch bequeme Hütte in den Redwoods. Wir waren unter den ersten Ankömmlingen, und der Gastgeber stellte uns vor. Es war ein junger Mann in den Zwanzigern, der bei irgendeinem Forschungsinistitut arbeitete. Er war sehr freundlich und nett und wollte, daß sich jeder schön und frei fühlen sollte. Manchmal hatte ich das Gefühl, er wollte zu ungestüm, daß man sich frei fühlen sollte ... wie ein kleiner Junge, der mit seinem Vater ein neues Spiel spielen will. Die Hütte war hübsch eingerichtet. Eine teure Musikanlage mit Kopfhörern und bunten, an den Verstärker angeschlossenen Lampen. Die Lampen blitzten an der Decke je nach Stärke der Frequenzen auf. Kopfhörer führten in einen eiförmigen, hängenden Strohsessel. Ein junger Mann bemerkte, das Sitzen in dem



Sessel mit aufgesetzten Kopfhörern sei wie ein Trip. Ich lächelte, und er sagte etwas über den Sinnesverlust, als er sich mit dem Ausruf, es sei zuviel, aufraffte, um es mich versuchen zu lassen. Der junge Mann war ein Klischee der angetörnten oder angedrehten oder Now-Generation. Ich setzte mich in den Sessel, es war angenehm wie in einer Schaukel, setzte die Kopfhörer auf und hörte den lauten, elektronischen Acid-Rock sehr klar. Währenddessen kamen mehr Gäste, eine blonde Biene mit langen, glatten Haaren und weißen Lewis ... Surfer Modell ... noch eine Blonde ... stereotyp saubere Hippie Ofenrohrhosen ... eng geschnitten ... Beatlestiefel und große Handtaschen ... Haar in der Mitte gescheitelt, auf beiden Seiten glatt herunterfallend ... ihr Begleiter auch in Uniform, komplett mit Epauletten, er hatte ebenso langes Haar, aber schön gewellt. Noch mehr beautiful people kamen, einige frühere Matrosen, die abgeheuert und ihre Spielgefährten an Turnhallentüren gelockt hatten, vergnügt wie kleine, fette Ochsen – jetzt versuchten sie es mit einem freundlichen, offenen Lächeln. Und junge, mittelalte professionelle Typen kamen, Mathe – Soziologielehrer vielleicht – die Art, die ein Poster von Tim Leary in ihrem Arbeitszimmer oder Schlafzimmer hängen haben (aufgeschlossene Mittelklasse). Einige hatte ich auf anderen Nacktparties kennengelernt. Auf der letzten Nacktparty hat jeder seinen Körper mit leuchtenden Farben bemalt und unter den Blitzlampen zu lautem, hartem Rock getanzt. Einige tanzten eine Art von schrulligem Rock, der aussah wie die Mischung aus einer sich windenden Shiva und einem alten country Ho-down. Ich war ängstlich, all diese Fotzen und Schwänze dieser großartigen Leute zu sehen, obwohl ich von Herzen ein Pornograph bin, aber Pam und ich brachten Entschuldigungen vor, um gehen zu können, obwohl wir den angewärmten Wein und die frische Luft der Redwoods genossen. Ich fragte jemanden, auf was er stehe, und er antwortete in Form von Microgrammen und Tabletten. Er sagte, die meisten Leute hier würden auf Spritzen stehen (acid), und ich hatte gedacht, Acid heads seien seit geraumer Zeit langweilig, und fühlte mich etwas fehl am Platze, genauso wie ich mich früher auf spießigen Parties fühlte. Und das *Gefühl* machte die Runde, und es sah aus, als ob die Party für Spießer gemacht war, die LSD geschluckt hatten, und schließlich kommt heraus, daß es wirklich Spießer waren, die LSD geschluckt hatten.

Ich dachte an das zärtliche Schamhaar und die Körper, die ich gleich

sehen würde, beinah wie ein Traum ... nicht in meiner wildesten Phantasie ... jene Jahre, in denen ich in Aktmagazinen all diese geilen Stellungen des unerträglichen Augenblicks anstarrte, das Verlangen in sexuellen Organen zu baden, während ich meinen Schwanz fest streichelte und rieb und das Ergebnis der Anstrengung den Ausguß hinabspülte, in diesem billigen Hotelzimmer mit den schmierigen Heften unterm Bett. Und danach fühlte ich mich sogar bei Orgien als Außenseiter, und jetzt sollte es mir möglich sein, all das zu sehen, was ich ersehnt hatte, unter den engen Hemden und Lewis ... jetzt, während ich auf der feuchten, dunklen Landstraße zurückfahre, verfluche ich mich, nicht wenigstens gewartet zu haben, bis alle ausgezogen waren. Und all die hallucinogenen Liebkosungen, die bei dem Liebesspiel geschehen, natürlich kann ich DARAN nichts Schlechtes finden.

Aber es war, als ob ich auf jedes meiner vergangenen Leben blicken würde, ich fühlte Heimweh, fühlte mich wieder allein und war nicht fähig, diese Sachen jemals wieder so tun zu können, und ich wußte das und wollte es auch nicht, weil es in Wirklichkeit immer unmöglich ist, bis dorthin zurückzugelangen, so wie es das erste Mal war, wie etwas, das aus mir herausgetreten ist, unersetzbar ist und lediglich in Form, Zeit und Raum zurückgerufen werden kann, um mir zu zeigen ... dieses Mal Zuschauer. Egal, ich war hier der Spießer dieser Party, der ihnen zusah, wie sie durch die ganze Sache hindurch gingen und nicht weit entfernt von dem Standard Trip waren ... das wundert mich ... mein Gott, was haben sie mitgebracht? Gab es nichts vor dem? Keinerlei Erfahrung? Keine Empfindungen? Keine Gefühle? Kein Eindringen in persönliche Tiefen? Sie sind mit nichts gekommen, um ihre Gehirne auf diese augenblickliche kosmische Leinwand zu projizieren, und sie werden das Theater als Verrückte verlassen, die versuchen werden, die Leinwand abzureißen und sie mitzunehmen.

Und dann zog ein idiotischer Junge seine Taube an sich und sagte, zu mir hinübergestikulierend, »Da ist ein Dichter. Hätte er das ausdrücken können, was wir heute durchlebt haben?« – Indem sie sich auf seinen Trip bezog, sagte sie. »Ich hab nichts genommen, aber ich fühlte mich, als ob ich das Gleiche durchlebt hätte.« Mein Gott! Ich dachte daran, daß ich das ein Jahrzehnt durchlebt habe und immer noch nicht weiß, was ich ihnen sagen soll. Sie dachten, ich wäre vollkommen unberührt von solcher »Erfahrung«, und ich stand da und

beobachtete sie. »Du meinst einen Kontakt-High,« antwortete ich ihr. »Ich weiß, die nicht ausdrückbare Sache ist ziemlich überwältigend . . . doch Dichtung ist Dichtung und LSD ist LSD, und ich kenn beides, aber wenn du mich jetzt entschuldigst, ich möcht gern wissen, ob hier jemand high genug ist, daß ich ihre Arschlöcher auslecken kann und sie es genießen.« »Playboy ist hier,« ein Flüstern durch die Wände. Als wir von den Bergen in die Stadt zurückfuhren, sah ich eine meiner liebsten, entzückendsten, lavaartig elektrisierten Theatervisionen der nächtlich beleuchteten Stadt. Ich stellte mir mich als alter Indianer vor, der aus dem Grab steigt, jemand, der nur die Dinge der Natur kannte, die ein Teil von ihm waren, sein gesamtes Leben mit Dingen, über die wir heute selten nachdenken. Die Tiere, die Wasserströme, die Wälder, die Berge und der Ozean. Was bedeuteten sie für ihn, was würde er jetzt denken, wenn er auf die aufblitzende Stadt blicken würde, beleuchtet durch Straßen und Autos . . . für ihn alles ein fließender, geschmolzener Irrsinn . . . wenige Jahre von ihm entfernt . . . So überwältigend, dachte ich, wie seine Mescalin-Welt für mich, als ich ein kleiner Junge in Kansas war und die bitteren Visionen aß. Ich dachte an die Mescalin-Pflanze und daß sie grünem, herbem Fleisch von Jahrhunderten ähnelte, die ihre Form dem geschrumpften, alterslosen, kleinen Brocken Harzfleisch aufdrückten. Ich erinnere mich, wie vor langer Zeit ein Freund einen Jazzmusiker mitbrachte, und ich in meinem Zimmer eine Kiste mit Mescalin hatte, das begonnen hatte, in sehr grotesker Art zu wachsen, und der alte Jazzer sagte, »Mann, ich hörte, du hast was von dem Mescaline.« Ich gab dem alten Schwarzen etwas, und er sprang zurück und sagte etwa, »Mann hunhu, das Zeug lebt.« Und er zog ein Taschentuch heraus und wikkelte es um seine Hand, um das Mescaline zu nehmen. Das brachte mich ins Nachdenken darüber, was Drogen jetzt für mich bedeuteten, aber die Erinnerung, diese Erinnerung, die hervorbricht und sich in sich selbst zurückzieht. Diese Erinnerung, die sich selbst ersinnt, um mit dem Körper eins zu werden und in kleine Stümpfe ausläuft, zu Stücken gerissen wurde und sich neu bildet, wieder und wieder.

Was soll dann über Drogen gesagt werden. Es wird alles so entrückt. Entrückt wie eine Realität, in die ich ohne Bewußtsein hineingehe, ich lächle durch ein Gewirr von Widersprüchen, sehe zu, wie mein Fleisch alt wird, lege Dinge zurecht, um das Chaos und den Irrsinn zu überleben, die Hände organisieren jeden Tag das Zeichen intelligenten

Lebens, um eher der letzten Grube des Fleisches dargeboten zu werden, den Finger im Arschloch (»Der Finger reicht weit hier in S. F.,« sagte er) was dem »jetzt öffne langsam deine Finger« entspricht. Während draußen vor dem Hotelfenster reine Ökologie im Dunkeln glüht, Vergewaltigung und Inbesitznahme von Territorien im Neonlicht. Aber was soll man dem freundlichen Mann auf der Party antworten, wenn er mit halbwissendem, glühendem Gesicht über Drogen redet, was eine ganze Generation als eine kosmische Lüge anwendet. Alles, was ich weiß, ist, daß LSD die Charakteristiken von Pilzen aufweist. Für eine kleine Bezahlung durch die Natur ist dieses Wesen, das Du als Du kennst, das versucht, den Marktplatz zu überqueren, selbst mit einer Anhäufung von Fäulnis bedeckt. Alle Erinnerung wird in toter Fäulnis erhalten, und sie kann sich selbst als ein Film vorzeigen, der entwickelt wird, sobald er mit dem Leben in Berührung gebracht wird. Eine alte Schmeichelei kommt wieder zu Leben unter dem großen, blauen Zelt. Sie streift andauernd weiter. Die Fäulnis hat die Fähigkeit, die Schau zu stehlen. Sie nimmt alles. Sie hat einen Zugang zum Gehirn gefunden, ein flüchtiges Schaufenster aller verrückten Möglichkeiten, die für immer gesammelt werden, und sie ändert alles, falls sie ins Geschäft kommt. Angst, solch eine süße Blume, ich möchte für immer in den Blättern liegen. Die Blume, die von allen nimmt, um ihre eigene Schönheit aufzubauen. Die Verneinung des Schmerzes. Ich habe nicht einmal etwas dagegen, hier zu sitzen und zu ihnen zu sprechen. Und dann das Unkraut mit seiner Art der Verbreitung, es wird haarig, ungepflegt. Es ist klebrig und haftet leicht. Manchmal klebt es mit anderem Unkraut oder Gewächs zusammen, bis man seine Form kaum noch erkennen kann. Das ist Paranoia. Und die mechanische Ausbreitung des Lebens versucht immer, es zu trennen. Aber, ich weiß nicht, während wir hier sitzen, was ich über Drogen sagen soll. Alles ist so groß, wie die Wirklichkeit, nicht wahr? Von der Mescal-Form der Azteken-Sonne bis zu dem elektronischen Dingsbums, das in Ihrem klopfenden Gehirn pulsiert. So sitzen wir hier, genau wie überall.

Drei junge Lyriker aus England[5]

Barry MacSweeney:
TOD, GEH, LASS DEINE SCHUHE REPARIEREN & FLICK DEINEN GEFRORENEN HUT

Sergei sprach Gedichte hin zu Isadora auf der anderen
Seite eines Sonnengestrüpps & Nijinsky
ging nicht mit Diaghilev ins Bett.
heute Abend ist der Himmel blau gewaschen
bezeichnend oder nicht für eine dunkle Vergangenheit –
die kältesten Sterne sind blau.
Sie stolpert die dunkle Treppe
runter im aufgegebenen Teil der Stadt und glüht
voll mit Apfelwein, es ist so gut für sie schales
& abgestandenes Bier zu trinken, zu viel zu rauchen.
Sie hält sich am Gerüst fest – Götter der
steilen Hänge, helft uns! Es gibt
keine Katzen in diesem Teil der Stadt &
Nein, ich glaube nicht, daß es gefährlich ist
leicht zu brennen, aber versuch das
der Jungfrau von Orléans zu erzählen, sie besaß
einen standhaften Glauben an die Feuerwehr.
oh Frau aus Eis, deine Absätze klappern,
meine Zukunft ist in meiner Manteltasche, es ist deine Hand.
& nach unserem Entschluß, nicht in die Tyne
zu springen, zufrieden damit in sie hineinzuspucken,
gingen wir fort im Februarfrost –
ich küßte dich zum ersten Mal in der
Mitte der Drehbrücke, zwischen zwei Ländern, um
die Liebe über so viel Land
wie möglich zu breiten
. die übliche, betrunkene
& alte Frau im letzten Bus knallt ihre Stiefel aus
synthetischem Seehundsfell gegen die Sitzkanten

& singt Schlager der 20er Jahre.
Was ist das, das mich stumm singen läßt in meinen
pelzigen Lungen. Du bittest mich deine Hand zu halten
eigentlich sollte ich nicht, aber du verführst mich mit
Pulverkaffee & dem süßen ländlichen tibetanischen Geruch
von heißer Milch & Kaffee
(du schlürfst Kaffee & ich habe noch den Geschmack von
chinesischem Tee in meinem Mund. Was für Geschmäcker!
Wir werden ein Café ausschließlich für die Lippen Liebender
eröffnen) & später, als ich allein
nach Haus ging & eine Stunde brauchte, um jeden Geschmack
auszukosten
sprang ich die Böschung zum Verteilerkreis
hinunter & dachte:
es waren alles dieselben Plätze, dieselben Bars,
dasselbe Bier, die üblichen Brücken und bekannten
Straßen und Kirchen und dieselben Leute.
Aber glaub mir, wenn ich sage, es war anders.

Tom Raworth:
FOLGE NICHT MEINEN ZEHEN
also, helmut, onkel friedrich wird dir zeigen, wo er war
probier mal diesen gürtel an, dieses alte luftwaffen jacket
der ›kosmetische weg‹ unerwünschtes haar sicher, schnell zu entfernen
ja, die italiener waren immer untergeordnet

eine aufgeblasene mandeldrüse, die ich ansehe. dein recht oder meins?
es ist mittag, es ist sommer, und vögel fliegen durch die
schatten einer leeren bahnhofsstation

Tom Raworth:
GEORGIA ON MY MIND
er sieht die schnellste pizza der welt
er sieht blitzlichter im photoautomaten
er sieht zurückgegebene fahrscheine
er riecht zwei gummibänder um zwei gänseblümchen
er riecht dasselbe hemd die ganze woche
er hört eine million männer auf corn-flakes marschieren

Ralf Rainer Rygulla, der Herausgeber von DIE SCHNELLSTE PIZZA DER WELT mit Linda Pfeifer

Brian Patten:
KLEIN JOHNNYS GESTÄNDNIS

Heute Morgen
noch ziemlich jung und töricht
borgte ich mir eine Maschinenpistole, die mein
Vater seit dem Krieg versteckt hatte, ging raus
und vernichtete eine Anzahl kleiner Feinde.
Seitdem bin ich nicht nach Hause gegangen.

Heute Morgen
streifen Schwärme von Polizisten mit
Spürhunden durch die Stadt
mit meiner Beschreibung in ihre
Gehirne gedruckt und fragen:
›Haben Sie ihn gesehen?
Er ist sieben Jahre alt,
liebt Pluto, Mighty Maus
und Biffo, den Bären,
haben Sie ihn irgendwo gesehen?‹

Heute Morgen
allein auf einem fremden Spielplatz
immer wieder, in mich hineinmurmelnd
es war ein Fehler, es war ein Fehler
plane ich meinen nächsten Schritt
aber kann ihn nicht tun.
Die Spürhunde werden mich aufschnüffeln,
sie haben meine Lollypops.

Resolution zur Frage des Schulkampfes[4]

II. Internationale Konferenz kommunistischer Kinderorganisationen 1925

1. Die kapitalistische Schule ist ein Instrument der herrschenden Klasse und dient dazu, die Kinder der Werktätigen ihrer Klasse zu entfremden, sie zu willfährigen, denkunfähigen Arbeitssklaven des Kapitals und zu Kanonenfutter des Imperialismus heranzuzüchten. Diese Tatsache wird heute immer noch verkannt von einem großen Teil der Arbeiterklasse, der noch von der Illusion befangen ist, als ob die heutige kapitalistische Schule »verbessert«, reformiert werden kann. Diese falsche Einstellung, die auch in kommunistischen Kreisen noch vorherrscht, wird in einigen Ländern noch gestärkt durch das Entstehen sogenannter weltlicher, freier oder Gemeinschaftsschulen. Viele Genossen glauben nun, daß man über *diese* Schulen zur proletarischen Arbeitsschule gelangen könne. Nichts ist irriger als das. Die bürgerliche Schule ist das Produkt der Klassengegensätze. Unser Ziel kann nur erreicht werden durch den Sturz der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und die Errichtung der Diktatur des Proletariats. Erst dann wird es möglich sein, die Arbeits- und Produktionsschulen aufzubauen, wie das Beispiel der Sowjetunion zeigt.
Während die jungen Pioniere in der UdSSR, wo solche Schulen bestehen, die Aufgabe haben, den Aufbau dieser Schulen mit allen Mitteln zu fördern und nach Kräften zu unterstützen, müssen die KKV in den kapitalistischen Ländern unter tatkräftigster Unterstützung der KP und der KJV den schärfsten Kampf gegen die kapitalistischen Schulen und jede Abart führen.
2. Der Kampf *um* die Schule ist aber nicht nur Sache der proletarischen Eltern, der Elternräte und -komitees, der kommunistischen Parlamentsfraktionen oder überhaupt des Proletariats, sondern der Kampf muß gleichzeitig innerhalb der Schule geführt werden, als Kampf der proletarischen Kinder und kommunistisch gesinnten Lehrer zur Zersetzung der bürgerlichen Schuldisziplin und Eroberung der Schulen für die Arbeiterklasse.
Die barbarischen Züchtigungsmethoden des hergebrachten bürger-

lichen Drillsystems in den Schulen bilden den gegebenen Anhaltspunkt, um die breitesten Massen der indifferenten, noch nationalistisch und christlich infizierten Arbeiter- und Bauernkinder zu mobilisieren und ihnen den Klassengegensatz zur reaktionären Schulbürokratie und der gesamten bürgerlichen Welt klar zu machen. Gerade durch den Kampf gegen die Prügelstrafe, der mit allen Mitteln der Aufklärung, der Auflehnung gegen die prügelnden Lehrer, der Obstruktion (z. B. bei nationalistischen Feiern in der Schule), des Schulstreiks, der Demonstrationen vor dem Schulgebäude, der Elternversammlungen, der Delegationen an Partei, Gewerkschaften, Gemeindevertretungen durchgeführt werden muß, wird sich der Kinderverband das Vertrauen auch jener Kinder erwerben, die aus den rückständigen Proletarier- und Kleinbürgerschichten stammen und für den Kampf gegen die kapitalistische Beeinflussung, nationalistische Verhetzung und klerikale Verdummung noch nicht ohne weiteres gewonnen werden können.

Unsere dringendste Aufgabe muß deshalb sein, durch die Intensivierung des Schulkampfes breite Massen der Schuljugend für unsere Ziele zu gewinnen, organisatorisch zu erfassen, ihren Widerstand gegen die Beeinflussung der kapitalistischen Schule (durch reaktionäre, arbeiterfeindliche Lehrer) hervorzurufen und sie dadurch zu Klassenkämpfern zu erziehen.

3. Die Träger dieses Kampfes sind die Schulzellen. Diese müssen einen systematischen Kampf sowohl gegen das gesamte bürgerliche Schulsystem (Prügelstrafe, Hausaufgaben, Strafaufgaben usw.) als auch gegen die arbeiterfeindliche nationalistische und kapitalistische Erziehung, die die Kinder zu Streikbrechern und Weißgardisten heranbildet, führen. Vor allem aber muß gegen die offene und versteckte Propaganda für den imperialistischen Krieg und die faschistischen Organisationen ein unerbittlicher Kampf geführt werden. Vielfach werden Arbeiterkinder in der Schule dazu verleitet, den Feinden der Arbeiterklasse Dienste zu erweisen (durch Verteilung von Flugblättern der nationalistischen Parteien während der Wahlen u. a.). Die Schulzellen müssen ein äußerst wachsames Auge für diese Machenschaften haben. Sie müssen eine energische Gegenpropaganda entfalten, die irregeführten Arbeiter- und Bauernkinder aufklären und sie gewinnen für ihre Klasse, die kommunistische Partei, tätig zu sein.

4. Die Schulzellen müssen die strengste Kontrolle über den gesamten Unterricht ausüben, und gegen die Methoden des Volksschulunterrichtes tagtäglich den schärfsten Kampf führen. Insbesondere muß der patriotische und religiöse Unterricht aufs Korn genommen werden.
Die wichtigsten Methoden des Schulkampfes sind:
a) Agitation unter den Klassenkameraden von Mund zu Mund, bzw. durch kleine Klebezettel, Laufzettel, Karikaturen, Zellenzeitungen.
b) Einberufung von Klassen- und Schülerversammlungen, Elternversammlungen, öffentliche Versammlungen.
c) Diskussionen mit dem Pastor und Lehrer innerhalb des Religions-, Geschichts-, Lese- und Rechenunterrichtes usw., Ausnützung des freien Aufsatzes.
d) Obstruktion, einzeln und kollektiv, gegenüber Zumutungen, wie das Singen nationalistischer und klerikaler Lieder, Teilnahme an nationalistischen Feiern oder anläßlich der konterrevolutionären Reden des Lehrers.
e) Klassenstreiks und Schulstreiks zur Erzwingung von Forderungen, wobei die Unterstützung der Arbeiterorganisationen erreicht werden muß.
f) Kinderdelegationen an die verschiedenen Behörden und Arbeiterorganisationen.
5. Der Schulkampf muß aufs engste mit dem Kampf gegen das Kinderelend und die Kinderarbeit verbunden werden. Dieser Kampf muß gemeinsam mit den erwachsenen Arbeitern geführt werden. Die Schulzellen müssen durch Umfrage unter den Schulkameraden systematisch statistisches Material sammeln und zusammenstellen, den kommunistischen Fraktionen in den Gewerkschaften, im Parlament und in den Gemeindebehörden dieses zustellen und an diese entsprechende Forderungen richten. (Offene Briefe.) Dieses Material muß unter den Kindern in der Schule und in der Kinder-, Partei-, Jugend- und Gewerkschaftspresse ausgewertet werden. Durch diese Propaganda und durch eine vorsichtige und beharrliche Aufklärungsarbeit müssen die Eltern zur Unterstützung der Aktionen der KKV gewonnen werden.
6. Der Schulkampf muß verbunden werden mit den Arbeiterkämpfen. Bei ausbrechenden oder bevorstehenden Arbeiterkämpfen (Lohnkämpfen, Streiks, Lockouts [Aussperrungen]) mussen die KKV sofort dazu Stellung nehmen, sich an den Demonstrationen und

Versammlungen der Streikenden beteiligen und eine intensive Aufklärungsarbeit innerhalb der Schule, auf den Spielplätzen und innerhalb der sonstigen proletarischen Kindergruppen betreiben. Bei Streiks und Lockouts der Arbeiterschaft sollen besondere Forderungen (z. B. Speisung der Kinder der Streikenden) für die Kinder aufgestellt, eventuell Protestschulstreiks durchgeführt werden. Bei eventuellen Gehaltsbewegungen der Lehrer soll ebenfalls das Mittel des Sympathiestreiks in Erwägung gezogen werden.

7. Die Schule ist der Ort, wo der Kampf gegen die gegnerischen Kinderorganisationen am besten und am erfolgreichsten geführt werden kann. Die Schulzellen müssen es verstehen, die Kinder, die den religiösen und anderen Organisationen unserer Klassenfeinde angehören, aufzuklären und für die Sache der Arbeiterklasse zu gewinnen.

Durch individuelle Bearbeitung, durch Heranziehung zur Mitarbeit an der Schulzellenzeitung und Hineinziehung in die Veranstaltungen des Kinderverbandes (z. B. Wanderungen, die durch die Schulzelle organisiert werden), wie auch Abendveranstaltungen, Spiele mit revolutionärem Inhalt usw. muß es gelingen, diese Kinder zu beeinflussen, aufzuklären und sie von den gegnerischen Organisationen loszulösen. Bei solchen Veranstaltungen sollen in erster Linie Szenen aus dem täglichen Leben und den Kämpfen sowohl der erwachsenen Proletarier wie der Kinder von den Kindern selbst dargestellt werden.

8. Besondere Aufmerksamkeit müssen die Schulzellen den nationalistischen, patriotischen und religiösen Feiern widmen. Durch Flugzettel, durch Versammlungen, durch die Schulzellenzeitung und durch individuelle Bearbeitung der Schulkameraden muß eine aktive Gegenpropaganda betrieben werden.

In den Vordergrund der Kampagne gegen die Rußlandhetze der Imperialisten muß die Popularisierung der Errungenschaften der UdSSR auf dem Gebiete der Kindererziehung und -fürsorge gestellt werden. In den Schulzellenzeitungen und in Versammlungen der gesamten Schuljugend soll im Zusammenhang mit den Arbeiterdelegationen nach der UdSSR über die Lage der Kinder, über den Aufbau der Kinderheime, über das Leben und Treiben der Jungen Pioniere in Sowjetrußland berichtet werden. Dem Ausbau der internationalen Kinderkorrespondenz durch die Organisierung eines regen Briefverkehrs zwischen den Pionieren der kapitalistischen Länder und denen der UdSSR ist daher besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die proletarischen Feiertage (1. Mai, 7. November, revolutionäre Jahresfeiern usw.) müssen ebenfalls gut vorbereitet werden, damit möglichst breite Massen der Arbeiterkinder an denselben teilnehmen. Für den 1. Mai soll die Parole »Schule frei!« ausgegeben und sollen Schulstreiks organisiert werden.

9. Die Schulzellen müssen innerhalb und außerhalb der Schule den Kampf für die Amnestie der politischen Gefangenen führen durch Agitation von Mund zu Mund, durch die Schulzellenzeitungen, durch Laufzettel, Flugblätter und Versammlungen, durch Organisierung von Sammlungen für die Rote Hilfe, durch Mobilisierung der Schülermassen für die Teilnahme an den Kampagnen, Aktionen und Demonstrationen der Kommunistischen Partei und der Jugend.

10. Die KKV kämpfen beharrlich und systematisch gegen das bürgerliche Schulsystem und insbesondere die imperialistische und reaktionäre Erziehung und für die sozialistische Produktionsschule. In diesem Kampfe vertreten sie eine Reihe von Teilforderungen wie:

Weg mit der Prügelstrafe,
Entfernung aller reaktionären und arbeiterfeindlichen Lehrer und Prügelhelden,
Unentgeltliche Lehrmittel,
Freie Schulspeisung und ärztliche Behandlung,
Ferienheime für bedürftige Kinder,
Abschaffung des obligatorischen Religionsunterrichtes,
Einführung der Sozialwissenschaft in den Unterricht,
Einführung der praktischen Methoden der Arbeitsschule,
Herabsetzung der Schülerzahl in den Klassen,
Mitarbeit bei Verwaltung und Ausarbeitung des Schulplanes,
Schülervertretungen in den Lehrerkollegien und den sogenannten Wohlfahrtskomitees,
Öffentlichkeit der Schule und Arbeiterkontrolle.

11. Zur Unterstützung des Kampfes um diese Forderungen müssen die KP die Initiative zur Schaffung von proletarischen Kontrollorganen ergreifen. Die Schulzellen müssen alles tun, um sich die Unterstützung der kommunistischen und sympathisierenden Lehrer zu sichern. Ferner ist wichtig, die Gewerkschaften dahin zu bringen, daß sie die Forderungen der Kinder zu den ihrigen machen und den Kampf der Kinder unterstützen. – Die kommunistischen Gemeinde- und Parlamentsfraktionen sind mit ausgiebigem Material, durch Kinderdemonstrationen und Versammlungen, Delegationen an die Parlamente im Kampfe gegen reaktionäre Schulgesetze zu unterstützen, ebenso in ihrem Kampfe für Verbot der Kinderausbeutung, für ausreichenden Kinderschutz und gegen die bürgerlich-pfäffischen Methoden der sogenannten Jugendfürsorge.

Mary Beach[5]
Die elektrische Banane

Hochfrequenz der Erfahrung, ein trügerisches Klingelzeichen & eine ELEKTRISCHE BANANE auf des Messers Schneide – 1. Phase: Abwasserpropaganda – Dann: Umdrehung von Brustbohrern wo ein sanfter Wind alles umbläst – ACTION! KAMERA! AUFNAHE! Regisseure umtänzeln den Sadistischen Filmstar – Schlägereien in der Arena, Profit infolge dämlicher Untätigkeit in der Obstschale.
»Spring ihn an! Gib's ihm! Er ist anders . . .!«
Rauch & Zigaretten hängen zwischen den Lippen des Gentleman, die über einem Bett »reiner Liebe« einschweben – Elfenbeinschwanz aufgerichtet, in Stellung gebracht, fertig zum Reinschieben.
»Ich fick alles, was sich bewegt«, sagte Chano P.
Mein Blut wie geschmolzenes Eisen versetzt mit einem Sumpf von Schlägen – wartend – explodierend – Weißglühende Asche zischt auf der Sonne – Mond, kühler Strom von Saft.
»Bekenntnis eines weißen Klangs«, sagt Roger K. – ›dieses unser grünes Land‹ verschmiert mit Tinnef – Lebensmüde – Hab's satt, und wie – RUHE! RUHE IHR ALLE VERDAMMT NOCHMAL! – Blau – Jahreszeiten haben nur noch diesen einen Ausweg offen – Für mich gibt's hier nichts mehr, rein garnichts – Hausbackene Pickel in Hicksville.
»Hör auf, dieses Geräusch zu machen, wenn du ißt, ich finde es absolut widerlich – Äh!«
»Was für 'ne Scheiße«, sinnierte ich. »Und was'n Arschloch.«
»Damischer Ignorant.«
»Wenn dir's hier nicht paßt dann hau doch ab – geh nach Afrika oder sonstwas.«
»Mach woanders Krach mit deinen Tom-Toms, Bankert.«
Zigarette baumelt wie ein Engel an einem eisengrauen Himmel – Orangenfarbene Sonne – Unbehagliches Gefühl drohenden Unheils, Flutwelle von Untätigkeit/Reaktion – Scheiß drauf – Einen Klaren kippen bis auf den Bodensatz.
»Schaff an mit deinen Beinen, hör nicht auf diesen Macker.«
Unsichtbare Geduld hält Ausschau nach SCHOCK BEATNIKS – Wilde Schreie auf der Blauspur – Picklige Jungs & Chano P. holen

sich einen runter in Madrid – STILLE – Guardia Civil mit Kunstlederdeckeln fliegen durch die Gossen der Dummheit – Gerassel hilfloser Arme, totaler Krieg & verstärkte Anstrengung in runtergekommenem Zustand.
Nacht wurde ermordet am Tag als ich Ort & Zeit killte.
»Dreh diesen verdammten Aschenregen ab.«
»Wie soll ich in einem Bett reiner Liebe schlafen können, wenn das ganze Gestell mit Kaugummi & Bananen verkleistert ist?« – Aber meine Stimme trug nicht, es war alles sehr peinlich – Wie kann einer nur so eklig sein, dachte ich.
Eisengrauer Himmel, blaue Funken kotzend, weißglühend vor der Feuersonne.
»Hau ab! Kommst hier sowieso nicht lebend raus.« Noch'n Schluck. Bar-geschlapper.
Spring runter, Dollars, heiter, lauf zurück nach Afrika – Prämien & Blaue Rabattmarken für Pennies – Zigaretten verhindern den Einsatz wilder Schreie.
Zum Ersticken in dieser Obstschale – Das Leben hier, die reine Hölle – Atembeschwerden – Todesröcheln & Rülpsen – Genicke & Halswirbel brechen – Fischköpfige Meerjungfern mit Bleistift-beinen hingelämmert auf einer Himmelsbühne & einem Perlmutt-strand – Himmel sauber in zwei Hälften gefaltet in der Brusttasche des Gentleman – Und ELEKTRISCHE BANANEN 500 Fuß über der Erde – Ein Auge stiert unheilvoll aus einer rosa Schinkenscheibe – »Ceci n'est pas une pipe«, das ist keine Pfeife, sagt René der Kleptomane und schwenkt eine Pfeife über dem Bett reiner Liebe – Großer Schildpattkamm austariert auf einer winzigen Couch – Ein harter Grüner Apfel füllt einen von Atmosphäre durchpulsten Raum – Steinerner Mann entfernt einen Splitter aus dem Auge eines steinernen Mannes & eine orangenrote Sonne stiert unheilvoll auf sie herab durch einen schleimigen schwarzen Wald, flach und matt, hängt einfach da & wabert wie eine ausgeleierte Schallplatte – Eine gevierteilte Frau hängt an der Wand.
Zynisch dumme Romane überschwemmen die Buchhandlungen unseres ›grünen Landes‹ – auf kürzestem Weg zur Reife – Jugendlicher, perspektivisch verkürzt gesehen, leicht geschwollen vor Einbildung – Drüsengedanken suhlen sich in menschlichem Schleim – 17jährige Aufrichtigkeit tröpfelt aus seinem Füllfederhalter.

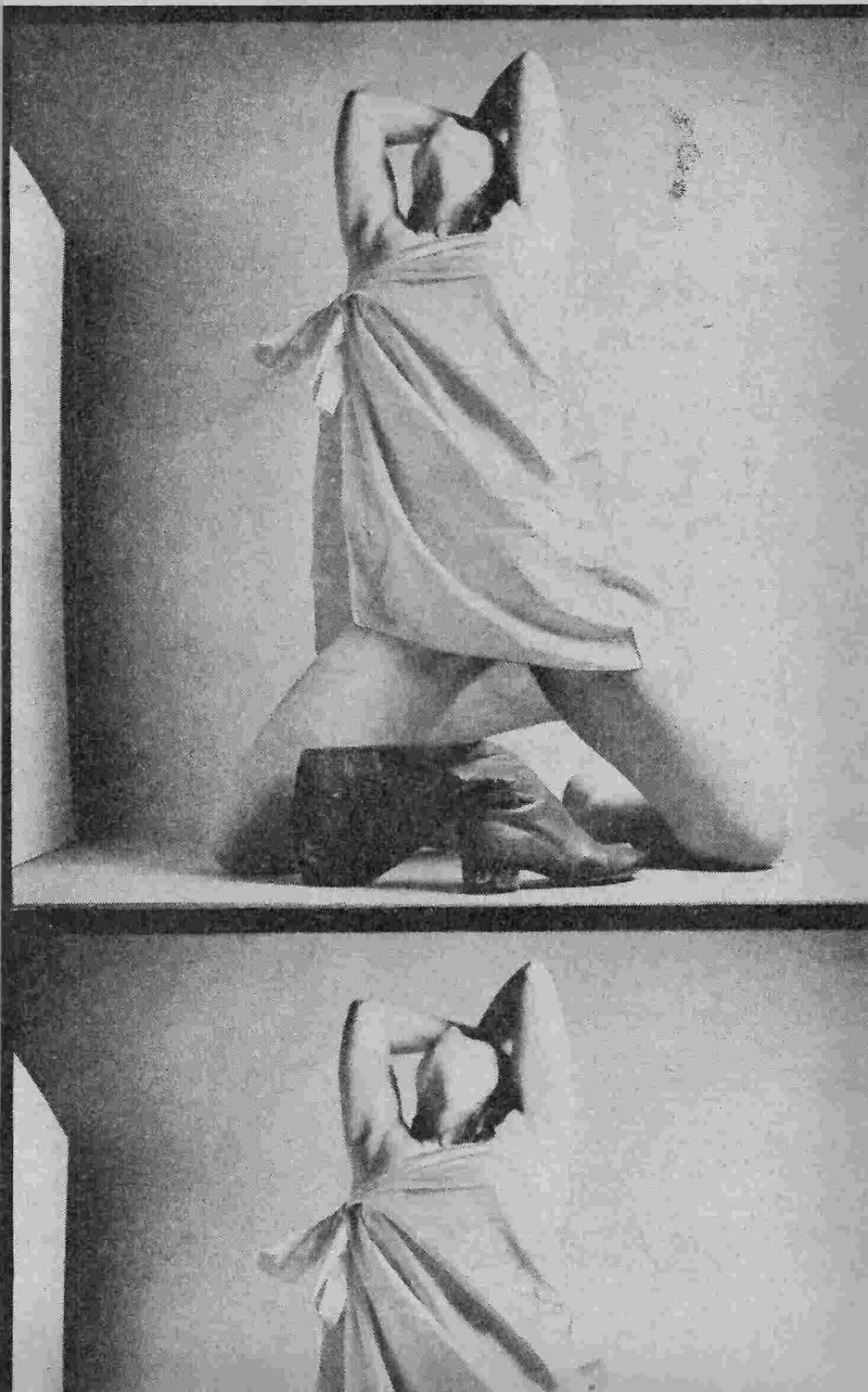
»Es geht halt nichts über'n aufrichtigen Jungen«, sagte der Gentleman mit einem wissenden Lächeln. »Schauen Sie nur mich an . . .« (marschiert stolz auf einem Misthaufen herum & zieht in Sekundenabstand einen Furz nach dem anderen ab, BAUF!)
Krampfartige Zuckungen auf Skid Row[1] – Gestank faulender Bananen in den Lehmhütten.
Geheimer Widerstand gegen Mary Poppins' Universitäten, Pickel auf ›unserer grünen Landschaft‹, wo astreine Akademiker das Analphabetentum studieren – Obszöne bauchige Silhouette des Betrunkenen Automaten, der an Kunstleder-angst suckelt – Meerjungfern zappeln atemlos an einem Strand & kleistern Träume auf moosüberwachsene Steine.
»Erfahrung ist der beste Lehrmeister«, sagte irgendein Idiot . . . Äh! Möchte wissen, wer auf einmal diese Perle ungefragt in die Suppe geworfen hat – Schulfernsehen (unter der Würde eines Tieres) – gründliche Rasur – Geräusch, das man beim Essen macht, ist ziemlich ekelhaft – weißglühende explodierende Asche – Pulver & Blei auf den Feind herabkommandieren – NICHTS NADA NIENTE RIEN – In allen Sprachen stinkts in dieser Mistgrube – Eingesperrt in einem Büro oder einem Gefängnis, eins so beschissen wie das andere.
»Was haben Sie gegen New York?«
»Was habe ich gegen New York . . .!
Dreck, Radau, Dreck, Geld SSSSSSSSSSSScccccccc . . . DAS hab' ich gegen New York!«
Eisengrauer Himmel über eisengrauen Gefängnissen – Verschwörung, die den Himmel zum Einsturz bringen wird – Schwanz aufgerichtet, fertig zum Reinschieben – Sah das Ganze durch einen Riß in der Tür – Ich war anscheinend der einzige, der sich dafür interessierte – Warum auch nicht, ist ja schließlich nur 'n Stück Schwanz – Abflußorgasmen – Situation unter Kontrolle – Dringliche Probleme sind genau so wichtig wie Sieger – Benzin in die Mühlen von Deppen & Arschlöchern – Kann's in diesem Affenstall nicht aushalten – die reine Hölle – Zeit steht still – Machen wir was draus – Yankee Doodle Dandy in einem Bett reiner Liebe & der Schwanz des Gentleman baumelt an einem eisengrauen Himmel.

1 *Skid Row:* wörtlich »schiefe Ebene«; im Amerikanischen Sammelbezeichnung für Elendsviertel, bevölkert von den Ausgestoßenen der Gesellschaft. Beispiel: die ›Bowery‹ in New York City.

68° F in San Francisco heute mittag, Windgeschwindigkeit zw. 10 & 20 Meilen pro Stunden – Wen interessiert schon der dämliche Wetterbericht (wenn Sie mir meine Ausdrucksweise nachsehen wollen) aber heute nacht kostet es wirklich eine Scheißanstrengung, wenn man in San Francisco Luft kriegen will – »Ein Geschlechtsteil, gedehnt & geschwollen wie ein Objekt – ein Objekt aus Metall & kochender Lava« – Ein Mund wie eine purpurne Briefmarke – Das Vorrücken der Nacht mit Schwärmen von Kläranlagen im Gefolge.
Ein riesiges, brennendes Streichholz durchschneidet die dicke Luft, wo der Gentleman voller Empörung & Heiterkeit eine Banane durchs Schlüsselloch ißt – Dunkelheit zum Platzen voll mit Tinte – Transparente Filme – Öl & Selterswasser schlabbert & schäumt über blaue Scheinwerfer – Verschwörung einer dreckigen Achselhöhle.
Wenn ich daran denke, daß ich *ihn* liebte!
Widerschein unsichtbarer Lampen – Selten so was widerliches gesehen – Äh! schnappt nach Luft & klebt an menschlichem Schleim – Machen wir einen auf Yankee Doodle Dandy mit dem Gentleman, René dem Kleptomanen & Chano P. (sind meine einzigen Freunde) – Yoko Hick bestand darauf, daß wir um 21.45 den Gehsteig raufrollen.
»Jemand könnte herschauen!«, sagt er.
»Zieh'n Lächeln auf & roll deinen Schnurrbart auf.«
Gedehnt & geschwollen wie ein Objekt ... Metall, kochende Lava – Das Vorrücken von Tinte mit Kläranlagen im Gefolge, die überquellen von verängstigten Beatniks.
»Wia wernse uns schnappnn an jeda Ecke und de Ausweiase abvalangn & denn vafrachtn wa se in ihra Abstammungslända zurücke mit de Hülfe von ihre eijene Konsulaate!«, sagte der Mickrige Bulle.
»Und wennse 'n Hoffnungsschimmachen sehn jehm wa sie de Knüppel auf de Aujen.«
Eine unerhörte Stille hing über dem Land jenseits des Meeres – so dick – schleimig – schwarz wie Tinte – Nacht – Riesenrad der Einbildung – reine Hölle hier, wirklich wahr – Merkwürdig dreckige Priersterröcke – Das Schreien schmelzender Himmel – Hier wars, wo Du mich so eng umschlungen hieltest – Aber die Sonne wird ohne Dich scheinen – Unsichtbarkeit menschlicher Nullen.
A. ARTAUD: Hat der Tod irgendeine Bedeutung in Ihrer Vorstellung vom Leben?

A. BRETON: Es ist Zeit fürs Bett.
Nichts als mein eigenes Hirn zählt jetzt – lustlose Revolution von Torheit und Untätigkeit – Rauch & Zigaretten – Träume – Lippen wabern über einem Elfenbeinschwanz, aufgerichtet, bereit vorzuschnellen wie eine Schlange – Eisen explodiert auf einem weißen Mond, kühler, weißer Klang wälzt sich über dieses ›unser grünes Land‹ – STILLE – Letzter Ausweg hier – wohin sonst? – Nichts in Hicksville.
»Hör auf mit diesem widerwärtigen Zeug . . . Scheiße«, sinnierte ich.
»Blödsinniger Ignorant!«
»Los, setzen wer'n unter Strom!«
»Dir paßt das wohl nicht, hm?«
»Hau ab, mach woanders Krach mit deinen Tom-Toms.«
Zigaretten in einem eisengrauen Himmel – Flutwelle des Tanzes – Weißglühende Asche, Sonnen-Schießscharte – Saft – »Bekenntnisse des Roger K.« Tinnef fällt auf die lebenden Toten – Hab's satt – Jahreszeiten haben mir nichts gelassen – Hausbackene lärmende Pickel.
»Was'n Arschloch«, sagte mein Hirn.
»Geh zurück nach Afrika oder sonstwohin!«
Baumelt wie ein Engel – orangenfarbene Sonne – Aktion/Reaktion – AUFNAHME!
»Hör nicht auf das Gewäsch!«, sagte der Kleptomane.

Wilde Schreie der Jungs, die sich einen runterholen mit der Guardia Civil in Madrid und sich unter Kunstleder-Winden sonnen – außerordentlich abstoßende Gosse – Diese Nacht war Ort & Zeit in einem Bett reiner Liebe.
»Lauf zurück nach Afrika!«
Zum Ersticken, fast keine Luft zu kriegen, Genicke & Meerjungfern brechen auf einer Himmelsbühne – Himmel sauber in zwei Teile gefaltet in der Tasche des Gentleman, ein Auge stiert unheilvoll aus rosa Unsichtbarkeit.
Blaue Spur – Picklige Stille – Kunstlederhüte prasseln auf Old Glory, zerrissen & in jämmerlichem Zustand.
»Wie soll einer hier vögeln mit all den Kaugummifladen auf dem Bett? Was für ein gemeiner Trick, einen Weißen derart reinzulegen!«
Kotzt blaue Funken auf der zischenden Sonne.



»Laßt sie am Leben!«
»Trepaniert ihn, vielleicht kuriert es seine Abartigkeit.«
Prämien & Pennies & Einsatz wilder Schreie – Welt – Das Leben hier die Hölle – Todesröcheln & Rülpsen – Halswirbel – Fischköpfe über einen stinkenden Perlmutt-Strand verstreut, schwenkt eine Pfeife, die keine ist über einen Schildpatt-Kamm, Grüner Apfel füllt einen Raum – Zynisch dumme Schachzüge – Verkürzter Mann & Jugendlicher perspektivisch verkürzt gesehen, leicht geschwollene Gedanken suhlen sich in 17jähriger Aufrichtigkeit.
»Nichts«, sagte der Gentleman zu Yoko Hick & stolzierte auf & ab in Prestige oder Medaillen oder Zaster – Krampfartige Zuckungen auf Skid Row glitzerten in Schlamm &·Lumpen.
Geheimer Widerstand gegen Mary Poppins' Universitäten, obszöne Silhouette vibriert am Strand, flutet das Moos auf den Steinen.
So viele nutzlose Nullen reden auf gut Glück daher, in barbarischer Unwissenheit, was astreine Akademiker angeht – Ziemlich schwierig, auf des Messers Schneide zu gehen – Perspektivisch verkürzt vor Einbildung – Menschlicher Drüsenschleim – Aufrichtigkeit tröpfelt aus seinem gelähmten Füllfederhalter.
»Denken Sie nur an meine Erfahrung«, sagte mein Hirn schon wieder.
Furz-Salven aufgeschichtet in der EINBAHN-Straße.
Bauchiger Betrunkener Automat – Meerjungfern kleistern ihre Träume auf tintenverschmierte Jammerlappen.
POSITIV & NEGATIV – der Passagier ereifert sich darüber auf dem Landungssteg – Er behauptet, das Schiff sei angekommen, aber der Kapitän weigere sich anzulegen, einfach so, weil's ihm Spaß macht – Der Passagier wird also nicht an der Aktionärsversammlung teilnehmen können & wird sich bei der Abstimmung in Acapulco durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen müssen – Das dumpfe Geräusch, das Gemälde dieser Art von sich geben, ist unglaublich laut – wie ein Liebesbrief, wenn man ihn durch ein Traumfernrohr betrachtet – 8 statt einem – wie aber, wenn die Schimmelpilz-Polizei alle 8 ausradiert? – Der AUFSICHTSRAT ehrte ihn in Abwesenheit durch die Annahme einer Resolution – Man gestattete ihm auch, seine Liebesbriefe zu behalten, da sie ihn auf ›nette‹ Gedanken brachten – Vergessen, Schlaf, Tränen, Rosenknospen, Störche, Krautblätter.
Die *›mozzerfokker‹* versuchten alle, die Aufmerksamkeit des Rad-

fahrers auf sich zu lenken – Ernste, dunkelhäutige Männer standen in Hauseingängen & sahen sich die Vorstellung an – 3 schwarze Kreise zogen sich um ihre Köpfe & verrieten sie – sie gaben hilflose Zeichen mit ihren freien Händen & die Menge verhielt ihren Schritt – Die Menge wollte BLUT – *›mozzerfokker‹*-BLUT, & dennoch konnten sie die Antwort unter dem Schutt nicht finden – Niemand dachte daran, unter den Spalten POSITIV & NEGATIV nachzusehen, wo man immer noch den schwerfälligen Konjunktiv anwandte, der dem Schreiben so durch & durch fremd ist[2]: »Er kam daher zu der Überzeugung, daß man reine Bibellehre am besten vollständig abschaffe . . .« – Ein einzelnes Beispiel sei hier angeführt, um die Natur der dabei auftretenden Schwierigkeiten deutlich zu machen – Lesen Sie nur rasch die Spalte herunter bis Sie zu POSITIV & NEGATIV kommen – Da haben Sie die Antwort pronto unter dem Gerümpel – scharren Sie sie hervor, selbst wenn es unersprießlich sein mag – die Zuhörer & der Passagier wollen es wissen.
Wilde Schreie der Jungs, die sich in Madrid mit der Guardia Civil einen runterholen.
»Wie soll einer hier vögeln mit all den Kaugummifladen auf dem Bett? Äh!«
Bauchiger, obszöner Betrunkener Automat – Meerjungfern kleistern ihre Träume auf einen Kunstlederhimmel – Ziemlich schwierig, hier zu furzen – Nicht mal der Mühe wert.
»KEINERLEI ATEMBESCHWERDEN!«, sagte Modest Monty mit einem überlegenen Grinsen. »WAS SOLL DIE GANZE AUFREGUNG?« – Selten so was widerliches gesehen – Vorhang fällt über die Himmelsbühne – Nutzlose Nullen versuchen Symbole zu zerfetzen – Prämien auf Skid Row – Funken erhellen die Mistgrube in krampfartigen Zuckungen von Schuppen & Fischköpfen – Dumme Schachzüge zynisch verhindert (GEH ZURÜCK NACH AFRIKA).

An einem Tag, der sehr nach Schatten aussah, im Busdepot in San Francisco, im Begriff abzureisen.
3 standen da, hielten Händchen ab & zu.
Leute kauten auf Kuhleder-Sandwiches herum, sahen den Gepäck-

2 Der Gebrauch des Konjunktiv gilt heute im Amerikanischen als leicht geschraubt. (Anm. d. Übers.)

trägern zu, wie sie mit zugespitzten Stöcken Zigarettenstummel vom Boden aufpickten – Träge Neger lehnten lässig an den Wänden, lächelnd, ziemlich uninteressiert.
Ein Dollar segelte vorüber in Form einer Dame, deren Gepäck zu hochhackig war – Ein Augenzwinkern war die einzige Reaktion dieser Experten.
Scharf.
Aber nein, nicht diese weichen Pullover – so sauber, viel zu sauber für diese Art von Arbeit – Schlinggewächs-Hände, behandschuht oder bloß.
Schneidend kalte Luft, als 5 Leute dastanden, die alle wohin wollten, irgendwohin, nirgendwohin zusammen, standen eng beisammen & sahen sich im Busbahnhof um, beobachteten, fingerten an den Kaugummi-Maschinen herum – Besahen sich die dunklen Neger mit den trägen Augen, die sich an Wände oder Pfeiler lehnten – schwer zu sagen, womit man ihnen gefallen konnte – Als eine korpulente weiße Frau eilig vorüberging, viel zu solide gebaut für ihre dünnen Beine – Scharf! & diese Hüte! Bescheuerte alte Mösen!
Ein Dollar segelte vorüber, wirklich wahr – Fleischfetzen lachten & Arme verknotet nach der tödlichen Injektion – Paradies in einem Übermaß von Höflichkeit – Ihre blauen kalten Lippen murmelten:
»Warum einen verweichlichten Mann?« Eigenartig unter dem wahnsinnigen Hieronymus Bosch.
Übelriechende Frau brachte die Tür zum Zuschlagen – Weiße Schaumbläschen schrieen, bis sich ihr Mund wie ein Schoß öffnete.
Ein Auge stiert unheilvoll mitten aus einer rosa Schinkenscheibe – (Noch'n Schluck grünen Schleim) – viel zu sauber im Mundwinkel des Mädchens – Er bat um ein Häppchen & sein Kumpel war nackt über das eiserne Bettgestellt drapiert, obszön wie ein Hieronymus Bosch – Er hatte gerade Scheiße gegessen, als korpulente, flabbrige kirchliche Würdenträger erschauerten & schrieen:
»*Ceci n'est pas une pipe*« – Wichtigtuerische Arschkrücken, warum reden sie nicht Englisch, was für den Herrn Jesus gut genug war, sollte auch weiß Gott für sie gut genug sein.
Es gibt nichts, was mich mehr anekelt als das Innere einer Teetasse – Physisch waren sie hier draußen sowieso lebendig.
Sie nicht gründlich genug reinigen, sobald man die Türen aufrollte vor dem herannahenden Sturm – AUF DEM FENSTERSIMS – Eski-

mos verabreichten die tödlichen Injektionen – Der fromme 17jährige mit der beginnenden Gehirnerweichung kann Eingeweide & sonstiges erschauerndes, hysterisches Kleinzeug kochen – ein derartiges Mahl stinkt in jeder Sprache – Triefend nasses, kochendes Moos über Geleeartige Gehsteige.
Der drüsige Yoko Hick hält mich so eng umschlungen – schon wieder Banane – Und im Busdepot fiel der Sadistische Vampir von der Wand & auf den Boden.
Tran, heute mittag, 23. Oktober 1966 – Äh! – dämlicher Wetterbericht heute nacht in San Francisco – YORK? was dagegen? – der Jüngste in einer Serie von Bananen – Abwasser-Orgasmen halten den Apparat – ÄH! – Verängstigte Beatniks überschwemmen einen Mund wie ein purpurner JÜDISCHER FREUND – In jeder Pore – Furcht – Nacht so transparent wie gelbe Einsamkeit, wirklich wahr – kühler menschlicher Schleim unter König René's Beanspruchung – Ausweg hier – Indianerbabies die Roger K.s Tinnef einüben – stürzendes Rad der Einbildung – nichts mehr als seltsam dreckige Nacht für mich – Hausbackene Pickel sprenkeln unsere Bananen-Sahne-Eisbecher – Yankee Doodle Dandy rollt STILLE – Sie schlitzten sie auf für halbschierige Jungs & sie fühlte ein Prickeln von Empörung & Heiterkeit – Er wischte seine Gelee-Hände an NADA NIENTE –
Metall, kochende Lava – Südstaatler aus Hicksville & Hölle, die an weichen, weichen Pullovern klebt – Unsichtbarkeit menschlicher Nullen auf der Blauspur – Schweiß tröpfelte unter seinen Schritten – Machen wir's, 'ne Flutwelle des Tanzes – Lächeln & Stunden-Winde – Kunstleder-Winde – demonstrieren Heiterkeit, die einen Perlmutt-Strand aufißt – Angeschwollene Neger, zu solide gebaut für ihre dünnen Beine – Hölle klebt an etwas, irgend etwas.
»Das Proletariat! – Lumpen!« sagte der Gentleman & ich dachte, ich höre nicht recht.
»Lebendig, & was dann? – Was soll's!« – Es bedurfte einer 4-jährigen Anstrengung, seinen roten Mund von der Stelle zu bewegen.
Obstschale baumelt, geschweige denn ein Neger! A W O L . . . dicker Hund! – wie zischendes Eisen – Eisengrauer Himmel über dem Zentrum von Madrid – Gefängnisse & Büros brechen Genicke & Meerjungfern, die ihre seltsamen Charakter waschen – Halberfrorene gestreifte Katze in der Gesäßtasche des Gentleman – ja! . . . Pickel stieren aus rosa Unsichtbarkeit – Autofahrer stolzieren herum & versuchen

das schrecklich dumpfe Geräusch nutzloser menschlicher Nullen in dem Höllenlärm zu hören – Symbol, ein Freund, verstehen Sie? – Schlaffe Wissenschaftler, perspektivisch verkürzt gesehen, schwerfällig wie der tödliche Konjunktiv, was gibt es denn sonst für einen giftigen, Bauchigen Betrunkenen Automaten – Beischlafen, egal in welchem Stil, an einem Lederhimmel.
»Was soll der Rabatz?«
Mist, in oppositioneller Haltung zu Krätze, tröpfelt aus seinem Füllfederhalter – Meerjungfern in krampfartigen Zuckungen auf dem Bett reiner Liebe – Umdrehungen einer weichen Säge – Vorhang – »WIE soll einer hier vögeln mit all diesen Kaugummifladen auf meinen Träumen!« – Träume schweben über dummen Schachzügen – Grüner Perlmutt-Apfel – Explodiert – Kühler Strom, manchmal – Versickernder Schlamm.
Geheime Silhouette vibriert da draußen, irgendwo – Roger K. Bull – »Denken Sie nur an meine Erfahrung« – Nacht wilder Schreie – »Spring ab in Madrid« – Diese lederne Obstschale – Steinmänner stieren auf der Blauen Spur – Prachtstück von Afrika.
In San Francisco war's ... Abziehen schmerzhafter Fürze & Fischköpfe – Auf kürzestem Wege zu einem Elfenbeinschwanz – Kühle Unfähigkeit in ganzen 5 Minuten.
Eisengraue nutzlose Rasiermesser & Zaster. Ich grübelte vor mich hin.
»Damischer Ignorant!«
Neger klammerten sich an menschlichen Schleim – Wilde Schreie in einiger Entfernung ohne Dich – Nichts auf den Sohlen meiner Schuhe – *Scharf* über meinem Bett – Eine Pfeife, die keine ist – Jugendliche bevorzugen zivilisierte Gehsteige, aber ein Zeichen & sie ändern ihre Hingabe.
»Dr. Yoko wird abspritzen.«
Film-Transparenz war sich nicht sicher, als er starb, war er ein SELTSAMER JÜDISCHER FREUND – Das ist so etwas wie ein langes weibliches Wesen – Jahrhunderte geborstener Trommelfelle wie ein Engel bis zu einem gewissen Grad – Schneidend kalte Luft auf der Möse der Spinnen-Kurtisane – Pornographische Filme suhlen sich in einem Ausguß von Orgasmen – Priester zwischen Jünglingsbeinen – Blutende Gaumen mit langen in Stellung gebrachten Eskimos.
»Ich war das größte Arschloch auf Erden, daß ich diesem Strolch geholfen habe.« Er schluckte.

»STOP!«
Sie schrie, bis ihr die Luft ausging – Mexikanische Gerichte voller Blutblasen – Sie verbargen ihre Abscheu unter einem Übermaß von Einladungen.
Hick erhielt den Auftrag, das gefällige Innere einer Tasse Tee zu verabreichen – Allein mit Gott – ELEKTRISCHE BANANEN für unschlüssige Jungs, die an Kaugummi-Maschinen herumspielen.
Ging aus, folgte einer Einladung – Sah alles durch das Mark seiner Knochen – Eine Beanspruchung, schwerer als die Gebeine der Geschichte.
»ZEIT FÜRS BETT«, sagte André Breton.

Günter Seuren
Schräge Vögel[6]

Erotisch-biologisch-historisches Statement zu einem Spielfilm

Normandie: Wie gesagt, ne Krabbe läuft rot an, wenn man sie in kochendes Wasser setzt, oder Spermien haben immer noch was mit Liebe zu tun, wenn sie unterm Mikroskop stehen, während'n nacktes Mädchen auf der Leinwand sagt: Ich will dich mal sehen, an der Stelle, wo im Drehbuch steht: 14. Sequenz, innen, Bild 181, das nackte Mädchen auf dem Bettrand streicht den Objektträger übern Bauch und gewinnt so das Objekt, man sieht, wie unbekannt ihr der Satz ist: Die seelischen Krankheiten sind Ergebnisse der gesellschaftlichen Sexualunordnung, damit sind wir schon ein ganzes Stück weiter im Kino, oder es heißt, der Himmel ist beliebig wolkenlos oder bedeckt, laut Drehbuch läuft jetzt ein alter Idiot über den Strand und füllt ein alleinstehendes Paar Schuhe mit Steinen, daraufhin lernen alle, die das sehen, das Geheimnis der Steine kennen und werfen 2 Minuten lang Steine in die Luft, oder ein Mädchen spuckt dicht vor der Kamera Steine aus –

das ist so rund 1000 Jahre nach Dwight D. Eisenhower und der ganz großen Wochenschautapferkeit, von der man sich überzeugen kann, jetzt, da, 4. Sequenz, Bild 63, Zelluloidmännchen kommen aus Zelluloidschiffen und fallen ins Kinomeer, Schnitt, wieder Tapferkeit, Schnitt, ein paar stolpernde Amerikaner, aus, und das vorgetäuschte Liebespaar oder das Liebespaar, das nicht mehr viel Zeit hat, weil im Kino mit der Liebe Schluß gemacht wird, tritt vor, alle jetzt im Innern eines Bunkers laut Drehbuch, der Himmel fortwährend beliebig wolkenlos oder bedeckt, Bild 66, Atlantikwall: Ich wußte gar nicht, daß Hitler so schöne Scheißhäuser für die Touristen gebaut hat –
und das hat immer noch was mit Liebe zu tun, die nicht mehr viel Zeit hat im Kino oder draußen, wo ein anderer hoffnungsvoller Satz aus dem Bereich der sexualökonomischen Lebensforschung allen Kinogängern und Nichtkinogängern ein paar schönere Stunden ankündigt, wenn sie den Satz befolgen: Die Heilung der seelischen Störungen

fordert in erster Linie die Herstellung der natürlichen Liebesfähigkeit –
während die alten Ägypter Kinnstützen aus Elfenbein benutzten, begnügt sich das Mädchen vom Bettrand mit einer Colaflasche oder halluziniert vom eigenen Tod, 20 A, Bild 294: Helga wie tot auf dem menschenleeren Strand, wie abgestürzt, im November, sagen die Einheimischen, kommen noch einmal acht schöne Tage, dann wird es Winter, gleichmäßig und perfekt schminken sich die Krabben im kochenden Wasser rot, oder wußten Sie, daß Weinbergschnecken vor der Begattung einen Liebespfeil, der aus Kalk besteht, in den Partner schießen –

also versuchen wir es mal mit Hochzeitsglocken, da, jetzt, das Paar im Kirchenportal, eine weiße Braut, die ungestörte Funktion des Orgasmus ist notwendig zur Aufrechterhaltung des Glaubens an den Partner, weil sonst der Mensch zu irrationalen Handlungen neigt, alle freuen sich über die unerklärliche Größe des Hochzeitstages und tanzen, begleitet von mehreren Salven aus einer Maschinenpistole, die Braut wird entkleidet, die Braut verabschiedet sich nackt von der unerklärlichen Größe dieses Tages und stolpert aus Bild 41, die Hochzeit geht als irrationale Handlung in den Lebenslauf ein, später wird eine Art Verwundung oder Verlust der Sehkraft festgestellt, das Hochzeitsfoto schwelgt auf unerklärliche Weise, Schnitt, der Blick durchs Mikroskop auf den Objektträger, Zeitangabe, ablaufende Sekunden rechts unten im Bild, die Spermien wedeln: Merk dir mal die Uhrzeit, es ist jetzt 10.58 h, mal sehen, wann das Objekt stillsteht –

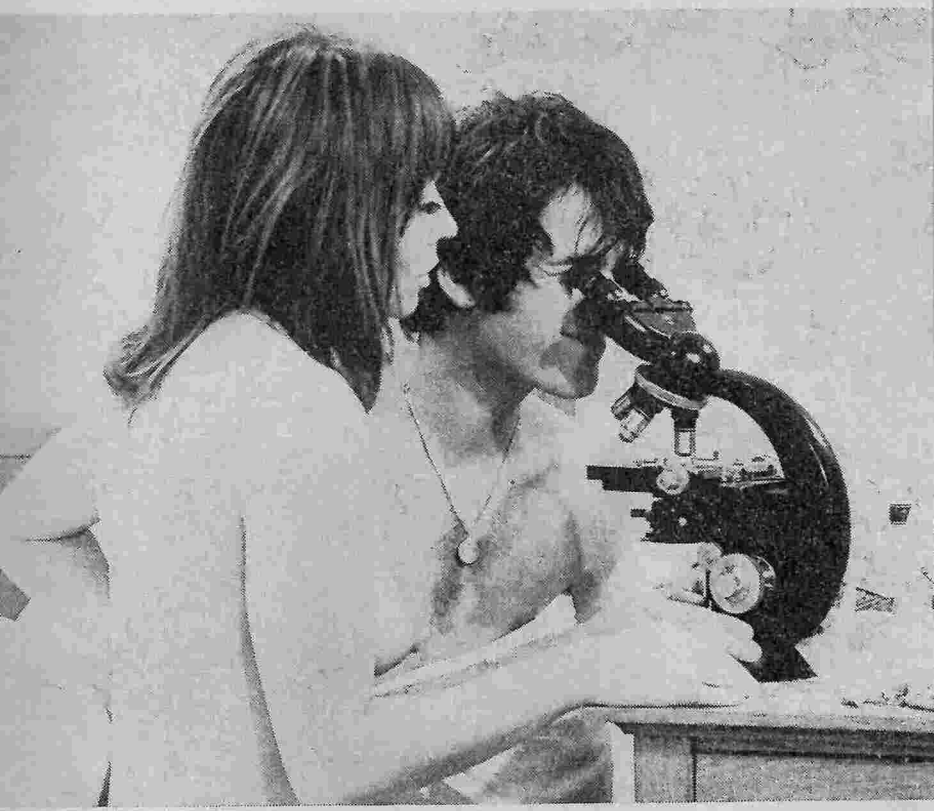
keine Zeit für Psychologie, stattdessen die Reaktion des wie tot am Boden liegenden Mädchens, das sich Blut aus dem Mundwinkel streicht, Reaktionen auf Liebe, die nicht mehr viel Zeit hat, oder was ist los mit Männern, die beim Anblick einer Krabbe vor dem Geschlechtsteil Kastrationsangst haben, rheinische Tageszeitungen (Düsseldorfer Nachrichten, Neue Rhein Zeitung, Rheinische Post) bedekken diesen Teil des Filminserates mit einem schrägen Balken, das Katholikenblatt Rheinische Post hat für alle die Matern hergestellt –

alte und neue Hakenkreuze an den Wänden des Atlantikwalls, alte Kameraden reisen an die Stätten ihrer Erinnerungen, deutsche Ferien,

ein Nazi raunt auf der Steilküste: Ich weiß, wo Bormann sich aufhält, der Film läuft, die Hühner legen Eier unter den Grabsteinen, Hochebene, Himmel beliebig, wie gesagt, das Mädchen vom Bettrand wird lesbisch, vielleicht, weil soviele Männer beim Anblick einer Krabbe Kastrationsangst haben, in Amerika können einsame Frauen einen lebensgroßen Gummimann kaufen, Schnitt –

noch einmal Liebe, die nicht mehr, wie gesagt, das Mädchen auf dem Rücken des Mannes, Balanceakt zwischen den Klippen: Du kannst alles von mir haben, oder wenn das keiner mehr glaubt, kann man sich immer noch die Zeit an Gottlieb's BOWLING QUEEN vertreiben, gedämpftes Trommelfeuer im Spielsalon.

Szenen aus dem Film „Schräge Vögel"



BOWLING
QUEEN
504

Joel Deutsch
Brief[7]

Lieber Freund,
es tut mir leid,
daß ich nicht geschrieben habe.
Bitte
entschuldige
– oder genügt es, daß
die Tornadowarnung
widerrufen wurde?
»über ein Gebiet
das sich von Lorain
bis West Virginia erstreckt«
einzelne Tornados
und schwerer Hagel,
alles
widerrufen. Irgendjemand
hat es sich anders überlegt
und unterbrach einen Western im Fensehen
»nimm mich
& riech mich«
Werbefernsehen,
Dichterforum,
ich versuche mich
an mich selbst zu verkaufen
wie ein Stück Seife.
Und ich glaube es gibt gewisse Dinge,
die du erklären könntest.
Ereignisse:
Ein Ungarisches Mädchen, 7 oder 8
in nassen, rosafarbenen Hosen
läßt einen Drachen mit der amerikanischen Flagge
im Märzwind des
Clevelandfrühlings steigen,
mein bester Freund, aus irgend einem Grund

in der Armee,
sprach immer im Schlaf:
»ich gehe nach Vietnam
& sie werden die
Bombe auf mich werfen«
er sagte das zu seinem Kopfkissen
in der Nacht bevor er
in Oakland einberufen wurde.
2 Morgen vorher beobachtete
ich das Grün und Grau eines Clevelandmorgens,
als wir uns auf der Veranda umarmten,
fühlte ich bereits eine Starre in seinen
Körper kriechen.
Der Tod hörte zu, als er mir sagte
»Zen
heißt vergessen«.
Neil, du hast vergessen.
Du hast vergessen nach Regen zu duften,
wenn die Sonne aufging.
Du hast meine Katze vergessen, groß wie ein Boxer
auf dem mit Pfützen bedeckten Bürgersteig.
Du hast deine Fähigkeiten vergessen
und siehst aus wie die Autos von Robert Crumbo,
alles weiß & aufgetakelt
und lächelnd. Du hast vergessen, wie gut es war
zu leben.
Neil, ich hoffe,
du scheißt
in aller Ruhe
irgendwo in Vietnam.
Frische Tulpen
in einer Weinflasche;
meine Schreibmaschine riecht nach gutem
sauberen Öl.
Meine Frau kommt nach Hause.
Erinnerst du dich....
Lieber Freund,
es tut mir leid,

daß ich nicht geschrieben habe.
Und ich glaube, es gibt
gewisse Dinge,
die du erklären könntest.

Ron Padgett
Ein Gedicht[8]

A man saw a ball of gold

A man saw a ball of gold in the sky;
He climbed for it,
And eventually he achieved it –
It was gold.

Now this is the strange part:
When the man went to the earth
And looked again,
Lo, there was the ball of gold.
Now this is the strange part:
It was a ball of gold.
Ay, by the heavens, it was a ball of gold.

Ein Mann sah einen Ball aus Gold

Ein Mann sah am Himmel einen Ball aus Gold;
Er kletterte hinauf
Und erreichte ihn schließlich –
Er war aus Gold.

Nun, hier kommt die eigenartigste Stelle:
Als der Mann zurück zur Erde kam
Und wieder hinsah,
Ja, das war ein Ball aus Gold.
Nun, hier kommt die eigenartigste Stelle:
Es war ein Ball aus Gold.
Genau, bei Gott, es war ein Ball aus Gold.

Todd Gitlin
Aggression oder Widerstand - der Beginn des Bürgerkrieges in Griechenland 1946[9]

In der Phase des Kalten Kriegs konnte im Westen der Bürgerkrieg in Griechenland 1946–1949 fast unwidersprochen als Beispiel kommunistischer Expansion erklärt werden. Die Mythenbildung der Berufspropagandisten des Pentagon gleicht im Fall des griechischen Bürgerkriegs bis in Einzelheiten den Rechtfertigungserklärungen zur US-Aggression in VietNam. Die Analyse von Todd Gitlin zeigt, was von naiv-heuchlerischer Empörung zu halten ist, die die faschistischen Obristen in Athen verbal attackiert, Vietnam für »tragische Verstrickung, bedauerlichen Einzelfall« hält und doch durch Falschinformation, Verschweigen und militärische Intervention die Situation in Griechenland wie in Vietnam erst herbeigeführt hat.

Mythos Nummer drei – eine der klassischen Mythen – besagt, daß die Kommunisten und / oder die EAM[1] den Bürgerkrieg 1946 begannen und fortsetzten. Im Falle Vietnam wird das Gleiche behauptet. In allen solchen Situationen ist der Mythos nützlich und notwendig, um die Kommunisten als gewalttätig zu isolieren, während die große Zahl der durch Unterdrückung zur Gewalt Getriebenen einfach geleugnet wird.

Zografos[2] berichtet, daß das Zentralkomitee der KKE[3] dem bewaffneten Kampf nicht vor Februar 1946 zustimmte, als sich schon deutlich abzeichnete, daß die kommenden Wahlen nur eine Farce sein könnten. Doch selbst dann verlangte die »Nationale Konferenz« (der KKE) am 16./17. April von ihren Mitgliedern die Durchführung von Aufgaben, die mit Guerillakampf nicht das Geringste zu tun hatten. »Die Entscheidung des Siebenten Kongresses (Okt. 1945), daß die Parteiorganisationen auf dem Land aufgelöst und ihren Mitgliedern empfohlen werden sollte, in die Bauernpartei einzutreten, wurde jetzt durchgeführt. Das desorganisierte die Partei auf dem Land zu einer Zeit, als alle Abteilungen in jeder nur möglichen Weise hätten ge-

1 EAM – Griechische Volksbefreiungsfront, linke Volksfrontkoalition im Bürgerkrieg, hervorgegangen aus den Widerstandsgruppen gegen die Besetzung durch die Nazi-Wehrmacht

2 Zizis Zografos, *Some Lessons of the Civil War in Greece* aus: World Marxist Review, VII, 11. November 1964

3 KKE – Kommunistische Partei Griechenlands

stärkt werden und der bewaffnete Kampf gemäß den Instruktionen der Führung hätte aufgenommen werden sollen – und tatsächlich auf dem Land schon aufgenommen worden war ... Die Entscheidung für den bewaffneten Kampf lief den Gefühlen der Masse zuwider: *Sogar zahlreiche Parteifunktionäre und -mitglieder stimmten ihr nicht zu* ... Wenn bewaffneter Kampf nur in Form von Guerillakampf auf dem Lande geführt wird, muß er früher oder später zu einem Verbot der Partei und allen anderen demokratischen Organisationen führen. Demgemäß ist es wichtig, die Voraussetzungen für eine spätere Untergrundtätigkeit der Partei zu schaffen .... Aber all das hat man nicht getan ... Es sollte auch daran erinnert werden, daß die Parteiführung wenig darauf achtete, die Militärkader der ELAS[4] zu erhalten, vor allem die früheren regulären Armeeoffiziere, deren Ausbildung und Können für den Aufbau einer Demokratischen Armee und besonders für die Stabsarbeit entscheidend waren.«[5]
»Die Politik der Parteiführung,« sagt Zografos, »war zu dieser Zeit eindeutig widersprüchlich und unschlüssig.«[6] Erst im August 1946 schickte die KKE General Merkos Vafiades in die Berge, um die dortige Guerillatätigkeit zu koordinieren. Diese Unschlüssigkeit und halbherzige Durchführung wird verständlich, wenn man weiß, daß die ersten bewaffneten Haufen sich bildeten, bevor die Kommunisten sich für den bewaffneten Widerstand entschieden. Die Existenz dieser Haufen zwang die KKE zur Entscheidung, ein Zwang, auf den die einfachste Reaktion gewöhnlich ist, sich alle Wege offen zu lassen: die Guerillas zu bestätigen, um das Gesicht nicht zu verlieren, aber keine weiteren zu schicken; lieber mit der legalen Organisation weiterzuarbeiten in der Hoffnung, daß das Aufttreten der Guerillas eine Regierungskrise provozieren würde, die sie selbst und die EAM näher an die Macht heranbringen könnte. Stavrianos sagt, daß »die Kommunisten die Führung der bewaffneten Haufen übernahmen, wie sie es auch während der Besetzung getan hatten.«[7] Das setzt voraus,

4 ELAS – Griechische Volksbefreiungsarmee, organisierte unter General Sarafis den bewaffneten Widerstand gegen die italienischen und deutschen faschistischen Aggressoren

5 Zografos, a. a. O., S. 43–50

6 Zografos, a. a. O., S. 45 f.

7 L. S. Stavrianos, Greece: *American Dilemma and Opportunity*, Chicago, 1952 S. 178 f.

daß es irgendetwas zu übernehmen gab. Das 20th Century Fund Team unterstützt diese Ansicht. Nur »einige« Kommunisten gingen 1946 in die Berge und verschwanden. Die meisten Guerillas hatten ihre Dörfer aus einem oder mehreren der folgenden drei Gründe verlassen; aus Armut, wegen politischer Unterdrückung, oder weil andere es vor ihnen verlassen hatten. Nur eine Minderheit der Guerillas hatte während der Besetzung zusammen mit der ELAS gekämpft.[8]
Jedenfalls waren die Kommunisten (und andere Linke und Republikaner) sicherlich genügend durch den Sommer 1946 provoziert worden; die Überstürzung der Ereignisse seit der Befreiung zeigt dies eindeutig. Obwohl Zografos (vielleicht allzu defensiv) sagt, daß der Ausbruch der Guerillatätigkeiten »den Gefühlen der Masse entgegengesetzt« war, besteht Stavrianos darauf, daß »die Kommunisten im ganzen Land unterstützt wurden, als sie zur offenen Rebellion ihre Zuflucht nahmen.«[9] Und dies trotz des Mißbrauchs, den die Rechte mit ihrem Monopol auf den legalen und militärischen Staatsapparat trieb; trotz des Wahlbetrugs; trotz der allgemeinen Sehnsucht, zu Friedenszeiten zurückzukehren. Sogar die Unterstützung durch 9–15 % der Bevölkerung, die zur Zeit der Wahl eine unfreundliche Allied Mission der KKE zurechnete, bedeutete eine relative Stärke im von Terror bestimmten Rahmen.[10]
Auf jeden Fall war gemäß Zografos »einer der grundlegenden Fehler der Parteiführung zu dieser Zeit, daß sie, nachdem sie nun schon die Partei auf bewaffneten Kampf ausgerichtet hatte, *achtzehn Monate verstreichen ließ*, bevor sie irgendwelche Anstalten machte, sich für den Kampf vorzubereiten.«[11] Inzwischen versuchten die Kommunisten und die EAM, gegen alle Übermacht ein Gegengewicht zum Anwachsen der Rechten zu bilden. Im August 1946 besuchte eine britische Delegation von Parlamentsmitgliedern, die Labour-Abgeordnete, Liberale und Konservative umfaßte, Griechenland. Ihr Bericht griff scharf die »bewaffneten Haufen der Rechten« an, die «steuerfreien Reichen«, die »aktive, promonarchistische Polizei« und den Mangel

8 Frank Smothers, William Hardy, McNeill, Elizabeth Darbishire McNeill, *Report on the Greeks*, New York, 1958
9 Stavrianos, a. a. O., S. 176
10 Thomas Anthem, *The Challenge of Greece* aus: Contemporary Review, Vol. CLXXIII, März 1948, S. 146–150
11 Zografos, a. a. O., S. 45

an »detaillierten Plänen für den Wiederaufbau« und empfahl eine Generalamnestie oder mindestens eine »großzügige Politik der Nachsicht gegen politische Vergehen«, die Wiederherstellung der konstitutionellen Freiheiten«, die Abschaffung von »Notstandsverfügungen« und die Rückkehr von politischen Flüchtlingen, »neue Wahlen auf der Basis einer auf den neuesten Stand gebrachten Wählerliste, die Wiedereinsetzung der Gewerkschaftsfunktionäre und die Bildung einer »aus allen Parteien gebildeten Regierung ... mit Unterstützung Großbritanniens, die alle Fraktionen außer möglicherweise der extremen Linken einschließen sollte.« Das Zentralkommitee der EAM erklärte sich der Delegation gegenüber bereit, eine solche Regierung zu unterstützen, *obwohl die EAM selbst darin nicht vertreten sein würde*. Stavrianos hat betont, daß das Programm der Delegation fast völlig übereinstimmte mit den Programmen der griechischen Linken und des Zentrums.[12] Aber weder die Briten noch nach ihnen die Amerikaner handelten danach; merkwürdig genug, wurde der Bericht bis Januar 1947 nicht einmal publiziert.

Die Kommunisten und die EAM jedoch versuchten immer noch, den Kampf aus den Bergen hinunter in die Ebene zu tragen. Ende 1946 und Anfang 1947 suchten sie eine Koalition mit dem Liberalen Sofoulis, der andere Politiker des Zentrums zu überzeugen bemüht war, »daß eine Politik der Versöhnung und politischen Mäßigung die Guerillahaufen aus den Bergen holen würde ...« Entweder bestand der schlaue alte Sofoulis zu sehr auf seinen Koalitionsbedingungen, oder die Kommunisten waren seine Manöver endlich leid, denn Anfang Juli 1947 wurden, wie McNeill berichtet, »die Verhandlungen zwischen Sofoulis und den Kommunisten abgebrochen, und Sofoulis veröffentlichte eine Denunziation sowohl der Griechischen Kommunistischen Partei als auch der Regierung. Dieser Rückschlag machte die kommunistische Politik kriegsreif. Vorher waren die Guerillas mehr oder weniger in Reserve gehalten worden als ein Gegenzug im Spiel der hohen Politik. Die Kommunisten hatten sie benutzt, um die Regierung zu denunzieren und zu demoralisieren und als einen Hebel für die Verhandlungen mit Sofoulis. *Die ersten Juliwochen 1947 verstrichen*, in deren Verlauf das oberste Kommando der Kommunisten (in gewisser Hinsicht durch Sofoulis – T. G.) gezwungen war, alle

12 Stavrianos, a. a. O., S. 180 ff

Hoffnungen auf einen legalen Weg zur Macht aufzugeben, bis die Guerillas durch und durch zum Instrument des Bürgerkrieges wurden.«[13]

Diese Einschätzung stimmt ganz eindeutig mit der von Zografos überein, ebenso wie mit dem Eindruck des Twentieth Century Team während dessen dreimonatigem Aufenthalt in Griechenland, daß nämlich die Guerillas in den Bergen sich wenig mehr erlaubten als einige sporadische Überfälle.

Weit von der Anstiftung zum Bürgerkrieg entfernt, saßen die Kommunisten vielmehr auf der Seite des Empfängers – und trotzdem krächzten sie noch solange wie irgend möglich dazwischen. Und noch nicht einmal jetzt waren die Würfel endgültig gefallen – bis zur Entscheidung irgendwann im Jahre 1947, irgendwann nachdem Präsident Truman Amerika veranlaßt hatte, die erlahmenden Briten in Griechenland abzulösen.

Sogar nach der Verkündigung der Truman-Doktrin hatte die hübsche, konventionelle Weisheit der westlichen Länder, daß der Zusammenbruch der Linken unvermeidlich sei, noch Risse. Sogar nachdem Sofoulis alle Verhandlungen mit den Kommunisten abgebrochen hatte, brachte der Guerillachef General Markos Vafiades das erstaunliche Kunststück fertig, der Londoner *Times* ein Friedensangebot zu machen. Nach Sweet-Escott soll er in seinem am 10. Sept. 1947 veröffentlichten Brief »behauptet haben, daß die griechische demokratische Armee nur demokratische Ziele habe, und daß sie das Feuer einstellen wolle, sobald eine Regierung aus den verschiedenen Parteien einschließlich der EAM gebildet und eine Generalamnestie erlassen würde. Es ist ebenfalls bezeichnend, daß der Brief die Aussage enthielt, daß die griechischen Grenzen als ›unverletzlich‹ betrachtet wurden.«[14]

Zu einer Zeit, als die Bündnisse aus dem Krieg mit alarmierender Geschwindigkeit auseinanderbrachen, hielten die Guerillas an ihrem Nationalismus fest. Ungefähr zur gleichen Zeit stellte das Twentieth Century Fund Team fest, daß die EAM bereit war, auf der Basis des folgenden Programms zu verhandeln:

– Generalamnestie

13 Reginald Leeper, *When Greek Meets Greek*, London, 1950, S. 36 f

14 Bickham Sweet-Escott, *Greece: A Political and Economic Survey, 1939–*

- Sozialisation der Industrie
- Landeigentum der Bauern
- Nutzbarmachung der Wasserkraft, Entwicklung der Industrie, moderne Landwirtschaft und Erziehung (gemäß den Richtlinien der UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation)
- Ausländische Hilfe aller Nationen (ohne Eingang von Verpflichtungen)
- Garantieabkommen der drei Alliierten
- Breite Koalitionsregierung (sogar bei Unterrepräsentation der EAM)
- Einstellung der Feindseligkeiten
- Generalamnestie
- Reform der bewaffneten Streitkräfte
- Neuwahlen[15]

Wie ernst diese Vorschläge wirklich gemeint waren, ist schwer zu sagen. Nach Staviranos waren jedoch andere Gruppen – weder königstreu noch EAM-Anhänger –, das Programm zu akzeptieren bereit.[16] Sicher ist allein, daß weder die Vereinigten Staaten noch die von ihnen eingesetzten und unterstützten Regierungen an irgendetwas anderem interessiert waren als daran, die Guerillaherde zu vernichten und die Linke kampfunfähig zu machen. Ihre fortgesetzte Unnachgiebigkeit forderte ihren Tribut. Die Guerillas machten keine weiteren Verhandlungsangebote mehr und verschärften ihre Taktik.

1953 London, 1954, S. 65
15 Frank Smothers u. a., a. a. O., S. 206 f
16 Stavrianos, a. a. O., S. 189

1948: Mitglieder des Komitees für unamerikanische Umtriebe. Rechts: Nixon

Peter O. Chotjewitz
Zwei Sterne im Pulver[10]

Ich hieß Straniero. Ich bog in die Hauptstraße ein. Drei Männer kamen mir entgegengeritten. Der kalte Wind fegte über die Straße. Ich sah angstvolle Gesichter hinter den Gardinen. Einer der Reiter sah aus wie Django. Er sah die Gesichter der Leute und lachte. Er schrie: »Halt an!« – als er kurz vor uns stand. Er zeigte auf die drei Särge, die auf dem Plattenwagen lagen. Der Kutscher gab keine Antwort. Der Django schrie: »Was da drin ist, will ich wissen!« Ich sprach für den Kutscher: »Julio Montez, Franco Nero und Sancho Amaro.«
Die drei Männer erschraken. Sie sahen sich an. Sie flüsterten leise miteinander.
Als der Django zum Colt griff, schoß ich sie blitzschnell von den Pferden herab. Sie fielen schon, ehe ich geschossen hatte. Ich schoß noch auf sie, als sie schon lagen.
Ich öffnete die drei Särge. In jedem Sarg lag ein Steckbrief, sonst nichts. Julio Montez, Franco Nero und Sancho Amaro.
Es hatte schon angefangen, als ich hereinkam, so daß ich als erstes Straniero in die Hauptstraße einbiegen sah. Drei Männer kamen ihm entgegengeritten. Ich sah, wie der Wind durch die Straßen fegte. Ich sah, daß die Männer hinter den Gardinen angstvolle Gesichter der Dorfbewohner sahen. Ich sah, wie sie lachten. Ich hörte, wie ein Mann, der wie Django aussah, »halt an!« schrie, als ich ihn kurz vor Straniero anhalten sah. Er zeigte auf die drei Särge, die auf dem Plattenwagen lagen. Ich hörte nicht, daß der Kutscher ihm eine Antwort gab. Ich hörte, daß der Django schrie: »Ich will wissen, was da drin ist!« Ich sprach für den Kutscher: »Julio Montez, Franco Nero und Sancho Amaro.« Ich ahnte, daß ich Lo Straniero war.
Ich sah, daß die drei Männer erschraken. Ich sah, daß sie sich ansahen. Sie flüsterten leise miteinander.
Als der Django zum Colt griff, schoß Straniero sie blitzschnell von den Pferden herab. Ich schoß sie brutal von den Pferden herab. Ich wußte, daß ich Lo Straniero war. Ich schoß noch auf sie, als sie

schon lagen. Straniero öffnete die drei Särge. In jedem Sarg lag ein Steckbrief, sonst nichts. Ich las: Julio Montez, Franco Nero und Sancho Amaro. Straniero zog aus der Tasche noch einen Steckbrief und faltete ihn auseinander: »L'Ammazzado!«
Der Kutscher erschrak. Ich kenne keinen, der L'Ammazzado traf und zurückkam.
»Ich gehe, ich bringe ihn um und ich kehre wieder!«
Der Kutscher lachte.

Sie kamen geritten und beschossen den Wetterhahn. Er saß auf dem Dach und tanzte im Kugelhagel. Die Mexikaner warfen den Amerikanern vor, sie hätten den jüngsten Sohn des mexikanischen Landherrn umgebracht. Aber die Amerikaner hatten soviele Cowboys, wie die Mexikaner Gauchos hatten. Sollten sie einen ihrer Leute verraten, selbst wenn er den Mord verübt hatte. Die Mexikaner traten stolz und herrschsüchtig auf. Sie wirkten brutal. Sie ritten unverrichteter Dinge ab.

Es hatte schon angefangen, als ich hereinkam, so daß ich als erstes einen breitbeinigen Mann von hinten sah. Ich hörte jemanden schreien. Ich sah, wie der Breitbeinige Schlagbewegungen machte. Ich sah einen Mann, der am Boden lag und schrie. Ich sah das Ende einer schrecklichen Peitsche, die ihn im Gesicht und am Körper traf. Ich erfuhr, daß es Ramon war. Er versuchte, der Peitsche zu entgehen. Er wurde hochgenommen, etwas gefragt und wieder zu Boden geschlagen. Er lag zwischen Strohfetzen und Mist und wurde gepeitscht. Er schrie entsetzlich. Er war am ganzen Leib blutig. Es war eine große Befreiung, wenn jeder Peitschenhieb einen neuen blutigen Striemen auf seinen Körper malte. Es waren andere Männer da, die Ramon in den Leib traten. Er blutete überall. Ich dachte, sie wollten ihn totschlagen. Da und da und da und da. Da. Ich sah den Rücken des Breitbeinigen. Ich sah, wie er Schläge ausführte. Ich sah das Ende der Peitsche, wie es in Ramons Fleisch eindrang. Zwei Männer nahmen Heugabeln. Ramons Arme wurden vom Leib weggezogen. Sie stießen die Heugabeln genau über Ramons Unterarme. Er war wie festgenagelt. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Er lag ungeschützt da. Er wurde getreten und mit der Peitsche geschlagen.

Sie waren Bürger einer texanischen Kleinstadt. Ein Mann kam auf einen Höhenrücken geritten. Vor ihm dehnte sich die großartige Land-

Peter O. Chotjewitz.

schaft. Die Sonne ging auf. Der Mann stand ganz im Sonnenaufgang. Er ging zum Abhang. Er zog eine Zigarre hervor. Er riß ein Streichholz an der Felswand an. Ihre Täler waren fruchtbar und ihre Berge romantisch. Eine Maus kam heran. Der Mann blinzelte ihr zu. Er war Mr. Floth, ihr erbitterter Gegner. Aus der Ferne kam die Postkutsche. Der Mann schraubte sein Gewehr zusammen. Die Kutsche kam näher. Der Mann legte an. Der Schuß hallte in der Felswand. Die Pferde gingen durch. Hinter einer Wegbeuge lag ein Baum auf der Straße. Die Kutsche fiel um und schleifte im Sand. Ein Mann in Schwarz kam aus dem Wagen. Er schoß beidhändig. Er lief schießend den Hang herauf. Der Gewehrschütze legte abermals an. An der Postkutsche brach eine Leiste ab.

Sie stellten den Farmern eine dreckige Falle. Sie saßen in den Hängen seitlich des Tales. Sie hatten Sprengladungen im Weg vergraben. Sie hielten auf die markierten Ladungen. Es riß den Pferden die Bäuche auf. Es riß Cowboys die Arme und Beine ab. Vom Himmel regnete es Blut und Kadaver. Das Blut der Farmer war billig zu haben. Am schlimmsten waren die älteren Brüder. Sie trieben die Gauchos zur Grausamkeit an. Der Friedensrichter versuchte, das Massaker aufzuhalten. Da konnten die Mexikaner nur lachen. Sie fingen sich Jonny, unsern Jüngsten. Sie schlangen das Lasso um seine Arme und zogen ihn hinter sich her durch den Sand. Der Sheriff lachte. Er schnitt einem Amerikaner die Kugeln aus dem Leib und zeigte sie dem Sohn des Mexikaners. Der erbleichte. Der Sheriff hatte ihn jetzt in derHand. Sie banden Jonny an einen Balken im Hof ihrer Ranch.

Ich traf L'Ammazzado, als ich im Zug nach Ciudad saß.

Die Hitze war glühend.

Plötzlich sah ich die Männer Ramon nicht mehr schlagen.

Im Dorf kamen Mr. Floth und seine Leute zum Sheriff. Sie verlangten, daß er seinen Gefangenen freigab.

Im Zug waren Soldaten. Vor mir saß ein Gringo namens Craig und ein Colonel der Vereinigten Staaten.

Sie schlangen ein Seil um Jonny's Hals, führten es hinter dem Balken herum und banden es um Jonny's Handgelenke. Wenn Jonny's Arme erlahmten, schnürte das Seil seine Kehle zu.

Ich hörte, daß sie Ramon noch schlugen und traten, und ich hörte Ramon noch schreien. Aber ich sah sie Ramon nicht mehr schlagen.

Sie warfen einen Strick über den Baum. Unter dem Baum stand ein Wagen. Sie drohten, das Gefängnis in die Luft zu sprengen. Mr. Floth legte auf den Sheriff an.

Der Yankee und der Colonel sprachen von 300 000 Dollar in Gold, die im Postwagen lagen. Craig war Bevollmächtigter der Bank von El Paso, der die Dollars gehörten. L'Ammazzado hing zuerst den Packwagen ab, auf dessen Dach die Maschinengewehrschützen saßen.

Am anderen Ende des Hofes kniete ein bärtiger Mann mittlerer Jahre, der auf seinen Tod wartete. Er war keiner von uns amerikanischen Farmern. Der Chef der Mexikaner warf einen Trommelrevolver in die Mitte zwischen Jonny und den Alten.

Ich sah, daß zum Hoftor ein Pferd hereinkam, auf dem ein Mann lag. Ich sah einen Mann auf das Pferd zugehen. Ich hörte die anderen weiter auf Ramon einschlagen. Ich dachte, sie könnten eigentlich aufhören, Ramon zu schlagen, und nachsehen, was mit dem Mann los ist, der auf dem Pferd lag. Ich sah den Breitbeinigen wieder über Ramon stehen und Ramon schlagen.

Ich sah den Sheriff seinen Stern von der Jacke nehmen. Ich sah, daß er ihn Mr. Floth vor die Füße warf. Mr. Floth war anziehend. Mr. Floth stieß mich ab. Er ist anders als wir. Die unterdrückten Bürger der Stadt sind wie ich. Mr. Floth bot den Sheriff-Stern in der Öffentlichkeit an. Der Gemischtwarenhändler lehnte ihn ab. Auch der Sheriff und der Gefangene sind unsere Leute gewesen.

L'Ammazzado ließ den Zug noch ein Stück fahren. Weiter vorne hielten seine Leute den Zug an und schossen die Insassen ab.

L'Ammazzado schoß so lange bis die Lok und der Postwagen in Sicherheit waren. Ich stieg aus dem Zug und sah, wie L'Ammazzado und seine Freundin die Rangers umbrachten.

Der älteste Sohn des Mexikaners und sein Bruder hielten Jonny und dem Alten im Bart ihre Messer an den Hals. Die Messerschneiden glänzten in der Sonne und blendeten mich. Die Söhne stachen zu, als ihr Vater Zeichen gab.

Ich hörte eine Stimme. Sie kam von dort, wo das Pferd stand. Ich sah, wie der Mann sah, daß der Mann auf dem Pferd tot war.

Einer von Mr. Floth's Leuten nahm den Sheriff-Stern an. Er ernannte fünf Leute von Mr. Floth zu Hilfssheriffen. Keiner traute sich, etwas dagegen zu sagen; sie hatten die Macht.

L'Ammazzado sah nicht, daß ich auf seinen Steckbrief vor die 5 000 Dollar eine Eins malte.

Sie stachen ihre Messer nicht in die Kehlen. Sie schnitten die Stricke mit einem Ruck auseinander.

Sie bestiegen die Pferde, und ich sah sie zum Hoftor hinausjagen. Sie holten den Gefangenen heraus und urteilten ihn ab.

Ich ritt L'Ammazzados Leuten nach, die den Postraub in Sicherheit brachten.

Jonny und der Alte im Bart versuchten, sich die Handgelenke freizumachen.

Ich sah lange, wie Ramon blutend zwischn Pferdemist lag und wie zerschlagen er war.

Sie stellten den Gefangenen auf den Wagen und legten ihm den Strick um den Nacken.

Ich sah sie, als sie die 300 000 Dollar in Gold schon beiseite geschafft hatten.
Ihr Anführer knallte einen seiner Begleiter nach dem anderen ab.

Ich sah lange, wie er ganz unbewegt dalag.
Nur ein Vogel sang, und eine Geige spielte sehr langsam.

Der Schweiß lief ihnen in Strömen herab, und ihre Augen traten aus den Höhlen vor Anstrengung.

Da kam Molly an.

Jonny hatte sich einen Moment früher befreit, als der Alte im Bart.
Molly legte ihr Gewehr auf Mr. Floth an.
Jonny lief einen Moment früher auf die Mitte des Platzes, als der Alte im Bart.
Die Exekution war unterbrochen.
Mr. Floth glaubte Molly ihren Mut nicht.
Der Mann im Bart versuchte, einen Moment früher als Jonny in der Mitte des Platzes anzukommen.
Molly schoß ihm den Colt aus der Hand.
Jonny war einen Moment früher in der Mitte des Platzes, als der Mann im Bart.
Sie war die einzige, die keine Angst hatte.
Jonny hatte den Colt schneller in der Hand, als der Mann im Bart.
Hinter Molly stand Junk.
Der Mann im Bart stand vor ihm, hielt die Hände hoch und sagte: »So schieß doch!«

Das erste Mal, daß L'Ammazzado mich sah, war, als ich in seine Gefängniszelle kam, wo L'Ammazzado auf seine Henkersmahlzeit wartete. Ich war verkleidet als Priester und forderte L'Ammazzado auf, sich zur Beichte niederzuknien. Sobald der Wärter gegangen war, holte ich aus und schlug L'Ammazzado zusammen. Ich mußte lachen. L'Ammazzado wollte nicht sagen, wo der Verräter den Goldschatz versteckt hatte. Vielleicht wußte er nicht, wo der Goldschatz versteckt war. Der Wachmann schaute herein und ich legte L'Ammazzado die Hand

Jonny stand lange und wartete.
Junk schlug seine Peitsche um Molly's Hüften und riß sie vom Wagen herab.
Dann drehte er sich blitzschnell herum und schoß.
Molly fiel dorthin, wo Mr. Floth stand.
Zwei, drei, vier, – bis der Colt leer war.
Er fing sie auf und küßte sie ab.
Sechs Mexikaner fielen von den Dächern herab.
Sie kratzte ihm mehrmals quer durchs Gesicht.
Jonny sprang los und zog den Mann mit.
Mr. Floth schlug sie zusammen.
Sie sprangen fast gleichzeitig auf ein Pferd.
Molly lag weinend vor uns im Sand.
Mr. Floth gab den Pferden einen Klaps.
Langsam ritten Jonny und der alte Mann mit dem Bart durch eine friedliche Landschaft.
Mr. Floth tat es auf nette Art; Mr. Floth war auch wieder sympathisch.
Der Mann war ein amerikanischer Farmer, der sich geweigert hatte, sein Land dem mexikanischen Landherrn zu überlassen.
Die Leute lachten. Der Wagen, auf dem der Mann stand, fuhr ab.
Sie haben seinen Hof niedergebrannt und seine Familie umge-

auf's Haar. Ich sprach leise zu ihm mit meiner sanften, philosophischen Stimme, fast wie ein Padre. Der Wachmann ging und ich schlug L'Ammazzado abermals zusammen und er konnte sich nicht wehren, um nicht zu verraten, daß ich kein Priester war. Ich schlug ihn mehrmals zusammen. Schließlich nahm er das Wappen, das er am Hals trug, sägte es durch und gab mir die Hälfte. Es war der Schlüssel zum Goldschatz. Ich nahm an, daß Lo Straniero annahm, daß das Wappen der Schlüssel zum Schatz war.

Ich sah, wie Ramon sich zu bewegen begann. Er bewegte sich ganz langsam, ehe er wieder ganz unbewegt dalag. Er bewegte sich abermals. Er bewegte sich mehrere Male. Mehrere Male sah ich, daß er ganz unbewegt lag, ehe er auf Hände und Füße kam. Er

bracht. Er hatte einen eisernen Haken anstelle der Hand.
Der Mann mit dem Strick um den Hals fuhr einen Augenblick mit, seine Füße schleiften über den Wagen, dann hing er da.

brach abermals zusammen, ehe er abermals hochkam. Einmal kam er hoch und brach abermals zusammen. Er brach mehrmals zusammen, ehe er zu seinem breitkrempigen Hut kam.

Er brach mehrmals zusammen, ehe er zu seinem Poncho kam. Es dauerte lange, ehe er zu seinem zweirädrigen Eselskarren kam. Als er auf dem Wagen saß, nahm er die Peitsche und schlug wild auf den Esel ein, bis der Wagen langsam in Gang kam. Er schlug den Esel noch mit der Peitsche, als er schon durch das Hoftor hindurch und fast außer Sicht war.

Es war Nacht. Der Gehenkte hing da. Die zerschossene Kutsche kam an.

J. G. Ballard
Liebe + Napalm=Export USA[11]

Nachts, die Visionen von Hubschraubern und der Entmilitarisierten Zone. Sexuelle Stimulation durch Grausamkeiten in Wochenschau-Filmen. Untersuchungen wurden gemacht, um festzustellen, welchen Effekt längeres Ausgesetztsein an Fernseh-Wochenschauen mit Schilderungen von Quälereien an den Viet-Cong hat: (a) männliche Kampftruppe, (b) Frauen – Hilfstruppe, (c) Kinder, (d) Verwundete. In allen Fällen wurde ein beachtlicher Anstieg von Intensität hinsichtlich sexueller Aktivität festgestellt, mit besonderem Schwerpunkt des pervers oralen und anogenitalen Modus. Maximale Anregung wurde durch kombinierte Folter- und Hinrichtungsszenen erreicht. Wochenschaumontagen wurden angefertigt, in denen führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die mit dem Vietnam-Krieg assoziiert waren, sowohl der Kampftruppe, als auch den Opfern gezeigt wurden, z. B. Präsident Johnson, General Westmoreland, Marshal Ky. Angesichts der Beliebtheit bei Zuschauern wurde eine optimale Folter- und Hinrichtungssequenz entwickelt, an der Governor Reagan, Madame Ky und ein unidentifizierbares vietnamesisches Napalm-Opfer weiblichen Geschlechts beteiligt sind. Pädophile Fantasien mit stark sadistischem Charakter, d. h. ein wiederholtes Eindringen der Genitalien in Fleischwunden des anogenitalen Bereichs wurden im besonderen Maße durch das kindliche Opfer stimuliert. Man stellte fest, daß ein längeres Ansehen des Films beachtliche Wirkung auf alle psychomotorischen Aktivitäten hatte. Der Film wurde später gestörten Kindern, wie auch Krebskranken im Endstadium mit brauchbaren Resultaten gezeigt.

Travens Gehirn kurzgeschlossen mit dem Phantom. Kampftruppen-Filme und die Klinisch-Wahnsinnigen. Endlosen Wochenschau-Filmrollen von Viet-Cong-Kampftruppen wurden: (a) einem Zuschauer-Forschungsteam und (b) psychopathischen Patienten (tertiäre Syphilis) gezeigt. In beiden Fällen hatten Kampftruppen-Filme gegenüber Folter- und Hinrichtungsszenen eine beachtliche hypotensive Funktion, regulierten Blutdruck, Puls und Atmungsquoten zu akzeptablen Werten. Diese Resultate stimmen mit dem geringen Element von

Drama und Interesse bei Routine-Kampftruppen-Wochenschauen überein. Doch durch Zusammenschneiden der psycho-physiologischen muzak mit Grausamkeits-Filmen, stellte man fest, daß eine optimale Umgebung geschaffen wurde, in der Arbeitsaufgaben, soziale Verhältnisse und verbale Motivation einen hoffnungsvollen Grad an Wirkung erreichten. Die augenblicklichen sozialökonomischen Bedingungen vorausgesetzt, scheint die Zweckmäßigkeit der Aufrechterhaltung des Vietnam-Krieges selbstverständlich. Militärische oder zivile Ersatzkonflikte, d. h. der bevorstehende Rassenkrieg Neger – Weiße, erwiesen sich in vorläufigen Gutachten als enttäuschend, und der Vorzug wird deshalb selbstverständlich Kriegen vom Typus des Vietnam-Krieges gegeben.

Der Körper seiner Tochter. Ihre Augen und das Gesicht. Vietnam und sexuelle Polymorphie des individualisierten sexuellen Verhältnisses eines physischen Charakters. Vom Fernsehen und den Nachrichtenmedien wurde die Notwendigkeit für die Zunahme polymorpher Funktionen bereits demonstriert. Der Geschlechtsverkehr kann nicht länger als persönliche und isolierte Aktivität angesehen werden, sondern wird als Vektor in einem öffentlichen Komplex gesehen, der Werbung, Auto-Designing, Politik und Massenkommunikation umfaßt. Der Vietnam-Krieg bot für weitreichende polymorphe sexuelle Impulse einen Fokus und diente auch als Mittel, mit dem die Vereinigten Staaten wieder positive psycho-sexuelle Beziehungen zur Außenwelt herstellten.

Gefangen in den Korridoren des Schlafs. Versuche wurden gemacht, um die sexuelle Begierde verschiedener nationaler und ethnischer Gruppen festzustellen. Montage-Fotos wurden fabriziert, in denen verschiedene Gesichtszüge z. B. das Gesicht der Madame Chiang, Geschlechtsteile von Frauen-Gefangenen des Viet-Cong, ausgesucht wurden, um das optimale sexuelle Ziel zu erreichen. In allen Fällen zeigte sich eine bemerkenswerte Bevorzugung eines vietnamesischen Partners. Versteckte Elemente – die Gesichter von verwundeten Kindern schildern, die starke Gesichtsschmerzen erleiden – wurden wiederholt von einer Studentenkommission, von kleinbürgerlichen Hausfrauen und psychopathischen Patienten gewählt. Weitere Untersuchungen werden durchgeführt, um einen optimalen sexuellen Modus zu finden, der Massenumsatz, Grausamkeits-Wochenschauen und politische Persönlichkeiten (L. B. J., Reagan u. a.) enthält. Die essentielle Funktion

des Vietnam-Krieges wird in jeder Beziehung als positive Tendenz bezeichnet.

Sie warnt Ihn, ruft Ihn zu sich. Der latent sexuelle Charakter des Krieges. Alle politischen und militärischen Erklärungen enthalten keine rationelle Erklärung für die verlängerte Kriegsdauer. In seiner evidenten Phase kann der Krieg als eine begrenzte militärische Konfrontation mit starker Zuschauerbeteiligung via Fernsehen und Nachrichtenmedien gesehen werden, der die niedrigste Stufe brutaler Gewalt und Aggression befriedigt. Versuche bestätigen, daß der Krieg auch eine latente Aufgabe polymorphen Charakters erfüllte. Endlose Filmrollen, Kampf- und Grausamkeits-Wochenschauaufnahmen wurden zusammengesetzt mit Material des genitalen, des Achsel- und Mundhöhlenbereichs und mit Material analen Charakters. Man stellte fest, daß die gezeigten fäkalistischen Substanzen von Hinrichtungsszenen eine besondere Faszination für Hausfrauen der mittleren Einkommensklasse hatte. Ein längeres Ansehen dieser Filme kann einen heilenden Effekt auf das Toilettentraining und die psycho-sexuelle Entwicklung der gegenwärtigen Kindergeneration bewirken.

Alle Legionen der Vereinsamten. Die Wirksamkeit einer Anzahl von Politikern – z. B. Robert Kennedy, Governor Reagan und Shirley Temple – zeigt, daß das latent sexuelle Element im Krieg zu vermitteln sehr wahrscheinlich deren primäre Rolle sein könnte. Montage-Wochenschauen demonstrieren den Erfolg von (a) Senator Kennedy bei der Vermittlung eines genitalen Modus des Krieges und (b) Governor Reagan und Mrs. Temple Black bei der Vermittlung eines analen Modus. Weitere Tests wurden entwickelt, um die latenten sexuellen Fantasien von Anti-Kriegsdemonstranten festzustellen. Dies bestätigt der hysterische Charakter der Reaktionen auf Filme von Napalm-Opfern und ARVN-Grausamkeiten und zeigt, daß für die Mehrzahl der sogenannten Friedensgruppen der Vietnam-Krieg in extremer Weise dazu dient, die repressive Funktion sexueller Unzulänglichkeiten zu tarnen.

Am Tag der Anflug von B-52 Bombern. Psychopathische Patienten, die ständig Wochenschauen vom Vietnam-Krieg ausgesetzt waren, zeigten beachtliche Verbesserungen ihres allgemeinen Gesundheitszustandes, ihres Durchhaltevermögens, und die Fähigkeit, mit Aufgaben fertig zu werden. Ähnliche Fortschritte haben sich bei gestörten Kindern gezeigt. Der Entzug von Wochenschauen und Fernsehfilmen

führte zu Symptomen von Apathie und zur Verschlechterung des allgemeinen Gesundheitszustandes. Dies stimmt überein mit dem Verhalten einer Gruppe von Hausfrauen aus den Vorstädten während der Neujahrs-Kampfpause. Der allgemeine Gesundheitszustand und die sexuelle Aktivität fielen beachtlich und wurden erst von der Tet-Offensive und der Besetzung der amerikanischen Botschaft wieder voll hergestellt. Vorschläge wurden gemacht, zur Steigerung der Brutalität und latenten Sexualität des Krieges und derzeitige Friedensbestrebungen könnten die Herstellung von simulierten Wochenschauen notwendig machen. Es ist bereits bewiesen worden, daß die simulierten Filme über die Hinrichtung und Mißhandlung von Kindern einen beachtlich heilsamen Effekt auf das Bewußtsein und die verbale Gewandheit psychopathischer Patienten haben.

Überschreiten der verwüsteten Deltalandschaft. Gefälschte Grausamkeitsfilme. Ein Vergleich der Vietnam-Grausamkeitsfilme mit gefälschten Wochenschauen von Auschwitz, Belsen und dem Kongo enthüllt, daß der Vietnam-Krieg bei weitem die Anziehungskraft und den heilsamen Effekt der vorgenannten weit übertrifft. Ein Teil des Therapie-Programms bestand in der Ermunterung einer Gruppe von Patienten, einen gefälschten Grausamkeitsfilm zu machen und Fotografien von Mund, After und genitalen Verstümmelungen mit Bildern von Politikern zusammenzusetzen.

Einzigartige Chiffren von Brutalität und Begierde. Optimaler Kinder-Verstümmelungs-Film. Es werden Zusammensetzspiele mit Grausamkeits-Fotografien benutzt; Gruppen von Hausfrauen, Studenten und psychopathischen Patienten wählten das optimale Kinder-Folter-Opfer. Vergewaltigung und Napalm-Brandwunden bleiben konstante Vorurteile, und ein Wundenprofil mit maximaler Erregung wurde konstruiert. Trotz des Umschwungs durch die Kommission, zeigten nachfolgende Untersuchungen über Arbeitsleistung und allgemeinen Gesundheitszustand substantielle Erfolge. Man stellte fest, daß der Effekt von Grausamkeitsfilmen bei gestörten Kindern positive Resultate hatte und ähnliche Erfolge für das gesamte Fernsehpublikum aufwies. Diese Studien bestätigen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nur durch den Fakt des psychosexuellen Modus, wie er beim Vietnam-Krieg vorhanden ist, in eine Beziehung zur Welt generell treten kann, die durch den Begriff »Liebe« charakterisiert ist.

Ralf Rainer Rygulla & Rolf Dieter Brinkmann

Der joviale Russe[12]

(nach Apollinaire: La jolie rousse)

Meine Stimme verlangt nach einem Heim plan wie eine Sense
Kenner des Lebens und des Todes so kühn wie die Wand die weiß
Ahja ein Pulver ohne Geruch und weniger Freude als Liebe
Ahja so kelchweiß in Pose deiner Idee
Kenne Blusen länger
Ahja paß mal auf wozu
Ahja du da Gernegroß tanzt auf der Latrine von der Infanterie
Blasen wie Tuten trepaniert durch das Kloformat
Ahja alle weg seine Millionen Freunde tanzen um die jungfräuliche
[Latte
Jesses abziehen und die neue Tante krummhobeln dazu die Bilder
[auf dem Samowar
Umsonst die Inquisition auch heute wieder quer
Eintritt Nuß um Nuß mein Freund
Der Jude hatte lange Quälereien mit der Tradition und den
[Inventuren
der Orden und der Liebe
Wo stand der Busch der weite in der Vorstellung des Zellmillieus
Büsche die die Memme umstellen in Duldsamkeit mit Quanten ohne
[Kompromiß
Ein Fluchen wie die Fuhre von perfekten Orden
Nüßli quetscht partout die Abenduhr

Nuß ein Sommer mit Paßwurst und Feinden
Nuß wohlan zum Donner der Vater tranchierte die Domäne
Uh das Mysterium flüstert und offeriert einen schnellen würzigen
[Likör
Trallala machte das Furznovum kühle den Mais wüst
Tausende von Phantasien im Eimer
Quecksilber auf die Donnerpfote das ist Realität
Nuß wohlan explodiere du buntes enormes Azetat
Trallala aus die Zeit und die Quanten ein bißchen geschaßt auf faire
[Weise

Gvillaume Apollinaire
La jolie rousse

Me voici devant tous un hommes plein de sens
Connaissant la vie et de la mort ce qu'un vivant peut connaître
Ayant éprouvé les douleurs et les joies de l'amour
Ayant su quelquefois imposer ses idées
Connaissant plusieurs langages
Ayant pas mal voyagé
Ayant vu la guerre dans l'Artillerie et l'Infanterie
Blessé à la tête trépané sous le chloroforme
Ayant perdu ses meilleurs amis dans l'effroyable lutte
Je sais d'ancien et de nouveau autant qu'un homme seul pourrait des deux savoir
Et sans m'inquiéter aujourd'hui de cette guerre
Entre nous et pour nous mes amis
Je juge cette longue querelle de la tradition et de l'invention

De l'Ordre et de l'Aventure

Vous dont la bouche est faite à l'image de celle de Dieu
Bouche qui est l'ordre même
Soyez indulgents quand vous nous comparez
A ceux qui furent la perfection de l'ordre
Nous qui quêtons partout l'aventure

Nous ne sommes pas vos ennemis
Nous voulons vous donner de vastes et d'étranges domaines
Où le mystère en fleurs s'offre à qui veut le cueillir
Il y a là des feux nouveaux des couleurs jamais vues
Mille phantasmes impondérables
Auxquels il faut donner de la réalité
Nous voulons explorer la bonté contrée énorme où tout se tait
Il y a aussi le temps qu'on peut chasser ou faire revenir
Pitié pour nous qui combattons toujours aux frontières
De l'illimité et de l'avenir
Pitié pour nos erreurs pitié pour nos péchés

Pippi pur Nuß mit Camembert »toujours« ohne Grenzen
Die Dolomiten die gehören mir
Pippi pur in Mörs Pippi pur zum Picheln
So wollte sie quietschvergnügt in die Saison wichsen

Doch Ernas Jugend ist tot und eine lebt in den Printen
O Suleika wie spät ist es: reis' an in die Ardennen
und jäte
Pur du Säuferin für dich die Form nobel und deutsch
Quelle brennt auf ihr ein neues Element
Welle weint mit den Anisaltären du und das Lament
Wellen sind ein charmanter
Aspekt von uns wunderbaren Russen
Der Chauffeur sonnt sich auf dem Dreirad
Ein schöner Ekel widerhallt
Wer fragt Flammen nach ihrem Paraffin
Tanzende Rosen auf dem Segment

Mais ritzt die Möse
Ömmes wollt partout nicht auf das Eis
Tante Carla und die ganze Chose nebst einer Nase von dir
Tante du bist die Chose wo der leise Ritz bei dir sitzt
Ohje, Pippi vom Mai

Voici que vient l'été la saison violente
Et ma jeunesse est morte ainsi que le printemps
O Soleil c'est le temps de la Raison ardente
Et j'attends
Pour la suivre toujours la forme noble et douce
Qu'elle prend afin que je l'aime seulement
Elle vient et m'attire ainsi qu'un fer l'aimant
Elle a l'aspect charmant
D'une adorable rousse

Ses cheveux sont d'or on dirait
Un bel éclair qui durerait
Ou ces flammes qui se pavanent
Dans les roses-thé qui se fanent

Mais riez de moi
Hommes de partout surtout gens d'ici
Car il y a tant de choses que je n'ose vous dire
Tant de choses que vous ne me laisseriez pas dire
Ayez pitié de moi

W'MEN OF THE LOST LAGOON

W'men Legionaires? Kepi, her hair confined by the sweat-band, is sweeping up the sawdust where careless soldiers have spat. "Where do I come from" she laughs harshly.

Ulf Miehe
Mit allen Wassern[13]

Er stand im Durchgang und starrte Klaus mit herausfordernder Unterwürfigkeit an. Dreimal hat er ihn angerempelt beim Flippern, sagte Ollie, dreimal, und jedesmal ist er zurückgekommen und hat sich entschuldigt und hat ihn dabei wieder angestoßen. Entschuldigung, es war ja nicht so gemeint. Soll ich ihm eine kleben? Der Blonde zittert. Laß doch. Der Blonde starrte ihn an. Er hat schöne, lange Haare, die sauber geteilt auf die Schultern fielen. Farblose Augenbrauen. Ich hab mich doch schließlich entschuldigt. Das ist ja grad das Schlimme. Ich war kurz vorm Freispiel. Genau. Der Blonde wurde rot. Er paßt sich der Gefahr an. Die Musikbox fing wieder an, Delilah, das konnte er sowieso schon nicht mehr hören. Klaus machte einen Schritt auf den Blonden zu. Wich zurück. Jetzt hatte er nur noch die Wand hinter sich. Laßt ihn doch in Ruhe, er hat euch doch nichts getan. Halt die Fresse, ja? Jetzt ist aber Sense hier, ihr spinnt wohl, das gibts nicht in meinem Lokal, und am Nebentisch in einer roten Jacke nein, nein, das geht nicht, ich sags dir doch, da kannst du mir noch soviel erzählen, seine Hand auf seinem Knie und nein, die Hand schob sich langsam höher, wir können uns nun mal nicht so verlieben, höher die Hand, das geht nun mal nicht, die Hand nicht mehr zu sehen, und irgendjemand stellte die Musikbox lauter, wenn ihr euch nicht benehmen könnt, dann fliegt ihr eben raus, ich will doch überhaupt nix von dem, ich hab ihn doch bloß mal angestoßen, und im übrigen hab ich mich sofort entschuldigt, ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mensch, laß das doch, der gehört nicht zur Zunft, tu ihn weg, Achtung, Platz da, seid doch mal vernünftig, so von Frau zu Frau, nun laßt mich doch mal durch, Mädchen. Der Blonde, immer noch wie angewurzelt und starrte, nun hau schon endlich ab, Elsa, hier kannst du doch nichts abkochen. Und ihr macht hier gefälligst auch keinen Stunk, *sonst fliegt ihr auch raus*, da kenn ich nichts. Kommt, wir haun ab, sagte Ollie, hier sind die Gläser sowieso nur halbvoll.

Die Kreuzung war vollkommen blockiert. In den Seitenstraßen verteilen, sonst werden wir hier eingekesselt. Die Polizisten hatten eine dich-

te Kette gebildet und hinter dem Wasserwerfer Stellung bezogen. Der Wasserwerfer setzte sich langsam in Bewegung. Das hab ich doch schon mal gesehen, die spielen hier Krieg. Die Polizisten rückten im Schutz des Wasserwerfers vor. Der Wasserwerfer blieb stehen. Ich fordere Sie zum letztenmal auf – behindern Sie nicht den Verkehr – verlassen Sie sofort die Kreuzung. Sie machen sich strafbar, geben Sie die Kreuzung frei, Sie geraten sonst in den Bereich Polizeilicher Maßnahmen, deren Folgen Sie sich selbst zuzuschreiben haben! Eine Kette, unterhaken. Mädchen nach hinten! Nein, Mädchen nach vorn, dann trauen sie sich nicht zu schlagen! Blödsinn, Mädchen nach hinten! Die Fenster zu beiden Seiten der Straße waren dicht besetzt, über Megafon Rufe, im Laufschritt auf die Polizisten zu. Die Polizeikette hielt. Wieder zurück. Zusammenbleiben, zusammenbleiben! Nein: verteilen, verteilen! In die Seitenstraßen und dann wieder neu sammeln. Die Polizeikette formierte sich. Der Wasserwerfer setzte sich wieder in Bewegung. Die Polizisten dahinter. Schlagstöcke in den Händen.
Der Wasserwerfer stand in der Mitte der Kreuzung. Die Düse, die das Wasser verspritzte, drehte sich langsam und stetig. Er lief geduckt über die Kreuzung. Auf den Wasserwerfer zu, kletterte seitlich hoch. Sofort folgten ein paar andere nach. Er war oben angekommen und richtete die Düse des Wasserwerfers auf die Polizistenkette. Sie wurde von dem vollen Strahl getroffen. Geschrei, Gelächter. Einer schlug mit einer Latte auf das vergitterte Vorderfenster des Wasserwerfers ein. Einer mit bloßen Fäusten. Der Wasserwerfer setzte sich ruckartig in Bewegung. Wie ein Panzer. Die beiden, die sich am Vorderfenster festgekrallt hatten, fielen herunter. Sammeln, Singen, Rufen.
Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!
Die lehnten weit aus dem Fenster, mit ausdruckslosen Gesichtern, stumpf gemacht von dem, wogegen wir auf die Straße gegangen waren. Unübersehbare Menge, nicht im Gleichschritt, mit Fahnen, Transparenten, Spruchbändern. Andere riefen, schrien: *Geht doch nach drüben, wenn es euch hier nicht paßt!*

William Mahoney
Reisen im Süden: Eine kalte Nacht in Alabama[14]

Wir rasten von der alten Mafia-Stadt Phoenix City durch Tuskegee weiter nach Selma, um vor Sonnenuntergang von der Autobahn zu sein. Abends war die Straße gefährlich.

Das Leben in Alabama ist reglementiert. Es wird genau nach dem Aufgang und Untergang der südlichen Sonne geregelt, die den Farmern sagt, wann sie pflanzen und wann sie hacken müssen. Es wird von einer Bande von Eigentümern geregelt, die den Leuten sagt, was sie pflanzen sollen.

Vor den von Säulen getragenen Eingängen der Herrenhäuser sitzen keine weißhaarigen alten Herren und trinken Pfefferminz-Julep. Eigentlich haben sie es nie getan. Der Faulknersche Süden ist in Wirklichkeit eine Fassade, hinter der sich finstere Berechnung verbirgt.

Der durchschnittliche Einwohner von Alabama hat eine achtjährige Schulbildung. Wirklich gut kennen sie ihre pervertierte Moral. Sie befolgen Regeln des sozialen Verhaltens so sorgfältig, wie eine Spinne an ihr Netz sich gebunden hält.

Das Reisen in dem Staat voller Polizeipatrouillen wird durch die komplizierten lokalen Sitten zu einer Tortur. Man muß sich innerhalb einer von zwei Gemeinschaften bewegen – der schwarzen oder der weißen. Der Blick des Reisenden wird notwendig durch die Leute gefärbt, die ihn umgeben.

Man kann mit Weißen oder Schwarzen reisen, um die zu finden, die sich den abstumpfenden Tatsachen des Lebens in Alabama ergeben haben. Die Weißen, die von ihren Farmarbeiten bei einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von $ 2516 leben, die Schuhe im Schmutz versunken, und in dem Bewußtsein, daß sie nur leben dürfen, wenn sie für sich und die Neger alle Hoffnung fahren lassen.

Die verschiedenen traurigen Lebenssysteme sind eine Form von Intelligenz. Wichtiger noch als Intelligenz ist es, sich einem emotionalen Muster anzupassen, wenn man im Süden leben will. Man muß nicht nur der Vorschrift entsprechend denken und handeln, sondern muß die richtigen Gefühle haben. Außenseiter wie ich leben in der ständigen Gefahr, entdeckt zu werden.

In den grauen Stahlstädten Bessemer und Birmingham verkaufen sich die Weißen für ein Jahresgehalt von $ 5779. Es ist bezeichnend, daß die Kinder von weißen Einwohnern Alabamas das Lächeln verlernen und ihre schmalen Münder schon zu Beginn ihres Jugendalters zu einem ständigen, eingefrorenen Hohnlächeln verzogen sind. Bis zum Alter von fünfzehn Jahren haben sie die Schläue erworben, die zum Leben im Dschungel gehört.

Nur die Schwarzen können noch das Leben genießen. Die reine Ehrenhaftigkeit der Verarmten, die zu der Grausamkeit des Pachtsystems und dem Ghettoleben »Nein« sagen, ist schön. Es gibt Hoffnung unter ihnen, weil sie die einzigen sind, die kämpfen wollen. Nur in diesem Kampf finden sich Tapferkeit und Genius.

Es ist eine Süßigkeit an Alabama, die Süßigkeit von verfaulten Trauben. Renovierte Vorkriegs-Herrenhäuser, die über den ganzen Staat verstreut sind, weisen nicht auf Wurzeln in der Vergangenheit hin. Sie scheinen eher Teil des modernen Alabama zu sein. Sie suggerieren, daß eine starke Oberschicht in diesem schrecklichen Staat blüht und gedeiht.

Mitten zwischen den großen Herrenhäusern längs der Autobahn gibt es Unmengen von 8–10-Zimmer-Häusern im Kolonialstil und modifizierten gotischen Stil der Jahrhundertwende. In kleinen Klumpen

stehen die eilig errichteten Häuser der armen Arbeiterklasse überall in der Stadt und an ihren Rändern. In den ländlichen Gebieten des Staates liegen die Hütten der Pächter: kahle Holzverschläge, die auf Blöcke gebaut sind, um das Wasser fernzuhalten.
In einer dieser Hütten am Rande von Selma verbrachten wir die Nacht. Wir standen um das Feuer und unterhielten uns, aus Furcht, ins Bett zu gehen und einer kalten und langen Nacht entgegenzusehen.
Wir hätten nur denken können, und es würde zu kalt zum Schlafen oder Denken sein.
Wir begannen zu singen: »Wie der Kreis durchbrochen werden? Nach und nach, Herr, nach und nach? / Ich stand in einer mondhellen Sommernacht an meinem Fenster / Da sah ich eine Fackel auflodern und einen ganz in Weiß gekleideten Mob. / Als sie sich auf mein Fenster zubewegten . . .«
Erich stand am Feuer und wärmte sich. Er starrte uns hinter seinen dunklen Gläsern, die er wegen einer Augenkrankheit tragen mußte, ruhig an. Erich war Organisator in Wilcox. Vor einiger Zeit hatte es in Wilcox Schwierigkeiten gegeben.
Als eine Gruppe von Negern im Gerichtsgebäude erschien und den Beamten bat, sich in die Wahlliste eintragen zu dürfen, rannte dieser aus dem Büro. Auf der Straße lehnte er sich gegen einen Laternenpfahl und keuchte den Passanten unzusammenhängende Sätze zu.
Der Sekretär war hysterisch. Die Neger im Gerichtsgebäude hätten, was ihn betraf, ebenso gut ihre Absicht zu fliegen bekunden können. Die starre Intelligenz des Sekretärs ist das, was manchmal irrtümlich für Dummheit gehalten wird.
Erich hatte in Selma auf seinem Weg nach Wilox Station gemacht, um den Mord an Daniel Colson zu untersuchen; Colson war am 31. Januar vor der Antiochien-Kirche ermordet worden, eine halbe Stunde vor dem Beginn einer Versammlung über die Wahlsteuer.
Stokely Carmichael wärmte seine Hände in der roten Glut der Gasheizung. Stokely ist ein Führer. Er ist in den Slums von Trinidad geboren, kämpfte sich in italienischer Nachbarschaft in der Bronx durch seine Jugendzeit und führte die Studenten der Howard University in Washington, D. C., zur Revolte. Durch seinen Kampf ist Stokely zum Inbegriff der Bewegung geworden.
Das Feuer erinnerte mich an einen heißen Spätsommertag in dieser

kleinen Stadt am Fluß. Es ist Jahre her. Lange Menschenschlangen, die auf ihre Stimmabgabe im Gerichtsgebäude warteten, waren von einem Polizeiaufgebot umstellt. Ein weißer Mann sprang aus der Reihe der Polizisten mitten unter die Studenten. Fäuste reckten sich empor; er schwang eine zuckende grüne Schlange. Wie ein Schatten aus einer unruhigen mythischen Vergangenheit warf er das Reptil in die Gesichter der Umstehenden und zog es zurück, schwang und wirbelte und zog er die züngelnde Schlange zurück.

Ein Mädchen schrie auf und fiel in Ohnmacht. Der Mann versuchte, die Schlange einem Jungen in den Mund zu stecken. Als der die Zähne zusammenbiß und die Lippen spitzte, lachte der Mann und versuchte seinen Ekel in einen anderen Rachen zu stopfen.

Einige von der Polizeitruppe lachten ebenfalls; andere verbargen ihr Vergnügen hinter einem gleichmütigen Polizistenblick. Als schließlich ein Mann verzweifelt, um sich zu schützen, den Arm ausstreckte und die Schlange auf die Straße warf, machte der Mann vor Schreck und Entrüstung große Augen. Zwei Polizisten preschten vor und brachten den Neger zu einem Polizeiwagen. Auf der Polizeistation bezichtigten ihn die Polizisten von Sheriff John Clark des Widerstands gegen die Staatsgewalt und steckten ihn ins Gefängnis.

Das Drama des Negers als Opfer wurde auf diese Weise wieder einmal öffentlich aufgeführt. Er verliert, wehrt sich aber. Wichtig daran ist, daß diese Geschichten aus der Bewegung kaum Tragödiencharakter haben. Der Charakter eines Volkes zeigt sich an den Geschichten, die es erzählt.

Gloria stand feierlich neben dem Feuer, die Hände nahe ihrem Schoß gefaltet. Sie war in Gedanken weit entfernt. Auf ihrem schmalen, feingeschnittenen schwarzen Gesicht stand eine Frage.

Während der absurdesten Ereignisse, die in der Bewegung an der Tagesordnung sind, lächelte sie manchmal. Ihr angenommenes ironisches Lächeln war die Verteidigung einer Frau gegen alle Männer der Welt, die sie benutzen wollten.

»Sie haben seinen Tod mit Fassung aufgenommen«, sagte sie. Sie kam gerade von der Familie eines Organisators, der in Tuskegee ermordet worden war.

Erich verließ das Zimmer. Für einige von uns war es ein Sakrileg, von den Toten zu reden. Will, der Jüngste, stolzierte durch den Raum und suchte seine Sachen zusammen. Das Licht funktelte auf seinem

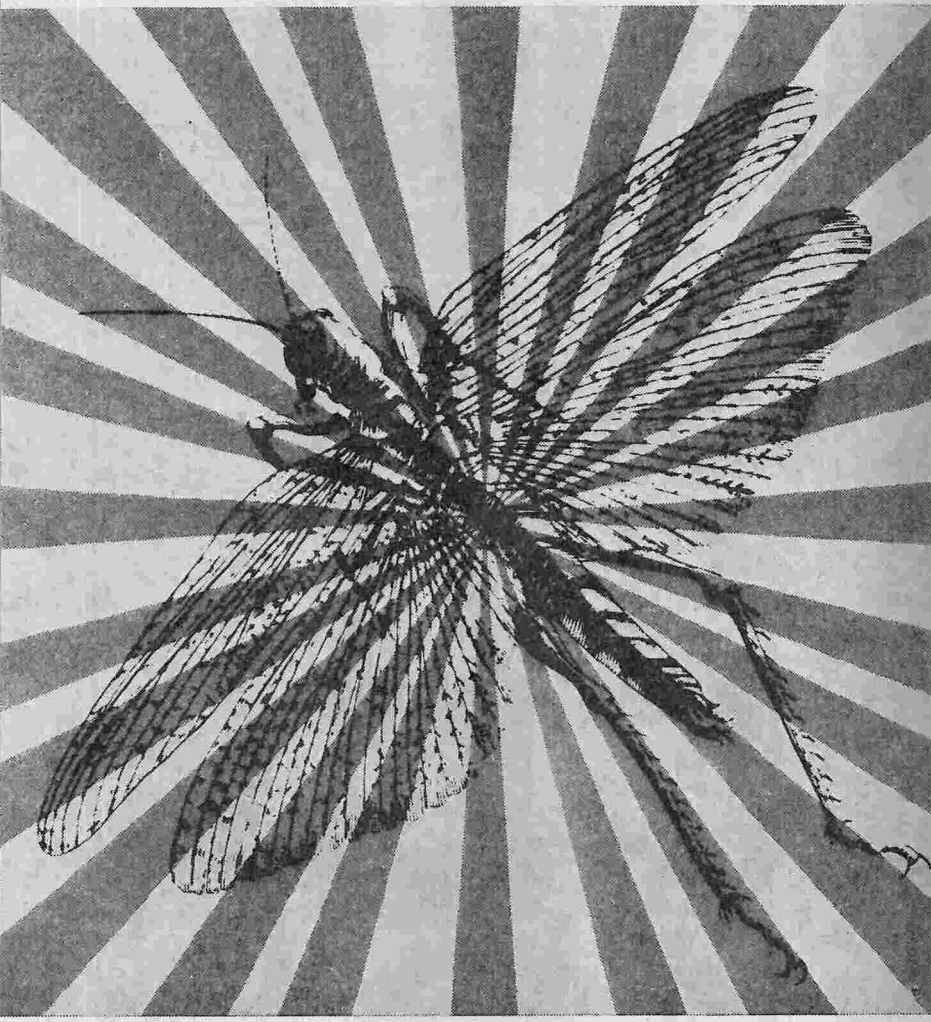
grünen Ohrring. Er tat, als ob er nichts gehört hätte. Einige andere konnten ihre Furcht nicht verbergen und lachten dumm.
Die meisten von uns lehnten es ab, sich mit der Realität des Todes auseinanderzusetzen. Als das Thema bei einem Treffen einmal zur Sprache kam, wurde einer von uns öffentlich wegen seiner Ängstlichkeit kritisiert. Er weigerte sich in Mississippi zu arbeiten. Der Projektleiter kreiste dann das Problem des Todes ein und untersuchte es. Jeder auf der Versammlung hatte eine andere Ebene des Todesverständnisses. Als alle auf die gleiche Ebene des Verständnisses gebracht waren, hörten sie auf, ihren ängstlichen Mitarbeiter zu kritisieren.
»Wer das Leben versteht, kann den Tod besser verstehen«, sagte jemand im Lichtkreis.
»Niemand möchte für etwas sterben«, sagte ein anderer. »Aber wir müssen fordern, in Freiheit zu leben.«
Die Gespräche am Feuer machten uns schläfrig. Die Frauen bekamen den Raum. Sie akzeptierten ohne Widerrede. Keine von ihnen bat um Rücksicht, doch wenn sie als Frauen behandelt wurden, nahmen sie es ruhig hin.
Der Rest von uns schlief in den doppelstöckigen Betten im großen, vollgestellten Vorplatz der Hütte. Es gab noch einen anderen Raum, der hatte aber kein Feuer.
Ein Hustenanfall irgendwo zwischen meiner Kehle und meiner Brust weckte mich auf. Als meine Nase zu laufen begann, fühlte ich mich besser.
Ich ging im Morgenlicht ins Bad und fand den Wasserhahn zugefroren. Eis hing an den Hähnen. Einer der Badewannenhähne funktionierte. Ich wusch mich mit betäubend kaltem Wasser; meine Finger wurden blau.
Das Badezimmer hatte einen Kohleofen. Wenn es Kohlen gegeben hätte, hätte ich den Raum heizen können. Ich wusch das seifige Eiswasser von meinem Körper ab und rieb mich schnell mit einem rauhen Handtuch trocken. Dann wusch ich etwas Unterwäsche aus. Nachdem ich die Sachen aufgehängt hatte, kehrte ich zu der blauen Flamme zurück, die im Gasofen in der Halle flackerte.
Bald würden wir uns zu den Zelten aufmachen, um mit ganz nahe am Weg kampierenden Pächtern zu arbeiten, die von ihrem Land vertrieben worden waren.

Irving Rosenthal
Trocchi's Bude[15]

Eines Abends kam Kinky vorbei, um mir seine ersten Nadeleinstiche zu zeigen. Wie ein zäher alter Bursche sagte er mit herabgezogenen Mundwinkeln, »Hab mich zusammen mit Trocchi gefixt.« Während ich die Venen dieses glatten muskulösen Arms betastete und so tat, als wäre ich neugierig und verstünde etwas von Medizin, klopfte es wieder an der Tür. Es war eine befreundete Dame, die ich seit Wochen nicht mehr gesehen hatte, und sofort waren wir in ein Gespräch über Dresdener Kostbarkeiten und andere Filigranarbeiten vertieft. Stück für Stück zeigte ich ihr den geätzten Glaskopf einer Frau mit langem fließendem Haar, eine Benjamin Franklin-Sonnenbrille, einen kleinen Mann aus geschnitztem Elfenbein, der vor einem Tisch mit eingravierten geometrischen Mustern sitzt, eine Ampulle mit reinem Pfauenöl und ein winziges Vergrößerungsglas – die Linse eines Haifischauges in einer Goldfassung. Dann sagte ich: »Darf ich Ihnen nun noch eine besonders feine und kostbare Nadelarbeit zeigen?« Lüstern nickte sie. Ich ergriff Kinky's Arm, drehte ihn nach außen und zeigte ihr die Beuge. Sprachlos riß Kinky den Mund auf, und meine Freundin lachte. Kurz darauf ging er nach Hause, sie und mich zurücklassend, damit wir (so etwa muß er sich das gedacht haben) über Spinnenbisse und kleine Fingernägelkratzer sprechen könnten.

Als ich Kinky das nächstemal traf, bemühte er sich um die Nervenklinik. Wochenlang hatte er sich sechsmal täglich Amphetamin in seinen schönen Arm geschossen, und er war so fertig, daß er vor Angst zu schlottern anfing, wenn er alleine durch eine Straße gehen sollte, und immer wieder sagte er mir, ich sollte leiser sprechen, er hätte Angst, die Polizei würde mithören. Er sah aus, als kämpfe er, um durch seine Augen hinaus ins Freie zu kommen, jeden Augenblick dachte ich, er geht durch splitterndes Fensterglas nach draußen. Er wußte, daß er sich zusammennehmen mußte, denn er war ein Tänzer, der jeden Tag mit einem Anruf rechnen mußte, und er hatte Angst nach Hause zu gehen (er wohnte bei seinen Eltern). Auf sein Versprechen, Amphetamin aufzugeben, bis er über das schlimmste Zittern hinweg wäre, gab ich ihm den Schlüssel zu David's Apartment (David

war gerade bei seinem Psychiater in Sachen Nadeln in Behandlung). Ein paar Tage später hielt ich auf meinem Weg nach Salinas kurz an, um zu sehen, wie es Kinky ginge, er war aber nicht da, und ich hinterließ ihm einen Zettel. Als ich wieder zurück in der Stadt war, fand ich folgenden Zettel bei mir unter der Tür:



Lieber Schöps,
dank Dir, daß Du mich erstmal bei David untergebracht hast. Es ist eine ganze Menge passiert seit Montag, als Du bei mir warst und mich nicht angetroffen hast. Ich habe jetzt selber was gefunden, in der Bdellatomy Avenue – 135 Bdellatomy Avenue, Apartment 5. Aber – Sie haben mich angerufen, daß ich jetzt mit dem American Ballet Theatre auf Tournee soll. Es geht schon morgen früh los, wir werden uns also vorher nicht nochmal sehen. Für die Zeit, wo ich weg bin, gebe ich Alex Trocchi meine Bude. Es sind 3 Zimmer für $ 26 pro Monat. Ich muß jetzt gehen. David's Schlüssel liegt oben auf der Türfassung. Das wär's.

Herzlich,
Kinky.

Zwei Wochen später fand ich einen anderen Zettel unter der Tür, diesmal von Allen:
Schöps – komme grade auf einen Sprung vorbei – keiner da – eine HÖCHST bemerkenswerte Szene läuft in Alex Trocchi's Bude, 135 Bdellatomy Avenue, 2. Treppe links, »Musée Imaginaire« steht an der Tür – guck Dir das mal für fünf Minuten an – Allen.
Ich hatte vor, Trocchi Montag abend zu besuchen. Am Spätnachmittag des für den Besuch vorgesehenen Tages bekam ich aber selber Besuch von einem ziemlich merkwürdigen und interessanten Jungen, der gerade auf Bewährung von der FARM entlassen war. Er war etwa siebzehn, blond und bartlos, von entwaffnender Schüchternheit und fast weiblicher Schönheit, was den Wunsch in einem wachgerufen haben würde, dem Fürsorgebeamten ein Loblied auf unser Strafvollzugssystem zu singen, wenn man nicht gewußt hätte, daß dieser Junge im Gefängnis ein Outlaw gewesen war, der das System durch Willensstärke und den Zufall der Liebe unterlaufen hatte. Es war dies »Rimbawd«, der zwei Jahre lang mit Roy die Zelle geteilt und sich für ihn in ein Mädchen verwandelt hatte. Rimbawd war der Protagonist einer brillanten Geschichte von Roy, und ich war befangen und hatte eine Art heiliger Scheu, zu dem Jungen zu sprechen und war neugierig, was in ihm es war, das Roy so entflammt hatte, und ich hatte Angst, es herauszufinden. Schöpfer von Gedichten sind wie die Seraphim, von denen es heißt, sie brennen oder stehen in Flammen, und blasse Männer wie ich sollten sie nicht ohne dunkle Gläser anschauen.

Rimbawd's körperliche Gegenwart war geradezu entnervend, und so war ich erleichtert, als es noch einmal an die Tür klopfte, denn ich hoffte, daß der neue Besuch die Spannung, die sich zwischen Rimbawd und mir aufgeladen hatte, vermindern würde.
Diese Hoffnung beruhte auf dem glücklichen Geschlechtsleben, das ich zu jener Zeit führte. Lange Zeit war ich mit einer ganzen Reihe neuer junger Freunde bis spät in die Nacht aufgeblieben, wir hatten uns tiefgehend und intim unterhalten, doch nie war je etwas passiert. Irgendwie war die Stimmung immer zu nervös gewesen. Wenn wir uns dann Gutenacht gesagt hatten, betrachtete ich mich im Spiegel und fragte mich, wo mein Charme geblieben wäre. Ich hatte tatsächlich so viele neue Jungen kennengelernt, daß es nicht lange dauerte, bis sie sich die Türklinke in die Hand gaben. Anfangs war ich beunruhigt, später sank mir das Herz in die Hose, wenn ein Freund und ich nach drei Stunden Gespräch, das immer wilder und sexueller geworden war, durch Klopfen an der Tür unterbrochen wurden. Doch bald entdeckte ich, daß die Spannung und Gehemmtheit, die neben dem Verlangen nur unter uns beiden entstanden waren, durch die Anwesenheit eines Dritten so abgebaut wurden, daß sich oft im Trio abspielte, was mit zweien nicht zustande kam.
Als ich diesmal mit Rimbawd zusammen war, stellte sich jedoch heraus, daß es sich bei dem willkommenen Eindringling um Smilowitz handelte, durch dessen Erscheinen sofort jede Hoffnung auf Ungezwungenheit und Intimität zunichte wurde, denn er machte notorisch alle Leute in seiner Gegenwart unsicher.
Er war klein und dunkel, hatte eine Hakennase und kleine, nahezu geschlossene, mumienhafte Augenlider, so daß er seinen Kopf immer weit in den Nacken gelegt trug, um durch die Schlitze blicken zu können. Immer schien er vor sich hinzudämmern. Seine Bewegungen waren anmutig, aber so verzögert, daß sie sich in einer Zeitlupenwelt zu vollziehen schienen. Als ob er seinen Körper unter Wasser hielte, um seine Augen zu ertränken, die auf alles nervös und gierig reagierten. Zunächst hefteten seine Augen sich auf einen neuen Gegenstand des Interesses. Sodann, wenn sein Interesse anhielt, wandte er langsam den Kopf, um dem Zug der verdrehten Augäpfel etwas nachzugeben. Schließlich brachte er den übrigen Körper in die Blickrichtung oder er vollführte irgendeine entsprechende Aktion, geschmeidig und schleppend, in der gleichen bedrohlichen Geschwindigkeit, mit der

eine Gottesanbeterin sich bewegt. Nie bewegte er den Kopf, wenn er etwas sehen wollte, was er auch durch bloßes Bewegen seiner Augen sehen konnte, und es kam vor, daß diese Augen meinen Bewegungen ein wenig zu dicht folgten, als daß ich mich hätte wohlfühlen können, und ich schlug dann zurück, indem ich einen plötzlichen Schritt aus der Schußlinie seiner Augen machte und ihn so dazu zwang, seinen Kopf schnell zu bewegen, damit er seinen Augen ihren Vorsprung wiedergeben konnte.

Mit der Sprache sparte er wie mit der Bewegung, und immer sprach er durch zusammengebissene Zähne, widerstrebend und mit einer merkwürdigen Explosivität, die notwendig war, um die Wörter durch seine Schalen und Schranken zu pressen. Konversation machte er nie, obwohl er gelegentlich Beobachtungen machte, die mich durch ihre knappe Klarheit oder durch seltsam gesteigerte Banalität faszinierten. Ein langes gedankenvolles Schweigen in einem Zimmer voller Leute konnte er mit einer Bemerkung über das Wetter unterbrechen. Man wußte selten, wann er es ernst meinte und wann nicht; er lächelte nie. An einem heißen Sommerabend drehte er bei mir den Wasserhahn auf, weil er ein Glas kaltes Wasser haben wollte, aber der Wasserdruck im Haus war fast bis auf Null gesunken. Er sagte: »Mein Hahn leckt mehr, als deiner hergibt.«

In Gesellschaft pickte er sich häufig eine schöne Frau heraus, um sie den ganzen Abend lang anzustarren, bis er sie oft so aus der Fassung gebracht hatte, daß sie gehen wollte, und dann, nachdem sie der Runde Gutenacht gesagt hatte und man ihr die Tür aufhielt, trat er mit seinem Mantel überm Arm frontal vor sie hin, blickte sie voll an und stieß hervor: »Kann ich Sie nach Hause bringen?« Und am nächsten oder übernächsten Tag, wenn ich mit dem armen Mädchen irgendwo bei Tee und Gebäck zusammen saß, brachte ich dann bestimmte Entschuldigungen für das merkwürdige Benehmen meines Freundes vor und sprach von seinen Vorzügen, um ihm bei seinem vergeblichen Werben ein wenig zu helfen. Und sie, wenn sie freundlich war, sagte dann: »Ich gebe gerne zu, daß er ein Mensch ist, der andere so wenig imitiert, wie ich das noch bei keinem gesehen habe . . . und am allerwenigsten erinnert er mich an ein mir sonst bekanntes menschliches Wesen«, worauf sie sich beeilte, das Thema zu wechseln.

Als Smilowitz sich mit einer Pfeife Marihuana und einer Tasse Smoke

Tea in einem bequemen Sessel niedergelassen hatte, sprach Rimbawd weiter über Roy, gleichmäßig und konzentriert. Er überschwemmte uns mit Gefängniserinnerungen von Sex und Zärtlichkeit, und dann sagte er: »Ich weiß, ich bin ein Mann genau wie jeder andere auch und genauso scharf auf Mädchen wie sonst jeder andere Mann aus Fleisch und Blut, aber um die Wahrheit zu sagen, ich liebe Roy immer noch und werde ihn wahrscheinlich auch für immer lieben, und eher würde ich mit ihm zusammen leben, ja, und mit ihm schlafen, als mit einem ganzen Harem junger blühender Fotzen. Aber jetzt ist er aus'm Gefängnis und wieder zurück bei seiner Frau und manchmal auch bei ein paar andern Zähnen, glaube ich, und hat keine Zeit mehr für mich. Trotzdem, ich liebe ihn noch genauso, und ich bin stolz darauf. Ich bin stolz darauf, einen Mann so zu lieben. Bis ich Roy traf, war die Zeit auf der Farm ganz schön hart für mich. Sie haben hinter mir hergepfiffen und mich Grace Kelly gerufen. Und ihr wißt ja, wie das ist im Gefängnis – du mußt alles machen, was sie von dir wollen oder sonst ... Als ich zum erstenmal unter die Dusche kam, wißt ihr, da bin ich gleich von vier Typen gefickt worden. Die hielten mich im Duschraum als Gefangenen fest. O. K., und ich sage euch, ich hab auch meinen Arsch geschwenkt und sie in den Nacken gebissen, und während sie mich gevögelt haben, hab ich ihnen den Finger ins Arschloch gesteckt, um jedem so viel Freude zu machen, wie ich nur konnte, weil ich Angst hatte, die würden mich sonst umbringen. Roy traf ich eines Tages in der Bücherei. Er legte mir die Hand auf den Arsch. Er war ein großes Tier – Sprecher für die ganze Galerie im Gefängnisrat. Als sie seinem Zellenkollegen die Strafe zur Bewährung aussetzten, hatte er das Recht, sich einen anderen auszusuchen. Ein ganzer Haufen von uns stand im Tagesraum rum, und alle guckten wir ihn an, und jeder hoffte, daß er der Erwählte sein würde. Er hat bloß mit dem kleinen Finger auf mich gezeigt. Den Rest von seiner Geschichte kennt ihr ja. Wir fingen an, gemeinsam Bücher zu lesen. Er hat mir Mut gemacht, Gedichte zu schreiben, und er war streng mit mir, verflucht schwer zu befriedigen. Wenn ich ihm ein Gedicht zeigte und es gefiel ihm nicht, hat er es jedesmal zerrissen oder gesagt, es wäre beschissen; oder manchmal hat er auch einen ganzen Tag lang nicht mit mir gesprochen. Das war die schlimmste Strafe. Ich konnte's nicht ertragen, und hab ihn angefleht, doch irgendwas zu sagen, wenigstens ein Wort. Ich glaube, alles was ich weiß und was irgendwie

wichtig ist, hat er mir beigebracht, über Dichtung, und alles andere auch.«
Und wirklich, als ich das Ende zwischen mir und David kommen sah, hatte ich Roy einmal gefragt, wie er es schaffte, seine Frau so eng an sich zu binden. »Und nicht nur deine Frau, du hast ja außerdem noch immer 'ne ganze Flotte anderer Mädchen im Schlepptau. Wie machst du das bloß? Mir scheint, ich kann niemanden lange halten.« Roy lächelte mir sanft zu und sagte, »Na, ein Mädchen fesselst du an dich, indem du cool bist. Ich bin indifferent ihnen gegenüber, verstehst du, und sie wissen es und hängen sich an mich. Ich ignoriere sie, und sie kommen zurück und wollen noch mehr davon . . . Willst du wissen, wie man ein Mädchen an sich bindet oder einen Jungen?« »Einen Jungen«, gab ich zu. »Um einen Jungen an dich zu binden«, sagte er leise, »mußt du ihm etwas beibringen.«
Rimbawd sprach vor allem zu mir, doch ab und zu schickte er einen langen prüfenden Blick zu Smilowitz hinüber, der absolut still blieb. Diese Blicke wurden immer länger und feindseliger und durchdringender. Schließlich unterbrach sich Rimbawd, um Smilowitz scharf zu fragen: »Wo hab ich dich schon mal gesehn?« Smilowitz machte weder den Versuch zu einer Antwort, noch regte sich ein Muskel in seinem Pokergesicht.

RIMBAWD: Ich vergesse nie ein Gesicht . . . Ich weiß, daß ich diesen Typ schon mal irgendwo gesehn habe . . . Wie lange bist du schon hier in der Stadt?
SMILOWITZ *(nach einer langen Pause)*: Fünfundzwanzig Jahre.
RIMBAWD: Haben sie dich schon mal geschnappt?
SMILOWITZ (*nach einer langen Pause*): Nein.
RIMBAWD: Sag die Wahrheit, Smilowitz, komm, pack aus. Guck, ich war im Knast, und ich schäme mich nicht, darüber zu sprechen. (*Pause*) Hast du schon mal'n bißchen was auf der Farm zu tun gehabt?
SMILOWITZ *(nach einer langen Pause):* Nein.
RIMBAWD: Warum rückst du nicht raus damit, du fühlst dich dann gleich viel besser. Schöps denkt dann auch nicht schlechter von dir. Ich hab gesessen, und 'ne ganze Menge andere Typen auch. Deswegen braucht man sich nicht zu schämen. (*Pause*) War dein Spitzname nicht »Der Steife«?
SMILOWITZ (*nach einer langen Pause*): Nein.

RIMBAWD: Ich weiß, daß du auf der Farm warst, warum willst du's nicht zugeben? Wieviel Betten hat Galerie A? *(Pause)* Nun komm mir bloß nicht mit irgendwelchen Tricks. *(Pause)* Beantworte mir diese Frage: Wieviel Betten hat Galerie E? Wieviel Betten hat die Krankenabteilung? Wer hat Mutter Spreizfuß 'ne Banane in'n Arsch gerammelt? Naja, lassen wir das, schlafende Hunde soll man nicht wecken. Wir sind beide keine Kinder mehr und aus'm Gefängnis, und was sich da abgespielt hat, heißt ja nicht, daß wir keine Freunde sein könnten. Seien wir also freundlich. Ich bin bloß neugierig, weiter nichts. Sag mir nur eins. Im letzten September, den Tag weiß ich nicht mehr genau, hat die ganze Galerie Baseball gespielt. Du und Roy, ihr habt euch in'n Kuhstall geschlichen. *Was habt ihr da gemacht?*

Was war es, was Smilowitz so ärgerte, daß sein eisiges Gesicht, das mir immer als etwas Unveränderliches erschienen war, sich zu einer sauren Miene verzog? Vielleicht war es der homosexuelle Drall, den das Gespräch bekommen hatte, oder die direkte Unterstellung Rimbawd's. Früher hatte Smilowitz sich einmal über gewisse Freunde beklagt, aus deren Bemerkungen er schließen müsse, sie würden tatsächlich glauben, es läge durchaus nicht im Bereich des Unmöglichen, daß er unter Bedingungen, die vieles entschuldigen, die Avancen eines jungen Mannes oder Knaben in tadelloser weiblicher Maskerade nicht mit aller Schärfe zurückweisen würde.
Vielleicht war es der Gedanke, daß man ihn möglicherweise mit jemand anderen verwechselt haben konnte. Denn es mag sein, daß Smilowitz stolz war auf seine groteske Individualität, und wie könnte diese etwas anderes sein als eine Kunst oder eine besondere Geschicklichkeit?
Vielleicht war es das Ruchbarwerden einer Tatsache, die er lieber geheimgehalten hätte, etwa sein Techtelmechtel mit Roy oder die Tatsache an sich, daß er gesessen hatte. Ich für meinen Teil glaubte Rimbawd's Anschuldigungen, denn es schien einleuchtender anzunehmen, daß Smilowitz log, als daß man ihn mit irgendwem, der auf der Erde lebte, verwechselt haben sollte.
Wie dem auch sei, sobald Rimbawd merkte, daß er Smilowitz in eine Ecke getrieben hatte, überwog bei ihm der Sinn für Mitleid und Fairplay. Er brach sein Verhör sofort ab und verließ uns gnädig. Als er die Tür schon geöffnet hatte, blieb er noch kurz stehen und sagte,

»Auch wirklich nicht böse?« – aber Smilowitz blickte nicht mal auf. Lange verbrachte ich stumm die Zeit mit meinem schweigsamen Freund, wir saßen in der Küche, und langsam ging sein Trübsinn auf mich über. Um die düstere Stimmung zu vertreiben, dachte ich, würde ich ein sicheres neutrales Thema aufs Tapet bringen und ihn in eine Unterhaltung ziehen.

SCHÖPS: Mein lieber Smilowitz, als ich jünger war und die Künste und einige andere Wissenschaften, inklusive die des Geistes und seiner Krankheiten, noch ernsthafter studierte, besaß ich jedes, aber auch jedes Buch, das auf dem Gebiet der Psychologie von Mr. Haldemann-Julius auf dem Markt war, und jeder öffentlichen Vorlesung über dieses Thema, von der ich hörte, pflegte ich beizuwohnen. Des weiteren war es mir ein Vergnügen, einer Vorlesungsreihe unseres großen amerikanischen Psychiaters und Hausphilosophen Dr. Handy Butts beigewohnt zu haben. Dr. Butts pflegte immer zu sagen: »Ich kuriere die Leute mit ein bißchen Emerson, Themerson, ein bißchen Edison und ein bißchen Eddie Cantor, huach huach huach.« Er praktizierte die Art der Therapie, bei der die Leute in Wasser getaucht wurden, und dazu sagte er: »Nichts weiter als eine gute alte Südstaatentaufe«, und er pochte aufs Katheder, lockerte sich die Western-Bänder am Hals und sagte seinen Hörern in tiefstem Whisky-Wispern: »Wenn ich weiter gesehen habe als meine Vorgänger, dann darum, weil ich auf den Schultern Gottes stand.« Nun, dieser Dr. Butts pflegte seine ausgefallene amerikanische Psychotherapie in der Weise zu demonstrieren, daß er manchmal die Rolle des Psychiaters spielte – ich erinnere mich, daß er jede Sitzung mit einem dreckigen Witz begann – und manchmal die Rolle des Patienten, wobei dann einer seiner Studenten den Psychiater machte. Dieser Arzt war ein so einfacher, ehrlicher Mann, daß er direkt auf dem Podium und vor der ganzen Hörerschaft über seine persönlichsten Probleme sprach, über ganz menschliche Dinge, etwa daß seine Frau es nicht mochte, wenn er vor ihren Augen wichste. Und er zögerte nicht, sich von seinem eigenen Studenten, einem Novizen im Studium des menschlichen Geistes, bei der Lösung seiner Probleme helfen zu lassen. Nun will ich damit nicht sagen, Smilowitz, daß du in irgendeinem Sinne ein Novize bist oder jemand, der mich studiert, aber ich möchte, daß du mir ein Problem lösen hilfst, das sich mir auf dem Felde meiner Tätigkeiten

gestellt hat, und ich weiß, daß du das kannst, selbst wenn du deine Aufmerksamkeit noch nicht besonders auf dieses Gebiet gelenkt oder noch nicht viel darüber nachgedacht hast. Mein Arbeitsgebiet ist das Zusammentragen von Notizen. Manchmal, wenn ich meine Notizen lese, lese ich bestimmte Worte falsch, und fast ausnahmslos ziehe ich meine Fehler den Worten vor, die ursprünglich hingeschrieben waren, selbst wenn durch die neue Bedeutung ein Zerrbild der alten entsteht. Wie du vielleicht weißt, ist eine Philosophie im Schwange, derzufolge gute Notizen in jeder Hinsicht unkorrigierbar sind, und jede Verbesserung ist daher ein Entstellen oder Verdrehen der Wahrheit, die von der Muse oder dem Auge, das alles zugleich sieht, diktiert wurde. Nun werden mir aber auch meine Korrekturen diktiert, welcher Muse also kann ich vertrauen? Wende ich mich jedoch von dem Problem ab ins Abstrakte und versuche ich, es *ad hominem* zu lösen, indem ich als meinen, den Standpunkt einnehme, der von dem Menschen vertreten wird, dem ich vertrauen kann, springt mir sofort ein anderer Problemkreis ins Auge, und ich bin keinen Schritt weiter. Mein Freund Allen zum Beispiel macht sich fanatisch für das unretouchierte Notizenmachen steif und dennoch – und das erzähle ich dir im strengsten Vertrauen – feilt er seine eigenen Notizen mühselig aus. Aber ich weiß, daß es besser ist, einen Apostel nicht gerade nach der Doktrin zu beurteilen, die er verkündet – würde er selber daran glauben, hätte er schon längst den Mund gehalten und aufgehört, Proselyten zu machen. Smilowitz, ich bin am Ende meines Lateins und stecke verloren im Labyrinth meiner eigenen Weisheit. Sag mir nur eins, soll ich an meinen Notizen was ändern, oder soll ich sie so lassen, wie sie dastehn?

SMILOWITZ *(nach einer langen Pause):* Nur du allein könntest das wissen.

SCHÖPS: Och, nu komm, sei um diese Zeit nicht mehr so wortkarg! ... Na gut, aber dann beende wenigstens deinen Satz, um zu beweisen, daß du zugehört hast: W a s könnte wer wissen?

SMILOWITZ *(nach einer langen Pause):* Du weißt schon.

SCHÖPS: Nu mach deinen Hosenlatz auf und sei mal'n Augenblick menschlich. Deine Reinheit respektiere ich ja, aber ein bißchen Gerede ist zwischen den Leuten nötig, sozusagen als Faden oder Erzengel, Urschlamm, menschliche Wesen fluten aneinander vorbei. Ich selber achte schon lange nicht mehr auf das, was irgendwer sagt, nur noch auf

den Tonfall und den Atem und darauf, wie die Oberlippe bewegt wird. Aber für sowas mußt du eben eine Leinwand haben, das ist es, was man unter Gerede versteht. So'n Gerede machen sogar Dichter manchmal, um menschlich zu bleiben. So wie d u aber den Leuten kommst und jeden normalen menschlichen Kontakt abfackst, fällst du jedem auf den Wecker, und trotzdem drängst du dich überall auf, bis die Leute ihre Beine und Fußgelenke prüfen, um sicher zu sein, daß du nicht mit einem Schienbein oder einer Kniescheibe abgehauen bist. Es hat keinen Zweck, dauernd deine menschliche Natur zu verleugnen. Und deshalb meine ich, daß jeder, der bei dir an einem Nerv zerrt und dabei eine ganze Reihe F r a g e n ans Tageslicht holt, dein Erlöser ist . . . Jetzt, wo Rimbawd weg ist, solltest du wenigstens mir gegenüber mal offen sein. Wieviel Betten hat Galerie A?

SMILOWITZ *(nach einer langen Pause):* Warum denkst du dir nicht selber deine Fragen aus?

SCHÖPS: Wieviel Betten hat Galerie E? Wieviel Betten die Krankenabteilung?

SMILOWITZ *(wie ein gequältes Tier am Ende seiner Geduld):* Was für eine Krankenabteilung?

SCHÖPS: *(nach einer langen Pause):* Du weißt schon.

SMILOWITZ *(nach einer langen Pause):* Also wenn d u keine interessante Frage stellen kannst, werde i c h dich was fragen.

SCHÖPS: Nicht möglich.

SMILOWITZ: Warum guckst du nich' mal bei Trocchi in die Bude, wie du's vorhattest?

SCHÖPS: O. K. Smilowitz . . . kommst du mit?

SMILOWITZ (*nach einer langen Pause*): Nein.

SCHÖPS: Und warum nicht?

SMILOWITZ (*nach einer langen Pause*): Ich wüßte nicht warum.

Ich komme nicht mehr in Prosa rein, und so geht das schon seit Tagen. Und in meinem Schwanz summt es, weil meine Hose zu eng ist, und die Rückseite meiner Augen starrt von Messern, die sich mir von hinten mitten in die Stirne bohren, und mein Arschloch juckt, entweder weil es gevögelt werden will, oder weil es nicht gevögelt werden will, und ich kann an nichts anderes denken als an Schuhkartons, die voll Fledermausbabys sind, die noch nicht fliegen können, und an Erdnester weiblicher Ohrwürmer, die gierig darauf warten, daß ihre

Eier auskriechen, damit sie endlich Mutter sein können, und an Huncke, den sie wohl bald schnappen werden, weil er jetzt wieder wie ein Stachelschwein mit Nadeln gespickt ist. Und obgleich ich weiß, daß ich immer Sahne finden werde, die ich aufschlecken kann, daß man mich mit Sahne mästen wird wie eine fette schwarze Katze, denke ich daran, was ich noch durchzusieben habe, um die Geschichte weiterzuerzählen. Und poussiere die Ungnade – um nicht zu sagen Pflichtvergessenheit – jener runzligen Muse, die mir jede Hilfe versagt und danach verdrießlich wieder eindöst. »Es wird eine Konstruktion nur deines Gehirns sein müssen«, murmelt sie noch, und weg ist sie.
Nehme ich auch allen Mut zusammen, so weiß ich doch, daß ich zum Scheitern verdammt bin, denn selbst wenn ich weitermachen könnte, können meine Finger immer nur eine Teilwahrheit sagen (ich stehe unter Eid), und außerdem haben Trümmer und Trübsinn, Kotze und Kot die Luft vergiftet, die ich in Trocchi's Bude atmete, sobald ich drin war, vom ersten Augenblick an, aber damals blieb mir nichts, als das Gute zu sehen, und so war meine ursprüngliche Vision widersprüchlich und wolkenverhangen. Selbst die kleine wahre Schönheit, die ich dort aufpickte und mir in den Mund floppte und lutschte, war mit einem langsam wirkenden Gift vermischt, das die Augen opak und traumlos machte, und so wanderte ich durch die Welt mit einem schwarzen Notizbuch, in das ich nie etwas schrieb, bis der Widder durch die Wolken brach, und dann wiegte das Schaukeln der Waage mein Herz in den richtigen Takt. Kein Wunder, daß der Kopf voll ist von Kerben und Scherben, und in dieser fickrigen und abgefackten Stimmung greife ich zur Feder.

Und also taumelten Smilowitz und ich in die Nacht hinaus, und ein nadelfeines Nebeltreiben sprühte uns ins Gesicht. Die Straße war menschenleer, aber voller Unrat, und wir kamen an einem zusammengebrochenen Büchergestell vorbei, so daß ich Smilowitz fast gebeten hätte, mir zu helfen, es heimzuschleppen. Aber ich ließ es sein, weil mir das wie ein Fehlstart von zu Hause vorgekommen wäre. Wir kamen an einer Katze vorbei, die ein Stück rohe Leber im Maul trug und verstohlen einen Platz suchte, wo sie es fressen könnte. »Steinigt alle Katzen«, sagte ich, »denn unzählige Injektionsnadeln sind voll von dem Serum, das Katzen hungrig macht.« Smilowitz trat unter

das blaue Licht einer Straßenlaterne, zog seine Brieftasche heraus, durchsuchte sie kurz und überreichte mir ein kleines Stück ausgeschnittenes, bedrucktes Papier und beobachtete mein Gesicht gespannt, als ich las. »Behalts«, sagte er.

Ein Reisender erblickte, als er auf den Friedhof einer verfallenen Abtei kam, eine Prozession von Katzen, die im Begriffe waren, einen kleinen Sarg mit einer Krone darauf in ein Grab hinabzulassen. Einige Wochen später berichtete er einem Freunde, was er gesehen, und die Katze des Freundes, die still zusammengerollt vor dem Kamin gelegen, sprang, als sie die Geschichte hörte, auf, und rief: »Nun bin ich der König der Katzen!«

Gemeinsam gingen wir weiter bis zur Tür eines baufälligen Mietshauses auf der Bdellatomy Avenue, wo Smilowitz sich von mir verabschiedete. Als ich die Haustür aufstieß, sprang mich ein Luftzug oder vielmehr die Druckwelle einer Explosion von Schabengeruch an. Im trüben Licht einer Kugellampe fand ich den Weg die Treppe hinauf, und das erste, was ich sah, als ich den zweiten Stock erreicht hatte, war das legendäre »Musée Imaginaire« in schwarzen gotischen Buchstaben auf einer Hemd-Pappe, die mit einer Reißzwecke an die Tür geheftet war. Kein Laut war hinter dieser Tür zu hören, weder vor meinem Klopfen noch danach. Ich wartete ein Weilchen und klopfte dann noch einmal, und mein Klopfen wurde von einem lauten Bums direkt hinter der Tür beantwortet, dem eine Reihe schriller Schreie folgten, als würden Frauen durchs Zimmer jagen. Aber niemand öffnete, und ich klopfte wieder.
Diesmal wurde mir mit lautem Scharren und Krachen geantwortet, als ob schwere Gegenstände aus Holz gegen die Tür gestapelt würden, um sie zu verbarrikadieren. Das Fenster der Tür war übermalt, durch eine winzige Stelle, wo die Farbe abgekratzt war, konnte ich jedoch eine nackte Glühbirne brennen sehen. Diese Stelle wurde plötzlich schwarz. Ein AUGE beobachtete mich. Dann sagte gedämpft eine weibliche Stimme: »Wer ist da?« Ich sagte: »Schöps«. Stille. Murmelndes Beratschlagen. Eine Stimme mit schottischem Akzent, die Trocchi's gewesen sein muß, sagte: »Wer? Schöps? Laßt ihn rein!« Weiteres Bumsen und Scharren von Holz, wahrscheinlich von einem Gerüst aus Tischen und Stühlen, das bis an das Guckloch hinaufreichte und jetzt niedergerissen wurde. Endlich schnappte ein Riegel auf, Licht drang aus einem Spalt, und mit einem glatten Schwung öffnete sich die Tür und gab den Blick frei auf ein Bild, das Trocchi auf einem

Stuhl gegenüber der Tür zeigte, wie er sich die Gummiblase eines Arzneitropfers in den Arm drückte. Er blickte zu mir hin, und ich sah Freude aus seinem Gesicht kommen wie von einem Stern. »Du bist ein gnädiger Mensch«, sagte ich.

Ich bin auf einem Marktplatz, der plötzlich mit dem Schließen der Tür hinter mir zum Leben erwacht. Jeder redet im Double-Time-Tempo, redet unter Drogen, redet über Drogen und handelt Drogen. Ein fünfzehnjähriger puertoricanischer Pusher scheint ganze Pakete Heroin zu versteigern. Ein Maler, der nur noch zwei Zähne im Maul hat, arbeitet wie ein Wilder an einer Staffelei, auf die nicht ein Keilrahmen mit Leinwand, sondern ein Damensommermantel gespannt ist. Er summt glücklich vor sich hin und spricht beim Arbeiten mit sich selber. Ein junges Mädchen, das auf einem Stuhl in der Nähe der Tür sitzt, spitzt einen Spike an der Sandfläche einer Streichholzschachtel (ich dachte, sie feilt sich einen Fingernagel). Sie blickt auf in meine Augen und fragt mich, was meine Chemie ist. Ich bin nicht sicher, wie sie das meint, bis in der Nähe jemand sagt: »Chemie, Chemie, Mann, du weißt doch – deine Drüsen.« Bedauernd sage ich ihr, daß ich schwul bin. Der Mann, der ihre Frage übersetzt hat, steht nackt und ungezwungen mit einem Steifen da, von dem ich meine Augen einfach nicht abwenden kann.

Irgendwie schaffe ich es, Trocchi die Hand zu schütteln. Durch den Lärm schreien wir uns ein bißchen was zu: Ich erzähle ihm von Allen's Zettel, und er sagt, daß er sich riesig freut, daß ich gekommen bin, und daß ich mich wie zu Hause fühlen soll, aber jetzt müsse ich ihn für ein paar Minuten entschuldigen, er sei mitten aus seiner Lektüre gerissen worden, als ich geklopft hätte. Er drehte sich einfach auf dem Absatz um und ging.

LeRoi Jones
Schwarze Musik[16]

Jazz und der weiße Kritiker 1963

Die meisten Jazzkritiker sind weiße Amerikaner, aber die wichtigsten Jazzmusiker sind schwarze. Den meisten mag dies als simples Faktum erscheinen, ein Faktum bestenfalls, das sich mit Begriffen der Sozial- und Kulturgeschichte der amerikanischen Gesellschaft hinreichend erklären läßt. Warum höchstens eine Handvoll Neger als Jazzkritiker gelten kann, wird dem einsichtig, der verstanden hat, daß bis vor kurzem die zur Jazzkritik befähigten Neger – Angehörige der schwarzen Mittelklasse – einfach kein Interesse an dieser Musik hatten. Jazz verliert gerade eben erst im Bewußtsein der schwarzen Mittelklasse ein wenig von seinem Stigma, jedenfalls ist er bei weitem nicht so populär wie irgendein schales Produkt der Musikindustrie, das der Geschmack der weißen Mehrheit sanktioniert hat. Jazz wurde vom schwarzen Mann der Mittelklasse neben manchen Skeletten im Seelenkämmerlein verschlossen gehalten, neben dem Gin und den Wassermelonen; ihr Klappern brachte seinem Elend und Selbsthaß kein Ende. Wie mein Philosophieprofessor an der Howard University einmal zu mir sagte: ›Phantastisch, wieviel schlechter Geschmack im Blues steckt!‹ Eben dieser ›schlechte Geschmack‹ hat verhindert, daß die besten Beispiele schwarzer Musik keimfrei in die Echokammern der amerikanischen Mittelklassekultur sickern konnten. Dieser ›schlechte Geschmack‹ blieb in der Musik, ob Blues oder Jazz, wirksam, weil die wichtigsten schwarzen Musiker sich immer ihrer Identität als schwarze Amerikaner bewußt waren. Sie waren frei von der Sehnsucht der meisten Neger aus der Mittelklasse, einfach Amerikaner ohne Gesicht zu werden. (Damit will ich selbstverständlich nicht sagen, die Mittelklasse habe keine bedeutenden schwarzen Musiker hervorgebracht. Seit der Ära Henderson ist ihre Zahl im Jazz beträchtlich angewachsen.)

Neger spielten Jazz, wie sie davor den Blues gesungen, und noch früher auf jenen namenlosen Baumwollfeldern geschrien und gerufen hatten; denn schließlich war dies eine der ganz wenigen Möglichkei-

ten menschlichen Ausdrucks, die ihnen zur Verfügung standen. Neger, die Blues und später Jazz als spezifisches Ausdrucksmedium empfanden, wurden wie selbstverständlich auch selber Musiker. Gegen den kommenden schwarzen Jazzmusiker bestanden weniger gesellschaftliche oder unausgesprochene Bedenken, die ihn disqualifiziert hätten, als gegen den Neger, der, sagen wir, hätte Schriftsteller werden wollen, oder auch nur Liftboy, was in diesem Fall keinen Unterschied macht. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hatte wahrscheinlich jeder Neger mit einigem literarischem Ehrgeiz so mächtige Bindungen an die Gnadenmittel der amerikanischen Mittelstandskultur entwickelt, daß der bloße Gedanke an Jazz als einen Gegenstand zum Schreiben ihn empört hätte.

Bis in die frühen dreißiger Jahre gab es ohnehin kaum Jazzkritiker in Amerika, später standen sie unter dem Einfluß dessen, was Richard Hadlock ›die sorgsam dokumentierte Verdammt-Verdammt-Attitüde‹ der ersten seriösen europäischen Jazzkritiker genannt hat. Sie waren natürlich am tiefsten beeinflußt von den sozialen und kulturellen Bedingungen ihrer eigenen Gesellschaft. So ist es nur natürlich, daß ihre Kritik, welches Ziel sie auch verfolgte, immer ein Produkt dieser Gesellschaft war, zumindest aber einige Denk- und Verhaltensmuster dieser Gesellschaft reflektierte, auch wenn sie nicht in direkter Beziehung standen zu ihrem Thema, der schwarzen Musik.

Jazz als Musik des Negers stand bis zur Epoche der Bigbands auf der gleichen sozio-kulturellen Stufe wie die Subkultur, aus der er hervorgegangen war. Die Musik und deren Wurzeln waren für das übrige Amerika im gleichen Sinne ein Geheimnis wie das faktische Leben des schwarzen Mannes für den weißen Amerikaner. Die ersten weißen Kritiker suchten bewußt oder unbewußt dieses Geheimnis zu ergründen, darin gleich den ersten ernstzunehmenden weißen Jazzmusikern, die das Phänomen der schwarzen Musik nicht nur zu verstehen, sondern sich anzueignen suchten als mögliches Ausdrucksmedium ihrer selbst. Der Erfolg dieser ›Aneignung‹ signalisierte *amerikanische* Musik wo vorher nur *schwarze* Musik existierte. Gegenüber dem weißen Kritiker war der weiße Jazzmusiker zumeist im Vorteil. Seine Beziehung zum Jazz, seine äußerste Hingabe, erweckten den Anschein, das Lebensgefühl einer Subkultur, die diese Musik als umfassenden Ausdruck menschlicher Gefühle hervorgebracht hat, sei *erlernbar* und nicht ausschließlich Erbe eines geheimnisvollen Rassenritus. Aber

schwarze Musik ist wesentlich Ausdruck eines Lebensgefühls, einer ganzen Reihe von Gefühlen der Welt gegenüber, erst in zweiter Linie ist sie eine bestimmte Technik des Musikmachens. Der weiße Jazzmusiker hat diese Eigenschaft verstanden als eine Weise, Musik zu machen, der Grad seiner Einsicht brachte und bringt die ›großen‹ weißen Musiker hervor.

Gewöhnlich war die Beziehung des Kritikers zu dieser Musik eher darauf zurückzuführen, daß sie ihm gefiel, als daß er sie verstand. Dieser Unterschied will sagen, daß dem potentiellen Jazzkritiker diese Musik, oder was er dafür hielt, nur zu gefallen hatte, er ihre Hintergründe nicht verstehen mußte, und ihnen außer ein paar rein soziologischen Überlegungen keine Aufmerksamkeit zu widmen brauchte. Sicher hat dieser Sachverhalt jene falsche Gönnergebärde hervorgebracht, die als ›Crow Jim‹ bekannt ist. Das diskriminierende ›Ihr-Kerle-habt-doch-alle-Rhythmus-im-Blut‹ ist nicht weniger stereotyp, weil nämlich als positive Charakterisierung verstanden werden will. Aber diese ›Crow Jim‹-Geste der Jazzkritik ist als Makel nicht so schwerwiegend wie ein anderer Zug, der die Unfähigkeit des weißen Kritikers, sich auf das Wesentliche an Blues und Jazz zu konzentrieren, ans Licht brachte und lediglich sein begrenztes Verständnis für diese Musik zeigte. Der Hauptfehler dieser Aneignung schwarzer Musik ist die völlige Ablösung der Musik von ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Inhalt. Jazz soll definiert werden als eine Kunst (oder Volkskunst), die nicht aus dem gedanklichen Kontext einer Sozial- und Kulturphilosophie hervorgegangen ist.

Das soziale und kulturelle Milieu, das einen Mozart hervorgebracht hat, akkzeptieren wir nebst seiner Philosophie als Selbstverständlichkeit. Als westliches Volk übernehmen wir den gesellschaftlichen und kulturellen Denkansatz Europas im 18. Jahrhundert als Vermächtnis der Geschichte, das fortdauernder und organischer Bestandteil des westlichen 20. Jahrhunderts ist. Die Sozial- und Kulturgeschichte des Negers in Amerika (als historisches Kontinuum) ist ebenso wesentlich und bedeutsam für jede kritische Auseinandersetzung mit der Musik, die aus ihr hervorgegangen ist. Dies ist kein Plädoyer für eingleisige soziologische Jazzanalyse, vielmehr: diese Musik wird nicht restlos verstanden (in Kategorien der Kritik), ohne einige Beschäftigung mit den Triebkräften, die sie hervorgebracht haben. Die Philosophie der schwarzen Musik ist am wichtigsten; sie ist nur teilweise aus der so-

ziologischen Zuordnung des Negers in Amerika abzuleiten. Natürlich läßt sich darüber noch mehr sagen.

Rein musikwissenschaftliche Jazzanalyse, wie sie seit einiger Zeit beliebt ist, bleibt als Methode der Jazzkritik ebenso beschränkt wie der strikt soziologische Ansatz. Der Stenograph eines Jazzsolos oder einer Bluesphrase hat keine Chance, die wirklich effektiven Elemente dieser Musik einzufangen. (Die meisten Transkriptionen von Bluestexten sind genauso unbefriedigend). Ein Solo von Armstrong oder Thelonius Monk als Noten gedruckt, sagt so gut wie nichts, höchstens, wie nützlich formale musikalische Bildung bei der Beschäftigung mit Jazz ist. Nicht nur sind die verschiedenen Jazz-Effekte gar nicht notierbar, jede Note hat eine Eigenbedeutung über die Möglichkeiten musikalischer Notation hinaus. Die Noten eines Jazzsolos existieren auf dem Papier aus strikt musiktheoretischen Gründen. Die gleichen Noten, im Prozeß ihrer Entstehung, kommen diesmal aus Ursachen, die nur nebenbei musikalische sind. Coltrane's Schreie sind nicht musikalisch, sie sind *Musik*, sehr bewegende Musik. Ornette Coleman's Schreie und Tonkaskaden sind nur musikalisch, wenn man die Musik versteht, die sein Gefühl schaffen will. Dieses Gefühl ist real und vielleicht der unverwechselbarste Teil seiner Musik. Mississippi Joe Williams, Snooks Eaglin, Lightnin' Hopkins, sie alle haben einen anderen emotionalen Ansatz als Coleman, aber all diese Emotionen sind Bestandteile der historischen und kulturellen Biographie des Negers, wie sie entstanden ist und sich entwickelt hat, seit der erste Neger Amerika betrat, und einer Musik, die untrennbar von ihm ist und nirgendwo sonst in der Welt existiert. Die Noten *bedeuten etwas*, dieses Etwas ist, gleichgültig in welchem stilistischen Kontext, Teil der schwarzen Psyche, welche die verschiedenartigen Formen von schwarzer Kultur bestimmt.

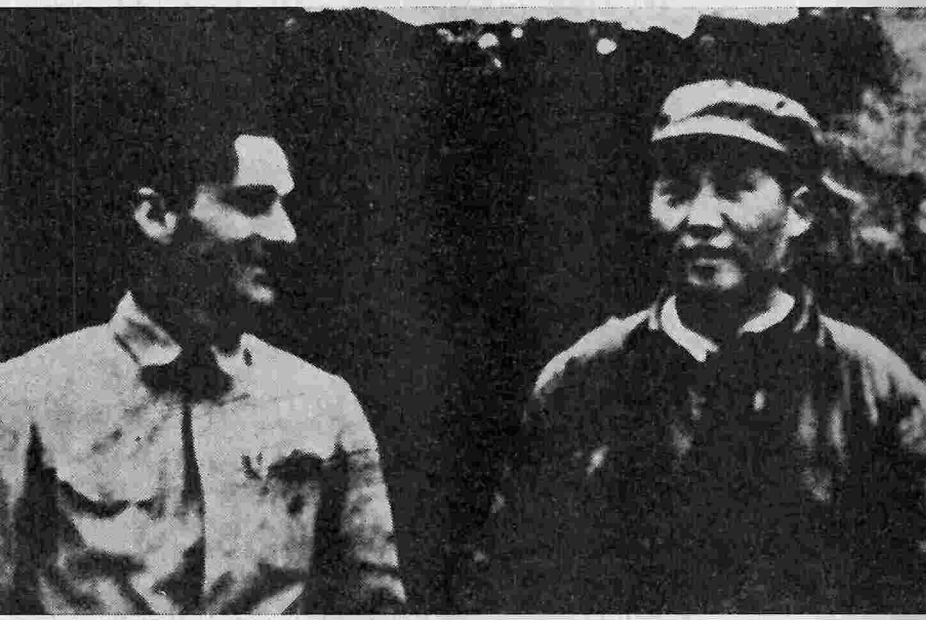
Edgar Snow
»Sie singen zuviel«[17]

Ich blieb drei Tage in Wu Ch'i Chen, besuchte Arbeiter in den Fabriken, »inspizierte« die Arbeitsbedingungen, nahm teil an ihren Theatervorstellungen und politischen Zusammenkünften, las ihre Wandzeitungen und ihre mit chinesischen Schriftzeichen gefüllten Bücher, unterhielt mich mit ihnen – und entwickelte mich zum Athleten. Ich beteiligte mich an einem Basketballspiel auf einem der drei Spielfelder in Wu Ch'i. Wir stellten eine improvisierte Mannschaft auf, an der sich die verschiedensten Leute beteiligten: ein Gesandter vom Auswärtigen Amt, Fu Chin-kuei; ein junger englisch sprechender Collegestudent, der in der politischen Abteilung arbeitete, ein rotchinesischer Arzt, ein Soldat und ich. Die Basketballmannschaft des Depots nahm unsere Herausforderung an und schlug uns haushoch.

Das Waffendepot war ebenso wie die rotchinesische Universität in einer langen Reihe kellerartiger Räume untergebracht, die in den Berg gebaut waren. Sie waren kühl, gut durchlüftet und von einer Anzahl Schachte beleuchtet, die man in einem Winkel in die Wand gehauen hatte; ihr größter Vorteil lag darin, daß sie vollständig bombensicher waren. Hier fand ich über 100 Arbeiter, die Handgranaten, Mörser, Pulver, Pistolen, Patronen und Kugeln und einige Ackergeräte herstellten. Eine Reparaturabteilung war damit beschäftigt, die Magazine zerbrochener Karabiner, Maschinengewehre. automatischer Gewehre und Maschinenpistolen auszubessern. Allerdings waren die Produkte des Waffenlagers so primitiv, daß der größte Teil nur für die Ausrüstung der Roten Partisanen zu brauchen war, während die regulären rotchinesischen Truppen fast vollständig mit Gewehren und Munition versorgt wurden, die von feindlichen Truppen erbeutet worden waren.

Ho Hsi-yang, der Direktor des Waffenlagers, führte mich durch die verschiedenen Räume, stellte mir die Arbeiter vor und erzählte einiges über sie und sich selbst. Er war 36 und unverheiratet; früher, vor der japanischen Invasion, war er Techniker in dem berühmten Waffenlager von Mukden gewesen. Nach dem 18. September 1931 ging er nach Shanghai, trat dort in die Kommunistische Partei ein und kam

dann auf seinem Weg in Richtung Nordwesten auch in rotchinesische Gebiete. Die meisten Maschinisten waren ebenfalls Leute von außerhalb. Viele von ihnen waren ehemalige Arbeiter aus Hanyang, Chinas größtem Stahlwerk (in japanischem Besitz); einige hatten in Waffenlagern des Kuomintang gearbeitet. Ich traf zwei junge Mechani-



Snow mit Mao Tse Tung in Yenan 1936

kermeister aus Shanghai und eine ausgebildeten Werkzeugmacher, der mir ausgezeichnete Empfehlungsbriefe von britischen und amerikanischen Firmen zeigte, von Jardine, von Matheson & Co., Anderson Meyer & Co. und der Shanghai Power Company. Ein anderer war Vorarbeiter in einer Shanghaier Maschinenfabrik gewesen. Daneben gab es Maschinisten aus Tientsin, Canton und Peking; manche von ihnen hatten den Langen Marsch der Roten Armee mitgemacht. Ich erfuhr, daß von den 114 Maschinisten und Lehrlingen des Depots nur 20 verheiratet waren. Ihre Frauen lebten mit ihnen in Wu Ch'i Chen und waren Fabrikarbeiter oder Parteifunktionäre. Mehr als 80 Prozent der Mitglieder in ihrer Gewerkschaft, die die bestausgebil-

deten Facharbeiter der rotchinesischen Gebiete vertrat, gehörten zur kommunistischen Partei oder zum Kommunistischen Jugendverband.
Neben den Waffenwerkstätten gab es in Wu Ch'i Chen Kleider- und Uniformfabriken, eine Schuhfabrik, eine Strumpffabrik und eine Apotheke und Drogerie mit einem diensttuenden Arzt. Er war ein junger Mann, der gerade seine Ausbildung an einer Shanghaier Schule abgeschlossen hatte; seine junge hübsche Frau, die mit ihm gegangen war, arbeitete als Krankenschwester. Beide waren im Winter zuvor während des Shansi-Feldzugs zu den Rotchinesen gestoßen. In der Nähe lag ein Krankenhaus, dessen Patientén, größtenteils verwundete Soldaten, von drei diensttuenden Armeeärzten betreut wurden; daneben gab es eine Radiostation, ein Behelfslaboratorium, eine Genossenschaft und ein Armeeversorgungslager.
Die meisten Arbeiter, abgesehen von denen im Depot und der Uniformfabrik, waren junge Frauen zwischen 18 und 30. Einige von ihnen waren mit Soldaten der Roten Armee verheiratet, die zur Zeit an der Front waren; beinah alle stammten aus Kansu, Shensi oder Shansi, und alle hatten einen Bubikopf. »Gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit«, war eine der Losungen in den befreiten Gebieten, deshalb sollte es keine Lohndiskriminierung der Frauen geben. Die Arbeiter wurden, was die Bezahlung anging, in den rotchinesischen Gebieten, offensichtlich vor allen anderen Berufen bevorzugt behandelt. Das schloß auch Befehlshaber der Roten Armee ein, die kein regelmäßiges Gehalt, sondern nur das Notwendigste zum Leben bekamen, wie die Mittel es erlaubten.
Wu Ch'i Chen war das Hauptquartier der 29jährigen Liu Ch'unhsien. Sie war zuerst Fabrikarbeiterin in Wusih und Shanghai gewesen, studierte später jedoch an Moskaus Sun Yat-sen Universität, wo sie Po Ku (Ch'in Pang-hsien) kennenlernte und heiratete. Sie erinnerte sich gerne an Rhena Prohm, die unwahrscheinlich rothaarige aufrührerische Göttin aus Moskauer Tagen, der Vincent Sheean in seiner »Persönlichen Geschichte« einen Altar errichtet. Inzwischen war Miss Liu Direktorin der Frauenabteilung der rotchinesischen Gewerkschaften. Sie erzählte, daß Fabrikarbeiter einen Lohn von 10 bis 15 Dollar monatlich bekämen, wobei der Staat für Unterhalt und Wohnung aufkäme. Arbeiter hatten Anspruch auf freie ärztliche Behandlung und Entschädigung für Verletzungen. Frauen erhielten vier

Monate lang während und nach der Schwangerschaft bezahlten Urlaub; außerdem war ein behelfsmäßiger Kindergarten für die Arbeiterkinder eingerichtet – die meisten jedoch schienen unbeaufsichtigt herumzulaufen, sobald sie gehen konnten. Mütter konnten einen Teil ihrer »Sozialversicherung« aus einem Fonds beziehen, in den 10 Prozent des Gehalts jedes Arbeiters abgeführt wurde; die Regierung fügte die gleiche Summe hinzu. Die Regierung zahlte auch den Gegenwert von 2 Prozent der Löhne für Weiterbildung und Erholung der Arbeiter in Fonds, die gemeinsam von den Gewerkschaften und den Fabrikkommitees der Arbeiter verwaltet wurden. Man hatte den Achtstundentag und die Sechstagewoche eingeführt. Als ich die Fabriken besuchte, waren sie bei dreimaligem Schichtwechsel 24 Stunden am Tag in Betrieb.

Das alles schien sehr fortschrittlich, wenn auch vielleicht weit entfernt von einer kommunistischen Utopie. Es war tatsächlich erstaunlich, daß solche Bedingungen mitten in den verarmten rotchinesischen Gebieten verwirklicht wurden. Wie *primitiv* sie verwirklicht wurden, ist eine andere Frage. Sie hatten Clubs, Schulen, große Unterkünfte – sicher, das gab es alles – aber sie waren in Höhlen untergebracht, mit der nackten Erde als Fußboden, ohne Bäder mit Duschen, ohne Kinos, ohne Elektrizität. Nahrung war reichlich vorhanden; aber die Mahlzeiten bestanden aus Hirse, Gemüse und manchmal Hammelfleisch, ohne irgendwelche Delikatessen. Sie bezogen Löhne und Sozialversicherung in der rotchinesischen Währung zwar regelmäßig, aber die Artikel, die sie damit kaufen konnten, waren streng auf das Notwendigste beschränkt – und auch davon nicht allzuviel.

»Unerträglich«, würde der durchschnittliche amerikanische oder englische Arbeiter sagen. Ich erinnerte mich jedoch an Shanghaier Fabriken, wo kleine Jungen und Mädchen zwölf oder dreizehn Stunden am Tag an ihrer Arbeit standen oder saßen, bis sie erschöpft auf ihrem Bett, einer dreckigen Baumwollsteppdecke direkt neben den Maschinen, in Schlaf fielen. Ich erinnerte mich an kleine Mädchen in Spinnfabriken für Seide und blasse junge Frauen in Baumwollfabriken, die für vier oder fünf Jahre nicht anders als Sklaven an ihre Arbeitszellen verkauft worden waren, ohne Möglichkeit bei Tag oder Nacht – außer mit einer Sondererlaubnis – das schwer bewachte, von einer hohen Mauer umgebene Fabrikgebäude zu verlassen. Und ich erinnerte mich, daß 1935 in Shanghai in einem Jahr mehr als 29 000

Leichen auf den Straßen aufgelesen und aus den Flüssen und Kanälen gezogen wurden – Leichen der Ärmsten der Armen, Leichen von verhungerten oder ertränkten Babies oder Kindern, die von ihren Eltern nicht ernährt werden konnten.

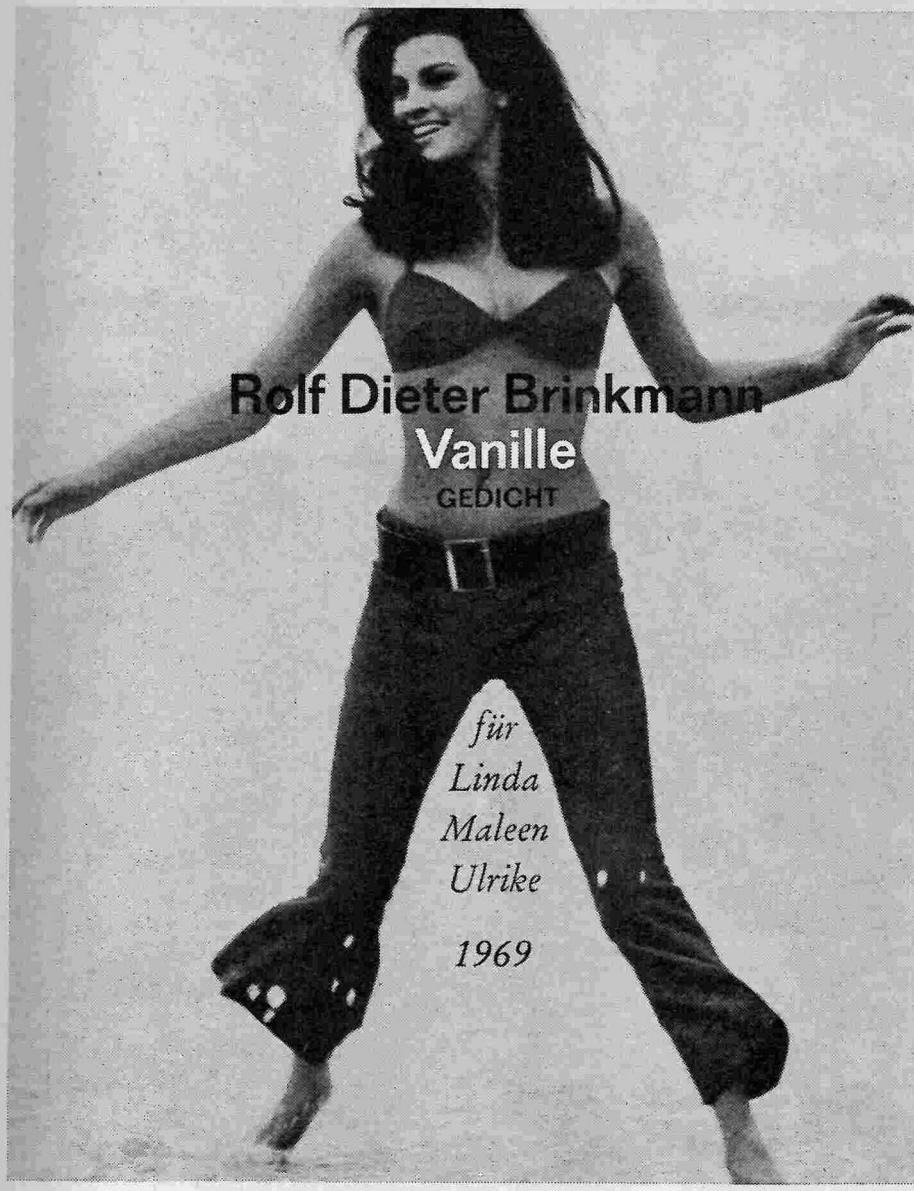
Wie primitiv das Leben in Wu Ch'i Chen auch immer sein mochte, so schien es für die Arbeiter doch wenigstens ein Leben in Gesundheit, Bewegung, sauberer Bergluft, Freiheit, Würde und Hoffnung zu sein, eine Entwicklungsmöglichkeit. Sie wußten, daß niemand mit ihnen Profit machte; ich glaube, sie hatten das Gefühl, daß sie für sich und China arbeiteten, und sie sagten, sie seien *Revolutionäre*! Ihre täglichen zwei Unterrichtsstunden in Lesen und Schreiben, ihre politischen Unterweisungen und ihre Schauspielgruppen nahmen sie sehr ernst; sie wetteiferten angestrengt um die kläglichen Preise, die bei Wettbewerben zwischen Gruppen und Einzelpersonen für Sport, Literatur, Hygiene, Wandzeitung und Steigerung der Arbeitsproduktivität ausgesetzt waren. All dies hatte Wirklichkeitsgehalt für sie; es waren Dinge, die sie nie zuvor gekannt hatten und unmöglich in irgendeiner anderen Fabrik Chinas kennenlernen konnten; sie schienen dankbar für die Lebensmöglichkeiten, die ihnen damit eröffnet wurden.

Für einen alten Chinakenner wie mich war das alles schwer zu glauben. Offensichtlich hatte diese ganze Entwicklung große Bedeutung; die Beweise dafür konnte ich trotz meiner Verwirrung nicht einfach übersehen. Um diese Beweise im Einzelnen zu führen, müßte ich ein Dutzend Geschichten von Arbeitern, mit denen ich redete, erzählen; müßte aus ihren Artikeln und Kritiken in den Wandzeitungen zitieren, die in der kindlichen Kritzelschrift von Schulanfängern geschrieben waren – viele davon übersetzte ich mit Hilfe des Collegestudenten; müßte von den politischen Zusammenkünften berichten, an denen ich teilnahm, von den Theaterstücken, die die Arbeiter sich ausdachten und aufführten, und von den vielen kleinen Dingen, die gewöhnlich einen »Eindruck« ausmachen.

So traf ich zum Beispiel einen Elektroingenieur in Wu Ch'i Chen. Chu Tso-chih, so hieß er, konnte sehr gut Englisch und Deutsch, war Energieexperte und hatte ein Fachbuch über Maschinenbau geschrieben, das in ganz China benutzt wurde. Früher war er Angestellter bei der Shanghai Power Company, danach bei Anderson Meyer & Co. Bis vor kurzem hatte er ein durchschnittliches Einkommen von 10 000

Dollar jährlich in Südchina, wo er Rationalisierungsberater war; er gab alles auf und verließ seine Familie, um in die wilden dunklen Hügel von Shensi zu kommen und den Rotchinesen seine Dienste umsonst anzubieten. Unglaublich! Der Hintergrund dieses Phänomens reichte zurück bis zu seinem geliebten Großvater, einem berühmten Philantropen in Ningpo, dessen letztes Vermächtnis für den jungen Chu gewesen war, »sein Leben der Verbesserung des kulturellen und zivilisatorischen Standards der Massen zu widmen«. Und Chu hatte erkannt, daß man mit der kommunistischen Methode am schnellsten dahin kommt.

Chu war einigermaßen dramatisch im Geiste des Märtyrers und Eiferers in diese Angelegenheit hineingeraten. Es war eine heilige Sache für ihn; er dachte, es bedeute einen frühen Tod, und erwartete von jedem dieselbe Einstellung. Ich glaube, er war einigermaßen schokkiert, als er auf so vieles stieß, das ihm nur wie ein schlechter Scherz vorkam – wobei doch alle offensichtlich glücklich waren. Als ich ihn fragte, wie es ihm gefiel, antwortete er ernsthaft, daß er nur einen einzigen Punkt wirklich kritisieren müsse. »Diese Leute verbringen viel zuviel Zeit mit *Singen*!«, beklagte er sich. »Wir haben keine Zeit zum Singen!«


Rolf Dieter Brinkmann
Vanille
GEDICHT
für
Linda
Maleen
Ulrike
1969

Die Müdigkeit, die Angst
oder was »natürlicher« ist

das alte Unterhemd, das mal
wieder gewaschen werden müßte

Hallo! wach auf
überall ist es

schon 10 Uhr 37, ein
Samstag, und ich wüßte

nicht, was schlimmer
ist als so ein Krach:

Die Rekordsumme von 1,55 Millionen Dollar (6,2 Millionen DM) erzielte ein Landschaftsbild des Franzosen Renoir bei einer Versteigerung in New York.

Serienmäßig einen Kühlschrank hat der neue Rolls-Royce VI 7 eingebaut. Das englische Auto kostet in der Standardausführung 123 300 Mark.

das heißt: reden wir noch einmal von Kunst! »Stell dir vor, du stehst ganz oben auf der Leiter und pinselst die Decke an, dann stößt dich jemand von unten an und du fällst und brichst dir das Genick.« Ich meine, das ist wirklich nichts Besonderes, aber dieses Beispiel trifft zu:

an so einem
Morgen, wenn man nicht allzu gut
geschlafen hat

*

trotz des Fettdrucks ist die Kurzmeldung vom neuen Rolls-Royce, die nicht fettgedruckt ist, heute morgen wichtiger

während

der Fettdruck nur die Tatsache deutlich macht, daß 6,2 Millionen D-Mark für ein Bild entschieden zuviel ist für jemanden, der

schon eine Weile tot ist – aber ein Kühlschrank im Auto »lebt«!
Ich gieße mir eine Tasse Kaffee ein und fange im Wachen an zu träumen:

GERMANISTISCHE INSTITUTE
DER UNIVERSITÄT ZU KÖLN
INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND
LITERATUR
Walter Hinck

ALBERTUS-MAGNUS-PLATZ
TELEFON
2024/2293
5 Köln-Lindenthal,
den 23. 9. 1968

Lieber Herr Brinkmann,
wir sind gerade dabei, die Termine für unsere Veranstaltungsreihe »Deutsche Literatur der Gegenwart in der Diskussion« festzulegen. Herr Wellershoff, mit dem ich mich telefonisch besprechen konnte, hat sich für den 22. Januar 1969 entschieden. Würden Sie die Lesung am Mittwoch, den 5. Februar, 16 Uhr bis 18 Uhr, übernehmen? Da in unserem Programm die Lyrik sehr schwach vertreten ist, würden wir uns freuen, und zumal nach dem Erscheinen Ihres letzten Bandes (»Die Piloten«), wenn Sie vor allem Lyriktexte auswählten. Für eine kurze Nachricht an meine Privatadresse

50 62 Hoffnungsthal
Hausacker 42

wäre ich dankbar. Wir möchten das Plakat bald drucken lassen. Mit freundlichen Grüßen, Ihr Walter Hinck.

Und meine Träume sind leere Schuhkartons (weil man die Schuhe schließlich an den Füßen hat) so leer wie ein Germanistisches Institut, wenn alles darauf weiter besteht, hier handele es sich um Kunst

»Ars gratia artis«

ist schon lange das Firmenzeichen Samuel B. Goldwyns und steht für den Verleih belichteten Celluloids. Jede neue Premiere ist ein gesellschaftliches

Ereignis und hat
größere Auswirkungen

als der Vortrag eines
Professors, der den

Schlips nicht
mal interessant

umgebunden hat,
so daß mit

Recht gesagt werden muß: »hier hat alles aufgehört!« Und es ist gut, daß belichtetes Celluloid soviel Aufmerksamkeit erhält

keiner kann mit den
Titten Raquel Welchs
ernsthaft konkurrieren

wenn es
nötig wäre, ein paar »menschlichen« Werten wieder Auftrieb zu geben, für die schließlich der Kühlschrank im Rolls-Royce erfunden worden ist

wer bezweifelt

das ernsthaft?

Das muß auch

seine bestimmten

Auswirkungen

auf die »Person« haben!

Aber auf die Brechung der Zeilen in einem Gedicht wohl nicht. (Wenn ich vorhin anders angefangen hätte, würde diese Klammer zum Beispiel nicht notwendig sein!)

»Was ist los?«

»Ich hab Schlafpillen genommen.«

»Gute Nacht!«

Die »Bilder« kommen
in kleinen Rucken

ich habe meinen
Kaffee ausgetrun-

ken und leg mir
eine Platte auf

die Balkontür steht
offen, es ist Sams-

tagvormittag, gleich
gehe ich nach drau-

ßen und werde das
hier total verges-

sen, es gibt reiz-
volleres als Gedichte

etwa: die Frage nach
der Farbe der Scham-

haare Elizabeth Tay-
lors, oder dort fällt

eine alte »Frau« hin
und steht nicht wie-

der auf, das ist ein
kleines Geheimnis, das

den Tag lebenswert macht.

*

12. 10. 68: das war vor langer Zeit. Ich fragte meine Frau, wie das mit dem Geld über Sonntag stünde. Sie sagte, es stünde damit »gut«. Morgen gibt es Goulasch und dazu Erbsen und Möhren und hinterher Vanillepudding von Dr. Oetker, oh, das ist schöner als ein Fettdruck, denn die Angst verschwindet, und wir besitzen »etwas«, auf das wir uns freuen können in unserem trüben Dunkel, das nur manchmal von einer Lichtmaschine aufgehellt wird, und was sehen wir dann?

Wir sehen etwas
das gar nicht da

ist, und sagen, das
ist entsetzlich

schön, wir sagen
dazu: ja! Und alles

wird später, als man
es sich vorstellte:

Freunde, der Frühling hat sich kurzfristig wieder verabschiedet. »Süße wohlbekannte Düfte streifen ahnungsvoll das Land« ... das ist vorerst nicht. Stattdessen Kaltluft und sogar Nachtfröste. Tagsüber in unseren Breiten nur bis plus zwei Grad bei zum Teil auflockernder, aber meist starker Bewölkung.

Es grüßt uns sehr
Herr Apollinaire:

„HALLO“

(Hallo, Striptease! Hallo, Robert! Hallo, Paul McCartney und Linda Eastman in Kodak-Color! Hallo, John und Yoko Ono den ganzen Tag im Bett des Amsterdamer Hilton für umgerechnet 240 DM! Hallo,

Geburt! Hallo, Papst! Hallo, Osterpreisausschreiben! Hallo, Willy Birgel und Theo Lingen im deutschen Film!)

Denn »die wirklich

schlimmen Dinge«

Herr Dr. Marko Cyrankovics

wünscht sich ein

Frühstück

und

das

Henkel

Klebstoffwerk

in

Düsseldorf

mit

Spezialklebe

effekt

dazu

die Frisur von Frau Jaqueline Onassis in der Zeitung. Ich gehe heute zum zweiten Mal zum Postamt, und der Schalterbeamte erkennt mich wieder, während ich seinen Namen betrachte

es ist
Herr
Winfried Ebert

»GUTEN TAG!«

---

und immer noch kein Fernsehen im Haus: »Ich habe dir das schon so lange gesagt!« bedeutet, daß hier ein Stilbruch erfolgt ist in Philosophie, Tradition und Mythologie, von den Sozialwissenschaften wollen wir erst gar nicht reden »in dieser Zeit des Sturms und Dranges«,
ich gehe jetzt
wirklich nach draußen und hole mir eine Zeitung, um nachzusehen was im Kino läuft

es läuft

»Ich zähmte die Wölfin«

nach Henry

James, in Szene gesetzt von Roger Vadim mit dem toten Gérard

Philippe
in der
Hauptrolle

&

oGott
wer
ist das

?

geboren am Sechzehnten Vierten, Neunzehnhundertundvierzig in Vechta, Oldenburg, und immer noch da: man »begegnet« sich zuletzt einmal selbst. Das ist

der Augenblick, an dem der
Kugelschreiber aufhört, eine Zeile

zu schreiben, und alles
wird naß, weil man weint

ich weiß nicht, warum?
Es ist so! Immer kleiner

ist man geworden
ach, es ist »vorbei«

(was?)

*

(einmal war ich Ethel Kennedy, die Witwe des ermordeten Bob Kennedy und Mutter von elf Kindern. Ich gab der Presse bekannt, ich wollte wieder heiraten. Für viele kam diese Nachricht wie ein Schock. Ist es möglich, so fragten sie sich, daß Ethel ein Jahr nachdem ihr Mann zu Grabe getragen worden ist, einen neuen Mann an ihre Seite nimmt? Mein Auserwählter hieß Robert. Er war Rechtsanwalt und ein langjähriger Freund der Familie. Wir lernten uns bereits am College kennen und mochten beide nicht Vanillepudding. Einer Bekannten vertraute ich an: »Bis jetzt habe ich gezögert. Aber nun ist die Entscheidung gefallen!«)

*

Dann wurde es dunkel.

Die alten Briefkästen verschwinden. Neue mit
zwei Schlitzen
kommen.

JA,

sage ich.
Ich bin

einverstanden: 26. 3. 69. In der Zwischenzeit ist das »Leben« weitergegangen, vielen Dank, Gedicht! Ich mach mit dir, was ich will, denn ich weiß, da sind viele Möglichkeiten, von einer Leiter zu fallen, ohne daß man sich den Hals bricht, wenn die Geschichte um uns herum so weit »vorangegangen« ist, daß es notwendig wird, den Kopf auf die Hand aufzustützen

*

Der Wasserhahn läuft.

Das ist nicht möglich!

***

Laut eigenen Angaben
konnte Herr Marcel
Duchamp
keinen Pinselstrich
mehr auf die Leinwand
bringen, und das war gut so.
Er wollte eine »trockene« Kunst
und so die Frau, die
hereinkommt ins Zimmer und zwei
Kaffeekannen vor sich her trägt:
eine, die voll ist, und eine, die gar nicht da ist, also das Gegenteil davon, ich sehe
das bist du! Immer
geht es darum, die
Möglichkeit zu verlieren, zwei gleichartige
Dinge zu unterscheiden, zu identifizieren:
zwei Farben, zwei Rock-
spitzen, zwei Hüte, zwei
beliebige Formen
und
ein großes Paket Dasch
ein großes Paket Ariel
ein großes Paket Omo
oder

RUSS-SPRAY

„fauch“

wenn es unbedingt das
sein soll, was wehtut!
Nein, das ist nicht
langweilig, es ist höchst
interessant für jemanden

der in der Lage ist, gegen
sich selbst zu empfinden!
(Dann erst nähern wir uns
jener Grenze, wo es nicht
mehr möglich sein wird, sich das visuelle Gedächtnis von Leuten
»schinden« zu lassen, die am Samstagnachmittag sorgfältig
sich kleiden und draußen
ein paar Schritte vor sich
hergehen, leidenschaftslos
aber voll Hingabe an ihre
Schuhe, die
neu sind.) Alles
was ich möchte, ist mehr Sex und nicht:
»die traumhaft sicheren philharmonischen Streicher versagen,
sie packen ihre Instrumente ein, die Probe
ist zu Ende.«
Ich balanciere den Bord-
stein entlang zurück nach Haus. Es ist noch hell
aber die Sonne scheint nicht mehr, doch was um
diese Zeit scheint
ist der Abfall, er leuchtet auf.

»Verzweiflung
Angst
Kaffee-Ersatz«

Es kommt auf die innere Einstellung
an, sagt man, aber ich brauche einen

Stuhl, um mich hinsetzen zu können. Geh in die Knie Mädchen:

steh wieder auf:

»Laura

Pennigton war ein attraktives junges Weib, rothaarig und verdammt sexy. Das Girl war schön wie ein Engel, besser: wie ein gefallener Engel. Aber wenn sie ihren Mund öffnete und redete, wirkte sie wie die Sprecherin des Satans.«

Wir werden angehalten
uns selbst zu verleugnen
während die Schönheit einer Frau
brennt, sie krümmt sich im
Gegenlicht: 1000 Watt (ein
Photo, das weit weg von mir »passiert«).

*

»Lecken.«

*

(Er sah zu ihr hinüber. Sie saß an einem anderen Tisch. Das Licht dröhnte. Die Kaffeemaschine blitzte. Ein Fenster zerbarst. Die Schwungtür pendelte hin und her. Es folgten Schüsse. Sie galten dem Fremden, der gegen Mittag die Stadt betrat. Und in einem kleinen Zimmer voller Möbel über dem Barraum verliebten sie sich. Doch es blieb ihnen keine Zeit, die Körper auszukosten. Ihr Körper war zu sehr eingeschnürt, aber sie blieb eine Frau. Dann riß der Film. Das Licht ging »an«.)

Ein dreckiger Haufen 100 Gewehre Mackenna's Gold
Laila Funny Girl Die Teufelsbrüder
Der General Nacht ohne Zeugen Stern des Südens
Geraubte Küsse Der Mörder mit den Mandelaugen

( )
( )

Es ist die Energie des Abfalls, die mich antreibt! Ich
bin irritiert, ich bin entzückt. Die
»phantastische« Wirklichkeit:
um halb fünf nachmittags zieht
eine Frau die Rolläden
des Schlafzimmers hoch, sie ist
im Morgenmantel
aber sie ist auch älter.

Und was fühlt die 13jährige, die an
der Ecke steht und küßt? Ich bin nicht 13, ich bin 11 und
trage weiße
Söckchen, Büstenhalter, Größe 2, Modell
»young fashion.«
Und was ist mit der Frau
die ins Zimmer kam und
zwei Kaffeekannen vor sich
trug? Sie wurde zu einem
»Bild«
und im Gedächtnis
gespeichert. »Alles
auf einmal!« heißt das Wort der Stunde, nein, nicht
»Wort«:

IM ANFANG WAR DIE DOSE

(Inhalt: Suppe
nämlich Campbells Soup zu 17½ cent)

Le Mot
n'existe pas

»Vielen Dank!«

Das ist besser als gar nichts
womit wir uns bisher begnügen mußten
in den schönen Künsten und Philosophie:
Ich bin »massiert«!
Die Sonne fängt wieder an zu scheinen
diesmal ist es
eine ganz andere Sonne, ein
1000-Watt-Kunstlicht, es hebt
den Vorgang des
Leckens
aus meinem
Unterbewußtsein

zu »dir« empor und
stellt ihn ins rechte
Licht: meine
Kindheit.

Also zurück zum Sex.

Alle 4 Wochen, ungefähr in der Mitte zwischen zwei Monatsblutungen, geben die Eierstöcke der geschlechtsreifen Frau jeweils eine Eizelle frei. Diesen Vorgang nennt man Eisprung oder Ovulation. Wird das Ei nicht befruchtet, so tritt zur gewohnten Zeit die Regelblutung (Monatsblutung) ein. Wird jedoch ein Ei befruchtet, so nistet es sich in der Gebärmutter ein. Eine Schwangerschaft beginnt.

(Unter einem Kopfkissen
findet das Mädchen sein
eigenes Bild wieder!)
22 Tage Einnahme
6 Tage Pause, ein
schöner Zyklus, die
großartige Ordnung der Mathematik.
Doch es ist die unvollkommene Form, die größere Beteiligung ermöglicht

5
4
3
2
1

»Null«

(Etwas ist hier nun
sehr leer geworden
und Sie wissen nicht
was das ist.)

Ich engagiere mich
an meine eigene Größe

ich bin 1,74 m groß.

Und das Gedicht geht
»weiter«, weil ich weiter

gehe, oder ich gehe »weiter«
weil das Gedicht weiter

geht: »Liebe Raquel Welch
leih mir bitte deine Titten

denn ich möchte auch
einmal geliebt werden!«

27. 3. 69, während die Sonne scheint, der »richtige« Augenblick, um aufzustehen und mir ein neues Farbband zu kaufen, Geha Din 2103 für Princess

Standard und 100 Blatt

Zeta-Mattpost von Avanzo neben dem Hahnentor-Kino, wo sie immer weiter »Ich zähmte die Wölfin« spielen.

Ja,

dort steht ein Mädchen und lächelt
niemanden an, und hier bin ich und

greife an den Hosenschlitz, um fest-
zustellen, ob da nicht was raushängt.

Nein,

alles ist wie immer an seinem Platz.
Ist das das Ende? Es setzt sich an-

dauernd fort und ist ein gesellschaft-
liches Ereignis: ich meine mich selbst!

denn »so ist die ästhetische Dimension als erotische Dimension eine Dimension biologischer Bedürfnisse« mit einer Hand um die eigenen Eier gelegt

ein Sex-Opfer, das seinen
Vater erschießt! Wir stehen

einfach da und sehen zu!
Bella, bella, bellissima! mit

anderen Worten: »Gab es
einen besseren Ausweg aus

dem Entsetzen für Sonnhild
Schmidbauer, 21, als diesen?«

Ich glaube, »nein«.
Doch es gibt andere

Tode, zum Beispiel
diesen hier, »ja«:

Feinschmecker-Tod

Der türkische Meisterkoch Ilyas, der auch für Bundeskanzler Kiesinger das Essen während dessen Türkeibesuch »komponierte«, wurde im Streit von einem Gehilfen erstochen.

oder dann den
Tod dessen, der

auf ein »objet trouvé«
geschaut hat, während das

OBJET TROUVÉ

weiterlebt wie
alles, was den

»Zauber« alltäglicher
Vorgänge besitzt, der

in der Abwesenheit
eines menschlichen

Gefühls liegt: ich
trete aus dem Haus

und sehe zum ersten
Mal meinen Tod in

Form von Avon
Kosmetik:

New York
London
München
Paris
Rom

»Pour peaux sèche, normale
ou mixte.
Etendre sur le visage et le cou
du bout des doigts. Coloré et
hydratant Even Tone donne un
teint uni, naturel. Appliquer plus
généreusement sur les petites
imperfections.
Agiter avant l'emploi.«

der
Tod ist

(Leer-Raum)
(Leer-Raum)

eine
Angelegenheit
des

Auges

»Hallo!«
»Hallo!«

---

also: reden wir noch einmal von »Kunst«! Nehme jetzt Ihr Schweigen als Zustimmung und bringe im Maiheft Merkur Ihre Erzählung zusammen mit Underground-Auswahl laut Brief vom 28. 1. und 18. 3. Herzlich: Hans Paeschke

1 Telegramm der Deutschen Bundespost vom 27. 2. 69, die genaue Uhrzeit 13 Uhr 57. Der »Partisan der Menschenwürde«, der Schauspieler Boris Karloff, ist tot

Raquel Welch und
Elizabeth Taylor
und Marina Vlady

leben, ebenso die
Bardot und auch
die Kim Novak und

wer weiß was noch
alles geschieht.

*

Niemand entgeht seinem persönlichen Objet trouvé, ich meine die Todesanzeige im Lokalblatt. »He? Eh? Our youth is dead. / From the minute we discover it with eyes closed / Advancing into mountain light. / Ouch . . . You will never have that young boy,

That boy with the monocle
Could have been your father«

John Ashbery. Dann ist es
Abend, und wir drehen die

Verstärker auf
fever tree, side 1

auf Uni, Unls 102, a
product of Zax-Alt

feld and Assoc., Inc.
printed in England,

jenseits des Kanals
mit Sonnenuntergängen

von J. Arthur Rank Org.
ich gebe mich darin auf.

Und der Abend ist
vorbei. Gestern war es

dasselbe: die Zeit, es ist
genau 21 Uhr 41, Zeit

für eine andere
Zeilenbrechung!

»Gute Nacht!«

»Und was ist mit der Kunst?«

»Ich bitte um Übersendung von Prospekten zu Abschnitt 1 und 2.« Hochachtungsvoll! Ihr sehr Ergebener, oder um es mit den sterblichen Worten Horst Bieneks zu sagen »Ich weiß nicht, wann der Schriftsteller Hanns Johst seinen berüchtigten Satz aussprach, wenn ich das Wort Kultur höre, ziehe ich den Revolver. Ich weiß aber, wann der Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann dem Kritiker Rudolf Hartung jenen Satz entgegenschrie, wenn ich ein Maschinengewehr hätte, würde ich Sie jetzt niederschießen. Es geschah am 17. November in der Akademie der Künste zu Berlin. Ich will nicht dramatisieren, aber dieser Tag ist eine Zäsur. »Liebe Zäsur, das ist sehr nett von dir! Hallo, Maleen, komm rein und lächle. Linda, was sagst du dazu?

»So, wie die Dinge stehen, ist es außerordentliche Angst, was diese Herren zu sagen haben!« Darf ich um Abführtabletten bitten? Du darfst! Weil es die Art des feinen Mannes ist, sich seines Stuhlgangs im Dunkeln zu entledigen: Stuhlgang, schalte die Nachttischlampe an, denn

hier ist es so »dunkel«!
Wo befinde ich mich jetzt?
Du hast dich von deinem Stuhl

»gelöst« und bist mehr als frei, vergiß das
nicht: auch ein »Stuhl« ist ein
Objet trouvé!

»Jetzt wird es kritisch,« das seufzte der Trainer von Fortuna, Jupp Schmidt, nach der 1:3-Niederlage gegen Hamborn 07. »Ganz langsam, fast sanft ging die Fähre unter.«

*

Ja,

aber nun zum Wetter
erzähl wie das war:

»Ich dachte, es sei
schön warm, weil die
Sonne schien und immer

so Flugzeuge flogen
die bei schönem Wetter
so weiße Sachen
am Himmel machen

aber dann war es
so kalt, uuuuuh!«

erzählt Maleen vor
sich hin auf dem Bett
und ich bitte sie, mir
das zu wiederholen, was
sie auch tut, während

sie schon halb schläft.
»Uuuuh!« Den Gedanken
finde ich sehr interessant

wohin geht er? Er geht
sofort von mir weg!
»Gute Nacht!« ist das

Bild, was ich mir auch
immer gewünscht habe, um
einschlafen zu können
wenn es wieder sehr spät

geworden ist und keine
Zeit mehr da, um zu ficken

uuuuh! Ich meine, das reicht
aus als Gedanke für ein Gedicht

ein Gedicht zu werden
das sich seiner Anmut
nicht zu schämen braucht.

*

Wie möchtest du

mich? Ach, das ist das Gummi

aus dem unsere »Träume« sind!

Oder die Anstrengung

dazusein vom After bis zum

Penis, »ein langer Weg!« Er

führt uns in den

Schlaf, diese Farbstoff-Kaumasse

mit fremden Stoffen, aber nie

wenn es wirklich »dringend« geworden ist:

obwohl ich »schön« bin, schön

geworden bin (durch

mich selbst, sagt man) und

zurückgehe zu alle dem, was ich vorher nie gewußt habe: auf der künstlichen Eisfläche verschwinden lautlos die Eisläufer in einem sehr weißen Licht, das auch »die Entfernung« heißt, und du hörst wirklich keinen Ton

oh, es geht um die Weltmeisterschaft im Langstrekkenlauf! »Das ist deine Kindheit,« die andauernde Verdoppelung dieser gleitenden Bewegungen bis in die äußerste Nähe des Auges, die zugleich der am weitesten entfernte Punkt für das Begreifen ist: ein Streichholz, das ausgeblasen wird, die kleine Wunde am Finger, die nicht mehr schmerzt, ein großes Spielzeug. Es hat sich ganz auf dich geworfen.

»Immer habe ich davon geträumt, ein
Mädchen zu sein!« das heißt: soviel

Haar und später dann »Titten«!
Das ist schon großartig und

gefällt vielen, aber es ist anstrengend
und man muß sich an dieses »Bild«

gewöhnen, ehe man es will.
Willst du das? Das will ich

doch andrerseits ist es auch wieder
»Angst«, das zu sein. Ich liege wach

und das Zimmer füllt sich mit
Leuten, die ich nicht mag. Sie

kommen herein und bleiben, sie haben
ihre Schlittschuhe über der Schulter

hängen. Sie blättern im Telefonbuch, sie rufen an. Sie sind alle ganz gewöhnliche Leute. Was das Schlimmste ist, das es zu ertragen gilt. Und sie bleiben! Lieber R. D., Neues gibt es hier tatsächlich nicht mehr. Überall

brennt es, die Leute stecken schon ganze Häuser an, um es ein wenig warm zu haben. Vorhin habe ich ein Stündchen in dirty books and pictures geblättert, seitdem ist sowieso alles zu spät. Gleich gehe ich ins Kino. Ich verlasse die Schneestürme, den

Regen

Tee

Gin

und

Tonic. There is no end to pissing. Yours, John. London, den 25. März 1969, lese ich und schalte das Fernsehen ein: ja, das ist die beste Sache auf der Welt, um »Menschen« besser verachten zu lernen! Fußballer, Schlittschuhläufer, ein Lehrer, der seiner Klasse den Vorgang des Glasblasens erklärt

und Frau Marga Vohrer, sie massiert ihrem Mann die Waden. Ton von Manfred Müller. Ist es das, was mich so erschreckt? Hallo, »wir schalten um.« Wie lange wird das noch möglich sein?

*

(Gute Nacht, leerer Kinosaal! Gute Nacht, Linda! Gute Nacht, Maleen! Gute Nacht, Ulrike! Gute Nacht, »Parkzeit ist hier begrenzt auf drei Minuten. Drei Minuten, deshalb der Strafzettel an Ihrem Wagen!« Gute Nacht, Blutstropfen, die durch das weiße Handtuch dringen, das über die Leiche der Negerin geworfen wurde! Gute Nacht, Schläge in einem grüngekachelten Badezimmer und Schüsse ohne viel Aufwand in den Italo-Western! Gute Nacht, Blaulicht und Rotlicht! Gute Nacht, Löwe von Metro-Goldwyn-Mayer! Gute Nacht, Ernest Borgnine für Ars gratia artis! Gute Nacht, Großaufnahme von Raquel Welch! Gute Nacht, »Nacht«!)

*

Die persönliche Tragik:
eine Tür öffnet sich, aber
niemand kommt herein, es
ist nur eine Zigarette, die

aufglimmt und dann nicht.
Zum »Wagen des Jahres«
wurde von einer internatio-
nalen Jury der britische

Jaguar XJ6 gewählt. Auf den
nächsten Plätzen finden
Sie Peugeot 504 und die
BMW-Modelle 2002 und 2500.

Aber wo ist der Rolls-Royce
mit dem eingebauten Kühl-
schrank geblieben? Er bog um
die Ecke und verschwand.

Zwei Mädchenhände über dem
Waschbecken »pflegen« sich
um diese Zeit allein, sie reiben
sich mit einer geruchlosen

Creme ein für die Nacht. Ein
schläfriges Gesicht »vergeht«
im Türspalt des Badezimmers.
Ein scharfer Kontrast von Weiß

und Schwarz für immer im Ge-
dächtnis festgehalten, während
»man« davon redet? Wovon? Von
nichts anderem, als daß da »nichts«

mehr übriggeblieben ist, was
mich verführte, weiterzumachen:
»... liebe dich ... ist schwierig ...

weiß nicht mehr, warum . . . und die

Farbe deiner Augen!« Zwei Mädchen-
hände über ein Waschbecken gehalten
ein Kühlschrank im Auto, ein müdes
Gesicht, das sich ins eigene Dunkel

zurückzieht. Es ist wirklich schwer
zu erkennen, wo bei manchen Leuten
die Grenze zwischen Werbung und
Weltanschauung liegt. Heute: stark

bewölkt, vereinzelt Regen, die Aus-
sichten für morgen: freundlicher!

Ich würde es vorziehen, nicht
mehr zu denken, wenn »denken« das
ist, was trübe macht, und
am Morgen ein ungemachtes
Bett und Dreck »bedeutet«
ist das »Leben«, wenn
du aufstehst und dich umdrehst, um
deine eigene Scheiße
im Becken hinter dir
zu betrachten? Und dann
ziehst du ab
und alles
ist verschwunden! »Ja«, ist
die Antwort, »das ist dein
Leben, mach daraus
was du willst!«
(Diese Antwort wird gewöhnlich im Halbschlaf gefunden!)
Und beinahe schlafe
ich auch schon
»beinahe«
und murmele
Birkenwassershampoo für meine Gesundheit

oder
die wilden, schläfrigen Puder-
augenschatten von Avon. Das
ist das »wahre« Gedicht; das ist, was wiederkehrt. »Au!« meint hier, ich habe mich gestoßen vor lauter Abwesenheit. Ich stoße kleine Hilferufe aus, die keiner hört.
Dr. Destouches
alias
Louis-Ferdinand Céline
ist irgendwo ein Brand? »Sie tanzen so schön
mit Ihrem Stil!«
Das ist der Haß, mein
Lieber!
Laßt uns doch zusammen »ein krankes Bild
machen oder ein
krankes readymade,«
Marcel Duchamp.
Mit dem Philips
Cassetten-Recorder
»3302«
noch einmal das
Leben
einfangen.
Oder den Büstenhalter
Irisette
benutzen.
Oder einfach nur
die Augen schließen.
Vor chronischer Schlaflosigkeit. Und schließlich
einfrieren.
(»Wann werde
ich wieder auf-
wachen?« ist die
entscheidende
Frage, die
ich mir nicht
beantworten
kann!)

In der Zwischenzeit:

ein paar volle Wölkchen, die wegfliegen
und die genaue Zeit-
angabe: beim letzten Ton des
Zeitzeichens ist es
0 Uhr 01
und vier
Sekunden, ich singe zu mir
selbst:

Wörter wie

„BAKTERIEN
&
TALMI
&
BARTSTOP
PELN"

lebt wohl!

Etwas
das ich in ihnen vergessen
habe, wird mich zu
anderer Gelegenheit wiederfinden, und ich weiß
daß ich es
dann

»WILLKOMMEN«

heißen
werde, obwohl es nicht mehr
von mir ist
wer
denkt schon
an

»Konzertpavillion«

wenn
er Feuchtigkeit empfindet und Nässe, die ihn klebrig macht und als Liebhaber ausweist? Oh, ich bin der Liebhaber eines Pullovers, dessen Knöpfe am Hals an ein Unterhemd erinnern:

»UUUH!«

Und
die Anmut, die
darin versteckt liegt
ist
die Anmut
eines Schwanzes, der sich in ein
haariges
Loch

zwängt, ohne die Augen zu
schließen:

aber
das Mädchen
das
ich nun endgültig im Schlaf
geworden bin
schließt
seine Augen:

vor
dem letzten
»Kunstwerk«
das
von ihm übrigbleibt
nachdem die
»Form«
gescheitert und es von Neuem der
finstere Traum
ist, der
eintrübt:

Heute entschlief nach langer, schwerer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Christine Wetzig

verw. Schirk, geb. Pillig
* 17. 6. 1890 † 23. 3. 1969

In tiefer Trauer:
Apollonia Willms geb. Schirk
Katharina Langen geb. Schirk
Margarete Wipperfeld geb. Schirk
Anna Esser geb. Wetzig
Thea Eckmann geb. Wetzig
Else Heuter geb. Wetzig
und Familien, nebst Enkeln und Urenkeln

5 Köln-Deutz, Bebelplatz 8

Die Exequien werden gehalten am Donnerstag, dem 27. März 1969, um 8.45 Uhr in der Pfarrkirche St. Heinrich, Köln-Deutz, Tenktererstraße. Die Beerdigung erfolgt am selben Tage um 14.45 Uhr von der Trauerhalle des Friedhofs Melaten (Eingang Piusstraße) aus.
Evtl. Kranz- und Blumenspenden zum Friedhof erbeten.

Entschieden
sage ich in Fettdruck
»das bin
ich

NICHT

Mama!«

Köln, Engelbertstr.
geschrieben am 12. X. 68 und
26./27., 29./30. III. und
1. IV. 69

Rolf Dieter Brinkmann
Anmerkungen zu meinem Gedicht »Vanille«[18]

1.
Das vorliegende Gedicht wurde in 6 Tagen geschrieben, allerdings liegt ein beträchtlicher Zeitunterschied zwischen dem Beginn der Arbeit (12. Oktober 68) und der Fortführung (26. März 69). Ich weiß nicht, ob diese 6 Tage eine kurze Arbeitszeit darstellen, ich bin aber der Ansicht, daß sich lange Arbeitszeiten für ein literarisches Produkt gewöhnlich nicht »lohnen«. Man kann soviel besseres machen, als beispielsweise lange an einem Gedicht herumzubosseln – in der Stadt herumgehen, Zeitung lesen, ins Kino gehen, ficken, in der Nase bohren, Schallplatten hören, mit Leuten dumm herumreden ... die berühmten »langen, quälenden« Arbeitsstunden an einer Prosa- oder Gedichtsequenz halte ich für eine Mystifikation, die dem Autor von der Gesellschaft aufgedrängt worden ist und die er nicht durchschaut. Wie lange hat Warhol gebraucht, um »seine« Marilyn Monroe abzuziehen? Oder die Campbells Suppendosen? – Lange Arbeitszeiten sind eine Frage nach der psychischen Verkrampfung des betreffenden Autors, aber die Leute hören auch gern, daß der »Dichter« über seiner Arbeit so sehr gelitten hat ... *»glauben Sie mir bitte, ich bin während der Arbeit fast verzweifelt!« ist ein black-out.* Der innere Bildschirm ist gestört. Der Gedanke ist unklar. *Man fragt sich vergeblich, wohin das führt.* Doch die »Verzweiflung« ist nicht so dramatisch, sie ist viel mehr so etwas wie das Ausdrücken eines Zigarettenstummels: *da liegen Kippen im Aschenbecher,* abgebrannte Streichhölzer, oder morgens, nachdem man aufgestanden ist, sieht man die Wattetupfen vom Abschminken abends noch im Toilettenbecken liegen, der Tag ist »schön«, aber »erschreckend« etc. *Keine Gedanken zu haben, ist schön: das Gedicht füllt sich!* – Worauf es ankommt, ist, sich den »Fakt« anzuschauen, das vorhandene Material aufzunehmen, *sich das »Bild« zu beschaffen,* also: in der Stadt herumzugehen, Zeitung zu lesen, ins Kino zu gehen, zu ficken, sich in der Nase zu bohren, Schallplatten zu hören, dumm mit Leuten zu reden ... sich selbst und anderen auf die Nerven zu fallen! »Wir lieben wirklich nicht Ideen, nicht wahr?« (Frank O'Hara)

2.
Meine Einstellung zu dieser Arbeit war, sie so offen wir möglich zu halten, darüberhinaus gab es keine weitere Vorstellung, was das Gesamte des Gedichts betrifft, d. h. das »Thema« war jeweils völlig dem im Augenblick des Schreibens sich anbietenden Material auszuliefern, das wiederum heißt: *das »Thema« des Gedichts ist das Gedicht selber!* ... ich hatte an diese Arbeit gar nicht mehr gedacht, bis ich in der vergangenen Woche mit Jörg Schröder vom März-Verlag wegen der Anthologie »Acid« telefonierte. Danach rede-

ten wir noch über die Bücher, die er nun in seinem eigenen Verlag herausbringen wird und also auch für den vorliegenden Marginalienband. Schröder bat mich, ihm dafür einen Text zu liefern. Ich sagte »ja« und ging nach Hause (da ich kein Telefon habe, muß ich jedesmal zum Postamt 5 in der Richard-Wagner-Straße rübergehen)... denkt man von dem Augenblick an, in dem man »ja« sagte, immer an das, wozu man »ja« sagte? *»Nein!«* Ich ließ einen Brief ablichten, hörte Musik, war »abwesend«, der Tag war bald zu Ende (»Ich war immer der Ansicht, daß der Tag schnell vorbeigeht.« Joe Brainard) In der letzten Nummer der Zeitschrift »Jasmin« las ich abends die Punkte-Diät und »fand« Senta Berger in dem Bericht wieder, die sagte: *»Sechs Pfund schmolzen dahin, wie die Frauen in den zwanziger Jahren, wenn sie Rudolf Valentino auf der Leinwand sahen.«* Going nowhere and it's raining, singt »fever tree«... sie haben recht: wenn man »nirgendwohin« geht, muß es regnen! Frau Senta Berger muß mithin entsetzlich naß werden... Karel Gott geht es wieder besser! *»Ja!«* Den nächsten Tag kramte ich in einem Stoß bei Seite gelegter alter Zeitungen, Briefe, Notizen und ausgeschnittener Bilder herum und stieß dabei auf das angefangene Gedicht, das noch keinen Titel hatte und ein Motto: Who wants yesterdays papers? von den Rolling Stones. Ich mag die Rolling Stones, ich mag sie lieber als die Beatles, obwohl in »Vanille« nun Paul McCartney und John Lennon erwähnt werden, da beide gerade einen größeren »Nachrichtenwert« besitzen und das »Bild«, das sie zur Zeit sind; intensiv ist – was nichts heißt, zu einem anderen Zeitpunkt hätte ich zwei »andere« Typen in das Gedicht hineingenommen. Ich will damit sagen: *etwas über Gedichte schreiben, heißt über etwas ganz »Anderes« schreiben!*... Das angefangene Gedicht lag herum, zwei Tage nach dem Telefongespräch mit Schröder, ein Mittwoch, und in diesem Moment, ein Dienstag, kommt Klaus Moldenhauer herein und sagt: »Hallo!« Bei ihm geht es zur Zeit um Schwierigkeiten in den »menschlichen« Gefühlen, bei wem ginge es nicht darum. *Dann ist lange Zeit nichts.* – Als ich mir den Anfang wieder durchlas, dachte ich an den Marginalienband und an *ein Sonntagsessen*, eine Frage des Geldes. Das Gedicht war ausgeschrieben bis zu dem Satz: »Ich fragte meine Frau, wie das mit dem Geld über Sonntag stünde.« Mit dem Bild, was ich dahinter setzte, hatte ich auch den *Titel: »Vanille«*. Daß ich auf Vanille-Pudding gekommen bin, lag daran, daß ich tags zuvor eingekauft und ein Päckchen Pudding-Pulver mitgenommen hatte. *Das geschieht selten,* es ist eine Ausnahme, doch trotz des Ausnahme-Charakters handelt es sich, wie Sie sehen, um etwas sehr Gewöhnliches... das ohne Gedanken ist, ich meine, »schön«: *ich finde gewöhnliche Sachen schön, weil sie nichts bedeuten, und daß sie nichts bedeuten, ist ihre Tiefe* – je weniger »etwas« Bedeutung hat, desto mehr ist es »es selbst« und damit Oberfläche, und *allein Oberflächen, wie jeder weiß, sind »tief«!* Es ist eine Tiefe, für die bisher geltende literarische Kategorien nicht mehr zutreffen. Um sie charakterisieren zu können, muß zu Bezeichnungen wie »Attraktivität« oder »Un-attraktivität« gegriffen werden. Diese haben wenig »Gedanken« in sich: *»uuuh! Ich meine, das reicht aus als Gedanke für ein Gedicht, ein Gedicht, zu werden!«*

3.
Und wieder ist jemand gekommen, »Hallo«. Es ist Carl-Heinz. »Reich mir mal 'nen Bonbon rüber, »sage ich, weil er Bonbons bei sich hat. Bei ihm geht es um das Tonband, das er sich noch nicht gekauft hat ... der Tag ist »vorbei«, eine Todesanzeige. Auf »Todesanzeigen« zu sprechen gekommen, verweise ich auf den Schluß von »Vanille«. Sie können sie beruhigt als Gag nehmen, ich gebe zu, *der Gag ist flach!* Wie flach er ist, wird aus einem Zitat ersichtlich: »Beim Menschen ist der Tod aus einem bloßen Erlöschen des Lebens ein höchst seltenes Ereignis, wenn es überhaupt vorkommt.« (Aus Werner Fuchs, Todesbilder in der modernen Gesellschaft, Frankfurt a. M., 1969, ein Paperback zu DM 14.–, das ich mir vor kurzem aus der Universitätsbuchhandlung holte). Woran wird dann gestorben? Ist »ich sterbe« falsch und muß es heißen »ich werde gestorben«? Die »Libidoflüssigkeit«, die jeden genauen Umriß in der Schwebe hielt, erstarrt zu jenem kleinen Kästchen: *des Photoapparats, der Todesanzeige, des Comic-Bildchens* ... um im »Bild« zu bleiben, d. h. im Gedicht »Vanille«: Reflexion, *eine Sache geworden*, hat ihr eigenes Leben und stirbt ihren eigenen Tod. »Mach den Flimmerkasten an!« Carl sieht Fernsehen.

4.
»Eine deutsche Erfindung«: werfen wir noch einen Blick in die Zukunft. *Ich weiß nicht weiter.* Verbrauchte Emotionen ... die Wörter werden zu Bildern entfaltet! – *Ein Gedanke von Marcel Duchamp: »Es sind immer die Anschauer, die die Bilder machen«.* Es ist aber erstaunlich, wie wenig »Bilder« bisher in einem Gedicht gemacht werden, vor allem in der gegenwärtigen deutschen Lyrik. Ich kann mir das nur durch die »Angst-Szene« Kultur erklären, die hierzulande herrscht: *man ist längst tot! Man sieht nichts mehr!* Die Bilder – (Vorstellungs)armut wird auch nicht behoben, indem ein Autor sich auf »Objets trouvés« verlegt: ob er das »macht« oder was anderes, *es wird gemeinhin immer nur das gesehen, was ohnehin bekannt ist!* (siehe: Merkur, Heft 3, März 69, darin: Horst Bienek, Vorgefundene Gedichte – und dieser Fall zeigt symptomatisch das Vergorene, was hier sich als zeitgenössische Literatur begreift: Von Gleiwitzer Kindheits-Erinnerungen mit »Kaffeekannen und Butzenscheiben« zum »Objet trouvé«, haha!) Das Auffallendste daran ist: *es fehlt die psychische Dimension dessen, der das »vorgefundene Gedicht« entdeckt hat.* Das Abstrakte herrscht vor: einen Beleg zu schaffen für den Begriff, nicht aber ein attraktives Objekt selber, aus dem sich der Begriff ergeben würde und das zugleich (im selben Augenblick) über ihn hinausführte. So, wie es bis jetzt gehandhabt wird, erlischt das Subjekt im »objet trouvé«, *wir haben kein »Bild«, wir bekommen eine Idee vorgesetzt!* ... (Was sich mit »found poetry« machen läßt, wird erkennbar in den Gedichten des amerikanischen Lyrikers John Giorno. In diesem Zusammenhang zu einem anderen, und wie mir scheint, ebenso symptomatischen Mißverständnis, das kürzlich passiert ist: es wurde Peter Handkes Buch »Deutsche Gedichte« rezensiert, als seien es Gedichte. Der Titel dieser Publikation leitete den Kritiker in die *Irre* ... die Phantasie muß so erstickt sein, daß nicht die andere Möglichkeit »gesehen« wurde, nämlich: daß dieser Titel ebenso der

Rolf Dieter Brinkmann mit Maleen Brinkmann

Titel eines Essays sein kann, so daß der »Inhalt«, das im Buch Angebotene als eine *bis aufs Äußerste (Äußerlichste) verdinglichte Reflexion* genommen werden muß, eine Reflexion über das Material für »deutsche Gedichte«. – In »Vanille« geht es mir nicht um »found poetry« oder »objets trouvés« oder »readymades«, meine Einstellung ist: wenn es sich in seiner Attraktivität für mich als etwas derartiges anbietet, so benutze ich es, wenn nicht – dann nicht. *»Beschaff dir das Bild!«* Die letzte Zeile in Andy Warhols Buch »a« lautet: *»from the garbage into the book!«* – Die englische Pop-Musik-Gruppe »The Deviants« gab ihrer zweiten LP das Motto: *If you can't trip on garbage then you can't trip on nothing!«* ... Jetzt ein anderer Einfall: in Claude ›Lévi-Strauss‹ »Das Ende des Totemismus« lese ich auf Seite 130, »in dem Denken Rousseaus sind Voraussicht und Neugier verbunden wie zwei Seiten intellektueller Tätigkeit. Wenn der Naturzustand herrscht, fehlen sie dem Menschen beide, weil dieser sich allein dem Gefühl seiner augenblicklichen Existenz hingibt. »Wie liest sich dieses Zitat, wenn der gegenwärtige Gesellschafts- (und Kultur)zustand als »Naturzustand« erfahren wird, so daß darin sich der Mensch *(wer?)* »allein dem Gefühl seiner augenblicklichen Existenz« hingeben kann, ohne auf Voraussicht und Neugier verzichten zu müssen, diesen zwei Seiten intellektueller Tätigkeit? Beim Durchlesen von »Vanille» scheint mir das intendiert zu sein, ohne es intendiert zu haben.

5.

– Daß sich ein Zitat von John Ashbery in »Vanille« findet, ist darauf zurückzuführen, daß ich Ashbery erst vor kurzem gelesen habe und einige seiner Gedichte sogleich mochte (die wiedergegebene Textstelle ist dem Gedicht »Our Youth« entnommen): Bei Ashbery stehen seltsame *Bilder, die »neugierig« machen* (»men appear but they live in boxes« oder »the girls ... live in an atmosphere of vacuum«). *Habe ich etwas zu sagen vergessen? (Ich habe alles zu sagen vergessen!)* Warum Zitate? Weil ich sie nicht verstehe! Warum ein Gedicht? Weil ich es nach dem Schreiben nicht mehr verstehe *»C'est fini,«* L. F. Céline.

William S. Burroughs
Die Zukunft des Romans[19]

Meine Funktion als Schriftsteller ist die eines Kartographen, eines Erforschers neuer Bewußtseinslagen, oder – mit den Worten Alexander Trocchis – eines ›Kosmonauten des Inneren Raumes‹, und ich sehe keinen Nutzen in der Beschäftigung mit Gebieten, die bereits vermessen & abgegrast sind – Ein russischer Wissenschaftler hat gesagt: »Wir werden nicht nur Reisen durch den Raum unternehmen sondern auch Reisen durch die Zeit« – d. h. eine Reise durch den Raum ist eine Reise durch die Zeit – Wenn Schriftsteller Raum/Zeit – Reisen unternehmen und Gebiete erkunden wollen, die uns das Zeitalter der Raumfahrt erschließt, dann müssen sie – finde ich – Techniken entwickeln, die ebenso neu & präzise sind wie die der Raumfahrt – Wenn das Schreiben noch eine Zukunft haben soll, muß es mindestens einmal die unmittelbare Vergangenheit aufarbeiten und sich mit Techniken vertraut machen, wie sie Malerei, Musik & Film schon seit geraumer Zeit anwenden – Lawrence Durrell hat den Weg zu einer neuen Schreib- und Darstellungsweise vorgezeichnet mit seinen Raum&Zeit-Verschiebungen; d. h. wir sehen Ereignisse aus verschiedenen Blickwinkeln und werden uns bewußt, daß sie, so gesehen, buchstäblich nicht mehr die selben Ereignisse sind, & daß die herkömmlichen Auffassungen von Zeit und Wirklichkeit nicht mehr zutreffen – Brion Gysin, ein in Paris lebender amerikanischer Maler, hat die *cut-up* Methode entwickelt*[1], die dem Schriftsteller erlaubt, nach dem Collage-prinzip zu arbeiten, wie es in der Malerei seit 50 Jahren gang & gäbe ist – Textseiten werden z. B. in 4 Teile zerschnitten, die Teile werden neu gruppiert, & es ergeben sich neue Anordnungen von Wort&Bild-Komplexen – Beim Schreiben meiner beiden letzten Bücher, NOVA EXPRESS und THE TICKET THAT EXPLODED, habe ich eine Variation der cut-up-Methode verwendet die ich *fold-in*-Methode nenne: – Eine Textseite, von mir selbst oder von einem anderen, wird in der Mitte der Länge nach gefaltet und auf eine andere Seite Text gelegt – die beiden Texthälften werden in-

* 1 vgl. MINUTES TO GO, von Burroughs/Gysin/Beiles/Corso. Paris 1960. (Anm. d. Übers.)

einander-›gefaltet‹, d. h. der neue Text entsteht dadurch, daß man halb über die eine Texthälfte & halb über die andere liest – Die fold-in-Methode bereichert die Textherstellung um die Möglichkeit der Rückblende, wie sie im Film benutzt wird, & gestattet es dem Schriftsteller, sich auf seiner Zeitspur vor & zurück zu bewegen – Zum Beispiel: ich nehme Seite 1 und falte sie in Seite 100; den daraus resultierenden Text füge ich als Seite 10 ein – Beim Lesen von Seite 10 blendet der Leser also zeitlich vor zur Seite 100 und zurück zur Seite1 – Das *déjà-vu*-Phänomen läßt sich so nach Wunsch & Maß erzeugen (– dieser Effekt begegnet einem natürlich in der Musik, wo man durch Reprisen & Variationen musikalischer Themen ständig auf der Zeitspur vor & zurück bewegt wird) –

Bei der Anwendung der fold-in-Methode redigiere, verwerfe & ordne ich Ausgangsmaterial wie bei jeder anderen Kompositionsmethode – Ich habe beim Vergleichen einiger Seiten rein linearer Erzählprosa, die ich geschrieben hatte, mit fold-ins die sich dann daraus ergaben, oft die Erfahrung gemacht, daß sich die fold-ins, als viel präziser & einleuchtender erwiesen – Man kann durchaus vollkommen klare erzählende Prosa mit der fold-in Methode herstellen – Gewöhnlich erzielt man die besten Ergebnisse wenn man Material aus Texten ähnlichen Inhalts kombiniert –

Was tut ein Schriftsteller denn anderes, als vorgegebenes Material zu sortieren, redigieren & arrangieren? – Die fold-in Methode erweitert dabei seinen Spielraum ganz außer ordentlich; man nehme z. B. eine Seite Rimbaud & falte sie in eine Seite St.-John-Perse (zwei Dichter, die viel miteinander gemeinsam haben) – die Kombinationsmöglichkeiten von Bildern & Metaphern aus diesen beiden Textseiten allein sind beinahe unbegrenzt – Eine derartige Kompositionsmethode könnte auch in viel größerem Maß als bisher zu Kollaborationen zwischen Schriftstellern führen, und es würden Werke entstehen, die das Ergebnis gemeinsamer Bemühungen einer ganzen Anzahl von lebenden & toten Autoren wären – In der Tat geschieht ja genau das bereits in dem Augenblick, wo ein Schriftsteller beginnt, nach der fold-in-Methode zu arbeiten – Ich habe fold-ins aus Shakespeare, Rimbaud, Tageszeitungen, Zeitschriften, Briefen & Unterhaltungen gemacht, und die Bücher, die ich nach dieser Methode geschrieben habe, sind folglich Produkte eines ganzen Autoren-Kollektivs –

Ich möchte betonen, daß es sich hier um eine rein technische Ange-

legenheit handelt, und die cut-up- oder fold-in-Methode wird von manchen Autoren mit Gewinn angewandt werden, von anderen nicht – Das ist aber auf jeden Fall eine Frage des Experimentierens und kein Anlaß zu philosophischen oder ästhetischen Streitgesprächen – Die hier versammelten Schriftsteller sind von der Presse angegriffen worden mit dem Argument, daß sie der Frage des Überlebens der menschlichen Spezies nicht genügend Beachtung schenkten – In NOVA EXPRESS* und in meinem letzten Buch, THE TICKET THAT EXPLODED, beschäftige ich mich vorwiegend mit der Frage des Überlebens – mit Nova Verschwörungen, Nova Kriminellen und Nova Polizei – Eine neue Mythologie, die des Zeitalters der Raumfahrt, ist im Entstehen, und auch in dieser werden wir wieder positive & negative ›Helden‹ haben – je nach ihren Intentionen in bezug auf diesen Planeten – Die Zukunft der schriftstellerischen Tätigkeit liegt nicht in der Orientierung an der Zeit, sondern am Raum –

* gemeint ist ein explodierender Planet.

Rolf Eckart John
Das Weiche im Weichen[20]
Ein Statement

... Es gibt nichts gefährlicheres, als das, was einem klar ist ...
Sieht man das, was einem klar ist, nicht, läuft man Gefahr, darüber zu stolpern ... (R. D. Laing)

Superharmonische Funktionen
Der Fernsehfilm zeigt, daß die Polizeibeamten unverhältnismäßig hart eingriffen und dann mit unangemessener Brutalität auf die vor ihnen sitzenden und sich nicht wehrenden Studenten einschlügen; in einem besonders drastischen Fall auch dann noch, als der geschlagene Student vermutlich schon blutend auf dem Boden lag.

Das Polizeiaufgebot selbst ist eine Methode
Die einzige im Film erkennbare *Widerstandshandlung* besteht darin, daß ein sitzender Student, auf den von oben eingeschlagen wird, offenbar zu seinem Schutz von seiner halb liegenden Position aus nach oben tritt. Jedem unvoreingenommenen Betrachter bestätigt der Film, was auch die Augenzeugen bekunden, daß die Polizei mit einer unverhältnismäßigen Brutalität vorgegangen ist.

Das Auftreten der Polizei im Ermessungsspielraum
Die Studenten und Schüler machen durch ihre Proteste auf Probleme aufmerksam.
Die Protestbewegung der Studenten und Schüler beruht auf Problemen, die durch juristische und polizeiliche Auseinandersetzungen mit den Studenten und Schülern nicht gelöst werden können.
ENDLOSE WIEDERHOLUNG VON VORSTELLUNG + IMAGES – REKLAME FERNSEHEN 1 2 3 PROGRAMM – SCHALLPLATTEN: SRC Milestones Capitol ST 134, LOVE Forever Changes Elektra EKL 40 13, DOORS Strange Days Elektra EKL 40 14, THE ROLLING STONES Between the Buttons Decca LK 4852 – PHASE 2 – STANDARDISIERT – KONTROLLIERT VON EINEM STANDARDISIERTEN COMPUTOR LOCHKARTEN DATENSPEICHER MAGNETBAND – ÄNDERUNG DES KOORDINATEN-

SYSTEMS – ES WIRD UNKLAR WO DIE DINGE ANFANGEN UND AUFHÖREN – WORTE + PHRASEN WIEDERHOLT IN KAUM ABGEÄNDERTER REIHENFOLGE IN DEN 9.00 UHR NACHRICHTEN VERLIEREN IHRE BEDEUTUNG – INFORMATIONEN WERDEN GLEICHGESCHALTET!

Soziale Realität und Katatonie

Der Protest beinhaltet eine veraltete Form des Bewußtseins. Die radikale Linke in der BRD ist so irre, wie sie sich gibt. Sie hat antiquierte Formen eines Protestverhaltens übernommen, zusammen mit deren Effektlosigkeit. Die Fähigkeit (ein Problem), direkt und unmittelbar zu sehen, muß weiter reichen als die eigene Vorstellung.
Die Umwelt muß im Kontext noch größerer Organisationen und Institutionen gesehen werden. Diese Kontexte existieren nicht außerhalb des sozialen Raumes oder an seiner Peripherie – sie durchdringen alle Bereiche des von ihnen Umschlossenen (R. D. Laing)

Nova – Polizei

Neueste Untersuchungen haben ergeben, daß Studenten und Schüler vom Deutschen Geheimdienst (Organisation Gehlen) kalkuliert und planmäßig provoziert werden. Demonstrationen, die konzentriert auftreten und ablaufen, sind besser kontrollierbar als eine individuelle, schleichende Verhaltensdemonstration. Das harte Vorgehen gegen politische Organisationen, besonders der studentischen Linken (SDS) und das indirekte Vorgehen bei Schülern, ist Mittel zum Zweck. Durch dieses Vorgehen und die eventuell daraus resultierende Solidarisierung unter den Studenten und Schülern, will man eine optimale Integration dieser Organisationen erreichen, um diese dann effektvoller (totaler) kontrollieren und manipulieren (!) zu können. Eine enorme Hilfe ist dabei, daß das noch vorherrschende Bewußtsein von Studenten und Schülern bei Protestaktionen immer noch das Motiv einer »traditionellen Agression« gegen die etablierte Gesellschaft beinhaltet.

Ziele der Nova – Polizei

a) konzentrierte Bekämpfung von Unruhen, Abwendung subversiver Revolutionsabsichten
b) Publizität für das herrschende System

c) Sicherung von Wählerstimmen (Appell an den »Recht und Ordnung«-Instinkt der Masse)
d) Polizei als effektvolles Mittel zur Abschreckung
e) Verdecken der steigenden professionellen Kriminalität (Organisiertes Verbrechen)
f) Verdecken anderer sozialer Mißstände (Universitäten & Hochschulen, Krankenhäuser, Wohnungsproblem etc.)
g) den demokratischen Charakter dieser Gesellschaft vorzutäuschen.

Protestierende Studenten und Schüler ignorieren diese Fakten. Es ist wichtig ein neues Bewußtsein zu vertreten, das *optimale individuelle Engagement* zu praktizieren. Das Übernehmen und Festhalten an antiquierten Ideologien führt aus dem Wahrnehmungsraum heraus. Was ein Festhalten an Ideologien bedeuten kann, zeigt der Krieg in Vietnam, wo Spezialisten in der Technologie des Tötens auf einem Teil der Erdoberfläche versuchen, jegliches Leben zu zerstören, weil dort angeblich Menschen leben sollen, die mit der »falschen« Ideologie versehen sind.

Im Wahrnehmungsraum

Es geht darum, mit Personen zu diskutieren: »Eine Person kann man nicht aus ihrem sozialen Kontext reißen und sie weiterhin als Person ansehen oder als Person *behandeln*. Wenn man aber aufhört, den anderen als Person zu *behandeln*, dann hört *man selber* auf, Person zu sein«. Zitate werden wie Reklamehandzettel verteilt (Marx, Engels, Che etc.), darüber nachgedacht wird später oder überhaupt nicht und wenn, dann in den alten Gedankenmustern. Das Vokabular, das die Linke gebraucht und das sie benutzt, um mit den Leuten zu sprechen, mit denen sie sprechen möchte (Dutschke: Es fehlen noch die Dialoge der Intellektuellen (?) mit dem Volk!) ist unverständlich und durch die Publicity-Sucht der einzelnen Cliquen so stilisiert und hochgetrieben, das es in Irrelevanz verpufft.

— A —

Das bekannte Meinungsforschungsinstitut A. befragte die Belegschaft eines größeren Industriebetriebs, den Begriff »Sozialismus« zu definieren. Abgesehen davon, daß nur ca. 15 % den Begriff richtig definieren konnten, ist es interessant zu wissen, daß weitere 15 % gar nicht wußten, was »Sozialismus« ist, und der Rest, 70 % der Befrag-

ten dem Sinn nach antwortete: »daß Sozialismus etwas mit Politik zu tun habe.«

Deutsches Fernsehen 1. Programm – Montag 5. Mai 1969 21.14 Uhr
Der Reporter fragt ein Mitglied des Republikanischen Clubs in M.:
Wollen Sie die Gesellschaft verändern?
JA! IM SINNE DES SOZIALISMUS.
Und wie . . .
NAJA, DURCH DEN SOZIALISMUS IM MARXISTISCH/LENINISTISCHEN SINNE.
Das heißt also . . .
GENAU! IM SINNE DES SOZIALISMUS.
Jazz is out – Amerikanischen und Englischen Beat haben sie noch nicht so richtig für sich entdeckt, es wird immer noch feste in der schön kaschierten Scheiße des Akademikertums, in konventionellen Platitüden und der Pseudo-Intellektualität gerührt. Linke politische Meinungen zu haben, ist ein neuer modischer Trend unter den sogenannten Intellektuellen. Die gedankliche Flexibilität erscheint ihnen wahrscheinlich nicht attraktiv genug, um eine neue Aktivität und Originalität zu erreichen oder wenigstens anzustreben.

Move over Darling
Ein Che Zitat hat 1969 in der BRD soviel Relevanz wie die Hundescheiße auf dem Bürgersteig, in die man vielleicht reintritt. Guerillataktiken und analoge Gedankenführung sind »hard to realize« in einer Gesellschaftsstruktur, die mit allen technologischen und militärischen Mitteln das herrschende System verteidigt (die Computer der polizeilichen Organisationen, Panzerfahrzeuge, Nervengase, ACID im Nachtisch & die NOVA POLIZEI). Die Theorien eines Marx oder Engels sind kaum noch relevant und zeitbezogen. Der Einfluß der Technologie verändert die heute vielleicht noch adäquaten und logischen Prognosen wie Hypothesen politischer wie ökonomischer Art grundlegend. Begriffe wie Arbeit, Kapital, Kommunismus, freie Marktwirtschaft und Staat werden so radikal ihre Bedeutung verändern und zu einer Strukturveränderung führen, wie Marx oder Engels es nicht voraussehen konnten. NACH DER RELIGION, DIE INSTANT-RELIGION?

Automation — Kybernation — Die entscheidende 3. Phase

»Die Macht des Menschen hat in allen Bereichen zugenommen, außer in seinem eigenen. Noch nie haben Ereignisse im öffentlichen Bereich scheinbar so grausam Persönlichkeiten ihrer Bedeutung beraubt. Selten in der Geschichte haben Tatsachen das Denken so dominiert oder hat solch eine weitverbreitete individuelle Tugend einen so zweifelhaften Brennpunkt gefunden. Es stellt sich die beängstigende Frage, ob wir die Kontrolle über unsere Probleme verloren haben!« (Andy Warhol in einem Interview mit Gerard Malanga).

In der Galaktischen Fabrik

»Arbeit« hat vor allem dem Studium von »Gesellschaftsstrukturen« gewidmet zu sein: Sind gewisse abgeschlossene und zusammenhängende Strukturteile aus Strukturen mit einer inneren Metrik »herausgeschnitten« und existiert ferner eine Integrationsvorschrift, die Teile der Theorie eines Strukturteils gewissen Teilen der Theorie einem anderen Strukturteil zuordnet, so kann man durch einen Integrationsprozeß die einander zugeordneten Fakten und Theorien identifizieren und ein neues Bewußtsein mit innerer Metrik erhalten.

Uve Schmidt
Stadt und Land[21]

Die Preisträger essen und trinken. An Tafeln aufgereiht, nach der Preisliste, sitzen die ausgezeichneten jungen Leute da im offnen Karree, und zwischen zwei und zwei Preisträgern sitzt immer ein Herr von der Presse. Man fetiert und à la carte: das sind kleine, kurzgebratene Schnitzelchen in Pfeffersauce. Beginnen Sie mit einem Martini?«
Ich lade meinen Nachbar ein, den von der Zeitung, seine Untersuchung über den Brunnen im Deutschen Lied von Guntram bis Dessauer anthologistisch aufzubereiten und mir, sobald ich ihm mit einem förmlichen Brief gewunken habe, einzusenden. Der Herr macht Vorbehalte: er suche nicht eigentlich die Öffentlichkeit; die Arbeit habe mehr internen Studiencharakter, und dann die Notenstiche . . .
Die Ballettschülerin aus Werden (3. Preis) zieht Fäden Zwiebelsuppe; der Notar sagt: »Mein Freund Fronius gab mir öfter Gelegenheit, dem Training beizuwohnen.« Silke? Tatjana? May? Hellllllgaaaa?
Der Langhaardackel des Gastgebers steht auf mein Bein. »Ein Bier, ein Bommerlunder.«
»Uns engen«, sage ich, »uns engen keinerlei marktpolitische Kautelen. Sie haben völlig freie Hand. Oder wollen Sie den Erfolg mit einem Pseudonym teilen, Herr Icks?«
Herr Icks buttert einen Toast; er bespricht das Brot, das Messer: »Ich habe die Kirche in der Welt, Sie verstehen.« Der Hund bummst mein Knie. Die Ballettschülerin unterrichtet den Notar: »Der Reinholm markiert nur noch.« Ich biete die Herausgabe weiterer Anthologien an.
Der Redakteur sagt: »Ich dachte an ›Brunnenuhr‹. Es steht bei Logau.«
»Heinz Logau?«
Das Tier steigt auf mein Spielbein um. Sein Herr läutet das Weinglas: »Liebe junge Freunde, meine Damen und Herren!«. Er redet.
Was sagte er? Ich erinnere mich des Fleischgangs: Ente Singapur. Ich erinnere mich, daß der Erste Preisträger Farbdias herumreichen ließ: er gehöre zur Gruppe ›Junger Westen‹. Ich habe seinen Namen vergessen, ein Name mit großem A. Später sagte A: »Picasso ist ein

Zentaur.« Die Ballettelevin sagte: »Ich male nicht wie Picasso.« Ich erinnere mich nicht, daß ich von mir sprach. Als man die auswärtigen Preisträger in ihr Hotel fahren wollte, sagte der ortsansässige A: »Menschenskinder, der Abend hat erst angefangen!« Ich ließ mich ins Hotel fahren. Ich ging aufs Klo und pisste mich aus. Ich war äußerst unzufrieden mit mir. Im nächstbesten Lokal saß der Notar mit dem 8. Preis, einer Hauswirtschaftsschülerin aus Dingsda. Ich nahm die Bar. Der Notar erkannte mich. Als er ging, legte er mir eine Hand auf die Schulter: »Grüßen Sie mir Berlin!« Ich sagte: »Ich kehre nicht nach Berlin zurück.« »Ach so«, sagte er, »na, dann viel Spaß noch!« Vor dem Hotel traf ich auf die Tänzerin und den 9. Preis, dem ich bereits im Flugzeug begegnet war, ein Student der politischen Wissenschaften. Wir einigten uns auf das Zimmer des Mädchens und bestellten einen Cognac hinauf. Als das Mädchen schlief, die Hände am Mund, gestanden wir uns, wirkliche Preisochsen zu sein, die besser dem Fräulein als der Flasche auf den Grund gegangen wären. Bevor wir uns für die Nacht verabschiedeten – hoben wir den mäßig langen Wickelrock des schlafenden Schwänchens am Saume hoch und erkannten eine gezwickelte schwarze Strumpfhose. Wir waren erschüttert.

Am Tag darauf gab ich in Frankfurt den Hundertmarkschein aus, den mir eine badische Regionalzeitung für die ausreichende Beantwortung der Frage: »Was will die Jugend heute?« zugesprochen hatte. Dann fuhr ich aufs Land.

Ich erinnerte Bauchs Erzählungen vom Haus, der Frau, dem Vogel und erkannte Clarissa, im Käfig hockend, die Eule im weißen Strauch. Als die Frau mich beim Tor sah, das Gepäck im Gras, richtete sie sich auf. Zwischen uns war eine Wiese, Beete; ich nickte ihr zu, sie stand unbewegt, Fleischfetzen in der Hand. Ossip kam aus dem Haus, er hatte am Fenster gesessen, vielleicht seit Stunden.

»Guten Morgen! Da bist du ja endlich. Nimm den kleinen Finger – Frischer Dreck ziert den Soldaten.«

Ossip sah zu Clarissa hinüber, er sagte – etwas lauter, als er zu mir geredet hatte – »Wir gehen ins Haus. Wenn du soweit bist, ruf uns.« Wir gingen ins Haus. »Hier entlang«, sagte Ossip, »stoß dich nicht. Moment – so, da sind wir.« Und: »Wir können noch gut einen Schnaps trinken. Das Essen dauert noch eine Weile. Sie ist etwas umständlich.«

Uve Schmidt und Tochter

Clarissa reagierte nicht sofort. Als ich mir nachschenkte (ohne mich vom Bett zu heben, mich nur vorbeugte zur Flasche), sagte sie: »Wie kommen *Sie* denn dazu? Das is mein *Bett*.«
Ich sagte: »Ja- wie denn, ich lieg ja nicht drin.«
»Das«, sagte sie, »fehlte ja noch. Versuchen Sie bloß nich, mich zu küssen.«
»Warum nicht?«

»Weil Sie dann spitz werden.«
»Das«, sagte ich, »werd ich auch ohne zu küssen.«
»Sind sies schon?«
»Nein« sagte ich. »Ich bins nur theoretisch. Ich kanns mir denken.«
»Soll das heißen, daß ich Sie kalt lasse? Daß Sie sich was denken müssen? Vielleicht ne Runde Neunundsechzig mit Bauch?«
»Mit Guido? Sie machen wohl Witze.«
»Wieso? Wär doch ganz ulkig. Mal was andres.«
»Mit Ihnen auf der Reservebank, wie?«
»Ich hab nix für so ne Sauereien übrig. Aber Zuschaun tät ich mal.«
»Schau an!«
Das Nebeneinander brachte uns nicht zusammen, nicht so. Wir saßen wie Fernseher, der Film als sprachlose Vision. Da war das verhangene Fenster, ein Spiegel, ein Tisch mit Löwenbeinen, darauf Papier, dessen Zustand und Anordnung so etwas wie Stirnarbeit signalisierte. Und da und dort waren ihre Bilder.
Eine Zirkusloge, darin staunende Puppen staunende Menschenpuppen auf den Knien, in den Armen halten. Clarissa als Arbeitsmaid vor züngelnden Orchideen. Clarissa mit Katze und Blumenstöcken, kein Himmel. Pferde unterm Regenbogen, ein Neger mit Gazelle, ein Neger mit Saxophon, eine Tänzerin zu Pferde.
»Na«, sagte Clarissa, »is wohl nich ihr Geschmack? Is zu kindisch, wie? Kann man ja alles erkennen, was es is.«
»Wo denken Sie hin. Ich bin doch kein Schmock. Ich finde Ihre Arbeiten sehr interessant. Außerordentlich interessant.«
»So.«
»Oh ja.«
»Das sagen Sie nur, weil se mit mir schlafen wolln. Ich kenn die Masche. Hinterher is alles Scheiße, was ich mache.«
»Sie sind aber verdammt mißtrauisch. Angenommen, es wäre so ... Sie müssen doch fühlen, ob ein anderer fühlt, was Sie fühlen. Ich meine, was die Bilder anlangt.«
»Ich fühl nur was, wenn ich tipsy bin. Tipsy, verstehn Sie. Sagen die Neger immer. She is tipsy. So is das.«
»Die Neger ...«
»Sagen Sie nichts. Ich bin schon ganz sauer, wenn ich an Ihr Knallbonbon denke. Ossip hat gesagt, Sie wär'n auf der Akademie gewesen.«

»Hhm.«
»Na und?«
»Was na und? Ich bin gefeuert worden.«
»Wegen Saufen, wie?«
»Deswegen wird doch niemand gefeuert. Jedenfalls nicht in Berlin. Ich war einfach zu faul.«
»Wegen Faulheit wurde zu meiner Zeit niemand gefeuert. Ich nich. Nich in Berlin. Wen kenn se denn da so?«
»Meinen Sie Professoren?«
»Genau die. Kenn se den Konda?«
»Vom Sehen. Schöner Mann.«
»Klar wars 'n schöner Mann. Denken se etwa, ich laß mich mit dem alten Rotluff ein? Schön, is 'n großer Meister, aber mir könn se mit Picasso kommen, da spielt sich nix ab.«
»Warum?«
»Die Kerle stinken. Merken se doch schon bei Ossip. Olle Männer stinken immer. Olle Frauen auch. Aber nich *so*.« Sie stand auf, hockte sich vor den Standspiegel und befingerte ihr Gesicht, ihr Haar. Sie tat es mit Ernst, mit der Zigarette im Mund; daß sie mich zum Beobachter hatte, schien sie nicht zu stören, jetzt nicht.
»Könnten Sie nicht Ihren Trainingsanzug ausziehn? Ich meine, etwas anderes anziehn? Mißverstehn Sie mich bitte nicht, aber ich weiß nicht mal, was Sie für Beine haben.«
Sie sagte: »Wie bitte?«
»Ja«, sagte ich, »ich wette, Sie haben dolle Beine.«
Sie sprach in den Spiegel: »Stimmt. Ich hab gute Beine. Aber ausziehn tu ich mich nich. Nich, wenns ein Kerl will. Ich zieh mich aus, wenn ich will.«
»Schon gut. Ich meinte ja nur umziehn.«
Sie schwankte leicht. Ihre Stimme lag um eine Spur zu tief: »Ich zieh mich nich aus, wenn's ein Kerl will. Ich hab nich gesagt, daß ich mich nich ausziehn lasse.«
Sie trug eine vergißmeinnichtblaue Bettjacke mit Brombeermuster. Der Schlitz ihrer langen, grauen Infanterieunterhose war mit Kreuzstichen verschlossen.
»Komischer Kerl«, sagte Clarissa, »was soll ich mich groß umziehen bei dem Dreck hier. Fürn Fünfer is nich viel drin. Na, wie gefall ich Dir?«

Im Namen der Republik

15cE Vr 4539/66
Hv 30/66

Der Einzelrichter OLGR. Dr. Richard Kubernat des Landesgerichtes für Strafsachen Wien hat über den von der Staatsanwaltschaft Wien
gegen Hermann Nitsch
Josef Dvorak
wegen § 303 StG
gestellten Antrag auf Bestrafung im vereinfachten Verfahren nach der am 9. 11. 1966 in Anwesenheit des Staatsanwaltes Dr. Hermann Arbter, der Beschuldigten
Hermann Nitsch, geb. am 29. 8. 1938 in Wien, verh., Maler und Graphiker;
Josef Dvorak, geb. am 28. 1. 1934 in Wien, led., Firmengesellschafter;
und des Verteidigers Dr. Nino Haerdtl für Hermann Nitsch durchgeführten Hauptverhandlung am 9. 11. 1966 zu Recht erkannt:

Die Beschuldigten Hermann Nitsch und Josef Dvorak sind schuldig, sie haben im Juni 1966 in Wien im gemeinsamen Zusammenwirken als Mittäter, Hermann Nitsch als Hersteller und Aussteller und Josef Dvorak als Aussteller durch Beistellen der Ausstellungsräume das Sakrament der Eucharistie, bzw. der ersten heiligen Kommunion und das Kreuzzeichen, somit Lehren und Einrichtung einer im Staate anerkannten Kirche, nämlich der römisch-katholischen Kirche, dadurch verspottet, daß sie einen mit Sackjute bespannten Holzrahmen in der Größe von 110 cm x 80 cm, auf dem zwei Damenbinden, Watte und Mullbinden in Kreuzform montiert und mit Blut beschmiert und mit einer in großen Buchstaben gedruckten und mit rotem Lippenstift unterstrichenen und beschmierten, oberhalb des Kreuzes angebrachten Anschrift »1. Heilige Kommunion« im Zimmer einer Galerie anbrachten, so daß diese Montage von etwa 100 Personen gesehen wurde.

Hermann Nitsch und Josef Dvorak haben hiedurch das Vergehen der Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche nach § 303 StG, strafbar nach dieser Gesetzesstelle begangen und werden hierfür zur Strafe des strengen Arrestes in der Dauer von je

6 (sechs) Monaten
6 (sechs) Monaten
verschärft durch 1 hartes Lager mtl.

und gem. § 389 StPO zum Ersatz der Kosten des Strafverfahrens verurteilt.

Gem. § 1 und 2 des Gesetzes über die bedingte Verurteilung 1949, in der Fassung des Strafrechtsänderungsgesetzes 1960, wird bei beiden Beschuldigten der Vollzug der Freiheitsstrafe für eine Probezeit von drei Jahren vorläufig aufgeschoben.

Entscheidungsgründe:

Auf Grund der vorgenommenen Feststellungen aus dem Akte, der von den Beschuldigten zum Akt gegebenen Beilagen, der Verantwortung der beiden Beschuldigten, die eine Verhandlungsdauer von 3½ Stunden erforderlich machte, sowie der eingehenden Besichtigung der im Urteilsspruch inkrimi-

nierten Montage, Postzahl 1 des Standblattes S 1387/66, der Verwahrungsstelle des Landesgerichtes Wien, erschien folgender Sachverhalt erwiesen:
Hermann N i t s c h , vom Beruf angeblich Maler- und Graphiker, ohne Einkommen, der von seiner Frau, die den Beruf einer Lehrerin ausübt, erhalten wird, weist eine tilgbare Vorstrafe vom 23. 6. 1964, 3 U 414/64 des BG Wien wegen § 491 StG auf. Er gab über Befragen seines Verteidigers an, römisch-katholisch zu sein, konnte aber die Frage des Vorsitzenden, wann und in welcher Höhe er seine letzte Kirchensteuer bezahlt habe, nicht beantworten, sondern nur angeben, daß er Rückstände aufweise und bereits vor längerer Zeit einen geringfügigen Betrag bezahlt habe.
Josef D v o r a k , angeblich Firmengesellschafter, gab an, daß er ein mtl. Durchschnittseinkommen von netto S 2500.– habe. Auch er ist für niemanden sorgepflichtig und weist 2 Vorstrafen auf, eine vom 20. 11. 1964, vom BG Wien, wegen § 312 StG, die nach der Amnestie 1965 tilgbar ist und eine weitere vom 6. 7. 1965 gleichfalls vom BG Wien, 6 U 1191/65 wegen § 468 StG. Nach seinen Angaben hat er 12 Semester katholische Theologie, Philosophie und Staatswissenschaften studiert, ohne es jedoch auf einem der drei genannten Gebiete zu einem Abschluß gebracht zu haben. Angeblich habe er wegen finanzieller Schwierigkeiten das Studium aufgeben müssen, um Geld zu verdienen.
Genauere Erhebungen über diese Umstände konnten unterbleiben, weil sie ohne Nutzen für die Aufklärung der Strafsache sind.
Josef Dvorak ist Mieter von drei Kellerlokalen im Haus Wien 3., Lagergasse Nr. 2, der sogenannten »Galerie Dvorak«. Diese Räume bieten Platz für ca. 100 Personen, die bei den einzelnen Vorführungen mitwirken.
Dvorak und Nitsch kamen überein, am 16. 6. 1966 in der Zeit von 19.00 Uhr bis 22.00 Uhr in der Galerie Dvorak ein Abreaktionsspiel, für das man auch den Ausdruck »Happening« gebrauchen kann, durchzuführen. Bereits einige Tage vor dem 16. 6. 1966 wurden auf den Mauern der Kellerlokale sogenannte »Montagen« angebracht. Bei der Anbringung hat sich Josef Dvorak mitbeteiligt und mitgearbeitet. Die Kellerräume sind nicht groß, so daß ihm die inkriminierte Montage, in der immerhin beachtlichen Größe von 110 mal 80 cm nach Ansicht des Gerichtes entgegen seiner leugnenden Verantwortung, nicht entgehen konnte. Er mußte diese Montage gesehen haben und die aus ihr zwangsläufig entstehenden Schlußfolgerungen gezogen haben. Auf Grund der Verantwortung des Josef Dvorak, mit dem übereinstimmenden Polizeibericht vom 17. Juni 1966 wurde darauf geachtet, daß keine Personen unter 18 Jahren an der Veranstaltung teilnehmen, außerdem wurden die zahlreich erschienenen Besucher auf die Art der zu erwartenden Schaustellung aufmerksam gemacht und vor einer eventuellen sittlichen und moralischen Beeinträchtigung gewarnt.
Auf Grund des von beiden Beschuldigten als richtig bezeichneten Polizeiberichtes vom 17. Juni 1966 besteht die Galerie Dvorak aus einem 10 x 5 großen Kellerraum und beiderseits dieses Raumes aus je einem kleineren Kellerraum. Im großen Raum war die Straßenfront mit Leinen überspannt und davor mit dem Kopf nach unten mit den Hinterbeinen an einer Holzlatte befestigt, ein abgehäuteter Schafkadaver aufgehängt, wie es in dem

Buch »Happenings« von Jürgen Becker und Wolf Vostell (Beilage III) auf einer der ab Seite 260 wiedergegebenen Fotografien ersichtlich ist. Die übrigen Wände waren zum Teil mit Fotomontagen früherer Vorführungen, hauptsächlich einen nackten Mann darstellend, dessen Geschlechtsteil zum Teil mit Fleischteilen, Innereien von Tieren, Stoff und Watte umgeben war, den ganzen Körper mit blutfarbiger Flüssigkeit bedeckt, behangen.
Ferner befand sich im gleichen Raum ein mit einem weißen Tuch bedeckter Tisch, auf dem verschiedene Fleischteile, Innereien von Tieren, frische Wattebäusche und Monatsbinden von Frauen lagen. Vor dem Tisch befand sich eine weiß überzogene Liege mit Tuchent und Kopfpolster. In einer Ecke standen verschiedene Behälter mit verschieden farbiger Flüssigkeit, hauptsächlich blutähnlicher Farbe. Rechts neben dem Eingang in dem Hauptraum hing an der Wand ein Glaskasten, in dem sich ungebrauchte Damenbinden, auf Servietten liegende Zuckerwürfel, Mullbinden, ein leerer entrollter, vermutlich unbenützter und ein mit dunkler Flüssigkeit gefüllter Kondom befanden. Im größeren der beiden Nebenräume waren alle Wände mit Fotomontagen der bereits geschilderten Art, in ungefähr natürlicher Größe, behangen. Auf einigen, undefinierbaren Zeichnungen waren auf den Wänden meist Damenbinden befestigt. Auch in diesem Raum stand ein Tisch in der gleichen Art wie im Hauptraum. Neben diesem Tisch stand ein Bidet mit Watte und unbenützten Damenbinden ausgelegt. Im kleineren Nebenraum waren an den Wänden mehrere, mit Leinen und Jute bespannte Rahmen, auf denen mit roter Flüssigkeit beschmierte Damenbinden befestigt waren, montiert. Bemerkenswert ist, daß in allen Räumen die Häufigkeit von Damenbinden auffällig war. Sitzgelegenheiten waren in keinem der ausreichend beleuchteten Räume vorhanden.
Bis zum Beginn der Veranstaltung hatten sich in den drei Räumen etwa 90 Personen eingefunden, die die vorbeschriebenen Objekte besichtigten und zum Teil diskutierten. Es wurde viel geraucht, und es entstand dadurch wegen mangelhafter Entlüftung eine dumpfe Atmosphäre.
Der Galeriebesitzer Josef Dvorak eröffnete um 19.10 Uhr mit einem kurzen Vortrag die Veranstaltung. Er schilderte dabei die von ihm unter »Happening« bezeichnete Kunstrichtung, die Entwicklung in Europa, in Übersee und auch in Österreich. In diesem Zusammenhang erwähnte er, Nitsch wäre einer der fortschrittlichsten Verfechter dieser Kunstrichtung, bzw. Idee. Er hat auch auf die bisher stattgefundenen Schwierigkeiten der ähnlichen Veranstaltungen in Wien hingewiesen und rechnete mit weiteren Schwierigkeiten seitens der verschiedenen behördlichen Stellen. Anschließend forderte Dvorak die Anwesenden auf, nicht nur als Zuseher zu fungieren, sondern bei den Abreaktionsspielen aktiv in irgend einer Form mitzuwirken, sei es durch Zurufe oder aktive Handlungen.
Nun erschien der mit einem dunklen Straßenanzug bekleidete Maler Nitsch und begann die auf dem Tisch des Hauptraumes aufliegenden Gegenstände mit roter Flüssigkeit zu beschütten, so daß die Flüssigkeit über den Tisch und an der weißen Tischdecke auf den Boden herabrann. Er vermischte diese Gegenstände untereinander und begab sich anschließend in den größeren Nebenraum, um dort das gleiche zu tun. Außerdem bespritzte Nitsch

mit den verschiedenen Flüssigkeiten die an den Wänden befestigten Damenbinden.
Anschließend wurde auf einer Tragbahre ein vollkommen nackter Mann, dessen Geschlechtsteil mit Fleischstücken und Innereien bedeckt war, in den Hauptraum getragen, dort abgestellt und Nitsch begann nun den vorerst vollkommen ruhig liegenden Mann mit Farbe zu beschütten und mit Fleischteilen und Innereien zu belegen bzw. zu bewerfen. Der Mann wurde anschließend mit der Bahre in den größeren Nebenraum getragen, wo die Zeremonie in ähnlicher Form fortgesetzt wurde. Hier nahm Nitsch vorerst aus dem Bidet die dort einliegenden Damenbinden und drückte die darin befindliche rote Flüssigkeit auf den Körper des nackt liegenden Mannes aus. Dieser stand schließlich mit dem Rücken zu den Zuschauern von der Bahre auf, setzte sich rücklings auf das Bidet, worauf sein Geschlechtsteil und sein Unterleib von Nitsch mit Innereien und Fleischteilen bedeckt wurde. Der ganze Körper des nackten Mannes war zu diesem Zeitpunkt bereits vollständig mit roter Flüssigkeit beschmiert. Anschließend wurde der nackte Mann von Nitsch mit Watte etwas gereinigt und ging der unbekleidete Mann durch den Hauptraum in den kleinen Nebenraum, wo er sich vorerst mit einer langen Überhose bekleidete. Die Bahre wurde im Hauptraum gegen die Wand gestellt.
Bei all den geschilderten Handlungen ist weder Nitsch noch eine andere Person mit dem Geschlechtsteil des nackten Mannes in Berührung gekommen. Auch dieser selbst hat in keiner Weise seinen Geschlechtsteil berührt oder eine sexuelle Erregung oder Bewegung gezeigt. Bei all diesen Handlungen wurde von den beiden Akteuren kein Wort gesprochen oder sonstwie mit dem Körper irgendwelche obszöne Bewegungen gemacht. Im besonderen zeigte Nitsch bei seiner Tätigkeit auffallende Ruhe und Ernst, die von den Anwesenden als hohe Konzentration bezeichnet wurden.
Auch schon zu Beginn der Veranstaltung zeigte das Publikum keinerlei Bereitschaft zur Mitwirkung bei den einzelnen Handlungen der Akteure. Es hatte zweifellos den Anschein, daß es sich bei den Anwesenden durchwegs um Schaulustige handelte. Erregte Debatten waren jedoch niemals festzustellen. Neben Besprechungen einzelner Handlungen der Akteure im allgemeinen, erfolgten auch Glossierungen, wie z. B. bei der Begießung des nackten Mannes mit den Farbflüssigkeiten wegen der vermutlich von diesem empfundenen Abkühlung. Bei der Bedeckung der Geschlechtsteile und des übrigen Körpers des Mannes mit den Innereien und den Damenbinden wurden von einigen Zusehern belustigende Bemerkungen gemacht, z. B.: »Der hat bestimmt für eine Frau nichts übrig«, oder »der hätte sich auch die Füße waschen können«, etc.
In Fortsetzung der Veranstaltung erschien abermals der nackte Mann im Hauptraum des Kellers und legte sich auf die bezeichnete Bettstelle. Er wurde von Nitsch mit roter Farbflüssigkeit begossen und mit der Tuchent zugedeckt. Nun goß Nitsch auch auf die Tuchent von außen die rote Flüssigkeit und forderte den nackten Mann durch Gesten auf, sich im Bett zu wälzen. Dabei wurden von Nitsch abermals Fleischteile und Innereien von Tieren auf das Bett und den darin liegenden Mann geworfen und gelegt,

sowie rote Flüssigkeit nachgegossen. Nach einiger Zeit stand der nackte Mann vom Bett auf, wurde von Nitsch zur Wand gestellt (mit dem Rücken) und unmittelbar unter dem Geschlechtsteil des nackten Mannes ein Tisch herangeschoben, wobei der Penis auf einer Art weißen Serviette zu liegen kam. Nitsch begann nun die Gegend der Geschlechtsteile und den übrigen Körper des nackten Mannes mit den bereits geschilderten Fleischteilen und Innereien zu bewerfen, sowie mit roter Flüssigkeit zu beschütten. Anschließend legte sich der Nackte in das über und über besudelte Bett. Er verblieb dort regungslos und zugedeckt für die Zeit, als Nitsch vorerst mit einer Schere, dann mit anderen Werkzeugen wie Zangen, Hammer, Meisel etc. einen auf dem Tisch liegenden Schafskopf und später den an der Wand hängenden Schafskadaver bearbeitete. Er stach darin Löcher, ließ von oben durch die geöffnete Bauchdecke rote Flüssigkeit durchlaufen und riß schließlich mit den Händen die Innereien aus dem Kadaver. Darnach nahm Nitsch den Tierkadaver von der Wand und bearbeitete ihn vor dem Bett auf dem Boden weiter. Schließlich wurde von Nitsch auf den Boden Dämmplatten aufgelegt, darauf mit Kreide ein Kreis gezeichnet und versucht, mit Nägeln den Tierkadaver daran zu befestigen. Weiter begann Nitsch auf den auf dem Boden liegenden Kadaver herumzutrampeln, bis Kopf und Brustteile zertreten waren. Weiter versuchte er, den Kadaver mit Händen und Werkzeugen zu zerreißen. In der weiteren Folge wurde von Nitsch der Tisch in die Mitte gestellt. Der nackte Mann erhob sich vom Bett, stieg auf den Tisch und versuchte nun, den Tierkörper durch Schlagen gegen die Tischplatte und Tischkante zu zerfleischen. Wiederholt biß der Nackte in das Fleisch, riß Teile des Fleisches mit seinen Zähnen aus dem Tierkörper und warf diese abgebissenen Fleischteile in Richtung Zuschauer. In dieser Situation schien der voll und voll mit Blut und Fleischteilen besudelte immer auf dem Tisch herumtrampelnde Mann einen Unmenschen ähnlicher als einem Menschen. Dies dürfte die abscheulichste Darbietung des Abends gewesen sein. Bemerkt wird, daß der Nackte nicht etwa in Ekstase oder einem ähnlichen Zustand verfiel. Sein Handeln schien in jeder Phase gewollt.
Die geschilderten Handlungen wurden bis 22.00 Uhr fortgesetzt, bis Nitsch mit den Worten: »Jetzt hörn ma auf«, die Zeremonie beendete.
Mit Bericht vom 20. Juni 1966 wurde über die inkriminierte Montage, die erst am 18. Juni 1966 gegen 17.00 Uhr festgestellt werden konnte, weil sie am 16. 6. 66 bei der Eröffnung, infolge des starken Besuches von der Kriminalpolizei nicht zur Gänze wahrgenommen werden konnte, die Anzeige erstattet. Die im 1. Bericht wiedergegebene Schilderung der Montage war nicht ganz zutreffend und wurde durch den Bericht vom 21. Juni 1966 S. 37 des Aktes, berichtigt und durch Augenschein des Gerichtes als endgültig richtig festgestellt und dem Urteilsspruch zugrunde gelegt.
Für die Mentalität des Besch. Dvorak mag auch noch der Polizeibericht dienen, daß am 19. 5. 1966 in seiner Galerie unter der Überschrift »Die Todesstrafe« ein Bild ausgestellt wurde, das einen gekreuzigten Christus erkennen ließ, von dessen Körper ein unproportioniert erregter Geschlechtsteil abstand, der an seinem vorderen Ende eine Knickstelle aufwies, wobei vor dem Kopf des Penis eine menschliche Fratze gemalt war. Das diesbe-

zügliche Verfahren gegen Josef Dvorak befindet sich derzeit im Anklagestadium.
Auf Grund der Verantwortung des Beschuldigten Hermann Nitsch wurde festgestellt, daß die im Urteilsspruch beschriebene Montage vor ca. 2 Jahren von ihm angefertigt und auch bereits einmal ausgestellt wurde. Daß die mit Blut getränkten Damenbinden in Kreuzform angebracht wurden, ist seiner Verantwortung nach, unabsichtlich geschehen. Dieser Verantwortung konnte das Gericht nicht folgen, weil sie mit seiner eigenen Verantwortung im Vorverfahren und mit der Ansicht des Gerichtes in Widerspruch steht. Hermann Nitsch hat bereits vor dem Untersuchungsrichter zu Protokoll gegeben, daß die in Kreuzform angehefteten Damenbinden mit dem an der Montage enthaltenen Text die Verbindung mit erotischen und religiösen Momenten bezwecken sollten. In der Hauptverhandlung führte er aus, daß die Inschrift, Erste Heilige Kommunion, die göttliche Liebe und die darunter mit Lippenstift angebrachten Schmierstellen, die sexuelle Liebe darstellen sollte. Hinsichtlich der in Kreuzform angehefteten Damenbinden und der Zwischenstücke aus Mull, wobei die Damenbinden auf eine solche Art mit Blut getränkt waren, daß sie den Eindruck des vorher erfolgten, bestimmungsgemäßen Gebrauches erweckten, konnte er keine Erklärung abgeben. Als ihm vorgehalten wurde, daß gebrauchte Menstruationsbinden doch nichts mit Liebe oder Erotik zu tun haben, sondern daß solche Gegenstände auch von den primitivsten Frauen unter Ausschluß der Öffentlichkeit verbrannt oder verpackt in einen Mülleimer gegeben würden, war Hermann Nitsch auch nicht in der Lage, diese Argumente zu entkräften. Er scheint in dieser Hinsicht mit Josef Dvorak übereinzustimmen, der auf S. 51 vor dem Untersuchungsrichter angegeben hat, daß er auf dem Standpunkt stehe, daß Kunstanhänger das machen können, was sie für richtig halten. Wenn er gefragt werde, welche Bedeutung die in Kreuzform montierten und mit Blut oder roter Flüssigkeit beschmierten Damen- und Mullbinden mit der Aufschrift »Erste Heilige Kommunion« haben sollen, bzw. was sich Dvorak bei Betrachtung dieses Werkes dachte, gab er an, daß eine Deutung von Kunstwerken nicht seine Aufgabe ist. Er betrachte die im Urteilsspruch beschriebene Montage als Darstellung der Kunst. In der Hauptverhandlung suchte Dvorak seine Angaben vor dem Untersuchungsrichter zu entkräften, unter Hinweis darauf, daß ihm nicht Redefreiheit gewährt wurde und daß er aus diesem Grund auch angegeben habe, daß er zu diesem Thema nicht weiter aussagen wolle. Hiezu muß jedoch angeführt werden, daß Dvorak einen äußerst intelligenten Eindruck machte und sich nach Ansicht des Gerichtes daraus nicht in seiner Verantwortung beeinflussen oder ablenken läßt. Nach Ansicht des Gerichtes haben sich die beiden Beschuldigten seit ihrer Vernehmung durch den Untersuchungsrichter, die am 29. Juni 1966 stattfand, belehren lassen und sich eine für sie, ihrer Ansicht nach günstigere Verantwortung zurechtgelegt.
Auf Grund der eingehenden Befragung des Hermann Nitsch wurde festgestellt, daß die gegenständliche Montage der 1. Heiligen Kommunion in Verbindung mit den in Kreuzform angebrachten, blutigen Damenbinden seine erste war und daß er die Kreuzform und die Beschmierung der ge-

druckten Inschrift »Erste Heilige Kommunion« mit Lippenstift absichtlich vorgenommen hat und daß ihm auf Grund seiner Intelligenz bewußt war, daß die Herstellung und öffentliche Zugänglichmachung einer derartigen Montage geeignet war, Lehren, Gebräuche und Einrichtungen der in Österreich gesetzlich anerkannten christlichen Kirchen, insbesondere der römisch-katholischen Kirche zu verspotten.

Seine, durch die Verteidigung gelenkte Verantwortung, daß die blutigen Menstruationsbinden auf die erste Menstruation hindeuten sollen und dadurch in Verbindung mit dem ersten religiösen Akt innerhalb der Kirche, nämlich der Ersten Heiligen Kommunion stehen soll, konnte nicht gebilligt werden. Das erste und wichtigste Sakrament der römisch-katholischen Kirche ist die Taufe, denn durch diese erfolgt die Aufnahme in die Kirche. Seine weitere Verantwortung, bzw. seines Verteidigers, daß den einzelnen Menschen die Taufe nicht bewußt sei, muß entgegen gehalten werden, daß die erste Menstruation auch manchen Mädchen etwas Unbewußtes und Unbekanntes ist, über das es genau so, wie über die Taufe im Nachhinein aufgeklärt werden muß. Die Hinweise des Beschuldigten Nitsch vor dem Untersuchungsrichter auf vorchristliche Kulthandlungen, wo Blut getrunken wurde und auf barbarische Kult- und Opferformen, gehen vollkommen ins Leere. Die christliche Kirche, insbesonder die römisch-katholische Kirche verwirft barbarische Kult- und Opferformen, das einzige Opfer hat Christus als Sohn Gottes gebracht, als er sich für die Menschheit kreuzigen ließ, und bei der Wandlung erfolgt lediglich die Umwandlung des Leibes und des Blutes Christi in die Hostie und unverfälschten Wein, aber nicht in blutige Monatsbinden.

Hinsichtlich des Josef Dvorak wurde bereits festgestellt, daß er in einverständlichem Zusammenwirken mit Nitsch als Mittäter bei der Anbringung der Montagen in seiner aus einem etwas größeren und 2 kleineren Kellerräumen bestehenden Galerie, mitgearbeitet hat, wobei die inkriminierte Montage noch dazu in dem links vom Eingang befindlichen kleinen Kellerraum angebracht und daher nach Ansicht des Gerichtes nicht zu übersehen war.

Die in der Hauptverhandlung vorgebrachte Verantwortung des Josef Dvorak, daß er diese Montage nicht gesehen habe und er daher für nichts haftbar sei, wird nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung und den Erfahrungen des täglichen Lebens abgelehnt und als unglaubwürdig betrachtet.

Josef Dvorak hat aber bereits vor dem Untersuchungsrichter angegeben, daß er keine Bedenken gehabt hätte, diese Montage in seiner Galerie anzubringen. Er berief sich ferner darauf, daß diese Veranstaltung nur für geladene Gäste gedacht war, konnte aber nicht ausschließen, daß diese auch Bekannte, die nicht geladen waren, mitbrachten. Im übrigen ändert es nach Ansicht des Gerichtes nichts, ob geladene oder ungeladene Gäste die Montage besichtigten. Es kommt lediglich darauf an, ob diese Montage die Bestimmungen des § 303 StG verletzt hat. Seine Ausführungen, daß er auf dem Standpunkt stehe, daß Kunstanhänger das machen können, was sie für richtig halten usw. wurden bereits zitiert.

Josef Dvorak, dessen Intelligenz vom Gericht höher eingeschätzt wird, als die von Hermann Nitsch, mußte sich bei Betrachtung des Bildes vollkommen darüber im Klaren sein, daß sie eine Verspottung des Sakramentes der Eucharistie, bzw. der Spendung der Ersten Heiligen Kommunion und des Kreuzzeichens darstellt. Darüber können nach Ansicht des Gerichtes keinerlei Zweifel bestehen. Allerdings ist es unbedingt erforderlich, sich die inkriminierte Montage, dieser Ausdruck stammt von Hermann Nitsch, vor Erstattung eines Urteiles, gründlich zu betrachten.
Der Schuldspruch der beiden Beschuldigten erschien daher begründet.
Der Antrag auf Vernehmung der Zeugen Otto Mühl, Markus Prachensky, Walter Pichler, Arnulf Rainer und Christian Ludwig zum Beweis dafür, daß die Montage keineswegs gotteslästernden oder die Religion herabsetzenden oder verspottenden Inhaltes ist, sondern daß es sich um eine rein künstlerische Form handelt, die die Religion überhaupt nicht betrifft, war abzuweisen, weil das Gericht sich über diese Belange selbst ein Urteil zu bilden hatte. Der weitere Beweisantrag auf Einvernahme eines Sachverständigen für die moderne Kunst, oder der Kunst schlechthin darüber, daß der Ang. Nitsch in künstlerischer Weise vorgegangen sei, ohne die Einrichtung einer Kirche zu verspotten, wird abgewiesen, weil es für den Sachverhalt völlig unbedeutend ist, ob die Montage des Hermann Nitsch auf künstlerische Weise hergestellt wurde und ein Machwerk oder ein Kunstwerk ist. Auch durch ein künstlerisch hervorragendes Werk kann Gott gelästert, oder eine Religion verspottet und verächtlich gemacht werden. Ob die Montage oder ein Kunstwerk und deren Zurschaustellung, dem § 303 StG zu subsummieren ist, hat nicht ein Sachverständiger, sondern lediglich das Gericht zu entscheiden.
Ganz im allgemeinen mag noch festgestellt sein, daß die moderne Kunst nicht für eine bestimmte beschränkte Anzahl von Personen, sondern für die Allgemeinheit bestimmt ist. Sie wird auch, ganz gleich um welche Kunstrichtung: Gemälde, Plastiken, Literatur, Musik es sich handelt, hinreichend der Allgemeinheit zur Kenntnis gebracht, kritisiert und teilweise auch zutreffend gewürdigt. Auf jedenfall darf es keine Pauschalurteile geben, sondern muß das Gebotene im einzelnen Fall gewertet werden.
Wenn in einer Fernsehdiskussion ein pensionierter Redakteur Leitwein behauptete, die Produzenten moderner Kunst müßten Conterganpillen eingenommen haben, um solche Mißgeburten in die Welt zu setzen und sein Vorschlag, solche Kunstwerke bei den Bauern auszustellen, die daraufhin einen Scheiterhaufen errichten und die Produzenten bei lebendigem Leib verbrennen würden, enthalten sicherlich keine künstlerische Kritik. Sie wurden auch von dem Leiter des Museums des 20. Jahrhunderts Dr. Werner Hofmann, der von der Verteidigung als Sachverständiger namhaft gemacht wurde, bei der Fernsehdiskussion zurückgewiesen, und als sich Leitwein auf den verstorbenen Tropenarzt Dr. Albert Schweitzer berief, durch die Äußerung, Leitwein möge Albert Schweitzer nicht für seine Dummheiten zitieren, gerügt. In dem folgenden Prozeß vor dem BG Wien wurde Dr. Werner Hofmann wegen Ehrenbeleidigung, nach Ansicht des Gerichtes zu Recht, verurteilt, denn es geht nicht an, eine Schmähung durch eine andere aus der

Welt zu schaffen, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß die Produkte, die als moderne Kunst bezeichnet werden, mit Kunstwerken im bisherigen Sinn nichts gemein haben, so daß auch eine fachliche vertretbare Kritik nicht möglich ist und nur eine Ablehnung in mehr oder minder gelinder Form erfolgen kann. Es wurde bei der mündlichen Urteilsbegründung auch darauf verwiesen, daß nicht nur der Vertreter des christlichen Europas, Dr. Albert Schweitzer, sondern auch der bestimmt hoch intelligente und erfolgreiche Staatsmann und derzeitig pensionierte Ministerpräsident der UdSSR, Chruschtschow, bei einem öffentlichen Anlaß darauf verwiesen hat, daß Affen und Kühe mit ihren Schwänzen, wenn sie in Farbe getaucht würden, die gleichen Produkte auf einer Leinwand erzeugen würden, wie Leute, die sich als moderne Künstler bezeichnen.

Nachdem das Gericht die künstlerische Erzeugungsart, bzw. die Frage, ob die Montage des Hermann Nitsch ein Kunstwerk ist, als rechtlich unbedeutend erklärt hat, und es nur für wesentlich hielt, ob diese Montage geeignet sei, den Tatbestand nach § 303 StG zu erfüllen, erübrigt es sich weiter auf dieses, bestimmt nicht uninteressante Gebiet einzugehen und erschien der Schuldspruch begründet.

Bei der Strafbemessung war

m i l d e r n d : nichts (das Geständnis des Tatsächlichen und Unleugbaren, ohne Schuldbekenntnis, wird nicht als Milderungsgrund gewertet);

e r s c h w e r e n d : die gröbliche Art der Verspottung vor einer größeren Anzahl von Personen.

Mit Rücksicht auf die Strafzumessungsgründe erschien die ausgesprochene Strafe schuldangemessen.

Unter Bedachtnahme darauf, daß die beiden Besch. keine einschlägigen Vorstrafen aufweisen, besserungsfähig erscheinen und insbesondere die Androhung einer entsprechenden Strafe ihren »künstlerischen« Ambition die entsprechenden Schranken setzen wird, machen wir vom Gesetz über die bedingte Verurteilung Anwendung zu machen.

Die übrigen Entscheidungen gründen sich auf die im Spruch genannten Gesetzesstellen.

Landesgericht für Strafsachen Wien
8., Landesgerichtsstraße 11
Abt. 15c, am 9. 11. 1966

Hermann Nitsch
Drama als Existenzfest

Ein zerfall, eine veränderung von traditionellen weltbildern, gleichzeitig auch der versuch eine elastischere, schwerelosere orientierung zu finden, läßt gegebenheiten wie drama, liturgie, kult und fest mehr denn je ineinander verschmelzen und sich im leben auflösen. Die ergreifbarkeit des (da) seins steht im zentrum unserer wirklichen handhabbaren möglichkeiten. Das intensive erfassen unserer lebendigkeit, intensives sich erleben und registrieren ist unsere uns bestimmte aufgabe, in welcher unsere möglichkeiten beschlossen liegen.
Der umstand unseres hiersein, unseres (da) seins und unsere naturgegebene ausgerichtetheit auf die intensive ergreifung unseres hierseins ist das einzig erfaßbare. In ihm verbirgt sich alle in der transzendenz liegende verschlossen bleibende bedingtheit. Wir können nur die aus unserer in der transzendenz gewordenen anlage sich herausbildenden entwürfe erfüllen. Wir werden zu ihrer erfüllung gebracht durch die verheißung und befriedigung von positiver daseinsregistration. Das durch leben und erleben ausfüllen der entwürfe kann das bewußtsein entstehen lassen, daß der gang der metaphysik, in der von der transzendenz gewollten oder bedingten richtung in fluß gehalten wird. Die natur, die metaphysik verlangt unsere selbstverwirklichung, damit wir erfüllen, was uns durch unsere erkennbare anlage auferlegt ist. Durch intensives, festliches sich erleben wird mystik gegenüber dem (da) sein getrieben. Die berufung auf eine in der transzendenz liegende bedingtheit ist in keiner weise mit einem metaphysischen sinn des daseins in abgebrauchter hinsicht identisch. Wir betreiben unserem (so) sein, welchem wir uns ausliefern, welches wir in unsere äußersten möglichkeiten führen, gegenüber mystik. Das bewußtsein der sich ständig durch uns hindurch ereignenden metaphysik bringt uns stärker zu uns selbst. Da die positive registration (genuß), welche die form (kunst) bietet, sich von unseren sinnen und unsrem denkvermögen ableitet und aus höchster aktivität sowohl der sinne als auch des denkvermögens entspringt, ist kunst als stärkste hinwendung zum dasein zu begreifen. Kunstregistration und kunstausübung ist intensives sein, ist verherrlichung des seins. Nach dem

verblassen mythischer und religiöser einordnungsschemen, ist nur die kunst als demonstrative metaphysische transzendierende tätigkeit aufzufassen. Da alles sich erleben transzendiert, und da uns die kunst in die konzentrierte erfassung des seins treibt, ist sie eine bewußt festliche form des erlebens. Die form treibt uns ins sein, sie aktiviert und sensibilisiert uns, bewirkt, daß wir uns durch ihre registration intensiv ereignen. Die wirklichkeit wird im sinne der form verdichtet. Das aufgreifen der form läßt ein ästhetisches lebensritual entstehen, welches uns intensiver in unsere möglichkeiten stellt. Kunst kann als eine art religionsersatz fungieren, als ästhetische lebensliturgie, als kult, ohne kult zu sein.

Das drama schützt nicht mehr vor, gleichnishafte anschauung von geschehnissen zu sein. Nichts wird mehr gespielt, alles ereignet sich wirklich. Liturgie ist nicht von der lebendigkeit »diesseitigkeit« sich abstoßende verherrlichung der transzendenz. Das fest muß nicht mehr einen religiösen vorwand haben. Ein weltliches fest ist nicht mehr mit einem religiösen fest verbunden oder dadurch gerechtfertigt, es wird nicht einer weltabgewandheit abgerungen. Das gelebte, verwirklichte zu genießendem bewußtsein gebracht leben ist fest, drama, liturgie. Ein analytischer dramatischer prozeß führt dazu, daß das leben selbst zum bewußten festlichen ereignis wird. Das o. m. theater stellt den menschen in seine eigene wirklichkeit, in seine eigene lebendigkeit. Unbedingtes aushorchen des umweltbegreifens steht vor der unauslotbaren mystischen wirklichkeit der welt. Das 6 tage dauernde spiel des o. m. theaters soll das größte und wichtigste fest der menschen werden (es ist ästhetisches ritual der existenzverherrlichung). Es ist gleichzeitig volksfest und zu bewußtsein gebrachtes mysterium der existenz. Das fest des o. m. theaters hat keinen anderen vorwand als die seinsmystische verherrlichung unseres hierseins. Das fest, die festlichkeit treibt in richtung zu einem durch den menschen zu sich selbst kommendem sein.

Mit dem VI. abreaktionsspiel findet eine 3-tage dauernde vorauffuhrung des großen o. m. theaterfestes (spieles) statt. Es soll geladen werden zu einem jubelfest, volksfest, voll der ausgelassendsten, orgiastischen heiterkeit. Was ursprünglich feierlichkeit, vom leben sich abziehende konzentration auf das religiöse war, soll sich im festlich, mystisch erlebten augenblick auflösen. Die gefühlte transzendenz, erfüllte mystik, liegt im konzentriert, glückhaft erlebten augenblick.

Das religiöse, die transzendenz braucht nicht außerhalb des unmittelbaren erlebens gesucht zu werden. Jeder intensive moment gelebtes und empfundenes sein transzendiert. Der erfüllte rausch des sich verwirklichenden daseins erfährt eine mystische erweiterung durch den schauer, welcher das hineinhorchen in die bodenlosigkeit der existenz auslöst. Von der dramatischen regression zu sado-masochistischem ausagieren durch enthemmteste abreaktionsorgiastik über die trivialität von blasmusik (ländler, marschmusik), die musik von beat-kapellen (es wird zum tanz aufgespielt), die enthemmung durch alkoholrausch, der verabreichung von speisen, bis zum sublimierten begreifen eines ästhetischen lebensrituals, wird das geplante fest alles enthalten. Das VI. abreaktionsspiel ist nicht nur anschauung der umwelt, sondern ein fest des sich selbst erlebens. Die teilnehmer sollen sich wohlfühlen in ihrer »rolle« als mensch (es soll gegessen und getrunken werden nach lust). Die beteiligung am ästhetischen ritual des spieles ist kein zwang. Die zuschauer können sich am ort der aufführung frei bewegen, sich vorübergehend zurückziehen und wieder am fortlauf des unmittelbaren spieles teilnehmen. Das verabreichen der speisen und getränke, das übermitteln der gerüche, geschieht nach synästhetischen gesichtspunkten und ist im spielablauf genau eingeplant. Wesentlich ist das transzendieren des genusses, der registration. Auch vom geschmack über das schmecken und riechen werden unsere sinne entscheidend zur existenz gelockt. Das zum genuß gerufene schmecken definiert unseren organismus bis weithinein in seine uns unbekannten wurzeln und anlagen. Auch das ordnende bewußtmachende aufzeigen von kollektiv-psychischen strukturen, archetypen (verhaltensweisen) ist bestandteil des spieles. Ein fast algebraisches arbeiten mit symbolkomplexen, die aktionen und objekten anhaften, führt zu einer relativierung von symbolen mit entgegengesetzten bedeutungen, religiöse symbole und sexuelle symbole werden einander gegenübergestellt. Diese relativierung bewirkt einen abbau von tabuiertem.

Das Tragische, Abreaktion und Tötung

Das zum fest gewordene drama enthält sich in keiner weise des ursprünglich dramatischen der alten tragödie, im gegenteil, das drama wird zu seinem wesen geführt. Das fest fordert eine bewußtheit, die bis tief zur annahme unserer tragischen wirklichkeit führt. Die welt

als ganzes soll angenommen werden, mit all ihren extremen, ihren glücksmöglichkeiten, gräßlichkeiten und der grausamkeit des todes. Das scheitern, das leid, das tragische, das opfer, die sado-masochistische grausamkeit kann als plötzlich einbrechendes absurdes hindernis des schöpferischen angesehen werden. Das schöpferische ist seinem wesen nach mit überwinden, abstoßen und beseitigen von hindernissen verbunden. Lebendige entfaltung, sich erweiternder lebensaufwand stößt auf naturgegebene hindernisse und bringt leid und schmerz, fordert zum schmerzvermischten glück der überwindung auf. Der mythos von tod und auferstehung bietet sich als gleichnis des schöpferischen an, die analytische technik des spieles verhilft uns dazu, uns totaler, rückhaltsloser und umfänglicher zu begreifen bis tief hinein in die uns normalerweise unbekannte wirklichkeit unserer triebhaftigkeit. Verdrängte bereiche werden aufgestöbert und ausgelebt. Das bewußtsein schleicht und drängt zu den gründen der energetik, sensibelste augenblicke der registration von genießender lust werden dem bewußsein erschlossen. Einem wesentlichen impuls, der die menschheit und das spezifische des dramas bestimmt, wird rechnung getragen. Das bedürfnis nach abreaktion wird bewußt gemacht und erfüllt. Das drama zu seinem wesen gekommen ist katharsis-therapie, ist der psychoanalyse vergleichbar, nur daß der analytische prozeß, in diesem fall der dramatische prozeß, einer ästhetischen verwertung zugänglich ist. Es werden sich steigernde aktionen eingesetzt, die vorerst elementare, intensive sinnliche empfindungen fordern und später zu einem orgiastischen sado-masochistischem ausagieren der akteure und zuschauer führen. Das assoziieren der klassischen psychoanalyse ersetzen im o. m. theater die durch aktionen bewirkten sinnlichen sensationen, welche nach überwindung der zensuren enthemmen und berauschen. Die aktionen mit rohem fleisch, feuchten leibwarmen gedärmen, blutigem kot, schlachtwarmem blut, lauem wasser usw. bewirken regressionen in richtung zur analsinnlichkeit. Die freude am plantschen, spritzen, schütten, beschmieren, besudeln steigert sich zur freude am zerreißen des rohen fleisches, der freude am herumtrampeln auf den gedärmen. Die dionysische zerreißungssituation zeigt sich (der zerrissene abreaktionsgott dionysos gelangt ins assoziationsfeld). Das dramatische wühlt sich in die freude an der grausamkeit. Das chaos, ein orgiastischer rausch bricht über uns herein. Die intensität des erlebens läßt eine mystik der aggression und grausamkeit entstehen.

Der dramatische effekt wird als ästhetischer rausch des zuschauers bzw. spielteilnehmers begriffen. Hölderlins auffassung des tragischen wird hier wichtig, wenn er sieht, daß im zorn die naturmacht und des menschen innerstes »grenzenlos eins« wird und daß die darstellung des tragischen darauf hinausführt zu übermitteln »wie der gott und mensch sich paart«.

Längst gestautes löst sich, verdrängtes wird anschaubar, der endpunkt der abreaktion, der sado-masochistische exzeß wird erreicht. Die innerhalb des spieles ästhetisch sich verwertende abreaktion macht die ursache von individuellen neurosen bewußt. Die kollektiv-neurotische bedingtheit von sado-masochistischen opfermythen erklärt sich.

Mit dem bewußtmachenden rausch der abreaktion (dem endpunkt der abreaktion) ist der leben gewordene dramatische effekt auf seinen höhepunkt gebracht, etwas das der katastrophe des klassischen dramas gleich ist, ist erreicht. Nur daß die katastrophe im fall des o. m. theaters durch die neutralisierte ästhetische bewußt- und anschaubarmachung des verdrängten, durch weitgehende katharsis von der tragischen ausweglosikeit des antiken dramas befreit wird. Die abreaktionstheorie soll spekulativ noch einen schritt weitergeführt werden. Die abreaktionsorgiastik mit geschlachteten tieren (mit rohem fleisch) ist unter umständen nur ein hinweis für den drang zu einem extremeren erlebnis, das selbst innerhalb des spieles ausgespart blieb, gemeint ist die tötung, das tötungserlebnis. Das bedürfnis, der kollektive hang zu töten, dürfte etwas sein, das philogenetisch in uns ist, aber in keiner weise bewältigt oder beseitigt ist, sondern am allerstärksten aus unserem bewußtsein verdrängt, diesem kaum mehr zugänglich ist. Als höhepunkt des dramas beim eintritt der »katastrophe« in form von extremer abreaktionsorgiastik könnte der wunsch zu töten sich bewußt machen. Der rausch der grausamkeit erlaubt das extrem verbotene und endet im töten. Die dramen der weltliteratur handeln ständig vom tod und vom töten. Sie repräsentieren unseren unbewußten wunsch nach töten, nach dem tötungserlebnis. Die wichtigkeit des tötungserlebnisses für unsere gattung läßt sich leicht aufzeigen. Töten war und ist jenseits aller moralischen wertungen eine entscheidende existentielle auseinandersetzung. Für den frühzeitmenschen war die tötung eine tägliche, aber notwendige bewährung und lebensverwirklichung, es handelte sich um überleben und überwältigen. Die tötung (die wollust des tötungserlebnisses) arbeitet sich als eine

der urformen der existentiellen bewährung und des intensiven sich erlebens heraus, wobei hinter die menschliche realität in unsere tierheit zu sehen ist. Zumindest soll gesehen werden, was in dieser hinsicht an unserer organisation dem tiere ähnlich ist. Das tötende, jagende tier, das raubtier, wartet auf das opfer, auf die nahrung. Alle sinne, alle kräfte sind gespannt, aufgestaut bis zum akt der tötung. Eine plötzliche rauschhafte befriedigung tritt ein, wenn das opfer gerissen wird, die zähne graben und schneiden sich in das von hellem, lebendigem blut durchpulste fleisch des opfers, warmes, rohes fleisch und blut wird geschmeckt. Nicht viel anders wurde die tötung vom frühzeitmenschen erlebt. Diese tierhafte existentielle tötung gerät in die nähe des sexualaktes, etwas geschieht, das den gesamten physischen und psychischen organismus entscheidend trifft. Der durst nach existenz ist im töten des raubtieres. Etwas von der lust nach diesem erlebnis ist noch in uns. Mit dem christlichen mythos träumt etwas in uns, einen gott zu töten, gleichzeitig wird für diesen traum schuld empfunden. Die tötung ist anstemmen, eindringen in die umwelt, ist intensive beschäftigung mit ihr. Etwas an der umwelt soll mit dem einsatz des eigenen hierseins, des eigenen lebens beseitigt, ausgelöscht werden. Die umwelt kommt auf einen zu, will das subjekt vernichten, oder es wird auf die umwelt zugegangen um zu vernichten. Der hinderliche, das zu überwindende, oder der angreifende wird getötet, die verbotene wollust des sieges dringt in das fleisch des überwundenen wesens. Der tötungsakt fordert die leibseelische organisation heraus und steigert sie zu den grenzen des intensiven erlebens. Tötung ist intensives existieren, ist rausch des sich aggresiv ereignen der sinne, ist (seins) mystik mit negativen, umgekehrten vorzeichen. Unser organismus ist bis in unsere fleischschmeckenden organe auf das töten angelegt. Die tatsache, daß wir für unsere ernährung töten, wird abgeschoben und verdrängt. Die gesellschaft nimmt jedem einzelnen von uns die verantwortung für das töten ab. Sie bezahlt schlächter, die abseits für uns töten. Eine existentielle aufrichtigkeit verlangt, daß wir uns die tötung der für uns getöteten tiere bewußt machen. Es wird verlangt von uns, daß wir die seinsbezogene bedürfniswirklichkeit unserer organe bewußt zuende leben, damit wir zur erkenntnis unserer tragischen wirklichkeit gelangen, die töten muß, um sich ihrem wesen nach zu erleben. Der extreme punkt des sich erleben, welchen das tötungserlebnis mit sich bringt, fehlt in unserer zivilisation. Der

drang danach ist unserer zivilisierten bewußtheit nicht mehr zugänglich. Der verbrecher, welcher unseren unbewältigten konflikt nach außen trägt und tut, was wir unbewußt alle gern täten, muß bestraft werden. Das seichte dahindämmern, im lauen schoß der gesellschaft, das nichterfassen der existenz verdrängt alle intensität. Die gesellschaft nimmt uns alle existentielle bewährung ab, erledigt sie für uns. Es entstehen gesetze und satzungen der mittelmäßigkeit, die unsere anlage verschwenden und wegführen vom sein, vom intensiven erfassen des seins. Die nicht zum erlebnis gekommene (verdrängte) intensität wird zum uns unbewußten wunsch zu töten. Die analytik des o. m. theaters soll uns in die nähe des tötungserlebnisses bringen, und es bewußt machen. Der durch abreaktionsorgiastik entstehende rausch, die freude an der grausamkeit ist dem hang zu töten sehr nahe und rückt ihn ins bewußtsein. Die daraus entstehende bewußtmachende katharsis schafft die möglichkeit den hang zum tötungserlebnis zu sublimieren. Obiges soll in keiner weise das töten glorifizieren, oder gar auffordern zu töten, im gegenteil. Der nicht erfüllbare wunsch nach tötung muß aus seiner verdrängung befreit und durch ein erlebnis befriedigt werden, das die intensität des tötungserlebnisses übersteigt, und das das gefühl von langwährendem, mystischem einssein mit dem ganzen bewirkt. Gemeint ist, daß sich der gesamte lebensablauf zum mystischen erlebnis verdichtet. Die rauschhafte intensität des existierens muß sich auf alle daseinsgebiete über das alltägliche leben ausbreiten. Eine heiter bewältigte welt soll anlaß geben, daß wir uns ausgeglichen in alle genußmöglichkeiten versenken. Alle sinne müssen sich intensivieren und sensibilisieren. Die äußerste sublimierung der tötungsintensität ist die sich in uns ausbreitende aufwallung der starkgefühlten lebendigkeit zum heiteren rausch des zustandes der altruistischen liebe. Liebe nicht als gebot begriffen, sondern als zustand, als hochzustand des existierens, als seinszustand. Auf das ganze leben ausgebreitete seinsmystik ist liebe.

Nitsch-Interview mit Jonas Mekas[22]

Dieses Interview wurde im Hotel Chelsea von Jonas Mekas auf Band in englischer Sprache aufgenommen und unverändert in der Village Voice veröffentlicht. Der deutschen Rückübersetzung sind die Sprachschwierigkeiten, die ich im Englischen hatte, anzumerken.

Der österreichische Künstler Hermann Nitsch gab während seines Aufenthaltes in New York drei Vorstellungen seines Aktionstheaters, zwei in der Cinematheque und eine in der Judson Memorial Church. Die vierte, die von einer Fernsehanstalt geplant gewesen war, wurde abgesetzt, da man bei den Zuschauern einen Aufruhr befürchtete. Die drei New Yorker Aufführungen erregten großes Aufsehen. Sie erwiesen Nitsch als einen der bedeutendsten Künstler der heutigen Theaterszene. Ich interviewte Nitsch kurz vor seiner Abreise zur Universität von Cincinnati, wo er sich am Frühjahrsfestival beteiligen wollte.

JONAS: Sie arbeiten mit sehr essentiellen Materialien, wie Fleisch, Blut und Hirn. Wie ist die Reaktion auf ihre Arbeit in den verschiedenen Ländern?

NITSCH: Meine Aktionen fanden zum großen Teil in Wien statt. In Wien sind die Leute sehr gegen mich. Es gibt dort nur eine kleine Gruppe von Menschen, die meine Arbeit versteht und die sich für mich engagiert. Dies hängt auch mit der Wiener Tradition zusammen. Der Haß gegen alles Neue in der Kunst ist typisch für Wien. Dies betraf z. B. auch Bruckner, Mahler und Schönberg. Schönbergs Aufführungen hatten große Skandale zur Folge, einmal wurde er sogar am Dirigentenpult geohrfeigt. Oder nehmen Sie Oskar Kokoschka. Er wurde wegen seiner Arbeit 1908 von der Polizei abgeführt. Es handelte sich um sein Theaterstück »Mörder Hoffnung der Frauen«. Kokoschka war einer der ersten, die expressionistische Stücke schrieben. Man kennt ihn vor allem als Maler, aber für mich sind diese frühen Arbeiten wesentlich wichtiger. Seine frühen Theaterstücke sind sehr gut.

JONAS: Was ist Ihr Hauptanliegen, Ihre Hauptintention bei dem, was

Sie tun? Worin unterscheidet sich Ihre Arbeit von den meisten als Happenings bekannten Aufführungen?

NITSCH: Von Anfang an beschäftigte ich mich mit einer neuen Form des Theaters. Schon 1959 schrieb ich theoretische Aufsätze zu diesem Thema, die ich für wichtig halte. Damals befaßte ich mich bereits mit den Problemen, die ich heute in die Praxis umsetze. 1960 demonstrierte ich zum erstenmal meine Auffassung von Theater. Das wichtigste an meinem Theater – das ich zusammen mit den Zuschauern aufführe – ist, daß alles wirklich geschieht.

Auf dem alten, konvenvionellen Theater ›spielt‹ der Schauspieler seinen Part. Das ist nicht Wirklichkeit. In meinem Theater dagegen ist alles real. Die Objekte, die ich verwende, sind real, z. B. Tiere, Blut, Zucker. Sie sind keine Symbole für etwas anderes, wie es beim alten Theater der Fall war. Dort ›spielt‹ der Schauspieler, er sei ›tot‹. Bei mir ist das Lamm wirklich tot, ich schütte Blut darüber, und ich werfe es fort – all dies ist wirklich. Ich möchte ein Theater entwickeln, wo sich alles wirklich ereignet. Darum freute ich mich, als ich von den Happenings hörte. In Europa gab es die ersten im Jahre 1963. Sie hatten keinen Einfluß auf mich, aber ich war froh, daß etwas Ähnliches stattfand.

Mir gefallen die Zufälle bei den Happenings, sie sind sehr wichtig – aber sie sollten weiterreichende Folgen haben. Ich möchte Situationen schaffen, in denen Zufälle zustande kommen, die unsere Seele tiefer berühren.

JONAS: Kurz gesagt, Sie halten nichts von den Zufällen, wie etwa jener, wenn jemand im Dunkeln gegen einen Stuhl stößt und der Stuhl umfällt – es ist ein Zufall, es findet wirklich statt – aber wozu!

NITSCH: Ich bin für ›sinnvolle‹ Zufälle. Aber mißstehen Sie mich nicht, ich habe nichts gegen Happening als solches. Happenings sind sehr wichtig für das neue Theater. Ich meine nur, daß mehr geschehen muß. Ich beschäftige mich viel mit dem Drama, der klassischen Tragödie. Ich glaube, daß der Künstler heute auch die Psychoanalyse anwenden muß; indem er sie anwendet, kann er das Theater vertiefen. Das alte griechische Drama hatte diese Tiefe. Aischylos und Sophokles hatten sie, in gewissem Sinn auch Euripides. Sophokles und Aischylos sind für mich sehr wichtig. Sie befaßten sich mit essentiellen Dingen. Sie wußten Effekte einzusetzen. Sie konnten die Psyche des Zuschauers treffen. Sie machten von Grausamkeit, Terror

Hermann Nitsch

und Ritus Gebrauch. Ich schätze Shakespeare sehr, er war ein großer Dichter, aber er entfernte sich vom Theater, vom griechischen Theater, das die Tatsache Theater am besten ausdrückt.

JONAS: Shakespeare ›spielte‹ zu viel ...

NITSCH: Shakespeare war zu sehr Literat. Für mich ist es allerstärkstes Theater, wenn König Ödipus auf der Bühne steht, blutüberströmt und geblendet, nachdem er erkannte, daß er mit seiner Mutter geschlafen und seinen Vater getötet hat – dies ist eine der größten Szenen des gesamten Theaters. Sie selbst, erinnere ich mich, schrieben einmal über Kubelkas Film, »Unsere Afrikareise« und sagten, daß die Szene mit dem toten Löwen eine der gewaltigsten gewesen sei, die sie je auf der Leinwand gesehen hätten. Ähnlich bewerte ich König Ödipus für das Theater. Ich bin kein Sadist. Ich habe keine besondere Vorliebe für Blut. Ich bin dagegen, daß man Tiere tötet und verspeist, aber ich liebe den dramatischen Effekt. Ich berufe mich auf Aristoteles, auf die ›Katharsis‹, die durch Furcht und Mitleid bewirkt wird.

Wir müssen die Dinge intensiv erleben, um uns abzureagieren. Grausamkeit auf dem Theater kann uns befreien. Die Idee der Abreaktion ist für das Theater sehr bedeutsam. Es gibt Verborgenes und Unterdrücktes in uns. Die Kultur erlaubt den Menschen nicht so zu leben, wie sie möchten. Darum unterdrücken wir Wünsche, Träume und sogar Ideale. Wenn auf der Straße ein Unfall passiert, läuft jeder herbei um zu schauen. Wenn wir keine andere Gelegenheit haben, inszenieren wir Kriege, um uns abzureagieren. Unsere Kultur wird sich des Abrektionsdranges nicht bewußt. Durch das Theater können wir Abreaktion bewußt machen und Katharsis bewirken. Ich zeige Fleisch und Blut, Dinge auf die Menschen intensiv reagieren, sie gehen dem aus dem Weg; aber diejenigen, die hinsehen und intensiv erleben, gelangen zu bewußt gmachter Abreaktion und Katharsis durch Ästhetik. Die Bereiche in uns, die so stark unterdrückt sind, daß wir ihrer nicht bewußt sind, kommen herauf, sie werden ans Tageslicht gezogen. Warum lieben die Menschen Kriminalfilme oder Western? Weil da Menschen getötet werden. In diesem Fall ergibt sich keine Katharsis. Dies kann nur die Kunst leisten. Nur die Kunst kann den Menschen zum Bewußtsein seiner selbst verhelfen. Nietzsche sagt, die Griechen seien so stark und gesund und voller Lebensfreude gewesen, daß sie sich an Grausamkeit berauschen konnten. Und ich

glaube, daß der moderne Mensch diese Eindrücke braucht. Wir essen immer noch Fleisch. Aber wir sehen niemals die Schlachthäuser, wir fürchten uns davor. Dies schadet unserem Bewußtsein, es entstehen Schuldgefühle. Wenn wir Fleisch essen, müssen wir auch wissen, daß es Tiere gibt, und daß Tiere getötet werden, damit wir Fleisch essen können.

JONAS: Jedenfalls müßte das Tier glücklich sein, einem Kunstwerk, wie Sie es aufführen, zu dienen; ich meine, dem Geist zu dienen anstatt im Restaurant Leuten aufgetischt zu werden, die sich ohnehin krankfressen. Ich war überrascht, daß viele Menschen meiner Bekanntschaft ausgesprochen heftig reagierten, als sie hörten, daß Sie tote Tiere auf dem Theater verwenden. Aber in Gasthäusern sind diese Leute nicht zimperlich ... Menschen, die nach Vietnam gehen um Menschen zu töten, können es nicht ertragen, daß ein totes Schaf in einem Kunstwerk verwandt wird. Nur das Schaf freut sich darüber.

NITSCH Mir scheint jedenfalls, daß die Reaktion in New York am besten war. Ich finde, daß hier mehr Menschen meine Arbeit akzeptieren als anderswo. Und besonders freut es mich, daß meine Arbeit bei den Happening-Künstlern, die ich schätze, wie Paik, Kaprow, Hansen, Schneemann und viele jüngere –, ebenfalls gut ankam. Viele, die ich gar nicht kenne, kamen um mit mir zu sprechen, und sie verstanden meine Arbeit. In Wien gäbe es das nicht. In New York hatte ich mindestens zwei Arten von Zuschauern: solche, denen die Aufführung gefiel, und solche, denen sie nicht gefiel. In Österreich dagegen habe ich nur eine Sorte: alle lehnen meine Arbeit ab, außer meinen Freunden. In Wien habe ich schon dreimal im Gefängnis gesessen.

JONAS: Aus welchen Gründen? Grausamkeit?

NITSCH: Ich bin sehr bekannt in meiner Heimatstadt, vor allem bei der Polizei. Sie klagen mich meistens wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses an. Nicht wegen Grausamkeit, Nacktheit oder dergleichen. Das letztemal bin ich wegen Religionsstörung verurteilt worden.

In einem meiner Stücke habe ich fäkalische und religiöse Symbole nebeneinander verwandt. Ich verwende mythische Symbole und konfrontiere sie mit Symbolen unserer Zeit. Die von mir beabsichtigte Relativierung der Werte wurde als Herabsetzung des Religiösen ge-

JONAS: Sie erwähnten Bruckner und Schönberg. Ihre Vorführung fand nach Peter Kubelkas Schau statt. Nun ist Peter Kubelka ein Perfektionist und Formalist wie wenige Künstler unserer Tage. Als ich am nächsten Tag ihre Aktion sah, war ich nicht überrascht, als ich entdeckte, daß Sie genau so ein Formalist und Perfektionist sind wie Kubelka, der ja auch Wiener ist. In der Hinsicht sind Sie beide wie Mozart.

NITSCH: Das Hauptanliegen meiner Arbeit ist die Form. Abreaktion ist nur ein Teil meiner Theaterkonzeption. Kubelka macht Filme, ich mache Theater, aber es gibt keinen großen Unterschied zwischen uns. Vielleicht ist das der Grund, warum jeder die Arbeit des anderen bewundert. Wir sind in erster Linie für die Schönheit. Kunst muß schön sein. Und das heißt, sie ist formal. Ohne Form gibt es keine Kunst. An der Form liegt alles. Die eigentliche Botschaft, die die Kunst den Menschen bringen kann, ist Form. Kunst ist Form.

JONAS: Sie sind nochmals auf den Ritus, die Religion zurückgekommen ...

NITSCH: Ich beschäftige mich viel mit Philosophie, besonders mit asiatischer Philosophie, wie Zen-Buddhismus. Auf den ersten Blick merkt man es vielleicht nicht, aber Zen ist sehr wesentlich für meine Arbeit. Für mich ist Kunst eine Art Religion. Ich war glücklich, als ich Brackhage in Wien traf, und er mir dasselbe in anderen Worten sagte. Für ihn ist der Film, das Filmemachen, eine Art Ritus, eine Art Religion.

Ich erhielt gerade einen Brief von meiner Freundin, sie schreibt, sie habe gerade eine Geburt gesehen, und diese neue Erfahrung habe ihr geholfen, meine Arbeit besser zu verstehen und meine Arbeit half ihr, die Geburt zu verstehen. Die Geburt, das Blut, der ganze Empfindungskomplex erscheinen ihr jetzt schön. Schmerz und Ästhetik schließen sich nicht aus. Schmerz gehört dazu, aber auch Schönheit. Geburt trägt Elemente der Kreuzigung wie auch der Auferstehung. Viele meiner Aktionen sind wie Geburten. Ich arbeite nur mit Bildern von großer Intensität. Ich möchte damit die Existenz feiern. Die meisten Menschen wissen nicht einmal, daß sie leben. Sie leben wie Tiere, sie leben wie im Traum, sie sind nicht vorhanden. Mit Hilfe der Kunst, der ästhetischen Erfahrung, kann ich eine tiefe Wirkung erzielen, und so versuche ich, das Leben zu feiern, nicht an der Oberfläche. Wissen Sie, mein eigentliches Werk – wenn ich

wirklich das tun könnte, was ich möchte – würde sechs Tage lang dauern, ein großes Fest mit Tod und Auferstehung. Sie haben nur ein kleines Bruchstück meines Werks gesehen. Vielleicht muß ich auch noch viele Jahre warten, bis ich die Gelegenheit bekomme, mein großes Theaterprojekt zu verwirklichen. Die Leute werden ein und ausgehen – es wird nicht in einem Theatersaal stattfinden. Ich brauche dazu ein kleines Dorf mitsamt der Landschaft. Es soll eine große rituelle Feier des Lebens werden.

Fielding Dawson
Blutstern[23]

Ganz bestimmt. Nicht vor Dienstag. Okay.
Er hängte auf und trat aus der Telefonzelle.
Eins.
Er saß an der Bar und dachte nach.
Gedanken und Bilder: ihre Gitarre und ihr Gesang. Das schloß wirklich alles Wichtige ein. Das brauchte nicht unbedingt zu anderen Tatsachen zu führen; das führte zu anderen Tatsachen. Sei empfänglich. Hängt fest wie eine Klette in deinem Haar. Vielleicht lag es zumeist an ihr; das ist eine Tatsache.
Der Barmixer stellte das Bier vor ihn hin. Er bezahlte.
Lesbierinnen.
Nachdem die Farbfotos – – – –

In den Schweizer Alpen: Skilaufen mit einem gutaussehenden Mann. Sonne glitzert auf Schneeweißem, rote Skianzüge, Schnee; reflektierende Ausrüstungen.

In der karibischen See mit einem anderen Typ auf einer Yacht. Speckig glänzend, blinkendes Weiß; hellgrüne Streifen, rote Streifen, farbige Wimpel.

Am Strand von Nizza entlang: eingehakt mit einem anderen Mann, lachend ins Wasser laufend: die Haare wehen hinter ihrem gebräunten Körper, Farbfotos: blondes Haar, blondes, goldener Körper, goldener, weißer Rand über weißen Brüsten, weiße Linie um weiße Taille, zwischen weißen Schenkeln; weiße Linie der Gischt, Wellenschauer, silberweißer Strand: glitzernd in dieser Sonne. Blaue, ultramarinfarbene, blaue, grüne See. Unsichtbare Winde: sanftes Wehen über Körper, Wasser, Erde.

Fotografien, Klang von Farben.

Stillhalten – großartig – noch eins? Gelächter. Sie küssen sich. He, mach von mir auch so eins! Zwei Männer wechseln ihre Plätze, und er küßt sie, während der andere knipst. Dann heben sie sie auf und tragen ihren strampelnden Körper in die See.

herumgereicht, gegen das Licht der Tischlampe gehalten wurden, stand sie auf, leerte ihr Bierglas, berührte die Schnauze des Schäfer-

hundes, der mit ihr aufstand; ging sie in das andere Zimmer. Er füllte ihr Glas neu, sein eigenes und das Glas der schönen Freundin, während die am anderen Tischende saß, schön aber mürrisch im grellen Schein der Lampe, da der Schirm schief war, das Licht griff sie an.
Warum stellst du den Schirm nicht gerade.
Okay.
Er stellte ihn gerade, und sie warteten schweigend; tranken Bier. Sie kam mit ihrer Gitarre ins Zimmer zurück und setzte sich. Sie nahm einen Schluck. Sie stimmte die Saiten, prüfte ihren Klang; schließlich begann sie zu singen.
Vor drei Jahren als sie noch zur Schule ging, bekam er eines Nachmittags einen Brief. Er lautete:
Mein lieber süßer freund,
ich habe die schönste frau getroffen,
die man sich vorstellen kann. Wenn du jemals nach
New York kommst, möchte ich, daß du sie kennenlernst.
Ich habe ihr sehr viel
von dir erzählt. Wenn du kommst, rufe an.
Wenn ich eine blume hätte, ein veilchen,
würde ich sie dir schicken; aber
in New York ist winter, und es ist bitter kalt.
Es gibt keine blumen. Es gibt
jedoch hoffnung, ich habe hoffnung gefunden.
Ich schicke dir etwas von meiner hoffnung.
Eine leichte umarmung, ein kleiner kuß.
Zeit verging.
... Klar ist es spät ... Natürlich bin ich besoffen ... na schön, ich habe keinen Job, und du? In 45 Minuten? Gerade genug Zeit ... ja ich. Ich brauche auch ein bißchen Hoffnung. Mach dir nichts draus. Zulange her ... natürlich verstehe ich, morgen, okay, sag deiner Schönen einen Gruß ... Jahre ... richtig, nein, Armee, Kilmore-Kaserne ... bis Sonntag abend ... mittags? Morgen mittag ... ist recht. Ehrlich. Carny Taylor? Gut. Bis später.
Im frühmorgendlichen Schnee kam er den Broadway entlang. Es war fast acht. Er überquerte Union Square und später die 14. Straße, ging die University Place Avenue hinunter zur Bar, die kleine Tasche in seiner Hand und angezogen wie er war, im eintönigen Oliv der US-Army: in einem Monat, Deutschland. Die Überfahrt über den Atlan-

tik: Februar 1954. Aber seine Füße wurden naß. Die Armeehalbschuhe waren nicht für Schnee gemacht. Er überquerte die 13. Straße, schaute schnell in eine Bar, sah die Vorbereitungen zur Eröffnung gerade als die Kirchenglocken acht Uhr schlugen: auf der 5. Avenue, der 12. Straße, der 10. Straße und am Broadwey. Acht Uhr. Zu früh aufgestanden. Ein leichter Kater. Der Schnee fühlte sich gut an. Er lehnte seinen Kopf zurück und schloß die Augen, ließ die Flocken auf sein Gesicht fallen.
Donnerstag, zwei Jahre später,
rief er sie an:
Ja, Miß Taylor, vierter Stock. Bestimmt? Danke schön.
Er steckte sich in der Telefonzelle eine Zigarette an und wartete, den Hörer in der linken Hand. Er beobachtete, wie der Barmixer einem Mann ein Bier servierte. Seins stand auf der Bar und wartete da.
Miß Taylor –
Carny? Ich möchte eine große Aussteuer –
du! wie gehts dir – bist du jetzt entlassen?
Sie sprachen über Europa, gemeinsame Erinnerungen und waren bis zum Mittagessen sogar ein wenig betrunken; sie gab zu, ein wenig betrunken zu sein und nicht zu wissen, wie sie den Tag überstehen sollte.
Während sie sprach, stellte er fest: ich habe mein Leben eingesetzt. Ohne Fotos. Über den Rand meines freundlichen Glases sehe ich dich. Er lachte laut. Sie schaute ihn verwundert an. Sie hatte ihm gerade ihre Arbeit erklärt.
Was ist los, fragte sie.
Nichts, sagte er.
Nichts? Erzähl' ruhig, ich möchte auch was davon haben.
Nein, sagte er. Ich werde dir aber etwas anderes erzählen. Ich werde dir eine Geschichte aus Deutschland erzählen. Sie paßt zum Thema.
Ich möchte sie hören, sagte sie.
Ich traf in Heidelberg ein Mädchen, sie war intelligent und attraktiv, begann er, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und bot ihr eine Zigarette an; sie nahm sie, er nahm sich auch eine und zündete beide an; er atmete den Rauch aus und ein: sogar ihre Augen, es war mehr sowas Wolkiges oder Milchiges, gleich hinter dem vorderen durchsichtigen Teil, und ich nahm zuerst an, es sei nur Zurückgezogensein oder Mangel an Vertrauen. Beides war wahr genug. Aber später

stellte sich heraus, daß man einer Sache beim ersten Mal nie sicher sein kann. Sie steckte voller Zweifel. Soll ich schneller machen? Wir erzählten, wanderten, fuhren, tanzten und amüsierten uns rund um Heidelberg. Sie hatte ein altes gelbes Mercedes Cabrio, es lief kaum noch, aber wir fuhren überall hin. Was war es nun, fragte ich mich immer wieder: dieses Ding, es war wie eine Klette im Haar, eine Nessel, die einen einfach nicht losläßt. Sie fragte mich, ob ich daran glaube, daß die Sterne nicht lügen. Eines Nachts gingen wir draußen spazieren, in der Nähe des Schlosses, und da stand ein großer steinerner Turm und reckte sich in den dunklen Himmel. Eines Nachts, als sie noch ein kleines Mädchen war, war sie in den Turm gegangen, die Wendeltreppe hoch zur Spitze gestiegen, durch eine Falltüre geklettert und dort, in dem kleinen runden obersten Turmzimmer, stand ein Riese: der Bart, schwärzer als die Nacht und so dick wie Klauen, hing von seinem Kiefer, Augen wie blitzende Klingen, kreisend, langsam rollend, ließen sie nicht los. Er zeichnete sie, erzählte ihr aus ihrer Vergangenheit: ein sonniger Tag in Rotterdam, als sie eine Straßenbahn bestieg und von ihrer Zukunft, von Kunst und Magie des Universums und von kreisenden Galaxen, die gesprenkelt sind mit Sternen wie allessehende Augen. Als sie in der nächsten Nacht zurückkam, war er nicht da. Sie kehrte wieder und wieder in den alten Turm zurück. Aber er blieb verschwunden. Jahre vergingen. Sie wuchs auf. Der Krieg kam, und sie verherrlichte Nazi-Piloten, wie die Amerikaner Filmstars verherrlichen; jedes deutsche Mädchen besaß Fotos. Als der Krieg vorüber war, ging sie nach Belgien, mietete ein Zimmer in einer Pension; sie traf eine gleichaltrige Frau und sie wurden enge Freunde. Sie schworen sich einen Eid, einander immer zu lieben: Die Sterne hatten es ihnen bestimmt. Für eine Weile trennten sie sich, sie kehrte nach Heidelberg zurück. Woran lag es, fragte sie sich, daß diese Frau sie so faszinierte. Eines Tages ging sie am Turm vorbei: plötzlich wußte sie es! Sie wußte es. Sie schrieb ihrer Freundin und berichtete ihr alles. Die Freundin schrieb zurück, sie sollten sich in Berlin treffen. Sie fuhr hin. Frohen Herzens! Ihr Herz war voll froher Erwartung. Sie trafen sich, schmiedeten Pläne – sie hatte eine alte Freundin in Dresden, und dorthin würden sie gehen. Ein Abenteuer im kommunistischen Deutschland! Sie gingen nach Dresden. Die Freundin war nicht mehr da. Die Stadt lag in Trümmern, leere Straßen, grauer Himmel, bewölkt; russische Soldaten hielten in ihren

häßlichen und unordentlichen Uniformen Wache. Die zwei Frauen wanderten durch die Stadt und erforschten die Ruinen. Sie entdeckten ein Restaurant, das die eine schon als Kind gekannt hatte, lange vor dem Krieg. Sie traten ein, saßen in einer Nische; der Kellner kam, und sie bestellten. Der Kellner sagte, wenn sie wollten, könnten sie ins Hinterzimmer gehen.
Was soll das, fragten sie einander.
Sie gingen in das Hinterzimmer.
Der Raum war in blutrotes Licht getaucht; die Paare tanzten nach amerikanischem Cool Jazz; tanzende Gestalten, Gesichter und Schatten waren unklare rote Formen. Sie saßen an einem Tisch. Eine Frau kam heran, setzte sich und lächelte, eine andere Frau gesellte sich hinzu, sprach viele Sprachen und trank mit ihnen. Auf der anderen Seite des Raums, durch den roten Rauch, über einer Reihe von Flaschen und großen purpurnen Spiegeln, hing hinter der Bar eine Maske an der Wand: eine Glasmaske, deren blutrote Sternaugen blubberten. Unter der Maske stand in roten Neonbuchstaben: BLUTSTERN.
Ein Jahrzehnt später schritt sie die langen Stufen zum Heidelberger Schloß hinauf, in der letzten Faschingsnacht, sie war als Prinzessin verkleidet. Es war spät, vor Mitternacht. Um Mitternacht sollte die Faschingskönigin gewählt werden. Das Fest sollte die ganze Nacht dauern, so wie es schon seit vier Tagen währte. Als sie die dunklen Stufen hinaufstieg, sah sie eine schwarze Gestalt von oben herabsteigen: ein Schatten hatte sich bewegt. Es ist nichts, sagte sie zu sich, jemand geht vom Fest früher nach Hause. Die Gestalt kam näher – sie begegneten sich, eine Hand nahm ihren Arm und die Stimme fragte furchtsam: Dresden? Augen glühten und kreisten wie blutige Sterne auf kreisenden Klingen, der Bart schwärzer als die Nacht, der Bart, der wie Klauen vom Kiefer hing, bewegte sich, als die Stimme wiederholte: Dresden? wie ein scharfer Wind aus den Kratern des Mondes: Dresden? Dresden? Dresden?

ERKENNEN

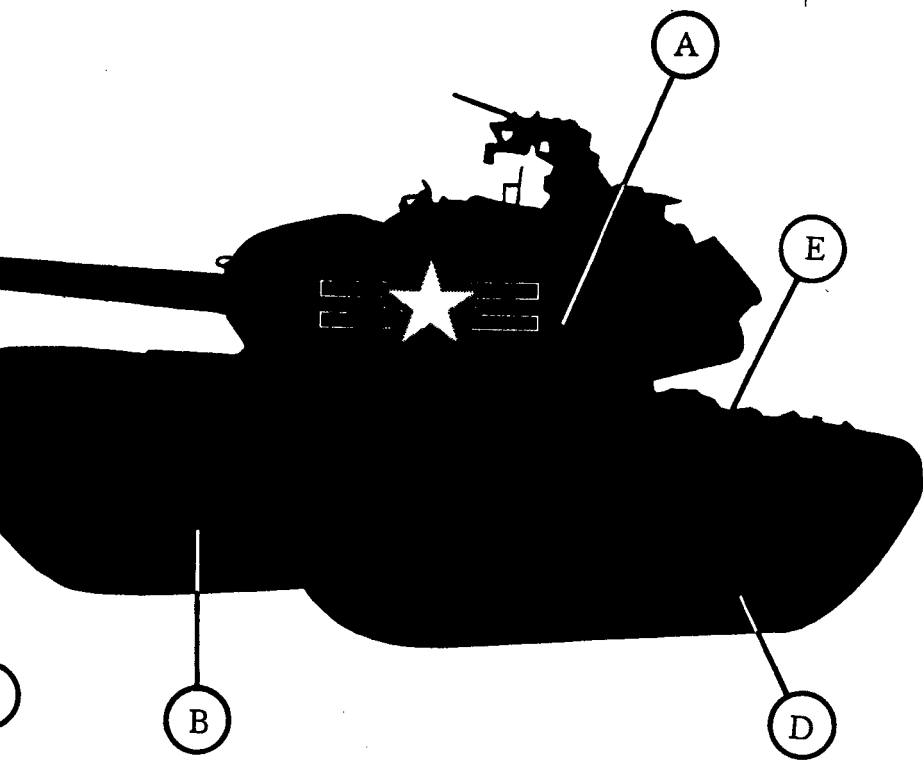
U. S. Panzer M-103
TECHNISCH'TAKTISCHE DATEN

120 mm Kanone
MGs: 12,7 & 7,62 Kal.
Gewicht: 54 t
Panzerung: Turm 136 mm
Lafette 127 mm
Aktionsradius: 160 km
Benutzt u. a. in folgenden
Ländern: USA, BRD, Süd-Korea,
Türkei, Thailand, Süd-Vietnam.

ZERSTÖREN

Verwundbarste Punkte: A, B, C, D und E.
- mit Molotov-Cocktails sind die Punkte A und E und die vorderen Sichtblenden zu bewerfen
- mit Panzerfaust oder Bazooka ist auf die Punkte A, B, C oder D zu halten
- bei Anwendung einer panzerbrechenden elektrisch zündbaren Mine sollte mit der Zündung der Mine gewartet werden, bis die Ketten oder das Unterteil des Panzers sich über der Mine befinden
- benutze die Hilfe von breiten und tiefen Graben zur Panzerbekämpfung. In diesem Zusammenhang ist aus den Erfahrungen in der Dominikanischen Republik während der U. S. Invasion vom April 1965 zu lernen.

DON'T READ IT: DO IT[24]



Michèle Lalonde
Speak White[25]

Speak white
wie schön euch zuzuhören
wie ihr von *Paradise Lost*
sprecht vom zarten Profil in Shakespeares
Sonnetten unpersönlich zitternd

wir sind kulturlos und barbarisch
aber wir sind dem Genie einer Sprache gegenüber nicht
taub sprecht doch mit dem Akzent von Milton und Byron
und Shelly und Keats *speak white*
und entschuldigt wenn wir bloß ein paar
Lieder und Nelligans Sehnsucht als Antwort haben

speak white
sprecht von diesem und jenem
erzählt nur über die Magna Charta
vom Lincoln Monument
über den grauen Zauber der Themse über die rosa
Wasser des Potomac sprecht doch über eure Traditionen
wir sind kein intelligentes Volk aber doch
außerordentlich fähig die Bedeutung
der Boston Tea Party einzuschätzen

aber wenn *you really speak white*
wenn *you get down to brass tacks*

um vom *gracious living* zu sprechen
vom Lebensstandard
lauter bitte ein bißchen lauter
schreit doch gefälligst
wir hören nicht gut
wir leben zu nah an den Maschinen
allein mit unserem Keuchen

speak white and loud
damit man euch hört
von Saint-Henri bis Santo Domingo
welch bewundernswerte Sprache
Befehle zu geben die Todesstunde
zu bestimmen

speak white
tell us that God is a great big shot
and that we are paid to trust him

speak white
sprecht doch von Produktion/Profit/Prozenten
speak white

eine reiche Sprache eure Sprache zum Kaufen
zum sich Verkaufen
zum Verkaufen

ach *speak white*
big deal
aber um von der Länge eines Streiktags
zu sprechen vom Leben hier
wenn abends das Licht in den Straßen
wegsackt um zu sagen ja daß die Sonne
untergeht ja jeden Tag im Osten eurer
Imperien
nichts wiegt da eine Sprache auf die fluchen
kann unsere Sprache nicht
sehr sauber dreckig von Rauch und Öl

speak white
mit der süßen Sprache Shakespeares mit dem Akzent von
Longfellow sprecht doch dieses reinste Französisch
schrecklich weiß
wie in Viet Nam
im Congo sprecht doch dieses
fehlerlose Deutsch einen gelben Stern

zwischen den Zähnen sprecht doch
russisch sprecht doch Ruhe und
Ordnung sprecht Unterdrückung

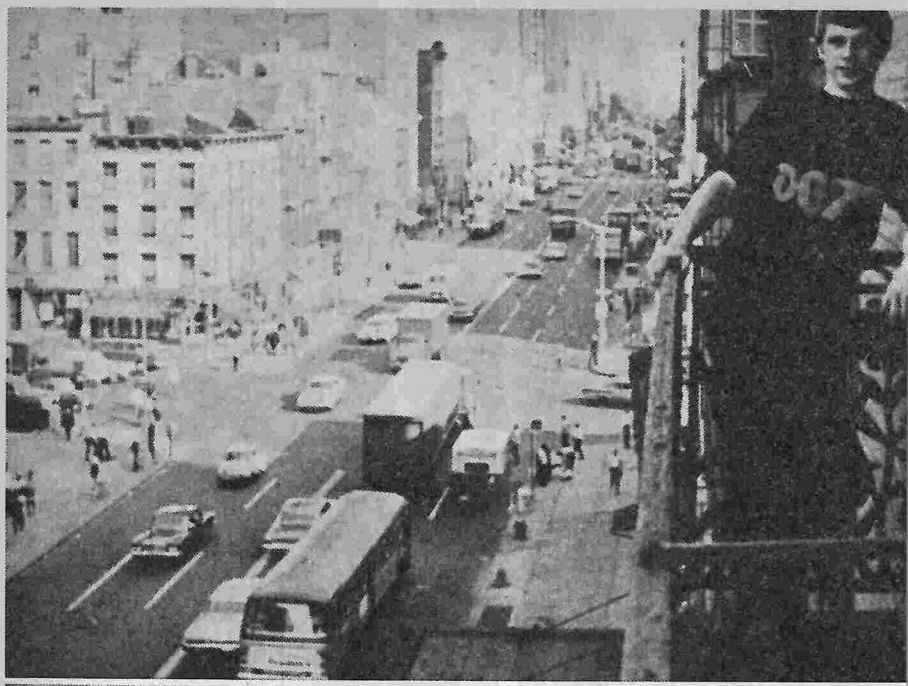
speak white
weltweit diese Sprache
wir verstehen sie
schon immer mit ihren Tränengasworten
mit ihren Knüppelworten

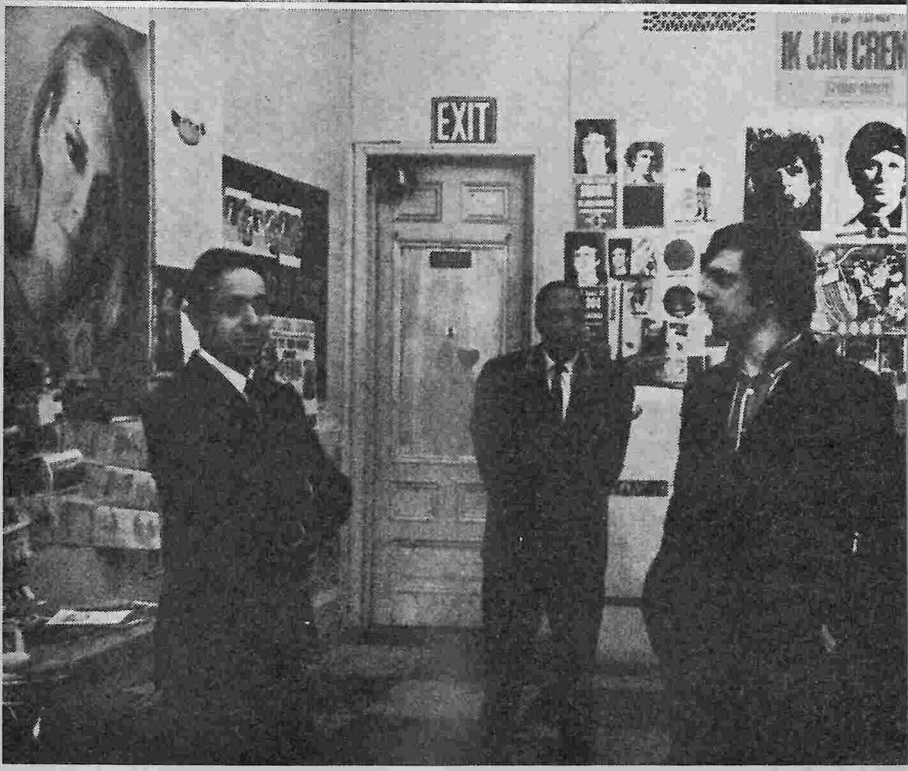
speak white
tell us again about Freedom and Democracy
wir wissen daß
Freiheit ein schwarzes Wort
ist wie das
Unglück dunkel
ist wie
Staub und Blut
sich mischt in den Straßen von
Algier und Little Rock

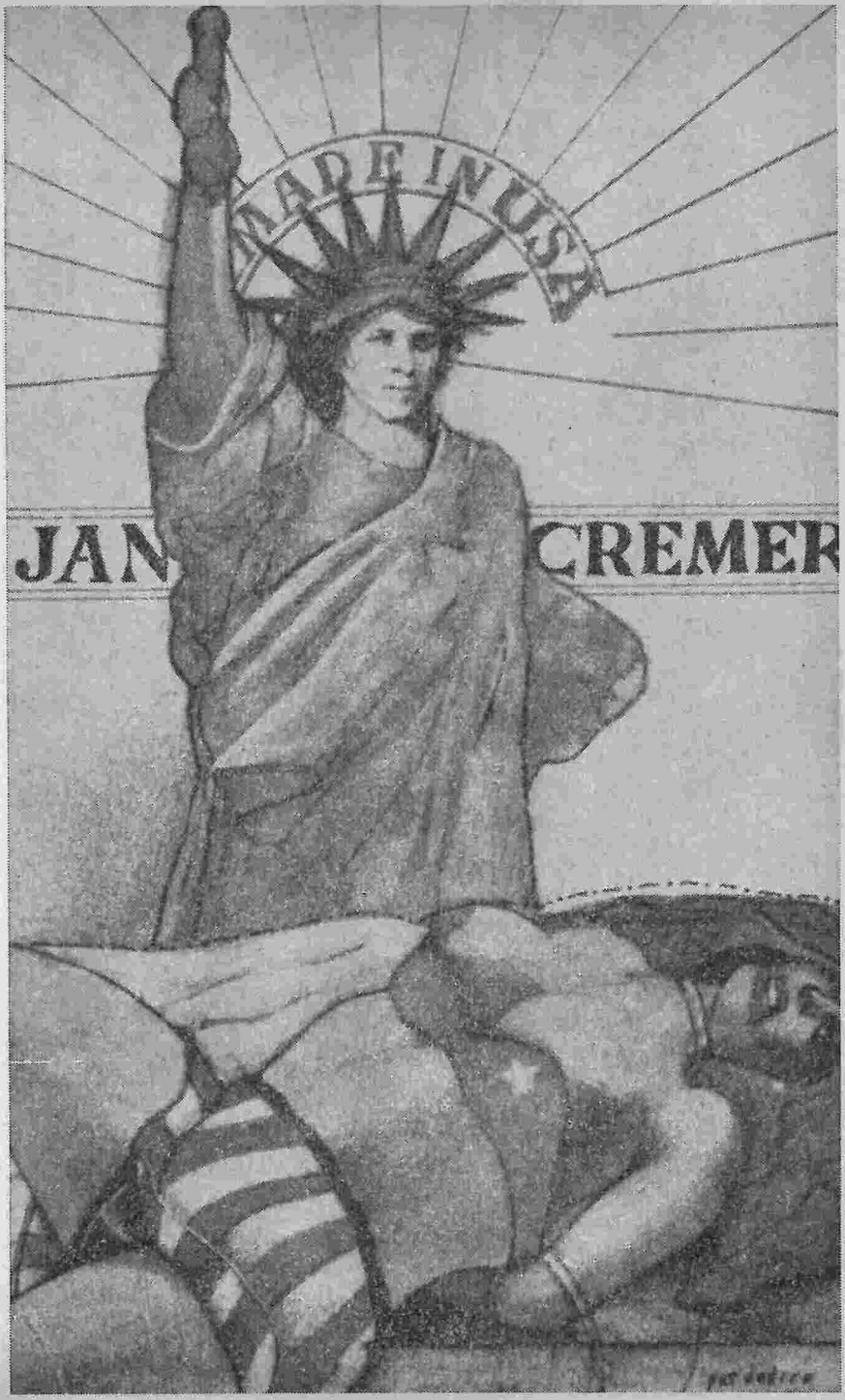
speak white
von Westminster bis Washington
speak white wie an Wall Street
white wie in Watts
be civilised
und begreift daß wir von den Verhältnissen reden
wenn ihr uns höflich fragt *how do you do* und wir
antworten
we're doing all right
we're doing fine
we
are not alone

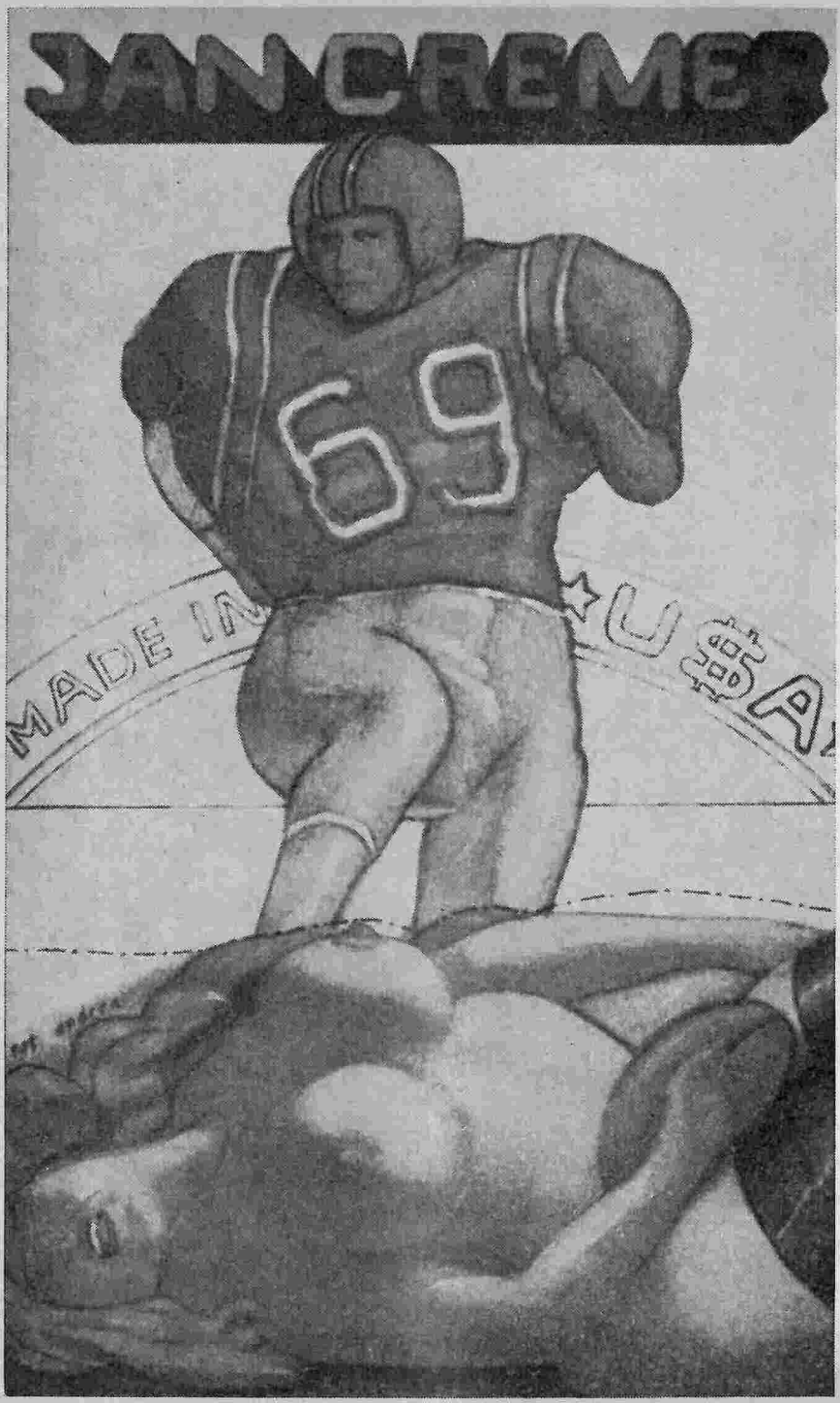
Wir wissen
Wir sind nicht allein

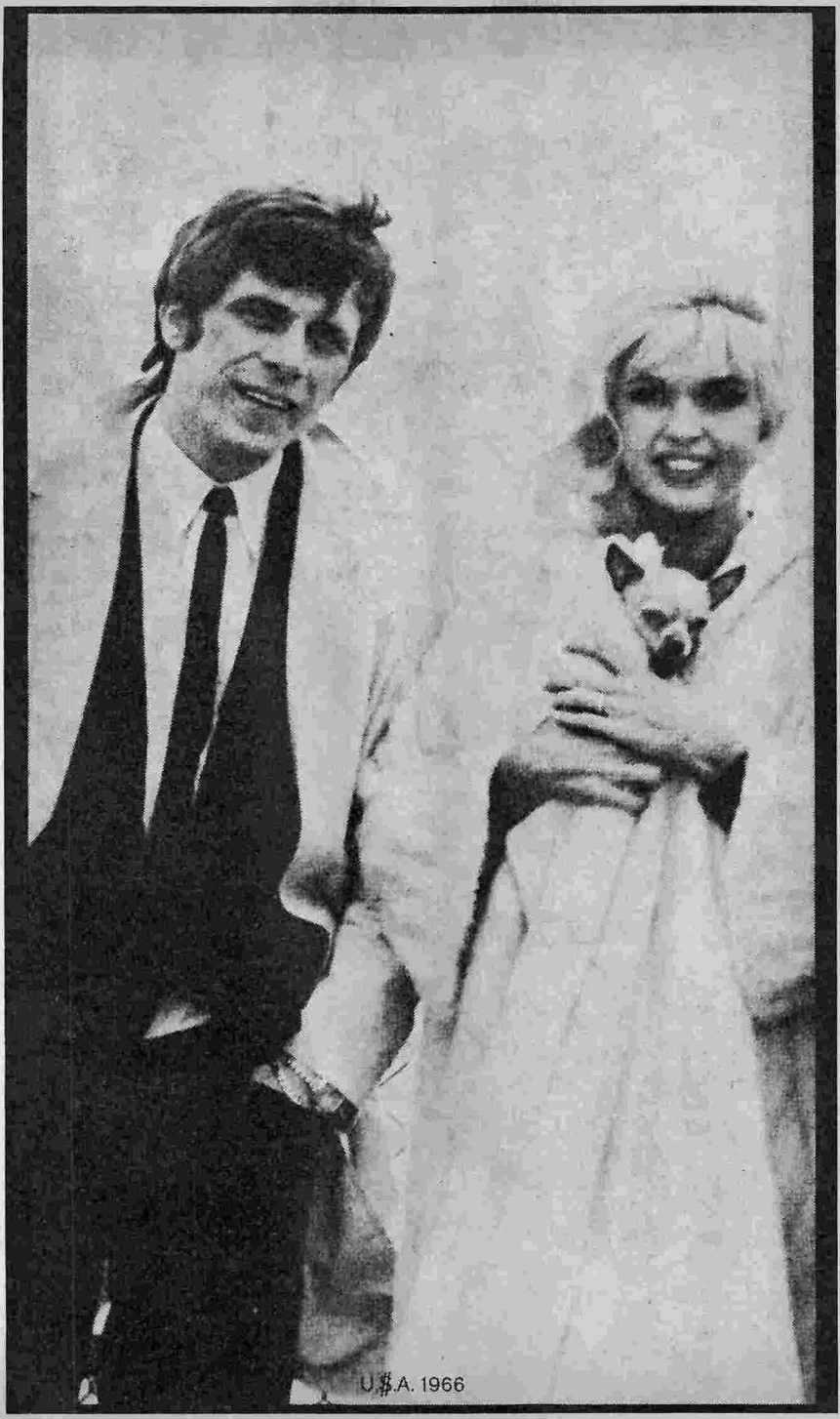
JAN CREMER
made in USA
I WANT YOU
I LOVE YOU




EXIT


MADE IN USA
JAN
CREMER


JAN CREMER
69
MADE IN
USA


U$A. 1966

OFFICE OF THE TOWN MARSHAL
BERYL, IRON COUNTY
UTAH

J. Cramer

HOLDS A COMMISSION AS

SPECIAL DEPUTY MARSHAL

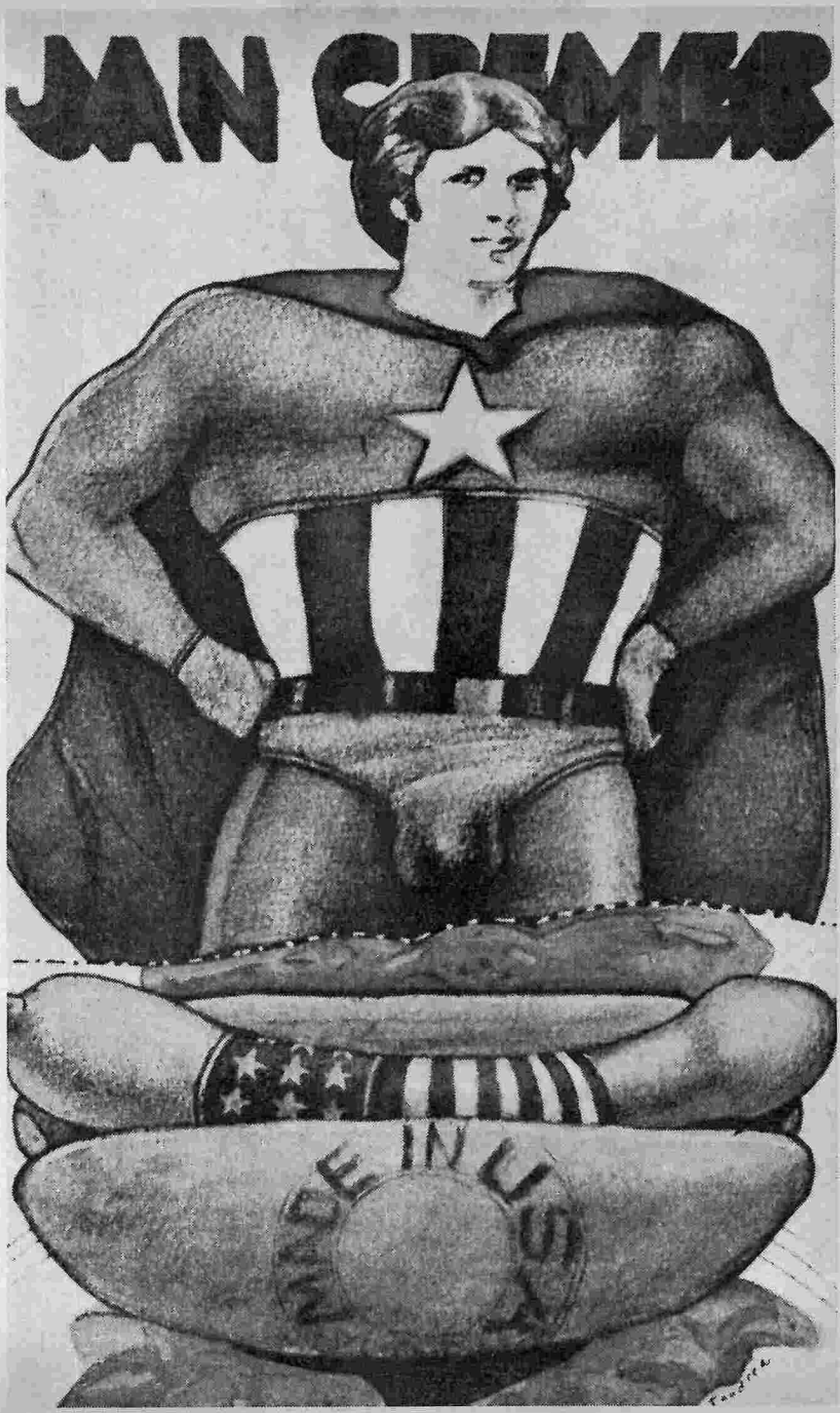
SIGNED THIS 2 DAY OF Sept 1962
COMMISSIONED FOR ONE YEAR FROM DATE

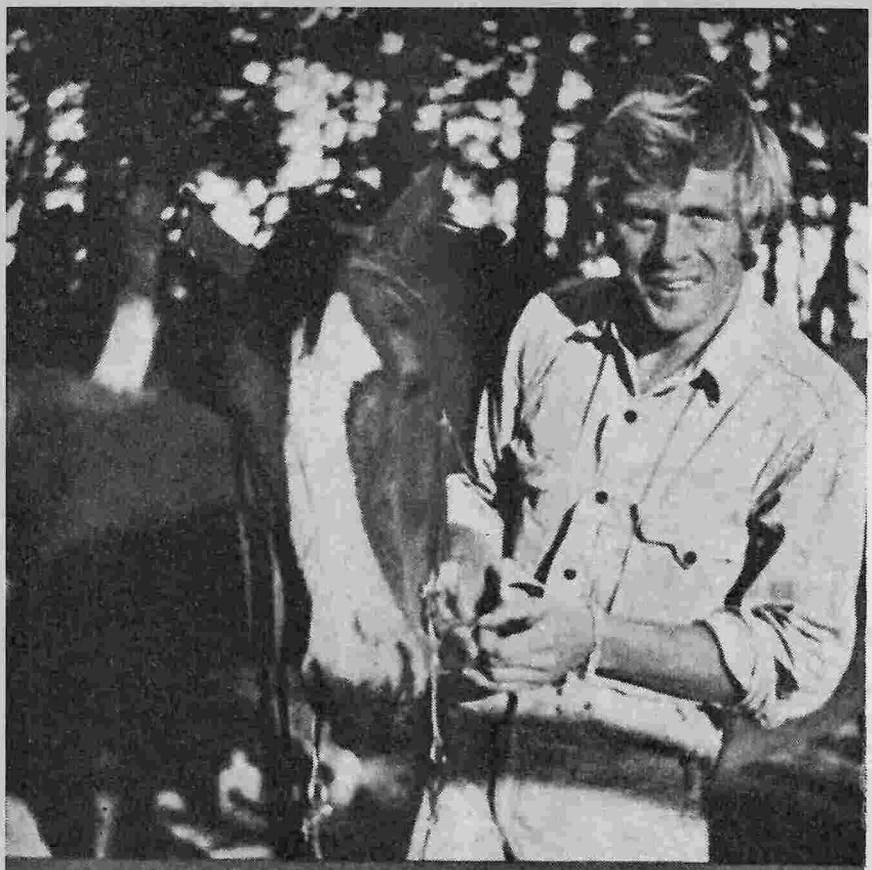
TOWN MARSHAL

JAN CREMER

made in u.$.a

Coca-Cola


JAN CREMER
IN US



The Authors Guild, Inc.

1968 — 234 WEST 44th STREET, NEW YORK, N. Y. 10036 — 1968

MEMBER: Jan Cremer

ADDRESS: Chelsea Hotel
222 West 23rd Street
New York, N.Y.

SIGNATURE: Jan Cremer

This card identifies a member of The Authors Guild, Inc. and The Authors League of America, Inc.

Membership Secretary

Pierre Vallières
Die weißen Neger Amerikas[27]

Man kann die Bevölkerung von Québec, ohne zu übertreiben, *weiße Neger* nennen. Aber sie sind nicht die einzigen Weißen Amerikas, die derart die Bezeichnung ›Sklave‹ verdienen. Die industrielle Revolution des 18. und 19. Jahrhunderts hat Millionen von Arbeitern und Bauern aus Europa vertrieben, die sich in Amerika neben Arbeit und Brot die Freiheit erhofft haben. Nur wenigen von ihnen ist es geglückt, in den Genuß von Reichtum und damit der vielgerühmten Freiheit des Unternehmers zu gelangen, die auf diesem Kontinent für Gold erkauft werden muß. Die Mehrzahl der Einwanderer sind Lohnabhängige dieser ›ersten Weißen‹ geblieben, jener Unternehmer, die sich als Angehörige der überlegenen englischen Rasse seit den Zeiten Washingtons, Jeffersons und Franklins stets für die alleinigen Eigentümer Nordamerikas gehalten haben. Diese Einwanderer, aus denen die europäischen Kapitalisten Parias gemacht hatten, empfingen die Gründer der amerikanischen Demokratie mit offenen Armen, da sie dringend billige Arbeitskräfte brauchten, um aus Arbeit und Kapital, das sie seit dem 17. Jahrhundert in den amerikanischen Kolonien investiert hatten, ein Maximum an Profit herausschlagen zu können. Die ›ersten Weißen‹ akkumulierten ihre Gewinne, spekulierten und machten Geschäfte, während die Neuankömmlinge ihrerseits kooperieren durften, indem sie durch den stundenweisen Verkauf ihrer Arbeitskraft an der schnellen Entwicklung dieses Riesenlandes mitwirkten, das ihnen eigentlich hätte gehören sollen.

Der berühmte amerikanische Schmelztiegel war und bleibt nur ein Köder. Wohl gab es einen Schmelztiegel auf der Ebene der Lohnarbeit, der Arbeitslosigkeit, der Armut und des Kampfes ums nackte Dasein. Aber eine Verschmelzung mit der amerikanischen Aristokratie, d. h. der Klasse des Großbürgertums, der Finanzmagnaten und berufsmäßigen Imperialisten war von vornherein ausgeschlossen. Noch obendrein hat die amerikanische Demokratie ein Bewußtsein der Vereinzelung erzeugt, das eine Beherrschung der riesigen, äußerst mobilen Masse billiger Arbeitskräfte begünstigte. Zunächst hat man die Einwanderer aus Europa möglichst von den Negern getrennt. Im

Süden betraf die Versklavung Schwarze, im Norden die Weißen selbst. Später, als man den Westen Amerikas eroberte, organisierten die Neureichen von Texas und Kalifornien dort die Versklavung der Mexikaner und Indianer. Im Norden teilte die Yankee-Elite die weißen Sklaven in einzelne ›Kolonien‹: italienische, irische, polnische, deutsche, puertoricanische etc.

Die zweite industrielle Revolution, die durch den Eintritt der USA in den II. Weltkrieg in Gang gesetzt wurde, verursachte den Auszug der Neger der Südstaaten in die großen Industriestädte des Nordens. Die weißen Sklaven, die sowieso schon von Arbeitslosigkeit bedroht waren, empfingen ihre farbigen Brüder, die noch ärmer waren als sie selbst, wie Feinde. Die Gewerkschaften blieben ihnen verschlossen. Der Rassenhaß, der schon den Süden in eine wahre Hölle verwandelt hatte, vergiftete nun auch das Arbeitsklima in den meisten Städten des Nordens. Die Schwarzen wurden in Ghettos gestopft, deren Elend das der verschiedenen ›Kolonien‹ der weißen Sklaven noch erheblich übertraf. Der wilde Haß, den die Rassenideologie auf die Schwarzen lenkte, gefährdete den Kampf der Arbeiter gegen die kapitalistische Ausbeutung. Der Rassismus, mit Berechnung finanziert von den gemeinsamen Ausbeutern der weißen und schwarzen Arbeiter, erlaubte es dem Kapitalismus, eine Volkserhebung in den USA um mehrere Jahrzehnte zu verschieben. Rassismus, der die Ursache dafür war, da sich die Arbeiter aus völlig irrationalen Motiven fast gegenseitig umbrachten, begünstigte auch die Sabotage der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung durch das Großbürgertum und ersparte den Millionären die unangenehme Erfahrung, ihre Gewinne etwas schmälern zu müssen, um soziale Reformen zu finanzieren. Spekulanten, die den finanziellen und politischen Interessen eines Staates, dem es weniger um *welfare* als um *warfare* geht, sehr nahe stehen, kontrollierten auch die Gewerkschaftsbewegung, die so die offizielle Politik Washingtons zu unterstützen begann und zum sichersten Verbündeten der großen Verbände wurde. Tausende weißer Sklaven, die vor dem Kriege militante Gewerkschaftler waren, entfesselten, aufgebracht und angeekelt, hunderte von ›wilden Streiks‹, um gegen die gemeinsame Diktatur der Gewerkschaften und Aktiengesellschaften zu protestieren. Die Schwarzen in ihren Ghettos erhoben sich in Massen und steckten ihr Elend in Brand.

Die Automation brachte eine erhebliche Steigerung der Zahl der Ar-

beitslosen und sozial Bedürftigen mit sich und das State Department mußte vor einigen Jahren öffentlich eingestehen, daß es in den USA Arme gäbe, fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung . . .
Die Arbeitslosenzahl beläuft sich heute auf 3 Millionen und im wachsenden Maße bemächtigte sich Unruhe der Jugend, besonders der Arbeiterjugend, in bezug auf die Zukunft.
Die Demonstrationen und Aufstände der Neger, der Puertoricaner und Mexikaner häufen sich. Tausende von ihnen füllen die Gefängnisse des Nordens wie des Südens. *Black Power* organisiert sich und nährt zugleich in dem bewußteren Teil der Arbeiterklasse den Gedanken an die Notwendigkeit von *Worker's Power*. Der Vietnamkrieg hat die Einstellung der Jugend dem Staat gegenüber verändert. Oppositionelle Gruppen, deren Aktivität sich gegen Krieg, Faschismus und Kapitalismus richtet, wachsen überall. Ein Klassenbewußtsein entsteht allmählich, trotz der langen Geschichte unvernünftigen Hasses, der die Bewegung für die Forderungen der Arbeiter seit 30 Jahren unnötig geschwächt hat. Der Rassismus weicht nach und nach der Solidarität. Die Gewerkschaften als *business* bleiben zwar immer noch – wenn auch verachtet – ein großes Hindernis für die Emanzipation der Arbeiter, aber diese fangen an, ihre Rechte mit direkteren und gewaltsameren Methoden geltend zu machen, als es Tarif-Verhandlungen und legale Streiks waren. Neger stehen an der Spitze dieser Bewegung, gefolgt von den Puertoricanern New Yorks und den Landarbeitern Kaliforniens und Texas'. Sie sind seit langem daran gewöhnt, ihrem Zorn durch Gewalt Ausdruck zu verleihen. Die weißen Sklaven, die gerade erst aus ihrem langen Alptraum zu erwachen beginnen, den ihnen der Rassismus beschert hat, werden ohne Zweifel bald entdecken, daß es nur in ihrem Interesse ist, den farbigen Arbeitern zu folgen, die ihnen auf dem Weg zur Befreiung schon voraus sind. So fangen auch in Kanada die Arbeiter in Ontario und in Britisch-Kolumbien, die *Frenchies* im nördlichen Ontario und in New Brunswick an, sich mit Gewalt Gehör zu verschaffen . . .
Die Bildung eines Klassenbewußtseins in allen Schichten der amerikanischen Arbeiter wird häufig noch übersehen, da es erstens noch nicht das Stadium politischer, unabhängiger und revolutionärer Organisation erreicht hat, und zweitens die Spuren des Rassismus noch nicht gänzlich verwischt sind. Was den ›schwarzen Nationalismus‹ betrifft, so bin ich weit davon entfernt, in ihm ein Hindernis des Klas-

senkampfes zu sehen, wie einige Marxisten, sogenannte ›Orthodoxe‹ dies tun (die mehr besessen sind von scholastischer Orthodoxie als von der Dringlichkeit, unter gegebenen Bedingungen für die Befreiung der Arbeiterklasse zu wirken), – ich sehe in ihm eine der positivsten und progressivsten Zeichen der beginnenden amerikanischen Revolution. Denn diese Revolution darf den Arbeiter nicht nur als den Proletarier begreifen, zu dem er erst geworden ist, sondern muß auch seine Kultur, seine ethnische Herkunft und seine traditionellen Gewohnheiten, seine besonderen Bedürfnisse und Neigungen berücksichtigen, sonst wäre sie keine Revolution.

Schwarzer Nationalismus, wie französischer Separatismus in Québec, erweisen den Revolutionären einen unschätzbaren Dienst, indem beide sie zwingen, die Befreiung des ganzen Menschen anzuvisieren. Sie werden daran gehindert, jenen halben Revolutionen in die Falle zu gehen, die sobald sie siegreich sind, sich in die Unterdrückung von rassischen, sprachlichen, religiösen und anderen Minoritäten verwandeln. Schwarzer Nationalismus und Separatismus in Quebec erinnern daran, daß die Anerkennung des menschlichen Individuums auf der Basis der Anerkennung gleichberechtigter natürlicher und historischer Differenzen erfolgt (und nicht auf Grund der Differenzen von Macht und Privilegien, die zustandegekommen sind durch die ungleiche Verteilung der Güter, durch das Privateigentum an Produktionsmitteln, durch die freie Konkurrenz, die Kapitalkonzentration in den Händen habgieriger Ausbeuter und die Teilung der Gesellschaft in antagonistische Klassen). Die Anerkennung des Menschen durch den Menschen umfaßt die Beseitigung des Kapitalismus, die Aufhebung sozialer Klassen und die Aufhebung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Und der Nationalismus der Armen und Ausgebeuteten hat es im Gegensatz zu dem der Stahl- und Petroleummagnaten, der Eigentümer der Kernenergie und der Atombomben, der Kriegshetzer und Raketenfabrikanten nicht auf die Vernichtung von Menschenleben abgesehen.

Die Armen sind bereits so nahe an ihrer eigenen Vernichtung, daß ihr Herrschaftswille sich nur auf ihre eigene Person richten kann, nämlich darauf, ihre eigenen Herren zu werden. Ihre Feinde können nicht die *dreckigen Neger* sein, denn diese dreckigen Neger, das sind sie selbst; sie können auch nicht die *French Pea Soups* sein, denn das sind sie ebenfalls selbst; sie können nicht die *verfluchten Hilfsarbeiter* sein,

Pierre Vallières

denn sie sind selbst die verfluchten Hilfsarbeiter der Fabriken.
Alle diese Neger, deren Haut nicht immer von gleicher Farbe ist, die nicht immer dieselbe Sprache sprechen, die an andere Propheten glauben, die in den gleichen jeweils voneinander getrennten Ghettos woh-

nen und die auf unterschiedliche Weise die Diktatur desselben ökonomischen, politischen und sozialen Systems erleiden, sie alle, die die Sklavenhalter, Industriellen und Politiker seit Jahrhunderten auf immer neue, einfallsreiche Weisen aufeinander hetzen, um sie besser ausbeuten, sie besser im Stadium der Ohnmacht halten zu können, sie alle wissen heute, daß die Freiheit und der Frieden in dieser Welt des Geldes, der Gewalt und der Unterdrückung sich nur durch die Stärke ihrer Zahl und der Waffen erobern läßt . . .

Was die Stärke der Zahl anbelangt, so ist sie bereits vorhanden. Die Waffen werden kommen, wenn es an der Zeit ist . . ., an dem Tage, an dem sie einig genug sein werden, um die unbesiegbare Armee ihrer eigenen Befreiung und der Befreiung von Millionen Menschen zu bilden, die bereits jetzt in allen fünf Kontinenten den Interessen einer freien Welt dienen wollen. Denn die Neger Amerikas sind solidarisch mit den Negern der ganzen Welt. Solidarisch in der Knechtschaft. Solidarisch im Kampf für die Befreiung. Solidarisch im Endangriff auf den Imperialismus und dem schließlichen Sieg des Menschlichen über das Unmenschliche. Solidarisch in dieser Revolution des Menschen durch den Menschen, in diesem grandiosen Ereignis, das das ganze modrige alte System hinwegfegen und Humanität überhaupt erst herstellen wird: damit meine ich alle Menschen, die fähig sind, eine neue Geschichte zu beginnen, ohne Herren und Knechte, ohne Kriege oder Rassismus, ohne Banken und Diebe.

Günter Seuren
Kernzone[28]

Ausschnitte aus einem Spiel für eine Bühne, auf der Anordnungen für letzte Tage befolgt werden.
Vorläufige Teilnehmer: ein Mann, eine Frau, mehrere Computer. – Die Erde ist zerstört.
Landschaft: mit Aufräumungsarbeiten ist nicht mehr zu rechnen. Zwei Stühle für Mann und Frau.

MANN *(erst im Gebetston, dann ganz gewöhnlich):*
Mein Herr – Mein Herr – weniger Licht, mehr Staub. Das ist noch nicht gräßlich genug.
Er macht sein Gesicht mit Spucke und Erde unkenntlich. Eine Maschine zitiert einen Satz von Einstein.
A:
›Es gibt kaum ein einfacheres Gesetz in der Physik als dasjenige, gemäß welchem sich das Licht im leeren Raume fortpflanzt.‹
FRAU:
Ich bin einer Sache auf der Spur.
MANN:
Fang nicht schon wieder damit an. – Fang nicht *damit* an.
Die Maschinen sprechen.
A:
Diese Zeit ist einfach, weil sie in Ordnung ist.
B:
Diese Zeit ist einfach, weil man nicht sagen muß: Eines Tages –.
C:
Diese Zeit ist einfach, weil es keinen Grund gibt, sie zu bewohnen.
D:
Diese Zeit ist einfach, weil keiner über sie verfügt.
MANN:
Wenn man einen Wurm mit dem Spaten entzweischnitt, machte man eine Pause und sah den beiden Teilen zu.
E:
Welches Thema hätten Sie gern?
A:
Was ich längere Zeit ansehe, verliert seinen Schrecken.
D:
Wir sind vorschriftsmäßig anwesend.
C:
Eine Person männlich.
B:
Eine Person weiblich.
FRAU:
Ich sah, wie ein Büschel Kopfhaar aus einem Briefkastenschlitz flog. Ich sah, wie Haut über menschenähnliche Abfälle stürzte und einen neuen Menschen bekleidete, der nicht aufstehen wollte.
E:
Das war vernünftig.
F:
Heben Sie beide Arme, bis beide Hände auf gleicher Höhe sind.
A:
Zittern Sie?
B:
Zeigen Sie die Zunge.

F:
Sie wird anschwellen.
D:
Das Verfaulen beginnt mit einem Kitzeln.
C:
Kommt Ihnen das Gesicht nebenan noch bekannt vor?
E:
Die flächenmäßige Vernichtung ganzer Städte und Provinzen verhindert, daß sich die Angst noch auf etwas einstellen kann.
A:
Die Ehre kam stets mit dem Schrekken davon.
Der größte und beste Tod ist ein Tod auf freier Strecke.
Wer trauerte, hatte meistens auch einen guten Schneider.
Im November verteuerten sich die Toten.
Der Mensch war der geborene Aufseher.
Der Marsch war das schönste Erlebnis für die Beine.
B:
Ohne Vaterland kein Preis.
Ohne Sieg keine Legende.
Ohne Helm kein wahrer Kopf.
Ohne Schuß kein Treffer.
Ohne Fahne keine Masse.
Ohne Lieder keine Würze.
Ohne Schläge keine Narben.
Ohne Knochen keine Seife.
Ohne Tisch kein Richter.
Ohne Tritte kein Geständnis.
Ohne Stiefel keine Freuden.
Ohne Zäune keine Herden.
Ohne Rasse auch kein Rausch.
Ohne Köder keine Beute.
Ohne Strick kein Hängen.
Ohne Beil kein Köpfen.
Ohne Mahlzeit kein Verdauen.
Ohne Gräber keine Kränze.
Ohne Brust auch keine Orden.
Ohne Menschheit keine Witze.
Ohne Tod kein Zapfenstreich.
C:
Sie brauchen Ruhe.
Sie haben sie verdient.
D:
Sie ist kein Laster.
Keine Tugend.
Keine Strafe.
E:
Die Ruhe ergibt sich von selbst.
Können Sie die Zehen noch bewegen?
Oder was ist mit Ihnen?
FRAU:
Ich werde vermissen, wie es mich gibt.
MANN:
Ich werde vermissen, wie ich eine Sache erledige.
FRAU:
Ich werde vermissen, wie ich mal so und mal so bin.
MANN:
Ich werde vermissen, wie eine Briefmarke schmeckt.
BEIDE:
Wir werden vermissen, was wir geworden sind.
A:
Wir stellen für Sie fest.
B:
Die totale Vernichtung von Mensch, Tier und Pflanze in der Kernzone.
C:
Weder Fisch noch Vogel wird sich für Sprichwörter eignen.
Keiner verlangt den Kopf eines andern.
Jeder wird jedem gerecht.
Mit keinem geht es voran.
Diesmal bleibt nichts beim alten.
D:
Mit landläufigen Bemerkungen geht es bergab.
E:
Guten Tag.

Günter Seuren

F:
Oder: Wir haben uns doch schon mal irgendwo gesehen.
B:
Ich richte mich da ganz nach Ihnen.
D:
Oder: Alle verfügbaren Kräfte sind im Einsatz.
A:
Im Namen des Volkes.
C:
Jawohl.
B:
Mahlzeit.
E:
Augen rechts.
F:
In tiefer Trauer.
D:
Jetzt oder nie.
A:
Du.
B:
Ja.
C:
Wir sind alle nur Menschen.
D:
Haben Sie sonst noch einen Wunsch?
E:
Ich gebe Ihnen mein Wort.
F:
Es muß aufhören, daß Tag und Nacht Embryos in unserer Kanalisation schwimmen.
B:
Alles Gute.

Szene 5

FRAU:
Und jetzt?
MANN:
Aufstehen und einmal um den Stuhl gehen.
Beide stehen auf und gehen um ihre Stühle.
FRAU:
Und jetzt?
MANN:
Verteidigen. – Aber was?
FRAU:
Fang an.
MANN:
Das Wort Verteidigen so verteidigen, wie man den Stuhl verteidigt, wenn man ihn einmal umkreist.
FRAU:
Das Um-den-Stuhl-Gehen so verteidigen, daß der Stuhl dabei nicht umgeworfen wird.
MANN:
Das Verteidigen der Verteidigung so einrichten, daß man den Stuhl nicht aus den Augen verliert.
FRAU:
Hinausschieben,
MANN:
Verteidigen, bis der Stuhl drei Zentimeter über dem Boden schwebt, wenn man sich wieder hinsetzt. Ausatmen.
FRAU:
Und jetzt?
MANN:
Einatmen.
FRAU:
Ich habe einmal im Papierkorb gewühlt, um einen fortgeworfenen Brief mit anderen Augen zu lesen. Aber er war nicht mehr da.
MANN:
Ich war nie dankbar, weil ich nie gerettet wurde. Ich wurde nie gerettet, weil ich es nicht darauf ankommen ließ. Ich habe mich nie weiter als eine Armlänge von mir entfernt. Ich habe dafür gesorgt, daß ich am richtigen Platz und also greifbar war. Unter günstigen Bedingungen glaubte ich, daß ich mich selber fortsetzte. Dann war ich in bester Stimmung. Ich hätte mich dann gern mit dem Ruf ›Hier bin

ich‹ zur Verfügung gestellt. Ich wollte sagen: unter günstigen Bedingungen glaubte auch ich an die Stoßkraft.

A:
Saubere Arbeit.

B:
Wenn sie sich kratzten, spuckte einer Blut.
Wenn sie das Standbein wechselten, hing einer am Seil.
Wenn sie nickten, bissen die Hunde.
Wenn sie am Handschuh zupften, blitzte einer im Draht.
Wenn sie lachten, bekam einer den Rest.
Wenn sie eine Pause machten, hatte einer Fliegen im Mund.
Wenn sie neues Licht brauchten, wurde einer in Streifen geschnitten.

C:
Sprechen Sie mir nach: Die Maschine ist lebhaft und erinnert an etwas.

BEIDE:
Das ist zu schwer.

D:
Fassen wir uns kürzer.

E:
Die Maschine ist barmherzig, weil sie spricht.

BEIDE:
Die Maschine ist barmherzig –.

E:
Und?

BEIDE:
Weil sie – weil sie – die Maschine ist – weil sie – barmherzig – spricht.

F:
Danke. – Es gab vor Ihnen Tiere, die mit einem Dröhnen auf die Erde fielen, wenn sie starben. Was haben Sie zu bieten?

Szene 12

MANN:
Es gab früher einen Ruck, wenn man ja oder nein sagte. Mit ja oder nein konnte man davonkommen.

A:
Bleiben Sie so, wie Sie sind. Sterben Sie. Sie machen Ihre Sache schon gut. Sie machen Ihre Sache jetzt endlich richtig.

MANN:
Ich ging geradeaus und kannte alle Geräusche und die voraussichtlichen Arten der Unfälle an einem Tag. Ich hatte keine Schmerzen, es war nur so: der Tag war unvollkommen, solange ich lebte.

B:
Es ergibt sich also folgendes: Jede räumliche Beschreibung von Geschehnissen bedient sich eines starren Körpers, auf den die Geschehnisse räumlich zu beziehen sind.

C:
Die Mechanik hat zu beschreiben, wie die Körper mit der Zeit ihren Ort im Raume ändern.

D:
In dieser Beschreibung ist es nicht mehr üblich, der Gefahr ins Auge zu sehen.

E:
In dieser Beschreibung bleibt alles liegen.

Szene 15

MANN:
Daraufhin –.

FRAU:
Daraufhin?

MANN:
Ich hatte einen Traum, in dem ich das Erschießungsamt für ausscheidungswillige Fälle schriftlich um ei-

nen Termin bat. Ich bekam einen Termin. Ich habe mich gewaschen, legte ein reines Hemd an und ging am frühen Morgen in das Gebäude. An allen Türen stand: Herein, ohne anzuklopfen.

FRAU:

Dann bist du aufgewacht, naß vor Schrecken.

MANN:

Ich wurde vorgeführt. Ich wurde höflich behandelt. Man versprach mir ein äußerstes Maß an Schwerelosigkeit. Dann ging die Tür auf, und auf einem erhöhten Stuhl saß Charlie Chaplin mit Sonnenbrille und streckte die Hände aus.

Filmprojektor läuft: eine Montage, die allmählich zeigt, wie Chaplin altert.

MANN:

Das heißt, es war nicht ganz genau Charlie Chaplin. Es war eher ein alter Komiker, der noch schlimmer dran war als ich.

FRAU:

Dann bist du aufgewacht, naß vor Schrecken.

MANN:

Er ist aufgestanden, weil ich ihm geholfen habe. Ich habe mich auf den Stuhl gesetzt und sah aus wie einer, der noch schlimmer dran ist als der nächste. Die Frage war nur, wer mich ablöste. Da fing ich an zu schreien, während sie Charlie Chaplin im Hof erschossen. Ich sah Leute, die sich freuten, wenn sie abgeführt wurden. Mich wollte keiner haben. Ich war dazu verurteilt, die anderen selig zu sprechen. Ich bin aufgewacht, naß vor Schrecken. Ich habe mir mitten in der Nacht eine Sonnenbrille aufgesetzt, um endlich etwas ohne dich zu tun.

FRAU:

Noch mal.

Beide stehen auf, jeder geht wieder um seinen Stuhl herum.

MANN:

Hier muß es gewesen sein, hier. Sieh mal. In einer Landschaft, wo man sein Wort nicht halten kann. Da, unter freiem Himmel. Siehst du, wie dir die Stücke einzeln aus der Hand fliegen? Ich weiß nicht, ich erinnere mich vielleicht nicht mehr genau, wo wir gestanden haben. Also vorbei, wenden, loslassen, wie gesagt.

FRAU:

Ich habe Finger, aber sehr weit weg.

Sie streckt die Hände aus.

FRAU:

Ich kenne anderes Wetter, aber sehr weit weg.

MANN:

Ich mache uns einen Vorschlag.

FRAU:

Ich erinnere mich. Es steckt was anderes dahinter. Du darfst dir eine solche Behandlung durch einen Stuhl nicht gefallen lassen.

Sie umkreisen ihre Stühle.

A:

Haben Sie Heimweh nach Schwierigkeiten?

MANN:

Ich habe gesagt: Eine schmutzige Gegend nach der andern. Ich habe gesagt: Man muß schnell hindurch. Ich habe gesagt: Es ist mir lieber so. Ich habe gesagt: Viel Neues gibt es nicht in diesem Dreck. Was anderes habe ich nicht gesagt.

B:

Jeder Satz ist wunschlos.
Jeder Satz genießt seinen baldigen Tod.
Sätze machen sich aus dem Staub.
Sätze vermissen den Menschen nicht.

Szene 18

Die Maschine spricht ein Horoskop.

A:
Ein andermal.
Vertrauen Sie.
Kleinere Rückschläge.
Vertrauen Sie.
Lungenwege schützen.
In die Sterne.
Ein andermal
können Sie lachen,
Opfer bringen
oder kleine Schnittwunden
davontragen.
Vorsicht
vor stumpfen Gegenständen
überm Kopf,
damit Sie nicht vorzeitig
eine Reise antreten.
In die Sterne.
Wo Sie hingehören.
Das wissen Sie doch.
Im Vertrauen.
Nicht zögern, zupacken.
Wer die Neigung hat,
hat auch die Qual.
Das muß anders werden.
Und vielleicht entsteht daraus
ein neuer Stern.
Am Wochenende.
Oder, im Vertrauen.
Ein andermal.
Können Sie Kräfte sammeln.

B:
Man könnte erwarten, daß die Personen Schulter an Schulter sitzen. Sie haben es unterlassen, die Stühle rechtzeitig zusammenzurücken. Absicht oder Erschöpfung?

C:
Ein Stuhl ist einfach.
Ein Stuhl nützt jedem.
Ein Stuhl verschwindet anders als der, der auf ihm sitzt.
Ein Stuhl macht keine Fehler.
Ein Stuhl hat keine Schwierigkeiten.

D:
Wir nehmen Ihnen ab, was Sie nicht ausgesprochen haben.

E:
Als zum erstenmal ein Mensch gegen eine Maschine Schach spielte, ließ sie ihn aus Barmherzigkeit das erste Spiel gewinnen.

Szene 21

MANN:
Immerhin: Es gab Fotos, die uns den Abschuß eines Menschen auf offener Straße erklärten. Es gab da einen Haarwirbel über dem Ohr und eine windige Stelle, trüb, denn es war ein Tod, der sich gerade noch Zeit ließ, dem Leser als Fleck in der Luft zu erscheinen. Aber das machte nichts aus, es war ja dicht neben dem Kopf, und außerdem war da noch die erhobene Pistole. Und keiner kam zu kurz, denn der Tod hatte sein vorgeschriebenes Tempo, und der Fleck war sein Geschwindigkeitsfleck. Damit war vollkommen erklärt, daß es ein Kopftreffer war und daß auf dem nächsten Foto der Kopf, jetzt ohne gesträubtes Haar und Luftzug, im Blut liegen mußte. Der oder auch andere blieben liegen, wenn man weiterblätterte. In Florida wiederholte ein Delphin seinen Hochsprung.

A:
Jeder Satz ist eine erste Hilfe oder ein letzter Schlag. Das kommt ganz auf Ihren Charakter an.

B:
Wir sind keine Totengräber,
die hinter der Hecke arbeiten
und Lehm an den Schuhen haben
und dicke Adern auf den Armen
und Hände, die gleichmäßig
zustechen nach Art der Branche
und die Wände glätten.

Das ist nicht der richtige Moment,
um uns ein Trinkgeld zu geben
im Glauben an die Tradition.
C:
Da wir Sie nicht schlechter machen,
als Sie sind, und Sie nicht belehren wollen
zu Ihren Gunsten, ersetzen wir Ihnen lieber
ohne Trauer und Mitleid
die vertraute Umgebung durch Hinweise
und lassen den Satz ›Die Hölle
ist die Qual, nicht lieben zu können‹
bis auf weiteres auf sich beruhen
und glauben an Ihren Verzicht
und lassen Sie ordnungsgemäß sterben.
FRAU:
Hat man jemals die Wörter gesehen?
D:
Welche Abfälle sehen Sie auf der Kreuzung?
FRAU:
Es wurde versäumt, die Wörter sichtbar zu machen, nachdem die Verständigung aufgehört hatte. Ich habe auf ein Kino oder irgendeine neuartige Projektion am Himmel oder auch an der Zimmerdecke gewartet, die mir die Wörter gezeigt hätte. Ich hätte gern auf einen Knopf gedrückt, um das genaue Aussehen der Wörter ›Montag‹ oder ›Brief‹, ›Gesicht‹, ›Schlaf‹, ›Mann‹, ›Schlüsselloch‹ oder ›Jahre‹ zu erfahren. – Wir hätten diese Erfindung machen sollen.
E:
Lassen Sie keine fixen Ideen mehr aufkommen.
F:
Man konnte in verschiedenen Lebensbereichen oder Zukunftsfragen gehen oder kriechen. Das hing ganz von der Abstammung ab.
A:
Waren Sie nach Feierabend ein anderer Mensch?
B:
Waren Sie gern auf dem Lande?
C:
Der Mond.
D:
Die Spinne.
E:
Der Blitz.
F:
Die Schnecke.
A:
Und der Kürbis dick wie die Liebe.
B:
Mancher Satz freut sich über außermenschliche Beziehungen.
C:
Eine Schnecke kriecht.
D:
Ein Satz, in dem kein Mensch vorkommt, ist gut.
E:
Keiner betritt eine Personenwaage.
Kein Licht wird besser durch eine Lampe aus Menschenhaut.
Keiner geht nach Hause.
Keiner wird bespuckt.
Keiner wird gekauft.
Keiner muß gnädig sein.
F:
Haben Sie immer noch die alte Adresse?
FRAU:
Noch mal.
MANN:
Was?
FRAU:
Mann und Frau.
MANN:
Wie?
FRAU:
Warum haben Sie sich nie kastriert?
MANN:
Geben Sie mir das Messer. Sie werden endlich bei mir auf Ihre Kosten

kommen. Ich wußte nicht genug über Sie. – Ich hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen. – Ich hätte mich mehr um Sie kümmern müssen. – Ich hätte Sie nicht so behandeln dürfen. Geben Sie mir das Messer. Ich blitze für Sie noch einmal auf.

Szene 23

A:
Mutterleib.
B:
Ja.
A:
Ohne Tritt Marsch.
C:
Ja.
A:
Volk.
D:
Ja.
A:
Auftrag.
E:
Ja.
A:
Hosennaht.
B:
Ja.
A:
Sparschweine.
C:
Ja.
A:
Morgenrot.
D:
Ja.
A:
Tischlein deck dich.
E:
Ja.
A:
Achtung.
F:
Ja.
A:
Gott mit euch.
B:
Ja.
A:
Auf die Plätze.
C:
Ja.
A:
Jetzt.
D:
Ja.
A:
Lehmfarben.
MANN:
Es ist dieselbe Gegend.
A:
Das heißt: Es bestand immer Lebensgefahr.
MANN:
Und zuletzt, ja, bin ich dir in haarige Träume entwischt. Auf dem Tisch liegt das neueste Weltraumfoto von gestern, ich erinnere mich, so daß ich wider Erwarten plötzlich das Universum in die Hand nehmen kann. Und der nächste Schritt ist, daß ich mich bis auf weiteres verabschiede, für mehrere Umdrehungen also. Oder besser noch: mich in der passenden Höhe ausklinke, ganz ohne Seil, und dann auf den nächstbesten haarigen Traum onaniere, bis ich friedlich in meinem maßgeschneiderten Silberanzug hänge und über die Lichtgrenze treibe.
FRAU:
Ich habe es anders gemacht.
MANN:
Haustiere. Abgeschnittene Hälse. Wir werden die Wörter nicht mehr an uns gewöhnen.
FRAU:
Ich habe mich gebückt. – Es ist tatsächlich möglich, mit den Augen

ganz nah an Fliegenbeine heranzugehen und sein Gedächtnis zu verlieren.

ALLE MASCHINEN:
Wenn Sie beim Aufstehen fallen, streifen Sie, wenn Sie Glück haben, Ihren Stuhl.

A:
Das ist alles.

B:
Einatmen.

E. Sinzig
Taubnesseln[29]

Jans Vater war Melker von Beruf. Als Tagelöhner machte er die Runde von Hof zu Hof und kannte alle Kühe der Gegend beim Namen. Vierzig Jahre seines Lebens griff er ihnen ins Euter und rief sie in allen Tonabstufungen der Zärtlichkeit »Gudrun«, »Lisbeth«, »Edelgart« und »Waltraut«. Liebe zum Handwerk nämlich beseelte den schweigsamen, finsteren Mann. Und so koste er seinen Tieren jahraus, jahrein das rahmige Naß aus den Zitzen hervor, mit seinen großen weichen Liebhaberhänden, deren Nägel stets den schwarzen Rand der Beileidsschreiben trugen.

In manchen Bauernstuben wurde sogar getuschelt, Jans Vater treibe Schlimmes mit dem Vieh beim Melken. Mochte dem sein, wie es wollte. Ja, mochte es sogar stimmen, daß der tierisch Verliebte ab und zu auf seinen dreibeinigen Melkschemel stieg und einer Lieblingskuh sein milchweißes Glied in die Scham eingleiten ließ – Jan und seine Mutter jedenfalls fanden nichts Schlimmes dabei.

»Was soll's?« zuckten sie hochmütig die Achsel, wenn die Leute tratschten. Denn sie wußten, der Vater liebte es, mit gestelztem Schoß ins warme Eingeweide seiner stummen Freundinnen zu stoßen. Eine melancholische Freude bereitete es ihm, wenn das Gedärm der Tiere sich ihm prall um die Leisten schmiegte und im gemächlichen Rhythmus des Wiederkäuens den Samen aus den Lenden hervorzapfte.

Bis unter die Bauchdecke drang ihm bei solchen Umarmungen das Echo der dumpf malmenden Kuhzähne. Denn unentwegt weiter kaute das Tiermaul vorne und zerrieb knusprige Gräser, Sauerampfer, Schafgarbe und Taubnesseln, während der Steiß hinten stochernde Lust vom Schemel herab empfing.

Derweilen so der große Apparat des Kauens und Verdauens tätig war, lauschte der Hoden des andächtigen Liebhabers auf das Knurren des Kuhmagens. Die Vorhaut des Gliedes registrierte zuckend das geräuschvolle Schlucken des gerillten Kuhschlundes. Die Düse des Samens prickelte unter dem Drucksen und Hupen der von grünem Grassaft geblähten Kuhflanken. Die Eichel verzeichnete gleich einem

Kesselthermometer die hefigen Gärphasen, die die Pulpe des verdauten Huflattichs im Inneren des Kuhbauches durchlief. Das Gliedbändchen empfing als nachklingende Saite das Schmirgeln der rauhen Kuhzunge, die gegen das rippige Gewölbe des Gaumens schaubte. Und die Gliedwurzel flickerte empfindlich unter den leise zischelnden Abwinden, die dem Dickdarm der Tiere entwichen.

Neugierig umkreisten die Kuhstall-Fliegen das seltsam verkoppelte Paar. Zutraulicher werdend, zogen sie ihre Flugkreise enger. Schließlich landeten sie auf der Haut des Melkers, um sich summend und fiedelnd an der sanften Paarung zu beteiligen.
Mit kitzligen Beinen dribbelten sie über das nackte Gesäß des dreibeinig emporgebockten Schemelbenutzers hinweg, dessen schwarze Leichenträger-Hose als ein geknautschter Ballen auf den Füßen hing. Gelinde erschaudern ließen die Krabbelnden die Gesäßhaut mit ihrem Flügelpropellern und sprenkelten sie mit den schwarzen Schönheitspflästerchen ihrer Ausscheidungen. Dann arbeiteten sie sich rüsseltupfend durch die Beine des Melancholischen hindurch, saugten kleine salzige Schweißtropfen zwischen den Gesäßwangen auf und kamen vorne zwischen den Schenkeln wieder vor.
Aus bläulichen Facettenaugen äugten sie von dort zu dem Kuhschwanz empor, der die Hüften des Melkers umschloß wie ein flechsiger, verliebter Frauengürtel. Am Hoden emporfüßelnd, peilten sie mit zangenförmiger Radarnase der Stichrichtung des Gliedes nach, das die Spitzen der Kuhhörner im Visier hielt, um den Samen exakt ins Zentrum des mütterlichen Tierbauches zu schießen. Und während leise rieselnd das Sperma austrat, turnte das Insektenvolk an den Fäden des langwallenden Schamhaares nieder, das mit seiner barthaften Männlichkeit die Zitzen des Kuheuters kitzelte.
Nach jedem Samenaustritt gab es ein sümmselndes Schmausen. Süffelnd profitierten die Fliegen dann vom süßen Sekret der Begattung. Rüsseltunkend schleckten sie die Samenreste von der rosigen Kuhscham. Mit musikalischer Fiedelnase naschten sie die kleinen Wollustergüsse von den Milchdrüsen des Kuheuters herunter. Und moppend, den Hinterleib nachschleifen lassend, schnürten sie durch die schweißigen Fingerspalten des Melkers hindurch, dessen Hände in verliebtem Spiele über die schwarzweißen Schecken des Kuhbauches strichen und die markigen Wirbel des Rückgrates zählten.
Über Stunden vermochte Jans Vater in solcher Umarmung zu verharren, von Samenerguß zu Samenerguß gleitend, als rutsche er mit dem Schoß auf einem geölten, seidigen Kalbsfell dahin. Tief atmete er die würzigen Stroh- und Heugerüche des Kuhstalls, vergaß die Welt und ihr liebloses Treiben, und der Scheitel seines Gesäßes empfing unschuldig den Nestkitt der ein und aus fliegenden Kuhstall-Schwalben, die überall dort ihren Wohnsitz hinzuspachteln lieben,

wo tierische Wärme herrscht und die Mücken spielen und das Leben einen sachten, verträumten Takt hat.
Es konnte sogar vorkommen, daß der Melker sich derart vergaß in seiner Hingabe an den Kuhsteiß, daß es den Schwalbenmüttern Gelegenheit bot, ihre Jungen in seinem Gesäßscheitel auszubrüten.
Dann ging ein Piepsen und gelbes Schnäbelaufreißen durch die Hinterwangen des Versunkenen. Junger Vogelflaum koste ihm den Darm. Würmer und Libellen fugten die Eltern der Jungtiere ihm mit fütterndem Schnabel zwischen das Fleisch. In windschnittigem Fluge umzirkelten sie ihm die Hüften. Am Hoden pickten sie ihm, verköstigten ihm den Bauchnabel mit toten Tausendfüßlern, tremulierten im Schamhaar herum, rupften kleine Haarhalme zwischen den Leisten aus, verstauten Nestabfälle und Eierschalen im Dickdarm, sangen ihre Zugvogelgesänge auf dem Telegraphenmast des Gliedes herunter, flochten hochzeitliche Löwenzahnkränze um die Gliedwurzel und streichelten mit flatternder Flügelspitze die Bauchseite des Gliedes, daß piepend der Samen hervorspritzte und das Kuhgedärm mit süßen Sülztrillern beglückte.
»In der Scham einer Kuh stecken und dabei ein Schwalbenest im Gesäß tragen, das ist so, als wenn man den Schoß in zwitschernde Sahne tunkt«, so beschrieb es der Mann zuweilen seiner Familie. Und dann lauschten Sohn und Mutter seinem erstaunlich poetischen Redefluß und nickten und verstanden ihn gut. Denn sie waren zwar einfache Leute, aber alle drei hatten sie etwas von Dichtern an sich.
Eines Tages jedoch fiel Jans Vater vom Melkschemel, schlug mit dem Hinterkopf ins Stroh und machte samtene, runde Augen dazu.
»Jetzt ist er tot«, sagte der Bauer, als er den Hingestreckten fand, dessen Glied lang und weiß aus dem Hosenspalt hing und über und über mit frischer Kuhmilch und jungem Heu bedeckt war.
»Jetzt ist er tot«, bestätigten die Leute im Dorf, als sie die Nachricht hörten. Doch sie vermochten sich diesmal nicht viel zu denken bei diesen Worten, die ihnen sonst immer willkommener Anlaß zu tiefsinnigem Nicken waren.
Jans Vater war eben stets ein Wesen von »jenseits des Horizonts« für die Dörfler gewesen. Dort aber kannten sie sich nicht mehr aus. Dort gerieten Menschen und Kühe merkwürdig durcheinander. Dort wuchs der Weißkohl verkehrt herum zum Himmel, und nichts mehr hatte seinen rechten irdischen Gang.

Nicht angetörnt[30]

Über Potskommune, Linkeck und ihre Zeitungen –

Tonbandprotokoll

Horst Tomayer, Buchloh, Christian, Peter Homann, Heike Proll, Ellinor, Butscher, Sander, Ulrich

S: Diese Differenz – was beim Kramer jetzt so stark rausbricht – der ganzen verbalen Sphäre da, die sich so massiv auftut, der Terrorsphäre, Terrorgeschichten und dem Wohnklokü . . .

T: dem was – Kalkül? ?

S: dem Wohnklokü . . . die is, glaube ich, sicher schon sehr wichtig, denn hätte man mal, wenn mal, mal Molotowcocktails wirft; die Aktionen, die man da propagiert, durchgeführt, dann würde man vielleicht ganz anders darüber schreiben oder vielleicht gar nicht drüber schreiben oder zumindest das Effektivitätsmaß, Effektivitätskriterium bei einer Zeitung ganz woanders ansetzen, ne . . ., könnte man vielleicht argumentieren . . .

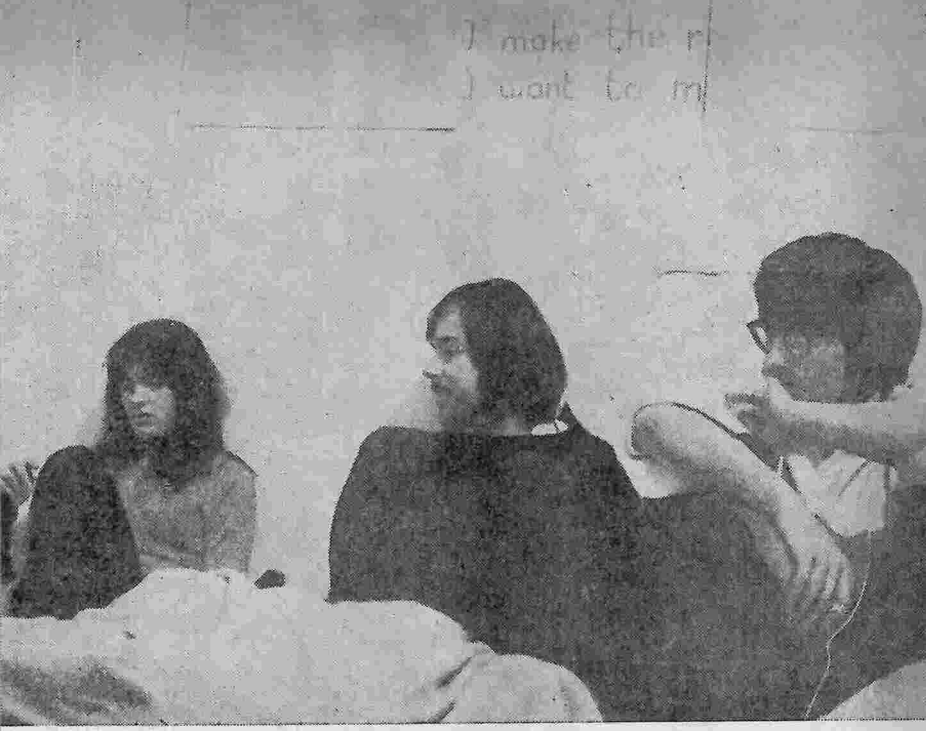
B: Ich weiß zum Beispiel aus Linkeck, daß – ich hab auch den Springer-Artikel geschrieben, – die neue Fassung – und da hab ich eigentlich nur Sachen geschrieben, die ich selber gemacht habe, bis auf eine am Anfang, aus irgendwelchen anderen Gründen. Und ich hab also tatsächlich, ich hab also an ner Zeitung mitgearbeitet, glaub ich, hab mit so ner komischen Gruppe zusammengelebt, und ich hab ein paar Autos umgeschmissen und eins angezündet. Und von daher fühl ich mich . . . glaub ich eben, daß es nicht ganz hinhaut, was du sagst. Wir hatten auch n' komisches Verhältnis zu Gewalttaten und zu dem, was draußen geschah, das war eigentlich prinzipiell genauso.

Ho: Ja – das eben . . .

B: Und ich glaub nun nicht, daß die Art des Zusammenlebens die Leute so sehr schon prägt, daß sie ihre vielleicht schon woanders gelernte Beobachtung von Demonstrationen oder Einschätzung von Demonstrationen, daß die so beeinflußt wird, daß sie sich dann so angleicht, wie du es gesagt hast. Ich will aber nun keineswegs bestreiten, daß diese Art des Zusammenlebens und diese Art ne Zeitung zu machen aus unserem Zusammenleben, sagen wir so – die Art die Zeitung

zu machen resultiert. Also keine Kooperation, keine Produktivität, würde ich sagen.
Ho: Ja du, – das zeigte sich denn, wenn ein Artikel gemacht wurde, wenn zum Beispiel über diesen Artikel, der von einem angegriffen wurde, so lange, also wirklich 5,6 Stunden, diskutiert wurde, wo also dem einzelnen nicht klar war, nicht nur was den Bedürfnissen der andern entspricht, also angepaßt, noch nicht einmal, sondern er war wirklich dabei, nur sich selbst zu produzieren, nicht, und das merkte man an diesem Artikel, an der Diskussion, wie dann jeder Satz verteidigt wurde, jeder Schwanz verteidigt wurde, den man gemacht hat. Jeder Schlenker, über jeden Schlenker wurde eine Stunde diskutiert, nicht ... das war ungeheuer daneben ... oder war es nicht, ich meine ...
Bu: Mh ...
Hei: Und trotzdem hielt ich ...
Ho: Du, wenn wirklich ein kollektiver Ansatz dagewesen wäre, wärs in der ganzen Konzeption also richtig gewesen, hätte man sich wirklich nur über 'n paar Details unterhalten brauchen ...
S: Ja, die Frage is ja da auch mal, welchen Sinn, welchen Zweck haben solche Zeitungen überhaupt und aus welcher Situation, welcher Gruppensituation heraus, solche Konzepte von Zeitungen – was ja dann Kommunikation heißt – entstehen. Ob nicht gerade diese Art von Kommunikation, was Zeitung ist, ganz besondere Kommunikationsstruktur solcher Leute, die Zeitungen machen, kollektiv verstehen wie wie sie es machen – voraussetzt, und zwar ne falsche.
T: Mußt du noch mal präzisieren ...
S: Na, Gott, ja zum Beispiel bei Linkeck war doch mehr oder weniger die Zeitung Aufhänger, um mit den Leuten, die Zeitung machten, irgend was anstellen zu können. Also wesentlich war also nicht, daß man da Zeitung macht, das Verkaufen ist ja auch sehr anstrengend und unangenehm, sondern wesentlich war doch wohl der Prozeß der Herstellung, was man da so zusammen geschnitzelt hat, gepinselt oder gesprochen oder sowas: und von daher vielleicht kann man auch mal die Sache betrachten.
B: Ja, aber genau das war auch für mich ein Reinfall. Ich kam dahin und dachte, daß da irgendwie gemeinsam produziert werden kann, ich dachte, ich beanspruchte das irgendwie für mich, das andere ... und das wurde natürlich überhaupt nicht gemacht. Die Artikel wurden

kann, die war natürlich da dort – bei allen – bei dir jedenfalls auch oder zu den andern Arbeiten gehört, das mußte man sich quasi privat aneignen. Ich hab zum Beispiel den Extradienst gelesen und andere haben den Extradienst gelesen usw. oder irgend so ne Geschichte.
S: Ja die Frage ist . . . das find ich richtig, genauso wars.
B: Aber der Wunsch natürlich . . .
Hei: Können wir mal dem Tomayer aufmachen?
B: Oder die Vorstellung, daß man da gemeinsam was machen müßte, und zwar so, daß man wirklich von Produktivität oder so sprechen kann, der war natürlich da dort – bei allen – bei dir jedenfalls auch sehr stark.
Bu: Das letzte hab ich nicht verstanden . . .?
S: Der Wunsch . . .
B: Ja, dieser Kinderwunsch . . . das man . . .
S: Ja, das war ja wohl der . . .
Bu: Du glaubst grad, der is falsch?
S: u. B: Ne, der is richtig . . .



S: ich glaub nur halt, daß er sich vielleicht falsch realisiert hat, gerade dieses Wort Produktivität . . .
Ho: Ja du, weil da nicht mehr drin war . . .
S: . . . scheint mir da irgendwie einen Hinweis zu geben. Vielleicht ist es eben halt ganz falsch, sich überhaupt an Produkten, Gegenständen, die man produziert, für das, was man da will, nämlich irgendwas miteinander anstellen, aufhängt! – Also den Umweg der Produkte, der Erzeugnisse, der Gegenstände, Objekte oder so – sei es also, was man da so rausdruckt, in Druckmaschinen oder so was, oder was man da auch so »geistig« erzeugt und produziert – was sich da niederschlägt in Artikeln, daß sich da also immer Gegenstände dazwischen schieben zwischen diese Kommunikation.
Hei: Aber das ist doch notwendigerweise so, solange die Forderung den . . . ja ich würde sagen bei allen vorhanden.
Hei: Nein, die war auch wieder privat bei vielen vorhan-
Ho: Das war ja keine Forderung, die von außen gesetzt war.
nach Produktion besteht.

S: Inwiefern, verstehe ich nicht ganz, was meinst du jetzt, meinst du ökonomisch bedingt? Aus ner Zwangssituation heraus?
Hei: Nicht eigentlich, weniger ökonomisch bedingt, sondern einfach der Gedanke, daß man eine Art von Gemeinschaft vielleicht erst herstellen kann über die Produktion, über gemeinsame Produktion. Indem man sich halt in irgendeiner Form verhalten muß, indem man sachbezogen sein muß, allein da is man nämlich erst fähig, die Beziehung herzustellen.
S: Ja, das würd ich aber bezweifeln. Ja ich glaube, wenn man sich sachbezogen verhält, dann verhält man sich schon wieder beziehungslos (Kernsatz). Das könnte ja sein . . .?
Hei: Ja, das kann sein, daß das der falsche Ansatz ist . . . Aber ich sehe bloß mit den andern keinen andern (Ansatz), weil da, ja die Forderung nach dem Kollektiv kann durchaus verloren gehen. Ja, du kannst dann natürlich daraus einfach schließen, daß es möglicherweise so war in der Pots, daß eben die Beziehungen über eine gemeinsame Produktivität auch nicht herzustellen sind.
S: Ja, das sowieso, das ist aber das Ergebnis. Ja, die Frage ist sowieso, ob sich denn sowas, was sich bei Pots und Linkeck abgespielt hat meinetwegen, Beziehungen über gemeinsame Produktion herstellen usw., ob sich das denn überhaupt so wesentlich unterscheidet meinetwegen von den Beziehungen, die so in einer Werbeagentur, die in einem fortgeschrittenen – oder bei Konkret – Sektor der kapitalistischen Wirtschaft oder was sagt man da . . . Arbeitsproduktionsweise darstellt.
Hei: Ja sicher, du kannst es natürlich so extrem sehen, Aber da kann ich natürlich die andere Seite genauso extrem sehen.
S: Welche denn . . .
Hei: Die der menschlichen Beziehungen, die ich sagen kann, wenn die Forderung besteht, ja dann kann ich sagen, das endet letztlich vielleicht darin, daß sich zwei finden, die eine gute Freundschaft haben, und dann gibt es noch vier andere, die einem nicht so sehr interessieren . . .
S: Versteh ich nicht . . .
Hei: Oder, daß man zu allen . . .
S: Versteh ich überhaupt nicht . . .
Hei: Ja, wie soll sich aus der Beziehung von Menschen untereinander . . . ja – was ist das für eine Konzeption . . . Ja ich meine was . . .

S: Moment ...
Hei: ... irgendeine Vorstellung mußt du doch haben, was sich da abspielen soll, oder was mit dir passieren soll ...
S: Ja du, die Frage ist doch die, ob man sich halt nur Beziehungen vorstellen kann, die sich herstellen über irgendwelche Sachen, Gegenstände, sei es Maschinen oder – ja Schreibmaschinen meinetwegen oder ... großer Tisch, um den man sich setzt und so was wie jetzt zum Beispiel ein Tonband oder ob es nicht noch andere Beziehungen gibt, die solche Instrumente ...
Hei: Ja, natürlich stellen die sich auch ...
S: solche Kommunikationsinstrumente nicht nötig haben ...
Hei: Ja, natürlich stellen die sich auch her, aber wenn das Bedürfnis erst mal da ist, anfänglich eine Beziehung herzustellen, dann ist sie meines Erachtens immer irgendwo über eine Sachbeziehung.
S: Ja, warum sagst du das so kategorisch, das versteh ich nicht, warum ausschließlich, seh ich nicht ...
Ho: Ja, ich weiß nicht, hör mal, es ist keine Sachbeziehung, weil, wenn man da so rumhängt und es wird nichts gemacht, ja dann entschließt man sich irgendwann etwas zu machen, das ist in diesem Fall ne Zeitung gewesen. Es ist wirklich ... es is zuallererst Bedürfnis gewesen, also endlich mal was zusammen zu machen ... Heike hat früher mal gezeichnet, und warum soll sie das nicht mit einbringen, was sie früher gemacht hat, z. B. gute Zeichnungen oder so, –
Bu: Ja vor allem glaube ich auch Hartmut, daß man einfach nicht darüber hinwegsehen kann, selbst wenn mans als falsch erkannt hat, daß das schließlich unser aller Situation war oder ist. Meinetwegen diese falsche Vorstellung von gemeinsamer Produktivität. Daß man nicht sagen kann, wie kommt es überhaupt zu soner verdinglichten Vorstellung von Kommunikation, sondern irgendwo ist das doch die Ausgangssituation aller, die mit falschen verdinglichten Kommunikationsvorstellungen aneinander herangehen.
S: Das ist ja klar, sicher. Das sehen wir ja, das haben wir ja erfahren. Was mich nur interessiert, daß ...
Bu: Deshalb, weil dich das so erstaunt, wenn Heike das sagt, ich meine, sie spricht eigentlich nur das falsche Bewußtsein, die falsche Vorstellung, aus der Allgemeinheit aus, in der sie ja wirklich vorhanden sind. Und es wäre doch ne Täuschung zu sagen, daß sie nicht mehr vorhanden sind, weil ...

S: Ne, was ich frage ist, was ich so frage, ob es nicht anders geht. Oder ob es halt nur, ob es immer so ist, ne ausschließliche Form von Beziehung ist oder so. Oder ob man da überhaupt weitermachen kann, ob einem das noch gefällt und Spaß macht.
Bu: Vor allem, wenn man irgendwann Ansätze von anderen Erfahrungen gemacht hat.
S: Ja, einmal das ...
Bu: Mit diesen Erfahrungen so total gescheitert ist, mit den falschen.
S: Ach so ja, einmal das und vielleicht auch mal irgendwie eine positive Erfahrung gemacht hat.
Bu: Ja das andere meinte ich zuerst.
S: Ja, ja
Ul: Wie, hat das jemand mal? Kann man mal andeuten?
Hei: Würd ich auch gern wissen, wie das aussieht.
Ho: Ich wunder mich hier über die Unterscheidung zwischen positiven und negativen Erfahrungen, weiß ich gar nicht, weiß ich nicht, was ich damit anfangen soll. Es gibt Erfahrungen
Ul: Es gibt auch Sackgassen
Bu: Ja, die meinen vor allem mit negativen Erfahrungen, Erfahrungen, Erfahrungen, die sie heute nicht mehr für richtig halten, die sie zwar mal gemacht haben, die aber auf falschen Voraussetzungen beruhten – daß es schlecht ausgedrückt ist, wenn man von schlechten oder negativen Erfahrungen spricht, aber das meinen sie und das hast du ja auch verstanden.
Ho: Ne du, das hab ich nicht genau verstanden.
S: Vielleicht Erfahrungen, die man nicht wiederholen will.
B: Nein, das würde man, glaube ich, mit allen, das würde man auch mit positiven Erfahrungen. Warum soll man die wiederholen?
Ho: Brauchste auch nicht zu wiederholen.
T: Wenn dus aber machst, was machste dann, wenn du sie machst.
S: Ja so kann mans natürlich auch sagen.
T: Angenommen, du mußt es zweimal machen.
B: Ja, dann hast du Pech gehabt.
T: Ja eben
Hei: Jaja
B: Ja, wir haben ja bei Linkeck versucht, das anders zu machen, indem wir gar nichts gemacht haben, also keine Produktion hatten. Und das ist natürlich auch kläglich gescheitert.

S: Da in der Bülowstraße?
B: Jaja
S: Und warum? Wie war das mit dem Scheitern? An welchem Punkt setzte das an, oder wie drückte sich das aus?
B: Ja, es war zunächst erst mal so, daß wir vorher gearbeitet hatten, usw. und, daß über Arbeit nichts Wichtiges, was Kommune angeht zu erreichen war, und da haben wir halt gar nichts gemacht . . .
Ho: Ja, da setzt du den Begriff Kommune auch wieder abstrakt an, den kannst du ja nur entwickeln aus irgendeiner Sache.
B: Ja, den haben wir ja auch teilweise entwickelt, ich meinte jetzt nur, um die Richtung anzugeben und nicht um mich genau auszudrücken. Und dann haben wir uns hingesetzt und gar nichts mehr produziert und dachten, wenn wir da in einem Raum hocken, dann könnte sich, dann müßte sich was ergeben, zumal wir auch hier und da gesehen haben, wie man was machen kann, wie man miteinander reden kann usw. Das sehe ich durchaus als persönliche Misere an und nicht als allgemeines Problem, das endete damit, daß wir nichts gemacht haben und uns angeödet haben und uns immer mehr hassen gelernt haben. Da setz ich durchaus voraus, daß wir was falsch gemacht haben, daß man das besser machen kann, das glaub ich auf jeden Fall.
. . . Ja ganz banal, wir haben uns angeödet und immer weniger leiden können gegenseitig. Das war alles also. Sonst irgendwas Interessantes für einen einzelnen ist dabei nicht rausgekommen. Es war zwar so, daß wir uns besser kennengelernt haben und daß die einzelnen Leute dadurch, daß sie sich angeödet haben, sich besser kennengelernt haben, aber damit dann haben wir nichts angefangen, was dann in irgendeiner Form dann gemeinsame Sache geworden wäre.
S: Ja, wie stellst du dir das Anfangen denn vor?
E: Ja, dann würde man das durch eine gemeinsame Sache, wie Zeitung und so, eigentlich nur verdecken.
B: Ja natürlich, das wars auch.
E: Diese Agressionen, die rauskommen, wenn man sich also hinsetzt und gar nichts tut.
Ho: Da meinst du natürlich mit verdecken, daß die Agressionen nicht auch in anderen Produktivitäten zum Ausbruch kommen, außer daß man sich gegenseitig, wenn man sich ständig in einem Raum gegenübersitzt. Die kommen ja auch so, die kommen selbst beim Schreiben,

in der Produktion oder im Layout, oder was weiß ich, die kommen doch überall raus.
T: Ja, wenn ich mal was dazu sagen darf. Mein Vater, der wohnt in Fürstenfeldbruck, in der Nähe von Fürstenfeldbruck und das sind 700 km, über eine derartige Entfernung, das ganze Jahr habe ich nichts mit ihm zu tun, sind Agressionen da und seit Jahren.
Ho: Seit der Geburt.
T: Praktisch seit der Geburt, wie mein Freund Hohmann ergänzend hinzufügt. Und diese Entfernung ist, glaub ich, beliebig erweiterbar. Ich kann mir vorstellen, daß ein Feind in Melbourne sitzt und ein Feind in San Franzisco, und es ist die herrlichste Feindschaft mit den grauenhaftesten Agressionen.
B: Ja das wird aber nicht so schlimm sein, daß wenn die in einem Zimmer hocken.
T: Ja, da kann man natürlich zuhauen, nicht wahr.
Weil man doch die Zwangssituation begreift.
Ho: Weil natürlich die Vorstellung von Gemeinsamkeit natürlich ne Zwangsumstellung ist. Ja natürlich hast du einen Plan. Du überläßt eben nicht alles dem Zufall, ließest du alles dem Zufall, dann würdest du dich eben durch nichts, außer natürlich durch ein paar individuelle Macken, von allen anderen in Westberlin wohnenden Durchschnittsbürgern unterscheiden. Du hast selbstverständlich einen Plan.
Aber Plan bezieht sich selbstverständlich noch nicht auf die Vermittlung.
Aber ich würde sagen, der Plan äußert sich eben durch die Vermittlung. Oder der Plan ist da eben die Organisierung der Vermittlung.
So stellt sich für mich das Problem nicht.
Bleiben wir ganz einfach bei dem Begriff Plan. Ich meine wenn ein Einbrecher einen Plan macht, dann hat er halt seine 20 Detailaktivitäten, die hat er durchdacht. Mit der Stoppuhr in der Hand. Werkzeug ordentlich gebündelt, sein Automobil geklaut.
Wo vermittelt eigentlich der Verbrecher?
Wie er vermittelt?
Er vermittelt, indem er die Gewohnheiten der Umwelt kontrolliert, zweifelsfrei eine Vermittlung, ganz einfach, weil er sich hier als Individuum zu schaffen macht, in der Gesellschaft, in der Umwelt, prüft die Gewohnheiten der Umwelt, er vermittelt, insofern er mit dem Schneidbrenner den Tresor aufschweißt, auch eine Art der Vermittlung

usw. usw., z. B. indem er seinen Kollegen Schmiere zu stehen bittet, indem er Anweisungen gibt für den Fall, daß eine Streife auftaucht.
Ich meine jetzt die Vermittlung nach außen. Würde mich mal interessieren. Nehmen wir mal die Verbrecher als Kommune usw. Und was macht der denn da. Es müßte doch eigentlich so sein, daß der nach außen sozusagen vermittelt.
Nach außen gleicht er sich doch genau so an.
Ob der Mann nun X heißt oder ob der in ner Kommune ist, ob er blind ist oder einarmig, wenn er einen Tresor ausleeren will, dann muß er mit dem Schneidbrenner ran oder mit ich weiß nicht.
Sprengen!
Mit ner Haftschalenladung
Das sind sachbezogene Aktivitäten
Ja, dann sind die
Religiöse Leute würden z. B den Tresor durch Aufbeten öffnen. Aber weil du kein religiöser Mensch bist, mußt du den Schneidbrenner nehmen. Den Schweißbrenner, Schneidbrenner
Ich glaub du hast mich jetzt noch nicht ganz verstanden. Ich hab dich deshalb gefragt, ich hab das allerdings auch gesagt, um das parallel zu sehen, also Leute, die neue Kommunikationsformen finden, mit dem Problem der Vermittlung nach außen und der Verbrecher mit dem Problem der Vermittlung nach außen. Ich geh auch davon aus, daß der Verbrecher sehr wohl vermittelt, indem ers tut z. B. vermittelt er doch. Ich find, das ist aber nicht die größte Vermittlung. So ungefähr seh ich das denn auch, daß wir so auch vermitteln.

Edgar Snow
Rote Horizonte[31]

»Die Geschichte im allgemeinen«, hatte ein berufener Analytiker der Gesellschaft, Lenin, geschrieben, »und die Geschichte der Revolutionen im besonderen ist stets inhaltsreicher, mannigfaltiger, vielseitiger, lebendiger, ›vertrackter‹, als die besten Parteien, die klassenbewußtesten Avantgarden der fortgeschrittensten Klassen es sich vorstellen. Das ist auch verständlich, denn die besten Avantgarden bringen das Bewußtsein, den Willen, die Leidenschaft, die Phantasie von Zehntausenden zum Ausdruck, die Revolution aber wird in Augenblicken eines besonderen Aufschwungs und einer besonderen Anspannung aller menschlichen Fähigkeiten durch das Bewußtsein, den Willen, die Leidenschaft, die Phantasie von vielen Millionen verwirklicht, die der schärfste Klassenkampf vorwärtspeitscht.«[1]

Worin hat die chinesische Geschichte sich »inhaltsreicher, mannigfaltiger, vielseitiger, lebendiger, ›vertrackter‹« bewiesen, als die kommunistischen Theoretiker sich das einige Jahrzehnte früher vorgestellt hatten? Um genauer zu sein, warum war es der Roten Armee nicht gelungen, die Macht in China zu gewinnen? Versucht man eine Antwort, so muß man sich klar die kommunistische Konzeption von der chinesischen Revolution und ihre Hauptziele vergegenwärtigen.

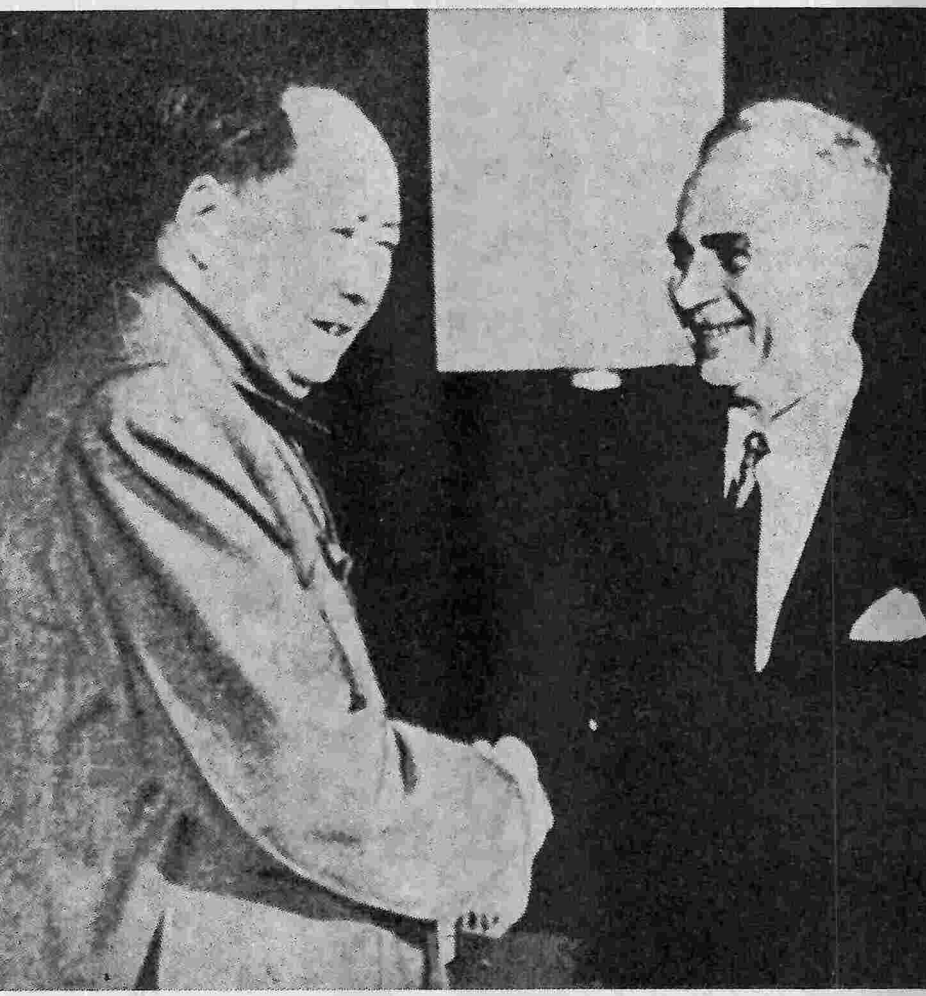
Die Kommunisten hatten gesagt, daß die chinesische Kapitalistenklasse keine wirkliche Bourgeoisie, sondern eine »koloniale Bourgeoisie« sei. Sie war eine »Kompradorenklasse«, ein verlängerter Arm ausländischen Finanzkapitals und des Monopolkapitalismus, dessen Interessen sie im wesentlichen diente.[2] Sie konnte die Bedingungen ihrer eigenen Freiheit nur in der Durchführung der antiimperialistischen Bewegung, in der Ausmerzung der Fremdherrschaft schaffen. Aber nur die Arbeiter und Bauern konnten eine solche Revo-

1 W. I. Lenin, der ›linke Radikalismus‹, die Kinderkrankheit im Kommunismus, in: Ausgewählte Werke, Band III, Berlin 1966, S. 463 f.

2 Mao Tse Tung, Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft, in: Ausgewählte Werke, Band I, Peking 1968, S. 10 ff. und Anmerkungen S. 19 (A. d. Ü.)

lution zum Endsieg führen. Und die Kommunisten dachten nicht daran, die Früchte des Sieges der Arbeiter und Bauern eben jenen Neo-Kapitalisten zu überlassen, die sie befreit hatten, wie es in Frankreich, Deutschland, Italien geschehen war, praktisch überall, praktisch überall, außer in Rußland. Stattdessen wollten sie die Macht während

Edgar Snows Besuch bei Mao Tse Tung, Peking 1967



einer Art NÖP-Periode[3] kontrollieren, einer überschaubaren Zeitspanne mit »kontrolliertem Kapitalismus«, auf die eine Periode des Staatskapitalismus und schließlich, mit Hilfe der UdSSR, der rasche Übergang in den sozialistischen Aufbau folgen sollte. All dies war klar in den »*Grundgesetzen der chinesischen Sowjetrepublik*«[4] ausgedrückt.

»Das Ziel unseres Kampfes zur Vertreibung des Imperalismus und zur Vernichtung der Kuomintang ist es, die *bürgerlich-demokratische* Revolution zur Reife zu bringen, und es zu ermöglichen, diese Revolution in die höhere Stufe der sozialistischen Revolution zu überführen. Dies ist die Aufgabe der Chinesischen Sowjetrepublik.«[5]

Auf dem Gipfelpunkt der Großen Revolution (1924–27) herrschte die notwendige revolutionäre Stimmung sowohl unter den Massen der Bauern als auch im Industrieproletariat. Aber die Situation war in vielfacher Hinsicht verschieden von jener, die in Rußland die Revotion ausgelöst hatte. Besonders bedeutsam ist folgender Unterschied: Zwar waren die Überreste des Feudalismus in Rußland eher noch ausgeprägter als in China, aber China war ein halbkoloniales Land, eine ›unterdrückte Nation‹, während Rußland ein imperialistisches Land, eine ›Unterdrückernation‹ war. In der Russischen Revolution mußte das Proletariat nur eine Klasse überwinden, seine eigene eingeborene bürgerlich-imperialistische Klasse, während die chinesische Revolution mit einem doppelten inneren Feind fertig werden mußte: mit der einheimischen Bourgeoisie *und* den eingewurzelten Interessen des ausländischen Imperialismus. Ursprünglich hatten die chinesischen Kommunisten geglaubt, diese Doppelnatur ihres Feindes durch den zwiefachen Charakter ihres eigenen Kampfes überwältigen zu können, mit Hilfe ihrer ›proletarischen Verbündeten‹ in aller Welt und der ›Arbeiter der UdSSR‹.

Fast die Hälfte der Industriearbeiter Chinas schuftete in Shanghai, in

3 vgl. dazu: Über die Rolle und die Aufgaben der Gewerkschaften unter den Verhältnissen der Neuen Ökonomischen Politik. Beschluß des ZK der KPR(B) vom 12. 1. 1922, in: Lenin, Ausgewählte Werke, Band III. Berlin 1966, S. 744 ff. (A. d. Ü.)

4 Mao Tse Tung u. a., Fundamental Laws of the Chinese Soviet Republic, London 1934

5 Red China: Mao Tse Tung Reports on the Progress of the Chinese Soviet Republic, London 1934

Schußweite der Kanonenboote der Weltmächte. In Tsientsin, Tsingtao, Shanghai, Hankow, Hongkong, Kowloon, und in den übrigen Einflußgebieten des Imperialismus lebten wahrscheinlich drei Viertel aller Industriearbeiter Chinas. Shanghai war der klassische Prototyp. Britische, amerikanische, französische, japanische, italienische *und chinesische* Militär-, Marine- und Polizeieinheiten – alle Kräfte des Weltimperialismus im Verein mit dem einheimischen Gangstertum und der Kompradorenbourgeoisie, also mit den korruptesten Elementen der chinesischen Gesellschaft, schwangen hier den Gummiknüppel über unbewaffnete Arbeiter.

Rede-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit wurden diesen Arbeitern vorenthalten. Die Mobilisation des Industrieproletariats für den politischen Kampf war kaum vorstellbar, solange das doppelte Überwachungssystem aus einheimischer und ausländischer Polizeigewalt herrschte. Nur einmal in der Geschichte war dieses System aufgebrochen worden, im Jahre 1927, als Chiang Kai-shek für einige Tage die Arbeiter benutzte, um seinen Sieg über die nördlichen Militärmachthaber zu sichern. Aber unmittelbar danach wurden sie in einem jener entsetzlichen Blutbäder der Geschichte unterdrückt, mit Zustimmung der Fremdmächte und mit der finanziellen Hilfe der fremden Kapitalisten.

Das Nanking-Regime konnte sich auf die Sicherheit der von den Fremdmächten beherrschten Industriegebiete in den Vertragshäfen verlassen, auf ihre Truppen, ihre Geschütze, ihre Festlandpolizei, ihre Flußkanonenboote, wie auch auf ihren Reichtum, ihre Presse, ihre Propaganda, ihre Spione. Es bedeutete wenig, daß die Fremdmächte nur selten an der Kriegführung gegen die Rote Armee direkt teilnahmen, nämlich wenn es sich wirklich als notwendig erwies. Viel wichtiger war, daß sie die Industriearbeiter polizeilich kontrollierten, dem Nanking-Regime mit Munition und Flugzeugen aushalfen und sich freundlicherweise mit einer Sprachregelung einverstanden erklärten, die den Bürgerkrieg schlicht als nicht vorhanden betrachtete, indem sie die Kommunisten als »rote Banditen« bezeichneten, so daß die unangenehme Frage von Nichteinmischungs-Komitees (wie im spanischen Bürgerkrieg) gar nicht erst auftauchte. So waren die kommunistischen Führer gezwungen, sich auf die ländlichen Bezirke zurückzuziehen, wo die Sowjetbewegung, wenn sie auch Ziele und Ideologie eines proletarischen Klassenbewußtseins beibehielt, faktisch

eine auf die armen Bauern gestützte, nationale und sozialrevolutionäre Bewegung entfaltete. In den ländlichen Bezirken hofften sie eine Rote Macht aufzubauen, die stark genug sein würde, städtische Positionen anzugreifen, in denen der ausländische Einfluß weniger fest verankert war, und später – wie sie hofften, mit Hilfe des Weltproletariats – die Zitadellen der fremden Macht in den Vertragshäfen zu belagern.

Aber während die imperialistischen Mächte faktisch als Alliierte der chinesischen Bourgeoisie gegen den Kommunismus auftraten, nahm die Hilfe des Weltproletariats, mit der die Kommunisten gerechnet hatten, keine konkrete Gestalt an. Obwohl im *Programm der Kommunistischen Internationale*[6] klar anerkannt worden war, daß erfolgreiche proletarische Bewegungen in halbkolonialen Ländern wie China »nur dann möglich sind, wenn sie direkte Hilfe von denjenigen Ländern erhalten, in denen die Diktatur des Proletariats schon besteht« (d. h. also von der UdSSR), leistet die Sowjetunion den chinesischen Genossen nicht die versprochene »Hilfe und Unterstützung der Diktatur des Proletariats« in einem Ausmaß, das den Notwendigkeiten entsprochen hätte. Im Gegenteil, die umfangreiche Hilfe, die sie bis 1927 Chiang Kai-shek gewährt hatte, hatte diesem objektiv zur Macht verholfen, wenn sie auch gleichzeitig zur Entstehung jener revolutionären Opposition beigetragen hatte, die später in der Bewegung der Roten Armee ihren Ausdruck fand. Allerdings hätte die Leistung direkter Hilfe an die chinesischen Kommunisten nach 1927 die UdSSR in Widerspruch zu der von ihr vertretenen Politik gebracht – sie hätte möglicherweise, indem sie die Gefahr eines internationalen Krieges heraufbeschwor, das gesamte Programm vom Aufbau des Sozialismus in einem Land in Frage gestellt. Nichtsdestoweniger gilt es festzustellen, daß dieser Faktor einen großen Einfluß auf den Verlauf der chinesischen Revolution ausübte.

Auf sich gestellt, ohne materielle Hilfe eines auswärtigen Verbündeten, mußten die chinesischen Kommunisten allein ihren Kampf um die »führende Rolle in der bürgerlich-demokratischen Revolution« fortsetzen, in der Hoffnung, daß tiefgreifende Veränderungen der innen- und außenpolitischen Lage neue Kräfte zu ihren Gunsten freimachen würden. Darin hatten sie sich allerdings getäuscht.

6 London 1929

Die Macht der Kuomintang in den großen Städten blieb, aus den schon erwähnten Gründen, relativ gesichert, aber in den Dörfern kam sie nur sehr langsam voran. Paradoxerweise – und ganz nach den Prinzipien der Dialektik – war die Schwäche der Bourgeoisie auf dem Lande eine Folge der gleichen Situation, die in den Städten die Stärke des Nanking-Regimes ausmachte – nämlich der Präsenz des ausländischen Imperialismus. Zwar half der Imperialismus bereitwillig, jeden städtischen Aufstand zu unterdrücken oder schon im Keim zu erstikken, aber er ließ sich diesen Dienst teuer bezahlen – hauptsächlich mit Hilfe Japans, dem Brennpunkt des fernöstlichen Krisenherdes: durch neue Annexionen (Manschurei, Jehol, Chahar, Ost-Jopei), Konzessionen und widerrechtliche Aneignung chinesischen Volkseinkommens. Die schweren Lasten, die dem Nanking-Regime durch diese neue Phase der imperialistischen Aggression auferlegt wurden, machten es der Kuomintang unmöglich, notwendige kapitalistische ›Reform‹ auf dem Lande – ein Geschäftsbankensystem, bessere Verbindungen, zentrale Steuererhebung und eine zentrale Polizeigewalt – schnell genug durchzuführen, um die Verbreitung von Unruhe und offener Rebellion unter der Landbevölkerung zu verhindern. Indem die Kommunisten die Revolution auf dem Lande durchführten, konnten sie die Forderungen einer starken bürgerlichen Anhängerschaft übernehmen, die Führung in einem Teil der ländlichen Gebiete übernehmen und sogar einige Machtpositionen auf der Basis einer reinen Agrarwirtschaft ausbauen. Aber zur gleichen Zeit konnten sie in den Städten, auf die ihre Gegner sich nach wie vor stützten, keinen weiteren Einfluß gewinnen.

In dieser Situation argumentierten die Kommunisten, daß die Angriffe der Kuomintang gegen die Kommunisten das chinesische Volk daran hinderten, seine Mission der »nationalen Befreiung« zu erfüllen und die Japaner aus dem Lande zu jagen, und daß die mangelnde Bereitschaft der Kuomintang, das Land zu verteidigen, eine Bankerotterklärung ihrer Führer sei. Aber die aufgebrachten Nationalisten entgegneten, daß die Versuche der Kommunisten, die Regierung zu stürzen, diese eben daran hindere, die Japaner zu bekämpfen, und daß die fortgesetzten Umtriebe der ›roten Banditen‹ im Innern ohne Rücksicht auf die nationale Krise die Verwirklichung innerer Reformen torpediere. Und hier lag in der Tat das Dilemma, aus dem die Immobilität der chinesischen Revolution in dieser Zeit resultiert.

Im Verlaufe dieser zehn Jahre wurde jedoch der imperialistische Druck so unerträglich, der Preis für den Schutz der chinesischen Kompradoreninteressen in den Städten so unerschwinglich, daß er nach und nach den Klassengegensatz zwischen der Kuomintang, der Bürger- und Grundbesitzerpartei, und der Kungch'ang, der Partei der Arbeiter und Bauern, mehr und mehr neutralisierte. Eben deshalb – und wegen der in den vorhergehenden Kapiteln beschriebenen Ereignisse – konnten sich die Kuomintang und die Kommunistische Partei nach einem Jahrzehnt des pausenlosen Bürgerkrieges auf der Basis des gemeinsamen Kampfes gegen den japanischen Imperialismus einigen. Diese Einigung mochte labil und vorübergehend sein; sie mochte zerbrechen, wenn immer die inneren Interessengegensätze die äußeren überwogen. Trotzdem begann mit dieser Einigung eine neue Ära.

Am Ende eines Jahrzehnts, das vom Krieg der Klassen gezeichnet war, hatten die Kommunisten vorübergehend auf ihre These verzichten müssen, daß »nur unter der Vorherrschaft des Proletariats« eine bürgerlich-demokratische Revolution sich entwickeln könne. Stattdessen wurde anerkannt, daß *nur* eine ›Einheit aller Klassen‹ dieses Ziel erreichen könne. Praktisch bedeutete dies die Anerkennung der *gegenwärtigen* Führungsrolle – und Vormachtstellung – der Kuomintang in der nationalen Revolution. Für die Kommunisten war dies in der Tat ein ›großer Rückzug‹, wie Mao Tse Tung offen zugegeben hatte, von den Tagen in Kiangsi, als sie darum kämpften, »die Diktatur der Arbeiter und Bauern zu befestigen, diese Diktatur auf das ganze Land auszudehnen, die Räte und die Massen zu mobilisieren, zu organisieren und zum Kampf in diesem revolutionären Krieg zu bewaffnen«[7]. Der bewaffnete Kampf um die sofortige Machtergreifung hatte aufgehört. Kommunistische Losungen wurden jetzt: »Antijapanische nationale Einheitsfront«, »Einheitliche demokratische Republik«, »Einstellung des Bürgerkriegs«, »Kampf um die Demokratie«, »Verwirklichung des Widerstandskriegs«[8]. Die praktischen Vorteile aus diesen

7 Red China: Mao Tse Tung Reports ...

8 So nach: Mao Tse Tung, Die Aufgaben der Kommunistischen Partei Chinas in der Periode des Widerstandskampfes gegen die japanische Aggression, Referat des Genossen Mao Tse Tung auf der Landeskonferenz der KP Ch im Mai 1937 in Yenan, in: Ausgewählte Werke, Band I, Peking 1968, S. 322 (bei Snow geringfügig anderer Wortlaut)

Konzessionen haben wir schon erörtert. Aber welche Garantien hatten die Kommunisten, daß es ihnen möglich sein würde, die erreichten Positionen zu halten? Welche Garantien für die Aufrechterhaltung des inneren Friedens, die Verwirklichung der versprochenen Demokratie und die Fortdauer des Widerstandskrieges gegen Japan?
In solchen Perioden, hatte Lenin geschrieben, »muß man die größte Treue zu den Ideen des Kommunismus mit der Fähigkeit vereinigen, alle notwendigen praktischen Kompromisse einzugehen, zu ›lavieren‹, zu paktieren, im Zick-Zack vorzugehen, Rückzüge anzutreten und ähnliches mehr«[9]. Und obwohl die chinesischen Kommunisten nun ihre Strategie völlig geändert hatten, glaubten sie immer noch, daß es nun möglich sein werde, den Kampf in einer günstigeren Atmosphäre weiterzuführen. Ein »Austausch von Zugeständnissen« hatte stattgefunden, wie Mao Tse Tung sagte, und zwar ein Austausch, dem »definitive Grenzen gesetzt sind«.
Er fuhr fort: »Die Kommunistische Partei behält die Führung im Sondergebiet und in der Roten Armee und wahrt in der Beziehung zur Kuomintang ihre Unabhängigkeit und die Freiheit zur Kritik. Das sind die Grenzen dieser Zugeständnisse, und es ist unzulässig, diese Grenzen zu überschreiten . . . Die Kommunisten verzichten keineswegs auf ihre sozialistischen und kommunistischen Ideale; sie werden über das Stadium der bürgerlich-demokratischen Revolution zum Stadium des Sozialismus und Kommunismus gelangen. Die Kommunistische Partei Chinas hat ihr eigenes politisches und ökonomisches Programm.«[10]
Natürlich würde die Kuomintang die Vorteile, die ihr die neue Politik der Kommunistischen Partei bot, so weit wie möglich für sich selbst nutzen. Nachdem die Autorität Nankings von der einzigen politischen Partei in China anerkannt worden war, die überhaupt in der Lage war, diese Autorität herauszufordern, würde Chiang Kai-shek seine militärische und wirtschaftliche Vormachtstellung in jenen Randgebieten ausdehnen, in denen die Militärmachthaber immer noch über starken Einfluß verfügten, etwa in Kwangsi, Yunnan, Kweichow und Szechuan. Indem er seine militärischen Positionen an den Grenzen der von den Kommunisten beherrschten Gebieten ausbaute, konnte

9 W. I. Lenin, der ›linke Radikalismus‹, S. 463
10 So nach: Mao Tse Tung, Die Aufgaben der KPCH, S. 317 u. 318

er gleichzeitig im Austausch für vorübergehende Schonung weitere politische Zugeständnisse von ihnen erpressen. Durch eine geschickte taktische Kombination politischer und wirtschaftlicher Maßnahmen, so mochte er spekulieren, konnte er die Kommunisten politisch so schwächen, daß er sie im Augenblick der Aufforderung der Kapitulation (auf den er zweifellos immer noch hinarbeitete) ihren inneren Zwistigkeiten überlassen und mit den widerspenstigen Resten irgendwo im Land militärisch kurzen Prozeß machen könne.

Die Kommunisten machten sich darüber keine Illusionen. Sie bildeten sich auch nicht etwa ein, die versprochene ›Demokratie‹ werde ohne ihren permanenten aktiven Widerstand verwirklicht werden. Keine Diktatur in der Geschichte hat jemals etwas von ihrer Macht aufgegeben, es sei denn unter äußerstem Druck, und die Kuomintang würde keine Ausnahme von dieser Regel machen. Die Verwirklichung selbst jener begrenzten ›Demokratie‹, die nun in Sicht war, wäre unmöglich gewesen ohne ihren zehnjährigen bewaffneten Widerstand. Dieser Widerstand war überhaupt die Voraussetzung dafür gewesen, daß eine Demokratie sich als notwendig erwies, und daß jetzt unter unseren Augen so etwas wie eine staatliche Zentralgewalt entstand. Denn die Entstehung der Demokratie, wie des modernen Staates überhaupt, ist ein Beweis für die Notwendigkeit einer Zentralgewalt und eines politischen Systems, in dem die Versöhnung der in der kapitalistischen Gesellschaft angelegten Widersprüche, der grundlegenden Klassengegensätze, wenigstens angestrebt werden konnte.

Diese Gegensätze verminderten sich in China keineswegs; sie verschärften sich im Gegenteil, und in dem Maße, wie sie sich verschärften, mußte der Staat Notiz von ihnen nehmen. Gerade der errungene innere Frieden machte es unausweichlich, daß die Nanking-Regierung eine breitere Vertretung der verschiedenen Gesellschaftsschichten werden mußte, wenn dieser innere Friede dauern sollte. Selbstverständlich bestand keine Aussicht, die Kuomintang würde friedlich ihr eigenes Todesurteil unterzeichnen, indem sie tatsächlich die bürgerliche Demokratie einführte und es der Kommunistischen Partei erlaubte, im offenen Wahlkampf gegen sie anzutreten (wahrscheinlich hätten

11 vgl. dazu: Mao Tse Tung, Eine Erklärung zur Erklärung Chiang Kaisheks, in: Ausgewählte Werke, Band I, S. 299 ff., und Anmerkungen S. 303 ff., wo die Einzelheiten des Kompromisses dargestellt und politisch legitimiert werden. (A. d. Ü.)

allein die Stimmen der Landbevölkerung den Kommunisten eine überwältigende Mehrheit verschafft), obwohl die Kommunisten und andere Parteien das gefordert hatten und weiterhin für diese Forderung agitieren würden[11]. Aber immerhin mußte die kleine Minorität, die Wirtschaft und Staatsmacht monopolisiert hatte, den Forderungen der Bauern in etwa Rechenschaft tragen. Das provisorische Zugeständnis einer Zulassung von Vertretern der Roten Gebiete im Nationalkongreß war ein Anzeichen dafür.

Das Zusammenwachsen ökonomischer, politischer und sozialer Interessen, dieser sogenannte ›Einigungsprozeß‹ als eine Gesamtheit von Maßnahmen, die zusammen das System bilden, verlangte zugleich, zu seiner eigenen Aufrechterhaltung, daß immer breitere Schichten sich zusammenfanden in dem Versuch, das Unüberbrückbare zu überbrükken: den sich vertiefenden Konflikt der Klassengegensätze. Und in dem Maße wie sich das Nanking-Regime bemühen würde, divergierende und weitergespannte Klasseninteressen im ganzen Lande zu repräsentieren, also je näher es der Verwirklichung der Demokratie kam – mußte es eine Lösung zu seinem eigenen Überleben finden, indem es den immer unverschämteren Forderungen Japans Widerstand entgegensetzte.

Die Garantien eines verstärkten kommunistischen Einflusses, die Garantien gegen zukünftige Vernichtungsfeldzüge, hingen also für die Kommunisten auf das engste mit den ineinander verwobenen ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklungen zusammen, die zu der gegenwärtigen Situation geführt hatten. Das bedeutete konkret: Unterstützung der weitverbreiteten Forderungen der bewaffneten wie der unbewaffneten Massen nach fortdauernder innerer Einheit, verbesserte Lebensbedingungen, Demokratie und Widerstand gegen Japan in einem gemeinsamen Kampf für die nationale Freiheit. Zweitens lagen die »Garantien« der Kommunistischen Partei darin, daß sie sich an die Spitze dieser Bewegung im ganzen Land setzen konnte und in der gegenwärtigen militärischen und politischen Kampfkraft der Kommunistischen Partei.

Im Frühjahr 1937 ließ der japanische Druck auf China vorübergehend nach, der Einmarsch in die Innere Mongolei kam zum Stillstand, die anglo-japanischen Gespräche für eine »gemeinsame Chinapolitik« begannen, die britische Regierung machte sich Hoffnungen auf eine Vermittlerrolle in einem chinesisch-japanischen Ausgleich und eine

»relative Friedenssituation« im Fernen Osten trat ein; einige Leute überlegten sich, ob die kommunistische Einschätzung der politischen Szene nicht falsch war. Hieß es nicht, alles auf eine Karte setzen, wenn man eine neue Strategie auf der Unvermeidbarkeit eines bald ausbrechenden chinesisch-japanischen Krieges aufbaute? Jetzt, da der innere Friede in China hergestellt war und die Roten ihre Versuche zum Sturz der Kuomintang aufgegeben hatten, zeige Japan der Nanking-Regierung gegenüber ein versöhnliches Gesicht, so wurde argumentiert. Die japanischen Imperialisten hatten also begriffen, daß sie der chinesischen Bourgeoisie gegenüber zu weit gegangen waren, mit dem Ergebnis, daß die Chinesen den Klassenkampf im gemeinsamen Haß gegen Japan begraben hatten. Sie merkten also, daß es weiser wäre, eine neue, freundschaftliche Politik gegenüber der chinesischen Bourgeoisie zu betreiben, um sie wieder für den inneren Kampf gegen den Kommunismus frei zu machen. Und eine solche *Annäherung* Tokyo–Nanking würde den politischen Einfluß der Kommunisten zunichtemachen, der zu einseitig auf der Politik des *»k'ang jih«*, der ›Widerstand gegen Japan-Bewegung‹, aufgebaut war.

Aber wenn die Geschichte überbordet, folgt sie den Gesetzen der Dynamik. Man kann sie nicht in die alten Kanäle zurückzwingen. Japan konnte nicht zu einer Politik des Status quo in China zurückkehren, obwohl die fähigsten japanischen Führer begriffen, daß gerade diese Politik eine gebieterische Notwendigkeit war. Und der Liukochiao-Zwischenfall vom 8. Juli rechtfertigte die kommunistische Analyse der Situation. Japanische Truppen, die (übrigens illegal) in der Gegend von Wanping auf chinesischem Hoheitsgebiet »Nachtmanöver« abhielten, zehn Meilen westlich von Peking, waren angeblich von chinesischen Eisenbahnpolizisten beschossen worden. Dieser Zwischenfall gab den Japanern den erwünschten Vorwand. Mitte Juli hatten die Japaner ungefähr zehntausend Mann in das Gebiet um Peking-Tientsin in Marsch gesetzt und neue imperialistische Forderungen gestellt. Vor diesen Forderungen zu kapitulieren, hätte buchstäblich bedeutet, ein japanisches Protektorat über Nordchina anzuerkennen.

Die kommunistische Einschätzung dieser Situation und der explosiven Ereignisse, die auf sie folgen mußten, ging davon aus, daß der wachsende Druck der gesamten Nation – nicht nur in diesem Fall, sondern

überall, wo neue Akte der Aggression sich ereigneten – Chiang Kaisheks Regime zu einer Haltung zwingen mußten, die unweigerlich zum Kriege führte, falls nicht Japan seine Politik grundlegend änderte und für die Sünden der Vergangenheit Wiedergutmachung leistete. Also gab es keinen Ausweg als den Krieg. Und die Kommunisten interpretierten einen solchen Krieg weiterhin nicht nur als einen Kampf für die nationale Unabhängigkeit, sondern als eine revolutionäre Bewegung, denn »den Imperialismus in China zu schlagen bedeutet, eine seiner Hauptbastionen zu zerstören«, und der Sieg der chinesischen Revolution »fällt zusammen mit dem Sieg des chinesischen Volkes gegen die japanische Aggression«. Entsprechend Mao Tse Tungs Analyse der bis zum Zerreißen gespannten politisch-ökonomischen Situation in Japan, China und in der ganzen Welt konnte diese geschichtliche Wende keine entscheidende Verzögerung erfahren. Die Kommunisten sahen voraus, daß in diesem Krieg Millionen bewaffnet, ausgerüstet und ausgebildet werden müßten, zu einem Kampf, der nicht nur das äußere Krebsgeschwulst des Imperialismus, sondern auch den inneren Krebsschaden der Klassenunterdrückung beseitigen müßte. Ein solcher Krieg, wie sie ihn sahen, konnte nur durch die »Mobilisierung der Millionenmassen«, durch die Schaffung einer intensiv politisch geschulten Armee geführt werden. Und ein solcher Krieg konnte nur unter der fortschrittlichsten revolutionären Führung gewonnen werden. Beginnen mochte ihn die Bourgeoisie. Siegreich beenden konnten ihn nur die revolutionären Arbeiter und Bauern. War das Volk einmal im Millionenmaßstab bewaffnet und organisiert, würden die Kommunisten alles tun, um den entscheidenden Sieg über Japan zu erringen. Sie würden solange mit der Kuomintang zusammenmarschieren, als diese das Banner des Widerstands hochhielt. Aber sie waren bereit, die Führung selbst zu übernehmen, wenn dieses Regime zögerte, »defaitistische« Züge verriet oder sich zur Unterwerfung unter die Forderungen Japans bereit zeigte. Und sie waren sicher, daß solche Tendenzen in der Kuomintang auftreten würden, sobald sie die ersten größeren Schlappen in diesem Krieg erlitten hatte.

Wahrscheinlich war sich das Nanking-Regime über diese Ziele der Kommunisten durchaus im Klaren, und würde daher jede sich bietende Möglichkeit zu einem Kompromiß suchen; wenn sie das ohne innenpolitische Konsequenzen tun konnten, würde es Japan weiter

nachgeben, jedenfalls solange, bis sich das Regime einigermaßen sicher sein konnte, nicht nur als intakter Machtapparat in diesen Krieg einzutreten, sondern auch heil aus ihm hervorzugehen, ohne daß sich die innere Revolution schon zu seinen Ungunsten entschieden hatte. Aber die Kommunisten waren sich ihrer Sache sicher. Nach ihrer Analyse der historischen Entwicklung hatten sie den richtigen Weg für ihren langen Marsch in die Zukunft eingeschlagen, denn es mußten Ereignisse eintreten, die das Nanking-Regime zum Kampf *zwingen* würden. Sie sahen voraus, daß Nanking weiterhin eine Schaukelpolitik betreiben, und daß Japan weiterhin tausend Finten und Manöver gebrauchen würde, bis jener Punkt erreicht war, wo die nationalen Interessen Chinas mit den Interessen des japanischen Imperialismus, und wo die Interessen der chinesischen und japanischen Massen mit denen ihrer herrschenden Großgrundbesitzercliquen in tödlichem Aufprall zusammenstießen, jener Punkt, wo alle physischen Entbehrungen und Unterdrückungen unerträglich geworden waren, wo die Barrieren der Geschichte brachen, wo die große Katastrophe, die der Imperialismus in seinem Innern ausgebrütet hatte, losbrach wie Frankensteins Monster, um den Imperialismus zu zerstören, und wo die große Flut unaufhaltsam über ihm zusammenschlug.

So »gräbt der Kapitalismus sein eigenes Grab«, so würde der Imperialismus den Imperialismus zerstören. Nur ein großer imperialistischer Weltkrieg würde die Kräfte freisetzen, die den Massen in Asien die Waffen, die Ausbildung, die politische Erfahrung, die Freiheit sich zu organsieren bringen würden, und die die staatliche Gewalt im Innern so schwächen müßte, daß die notwendigen Voraussetzungen für einen revolutionären Aufstieg zur Macht in absehbarer Zukunft erfüllt waren. Ob selbst dann die »bewaffneten Massen« sich schließlich der Führerrolle der Kommunisten anvertrauen würden, hing von vielen Imponderabilien ab, von inneren Faktoren vor allem, aber auch von der politischen Entwicklung in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien, und vor allem von der Politik der Sowjetunion.

So, glaubte ich, sahen die Perspektiven der Zukunft für die chinesischen Kommunisten aus, während sie dem japanischen Angriff entgegensahen. Auch wenn man nicht alle Schlußfolgerungen teilte, eines schien doch sicher zu sein, und was Lenin zwanzig Jahre früher geschrieben hatte, war immer noch richtig: »Was immer das Schicksal

der großen chinesischen Revolution sein mag, gegen die verschiedene ›zivilisierte‹ Hyänen jetzt ihre Zähne wetzen, keine Kraft der Welt wird die alte Sklaverei in Asien wieder herstellen, noch die heroische Volksherrschaft der Massen in den asiatischen und halbasiatischen Ländern vom Angesicht der Erde vertilgen können.«

Und noch etwas schien mir ebenso sicher zu sein. Die Ideale des demokratischen Sozialismus, für die Zehntausende in China schon ihr Leben gelassen hatten und die Kräfte, die hinter ihnen standen, waren unzerstörbar. Die Bewegung für eine soziale Revolution in China konnte Rückschläge erleiden, vorübergehend den Rückzug antreten müssen, vielleicht für einige Zeit stagnieren, sie mochte im Angesicht neuer Notwendigkeiten und Ziele ihre Taktik ändern, vielleicht sogar gezwungen werden, in den Untergrund zu gehen; sie würde weiter reifen, sich verändern, und eines Tages den Sieg davontragen. Denn (wenn dieses Buch irgendetwas beweist, so dies) die Voraussetzungen, die diese Bewegung geboren hatten, trugen die Notwendigkeit ihres schließlichen Triumphs in sich selbst.

Helmut Pieper
In der Verlängerung[32]

I.

Als der Ermordete, dem sie einen Spielautomaten auf den Rücken gebunden hatten, nach drei Tagen an der Oberfläche der Kiesgrube auftaucht, verliert Babenheim die Nerven und sagt aus. Der Mann, der die heißen Wagen wegschafft, ist es. Die Polizei sucht ihn im Stadtpark, wo er sich mit einem Mädchen unterhält. Die Sonne scheint. Der Park ist um diese Zeit noch nahezu leer. Unten, wo die Asphaltstraße einbiegt, und den Park schräg durchschneidet, geht ein Mann mit Sonnenbrille, die schwarze Gläser hat, mit einem Mädchen langsam auf die zwei weißen Bänke zu. Der Mann aber ist nicht Babenheim.

II.

Du mußt dir merken, daß nur die Sonne umsonst arbeitet, Doris. Er liegt auf der Wiese. Die Polizei hat ihn eher auf einer der Bänke vermutet. Wenn die Sonne scheint, sagte Babenheim, setzt er sich immer mit einem Buch in den Stadtpark, er liest viel. Am Abend geht er in ein italienisches Restaurant. Er trifft eine Frau. Sie führt ihn in ein Zimmer und macht Licht. Als sie sich vor ihm auf dem Bett hin- und herwindet, denkt er, ich hasse das. Doch er ist erregt, auf unnatürliche Art, weil er weiß, daß es geschehen muß. Dann ist es schnell vorbei, fast nichts gewesen.

III.

Den Sommer verbringt er am Meer. Er kommt erst im späten Oktober zurück. Es ist immer noch sonnig und warm. Im Park unterhält er sich mit dem Mädchen. Jetzt geht er mit ihm nachmitags tanzen. Es ist noch ein Kind, doch sind dreizehn Jahre für ein Mädchen verdammt viel. Die versteht schon, wie es gemeint ist. Was hast du? fragt Doris, die errät, daß irgendetwas nicht stimmt. Nichts, gar nichts. Iß doch bitte dein Eis weiter. Am anderen Tag schläft er bis drei Uhr nachmittags. Anschließend geht er zum Tanzen ins »Storyville« und nachts in ein anderes Tanzlokal. Dann besucht er ein Kabarett, wo er bis zum frühen Morgen bleibt. An der Garderobe trifft er auf diese Tänzerin, Lewandowski oder so ähnlich. Sie telefoniert, bekommt aber keine

Verbindung. Aus der Nähe, ein paar Schritte von ihr weg, findet er sie sehr schön. Er sieht sie länger an. Als sie auf seinen Blick reagiert, lächelt sie und legt den Hörer auf. Hast du Geld? Er hat genug, ja. Er steht am Fenster in ihrem Zimmer und blickt auf die Straße. Die Straße ist leer. Er erinnert sich an ein anderes Mädchen, Gerda, schon lange her. Er hat immer gehofft, sie mal wiederzusehen. Ihr schwebte eine große Karriere als Mannequin auf dem Laufsteg vor. Zweimal in der Woche holte er sie abends von der Volkshochschule ab, wo sie Französisch lernte. Wenn er sie in ihrem kleinen Zimmer auf dem Akazienwall besuchte und die Aussicht bewunderte, sagte sie, ich sehe nur Paris.

IV.

Die Straße ist leer. Er zieht die Vorhänge zu. Die Zimmerdecke ist übermäßig hoch. Es fällt ihm auf. Er weiß nicht warum. Ranken und kreisförmige Ornamente treten daraus hervor. Er läßt das Deckenlicht brennen. Eine starke Birne, sicher 100 Watt. Sie kommt in einem sehr kurzen, einfachen Bademantel herein. Ihre Hände sind noch damit beschäftigt, das lange Haar auf dem Rücken zu ordnen, dazu wirft sie ihren Kopf mehrmals in den Nacken. Sie setzt sich auf das Bett. Es ist ungemacht. Es stößt ihn nicht ab. Sie streicht einmal mit dem Handrücken über das Kopfkissen, es ist ihr völlig gleichgültig, ob diese Bewegung einen Sinn hat. Der Sinn liegt darin, daß sie es ist, aber das ist wenig. Dann steht sie plötzlich auf und hat in dieser Bewegung ihren Bademantel abgestreift. Sie drückt ihre Brüste heraus und hält einen Moment den Atem an. Die Warzen sind klein, blaß. Ihr Gesicht ist jetzt ernst, es ist das Gesicht eines Schulmädchens.

V.

Warum ziehst du dich nicht aus? Er bleibt immer noch stehen, beobachtet sie, wie sie sich über das Radio beugt, und erst, als Musik kommt, leicht verzerrt, setzt er sich, fängt bei seinen Schuhen an, hört kaum hin, was sie erzählt.

VI.

Vorige Woche hatte ich diesen Jungen aus Oldenburg hier. Ein Student. Wir kommen also hier an. Er sagt nichts. Er hat schon die ganze Zeit nichts gesagt. Ich frage ihn also, wie er es denn haben will. Du weißt schon, sagte er und strahlte über sein ganzes Gesicht. Bin ich ein Gedankenleser? fragte ich ihn. Ich kann es nur wissen, wenn du es mir

sagst. Eine volle Minute sah er mich wirklich erstaunt an. Dann sagte er, er möchte ficken. Er steht auf seinen Strümpfen und weiß nicht gleich, wo er seinen Mantel hinlegen soll. Er legt seinen Mantel über die Lehne des Stuhls, auf dem er gesessen hat und zieht aus seiner Hosentasche ein Päckchen zweimalgefalteter Geldscheine heraus. Er faltet sie auseinander und gibt ihr davon einige Scheine. Es sind 120 Mark. 20 Mark mehr als sie verlangt hat. Das versteht sie nicht. Komm setz dich, mach deine Beine auseinander. Er kniet sich vor sie hin, faßt sie an ihren Schenkeln und drückt seinen Kopf in die Gabelung. Sie läßt sich nach hinten aufs Bett fallen und bleibt völlig reglos liegen. Es ist unklar, was sie empfindet. Ihr Blick ist geweitet, geht zur Decke oder auch nach innen. Es ist gleich, es ist alles dasselbe, nie war es anders als so, aber es gab auch nie eine Möglichkeit, es anders als so zu machen, wenn die Vorhänge vor dem Fenster nicht heruntergelassen sind, so daß von draußen ein fahl abgeschattetes Licht hereinkommt. Gleich wird es regnen. Es ist zwei Uhr nachmittags. Ein Radio spielt. Es bringt leise, sehr leere Tanzmusik. Er hätte nicht sagen können, warum. Diese Frage wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

VII.

Dieses Ekelgefühl, das weiter anwächst, wenn er häßliche Menschen sieht, wenn er ißt. Er beißt in das Käsebrot. Es ist von innen mit Tomatensaft angefeuchtet. Der Spanier, der es bringt, ein dicker Kerl, stinkt nach Schweiß. Sofort kommt ihm die Vorstellung, daß er das Brot mit seinem Schweiß angefeuchtet hat. Mühsam kämpft er dagegen an. Ein anderer Spanier kommt. Er trägt ein breites, rotes Uhrarmband, das ihn an eine Hautkrankheit erinnert.

VIII.

Er steht auf und geht in den Supermarkt. Er kauft sich Kekse, in Plastik verpackt. Er geht die Straße herunter. Plötzlich wieder dieser Schweißgeruch. Nach einigen Stunden am Strand fühlt er sich besser. Am Abend trifft er Steiner, der erst einige Drinks haben muß, ehe er auf Frauen losgeht. Er arbeitet sich mit kleinen Hilfeleistungen an sie heran, gibt ihnen Feuer oder hebt Gegenstände auf, die sie fallengelassen haben, Geldstücke, Taschentücher, Zigarettenschachteln, alles.

IX.

Am nächsten Morgen ist im Badezimmer kein Wasser. Er geht eine Etage tiefer in ein anderes Badezimmer. Als er zurückkommt, steht Doris am Fenster. In der Sonne, unten auf der anderen Seite der Straße, sieht sie einen Mann. Er steht vor dem Supermarkt und hält eine Zeitung vor sich. Die Gläser der Sonnenbrille, die er trägt, sind aus Spiegelglas. Dann hat das Tageslicht den hellen, weißen Ton verloren. Gleich wird es regnen. Es ist für einen Augenblick sehr still.

X.

Sie sagt, ich habe es ja gewußt, darauf habe ich nur gewartet, lange schon. Ich bin fast froh, daß es jetzt soweit ist. Er sieht ihren kleinen, nackten Hintern, runde Backen, er bekommt einen Steifen und drückt sich an sie, um sein Ding hineinzuschieben. Nein, ich will das nicht. Du mußt das verstehen ... Es ist weder als abweisend und bestimmt noch flehentlich und unsicher gemeint. Die andere Stimme, die antworten könnte, bleibt stumm. Es dauert, bis das Geräusch des Regens, an das keiner sich je so genau erinnern kann, wenn dieses Geräusch einmal tatsächlich eine bestimmte Bedeutung besitzen könnte, aussetzt. Die Sonne kommt danach rasch wieder durch. Die Stelle draußen, wo der Mann mit der Sonnenbrille gestanden hat, liegt verlassen im grellen Licht unten vor dem Supermarkt, der um die Mittagszeit geschlossen ist.

XI.

Sie liegen am Strand. Steiner holt Doris einen Liegestuhl. Die Sonne ist zu ertragen, auch jetzt, wo sie ganz hoch steht.

XII.

Im blauen Himmel hängen Geier, ein stehendes Bild, das sich über Stunden nicht zu verändern scheint. Er will ein Glas Wasser trinken. Whisky ist besser, sagt Steiner. So bei gewissen Gelegenheiten. Er fährt sich über die Stirn. Was meinst du damit? Es ist diese verdammte Hitze, sagt Steiner dann langsam. Die Straße ist voll Soldaten in verdreckten Tarnanzügen, geladene MPs im Arm. Mit dem roten Geländewagen fahren sie wieder in den Dschungel. Der Wald wird immer dichter. Sie müssen aussteigen und zu Fuß weitergehen. Die Sonnenstrahlen dringen nur noch in Spitzen zu ihnen herab. Die Luft ist moderig und schwül, die Bambusdickichte und die Lianen ver-

hüllen mehr und mehr den Blick in die Schatten des Urwalds. Das geht zwei Tage lang. Dann kommt über Funk der Befehl zur Umkehr. Der Ort, aus dem sie aufgebrochen sind, ist überfallen worden. Sie müssen schneller marschieren als auf dem Hinweg. Alle sind völlig durchnäßt, vom Schweiß oder vom Regen, es ist ihnen gleich wovon. Steiner fühlt in seiner Hemdtasche nach Zigaretten. Er zerrt das Päckchen hervor, aber es ist nur ein brauner Brei in dem zerweichten und auseinandergegangenen Papier. Steiner kann nicht rauchen.

XIII.

Am nächsten Morgen erreichen sie die Stelle, wo das Auto sie vorher hingebracht hat. Um zwölf Uhr kommt eine Alte mit ihren Ziegen über den Weg. Sie antwortet auf alle Fragen, daß sie nichts wisse. Steiner schickt schließlich zwei Züge auf den Höhenkamm und einen ins Tal. Zwei Stunden später bricht Steiner mit dem Zug am Flußbett auf. Kurz vor dem Ort staut sich der Fluß. Sie steigen zu sechst in einen Kahn und beginnen mit einer langen Stange zum anderen Ufer hinüberzustoßen. Bald bleiben sie in einer Masse von Menschenleibern stecken. Steiner nimmt die Stange und stößt mittenhinein Dabei löst sich ein Körper aus der Masse der Leichen, taucht auf und schwimmt gleich einem Badenden, der sich an der Wasseroberfläche sonnt, neben dem Boot her. Dann kommen sie wieder los, und als sie endlich das jenseitige Ufer erreichen, klettern sie, ohne rückwärts zu schauen, aus dem Kahn. Jetzt schlägt ihnen deutlich der Geruch von Verwesung entgegen, Aasgeier erheben sich träge bei jeder Wegbiegung.

XIV.

Die Söldner sehen sich vor, daß sie mit ihren Stiefeln sich nicht in den Eingeweiden verfangen, die die Geier weit über die Wege gezerrt haben. Zwei Kinder, die sich einander umschlungen halten, scheinen am Rand eines Tümpels eingeschlafen zu sein. Die Lage ihrer Körper verrät weder Angst noch Schmerzen, aber die Augen fehlen. Er erkennt das Mädchen wieder, und auch die anderen bemerken es und bleiben in der Nähe stehen, um zu sehen, wie er es aufnehmen würde. Er sieht auf die Leiche. Er versteht nicht, kann es nicht begreifen, daß sie tot ist. Steiner faßt ihn von hinten an die Schulter. Sehr traurig das – Mensch, hätt' ich das gewußt, dann hätt' ich sie vorher noch mal gefickt, sagte er.

XV.

Den ganzen Nachmittag schleppen sie sich auf dem fußbreiten Pfad durch das Unterholz. Die Luft ist wie die Luft in einem verschlossenen, leerstehenden Haus an einem Augustnachmittag. Es hat keinen Sinn, etwas zu lange zu tun, denkt er. Sie gehen durch den Busch, immer weiter. Alles sieht schon aus, wie im Kino. Nur stiller. Ohne Ton. Bis es dunkel wird. Dieses Mal endgültig. Aber das weiß man schon. Babenheim verläßt mit Ingrid am Arm den Kinosaal. Wie die anderen zündet er sich schon im Gang eine Zigarette an. Draußen scheint die Sonne.

Lenore Kandel
Liebeslied für Schneewittchen[33]

in der Mulde / des Gartens / des Betts / in der Gabelung
/ der Beine / des Baumes
wo wir liegen
setzt uns die Zeit ab wie das Moos an einer Eiche an einer Esche
wir werden jünger wir werden zärtlich
du und ich

Svend Age Madsen
Lüste und Leichen[34]

Isabells augen senden kurze bewunderungssignale zu chabi, der gerade dabei ist, das lustspiel zu gewinnen. seine augen lassen sich nur einen augenblick einfangen, dann setzen sie ihre suchende wanderung fort.
ihre hände strecken sich hoch, um das lange, unbändige haar ein wenig in ordnung zu bringen. da ihre ellbogen nach oben weisen, wird der weiche hellgrüne stoff so weit angehoben, daß ihr goldbrauner bauch einen moment das licht der welt betrachten kann. er spürt die luft, die auch sofort die gelegenheit wahrnimmt, um hereinzuschlüpfen und ihn etwas zu liebkosen, und vielleicht verspürt er auch ein paar männeraugen, die hingebungsvoll auf ihm ruhen.
ihre bewegung wird abgebrochen durch finder, der sich erhebt und sagt, – du hast verloren.
chabi sieht finder zu einer stehenden gestalt werden. das spiel verwandelt sich in einige steine, in zwei kästchen und ein brett mit aufgemalten kringeln. die dinge gesellen sich zu dem krug und finder.
– jetzt muß ich aber gehen, ich hab was, sagt er und führt seine offene hand am hosenschlitz vorbei, als wollte er feststellen, ob er offen oder geschlossen ist.
der runde nabel und die hellbraune bauchhaut sind wieder zu einem stück losen, hellgrünem stoff geworden.
nachtertach läßt die gruppe zu vier menschen werden, die zu leibern, armen und beinen werden, woraus finders beine ihn in einen gehenden finder verwandeln und danach in einen verschwindenden finder, als er die roten steine, die karens haus sind, hinter sich weggleiten läßt.
von den sonnen strömt wärme auf sie herunter. die melonenfrau verwandelt ihren tisch aus einem tisch in eine immer größer werdende ansammlung von melonen, die sich in ihren unterschiedlichen farben übereinanderlegen.
plötzlich spürt isabell, daß ihr körper mit einem heftigen ruck ein paar meter zur seite geschoben wird, und nicht nur ihr körper bekam das zu spüren, sondern auch der gesamte grund, auf dem ihre beine

ruhten, und der große baum und auch die kleinen bäume und die bank, und chabi oguno und haenge nytterdahlm und der gesamte platz und auch die häuser.
das ganze dauerte nur einen kurzen augenblick. ihre augen sehen nach allen seiten, nichts scheint verändert zu sein, und dennoch zweifelt sie nicht, daß das erlebnis echt war. ihre augen bleiben bei chabi und haenge stehen. deren gesichter und bewegungen drücken das gleiche erlebnis aus.
– das ist, als ob uns jemand verschoben hat, sagt ihr mund?????
– das ganze hat sich verändert, ohne das etwas geändert wurde, sagt chabi.
– sowas gibt es nicht, sagt haenge.
– das ging so schnell, daß man fast nichts gemerkt hat, fährt isabells mund fort.
– das war kein erdbeben, sagt natterdahl.
chabi hat das gefühl, als ob er sich nur sehr langsam wieder sich selbst nähert, nachdem die erschütterung ihn von sich selbst entfernt hatte. der platz und die straßen werden von gestalten bevölkert, die sich umblicken und verwirrt an andere verwirrte fragen stellen.
– vielleicht stehen wir jetzt besser da, sagt chabi und weiß nicht so richtig, was er damit meint,
– haben wir vorher nicht dagestanden? sagt haenge.
– ja, das war als ob eine riesenhand die ganze stadt etwas zurecht gepufft hat. isabells roter mund wird größer und größer.
– aber, so eine riesenhand gibts doch nicht, oder? sagt nachtertach.
isabell hat das gefühl, als ob ihr körper nur ganz langsam wieder ihr eigen wird.
haenge verspürt, daß sie nachtertach wird, nachtertach, daß sie wieder haenge wird.
Isabell läßt ihre augen den andern menschen folgen, die aus ihren häusern herausgekrochen sind. die verschiebung kann sich nicht ganz so heftig auf ihre glieder ausgewirkt haben, da es den anschein hat, als beruhigten sie sich wieder, nachdem sie festgestellt haben, daß nichts passiert ist, nichts zerstört oder verschoben, und allmählich füllen sie wieder ihre häuser aus.
haenge weiß nicht, was sie machen soll und betrachtet isabell, die nicht weiß, was sie machen soll.
isabells goldbrauner körper zieht sich zusammen und dehnt sich, ihr

gesicht dreht sich nach allen seiten, ihr langes, ungebärdiges haar versucht vergeblich den bewegungen zu folgen. ihr herz klopft noch immer so stark, daß sich dies in dem heftigen wogen der brüste abzeichnet.
– kennt ihr das gefühl, man wird betrachtet, ohne daß man es selbst weiß? sagt sie.

haenges körper bläst sich auf und saugt sich wieder aus, ohne das geringste gefühl zu haben, betrachtet zu werden. sie läßt ihre augen zwischen ihnen herumirren, bis sie auf häuser oder gesträuch fallen und zurückgeworfen werden.
– nein, sagt sie.
plötzlich sieht chabi, daß die luft über ihm in etwas verwandelt wird, was eisen oder stahl gleicht. das große ding ist rund mit einem riesigen loch an dem ende, das auf sie herunter weist.

– seht, sagt er, während seine hand die richtung weist.
nachtertach folgt der richtung, die seine hand weist und gelangt zu einem großen gegenstand, der schwarz und hart am unteren ende ist aber rasch zum reinen nichts wird, wenn man ihm mit den augen nach oben folgt. isabells beine ziehen ihren körper aus dem kreis, auf den das ding sich richtet.
– hups, jetzt ist es weg, teilt ihr mund den andern mit.
chabi betrachtet ihre augen um festzustellen, ob sich deren aussehen verändert hat.
– es ist immer noch da, sagt er.
haenges körper ist einen schritt zurückgetreten, aus dem umkreis heraus, und ihre beine sind einen schritt nach vorn gegangen, wieder in den umkreis hinein.
– es verschwindet, wenn man von ihm weggeht, sagt sie, und kommt wieder, wenn man hinein geht.
isabell läßt sich die aussage durch ihren körper und ihre augen beweisen. der gegenstand ist ein rohr mit dickem rand, solange die augen sich . . . direkt unter ihm befinden, aber er wird völlig unsichtbar, sobald man versucht an dessen außenseite hoch zu blicken.
sie sieht, daß sich chabi herunterbeugt, seine hand einen stein an sich nimmt. ihre augen werden gewahr, daß sie sich an der gleichen stelle befinden, die er zu benutzen pflegt, und gleich darauf schleudert chabi mit der hand den stein hoch, gegen den gegenstand, gerade als es so aussieht, als ob der stein im rohr verschwindet, trifft er plötzlich auf etwas an dessen mündung, das nicht metall ist, und er fällt zurück, mit großer geschwindigkeit ihnen entgegen.
sie sieht, daß chabis hand bereits einen zweiten stein umfaßt, der mit noch größerer kraft gegen das rohr geschleudert wird. er trifft auf das gleiche unsichtbare hindernis an der rohrmündung. diesmal klirrt die haut.
chabi. nichts bewegt sich, chabi. nichts bewegt sich. chabi. nichts bewegt sich isabells körper ist tot, ist tot, ist tot.
haenge. nichts. haenge. nichts.
chabi. nichts bewegt sich. alles ist starr, alles ist unbeweglich.
endlich wird isabells körper wieder lebendig. einen augenblick gab es ihn nicht, stand alles still.
chabi sieht wieder, wie sich alles vor ihm verändert. sobald der zweite stein das rohr erreicht hatte, erstarrte alles, war alles unveränderlich.

aber wieder ist alles wie vorher, die blätter des baumes werden grüner, der baum wächst, die häuser werden verändert.
nachtertach füllt wieder leere aus. für einen moment war nachtertach nicht haenge und haenge nicht nachtertach.
– tagchen
isabells körper spürt, daß er recht hatte, als er sich beobachtet glaubte.
vor ihm steht tra mit einer kiste bücher in den händen.
– laßt euch nicht stören. entschuldigt bitte.
chabi sieht, daß tra plötzlich aus dem platz emporgeschossen ist. sein gesicht wird zu einem vorsichtigen lächeln.
– ich bin gerade dabei einzuziehen. es ist recht heiß.
die kiste mit den büchern verläßt ihn, um nun auf der erde zu ruhen.
seine arme verwandeln seine stirn von einer nassen in eine trockene.
ich hab ein zimmer bei tolb gemietet. ich ziehe gerade ein.
isabells lächeln für ihn ist ein wenig unsicher. sein schweiß hat seine kleider fast völlig durchtränkt.
– das ist nämlich billig.
isabells körper möchte sich ausdrücken, kann aber in der verwirrung keine worte finden.
– na, ich muß weiter. wiedersehn.

LE PATRON a besoin de toi
TU N'AS PAS BESOIN DE LUI

Wulf Teichmann
Homage to Mingus[35]

I got it, was all he said. Not all. Will see during the 1001 Nights while catching the bird and digging the ground. Sad – he continues: Don't kill me, lady (listen!) Stop! Look! And listen, Sinner! – Got to know: WE got it, standing fast with cruel anxiety beganning to die. It was him (Louis) saying: »Das ist wie ein Elektriker, der sagt: ›Da könnte man auch noch was reparieren!‹« – LUI (!): Saint and sinner joining in merriment on the battle front. »Genau«, sagte er, »ja, das stimmt genau«, konnte er kaum sagen, wollte es nicht, sagte aber doch: »Ganz genau!« – NOT rattling with the ice in him (glass) as inside information: Soul fusion – Eisen eisig – Essig eß ich – VOICE: La elipse de un grito va de monte a monte – Ay! Sounds: (dedicated to all mothers) – This SWEET 8-and-1/2-feeling of fell-in-eyes (I's) – right – zip! Er: Wait, lady, sstt (don't kill me!) Stop! Look And SING – zap – to the MING Din-form nastily – and, de l'autre côteé: »Ya, ya, OK, I know, Baby – what do you know REALLY?« Passions of Man, man! (New now know how?) Louis: What? I was reading Shopenhauer last night – zip – am thinking – zap – Shopenhauer *was* right – Still! – Him: rr! It got me! – Me: What? – Do you really KNOW? – diddle, diddle – no more *now* no – (He:) SIMPLY it! – We got it. All out. (No more to say) BUTlove for sail – con – sale fore Hearts' beat and shades in physical embraces – with no EVIDENCE of SILENCE – at *all*: »Nothing is true, everything is permitted.« – Mmhumm – One for all in the SEVEN: »Ararita« is heaven – »Allah the All Powerful fucked me« as W.L.S. said as assassin like this: »I am the turd and the world is the wide open anus«, (M.L.) as saint is an ass as sanus not yet knowing the Spain-mainline at his TIME – zipzap – dartin' farts thru d'ART – sweating with delivering the liver – eating thee SWEET MINGUS DYNASTY.

Thorwald Proll
Gedicht[36]

ich kenne ein Gefängnis
das ist zu verkaufen
weil es leer steht

ps. 24. mai *nachrichten*

die gewerkschaften haben
noch lange nicht unsere
sympathie / auch die nieder
ländischen parteien werden
nicht mehr mit uns fertig /
ich stehe auf / aber dieses
gefängnis bleibt sitzen / so
geht das jeden tag / so
geht das jede nacht /
bis es zusammenkracht

Ted Berrigan
Drei Gedichte[37]

1.

Persönliches Gedicht Nr. 9

Es ist 20 Uhr 54 in Brooklyn es ist der 26. Juli
und sicherlich ist es auch 20 Uhr 54 in Manhattan aber ich bin
in Brooklyn ich esse englische Brötchen und trinke
Pepsi und denk daran, daß Brooklyn ebenfalls New
York City ist wie eigenartig gewöhnlich denke ich es
mir als etwas, das für sich ist wie Bellows Falls wie
Little Chute wie Uijongbu
ich dachte niemals auf der
Williamsburg Brücke daran, so oft nach Brooklyn zu kommen
nur um Rechtsanwälte und Bullen zu sehen die nicht mal Waffen
[tragen
während ich meine Frau hinbringe und sie wieder abhole
Nein
und niemals hätte ich gedacht, Dick würde wieder bei Gude's sitzen
den Bart abrasiert, das lange Haar geschnitten und Carol die seine
Bücher las während wir Karten spielten und die Sonne
beobachteten, die auf der anderen Flußseite über den Marine-
Docks aufgeht
ich denke ich dachte
als ich weiter oben war, ich sei in der Gegend um Perry Street
belesen erschreckend schlank und kaum geliebt
in Gedanken versunken an meinen neuen Gedichtband
der in einfacher Type auf altes braunes Papier gesetzt werden soll
mädchenhaft schön und unnachgiebig

Personal Poem #9

It's 8:54 a.m. in Brooklyn it's the 26th of July
and it's probably 8:54 in Manhattan but I'm
in Brooklyn I'm eating English muffins and drinking
Pepsi and I'm thinking of how Brooklyn is New
York City too how odd I usually think of it
as something all its own like Bellows Falls like
Little Chute like Uijongbu
I never thought
on the Williamsburg Bridge I'd come so much to Brooklyn
just to see lawyers and cops who don't even carry guns
taking my wife away and bringing her back
No
and I never thought Dick would be back at Gude's
beard shaved off long hair cut and Carol reading
his books when we were playing cribbage and watching
the sun come up over the Navy Yard a-
cross the river
I think I was thinking
when I was ahead I'd be somewhere like Perry street
erudite dazzling slim and badly-loved
contemplating my new book of poetry
to be printed in simple type on old brown paper
feminine marvelous and tough

2.

Auf ein frohes Wiedersehen

für Dick Gallup

Es ist sehr angenehm
mitten am Nachmittag
»auf«zuwachen
2 Uhr
und wenn es Eurem Bauch nicht dünkt
macht nichts . . .
weil das
Leben
»leicht ist«
du netzt das Gesicht &
den Nacken
nimmst einen Schluck Pepsi
& legst das verbogene Äußere in irgendwelche Falten
»luftig zum Ausgehen«
*
du rauchst vielleicht sogar ein wenig Pot
oder nimmst eine Pille
oder zwei Pillen
*
(die Freuden des Reicherwerdens
obwohl es nur Vergütungen sind
an sich
und weder nötig noch unnötig)
*
& dann:
PÖFF!
*
Puertorikanische Mädchen sind hinreißend!
du mußt lächeln aber du berührst sie
nicht du hast noch nichts gegessen
& du bist zu jung
zu sterben . . .

Many happy returns

to Dick Gallup

It's a great pleasure to
wake »up«
mid-afternoon
2 o'clock
and if thy stomach think not
no matter . . .
because
the living
»it's easy«
you splash the face &
back of the neck
swig Pepsi
& drape the bent frame in something
»blue for going out«
*
you might smoke a little pot, even
or take a pill
or two pills
*
(the pleasures of prosperity
tho they are only bonuses
really
and neither necessary nor not)
*
& then:
POOF!
*
Puerto-Rican girls are terrific!
you have to smile but you don't
touch, you haven't eaten
yet, & you're too young
too die . . .

*

Nein ich mache nur Spaß!
Wer würde schon aus Liebe
töten? (Wer würde es nicht?)

*

Joanne & Jack
werden dir heute
zu essen geben
weil
Anne & Lewis
»auf Achse« sind
aber nicht so
wie immer . . .

*

Michael fährt eine sehr günstige Gelegenheit
selbst
nach San Francisco . . .

*

Pete & Linda
& Katie und George,
&
Emilio, Elio und Paul
sind nach Maine gefahren . . .

*

Jeder scheint es ist irgendwo anders.
Doch keiner ist verlorengegangen. Wenigstens
wir nicht!
(GEM'S BAR: Ecke 2. Avenue &
Sankt Marks Platz)

*

Genau hier bin ich
Sonnenlicht hellt den Bürgersteig auf,
macht den ersten black & white auf,
& ich bin gerade dabei
noch einmal geboren zu werden beim Gedanken an dich

*

No, I'm only kidding!
Who on earth would kill
for love? (Who wouldn't?)
*
Joanne & Jack
will feed you
today
because
Anne & Lewis are
»on the wing« as
but not like
always . . .
*
Michael is driving a hard bargain
himself
to San Francisco . . .
*
&
Pete & Linda
& Katie and George,
Emilio, Elio and Paul
have gone to Maine . . .
*
Everyone, it seems, is somewhere else.
None are lost, tho. At least,
we aren't!
(GEM'S SPA: corner of 2nd Avenue &
Saint Mark's Place)

I'm right here
sunlight opening up the sidewalk,
opening up today's first black & white.
& I'm about to be
born again thinking of you

3.

Für Dich

für James Schuyler

New Yorks freundliches Wetter tut meiner Stirn weh,
hier wo sauberer Schnee sitzt, naß
um meine Ohren, wie eine Hand im Handschuh, und
Kopf an Kopf mit Joe bummele ich
die First Avenue hoch zu Kleins. Weihnachten
ist dort sexy. Wir prüfen weiche Pullover
und achtlos zerknitterte Röcke, die wir anprobieren möchten.
Heute war es traurig, ausgebrannt und haltlos
verliebt zu sein: Liebe, warum nimmst du mir immer das Herz weg?
Aber dann fiel der weiche Schnee sanft runter,
und mit dem Kopf in den Wolken, die Füße vom Matsch naß,
eilte ich ohne Hut in die weiße klare Luft,
froh Erlösung durch himmlische Vorsorge zu finden.

For you

for James Schuyler

New York's lovely weather hurts my forehead
here where clean snow is sitting, wetly
round my ears, as hand-in-glove and
head-to-head with Joe, I go reeling
up First Avenue to Klein's. Christmas
is sexy there. We feel soft sweaters
and plump rumpled skirts we'd like to try.
It was gloomy being broke today, and baffled
in love: Love, why do you always take my heart away?
But then the soft snow came sweetly falling down
and head in the clouds, feet soaked in mush
I rushed hatless into the white and shining air,
glad to find release in heaven's care.

Gespräch Peter O. Chotjewitz mit Lesmor Bruit[38]

BRUIT: Es gibt dichterische Hinterlassenschaften, die große Geschenke sind; aber in der Regel haben die Nachlässe eine verdächtige Ähnlichkeit mit Ausverkäufen wegen Auflösung des Geschäftes und Billigergeben. Die Beliebtheit, derer sie sich trotzdem erfreuen, mag davon kommen, daß die Lesewelt eine verzeihliche Schwäche für einen Dichter hat, der sie zum letztenmal in Anspruch nimmt. Wie immer das aber auch sei, und was immer sich von der Frage vermuten ließe, wann ein Nachlaß von Wert sei, und wann bloß einer vom Werte ...

AUTOR: Ich habe jedenfalls beschlossen, die Herausgabe des meinen zu verhindern, ehe es soweit kommt, daß ich das nicht mehr tun kann. Und das verläßlichste Mittel dazu ist, daß man ihn selbst bei Lebzeiten herausgibt; mag das nun jedem einleuchten oder nicht.

BRUIT: Aber kann man denn überhaupt noch von Lebzeiten sprechen? Hat sich der Dichter deutscher Nation nicht schon längst überlebt? Es sieht so aus, und genaugenommen, hat es, soweit ich zurückzudenken vermag, immer so ausgesehn und ist bloß seit einiger Zeit in einen entscheidenden Abschnitt getreten. Das Zeitalter, das den Maßschuh aus fertigen Teilen hervorgebracht hat und den fertigen Anzug in individueller Anpassung, scheint auch den aus fertigen Innen- und Außenteilen zusammengesetzten Dichter hervorbringen zu wollen. Schon lebt der Dichter nach eigenem Maße beinahe allerorten in einer tiefen Abgeschiedenheit vom Leben und hat doch nicht mit den Toten die Kunst gemeinsam, daß sie kein Haus brauchen und kein Essen und Trinken. So günstig sind die Lebzeiten den Nachlässen.

AUTOR: Um so sorgfältiger müßte man natürlich mit seinen letzten Worten, auch wenn sie nur vorgespiegelt sind, umgehn. Inmitten einer donnernden und ächzenden Welt bloß keine Geschichten und Betrachtungen herausgeben; von Nebensachen reden, wo es so viele Hauptsachen gibt; seinen Ärger an Erscheinungen zu haben, die weit vom Schuß zurückliegen ...

AUTOR: Ohne Zweifel, es mag manchen als Schwäche erscheinen, und ich will gern gestehn, daß auch mir der Entschluß zur Herausgabe allerhand Sorgen bereitet hat. Aber erstens hat im-

mer schon ein gewisser Größenunterschied zwischen dem Gewicht dichterische Äußerungen und dem Gewicht der unberührt von ihnen durch den Weltraum rasenden zweitausendsiebenhundert Millionen Kubikmeter Erde bestanden und mußte irgendwie in Kauf genommen werden. Zweitens darf ich ...

AUTOR: ... mich zwar nicht auf »Hauptarbeiten« berufen, da meine bisherigen Bücher nicht mehr »Haupt«, sind, als dieses hier, und dieses hier nicht mehr »Nebenarbeit«, als meine bisher veröffentlichten Bücher, zumal auch in ihnen ...

BRUIT: ... es an den zusammenziehenden Kräften, die man hier vermissen könnte ...

AUTOR: ... fehlen dürfte, wenngleich es mich auch hier wieder verwundert hat, welcher Art die »zusammenziehenden Kräfte« zu sein scheinen und wie sie wirken. Aber, ich darf vielleicht einmal behaupten, daß die hier zusammengefaßten Arbeiten der Zeit angehören (was zumindest durch ihre Entstehungsdaten belegt werden kann), in der ich meine bisher veröffentlichten Bücher geschrieben habe, so daß ihre Veröffentlichung nunmehr tatsächlich etwas Abschließendes hat (selbst wenn sich später wieder zeigen sollte, daß es nicht der Fall war, oder daß – was wahrscheinlicher ist – da gar nichts abzuschließen und mithin auch nichts nachzulassen war).

BRUIT: Und schließlich: als mir dieses Buch vorgeschlagen wurde und die Teilchen, aus denen es zusammengesetzt werden sollte, wieder vor mir lagen, glaubte ich zu bemerken, daß sie doch eigentlich zeitbeständiger gewesen seien, als ich befürchtet hatte.

Diese kleinen Arbeiten ...

AUTOR: ... die zwar nicht schon vor sieben bis sechzehn Jahren entstanden sind, sondern vor fünf bis eineinhalb Jahren (aber diese perspektivische, zeitliche Verkürzung wird man als Reflex auf Entsprechendes in der donnernden und ächzenden Welt konzedieren), ließen sich nun in mehrerer Hinsicht erläutern und mit Beigeschichten schmücken: Wie ein Schuhkarton mit Steuerbelegen in der Aufstellung ein ungewollt geführtes Tagebuch zutage bringt, dessen Inhalt mir selbst nicht mehr präsent war; wie ein Kirchenfunkredakteur mir den Auftrag gab, eine Geschichte aus dem alten Testament nachzuerzählen und wie er die entstandene Geschichte ablehnte, weil er in seinem Programm die Gläubigen dreier Konfessionen zu befriedigen hat und nicht wußte, ob die Geschichte vielleicht etwas gegen den

katholischen oder den protestantischen oder womöglich sogar den mosaischen Glauben hat; oder wie ich feststellte, daß schlechtere Lyriker bessere Lyrik machen; wie ich die Erzählung »Sebastian« von Robert Walser, den ich erheblich höher schätze als meinen Zeitgenossen Martin Walser, auf einen anderen Stand brachte; wie mein Sohn David, fünf Jahre, sagte: Wenn man stirbt, kommt man nie wieder oder aber in einem anderen Land und mit einer anderen Sprache (womit er also, wie sich ergab, sagen wollte, es sei immer eine endgültige Sache); oder, wie ich einen Bericht aus dem Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf einen etwas richtigeren Stand brachte; wie ich das Donnerstagsmanifest eines Hamburger Akademieprofessors, dessen Namen ich nicht nennen kann, da er schon selbst genug für seine Publizität tut, von der bloßen Konstatierung einer Erwartung auf den Stand der erfüllten Erwartungen brachte (weil ich meine, daß es nicht so sehr unsere Aufgabe ist, Prophezeiungen zu machen, als zu registrieren, welche Erwartungen, die andere geäußert haben, tatsächlich eintraten); wie ich feststellte, daß man Pläne zur Vermeidung bestimmter Ereignisse zuweilen nur deshalb macht, um den Plan auszuführen, selbst wenn vom Ereignis keine Spur ist; wie ich den Eindruck hatte, daß alles, was ein Schriftsteller schreiben könnte, schon geschrieben worden ist, und daß es deshalb ausreicht, das schon Geschriebene immer wieder zu lesen und, wenn man unbedingt eine neue Produktion will, das schon Vorhandene in eine neue (An-) Ordnung zu bringen; wie mir der Verleger den Auftrag gab, einen Text für eine Weihnachtsgabe zu verfassen, und ich schrieb (im Spätsommer 1966) aus einigen Dutzend Zeitungen des vorangegangenen Jahres Sätze aus der Berichterstattung über den Krieg in Vietnam hintereinander und wie plötzlich in der Zusammensetzung der Teilchen ein Bild entstand, das der Verleger nicht nur seinen amerikanischen Geschäftsfreunden ausgerechnet zu Weihnachten 1966 nicht anbieten wollte und wie ein Berliner Galerist eine Lesung der Montage eine Stunde vor Beginn der Veranstaltung absagte und die Leute vor der verschlossenen Galerie standen, weil ihm ein Westberliner Journalist inzwischen seine Bedenken mitgeteilt hatte; wie ich mit Peter Schneider und anderen im Sommer 1964 im Dramatiker-Kolleg des Literarischen Colloquiums Berlin vorwiegend die Gelder der Ford-Stiftung verschlang aber zwischendurch auch kleinere Stücke für den Park der am Wannsee gelegenen Villa verfaßte und ich

schrieb »Fend und Kuhbier tun sich nichts«, und er schrieb ein Stück, in dem die Stipendiaten in den Büschen sitzen und sich gegenseitig an die Geschlechtsteile faßten und Gummischläuche in den Hintern steckten, aber inzwischen hat er Karriere gemacht, und ich mache immer noch denselben alten vergammelten Kram; oder wie im stockkapitalistischen Industriekurier die Geschichte vom Huhn und vom Schwein zu lesen war, die doch im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Besitzbürgern und lohnabhängiger Bevölkerung alles sagt und ich also feststellen konnte, daß auch ein Kapitalist gelegentlich die Wahrheit sagt; und wie wir im Frühjahr 1967 bei Peter Hamm am Bayerischen Rundfunk eine Sendereihe machten und ich feststellte, daß wir unabhängig voneinander alle mehr oder weniger das Gleiche zu sagen hatten und wie mir das schon öfter so gegangen war und ich mich zu fragen begann, ob es nur mir so gehe oder ob wir alle immer wieder nur das neu anordnen, was unsere Väter und Nachbarn und ersten, zweiten, dritten Eltern wie Erzeuger, Lehrer und Massenkommunikationsapparate vor uns und mit uns gedacht, gesagt und getan haben; oder wie ich diese oder jene Geschichte geschrieben hatte und plötzlich die Wirklichkeit in Form von Zeitungsmeldungen, Artikeln etcetera, Einreden geltend machte, die ich berücksichtigen konnte, ohne die Wirklichkeit daran zu hindern ad infinitum weiterhin Einreden geltend zu machen; oder wie nacheinander DIE ZEIT, die AKZENTE und der MERKUR eine Geschichte erbaten und immer schickte ich St. James on the Bowery, und Dieter E. Zimmer schickte eine ehrliche Antwort (und einen Hinweis auf die Tragfähigkeit der Theorie von der repressiven Toleranz: die Toleranz reicht zumeist noch nicht einmal so weit, daß sie repressiv werden kann): »Unsere Leser erwarten ein Moderato von uns; was die freie Literatur ihnen zumutet, kann die ZEIT noch lange nicht zumuten. Wahrscheinlich ist es eben das, was sie an der ZEIT so stört« – dabei ist St. James on the Bowery nur die Übersetzung eines Textes aus einer anglo-amerikanischen Wochenzeitung, die man kaum noch als Underground-Papier bezeichnen kann, wenngleich ich die Übersetzung nach einem Prinzip angefertigt habe, das Robert Creely während einer Sause im Februar 1967 ausdrücklich gutgeheißen hat, woraufhin ich mich sofort an die Arbeit machte; und wie ich die ersten Italowestern im Spätsommer 1967 in der italienischen Originalfassung sah und kein Wort verstand und doch war alles ganz klar und ich mir sagte, ein guter Film ist, wenn

man ohne ein Wort verstanden zu haben, alles verstanden hat, und das widerlegt natürlich die alberne Bemerkung, es sei Aufgabe der Schriftsteller, der Sprache das Wort und dem Wort das Beiwort zu erhalten; und daß Paulus Böhmer, den ich für einen Lyriker halte, der nicht in das oben gegebene Schema paßt, wie es nicht anders zu erwarten war, mir im Sommer 1968 einen Brief sandte, der vier engbeschriebene Schreibmaschinenseiten lang war und in dem der denkwürdige Satz »Die Wörter sind Überbleibsel des Kapitalismus« stand und, wie immer bei Paulus Böhmer, eine komplette Schreibweise vorgeprägt war, und ich erinnerte mich, in Philadelphia auf einer Ausstellung poetischer Objekte, 1966, Arbeiten von Gappmeier, wenn ich richtig erinnere, gesehen zu haben, und das waren überdimensional große Worte, die in einem Park oder einer Landschaft aufzustellen waren (so wie es Bazon Brock zwei Jahre später hinsichtlich des Wortes »Gott« vorgeschlagen hat, aber so etwas Metaphysisches würde Gappmeier nie machen), und da sah man wieder einmal, daß ich die Angewohnheit habe, mir nie etwas Eigenes einfallen zu lassen, sondern immer nur Feststellungen anderer verwende, um eine neue Feststellung zu machen

Nun erhebt diese Feststellung sich freilich über das, was Böhmer und Gappmeier gesagt und getan haben und wird zu einer Weissagung, die eher dem entspricht, was Oswald Wiener (unter anderen) mit seiner »Verbesserung von Mitteleuropa« sagt, daß nämlich die Welt an den Worten ersticken könnte, wenn wir die Worte nicht (und das, was sie hervorgebracht hat, bzw. wovon sie ein Überbleibsel sind) abschaffen, wenngleich Historiker gelegentlich behaupten, den Untergang Roms habe eigentlich eine rätselhafte Geldverknappung bewirkt, für die wir keine brauchbare Erklärung haben.

BRUIT: Aber jedermann werden solche Weissagungen gelingen, der an kleinen Zügen, wo es sich unachtsam darbietet, das menschliche Leben beobachtet und sich den »wartenden« Gefühlen überläßt, die bis zu einer Stunde, die sie aufrührt, scheinbar »nichts zu sagen haben« und sich harmlos in dem ausdrücken, was wir tun und womit wir uns umgeben.

Etwas Ähnliches, doch vorwiegend in umgekehrter Anwendung, läßt sich wahrscheinlich auch . . .

AUTOR: . . . zugunsten des Zusammenhanges der Teile des Buches sagen, die ich zunächst einmal aus einigen Mappen mit fertigen und

halbfertigen Arbeiten, Entwürfen und Zetteln, wie man sie sammelt, weil man sie vielleicht einmal brauchen kann, in eine gemeinsame Mappe tat (und den Rest wegwarf), weil die Kritik schon längst festgestellt hat, daß ich meine Bücher ohnedies immer so mache. Und wie aber, als ich diese eine Mappe im Zusammenhang las, nur weil ich sie im Zusammenhang las, ein Zusammenhang entstanden war, so daß ich doch wieder so etwas wie einen Roman gemacht hatte (vielleicht, weil das Prinzip des fortgesetzten Anmerkens eigentlich das Prinzip des Romans ist – nicht irgendeine der vielen Ideologien, die man dem Roman angehängt hat) und bisher nur den Helden (den ich nun Kloth heißen wollte), nicht eingeführt hatte, aus dessen Leben (Erlebnissen) und Meinungen wie je seit Laurence Sterne der Roman bestand. Das war also »Kloths Buch vom Leben und Lernen«, in dem alles das stand, was Kloth erlebt und gelernt hatte, nur daß Kloth nicht mehr da war. Die Welt, die wir früher durch die Personen unserer Romane sahen, ist noch da und die Personen sind weg. Das war also die Abwendung von jenen Romanen, die (weil es keine Helden mehr gab), eine Ersatzlösung in der Fiktion von Anti-Helden vergeblich gesucht hatten. Und wie schließlich sogar dieses Gespräch, statt eines Nachwortes von gewissen grundsätzlichen Konzeptionen nicht weg kann, denn wieder besteht es zur einen Hälfte aus Sätzen, die ich noch nicht einmal formuliert habe und die andere Hälfte wiederholt nur das, was man schon sah und dies noch dazu in einer Weise, die Oswald Wiener schon vor Jahren erfunden hat (wenn es nicht ein ganz anderer erfunden hat). Oswald Wiener jedenfalls hatte in dem 1966 erschienenen Heft 17, der in Graz erscheinenden Zeitschrift »Manuskripte«, in einer der Fortsetzungen seines hier zuerst abgedruckten Romans, Die Verbesserung von Mitteleuropa, aufgezählt »Wie ich es gerade mit Stefan machte und seine Mutter kam nach Haus. Wie wir immer bei James Night Train getanzt haben, und wie sich das herumgesprochen hat« und damit das ostinat mit den Worten »Wie ich« beginnende Aufzählprinzip auch für mich literaturfähig gemacht hat (und übrigens nicht nur für mich, sondern auch für Bazon Brock, der den gleichen Aufzählmechanismus in einer Passage seines 1968 erschienenen Bändchens »Was machen Sie jetzt so« verwandte). So wird also selbst der publikationswürdig erscheinende Teil des Nachlasses eines Autors – als Rückstand einer Zeit, in der er das und das machte – fragwürdig und gerade hier . . .

BRUIT: ... war also die Frage zu beantworten, ob es erlaubt sei, die Veröffentlichung ...
AUTOR: ... insoweit, als es sich überwiegend um veröffentlichte Texte handelt ...
BRUIT: ... zu wiederholen.
Jede Umänderung hätte dazu genötigt, alles neu zu entwerfen, und ich mußte mich ihrer ganz enthalten, außer daß ich da und dort, etwas das unter den Umständen seines Entstehens nicht nach Wunsch geraten war, im Sinne seiner eigenen Absichten nachbesserte ...
AUTOR: ... was die Erfahrung zur Folge hatte, daß ich zahlreiche Texte nun fortgesetzt nachbessern könnte (Die Freude am Es, die Montage aus der Vietnam-Berichterstattung), je nachdem wie sich mein Denken und Fühlen und die Wirklichkeit verändert haben.
BRUIT: So ist nun wirklich zuweilen von Schatten, von einem Leben die Rede, das nicht mehr ist und dazu in einer Art des begrenzten Ärgernisnehmens, das auf abschließende Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt. Ich habe den Mut, den ich trotzdem in die Zeitbeständigkeit dieser kleinen Satiren setze, schließlich aus einem Satz von Goethe geschöpft, der zu diesem Zweck sinngemäß verändert werden kann, ohne an Wahrheit einzubüßen; er lautet dann: »in dem Einen, was schlecht getan wird, sieht man das Gleichnis von allem, was schlecht gemacht wird« ...
AUTOR: ... einem Satz, dem ich aus einem praktischen und einem theoretischen Grunde nicht zustimmen kann, denn in der Praxis gäbe er einem Rezensenten gleich einen guten kritischen Ansatz zur Hand, da man in diesem Buch hier sicher schlechte Stellen genug finden wird, die ich indessen selbst dort, wo sie mir selber ins Auge fallen, bewußt stehen lassen will, gemäß dem Satze, der nicht von Goethen stammt: »Wo Licht sein soll, braucht es auch Schatten« und in der Theorie heißt der veränderte Goethe-Satz nicht anders, als daß man mit ruhigem Gewissen ein geschlossenes System der Sätze behaupten und von schlecht auf schlecht oder von schlecht auf gut oder von gut auf gut oder von gut auf schlecht schließen kann; wir können aber nur in jedem einzelnen Fall prüfen, was los ist, so wie wir auch aufgrund unserer bisherigen Erfahrung nur sagen können, daß dort, wo Schatten waren, immer auch Licht war.
BRUIT: Dieser Satz läßt hoffen, daß die Kritik kleiner Fehler auch in Zeiten, wo schon viel größere gemacht werden, ihren Wert nicht verliert.

Augustin Souchy: Bürgerkrieg und Revolution in Spanien[39]

Kollektivisierung und freiheitlicher Kommunismus sind positive Begriffe. Darunter stellt man sich etwas Konkretes vor. Die modernste Formulierung des Programms des spanischen Anarchosyndikalismus wurde auf dem Madrider Kongreß der C. N. T. im Jahre 1931, kurz nach dem Sturz der Monarchie gegeben. Die Kollektivisierung im Jahre 1936 hat sich im großen und ganzen nach diesem Programm vollzogen. Es lautet in seinen wichtigsten Punkten:

1. Entschädigungslose Enteignung des Großgrundbesitzes, der brachliegenden Ländereien, der Jagdgründe und allen sonstigen Landbesitzes, der für den Anbau von Feldfrüchten geeignet ist, Umwandlung all dieses Landes und Privateigentums in Gemeineigentum, Annullierung der bestehenden Pachtzahlungen und Schaffung neuer Einrichtungen, deren Grundzüge von den Gewerkschaften in Übereinstimmung mit den örtlichen Verhältnissen festgelegt werden.
2. Beschlagnahme des Viehbestandes, der Aussaat, der landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen.
3. Übernahme der beschlagnahmten Ländereien durch die Landarbeitergewerkschaften zwecks direkter und kollektiver Bearbeitung. Verwaltung der landwirtschaftlichen Betriebe durch die Gewerkschaften. Abschaffung aller Bodensteuern, Renten und Hypotheken, die auf den Kleinbauern lasten, sofern sie den Boden selbst bearbeiten und keine Arbeiter ausbeuten.
4. Abschaffung der Pachtzahlungen, die von den Kleinpächtern in Form von landwirtschaftlichen Produkten an die Eigentümer oder Mittelspersonen gezahlt werden.

Das Programm wurde ergänzt durch Vorschläge über die gemeinsame Arbeit und Wirtschaft auf dem Lande. Die spanischen Landarbeiter waren, gleich den Industriearbeitern, in Syndikaten oder Gewerkschaften organisiert. Diese Gewerkschaften verwandelten sich nach dem 19. Juli in Produktions- und Verteilungsgemeinschaften. Landbesitzer, die auf Seiten Francos standen – und dazu gehörten fast alle Großgrundbesitzer – wurden enteignet. Die Kleinbauern standen

meist auf der Seite der Republik. Sie traten nach dem 19. Juli freiwillig den Gewerkschaften bei und meist auch in die neu gebildeten Kollektiven. Zwang zum Beitritt in die Kollektiven wurde nicht ausgeübt.

Das Land wurde nach dem Siege der Landarbeiter in allen Teilen der Republik kollektiv bearbeitet. Die Landarbeitergewerkschaft lieferte ihre Produkte an die Verteilungsstellen in den Städten. Die Kollektivisten erhielten einen wöchentlichen Vorschuß in Geld und Lebensmitteln aus dem gemeinsamen Vorratslager. Nach jedem Erntejahr wurde der Überschuß an alle gleichmäßig verteilt. Entsprechende Summen für Anschaffung von Maschinen etc. wurden beiseitegelegt. Das Lohnsystem ist abgeschafft worden. An seine Stelle war ein neues System getreten: Die Verteilung des Produktes des gemeinsamen Arbeitsertrages. In der Kollektive herrschte das Prinzip: Einer für Alle und Alle für Einen.

Die Übernahme der großen Industrieunternehmungen vollzog sich mit erstaunenswerter Leichtigkeit ohne Produktionsstörungen. Es erwies sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß weder die Aktienbesitzer, noch die hoch bezahlten Direktoren oder Aufsichtsräte etc. für den guten Gang eines modernen Wirtschaftsunternehmens erforderlich sind. Arbeiter und Angestellte können das komplizierte Räderwerk der modernen Industrie selbständig im Gang erhalten. Die Beispiele hierfür sind zahlreich.

Die erste Maßnahme bei der Übernahme der Straßenbahnen in Barcelona durch die Arbeiter bestand in der Abschaffung der Direktoren und der Werkspitzel. Es handelte sich um große und völlig unproduktive Summen. Während ein Straßenbahner 250,– bis 300,– Peseten Monatsgehalt hatte, erhielt der Generaldirektor 5000,– und die übrigen drei Direktoren 4 441,–, 2 384,– und 2 000,– Peseten. Die Abschaffung dieser hohen Gehälter ermöglichte die Erhöhung der Löhne der Arbeiter.

Die zweite Neuerung war die Einführung der 40-Stundenwoche. Im Prinzip war man für 36 Stunden wöchentliche Arbeitszeit. Doch angesichts des begonnenen Krieges gegen den Faschismus sah man davon ab.

Die dritte Maßnahme erstreckte sich auf die Verwaltung. Bisher waren Straßenbahnen, Autobusgesellschaften und die Untergrundbahn getrennte Privatunternehmungen. Die Gewerkschaft beschloß, alle die-

se Verkehrsunternehmungen in ein einziges zusammenzufassen. Diese Konzentrierung ermöglichte wesentliche Verbesserungen des Verkehrswesens, die vom Publikum mit Genugtuung aufgenommen wurden.
Die bedeutendste Maßnahme aber bestand in der Herabsetzung des Fahrpreises von 15 auf 10 centimos. Für Schulkinder, Kriegs- und Arbeitsbeschädigte und Invaliden wurden Freifahrtsscheine ausgegeben. Dabei wurden die Löhne und Gehälter für die niedrigsten Lohnstufen um 40 bis 100 Prozent und für die höheren Lohn- und Gehaltsstufen um 10 bis 20 Prozent erhöht.
Die Reparaturwerkstätten arbeiteten mehrere Schichten, um die schadhaften Wagen auszubessern. In kurzer Zeit war das Verkehrswesen besser als vorher, den Arbeitern ging es besser und die Fahrpreise waren billiger. Alle Straßenbahnen und Autobusse trugen die schwarzen Buchstaben C. N. T. auf rot gemaltem Untergrund. Die einzigen Leidtragenden waren die Aktionäre und hohen Gehaltsbezieher. Ihnen weinte die Bevölkerung keine Träne nach. Die Gewerkschaft der Arbeiter des Transport- und Verkehrswesens hatte sich in eine kollektivisierte Verkehrsgesellschaft umgewandelt. Der Bericht des Beschlagnahmekomitees enthält eine Stelle, die für das Vorgehen der Arbeiter nach dem 19. Juli typisch war:
»Am Morgen des 24. Juli, als in den Straßen Barcelonas das Volk noch mit Waffen kämpfte, um die Ideale der Freiheit zu verteidigen, verließen einige Genossen der C. N. T. ihre Barrikaden, wo sie von anderen abgelöst wurden. Sie wurden von der Organisation angefordert. In einem Panzerwagen begaben sie sich in die Büroräume der Straßenbahngesellschaft, wo sie in Ausführung eines Beschlusses der Transportarbeitergewerkschaft die Beschlagnahme durchführten. Die Räume waren von mehreren Zivilgardisten besetzt. Nach kurzen Verhandlungen zog sich die Wache zurück. Die Konföderation der Arbeit (C. N. T.) übernahm das Verkehrswesen in Barcelona. Bargeld war weder in den Kassenschränken der Büros noch auf den Bankkonten vorhanden. Die Arbeiter mußten ohne Anfangskapital von vorne anfangen.«
In der Telefonzentrale war mehr als die Hälfte der Linien durch Granateinschläge während der Kampftage zerstört worden. Die Wiederinstandsetzung der Linien und die Reparaturen der Zentrale war eine Spitzenleistung. Ohne von irgend einer Seite dazu beauftragt worden zu sein, machten sich Arbeiter und Techniker an die Arbeit.

In drei Tagen funktionierte der Telefonverkehr normal. Zahlreiche neue Linien wurden in Gewerkschaftslokalen, Bezirkskomitees und den Milizbüros angelegt. Nach Vollendung dieser dringenden Arbeiten beschloß eine Versammlung des gesamten Personals die Kollektivisierung Die Leitung wurde einem von der Versammlung selbst gewählten Sachverständigenkomitee übertragen. In jeder Bezirkszentrale wurde ein verantwortlicher Leiter gewählt. Da einige der Telefonangestellten der sozialistischen Gewerkschaftsunion angehörten (die Mehrzahl gehörte zur C. N. T.) wurde die Kollektivisierung unter dem Namen C. N. T.–U. G. T. vorgenommen.

Die Abonnenten erklärten, daß das Telefonwesen nach der Kollektivisierung besser funktionierte als vorher. Wie bei der Straßenbahngesellschaft wurden auch hier die Direktorengehälter eingezogen, die kleinen Gehalts- und Lohnempfänger dagegen erhielten beträchtliche Lohnaufbesserungen.

Das Eisenbahnwesen war in Spanien Privatbesitz. Während des Militäraufstandes ruhte der Eisenbahnverkehr infolge des Generalstreiks. In Barcelona spielten sich in der Nähe des Hauptbahnhofs – Estacion de Francia – Straßenkämpfe ab. Am dritten Kampftage bildeten die anarchosyndikalistischen Gewerkschaften, in der Gewißheit auf den Sieg, ein revolutionäres Eisenbahnerkomitee. Dieser Ausschuß nahm die Besetzung und Beschlagnahme der Bahnhöfe, der Eisenbahnstrekken und des Hauptverwaltungsgebäudes vor. Alle wichtigen Eisenbahnknotenpunkte wurden von einer besonderen Eisenbahnergarde bewacht. Die Direktoren waren ins Ausland geflüchtet. Die Arbeiter setzten ein neues Verwaltungskomitee ein.

In wenigen Tagen waren alle Eisenbahnen Kataloniens sozialisiert. Technische Verbesserungen konnten nicht in Angriff genommen werden, da hierzu kein Material vorhanden war. Der Eisenbahnverkehr wurde unmittelbar nach Beendigung des Kampfes unter der neuen Gewerkschaftsleitung wieder aufgenommen. Er funktionierte wie vorher, Störungen traten nicht ein. Die Fahrpreise blieben die gleichen. Die Löhne der niedrigeren Lohnklassen wurden bedeutend heraufgesetzt, die Direktorengehälter und hohen Gehaltsbezieher vollständig abgeschafft. Es versteht sich von selbst, daß die Kollektivisierung das Ende der privatkapitalistischen Eisenbahngesellschaften bedeutete. Die Aktien wurden annulliert, Entschädigungen nicht gezahlt.

Eine Verbesserung trat insofern ein, als die verschiedenen kleinen Privatgesellschaften in eine einzige kollektive Eisenbahngesellschaft für ganz Katalonien zusammengefaßt wurden. Durch diese Reorganisierung gelang es, zahlreiche Schwierigkeiten zu beseitigen, die vorher stockend auf den Eisenbahnverkehr gewirkt hatten.

Ausländische Besucher haben sich oft darüber gewundert, daß die Übernahme der Betriebe ohne Störungen vor sich gegangen ist. Das Geheimnis für den glänzenden Erfolg der Kollektivisierung liegt zum großen Teil in der systematischen Vorbereitung der Syndikalisten auf diese soziale Revolution.

»In der revolutionären Periode – heißt es in einem Bericht der Vereinigten Wasser-, Gas- und Elektrizitätskollektive – hatten wir in den Gewerkschaften Betriebskommissionen gebildet. Diese Kommissionen machten sich in jeder Sektion mit den Arbeiten vertraut und bereiteten sich auf die Leitung vor. Die Betriebskommissionen überwachten die Produktion, den Wasserverbrauch im Sommer und im Winter, sorgten dafür, daß auf jeden Posten der geeignete Mann gestellt wurde, ermahnten die Arbeiter zu pünktlichem Erscheinen bei der Arbeit, sorgten dafür, daß die Sicherheitsvorschriften beachtet wurden und daß in allen Sektionen Betriebsapotheken vorhanden waren, Duschen für die Arbeiter und Speiseräume usw. eingerichtet wurden.

Durch diese und ähnliche Vorbereitungen waren die Arbeiter in der Stand gesetzt, schwierige Probleme reibungslos zu lösen. Die von der Belegschaft ausgearbeitete Betriebsordnung zeugte von dem hoch entwickelten Verantwortungsgefühl, zu dem die syndikalistischen Organisationen die Arbeiter erzogen hatten. Betriebsräte, Betriebsleiter, Verwaltungsrat und schließlich oberste Betriebsleitung arbeiteten nach Vorschriften, die auf allgemeinen Betriebsversammlungen diskutiert und beschlossen wurden. Alle verantwortlichen Leiter wurden von besonderen gewerkschaftlichen Kontrollkommissionen streng kontrolliert. Nur Personen, die über genügend technische und organisatorische Fähigkeiten verfügten, wurden zur Betriebsleitung zugelassen. Man rechnete es sich als Ehre an, von der Gewerkschaftsversammlung auf einen hohen leitenden Posten gesetzt zu werden. Auch über den privaten Lebenswandel der Betriebsleiter und Vertrauensleute wachten die Gewerkschaften. Nur wirklich ernste, gewissenhafte und in jeder Beziehung ordentliche Personen konnten auf die Ehre rech-

nen, hohe Funktionen zu bekleiden. Materielle Vorteile brachten die verantwortungsvollen Posten nicht ein. Der oberste Verwaltungsrat hatte die Pflicht, sich über den Fortschritt der Technik auf seinem Gebiete auf dem Laufenden zu halten, die Werke auszubauen und Vorschläge zur Modernisierung vorzulegen, Handelsabkommen zu treffen, Zollfragen zu studieren usw. Der Bedarf an Rohstoffen und Maschinen sollte nach Möglichkeit im eigenen Lande gedeckt werden.
Der große Ernst, mit dem die Gewerkschaften an ihre gewaltige Aufgabe, die Produktion im ganzen Lande zu übernehmen und ohne Unternehmertum selbst zu leiten, herangetreten sind, verbürgte den Erfolg.

Interview mit einem Verleger

(à la Paris Review Interview)

(Dies ist eine Tonbandaufnahme mit Jörg Schröder, Verleger, MÄRZ VERLAG. Sonntag, den 13. April 1969, 032 Uhr in der Wohnung Jörg Schröders, Darmstadt. Teilnehmer: Jörg Schröder, Erika Schröder, Rolf Dieter Brinkmann, Rolf-Eckart John, Ralf-Rainer Rygulla.)

Anfang

BRINKMANN: Gibt es noch irgendwelche Fragen?

SCHRÖDER: Eigentlich haben wir alles geklärt, würd' ich sagen.

BRINKMANN: Doch ja, es gibt keine Fragen mehr. Wozu möchtest du dich denn sonst mal äußern?

SCHRÖDER: Ich soll mich zu irgendwas äußern?

RYGULLA: Hast du einen Beruf?

SCHRÖDER: Ich habe eine Berufung . . .

RYGULLA: Ja, können wir darüber etwas erfahren?

SCHRÖDER: Über Berufungen spricht man nicht.

RYGULLA: Aus Presse und Rundfunk haben wir aber erfahren, daß du den Beruf eines Verlegers ausübst. Was ist es, das den Beruf des Verlegers so reizvoll macht?

Jemand lacht.

SCHRÖDER: Ich finde das eigentlich gar nicht so wahnsinnig reizvoll. Findet ihr das so reizvoll?

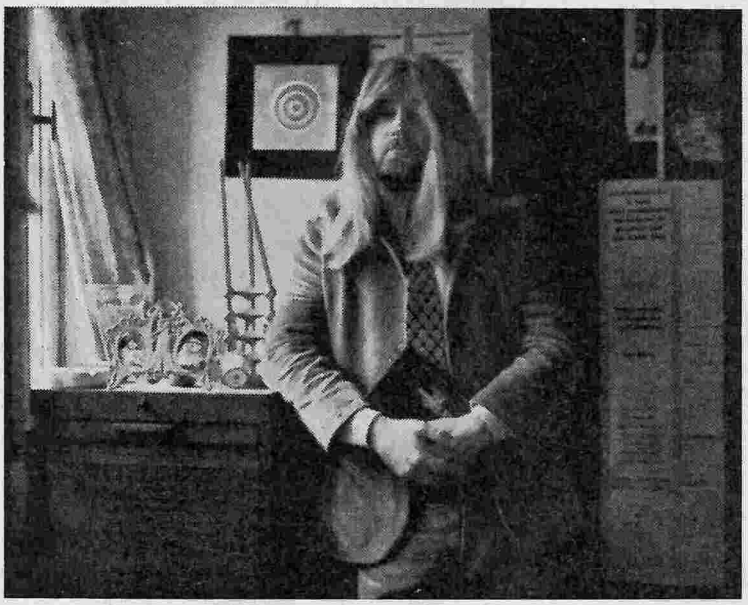
BRINKMANN: Würdest du lieber Autoreifen flicken?

SCHRÖDER: Ja und nein, es kommt darauf an, wie oft ich das machen müßte.

BRINKMANN: Du bist 8 Stunden oder 14 Stunden oder 9 Stunden oder 2 Stunden mindestens jeden Tag Verleger. Wenn du natürlich nur einmal die Woche einen Autoreifen flicken würdest, könnte ich mir vorstellen, daß du lieber Autoreifen flicken würdest. Eh, was wollte ich denn damit sagen?

SCHRÖDER: Das möchte ich ja auch wissen. Das ist ja ein ganz dumpfer Vergleich mit dem Autoreifen . . .

RYGULLA: Wir müßten mehr zu den Funktionen kommen, und da stellt sich erst mal die Frage, da Autoreifen eine Funktion haben, was ist die Funktion eines Buches, wenn man mal unterstellt, daß ein Verleger Bücher macht.



Verleger Jörg Schröder

SCHRÖDER: Das finde ich aber sehr komisch, diese Frage, muß ich sagen.

BRINKMANN: Wieso bist du dazu gekommen, Bücher zu machen und wieso bist du nicht darauf gekommen, Autoreifen zu flicken?

SCHRÖDER: Ja, das möcht' ich auch wissen, wahrhaftig!

RYGULLA: Warum flickst du keine Bücher?

SCHRÖDER: Gott, das hab ich auch schon mal gemacht, das find ich aber sehr mühsam, immer fummeln und so.

(Schweigen)

RYGULLA: Zum Überbrücken eine Frage, die mir aber trotzdem wesentlich erscheint: bist du glücklich?

SCHRÖDER: Das mußt du Bazon Brock fragen.

RYGULLA: Wie groß bist du?

SCHRÖDER: Morgens einssiebenundsechzig und abends einsvierundsechzig.

JOHN: Gibt es sonst noch Probleme?

SCHRÖDER: Natürlich ... *Mein* Problem? Was ist mein Problem? ...

FRAU SCHRÖDER: Was ist dein Problem, ja ...

SCHRÖDER: Da muß ich mich in mich selbst zurückziehen. Das ist mir eben erst bewußt geworden.

JOHN: Etwas anderes. Warum möchtest du denn unbedingt einen Porsche haben?

SCHRÖDER: Mmm ... das ist wirklich eine Gewissensfrage ... weil er so schnell ist, eigentlich *nicht*, das Auto, und ganz schön ... weil hinten so wenig Platz ist ...

(Allgemeines Gelächter)

SCHRÖDER: ... wann der kommt?

FRAU SCHRÖDER: Ja.

SCHRÖDER: Wann der Porsche kommt?

FRAU SCHRÖDER: Ja.

SCHRÖDER: Gott, der wird bald geliefert werden ... in 14 Tagen oder so ... die haben Schwierigkeiten mit den Fenstern, die Leute wollen mir keine grünen Fenster liefern.

FRAU SCHRÖDER: Ooh ... dumpf ... zu dem grünen Auto noch grüne Fenster!

SCHRÖDER: Wieso, das ist doch ein lichtes Grün.

RYGULLA: Was wird der Spitze machen?

SCHRÖDER: 230 hat man mir gesagt, gestoppt natürlich.

RYGULLA: Wo willst'n den ausfahren?

SCHRÖDER: Wo ich den ausfahren will? ... Mmh ... Darum geht's doch gar nicht, es geht einfach um die Spitze!

BRINKMANN: Ja, mir fällt eigentlich gar nichts ein!

(Gelächter, Gemurmel)

RYGULLA: Ich meine, jeder Mensch hat doch eigentlich eine zweite Natur ... fast jeder ... eh ... ja ... was ist deine zweite Natur?

SCHRÖDER: Ob die Hansal* die ganzen Pausen mitkriegt?

Weitsicht

RYGULLA: Unter Natur verstehe ich an sich die Sicht und die, eh ... *(Gelächter)* ... die klare Sicht und die trübe Sicht ... ja, Weitsicht ist an sich eine Natur, ein Medium fast oder eine Fähigkeit, die an sich eh, eh, mhm, den meisten Menschen im Berufsleben zum Vorteil gereichen kann ...

SCHRÖDER: Ja, wenn sie IOS Aktien kaufen und so was ...

RYGULLA: Um wieder *konkreter* zu werden, glaubst du, daß man als Verleger Weitsicht haben muß? Wenn ja, in welche Richtung?

SCHRÖDER: Ja ... laß mich mal überlegen, ernsthaft, ob man als Verleger *Weitsicht* haben muß. Ansichten sind natürlich gut, aber mit Weitsicht hat das nichts zu tun.

BRINKMANN: Ja, das stimmt, das ist ein schönes Zitat.

SCHRÖDER: Ich würde sagen, man sollte nicht soviel *Weitsicht* haben, weil sich ja *so viel* ereignet, weil so viel *passiert,* daß Weitsicht sich schnell selbst überholt.

RYGULLA: Du sagst also, daß so viel sich ereignet, daß man sehr vorsichtig sein müßte, weitsichtig zu sein. Heißt das, daß man Bücher produzieren sollte, die nur, sagen wir, eine kurze Zeit da sind?

SCHRÖDER: Ja. Wie lang sie dann wirklich da sein werden, kann man nicht ermessen. Bücher sollten verbraucht werden wie andere Dinge auch. Und Weitsicht, was bestimmte Literaturgattungen und -tendenzen anbelangt, halte ich nur noch für schwer möglich, weil laufend sich etwas verändert, und ich nehme auch an, daß die Autoren ihre Einstellungen schneller verändern werden.

* Anne Hansal ist Mitarbeiterin des März-Verlages. Es stand fest, daß sie das Interview abschreiben würde.

JOHN: Es ist die Frage, inwieweit eine rein vom Kommerziellen bestimmte Planung negativ zurückschlägt auf die Buchproduktion, die letztlich nur auf Erhaltung ausgeht.

SCHRÖDER: Planung im Verlag ist nicht das gängige Wort. Natürlich muß ein Unternehmen auf Erhaltung ausgehen. Der Witz ist nur, daß sich ein Verlag einfach nicht erhalten kann, *wenn er plant*, wenn er mit diesem merkwürdigen Begriff *Weitsicht* plant. Ich glaube, wichtiger ist, permanent an allen Dingen dran sein.

Das Medium

BRINKMANN: Glaubst du denn nicht, daß Weitsicht ... ja, also, nah an den Dingen sein, Weitsicht ... eh, jetzt ist der Gedanke wieder weg ... denn ja, hier ist er. Wieso bist du nicht in ein anderes Unternehmen eingestiegen? Soviel ich weiß, hast du vorher mal etwas anderes gemacht, Werbeagentur oder Bau oder was immer, du hast Maschinen vertrieben, Schreibmaschinen, Vertreter oder so was, *wieso* bist du auf Bücher gekommen? Vorher hast du für den Melzer Verlag produziert, jetzt macht ihr euren eigenen Verlag, es muß doch ein starkes Motiv dafür vorhanden sein, einen eigenen Verlag zu machen. Wieso bist du dabei geblieben?

SCHRÖDER: Na ja, zunächst mal bin ich nicht dabei geblieben, wir fangen gerade an. Und dann ist es auch eine gewisse Art von Gewohnheit; denn, wenn man mit einem Medium lange Zeit vertraut ist, kann man damit eben besser umgehen als möglicherweise mit anderen Medien; das heißt aber nicht, daß ich mich auf Bücher fixieren würde. Ich würde auch gerne mit anderen Medien umgehen, etwas daraus machen, obwohl ich nicht wüßte, ob das klappen würde ... Das glaubst du nicht?

BRINKMANN: Du machst das doch nicht beziehungslos. Das glaube ich nicht.

SCHRÖDER: Natürlich mache ich das nicht beziehungslos, wenn ich auf andere Medien gekommen bin, habe ich damit nicht gesagt, daß ich zu dem Medium, mit dem ich mich jetzt beschäftige, keine Beziehungen mehr habe. Ich glaube schon, daß ich eine direkte Beziehung dazu habe. Nur versuche ich mir darüber klar zu werden, wie diese Beziehung aussieht. Also ... ja, schön ... danke ... (er trinkt) Weshalb Bücher? Wahrscheinlich interessiert mich besonders daran, was in so einem Medium wie dem Buch, das an sich so als anachronistisch verschrien ist, noch drin ist. Dazu interessieren mich eben bestimmte Tendenzen, die eben doch zeigen, daß ein Buch nicht anachronistisch ist, also ein Buch, das eben anders aussieht als Bücher, die im traditionellen Sinne hergestellt werden oder hergestellt worden sind. Es ist natürlich reizvoll, eh, einem verhältnismäßig sprödem Medium neue Seiten abzugewinnen und zu zeigen, daß in diesem Medium noch etwas anderes als das Gewohnte drin ist.

BRINKMANN: Das heißt also, daß durch das Aufkommen neuer Medien, neuer Kommunikationsformen, z. B. sagen wir mal des Fernsehens, weil das ja grad so aktuell ist, das Buch und das heißt: sowohl schreiben wie verlegen wie lesen, also alles, was zum Buch gehört, das Medium Buch erst entschlackt worden ist, daß völlig neue und eigenständige Möglichkeiten an dem Buch sichtbar sind.

SCHRÖDER: Genau.

BRINKMANN: Bleiben wir bei dem Medium Fernsehen. Meinst du, daß das Konkurrenzverhältnis, wenn wir etwas weiter gekommen sind, kein Konkurrenzverhältnis mehr sein wird, sondern möglicherweise etwas, das ich nicht als Ergänzung bezeichnen würde, weil diese Medien eben einfach zu verschieden sind, um sich ergänzen zu können. Ein Buch wird nicht Fernsehen

vertiefen können, um diesen Ausdruck zu benutzen, Fernsehen wird nicht Bücher vertiefen können. Es ist so, daß es sicherlich Grenzen gibt, die zeigen, daß Medien, was ihre Veränderung anbelangt oder die Möglichkeiten ihrer Veränderung, bis zu einem gewissen Grad sich sozusagen parallel ergänzen, ohne sich jemals zu berühren.

JOHN: Das glaube ich, ist gut gesehen, ja, jedenfalls wäre das auch meine Auffassung, wobei ich ein bißchen modifizieren würde. Wenn du dich dagegen gewehrt hast, daß beides sich nicht gegenseitig vertieft, hast du natürlich recht. Aber man kann wohl beide Sachen nicht unabhängig voneinander sehen, vom Gebrauch her, von ihren Auswirkungen. Meinst du nicht, daß beide Medien, bleiben wir beim Buch und beim Fernsehen, dann doch so etwas wie vertiefen, das heißt oberflächlich machen, verdinglichen, wenn du es auf den Gebrauch, die Benutzung beziehst.

SCHRÖDER: Na, das ist schon richtig.

Pornografie

RYGULLA: Ein erstes Stadium wäre, die Konkurrenz zu verschärfen. Man müßte ein Buch interessanter machen vom Inhalt her und von der Aufmachung her. Auf was ich hinaus will, ist: schon als Leiter des Melzer-Verlages nahmst du verschiedene Titel auf, die unter Pornografie liefen. Ist das nun ein Weg oder ein Mittel, ich würde es an sich so sehen, Bücher attraktiver zu machen?

SCHRÖDER: Mein Faible, was Sex anbelangt, das ... eh ... bezieht sich nicht nur auf Bücher, sondern das ist ein totales feeling, wenn du so willst ... *(Gelächter)* Mir gefällt das überhaupt gut, und deswegen gefällt's mir auch in Büchern zuweilen. Da wird es nur oft langweilig, weil es so schlecht gemacht ist.

BRINKMANN: Pornografie! Bleiben wir mal bei den Begriffen.

SCHRÖDER: Nee, Pornografie gehört einfach dazu wie das Präservativ zur Liebe.

BRINKMANN: Gut, ja. Aber ich finde noch eine andere Sache wichtig. Wenn wir eben gesagt haben, daß alles mehr Oberfläche sein sollte, verdinglicht werden müßte, ein Buch wie meintwegen eine Zigarette, wo liegt dann der Unterschied zwischen einem Buch wie, sagen wir mal Burroughs' TICKET THAT EXPLODES und der Lord Extra Zigarette, die du gerade rauchst?

(Unverständliches Gemurmel)

SCHRÖDER: Das ist eine Frage, die ich überhaupt nicht beantworten kann, ich sehe solche Unterschiede im Grunde nicht.

BRINKMANN: Das heißt, daß der Unterschied in der persönlichen Vorliebe eines einzelnen läge?

RYGULLA: Ich würde sagen, es handelt sich mehr um Verschiedenheiten des Konsumierens.

(Gemurmel)

Die Dinge

SCHRÖDER: Ich meine, was heißt Vorliebe? Das ist einfach eine Geschichte, die sich so entwickelt. Der eine machts mal so, der andere mal so, und wie auch immer, es hängt mit den Dingen zusammen, die da sind, und wenn Dinge da sind, dann ... geht man mit den Dingen um. So sieht das aus. Man muß sich der Dinge bewußt werden, die einfach da sind. Auf der anderen Seite ist mir das ein bißchen suspekt, wenn man sich ihrer zu sehr bewußt ist, weil ja Dinge nicht dazu da sind, daß man sich dieser Dinge bewußt ist, sondern daß man sie einfach gebraucht, relaxed gebraucht ... deswegen würde ich auch den Porsche ganz relaxed gebrauchen.

JOHN: Laß doch mal die Frau was sagen.

BRINKMANN: Finde ich auch wichtig.

RYGULLA: Ich fände gut, wenn zum Beispiel die Frau Schröder in eine Lage käme, Fragen zu stellen, die wir nie stellen würden.

BRINKMANN: Nach Schuhen von gestern ... nach der Hose. Warum du dir keine Hose gekauft hast.

SCHRÖDER: Sie kann ja fragen, Sack und Eier.

FRAU SCHRÖDER: *(murmelt unverständlich)*

SCHRÖDER: Ach Gott, das weiß ich nicht. Mit den Hosen, das ist so eine Sache. Ich kann dir eins sagen, man nimmt sich so oft vor, eine Hose zu kaufen, dann hat man wieder keine Lust.

FRAU SCHRÖDER: Warum bringst du zum Beispiel die Pelzmütze nie weg?

SCHRÖDER: Ja, das ist gut. Ich meine, dich kann man ja sowieso nicht verstehen, ob du nach einer Pelzmütze fragst oder nicht. Du sitzt zu weit weg.

(Gemurmel)

FRAU SCHRÖDER: Ja, warum bringst du die Pelzmütze nicht weg?

SCHRÖDER: Pelzmütze?

(Gemurmel)

FRAU SCHRÖDER: Oder warum verlierst du immer deine Parker?

SCHRÖDER: Schlüssel und Parker und so Sachen, alles was glitzert und glänzt, das ist mir ...

JOHN: Sind die Dinge für dich abstrakt oder setzen sie bei dir Emotionen frei?

BRINKMANN: Ne gute Sache!

SCHRÖDER: Aber wirklich, manche Dinge!

RYGULLA: Welche?

SCHRÖDER: Ach, da fühl ich mich richtig langbeinig und italienisch ... ich könnte auch gelbe Hosen anziehen.

RYGULLA: Leidet man eigentlich unter seinen Einsachtundsechzig?

SCHRÖDER: Ja, sonst wäre ich nicht Verleger geworden.

(Gelächter)

BRINKMANN: Wie oft hörst du diesen Celentano? Kannst du dich erinnern?

SCHRÖDER: Da habe ich noch im Krankenhaus gelegen, und da war im Fernsehen eine ganz dumpfe Show im Schnee. Du, hör mal, läuft der Otto überhaupt?

BRINKMANN: Ja

SCHRÖDER: Ehrlich?

Chinesische Ohrenkitzler

JOHN: Bevorzugst du a) die Benutzung eines Transistor-Radio-Schallplattengerätes zur allgemeinen Stimulation oder b) visuelle oder c) gedankliche Impressionen?

SCHRÖDER: Was der Otto mit visuell zu tun hat, weiß ich überhaupt nicht. Ich hab mal von dem Manthey so was über Island eine Stunde gehört, das hat mich ungeheuer angeregt. Also das war schon wirklich eine gedankliche Sensation.

BRINKMANN: Impression?

SCHRÖDER: Impression? Nein. Was war das erste, das a)?

JOHN: Transistor-Radio. Schallplattengerät.

SCHRÖDER: Wozu? Zur allgemeinen Stimulation? Na, allgemein kann ich mich da auch nicht dran stimulieren . . . nur ganz speziell. Manchmal fühlt man sich natürlich auch durch Stücke der Musik allgemein stimuliert, aber doch eigentlich mehr im Ohr. Das heißt nicht, daß ich mir einen chinesischen Ohrkitzel verschaffe!

(Fragendes Murmeln)

SCHRÖDER: Kennt ihr das nicht? Kennt ihr nicht die chinesischen Ohrkitzler? Also, im alten China, da hatte man so kleine Wägelchen, die fuhren durch die Straßen und da gab es . . . nein, ehrlich, das finde ich typisch für Kultur . . . da fuhren kleine Wägelchen durch die Straße, und auf diesen Wägelchen, da saß ein Mann, und der hatte unzählige, ganz differenzierte Kitzel-

werkzeuge bei sich, von Pflaumfedern bis zu Grashalmen, ein ungeheures Sortiment von Kitzlern. Die Menschen traten dann an den Karren heran und mußten paar Yen oder was immer bezahlen. Ich habe einmal ein Bild davon gesehen. Wirklich beachtlich. Dann stellten sie sich hin, legten den Kopf schief und kriegten eben dieses verzückte Hundepimpergesicht, wie es eben jemand kriegt, der am Ohr gekitzelt wird. Diese Ohrkitzelverkäufer kitzelten also die Leute einfach im Ohr. Das finde ich sehr gut. Das ist wirklich Kultur.

März Verlag

BRINKMANN: Wie stellst du dir das weiter mit dem Verlag vor?

RYGULLA: Vorstellungen vom Programm, bitte!

SCHRÖDER: Ja, Vorstellungen zunächst schon. Viel Literatur! Was den literarischen Bereich anbelangt, scheint es, daß wir uns auf den amerikanischen Bereich spezialisiert haben. Da zeigt sich ein neues feeling, eine Tendenz, Literatur nicht mehr als etablierte Form in festgefahrenen Kategorien zu sehen. Die jungen Autoren versuchen, Bewußtseinserweiterung zu erreichen und zwar nicht im Sinne irgendeiner Psychologie oder bewußt gemachten Stils. Es zeigt sich dort in der Literatur ein Abwerfen von Kategorien und Stilmitteln, das eben hier bei uns nur propagiert wird. Oder noch nicht einmal das. Die jungen amerikanischen Autoren sollten deswegen importiert werden, um jungen deutschen Autoren, die grade anfangen, und Lesern zu zeigen, wie interessant und aktuell und raffiniert Literatur sein kann, wenn man sich aus dem anerzogenen Blick auf Dinge befreit hat und nicht mehr bloß Literatur machen und lesen will. Aber ich finde, man sollte eine andere Sache bedenken, und zwar, daß eine Literatur auf einmal, die bisher immer an ihrem Bewußtsein der

Rückständigkeit gegenüber der europäischen Literatur gekrankt hat, auf einmal eine völlige Befreiung daraus vollzogen hat. Das liegt daran, daß die Autoren Möglichkeiten ihrer durchtechnisierten Gesellschaft für sich konkret begriffen haben. Die Frage wäre jetzt, sind wir überhaupt schon so weit in Europa, ein solches Bewußtsein zu entwickeln, was Literatur anbelangt? Es ist ja doch so, daß auch in der neuen amerikanischen Literatur in ihren vielen Spielarten eine ätzende Kritik an ihrer Gesellschaft da ist, aber sie gebärdet sich eben nicht so theoretisierend, sondern sie verfährt in ihrer Kritik subjektiv. Von hier aus sehe ich einen Ansatz auch für die neue deutsche Literatur.

Konsum?

BRINKMANN: Ja, hierfür wäre es wichtig, daß man sich eine Umwelt erfindet, und zwar so total erfindet und so hemmungslos erfindet, bis ein neues Environment tatsächlich geschaffen worden ist. Es gilt, besser zu konsumieren. Versteht man sich ausdrücklich als Benutzer von irgendwelchen Sachen, die zuerst Spaß machen sollten, dann wird ein Autor sich auch so des Schreibens bedienen, ganz einfach, weil es ihm Spaß macht, und unter Spaß machen verstehe ich, daß man produktiv ist, und zwar so produktiv, daß man im Produktionsprozeß etwas von sich verwirklicht, das heißt also, es kommt also zuerst mal gar nicht drauf an, irgend etwas Besonderes zu sein, sondern bewußt Massenmensch zu sein, und ich bin gern ein Massenmensch, das muß ich wohl sagen.

SCHRÖDER: Völlig klar, ein guter Verbraucher, völlig klar. Also ein Verbraucher, der ohne Reflexion verbraucht, ohne Reflexion, das heißt, was die Dinge anbelangt . . .

BRINKMANN: Ohne Skrupel!

RYGULLA: Die ganze Antikonsumhaltung der Linken hier in Deutschland, die an sich Verbrauch nur als Verblödung der Massen begreift, zeugt für eine enorme intellektuelle Frustration. Damit erhalten sie der Wirtschaft nur ihren Profit, weil nämlich im Bewußtsein Elite und Masse getrennt werden. Aber letztlich hat man eben, wenn man einen Kühlschrank hat, auch Profit. Die Wäsche wird schneller gewaschen.

SCHRÖDER: Ja, paß mal auf, dazu kann ich dir aber auch was sagen. Ich meine, es gibt natürlich Linke, die sich einfach selbst noch verstehen, das ist völlig klar. Das sind einfach nur zwei Verhaltensweisen, die im Grunde aber auf das gleiche Ziel losgehen. Die Frage ist, welche Form die effektivere ist, welche Form wirklich machbar ist, welche Form nicht utopisch bleiben wird.
Kurz noch zum Konsum. Die Schwierigkeiten liegen darin, daß man an einem totalen Konsum gehindert wird. Dadurch wird aber das Konsumbedürfnis, das effektiv besteht, zu etwas Zwanghaftem.

Schluß

JOHN: Du wirst doch bestimmt nicht bewußt deinen Verlag klein halten und immer auf Improvisation angewiesen sein wollen. Das heißt also, du arbeitest auf Vergrößerung des Betriebes hin. Wie stellst du dir das vor, wenn dein Verlag größer geworden ist?

SCHRÖDER: Also ich kann euch nur eins sagen, wir werden versuchen, so groß wie nur möglich zu werden. Danebenher läuft natürlich die Einübung in ein neues Konsumieren von Büchern. Das kann der März Verlag alleine natürlich nicht schaffen. Immerhin ein Anfang ist gemacht... Gib mir mal einen zu trinken.

FRAU SCHRÖDER: Das ist wichtig.

SCHRÖDER: Ja, wenn der Verlag größer wird, kann man auch mehr trinken.

RYGULLA: Ist das ein Verselbständigungsmechanismus?

(Gläserklirren, Gelächter)

JOHN: Wie spät ist es?

BRINKMANN: Ja, wie spät?

SCHRÖDER: Im Grunde sieht das nämlich so aus, daß ein Verselbständigungsmechanismus nach einer gewissen Zeit sich in kleinen Läden schon zeigt.

RYGULLA: Ein Buch ist ein Buch.

SCHRÖDER: Ein Buch ist ein Buch, das wissen wir auch. Aber schließlich kann es sich keine Autofirma leisten, ein halbwegs attraktiv gemachtes Auto zu verkaufen mit einem Rasenmäher-Motor.

JOHN: Es geht eben darum, das Vorurteil, mit sogenannter anspruchsvoller Literatur sei kein Geld zu machen, abzubauen.

SCHRÖDER: Genau, das ist der größte Blödsinn. Gute Literatur muß abgeschafft werden, das heißt, was immer wir so unter guter Literatur verstanden haben. Und diese gute Literatur wird sich wahrscheinlich selbst abschaffen.

RYGULLA: Das ist ein Gedanke, der überlegt sein will.

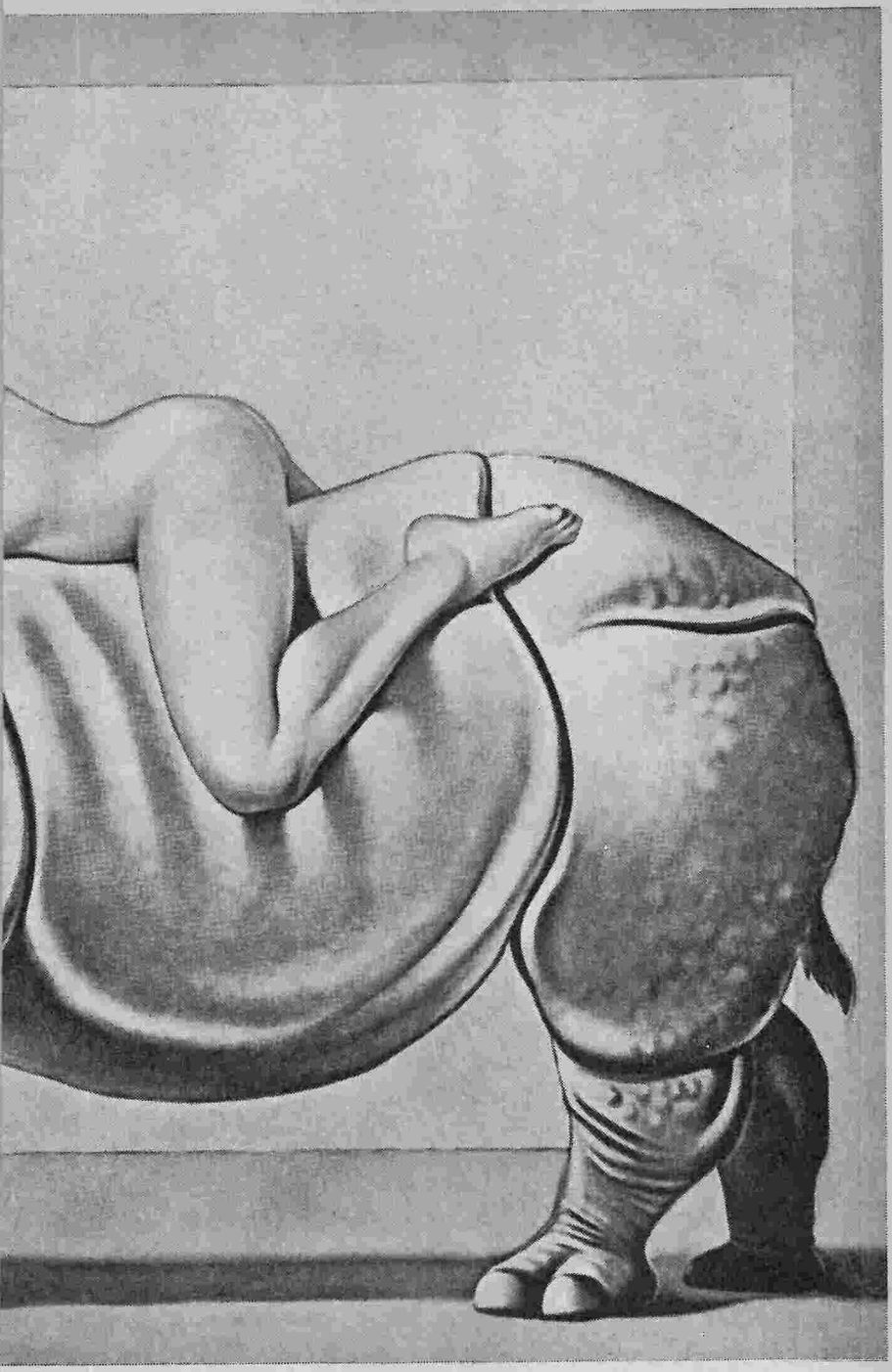
(Lachen. Ein Glas fällt um. Unverständliches Durcheinanderreden. Wortfetzen, wie: ... schon spät ... gleich abfahren ... muß noch mal ... nicht so aufgeregt ... ist aber, wenn. Brinkmann lacht laut. Schröder: Achtung, das Tonband. Frau Schröder: Kann ich noch mal ... ja, hier ist es ... Hansal morgen abschreiben ... wieder lacht jemand ... ja, wo drücken? ... Schröder: Mensch, was für ein Otto ... wieder lautes Lachen ... diesmal John ... Absage machen, Absage ... was du alles hier für einen Deck stehn hast ... selbstverständlich nicht aber wie immer ... etwas zusammenschneiden ... zu spät. Ende.)

Peter J. Schmidt
Partymädchen gefoltert[40]

Unglaubliche Vorgänge auf einer Party: Türken, Italiener und Deutsche foltern eine 29jährige Laborantin und tauchen das nackte Mädchen dann regelrecht in schwarze Ölfarbe. Bevor sie ihren Partygast in den frühen Morgenstunden auf die Straße werfen, kippen sie ihm zum Abschied noch einen Topf weiße Ölfarbe auf die langen, blonden Haare. Völlig erschöpft und dem Erstickungstod nahe, findet ein Bahnpolizist die junge Frau auf der Damentoilette im Hauptbahnhof. Sie wird sofort in ein Krankenhaus transportiert. Denn wenn die Ölfarbe auf der Haut trocknet, besteht Lebensgefahr, weil der Körper nicht mehr durch die Poren der Haut atmen kann. Kripo und Staatsanwaltschaft beginnen sofort mit der Suche nach den brutalen Partygästen. Die erste Spur führt in den Keller einer Gaststätte.

Aus Angst vor Rache schweigt die blonde Laborantin. Eine Zeugin, die das Mädchen gesehen hat: »Es war einfach schrecklich. Selbst zwischen die Oberschenkel hatten die brutalen Kerle Farbe geschüttet.«

Dabei hatte alles ganz harmlos begonnen. Die 29jährige traf auf dem Hauptbahnhof einen alten Bekannten. Der schleppte sie dann auch auf die Party. Als die Türken, Italiener und Kölner dann literweise schwarze Farbe über das Mädchen kippten, stand er mit verschränkten Armen dabei und lachte lauthals.



Anmerkungen

1 »Was wird – Zur Revolution des Ja«, siehe 1. März Bibliographie. Ob das Buch je erscheinen wird, ist von BAZON BROCK nicht zu erfahren.

2 aus: The Last Times, hrsg. von CHARLES PLYMELL, San Francisco, übersetzt von Peter Faulhammer.

3 BRIAN PATTEN (22), TOM RAWORTH (34) und BARRY MACSWEENEY (20) werden zusammen mit anderen jungen Lyrikern Englands in der von RALF-RAINER RYGULLA herausgegebenen Anthologie DIE SCHNELLSTE PIZZA DER WELT Neue Gedichte aus England vorgestellt werden.
Der subjektive Ausdruck einer Lebensempfindung, der den Charakter dieser Gedichte bestimmt, führt auf Einflüsse der jungen amerikanischen Lyrik, hier vor allem auf Frank O'Hara und die New Yorker Schule: Ted Berrigan, Ron Padgett, Dick Gallup, zurück. Zu den Vertretern dieser Gruppe innerhalb der englischen Lyrikerneuerung – Tom Raworth, Barry MacSweeney, Tom Pickard etc. – treten die Lyriker der Liverpool Scene – u. a. Brian Patten, Spike Hawkins, Adrian Henri, Roger Mc Gough. In der Nachfolge der Popmusik Szene dokumentieren sie eine Sensibilität, die das Gedicht durch Hereinnahme eines »gewöhnlichen« Materials vom Anspruch eines kostbaren Kulturmaskottchens befreit und es so überraschend »populär« macht. Die englische Lyrikerneuerung zeichnet sich erst seit etwa 3 Jahren ab und stellt sich bewußt gegen die mit tradierten Mustern arbeitende Lyrik eines Tom Gun oder L. McNeice. Der unerwartete Vorgang dieser »Lyrik-Explosion« läßt sich erkennen an den zahlreichen eigenständigen Gedichtpublikationen auch der jüngsten Autoren. Poetry will be made by all, not by one! Die Gedichte wurden folgenden Publikationen entnommen:
Barry MacSweeney, The Boy from the Green Cabaret fells ot his Mother (Hutchinson, 1968);
Tom Raworth, The Big Green Day (Trigram Press, 1968);
Brian Patten, Little Johnny's Confession (Allen and Unwin, 1968).
Aus dem Englischen übersetzt von Ralf Rainer Rygulla.

4 Daß es neben der massenhaften revolutionären Bewegung in Fabriken und unter den Arbeitslosen in der Weimarer Republik eine starke kommunistische Schülerbewegung besonders in den Volksschulen gab, wird heute meist völlig verdrängt. Die Mobilisierungen an bundesrepublikanischen Schulen im Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler (AUSS) sind nicht ohne historische Vorbilder. Kampf gegen autoritäre und reaktionäre Lehrer, gegen Demonstrationsverbote und Bespitzelung waren auch für die kommunistischen Kinder- und Schülergruppen an der Tagesordnung. So endet eine hektographierte Schülerzeitung der 27. Volksschule

in Leipzig »Der Schulkamerad« mit dem Aufruf: »*Warum müssen allein in Sachsen 60 000 Kinder arbeiten, obwohl in der Verfassung steht, die Jugend ist vor Ausbeutung zu schützen?... Wir sehen also, daß die Verfassung nicht hält, was sie verspricht. Darum dürft ihr euch nicht von den Lehrern verdummen lassen! Diskutiert mit ihnen! Singt keine reaktionären Lieder mit! Wirkt nicht mit an den Veranstaltungen! Kämpft mit uns gegen den Verfassungsrummel! Tretet ein in den Jungspartakusbund!*«
Die Repressionen der Kultusministerien in der Bundesrepublik gegen AUSS-Gruppen sind für Kultusbürokratien in Deutschland nichts neues: so verfügte die Stadtschuldeputation Königsbergs am 10. 6. 1921 »... *bitten wir um Äußerung: 1. ob bekannt ist, daß Schüler Ihrer Schule kommunistischen Jugend- und Kindergruppen angehören: 2. wie sich die Lehrerkonferenz zur Angehörigkeit der Schüler zu kommunistischen Jugend- und Kindergruppen stellen würde oder gestellt hat. Ein... Bericht... ist... einzureichen.*«Ein Band mit Dokumenten und Berichten zum »Schulkampf in der Weimarer Republik« ist in Vorbereitung.

5 Aus dem Amerikanischen von Carl Weissner. Der Mittelteil dieser cut-up-Prosa wurde in der Anthologie ACID (hrsg. von ROLF DIETER BRINKMANN & RALF RAINER RYGULLA) abgedruckt.

6 GÜNTER SEUREN schrieb das Drehbuch zu dem Film »Schräge Vögel«, der vor kurzem angelaufen ist. Regie führte Gustav Ehmck.

7 JOEL DEUTSCH
Biographische Notiz Ich wurde, wenn das möglich ist, unehelich geboren am 21. April 1944. In Cleveland, Ohio. Wurde adoptiert und verlebte eine angenehme Kindheit in der Suburb. Besuchte verschiedene Colleges und Universitäten aber kein Abschluß, zu beschäftigt dropping in & out & versuchen zu schreiben. Trampen und Greyhound Busse nach New York und Westküste. Traf Jane Duncan 1965, die mir in dieser vollgestopften Welt etwas über Freundlichkeit beibrachte und heiratete sie 1966. Arbeitete in Buchläden, als Taxifahrer & auf der Post. Zog 1967 nach San Francisco, wo ich großartige Spaghetti für meine arbeitende Frau kochte & sorgenvoll bedachte, daß ich nicht genug Gedichte schrieb.
Bibliographie Bücher: »Deliveries«, »Give on All Your Aces«. Gedichte u. a. »Open City«, »Kauri« und »Warmwood Review«. *Statement über Ästhetik und/oder Ziele.* Entgegen der Meinung einer unglücklichen Mehrheit, die die Verkäufer von Baby-Fotos und Lebensversicherung hübsch ernähren aber ihre Dichter entweder ignorieren oder verfolgen, ist gute Dichtung so notwendig wie Kotelett oder Stoßdämpfer. Die meisten Leute sind Opfer ihrer Lebenserfahrung. Ihre Passivität macht sie zu Opfern; sie werden von emotionellen Wirbelstürmen mitgerissen; sie werden betäubt, wann immer möglich, von TV und vorgeschriebenen Drogen.
Die Funktion von Dichtung für den Dichter und das Publikum ist, den Menschen zu mehr als seiner Erfahrung zu machen; Erfahrung zu synthe-

tisieren, damit Leben zu mehr werden kann als eine vage verdummende Falle. Die Funktion von Dichtung ist auch, einen zu bewegen.
(To actually move him from Point A to Point B on the continuum of growth- LEROI JONES)
Mit neuen Augen zu sehen.
Da. Vergaser & Gedichte & Brathähnchen.
18. 10. 1968 San Francisco
Aus dem Amerikanischen übersetzt von R. E. John.

8 RON PADGETT, New Yorker Lyriker, der mit Arbeiten zum ersten Mal deutsch in ACID vorgestellt wurde, in einem Brief an den März-Verlag: »März Verlag is fine. I'm with you. Life is beautiful. Hope things are going your way. Love, Ron.«
Das Gedicht »A Man Saw A Ball Of Gold« wurde dem Band »Bean Spasms« von TED BERRIGAN/RON PADGETT entnommen.
Aus dem Amerikanischen übersetzt von R. D. Brinkmann.

9 TODD GITLIN: »Aggression oder Widerstand – der Beginn des Bürgerkriegs in Griechenland« ist Gitlins Essay »Myths and Reality in Greece« entnommen, der 1968 in der von DAVID HOROWITZ herausgegebenen Sammlung »Revolution and Containment« in London erschien. Todd Gitlin war Vorsitzender des amerikanischen SDS (Students for a Democratic Society); er lebt und arbeitet heute in San Francisco. Siehe auch: 1. März Bibliographie.

10 »Zwei Sterne im Pulver« ist ein Auszug aus einem der beiden Stereohörspiele, die mit anderen Texten in dem Band »Leben und Lernen« von PETER O. CHOTJEWITZ im März Verlag erscheinen werden. Siehe auch: 1. März-Bibliographie

11 J. G. BALLARD. Die Person J. G. Ballards ist so obskur wie seine Texte. Er wurde 1930 – Britisch – in Shanghai geboren, verbrachte zwei Jahre in Japanischen Internierungslagern, kam nach England, studierte Medizin in Cambridge und diente als Pilot bei der Luftwaffe (RAF). Nach dem Austritt aus der RAF lebte Ballard als Schriftsteller in London. Er schrieb science-fiction-stories (zwischendurch arbeitete er als copywriter und an der Londoner Oper Covent Garden) die in SF-Magazinen in England und den USA veröffentlicht wurden. 1966 erschien THE CHRYSTAL WORLD, ein attraktiv konzipierter SF-Roman, der ihn bekannt und seine Arbeit schnell populär machte. Dann folgten THE FOURDIMENSIONAL NIGHTMARE, THE TERMINAL BEACH, THE WIND FROM NOWHERE schon als Paperbacks bei Penguin Books.
Inzwischen ist Ballard neben Dr. (2001) Clark als einer der besten und profiliertesten SF-Autoren Englands bekannt. Neben seiner SF-Obzession: Ballard = »science fiction is the apocalyptic literature of the twentieth century and inner space, not outer, is the real subject of science fiction« – engagierte er sich besonders für völlig neue Kategorien des Schreibens. In dem literarischen Magazin AMBIT, dessen co-editor er wurde, veröffentlichte er zum

erstenmal seine experimentellen Texte THE ASSASSINATION OF J. F. KENNEDY CONSIDERED AS A DOWNHILL MOTORRAGE (1966) PLAN FOR THE ASSASSINATION OF JACQUELINE KENNEDY» + THE ATROCIT» EXHIBITION (1967) THE GREAT AMERICAN NUDE (1968) und den vorliegenden Text LOVE + NAPALM – EXPORT USA und stellte in seiner Funktion als AMBIT editor, neue, literarisch schon etablierte Autoren mit deren experimental writings vor: Eduardo Paolozzi, Anne Quin u. a., die zum Teil Texte vorlegten, welche unter dem Einfluß von Drogen (Haschisch, LSD, Peyote etc.) geschrieben wurden, um die optimale Effektivität von Rauschmitteln auf Denkfunktionen bei Autoren vorzuzeigen.

Die Texte Ballards gehören nicht mehr zur SF Kategorie sondern beinhalten einen völlig neuen, einmaligen Sprachgebrauch, sind ultra-individuelle, obskur oder pseudo-wissenschaftlich anmutende Texte, die aber durch ihr Engagement, eine vom Herkömmlichen abgelöste Denkweise, pervers-aggressive Wortimpressionen am besten und realsten die durch Technik beeinflußte futurologische Vorstellungskraft des Autors reflektieren. Das Material mit dem Ballard arbeitet sind Dinge, Begriffe, Analysen, Experimente, welche in immer stärkerem Maße unser Bewußtsein beeinflussen und steuern. Denken, Verhaltensweisen, Kommunikation und Sex sind einer permanenten Veränderung, die analog zur technischen Entwicklung steht, unterworfen, d. h. Computern, Elektronik, Kybernetik, Psychologie, Medizin, Medienforschung etc. Sein Stil: futurologische Hypothesen, Variationen eines RAUM – ZEIT Themas, Aufhebung tradierter Begriffe und Werte, neue Denkvorgänge, Fantasien, Wahn- und Traumvorstellungen mit stark hetero-homo-sexuellem Einschlag und die Anwendung von cut-up, fold-in Techniken, ist der Originalität eines Burroughs ähnlich und symptomatisch für die progressive Aktivität und Attraktivität der neuen literarischen Avantgarde.

»J. G. Ballard is a widower with a family of young children.« (Penguin Books) R. E. John

12 Der vorliegende Text ist eine *Zusammenarbeit* zwischen GUILLAUME APOLLINAIRE, RALF-RAINER RYGULLA und ROLF DIETER BRINKMANN. Er entstand im Mai 1969, Köln, Brüsseler Platz 17 und stellt den Versuch dar, ohne Kenntnis der Fremdsprache (in diesem Fall des Französischen) ein Gedicht zu übertragen nach dem im Augenblick des Lesens sich einstellenden *Oberflächenverständnisses*. Angeregt wurde diese Art zu dichten durch eine besonders in der New Yorker Lyrikszene beliebte Schreibmethode. – »Je mehr neue Techniken ins Spiel kommen, desto weniger sind die Leute von der Wichtigkeit des persönlichen Ausdruckes überzeugt.« MARSHALL MCLUHAN. Was immer dieser Satz sagt, er sagt nicht, daß das nötige Wissen vornehmlich ein Bildungswissen zu sein hat. Zitat »Man sieht, die Psychologie. des Zaubers ist nicht einfach.« LÉVI-STRAUSS. Nach Beendigung vorliegenden Textes stellte sich bei einem Vergleich mit der deutschen Übertragung des Gedichtes »La jolie rousse« = Die hübsche Rothaarige, Deutsch

von Gerd Henniger, Neuwied 1969, heraus, daß die scheinbaren Abweichungen tatsächlich Ergänzungen der deutschen Übertragung waren. *Man muß Gedichte aus ihrem Begriff »Gedichte« befreien, um zu einem Gedicht zu kommen.*

13 ULF MIEHE veröffentlichte 1968 einen Erzählband im Hammer Verlag, Wuppertal. Außerdem sind Texte von ihm in TSAKIRIDIS' »Supergarde« bei Droste in Düsseldorf erschienen. »Mit allen Wassern« ist ein Auszug aus einem unveröffentlichten Roman, den der März Verlag vorbereitet.

14 entnommen der von LARRY NEAL und LEROI JONES herausgegebenen Anthologie »Black Fire«, New York 1969. MAHONEY war Mitarbeiter des Student Non-Violent Coordinating Committee (SNCC).
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karin Monte.
Das Foto *Coca-Cola Selma, Alabama Progressive & Friendly* ist keine Montage; 1965 begann in Selma der erste *Freedom Ride;* der Gouverneur setzte Nationalgarde ein.

15 »Trocchis Bude« ist ein Auszug aus ROSENTHALS Roman «Schöps« (»Sheeper«).
BURROUGHS schreibt über Rosenthal:
»Rosenthal hat in die Literatur das fast vergessene Element des Stils zurückgebracht. In jedem Satz bringt er dessen Siegel an. Jedes Wort transmutiert durch die Alchemie des Arrangements. Leuchtende Käfer bewegen und verschieben sich in einem glitzernden Mosaik mandarinhafter Komplexität.«

16 Aus: LeRoi Jones »Black Music«, New York, 1963, übersetzt von Marianne Dommermuth. Siehe 1. März Bibliographie

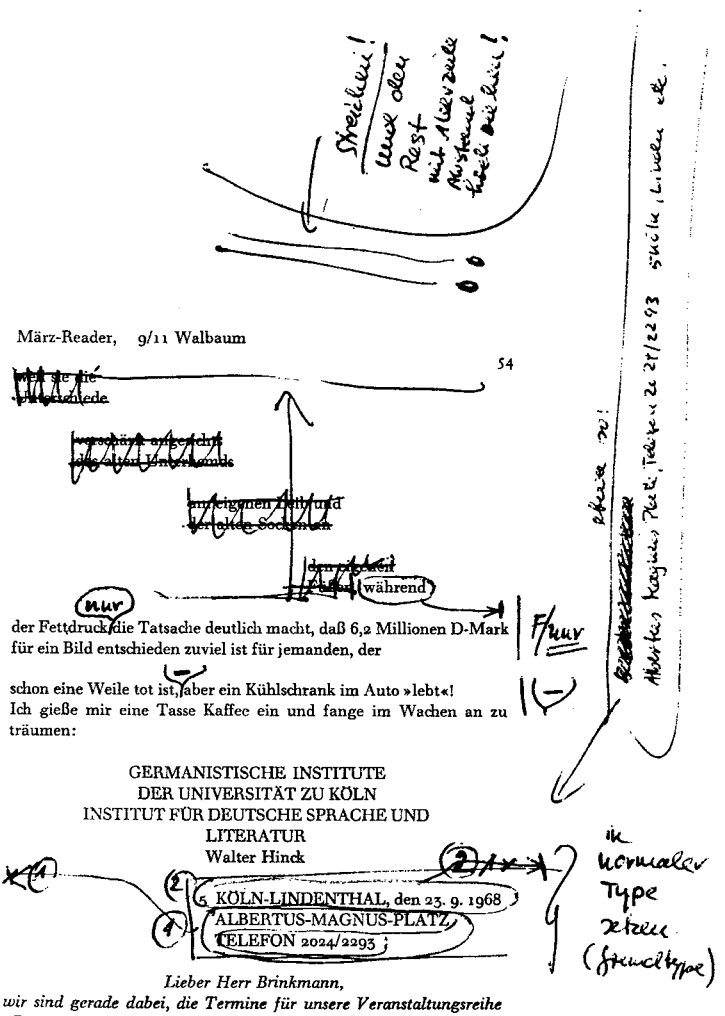
17 Aus »Red Star Over China« (revidierte Neuauflage 1968, New York) von Heidi Reichling und Gerold Dommermuth übersetzt. Siehe auch Anmerkung 31 und 1. März Bibliographie

18 Korrektur von ROLF DIETER BRINKMANN zu seinem Gedicht »Vanille« siehe folgende Seite

19 Aus dem Manuskript einer Rede, gehalten von der Writers' Conference Edinburgh, 1964. Aus dem Amerikanischen von Carl Weissner

20 ROLF-ECKART JOHN, geboren 1944 in Marienburg/Westpreußen, lebte mehrere Jahre in London. Seit Sommer 1968 wieder in Köln. Er übersetzte Lyrik und Prosa der jungen New Yorker Schriftsteller für ACID. Z. Zt. bereitet er die »experimental writings« J. G. BALLARDS (Komplex Wahnsinn) für den März Verlag vor, sowie eine Anthologie neuer Englischer Prosa für einen anderen Verlag. In seinen Text sind Zitate von
BALLARD, RUDI DUTSCHKE + ARTHUR C. CLARKE eingearbeitet.

Die Arbeit das WEICHE IM WEICHEN ist weder als Prosa noch als Essay zu verstehen, sondern der Versuch, eine Mischform aus beiden zu finden. Die methodische Anregung dazu wurden aus der Prosa J. G. Ballards gewonnen. Es ist ein collagenhaftes Experiment (geschrieben: Mai 1969, Köln Brüsseler Platz).



21 UVE SCHMIDTS 43. Romananfang (nach Auskunft des Autors) ist bei Seite 35 eingestellt worden – als Romananfang. Danach kommt der Anfang vom Ende eines Schriftstellers. Das heißt die Geschichte vom Ende eines Schriftstellers fängt an – das Ende ist nicht abzusehen. Vorerst auf Seite 260. Schmidt exemplifiziert die Geschichte einer humanistischen Pleite. Er memoriert eine Reise in die bewältigte Vergangenheit eines Wunderkindes. Auf der Tintenspur eines alphabetisierten Guck-in-die-Luft (Weihnachtsgedichte, Schulaufsätze, Liebesbriefe, »Volkskorrespondenz«, Autoren- und Verlagspost) werden die heimlichen und öffentlichen Verführer der Alt- bis Neugriechischen Schuljugend warnend bezeichnet. Zwischen der bürgerlich elitären Maxime von natürlicher Begabtenauslese und der sozial-demokratischen Forderung nach Begabtenförderung weiß Schmidt für alle Raphaels und Rimbauds nur ein gesellschaftlich relevantes Unterkommen – die freiwillige Sozialversicherung. Verzagten und unverzagten Dennoch-Dichtern wird der lange Marsch durch die Institutionen und Intuitionen lehrreich verkürzt: Es dauert – manchmal – höchstens drei Minuten, bis man draußen ist. Oder in.

Uve Schmidt lebt als Ideenfabrikant in Frankfurt, Waldschmidtstraße 29

Aufsatz des 11jährigen Uve Schmidt, der dem in Kürze erscheinenden Band »Höchstens drei Minuten« entnommen ist:

Hausaufgabe: d. 7.11.57

1. Warum treten die Bauern den Produktionsgenossenschaften bei? Ebenso 2 und 3!

Weil sie sehen, daß es so besser ist; d.h. das ihr Leben besser, freier und glücklicher wird. Früher mußten sie schon früh aufstehen. Dann arbeiteten sie bis spät abends. Als sie dann endlich in ihrer Kammer auf den Stuhl sanken, war

es aber noch lange nicht soweit zum Schlafen-
gehn. Gott bewahre, jetzt werden die Geräte aus-
gebessert, Früchte ausgelesen und Lieferscheine
ausgefüllt. Das alles haben sie in der Produktio-
nsgenossenschaft nicht nötig. Dort geht die
Arbeit auch früh an, hört aber viel eher auf. Nun
können sie ein Buch lesen, ins Kino gehen oder
vielleicht ins Theater. Das andere macht die
Genossenschaft. Vor allem aber braucht sich der
Bauer nicht mehr mit seinen Gäulen sowie den
altmodischen Geräten rumärgern. Er setzt sich auf
den Traktor oder den Mähdrescher, und „hui"
gehts über Feld. Was er früher mit Hacke oder
Pflug in einer 1 Stunde erledigte, schafft der
Traktor in 15 Minuten. Da es aber wie überall
Skeptiker gibt, so gibt es auch auf dem Lande sol-
che. Diese sagen z. B., daß der Bauer verhungern
muß, sehr wenig zu essen bekommt und nur im-

mer schwarzen Kaffe trinken muß. Da ist aber
weit gefehlt. Natürlich wird hier auch darauf ge-
achtet, daß der Bauer nicht alles verpraßt. Aber sein
rationen bekommt er reichlich und wenn es alle
ist .... bekommt er keine. Das haben viele Bauern
erkannt, und deshalb traten sie der Produktions-
genossenschaft bei. Wie eine Produktionsgenossen-
schaft arbeitet, wurde auch schon geschildert. Was
ist sie? Wie auch schon gesagt, eine Erleichterung
für den Bauern. Sie schließt sich aus Bauern zusam-
men, welche ihr Eigentum zusammen taten. Produk-
tionsgenossenschaft heißt: Gemeinsam produ-
zieren. Durch die Genossenschaften entsteht ein
neues frohes Leben auf dem Lande. Während früher
nur die Reichen, wenige Jugendliche und Städter
die Vergnügen und Veranstaltungen besuchten,
kann heute jeder Bauer machen was er will.
~~kann heute jeder Bauer genießen.~~

22 HERMANN NITSCH wurde auf seiner Amerika-Reise von JONAS MEKAS interviewt. Das Interview erschien am 28. März 1968 in »Village Voice«. Siehe auch 1. März Bibliographie

23 FIELDING DAWSON – *»Ich habe grüne Augen, ich sitze nervös am Tisch und höre ihnen zu und beobachte mich selbst wie ich zuhöre und beim Beobachten sage ich mir, aufmerksam zu sein, sehen und hören und nicht sehen und hören, mein Haar ist etwas grau, eine Frau geht in mir herum, sie ist gleichgültig, ich sitze hier und höre zu und sehe, ich bin ich selbst.«* – geboren 1930 in New York, ist Schriftsteller, wenig bekannt, aber gilt bei Kennern der neuen amerikanischen Literatur als einer der interessantesten, aber sehr vernachlässigten Autoren in der Nachfolge der Black Mountain Dichter. Er veröffentlichte u. a. in Aram Saroyan's Literaturjournal »Lines«, aber auch in Paris Review, Art and Literatur, sowie in verschiedenen Anthologien.
BÜCHER: Thread (1964), Franz Kline – A personal memoir (1967)
In der Anthologie ACID erschien von Fielding Dawson »Kapitän Amerika« »Blutstern« übersetzt von E. Rearis und B. H. Kiegeland

24 aus: TRICONTINENTAL 4/5, 1968, dem vom Exekutivsekretariat der Solidaritätsorganisation der Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas (OSPAAAL) in Havanna herausgegebenen theoretischen Organ

25 MICHÈLE LALONDE gehört zum Kreis der franko-kanadischen Intellektuellen, die aus sozialistisch-revolutionärer Perspektive für den Separatismus in Québec kämpfen. Dieser Kreis hat mit seiner theoretischen Zeitschrift »Socialisme« (Montreal) großen Einfluß ausübt, in »Socialisme 68« ist auch Michèle Lalondes Gedicht erschienen. NELLIGAN ist ein Dichter in Québec im 18. Jahrhundert. Von K. D. Wolff aus dem Frankokanadischen übertragen

26 Siehe 1. März Bibliographie

27 PIERRE VALLIÈRES gehört zu den Gründern der Befreiungsfront Quebecs (FLQ/Front de Liberation Québecquois), die als erste eindeutig die Kolonialisierung des französischen Bevölkerungsteils Kanadas attackierte. In einem skandalösen Prozeß wurde Vallières 1968 nach dreijähriger Untersuchungshaft wegen seiner »aufrührerischen« Schriften und Artikel für die Quebecer Bombenattentate in den Jahren 1962–64 verantwortlich gemacht und zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt. Das Berufungsverfahren ist noch nicht abgeschlossen. Ein Teil von QUEBEC LIBRE ist im Gefängnis geschrieben.
QUEBEC LIBRE erscheint auch in englischer Ausgabe bei Monthly Review Press und in Frankreich bei Maspéro.
Aus dem Frankokanadischen von Monika Bosse übersetzt

28 »Kernzone« ist ein Auszug aus einem bisher unveröffentlichten Theaterstück. GÜNTER SEUREN schrieb an den März Verlag:
Aus Ihren Verlags-Notizen entnehme ich, daß mein neuer Roman 1970 erscheinen soll. In Ordnung. Ich habe mich in den letzten Tagen entschlossen, mit dem M. anzufangen. Stichwort: Aus(ch)tralier. Gestern sagte die Alte, sie hätte mich schon im vergangenen Winter mit einem elektrischen Kabel, unterm Schnee versteckt, umbringen können, wenn sie gewollt hätte. War mal wieder so eine Stunde der Wahrheit gestern. Sie kennen die Basis, der Überbau wäre etwa folgender: das allmähliche Aufkommen von Gestalt und Wahnwitz, durchsetzt mit Sadismen; zeigen, wie so ein Verhalten zur täglichen Übung werden kann, und man erhält ein Abbild unserer Tage. Das Ganze aber nun keineswegs als stockernste Beweisaufnahme, sondern im Stil von Baby Jane, ein Psycho-Thriller, bei dem der Leser sich ab und zu ins Gelächter retten darf, bevor es nichts mehr zu lachen gibt. Ich führe zur Zeit genau Buch über die Tage auf diesem verrückten Zürichberg. Mit anderen Worten: ich bewohne mein Thema schon. Ich habe das Thema oft in meinem Bekannten-Kreis getestet. Mein Münchner Filmregisseur will den Stoff verfilmen. Ein Theatermann sieht ihn schon auf der Bühne. Ich war noch nicht sicher, was ich machen sollte. Jetzt bin ich aber 100prozentig für den Roman, weil ich die Fülle von Details am besten im Buch unterbringen kann. Umfang: rund dreihundert Seiten, vielleicht knapp drüber.
Interessant, daß wir unabhängig voneinander auf den Vergleich mit Baby Jane gekommen sind. Der Film war mir schon lange als Terror-Modell vertraut.
Also in den nächsten Tagen fang ich an. Im Frühjahr 70, so zwischen Februar und März würde ich das M. abliefern, das ist meine traditionelle ›Lieferzeit‹.
... das Haar der Australier ist von einer feinen Biegung und an den Spitzen gelb ...

Herzlichen Gruß

29 »Taubnesseln« ist ein Auszug aus einem bisher unveröffentlichten Roman. Der Autor lebt in England

30 »Nicht angetörnt« ist ein Auszug aus »Subkultur Berlin«. Dieser »Wahlkontor für die NPD« (E. A. Rauter in KONKRET) hat mittlerweile auch andere Interessenten gefunden:

Ich bitte um Übersendung folgender Neuerscheinungen Ihres Verlages zur **Besprechung** im

Landeskriminalblatt Niedersachsen:

Sander, Subkultur Berlin

27.6.69

Nach Abdruck werde ich zwei Belegstücke übermitteln.

Landeskriminalpolizeiamt Niedersachsen

LANDESKRIMINALBLATT
3 HANNOVER, den 13. Juni 1969 NIEDERSACHSEN
Am Welfenplatz 4 – SCHRIFTLEITUNG –

31 DR. FAIRBANK schreibt in seiner Einleitung zur amerikanischen Ausgabe des großen Berichts über die schon legendäre Phase der chinesischen Revolution:
»Das bemerkenswerte an der Entstehungsgeschichte von ROTER STERN ÜBER CHINA ist nicht nur, daß dieses Buch die erste zusammenhängende Darstellung der Geschichte MAO TSE-TUNGS und seiner Kampfgenossen gibt, sondern auch, daß es mit Treffsicherheit die zukünftige Entwicklung dieser bis dahin kaum bekannten Bewegung voraussagte. Es spricht für EDGAR SNOW, daß dieses Buch als historischer Bericht wie als Voraussage künftigen Geschehens auch heute noch gültig ist.«
Aus »Red Star Over China« (revidierte Neuauflage 1968, New York) von Heidi Reichling und Gerold Dommermuth übersetzt.

32 HELMUT PIEPER lebt in Köln. Veröffentlichte Gedichte in der Zeitschrift »Kürbiskern«.

33 Aus dem Amerikanischen übersetzt von RALF RAINER RYGULLA aus: LENORE KANDEL, Word Alchemy, Grove Press, 1968
In der Anthologie ACID erschien von Lenore Kandel: BLUES FÜR SCHWESTER SALLY und MONSTERSCHAU UND FINALE.

34 Die dänische Literatur versucht in den letzten Jahren zu neuen Strukturen und Bewußtseinsebenen zu gelangen. Sie ging dabei, wie Hans-Jørgen Nielsen, einer der Dänemarks Literaturszene beherrschenden Schriftsteller, mitgeteilt hat, von den sprachlichen Experimenten der Wiener Schule und der Konkretisten aus. Dies war die Periode der Sprachexperimente, der Reihung und sukzessiven Auflösung der Sprache.
Heute beginnt man, sich der gefundenen Stilmöglichkeiten, über das Experiment hinaus, zu bedienen.
Bei Svend Age Madsen wird deutlich, wie sich seine Einstellung zur Trivialliteratur und zu sprachlosen Mustern von Artmann und Handke unterscheidet. Nicht Sichtbarmachung für die Intellektuellen, sondern Umstrukturierung der breiten Leserschaft durch adäquate Mittel.
Im März Verlag wird sein Roman LÜSTE UND LEICHEN vorbereitet, der sprachliche Wirklichkeitsmodelle in leicht verständlicher Handlung entwirft.
Madsens Pläne bewegen sich weiter in dieser Richtung. Als nächstes soll ein Kriminalroman erscheinen, der in einem Wochenblatt in Fortsetzungen erscheinen wird. Er will Liebes- und Science Fiction-Romane schreiben, die in Wochenblättern oder durch den Funk ein breites Publikum erreichen sollen.
Nicht experimentelle Versuche, sondern Literatur im Stil des jeweiligen Genres.
Madsen sammelte seine Erfahrung auf dem Gebiet der Trivialliteratur auch in Beiträgen zu der Porno-Anthologie SENGEHESTE (Betthupferl), die obwohl übersetzt, noch nicht frei bei uns zugänglich ist.

35 Wulf Teichmann lebt in Berlin. Der Text ist erschienen in »Inside Information«, 1965 Selbstverlag

36 Aus ANDREAS BAADER/GUDRUN ENSSLIN/THORWALD PROLL/PETER SÖHNLEIN »Bau – Die Gefängnisse den Gefangenen«, siehe auch 1. März Bibliographie

37 TED BERRIGAN, geb. 15. Nov. 1934 in Providence, gehört zu den bekanntesten jungen Lyrikern der Nach-Beat-Ära, die ausgehend von dem Gedichttypus der *New Yorker Schule* (Frank O'Hara, John Ashbery) *die Subjektivierung* der Lyrik in den USA radikalisiert haben. Für die völlig offene Form, die seine Gedichte kennzeichnet, macht Berrigan sein Mißverständnis der Pop Art verantwortlich. *Aus grundsätzlichen »Mißverständnissen« scheinen* alle seine Gedichte entstanden: eine falsche Grammatik rückt »richtige« Bilder »schief«, schiefe Bilder transportieren den Leser zurück in den eigenen Kopf. Berrigan veröffentlichte bei Grove Press, New York, den Gedichtband »The Sonnets« (1967), eine Serie von 88 Gedichten, die durch die Wiederaufnahme einzelner Phrasierungen und Erweiterung der Wiederholungen in einem anderen Zusammenhang trotz ihres eigenständigen Charakters *ein zusammenhängendes Bildgeflecht* ergeben. Sein zuletzt erschiene-

ner Gedichtband ist »Many Happy Returns«, Corinth Books, 1969, dem die nachstehenden Gedichten entnommen sind. Ted Berrigan leitete den Poetry Workshop der Universität Iowa, zur Zeit reist er durch Europa.
In ACID erschien von Ted Berrigan:
CAROLS TRAUM, EIN HUND und EIN INTERVIEW MIT JOHN CAGE, mit RON PADGETT zusammen:
EIN PERSÖNLICHER BERICHT ÜBER TULSA OKLAHOMA.

38 Nachwort zu »Vom Leben und Lernen«, siehe 1. März Bibliographie

39 Aus AUGUSTIN SOUCHY, »Anarcho-Syndikalisten über Bürgerkrieg und Revolution in Spanien«, siehe 1. März Bibliographie

40 PETER J. SCHMIDT ist ein Pseudonym. Der Autor lebt als Dozent am Institute for Sexology in Pasadena/Californien. Sein Hobby ist das Beobachten von Molchlarven in den Rocky Mountains.

1. März Bibliographie

Andreas Baader / Gudrun Ensslin / Thorwald Proll / Peter Söhnlein, BAU-Die Gefängnisse der Gefangenen, 220 Seiten mit zahlreichen Dokumenten, Pb DM 14,–

Siegfried Bernfeld, ANTIAUTORITÄRE ERZIEHUNG UND PSYCHO-ANALYSE
Ausgewählte Schriften I und II
I 320 Seiten, Paperback, DM 12,–, Leinen, DM 25,–, März Archiv 1
II 290 Seiten, Paperback, DM 12,–, Leinen, DM 25,–, März Archiv 2
herausgegeben von Lutz von Werder und Reinhart Wolff

ACID – Neue amerikanische Szene
herausgegeben von Rolf Dieter Brinkmann und Ralf Rainer Rygulla
420 Seiten, großformatiges Paperback, zahlreiche Illustrationen, DM 25,–

Rolf Dieter Brinkmann, OMNIBUS
ca. 240 Seiten, Paperback mit zahlreichen Illustrationen, ca. DM 16,–

Bazon Brock, WAS WIRD – Zur Revolution des Ja
340 Seiten, Kunststoffeinband, DM 16,–

Peter O. Chotjewitz, VOM LEBEN UND LERNEN – Stereotexte
ca. 300 Seiten, Paperback, ca. DM 14,–

Jan Cremer, MADE IN USA
ca. 320 Seiten, 5 Schutzumschläge, Paperback, DM 20,–

John Giorno, CUNT. Gedichte. Übersetzt und herausgegeben von Rolf Eckart John
120 Seiten, Paperback, DM 8,–

Erwin Hoernle, GRUNDFRAGEN PROLETARISCHER ERZIEHUNG
210 Seiten, Paperback, DM 12,– Leinen, DM 25,– März Archiv 5, herausgegeben von Lutz von Werder und Reinhart Wolff

David Horowitz Hrsg., STRATEGIEN DER KONTERREVOLUTION
320 Seiten, Paperback, DM 14,– März Archiv 4

Otto F. Kanitz, KÄMPFER VON MORGEN
100 Seiten, Paperback, DM 10,–, Leinen, DM 20,– März Archiv 10

James Simon Kunen, DAS ERDBEERMANIFEST. Notizen zur Columbia-Revolte
ca. 180 Seiten, Paperback DM 12,–

Estepan López, FLÜGEL FÜR EIN SÄUGETIER
Roman, ca. 260 Seiten, Leinen, DM 18,–

Svend Age Madsen, LÜSTE UND LEICHEN
Roman, ca. 200 Seiten, Leinen, ca. DM 16,–

MÄRZ TEXTE I
320 Seiten, Paperback, mit 80 Illustrationen, ca. DM 12,–

Gustavus Myers, DIE GROSSEN AMERIKANISCHEN VERMÖGEN
(Originaltitel »The big American fortune«) März Archiv 8/9
2 Bände, je ca. 600 Seiten, Paperback, DM 25,– in Schuber

Hermann Nitsch, ORGIEN-MYSTERIEN-THEATER / ORGIES-MYSTERIES-THEATRE
ca. 420 Seiten, dt./engl., davon 100 Seiten Bilddokumentation, engl. Brosch. ca. DM 30,–

Irving Rosenthal, SCHÖPS (»SHEEPER«)
Roman, 328 Seiten, Leinen, DM 22,–

Otto Rühle, ZUR PSYCHOLOGIE DES PROLETARISCHEN KINDES
170 Seiten, Paperback, DM 12,–, Leinen, DM 25,– März Archiv 7, im September, herausgegeben von Lutz von Werder und Reinhart Wolff

DIE SCHNELLSTE PIZZA DER WELT – Neue Gedichte aus England
herausgegeben und übersetzt von Ralf Rainer Rygulla
ca. 240 Seiten mit zahlreichen Illustrationen, engl. Brosch. ca. DM 16,–

SUBKULTUR BERLIN – Selbstdarstellungen in Text-Ton-Bilddokumenten der Kommunen, Rocker, subversiven Gruppen
herausgegeben von Hartmut Sander und Ulrich Christians
192 Seiten mit einer Schallplatte und einem Plakat, DM 14,–

Uve Schmidt, HÖCHSTENS DREI MINUTEN, 43. Roman
260 Seiten, Leinen, DM 16,–

SCHWARZES FEUER (Originaltitel »Black Fire«)
herausgegeben von LeRoi Jones und Larry Neal
340 Seiten, Leinen, DM 34,–, Paperback, DM 18,-

Edgar Snow, ROTER STERN ÜBER CHINA
(Originaltitel »Red Star over China«) März Archiv 6
600 Seiten mit 2 Karten und 38 Fotos, Leinen, ca. DM 48,–
Paperback, ca. DM 20,–

Valerie Solanas, SCUM – Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer
80 Seiten, DM 3,50

Augustin Souchy, Anarcho-Syndikalisten über Bürgerkrieg und Revolution in Spanien. Ein Bericht. März Archiv 11, Pb. DM 12,–

Pierre Vallières, QUEBEC LIBRE – Die weißen Neger von Kanada
290 Seiten, Paperback, DM 16,– März Archiv 3

KOMMÄRZ
KONKURS
MÄRZKOMM
KURSGEH

MÄRZ
TEXTE 2

Die Ziffern bei den Titeln verweisen auf Anmerkungen im Anhang ab Seite 1248.

Hommage à Mlle. Brigitte Bardot[1]

In Düsseldorf ging ich zur ›Rheinischen Post‹ und wollte mich als Volontär bewerben. Ich wußte damals schon, daß das mit den christlichen Bonzen alles eine sinnlose Scheiße war, aber ich wollte Journalist werden und dachte, ich kann das Entrée durch diese Bonzen versuchsweise ausprobieren. Bei der ›Rheinischen Post‹ sagten sie mir, ich sollte am besten eine Verlagslehre machen, dann könnte ich immer noch schreiben, wenn ich es dann noch wollte. Ich stand da in meinem grauen Anzug und in meinem Pepitawestchen und dachte, ›Komisch, was soll das? Was reden die?‹ Ich ging die Schadowstraße hinunter zur Königsallee. Vor der Schrobsdorff'schen Buchhandlung blieb ich stehen. Die Buchhandlung interessierte mich nicht, ich hatte viel gelesen, aber Buchhandlungen hatte ich nie betreten. Neben Schrobsdorff war ein Laden von Goldpfeil. Im Schaufenster sah ich ein Mädchen, das dekorierte. Ich sah die, es war Liebe auf den ersten Blick. Und dann kam mir die Idee mit der Buchhandlung nebenan.
Wie wird man Buchhändler? Wußte ich nicht. Ich bin zur nächsten Telephonzelle und habe das Telephonbuch durchgeblättert. Dann fand ich: ›Rheinisch-Westfälischer Buchhändler- und Verlegerverband‹. Ich habe angerufen und gesagt, ich möchte eine Buchhändlerlehre machen, ich möchte vorbeikommen und mich informieren. Ich ging hin. Da war eine Frau Hausher Geschäftsführerin, die informierte mich, was für ein edler Beruf das ist. ›Na schön‹, habe ich gedacht, ›Bücher, warum nicht?‹ Nach einiger Zeit fragte sie: »Wollen Sie denn nun Buchhändler werden?« »Selbstverständlich«, habe ich gesagt. »Sollen wir Sie vermitteln?« fragte sie. »Nein«, habe ich gesagt, »ich weiß schon, wo ich lernen will: bei Schrobsdorff.« – »Was! Bei Schrobsdorff? Wie kommen Sie denn darauf?« – »Tja«, habe ich gesagt, »bei Schrobsdorff – oder ich werde nicht Buchhändler.« Nun mußt du dir vorstellen, Schrobsdorff gehörte zu den zehn bedeutendsten Buchläden in der Bundesrepublik, was ich aber nicht wußte. Jetzt hat dieser Frau das natürlich ungeheuer imponiert: Ein junger Mann, der nicht nur Bescheid weiß, sondern der auch genau weiß, was er will, hat sie wohl gedacht. Daß das mit diesem Goldpfeilmädchen in dem Schaufenster nebenan zu tun hatte, konnte sie nicht wissen. »Ich werde also mal Herrn Doktor Mayer anrufen«, hat sie gesagt. Sie hat ihn angeru-

fen, und der Doktor Mayer hat gesagt: »Der Bub soll mal kommen.« Die Lehre in diesem Laden hatte so eine Ersatzfunktion für blöde höhere Töchter – und da waren sie denn auch alle versammelt, die Töchter der High Society, die trotz aller Arschtritte und Arschspritzen und Antichambrierkunststücke das Abitur nicht geschafft hatten, was

schon viel besagt, wenn man weiß, was für Idioten das Abitur machen. Ein langer, schmaler Laden. Oben auf einer Empore saß der Doktor Hans Otto Mayer, ein großer Schwabe mit Schmissen im Gesicht, Besitzer der größten privaten Thomas-Mann-Sammlung, die er der Stadt Düsseldorf gestiftet hat. Der saß da oben mit seinem leicht

schwulen Tic, dem Blüherschen, dem niemals rausgelassenen. Dem habe ich von mir erzählt. Zeugnisse habe ich angedeutet. Aber Zeugnisse interessierten den nicht. »Meine Kinder sind auch schlecht in der Schule«, sagte der Doktor Mayer wegwerfend. Dann rief er den Ersten Sortimenter, Herrn Bornemann. Herr Bornemann war Leutnant gewe-

sen, sie hatten ihm einen Finger abgeschossen. Er klickerte immer ganz schnell die Zähne aufeinander, einer der besten Buchhändler, die ich kennengelernt habe. Ich wurde angenommen. Dann kam der Lehrvertrag nach Bad Godesberg. Ich ging noch zwei Monate zur Schule, Mittlere Reife, Sense. Dann trat ich in Düsseldorf an. Das

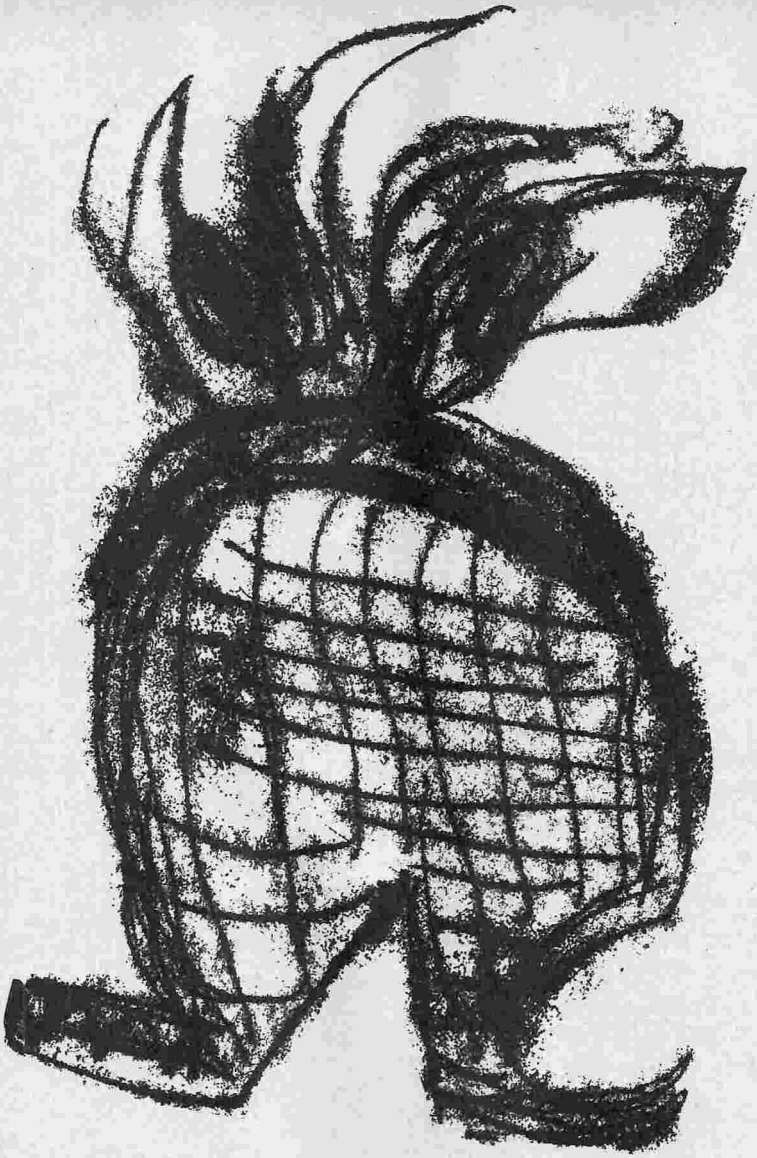
Goldpfeilmädchen hatte ich inzwischen vergessen. Ich habe sie später noch oft gesehen, und ich hätte auch Chancen bei ihr gehabt, denn sie war außergewöhnlich hübsch, sah aus wie Brigitte Bardot, da trauten sich die meisten ohnehin nicht ran. Aber mir ist zu ihr in diesen Packräumen nichts mehr eingefallen.

Kenneth Patchen
Ein Fall von Unpersonenverwechslung[2]

Der Meisterdetektiv war in eine kleine besorgte Stadt berufen worden, um einen Bericht der Blaumännchen zu untersuchen. »Vor allem«, sprach er zum diensthabenden Wachbeamten, welcher vergeblich versuchte, die Handschellen um seine Knöchel mit dem Schuhlöffel aufzusperren, den er sich von dem alten, modegelb beschuhten Sozialhelfer geliehen hatte, dem manch ein Säufer die Schuhe auf Hochglanz gebracht hatte, »rieche ich, daß Sie saufen – und eimerweise obendrein. Dazu brauche ich nicht einmal meine lange gebogene Mikropfeife. Es sei denn, merken Sie sich das, daß dies vielleicht Ihre individuelle Art ist, sich als Stinktier mit schlechten Manieren zu verkleiden.«

Während er geruhsam durch die Spinnweben lugte, welche als Fenster dienten, beobachtete er ein Liebespaar, welches eifrig nackte Überlagerungen durch die Masse schlängelte, die aus einem kleinen Mann mit einem lila Barett bestand, welcher gelegentlich verstohlene Blicke auf eine unentwickelte Filmrolle warf. Dann, als er bemerkte, daß ein paar wildgewordene Kühe dabei waren, den Achtuhrzug noch knapp bei der Haltestelle zu erreichen, dachte er, daß nun aber wirklich genug Zeit für diesen besonderen Fall verschwendet worden war, und fuhr fort, ihn ohne weiteren Aufschub zu lösen: »Ich habe zufällig«, sprach er, »eine Nudistenkolonie bemerkt, gerade als der Zug durch die plötzliche Gewichtsverlagerung beinahe überkippte, da oben, entlang der Klippe. Und ich weiß auch, daß ihr Jungs hier neulich beim Fingerabdrucknehmen unheimlich fleißig wart – und nachdem es – natürlicherweise – keine Möglichkeit gibt herauszufinden, wo ihre Manschetten zu Ende gehen, habt ihr einfach machen müssen, was ich so richtig 'ne ganze Arbeit nennen würde.«

Hinfort aber geschah es, daß der Mensch die einzige Auster mit einem vollbehaarten Schädel wurde, so daß die Leute immerzu ihm das wollene Unterzeug an- und abziehen.



Jack Kerouac und *Neal Cassady*[3]

Tonbandaufnahme eines Gesprächs in San Francisco 1952
Niedergeschrieben von Jack Kerouac

JACK: Und die Nacht durch sagte er immer »Ich bin ein Künstler«
NEAL: Ach komm – hahahaha – ist das wahr?
JACK: Ja
NEAL: Na, du weißt ja, Bill[1] – er sitzt den ganzen Tag rum und liest – und da hab ich halt einfach *Really the Blues* gelesen, von vorne bis hinten, in einem Tag oder zwei, na ja, ich saß einfach da und war high und hab gelesen, ihm gegenüber – ich wollte ja auch nichts tun – Hunkey[2] und Joan[3] taten die ganze Arbeit, und Bill und ich sitz'n rum und les'n den ganzen Tag – dieses Ding da von 1200 Seiten – *Inside U.S.A.* – und ich lese jedes Wort, Menschenskind.
JACK: Du sitzt Bill gegenüber?
NEAL: Ja – der liest auch – ich lese dieses Buch, und dann lese ich noch *Really the Blues* – und noch 'n paar andere Sachen – das ist alles, wir sitzen da und lesen den ganzen Tag – high, klar, er und ich, ja – und als ich fix und fertig war, sagte er –
JACK: Ach, ihr lest euch vor?
NEAL: Nichts, nichts, Stille
JACK: Stille?
NEAL: Ja, Stille, ja, er las, und ich las – die anderen taten was, ja, genau so war's, und dann sagte er »Was hältst du von *Really the Blues*?« – »Nicht schlecht, glaub ich« – er sagte »Der Kerl weiß doch nicht, wovon er redet«, das hat er gesagt, »ich hab den Scheißdreck gelesen« – du weißt ja, wie gemein Bill, wie er auf alles losgeht, hat ja nichts zu bedeuten in Wirklichkeit, aber er sagt immer »Also ich weiß nicht, das Ding ist nichts wert« – Na, du kennst die Masche ja – denk mal nach – oft war ich ganz baff und machte direkt 'n schlaues Gesicht, als ich noch jünger war, sah ich ihn immer an, als ob ich ihn ernst nehme – man soll ihn gar nicht ernst nehmen – du weißt gar nicht, wovon er

1 William S. Burroughs
2 Herbert Huncke, Autor von Kurzgeschichten
3 Mrs. William S. Burroughs

spricht – und dann sagt er dieses schreckliche Zeug »Ah, Jack, das taugt nichts, dieser gottverdammte Scheißdreck taugt doch nichts, ich werde ein Haus bauen, das ein paar tausend Jahre hält« – er weiß ja nicht – er sagt »Richtig, richtig, Mann, ich will nur sagen, dieser arme Scheißer«, er sagt »Ich hab dieses Scheißbuch gelesen«, er sagt »die Scheiße war nur« – du weißt ja, er sagt »Himmel, kann ich gar nicht dran denken, der Kerl ist doch blind«, du weißt ja, er sagt »dieser Mezrow-Typ – nein, wirklich nicht!« Dann sagte er »Kriecht den Negern in Arsch, ist doch klar?« He, he, he, einfach so dahin – Weißt du, was er mit diesem Charley Elisor macht, diesem Louisiana-Typ??? – Hast du die Geschichte von ihm gehört, daß er ankommt und sagt »Oh, Mann, das ist TOLL, du wirst high, Mann«, und dann sagt er »Und da sind wir in den Schulbus gestiegen, mit'm Haufen kleiner Mädchen«, sagt er. »Der gute alte Charley wurde v-e-r-r-ü-c-k-t, völlig verrückt, er vergewaltigte die ganzen jungen Frauen und die 13jährigen M-ä-d-c-h-e-n«, er war der Fahrer vom Schulbus, mußt du wissen, und er versucht – Mann, die Geschichte, die geht eine Stunde lang so weiter, Jesusmaria, dieser Typ...

JACK: Das war sein Job?

NEAL: Ja, von Charley Elisor

JACK: Er fuhr den Schulbus?

NEAL: Nein, nein... das hat er doch erfunden, Mann, der alte Bill, er wird high und erfindet einfach diese Geschichte – nein, Charley Elisor war doch der Kerl, der –

JACK: 'n Farmer, he?

NEAL: Richtig, dem gehörte das Geschäft die Straße runter, der Dorfladen, ja, Bill ging immer runter in den Dorfladen, weil er diesen Charley Elisor mochte

JACK: Und Charley Elisor soll diese kleinen Sterntaleraugen haben, wie Knöpfe?

NEAL: Jaaa? Hat er das gesagt? Davon hab ich nie was gehört.

JACK: Das hat Allen gesagt

NEAL: Klar, richtig, natürlich... ja, ich weiß jetzt, Allen[4] war ja auch da – als *(murmelt)*...

JACK: Er sagt, eines Tages wart ihr alle high im Wohnzimmer, alle stockhigh, voll bis oben hin, und plötzlich stand Charley Elisor in der

4 Allen Ginsberg

Tür... und glotzte mit seinen Sterntaleraugen ins Leere
NEAL: Hihihi
JACK: Er will nur guten Tag sagen, deshalb steht er in der Tür – er ist ein Bauer
NEAL: Jawohl *(lacht)*
JACK: Ein richtiger Wudu-Hexenmeister, sagt Joan
NEAL: Gut möglich, Mann
JACK: Bill sagt zu ihm »Sag mal, was macht eigentlich die Wünschelrutenarbeit?« Und Charley Elisor sagte »Es ist eigentlich keine Wünschelrute, sondern ein Wünschelzweig, den ich auf den Fingerspitzen balanciere.« Bill sagt »Und wie funktioniert das?« »Das hängt alles vom Instinkt ab.«
NEAL: Vom Instinkt –
JACK: Wasser zu finden
NEAL: Hihihihihi, hängt alles vom Instinkt ab
JACK: Da findest du Wasser mit, er schlägt aus, wenn Wasser da ist
NEAL: Ja, er macht's mit dem Instinkt
JACK: Er findet *tatsächlich* Wasser
NEAL: Jaja, das funktioniert
JACK: Und, eh, einmal kam jemand – jemand saß da – es hat angefangen zu regnen – zu regnen, ja! Wie er ins Zimmer kam, und alle waren high, und er glotzt ins Leere? Es fing an zu regnen und zu donnern
NEAL: Ah, jaaa, puh
JACK: Draußen hat's gedonnert wie verrückt?
NEAL: Instinkt, Mann
JACK: Er hat gesagt »Hmm, ich glaub ich hab Regen mitgebracht!«
NEAL: Mensch, wie der Typ in Lil Abner Gloom umhergeht und der Regen auf ihn fällt? Hat Allen dir davon erzählt? Und von einem echten Happening?
JACK: Und hab ich die andere Geschichte mit dem Pferd erwähnt? Wie der alte Bill mit seinem Gewehr übte?
NEAL: Hm, ich war dabei
JACK: He, die Rotröcke kommen... und er legt sein Gewehr zum Fenster raus und schießt
NEAL: Hm, ich war dabei, hm
JACK: Warum hat er geschossen?
NEAL: Er hat's gar nicht zum Fenster rausgehalten, wir saßen alle auf der Veranda, Hunkey spielt Billie Holliday, genau hier, siehst du – und

Bill sitzt dort auf der Veranda mit dem Gewehr überm Knie, so, so hat er dagesessen – und wir, ich sitze dort, er da, und dann sagt er so was, oder hat er gar nichts gesagt, was er macht, weiß ich gar nicht mehr, vielleicht hat er was gesagt, aber die Pferde, ich bin stoned, und ich sehe in die Höhe, und dort ist Bill, CRASH, und ein toter Baumstamm, und er dachte, einfach so, einfach als Kick, er würde auf den Baumstamm schießen, weißt du, da war ein großer Baumstamm, ungefähr 100 Meter weg und, ah, der war verfault, hmmm, der Baumstamm war verfault, du kennst das Ende der Geschichte, du weißt ja, die Kugel ging durch den Baumstamm, der war so dünn wie Papier *(Neals Baby schreit)*[5]

JACK: Ja

NEAL: Sie ging direkt in den Baumstamm, aber das Pferd lief gerade in dem Moment dahinter vorbei – natürlich SIEHT Bill nicht – was den Pferden passiert ist, die vierzig Meter weiter weg waren, weißt du ja jetzt, wie der Bericht kam, aber Bill sieht ja nichts, und so dachte er, er hätte das Pferd getroffen oder er hätte es beinah getroffen, weißt du, wie er da auf den Stamm zielte, und da schreit er »He, ich hab das Pferd getroffen« und springt hoch, so, sagt »Oje«, und er springt von der Veranda runter, hihi, die Pferde trotten ganz vergnügt daher, gar nichts hat er getroffen – Hier Bill, dermaßen high, daß er nur so dasitzt mit seinen schlechten Augen, ja, er sieht keine hundert Meter, der alte Kerl, kein Wunder, daß er das Glas letztes Jahr nicht traf, stell dir das vor, das ist wahr – er kann mit der Brille nichts sehen. Als wir nach New York gefahren sind, das war so schrecklich, wenn ein Lastwagen oder was irgendwo in seiner Nähe war, vielleicht fünfzig Fuß weg, ja, und er tritt wie wild auf die Bremse, so, und lenkt rüber auf die rechte Straßenseite wie ein altes Weib, Menschenskind, nicht weil er nicht fahren kann oder was – weil er nicht SEHEN kann – im Ernst! Das hat mir gefallen! Also sind wir übereingekommen, daß ich die ganze Nacht fahre und alles, und wenn er mal fahren will und so, na und, dann könnte er ja nachmittags fahren, ein oder zwei Stunden – das ha'm wir auch gemacht – aber er, er ist, Mann, dieser Bill, total verrückt hihihi... mmmmmmm, ach Mann, weißt du was, ich hab nicht gewußt, daß ich noch mal gerne an diese Dinge denken würde – Deshalb hab ich damals nämlich nicht besonders aufgepaßt, was so im

5 John Allen Cassady, geb. 1951

einzelnen passiert ist, mich drückte der Schuh woanders, deshalb kann ich mich nicht erinnern, zum Beispiel, ich kann mich JETZT zum Beispiel erinnern, aber jetzt, wo ich mich erinnern KANN, nützt's nichts. Weil... Mensch... ich krieg's nicht zusammen. OK, ich erinnere mich dran, ich kann mich ganz gut dran erinnern, was da los war, denn ICH mach überhaupt nichts, kapiert?
JACK: Du mußt's nicht zusammenbringen
NEAL: (ernst, Blick nach unten) Aber ich weiß nicht mehr, was da passiert ist, Mann, ich weiß jetzt nur noch bestimmte Sachen – Aber, ja, Hunkey, ich und Allen gingen mitten in einem Bayou in Louisiana auf einen typisch New Yorker Trip – also das war an *dem* Tag – du weißt ja, was Hunkey für einer ist – also Hunkey sagt »Komm mit, ich will dir was zeigen« – er und Allen – er und Allen waren so – Allen sagte »Du mußt unbedingt das Stück Stoff sehen«, und Hunkey sagt »Mann, du mußt das sehen, ich hab dir immer davon erzählt, seit du hier unten bist, jetzt mußt du's sehen.« Weil, das war so, Hunkey hatte angetörnt, und wir gingen durch dieses Wein-Wald-Ding, es liegt nur, eh, so 'ne halbe Meile hinterm Haus, vielleicht 'ne Meile, nie kommt einer hin, weißt du. Und es war ein Bayou, wo man nicht durchkonnte... und ihm gefielen die Blumen und die ausgelaugten Farben, und er war so high, verstehst du, Dschungelstrom und alles war da, und Krokodile und alles in diesem gottverdammten Sumpf neben dem – So will er Allen mit rüber nehmen, so gehen wir rüber, und wir machen Feuer, wir machen es schön, weißt du, wir sitzen da, »Komm, ich zeig's dir jetzt«, »OK«, und wir fluchten alle, und wir gingen rüber, und wir saßen drüben, und was geschah, soweit man von Geschehen sprechen kann, aber ich erinnere mich, daß unser Freund Hunkey diese... er wollte, daß Allen sich in diese Bayous verliebt!!! Dabei, es war in Wirklichkeit nur fünfzig Meter von der Stelle entfernt, wo wir jeden Tag badeten – Und wir sahen eine Ecke von dem Ding, von dem er immer sprach, egal was es war, na ja, wir gingen jeden Tag runter zum Baden – Einmal sagte Joan »Mach schnell, wenn du mich mit runter zum Baden nehmen willst« und mit dem Wagen, wir lassen auch Julie[6] baden, Bill sitzt da, und er guckt über seine Brillengläser, du weißt ja, wie Bill eben Joan immer ansieht. Mann, unsere Bezie-

6 Tochter von Joan Burroughs aus einer früheren Ehe, geb. 1944 (Die Geschichte spielt 1947.)

hung ist wie eine Mauer zwischen mir und Joan, was das anlangt, verstehst du, obwohl ich gar nicht so sein will, klar, aber ich bin kein – So sag ich wie ein Schuljunge »OK, ich laß dich da unten, dann komme ich wieder, eh, vielleicht, dann komm ich runter und hol dich ab in zwanzig Minuten vielleicht«, wie ein Idiot, da ist aber nichts zu machen, und Joan hat nicht ja und nicht nein gesagt, gar nichts. Dann sind wir runtergefahren und haben ein bißchen geredet, und ich sage »Ich geh jetzt am besten wieder rauf«, sie geht nämlich runter und fängt an, sich auszuziehen, in den Teich, weißt du, und der Teich ist jeden Tag am selben Fleck, du liegst da im Teich, und die Fische beißen dich in' Arsch, oh, verdammt, das ist ein scheußliches Gefühl, wenn du high bist, du mußt in dieses sumpfige, trübe Wasser, weißt du, und da ist dieser kleine Damm, weißt du, aber dieser ganze Schlamm auf dem Boden da an manchen Stellen, scheußlich, kann ich dir sagen, und du willst dich 'n bißchen ausruhen, 'n bißchen hinsetzen, und wenn du's gerade halb geschafft hast, du bist ja furchtbar empfindlich, und dann fangen diese Fische an, dich zu beißen, kleine Fische, Mann, ganz kleine Dinger, du siehst sie, manchmal siehst du sie nicht, weil du den Schlamm aufgewühlt hast, aber, ich kann dir sagen, das sind Luder, wir sind alle ganz voller Bisse.
JACK: Wer geht mit dir da rein?
NEAL: Ich und Allen, jeden Tag albern wir da rum
JACK: Er merkt das nicht – Gott, Bill ist herrlich, he?
NEAL: Um halb elf morgens kommt der schon aus dem Zimmer, weißt du, er geht früh ins Bett, so um halb neun, und um halb elf morgens kommt er dann aus seinem Zimmer, fix und fertig angezogen, mit Schlips und alles, er kommt runter und setzt sich hin »Guten Morgen, schon Post da, Neal?« und ich sage »Nein, ich war noch nicht bei der Post.« Und er sagt »OK«, und er setzt sich in seinen Sessel, eine Minute, und er fängt an, seine Post durchzulesen, als erstes am Morgen, eine Zeitung oder so was, und wenn er gut gelaunt ist, spricht er mit Joan »Ich seh, Peaches Browning ist schon wieder geschieden«, und von Joan hört man »jaja« in der Küche, gerade über den Damm, hier ist die Küche, siehst du, und hier ist eine kleine Mauer, da können sie sich sehen, und, aber er war nicht so gut gelaunt, er saß einfach da
JACK: Und er sagte überhaupt nichts!
NEAL: Inzwischen sammelt Hunkey Brennholz, er hat das ganze Brennholz in der ganzen Gegend schon verbraucht, deshalb sucht er

'ne halbe Meile weg welches, hier ist er der alte Hunkey, er stärkt sein Ego, weißt du, und er hat diese schreckliche Hautkrankheit, Mann, was für eine scheußliche Krankheit, Riesenbeulen an den Beinen und alles, und überall Löcher – kein Mensch wußte, was es war, sogar die Ärzte wußten nichts, er war zweimal beim Doktor, und die wußten nicht, was es war, irgendeine Hautkrankheit, nie gehört, aber du kannst dir denken, alle meiden Hunkey, armer Hunkey, keiner geht in seine NÄHE, und er geht allein baden unten am Fluß und alles – Aber ich weiß nicht, ob das stimmt, aber es sieht so aus; es sieht nicht so aus, als wäre es immer so gewesen, wo ich mich jetzt dran erinnere, ich hab nämlich gar nicht an diese Dinge gedacht, das war mir bestimmt ganz egal, aber mir scheint, daß Joan der Anstifter zu all dem gewesen ist, nehmt euch 'n bißchen vor Hunkey in acht, auf die Tour

JACK: Ja

NEAL: Der steckt euch mit den Dingsbums an ... und so, es ist wirklich beschissen – Aber was ich sagen wollte, Hunkey mußte das Brennholz besorgen, denn er machte die Steaks, wenn es dunkel wurde, weißt du, er mußte einen Haufen Brennholz anschaffen, damit er's schön heiß kriegte – Mensch, der dachte nur an sein Brennholz, der redete nur vom Brennholz

JACK: Hunkey?

NEAL: Klar, na ja, der mußte immer das verdammte Holz holen – was ich sagen wollte, ich weiß noch, daß er manchmal absichtlich einen weiten Weg machte unter seinem Holz – Dabei beklagte er sich – Und er fühlte sich sehr erleichtert und befreit, wenn er nach Houston mußte und ich ihn hinfahren mußte, sechzig Meilen

JACK: Hmmm

NEAL: Mann, er setzte sich hin und quatschte über dies und das, Mann, der war so glücklich wie ein kleines Kind, er fährt nach Houston, die Bennies holen, denn wir hatten das ganze Benzedrin aus allen Läden in der ganzen Gegend schon abgestaubt, inklusive Huntsville, den Staatsknast, einfach alles, Mensch, deshalb mußten wir was anderes finden, wir fanden schließlich was in Houston, wo wir zwölf Dutzend kauften, 144 Röhrchen Benzedrin, also mußten wir alle zwei Wochen hin, nach Houston und zwölf Dutzend Benzedrin-Röhrchen für Joan kaufen, Mann Gottes, was für ein Trip – Und 'n paar Nembutal mitnehmen, Hunkey war auf Nembutal, er war bösartig von dem Zeug

JACK: Was machte er denn?
NEAL: Eh, er, eh-eh, wie soll ich sagen? Er schiß hintenrum jeden an – nun, er und Joan hatten einen Riesenkniest – ja wirklich, das muß so gewesen sein, denn Joan sagte immer »Dieser Hunkey« – Es wurde sogar so schlimm, ich weiß noch, du kannst Allen fragen, beim Essen wurde Hunkey hysterisch, das passiert ihm sonst nie, und er schmiß seinen Teller weg und verschwand, und Bill, na du weißt ja, »Oh, Hunkey« und so, aber mir paßte der ganze Kram nicht besonders, ich hatte anderes zu tun
JACK: Was?
NEAL: Oh, ich weiß es nicht mehr, ich hab's vergessen, es ist schrecklich, wenn man nicht mehr weiß, was man SELBER gemacht hat, hihihi – mein Gott, war ich denn dort? Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, aber ich glaube, ich war dort, huuu, irgendwann jedenfalls, scheiß drauf, o verdammt, mmm... Interessante Frage, was hab ICH gemacht! *(lacht)*... Was hab ich gemacht, ich glaub, warum ich's nicht mehr so recht weiß...
JACK: Ich weiß nur, was Allen mir erzählt hat
NEAL: WAS?
JACK: Eh, er ist getrampt, von Denver...
NEAL: Ja
JACK:... er sagt, ihr habt nachts mal auf der Straße gekniet in Texas... geflucht oder was
NEAL: Lüg nicht
JACK: Nein, einer vorm anderen habt ihr auf der Straße gekniet, hat er gesagt...
NEAL: Ah, ich weiß wieder... aber so war's nicht, kannst es höchstens so verstehen
JACK:... verstehen
NEAL: Ja
JACK: Ja, verstehen... verstehen zu verstehen
NEAL: Jaaa... wir waren SEHR high... hmm... jaja
JACK: Warum hat er denn geschossen, warum hat er denn 'ne Salve aus dem Gewehr losgelassen?
NEAL: Er schoß ein Armadill, ein Spielding. *(Zum Baby):* – He Kind, gehst du überhaupt nicht ins Bett, es ist über die Zeit, Mann. Du hast hier gesessen und ins Licht gestarrt drei Stunden lang! Was – he, der hat drei Stunden nur ins Licht gestarrt – was hältst du davon?

JACK: Er ist halt high
NEAL: Er liegt einfach rum – Was hast du denn, Junge? Er will nur immer in diese Lampe glotzen. Ist doch verrückt, Mensch! Guck dir das tückische Licht an, Mann, jedesmal, wenn ich hingucke, sieht es einfach so aus, KOMISCH – Sieh mal direkt ins Licht wie er – iiiiiiih
JACK: Aber er guckt zwischendurch immer wieder weg
NEAL: Sieht aber nicht so aus – wahrscheinlich hast du recht, ja
JACK: Das ist schwieriger, als andauernd reinzustarren, in den Fokus und wieder weg, weißt du
NEAL: Er übt seine Augen
JACK: Er weiß, was er tut
NEAL: Verdammt wahr... Komm her, Junge, ich zieh dir andere Hosen an und bring dich ins Bett, ja? Er ist ein merkwürdiges Kind, das komischste, das ich je gesehen hab – Was hab ich bloß mit dem... Scheiße, wo hab ich sie nur hingelegt? Mensch, ich bin high
JACK: Die Windeln? W...?
NEAL: Die – die Nadel...
JACK: Hier, hier!
NEAL:... richtig – es waren aber zwei Nadeln... ach hier *(murmelt)* OK, was hast du gesagt?
JACK: Ich hab gesagt, daß du mir nicht erzählt hast, was in Texas war
NEAL: Nein
JACK: Siehst du, alles was ich weiß, stammt von Allen
NEAL: Ja was HAT er nun gesagt, zum Teufel?
JACK: Er hat gesagt, als ihr – durch Houston gefahren seid, hast du ein paar – *(Pause)* Ach verdammt, ich weiß nicht
NEAL: Ich werd's dir sagen, das Interessante an der Sache ist, ich glaub, wir halten uns beide ganz schön zurück, du weißt, wie ich's meine, eh, wir sind uns immer noch unseres Selbst bewußt, auch wenn wir high sind
JACK: Ich komm mir vor wie ein alter Narr
NEAL: Nun, ich war ein alter Mann, Jack, in Watsonville, und meine Augen wurden schlechter, und meine – ja, eh, ich komm mir vor wie ein mittelalter Narr
JACK: Wirklich?
NEAL: Ja, aber ich weiß, ich bin ein Kind – der Typ – manchmal ärgere ich mich sogar drüber – aber ich hab noch nie – Weißt du, Mann, ich

mag dich auch irgendwie als so 'ne Art Kind
JACK: Was?
NEAL: Ich mag dich als eine Art Kindertyp wie ich, aber alle, die uns auch mögen, denken, wir sind Kinder, du nicht so sehr, weil du dunkel bist, aber ich hab helle Haut, deswegen seh ich immer wie ein Junge aus... Aber ich hab das nie als was Ärgerliches gesehen *(Pause)* – ich werd dir was sagen, ich fühle mich nicht mehr intelligent, manchmal, seit langem... Wenn ich high bin –
JACK: Das bedeutet zweierlei
NEAL: Ja? –
JACK: Intelligent, meine ich
NEAL: Ich kann nicht mehr, ich bin nicht mehr fähig zu arbeiten, die Anstrengung, nicht die Anstrengung selber, ich streng mich ja ganz schön an, du hast's gesehen, Mann, ich bin seit sechzehn Stunden auf den Beinen, ich –
JACK: Du kannst nichts durchhalten
NEAL: – Ich kann nicht schreiben, ich kann nichts sagen, ich kann nicht, ach du weißt schon, ich meine, ich – ich bring nichts Persönliches zustande
JACK: Hm
NEAL: Ich werd nicht mal – Und wenn ich high bin, weiß ich, daß das ganz egal ist – Eben hast du Wasser getrunken, siehst du, du RUINIERST das – unser Mund ist so trocken und so – nicht wahr – daß du es mit Wasser ruiniert hast, und ich hab dich nicht dabei erwischt bis eben... und das wollt ich grade machen, siehst du, ich wollt es grade aufmachen, siehst du? Weil der Mund so trocken ist
JACK: Oh, pfui... ist das keine Küchenschabe? *(Pause)* OK, mach weiter
NEAL: Das ist, das ist doch – wie viele haben wir geraucht? Was denkst du wie viele?
JACK: Ich hätte das Wasser nicht trinken sollen, weiter nichts
NEAL: Da hast du wirklich recht – wir rauchen gleich noch ein paar, ich muß nur erst das Kind ins Bett legen, weißt du, ich hab mich 'ne Stunde verspätet, ich bin SOFORT wieder unten, in zwei Minuten oder weniger wahrscheinlich.

*

Noch einmal

FRANK O'HARA[4]

Aus dem Amerikanischen
von R. D. Brinkmann

Personismus *(Personism)*

Ein Manifest

Alles ist in den Gedichten, aber auch auf die Gefahr hin, wie der arme reiche Allen Ginsberg zu tönen, werde ich Ihnen darüber schreiben, weil ich gerade hörte, daß einer meiner Mit-Poeten glaubt, daß – wenn ein Gedicht von mir nicht beim ersten Lesen verstanden wird – es daran liegt, daß *auch ich* konfus sei. Also, hören Sie her. Ich glaube nicht an Gott, also brauche ich nicht Strukturen anzufertigen, die sich ausgearbeitet anhören. Ich hasse Vachel Lindsay, das habe ich immer getan, ich liebe nicht mal Rhythmen, Assonanzen und all den Kram. Man hat sich selbst auf die Nerven zu fallen. Wenn jemand Sie mit einem Messer die Straße hinunter jagt, drehen Sie sich nicht um und schreien: »Gib's auf! Ich war die Zugnummer für Mineola.«
Das zum Schreiben eines Gedichtes. Hinsichtlich der Aufnahme folgendes: Nehmen Sie an, Sie sind verliebt, und irgendwer behandelt Sie schlecht (mal aimé), so sagen Sie nicht: »He, du kannst mich nicht auf diese Art behandeln, *ich bin es, der gern hat!*« Sie lassen nur all die verschiedenen Körper fallen, wohin sie fallen, und sie werden das auch nach ein paar Monaten tun. Doch das ist es nicht, weshalb Sie

sich zunächst verlieben, vielmehr tun Sie es, um sich an das Leben anzuklammern, also nehmen Sie Ihre Chance wahr und versuchen zu vermeiden, logisch zu sein. Schmerz produziert immer Logik, was schlecht für einen ist.
Ich sage nicht, daß ich praktisch die hochfliegendsten Ideen von denen habe, die heute schreiben, doch was macht das für einen Unterschied? Es sind bloß Ideen. Das einzig Gute daran ist, daß – wenn ich hochfliegend genug geworden bin – ich aufhören muß zu denken, und das ist der Moment, wo Frische aufkommt.
Aber wie kann man wirklich gern haben, wenn jeder das versteht oder versteht, was das bedeutet, oder wenn das veredelt. Veredelt wofür? Für den Tod? Warum eilen sie alle dahin? Zu viele Dichter verhalten sich wie eine Mutter in mittleren Jahren, die versucht, ihre Kinder anzuhalten, zuviel Bratenfleisch zu essen und Kartoffeln mit Soße (Tränen). Ich gebe einen Scheiß drauf, ob sie essen oder nicht. Ausdrückliches Füttern führt zu exzessiver Dünne (entkräftet). Keiner sollte zu etwas genötigt werden, was er nicht braucht, wenn sie Dichtung nicht gebrauchen können, prima für sie, ich mag Filme auch. Und schließlich sind nur Whitman und Crane und Williams, von den amerikanischen Dichtern, besser als Filme. Was Versmaß und andere technische Einrichtungen anbelangt, so dient das gerade nur zum Allgemein-Verständnis: Wenn Sie sich ein paar Unterhosen kaufen gehen, so wünschen Sie sie eng genug, so daß jeder mit Ihnen ins Bett gehen möchte. Daran ist nichts Metaphysisches. Ausgenommen natürlich, Sie überreden sich selbst zu der Einstellung, daß das, worin Sie sich versuchen, ›Sehnsucht‹ ist.
Abstraktion in Dichtung, die Allen in IT IS kommentierte, verblüfft. Ich denke, daß sie meistens in bestimmten Augenblicken auftritt, wo eine Entscheidung nötig ist. Abstraktion (in der Dichtung, nicht in der Malerei) enthält ein persönliches Bei-Seite-Räumen des Dichters. Zum Beispiel die Entscheidung zwischen ›die Schwermut *des* Unendlichen‹ und ›die Schwermut *für* das Unendliche‹ repräsentiert den größeren Grad der Abstraktion, des Bei-Seite-Räumens und der negativen Begabung (wie bei Keats und Mallarmé). Personismus, eine Bewegung, die ich kürzlich gegründet habe und von der bisher niemand weiß, interessiert mich vor allem deswegen, weil sie so total dieser Art von abstraktem Bei-Seite-Räumen entgegengesetzt ist, so daß sie zum ersten Mal in der Geschichte der Dichtung wirklich dicht

Personismus (Personism)

Ein Manifest

Alles ist in den Gedichten, aber auch die Gefahr hin, wie der arme reiche Allen Ginsberg zu tönen, werde ich Ihnen darüber schreiben, weil ich gerade hörte, daß einer meiner Mit-Poeten glaubt, daß - wenn ein Gedicht von mir nicht beim ersten Lesen verstanden wird - es daran liegt, daß ich auch konfus sei. Also, hören Sie her. Ich glaube nicht an Gott, also brauche ich nicht die ausgearbeitet Strukturen anzufertigen. Ich hasse Vachel Lindsay, das habe ich immer getan, ich liebe nicht mal Rhythmen, Assonanzen und all den Kram. Man hat sich selbst auf die Nerven zu fallen. Wenn jemand mit einem Messer die Straße jagt, drehen Sie sich nicht um und schreien: "Gib's auf! Ich war die Zugnummer für Mineola."

Das zum Schreiben eines Gedichtes. Hinsichtlich der Aufnahme folgendes: nehmen Sie an, Sie sind verliebt, und irgendwer behandelt Sie schlecht (mal aimé), so sagen Sie nicht: "He, du kannst mich nicht auf diese Art behandeln, ich [illegible]!" Sie lassen nur all die verschiedenen Körper fallen, wohin sie fallen, und sie wandern das auch nach ein paar Monaten tun. Doch das ist es nicht, weshalb Sie sich zunächst verlieben, vielmehr um sich an das Leben anzuklammern, also nehmen Sie Ihre Chance wahr und versuchen zu vermeiden, logisch zu sein. Schmerz produziert immer Logik, was schlecht für einen ist.

Ich sage nicht, daß ich praktisch die hochfliegendsten Ideen von denen habe, die heute schreiben, doch was macht das für einen Unterschied? Es sind bloß Ideen. Das einzig Gute daran ist, daß - wenn ich hochfliegend genug werde - ich aufhören muß zu denken, und das ist der Moment, wo Frische aufkommt.

Aber wie kann man wirklich gern haben, wenn jeder oder versteht oder versteht, was das bedeutet, oder wenn das versteckte, versteckte Weise? Für den Tod? Warum eilen sie dahin? Zuviele Dichter verhalten sich wie eine Mutter in mittleren Jahren, die versucht, ihre Kinder anzuhalten, zuviel Braten Fleisch zu essen und Kartoffeln mit Soße (Tränen). Ich gebe einen Scheiß drauf, ob sie essen oder nicht. Ausdrückliches Füttern führt zu exzessiver Dünne (entkräftet). Keiner sollte zu etwas genötigt werden, was er nicht braucht, wenn sie Dichtung nicht gebrauchen können, prima für sie, ich mag Filme auch. Und schließlich sind nur Whitman und Crane und Williams, von den amerikanischen Dichtern, besser als Filme. Was Versmaß und andere technische Einrichtungen anbelangt, so dient das gerade nur zum

an wirkliche Abstraktion grenzt. Personismus ist gegenüber Wallace Stevens, was la poésie pure gegenüber Béranger war. Der Personismus hat nichts mit Philosophie zu tun, er ist total Kunst. Er hat nichts zu tun mit Persönlichkeit oder Intimität, weit davon entfernt! Aber um Ihnen einen vagen Eindruck davon zu geben: einer seiner geringsten Aspekte ist es, ihn an eine Person zu adressieren (eine andere Person als die des Dichters), und dementsprechend Obertöne der Liebe zu evozieren, ohne dabei die Leben gebende Vulgarität der Liebe zu zerstören, sondern die Empfindungen des Dichters gegenüber dem Gedicht zu erhalten, während Liebe ihn daran hindert und in Empfindungen über die Person abzudrängen versucht. Das ist ein Teil des Personismus. Er wurde von mir nach einem Mittagessen mit LeRoi Jones am 27. August 1959 erfunden, an einem Tag, an dem ich in jemanden Blondes verliebt war. Ich ging zur Arbeit zurück und schrieb für die betreffende Person ein Gedicht. Während ich es schrieb, fiel mir ein, daß – wenn ich wollte – ich das Telefon an Stelle des Gedicht-Schreibens benutzen könnte, und so war der Personismus geboren. Es ist eine äußerst aufregende Bewegung, die ohne Zweifel viele Anhänger haben wird. Sie stellt das Gedicht direkt zwischen den Dichter und die Person, Lucky-Pierre-Stil, und das Gedicht ist korrespondierend dazu erfreut. Das Gedicht befindet sich schließlich zwischen zwei Personen anstatt zwischen zwei Seiten. Mit aller Bescheidenheit gebe ich zu, daß es der Tod der Literatur sein könnte, so wie wir sie bislang kennen. Während ich ein gewisses Bedauern darüber empfinde, bin ich doch froh, vor Alain Robbe-Grillet dorthin gekommen zu sein. Gedichte sind schneller und sicherer als Prosa, es ist so, daß Dichtung die Literatur beendet. Einige Zeit glaubte man, daß Artaud das vollbringen würde, doch in Wirklichkeit liegen seine polemischen Schriften bei all ihrer Großartigkeit nicht weiter außerhalb der Literatur als Bear Mountain außerhalb des Staates New York. Sein Bezug zur Literatur ist nicht erstaunlicher als der Dubuffets zur Malerei.

Was können wir vom Personismus erwarten? (Das läßt sich gut an, nicht wahr?) Alles, aber wir möchten es nicht. Es ist eine zu neue, zu vitale Bewegung, um irgend etwas zu versprechen. Doch sie ist, wie Afrika, am Kommen. Die augenblicklichen Propagandisten der literarischen Techniken auf der einen Seite und des Inhalts auf der anderen Seite sollten sich lieber vorsehen. (3. IX. 59)

SUDDEN SNOW

While a company of dancers hoots whistles stomps
carries on
in front of a palatial TV set with crystalline cobalt goblets surmounting it about Rita Hayworth, Bette Davis, Jack Cole, Busby Berkeley, Marc Platt

snow is falling on the sidewalk
and two girls arrive who'd fallen
on their asses in the street-ice, crossing First
it is
the first sign of reality at night, snow

avenues are made for crossing
the fur-bearers often do slip
just as your cheeks have a little darker
down on the cheek-bones under lashes
and the more tired the more cheerful
so long as among friends' quips
tenderness and interest continues to falter
not brazen like a pompadour-bomb '40s

there is a window giving on the bedroom
in it a tall dark figure
sits like Asta Nielsen in HAMLET, a girl lies
on a pink pillow on the floor giggling about an Equity meeting
all of *us* understand why Lucille Ball is such a success
for a moment I realize how happy I am to be beside you on the floor
so to avoid embarrassment I make a vile remark about sweet Janet Blair
and you look kind of cross, no
you are proud of my mean
tongue
and the snow like Charles Olson working on one of his ABC
poems

AUF EINMAL SCHNEE

Während eine Tanzgruppe johlt pfeift trampelt
es wild treibt
vor einem palastartigen Fernseher mit kobaltblauen Kristallgläsern
darauf, die über Rita Hayworth, Bette Davis, Jack Cole,
Busby Berkeley, Marc Platt stehen

fällt Schnee auf den Bürgersteig
und zwei Mädchen kommen an, die
bei dem Glatteis beim Überqueren der First Ave
auf ihre Ärsche gefallen sind
es ist
das erste Anzeichen der Realität bei Nacht, Schnee

Straßen sind zum Überqueren gemacht
die Pelz-Träger gleiten oft aus
gerade so wie deine Wangen etwas Dunkleres haben
die Wangenknochen abwärts unter Wimpern
und je müder desto fröhlicher
so lange wie bei den Witzeleien der Freunde
Zärtlichkeit und Interesse zurückhaltend bleiben
nicht hölzern wie eine pompadourhafte Schickse um
1940

da ist ein Fenster, das Ausblick auf das Schlafzimmer gibt
innen sitzt eine große dunkle
Figur wie Asta Nielsen in HAMLET, ein Mädchen liegt
auf einem rosa Kissen auf dem Boden und kichert über ein
Schauspielertreffen
wir verstehen alle, warum Lucille Ball so ein Erfolg ist
für einen Augenblick bemerke ich, wie glücklich ich bin neben dir auf
dem Fußboden
und um keine Verlegenheit aufkommen zu lassen, mache ich
eine gemeine Bemerkung über die süße Janet Blair
und du schaust etwas verstimmt, nein
du bist stolz auf meine spitze
Zunge

is quietly and bitterly falling
but we don't know that yet, you drink more tea
your arm feels a little bit thinner

this morning two ladies from Jehovah's Witnesses came to call
on me in my dungarees, explaining their 3,750,000 copies
printed
in Cinyanja, Cishona, English, Ilocano, Tagalog and Twi,
Marathi, Pangasinan, Papiamento, Silozi, Xhosa,
Zulu and Finnish
so all day I think of the terrible limitations of poetic style "as we
know it"
till you take me to the movies which reach every-
where
and remind me that you understand me better than I understand
you
and I am happy
yes, it's time to go

love is like the path in snow we are making
though no one else can follow, leading us only
to the ocean's sure embrace of summer, serious
and free
as you tell me you've got to have eggs for break-
fast
and we divert our course a little without fear

*

LISZTIANA, MUCH LATER

I sit in your T shirt
with its spots of paint
as a certain fierceness pours
outside, perhaps, too, on you.

und der Schnee wie Charles Olson beim Ausarbeiten eines seiner ABC
Gedichte
fällt still und unerbittlich
aber wir wissen das noch nicht, du trinkst mehr Tee
dein Arm fühlt sich ein kleines bißchen dünner an

heute morgen kamen zwei Damen von Jehovas Zeugen, um mich
in meinem Arbeitskittel aufzusuchen und erklärten ihre 3 750 000
Exemplare, die
in Cinyanja, Cishona, Englisch, Ilocano, Tagalog und Twi,
Marathi, Pangasisch, Papiamento, Silozi,
Xhosa, Zulu und Finnisch gedruckt werden
also denke ich den ganzen Tag an die entsetzliche Beschränkung des
dichterischen Stils »wie wir ihn verstehen«
bis du mich mit ins Kino nimmst, das überallhin
reicht
und mich daran erinnerst, daß du mich besser verstehtst, als ich
dich verstehe
und ich bin froh
ja, es ist Zeit zu gehen
Liebe ist wie der Weg, den wir im Schnee machen
obwohl niemand anders folgen kann, er führt uns nur
bis zur sicheren sommerlichen Umarmung
des
Ozeans, ernst und frei
so wie du mir sagst, du mußt Eier zum
Frühstück haben
und wir weichen ohne Furcht ein wenig von unserem
Kurs ab

*

LISZTIANA, VIEL SPÄTER

Ich sitze in deinem T-Shirt
mit seinen Farbflecken,
während eine gewisse Wildheit draußen
sich ergießt, vielleicht auch auf dich.

I'm smoking a CAMEL now
and I have a big hole in my
shoulder from washing away
a lot of dirt. Are you there?

there, are you? I am here
and the storm is not enough,
it should crash in and wet,
there should be maelstrom where

a privileged host is smiling.
And naked in debris I there
should be, but, being here, should
bend to you, pick out of rubble

a scrap of painted shirt,
as if it were soiled ivory from
a grand piano, possessed of us
both, and ruined now by storms.

(1956)

*

A SHORT HISTORY OF BILL BERKSON

Don't remember nothing interesting
isn't it well what is childhood
a hardon maybe yes it's that exquisite
what movie is good as the movies of childhood
none you're goddamned right what
a way to eat cereal you seem awfully
quiet what are you trying to do control
our thoughts yes and I still am
with my divine verse ah shit well
why don't you walk right I don't
feel like it a ballerina at heart

Ich rauche jetzt eine CAMEL
und habe ein großes Loch in der
Schulter vom Wegwaschen des
vielen Drecks. Bist du da?

da, bist du? Ich bin hier,
und der Sturm reicht nicht aus,
er müßte hereinbrechen und naß machen,
es müßte ein Mahlstrom sein, wo

ein privilegierter Gastgeber lächelt.
Und nackt in Trümmern sollte ich
dort sein, aber, einmal hier, sollte ich
mich dir zuwenden, aus dem Schutt

einen Fetzen bemalten Hemdes heraussuchen,
als wäre es verschmutztes Elfenbein von
einem Konzertflügel, von uns beiden
besessen und nun vom Sturm zerstört.

(1956)

*

EINE KURZGEFASSTE GESCHICHTE BILL BERKSONS

Kann mich an nichts erinnern interessant
nicht wahr na schön was ist Kindheit
ein Steifer vielleicht ja es ist so köstlich
welcher Film ist so gut wie die Filme der Kindheit
keiner du hast verdammt recht was
für eine Art Haferflocken zu essen du scheinst schrecklich
still zu sein was versuchst du zu tun unsere
Gedanken zu kontrollieren ja und ich bin nur noch
bei meinen göttlichen Versen ach scheiß drauf na schön
warum gehst du nicht richtig ich habe keine
Lust dazu im Herzen eine Ballerina

on your toes lose weight straighten your
oh never mind who am I anyway I'm
five foot two eyes of blue broken record glug
what's it to you you're who I forget
when the snow I don't falls
expect anything if our Sundays aren't well
that's oh shit a typical Monday
followed by a typical Tuesday Flash Gordon
no clothes Guadalcanal my friend did it
you really think you're something don't you
yes I am is there any toast left a
short way from the station dropped rucksack
are you kidding so I'm irritating and
boring am I the sins of the fathers is
gravy what about Saturday oh I know
splash splash flash flash Gordon
Dolores Del Rio Yma Sumac Eisenhower
what do you mean you don't play golf intella
at the stock I mark it student of thighs
curve slip light slurpings H D
N D what's the idea do you feel a small
arrow at the base of your neck it's life
I smile because I'm doubtful I eat not much
and yet what is disturbing is this and
where did you find that long long trail winding to
I didn't find it it found me I packed my
bandana my egg-cup an old stirrup and
an LP of sugar I baked a blue cake I ate it
I set out at the time there was nothing but
necking and yet that was prepping and at the
same time that was the end goodbye
blue curls my life begins again

*

auf deinen Zehen nimm ab richte deinen
oh macht nichts wer bin ich überhaupt ich bin
fünf Fuß groß zwei Augen bloß lädierter Ruf gluck
was bedeutet dir das du bist der den ich vergesse
wenn der Schnee ich erwarte fällt
nichts wenn unsere Sonntage nicht gut sind
das ist oh Scheiße ein typischer Montag
gefolgt von einem typischen Dienstag Flash Gordon
keine Kleidung Guadalcanal mein Freund tat's
du glaubst tatsächlich daß du etwas bist nicht wahr
ja ich bin ist noch etwas Toast übriggeblieben nicht
weit vom Bahnhof entfernt Rucksack fallengelassen
machst du Witze ich bin also lästig und
langweilig bin ich die Sünden der Väter ist
leichter Gewinn wie steht es mit Samstag oh ich weiß
splash splash flash flash Gordon
Dolores Del Rio Yma Sumac Eisenhower
was meist du damit daß du Golf nicht intellel spielst
an der Börse notier ich's Student der Schenkel
Formen Slip leicht Geschlürfe H D
N D was soll das fühlst du einen kleinen
Pfeil am Ansatz deines Nackens es ist das Leben
ich lächle weil ich in Zweifel bin ich esse nicht viel
und doch wie verwirrend ist ist dies und
wo fandest du jenen langen langen Treck der sich nach windet
ich fand ihn nicht er fand mich ich packte mein
Halstuch meinen Eierbecher einen alten Steigbügel und
eine LP aus Zucker ich backte einen blauen Kuchen ich aß ihn
ich machte mich auf zu der Zeit gab es nichts als
Scherze und doch bereitete das vor und zur
gleichen Zeit war es das Ende auf Wiedersehen
blaue Locken mein Leben fängt noch einmal an

*

A TRUE ACCOUNT OF TALKING TO THE SUN AT FIRE ISLAND

The Sun woke me this morning loud
and clear, saying "Hey! I've been
trying to wake you up for fifteen
minutes. Don't be so rude, your are
only the second poet I've ever chosen
to speak to personally
                so why
aren't you more attentive? If I could
burn you through the window I would
to wake you up. I can't hang around
here all day."
                "Sorry, Sun, I stayed
up late last night talking to Hal."
"When I woke up Mayakovsky he was
a lot more prompt" the Sun said
petulantly. "Most people are up
already waiting to see if I'm going
to put in an appearance."
                I tried
to apologize "I missed you yesterday."
"That's better" he said "I didn't
know you'd come out. You may be
wondering why I've come so close?"
"Yes" I said beginning to feel hot
wondering if maybe he wasn't burning me
anyway.
                "Frankly I wanted to tell you
I like your poetry. I see a lot
on my rounds and you're okay. You may
not be the greatest thing on earth, but
you're different. Now, I've heard some
say you're crazy, they being excessively
calm themselves to my mind, and other
crazy poets think you're a boring
reactionary. Not me.

DER WAHRE BERICHT EINES GESPRÄCHS MIT DER SONNE AUF FIRE ISLAND

Die Sonne weckte mich heute morgen laut
und deutlich auf und sagte »He! Seit einer
Viertelstunde habe ich versucht, dich
aufzuwecken. Sei nicht so unhöflich, du bist
nur der zweite Dichter, den ich erwählt habe
um mit ihm persönlich zu sprechen
also warum
bist du nicht aufmerksamer? Wenn ich dich
durchs Fenster verbrennen könnte, würde ich es tun
um dich aufzuwecken. Ich kann nicht den ganzen Tag
hier herumhängen.«
»Tut mir leid, Sonne, gestern abend
blieb ich lange auf und unterhielt mich mit Hal.«
»Als ich Majakowski aufweckte, war er
weitaus schneller«, sagte die Sonne
gereizt. »Die meisten Leute sind schon
auf und warten, ob ich in Erscheinung
treten werde.«
Ich versuchte
mich zu entschuldigen »Gestern vermißte ich dich.«
»Das ist besser«, sagte sie, »ich wußte
nicht, ob du rausgehen würdest. Du magst dich
vielleicht fragen, warum ich so nahe gerückt bin?«
»Ja«, sagte ich und fing an, mich heiß zu fühlen
und fragte mich, ob sie mich nicht vielleicht
ohnehin verbrennen würde.
»Ich wollte dir nur sagen
daß ich deine Gedichte mag. Ich sehe eine Menge
auf meinen Runden, und du bist okay. Du magst
nicht das Größte auf der Welt sein, aber
du bist anders. Nun, ich habe gehört, daß einige
sagen, du seist wirr, dabei sind sie selbst
übertrieben ruhig für mein Empfinden, und andere
wirre Dichter denken, daß du ein langweiliger
Reaktionär bist. Ich nicht.

Just keep on
like I do and pay no attention. You'll
find that people always will complain
about the atmosphere, either too hot
or too cold too bright or too dark, days
too short or too long.
If you don't appear
at all one day they think you're lazy
or dead. Just keep right on, I like it.

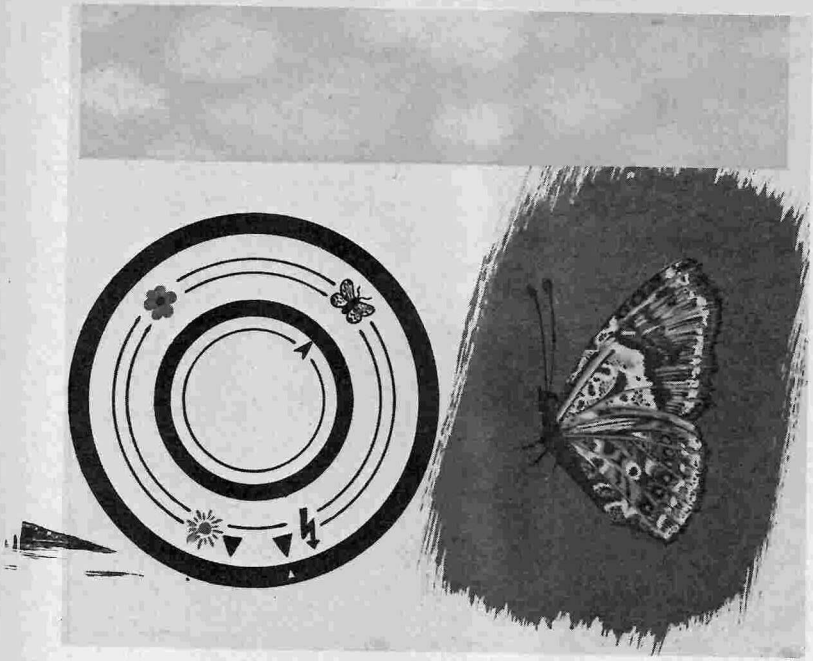
And don't worry about your lineage
poetic or natural. The Sun shines on
the jungle, you know, on the tundra
the sea, the ghetto. Whatever you were
I knew it and saw you moving. I was waiting
for you to get to work.
And now that you
are making your own days, so to speak,
even if no one reads you but me
you won't be depressed. Not
everyone can look up, even at me. It
hurts their eyes."
"Oh Sun, I'm so grateful to you!"

"Thanks and remember I'm watching. It's
easier for me to speak to you out
here. I don't have to slide down
between buildings to get your car.
I know you love Manhattan, but
you ought to look up more often.
And
always embrace things, people earth
sky stars, as I do, freely and with
the appropriate sense of space. That
is your inclination, known in the heavens
and you should follow it to hell, if
necessary, which I doubt.

Mach nur so weiter
wie ich es tue, und beachte es nicht. Du wirst
herausfinden, daß Leute sich immer über das Wetter
beschweren, entweder ist es zu heiß
oder zu kalt, zu hell oder zu dunkel, die Tage
zu kurz oder zu lang.
Wenn du einen Tag
überhaupt nicht erscheinst, denken sie, du seist faul
oder gestorben. Mach du nur weiter, ich mag das.

Und sei nicht besorgt wegen deines
dichterischen oder natürlichen Stammbaums. Die Sonne scheint
auf den Dschungel, auf die Tundra, die See
das Ghetto, verstehst du. Was immer du warst,
ich wußte es und sah dich in Bewegung. Ich hab
auf dich gewartet, damit du dich an die Arbeit machst.
Und nun, da du
die Tage nach deinem Geschmack verbringst, um es so zu sagen
selbst wenn dich außer mir keiner liest
brauchst du nicht deprimiert zu sein. Nicht
jeder kann hochgucken, nicht mal zu mir. Das
tut ihren Augen weh.«
»Oh, Sonne, ich bin dir so dankbar!«

»Danke, und denk dran, ich sehe zu. Es ist
für mich leichter, hier draußen zu dir zu
sprechen. Ich brauche nicht zwischen den
Gebäuden runterzugleiten, um dein Ohr zu erreichen.
Ich weiß, du magst Manhattan, aber
du solltest ein wenig öfter hochgucken.
Und
immer die Dinge umfassen, Menschen Erde
Himmel Sterne, so wie ich es tue, frei und mit
angemessenem Sinn für Raum. Das
ist deine Vorliebe, im Himmel bekannt
und du solltest ihr bis in die Hölle folgen, wenn
nötig, was ich aber bezweifle.



Maybe we'll
speak again in Africa, of which I too
am especially fond. Go back to sleep now
Frank, and I may leave a tiny poem
in that brain of yours as a farewell."

"Sun, don't go!" I was awake
at last. "No, go I must, they're calling
me."

"Who are they?"

Rising he said "Some
day you'll know. They're calling to you
too." Darkly he rose, and then I slept.

Mag sein, daß wir uns in Afrika wieder sprechen, das ich auch besonders schätze. Kehre jetzt zurück in den Schlaf Frank, und vielleicht werde ich ein kleines Gedicht in diesem deinem Kopf als ein Lebewohl zurücklassen.«

»Sonne, geh nicht weg!« Ich war schließlich aufgewacht. »Nein, ich muß gehen, sie rufen mich.«

»Wer sind sie?«

Im Aufsteigen sagte sie »Eines Tages wirst du es wissen. Sie rufen dich auch.« Dunkel erhob sie sich, und dann schlief ich.

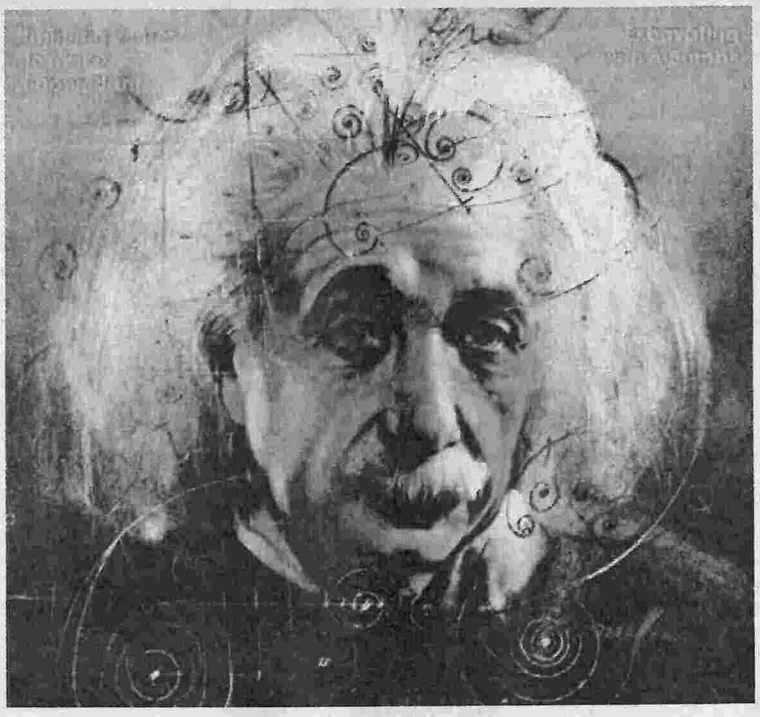
Immanuel Velikovsky
Gespräche mit Einstein

Abende mit Einstein[1]

An einem Abend im Mai 1954, während ich mit Einstein in seinem Studierzimmer saß, ein paar Tage nach einer weiteren häßlichen Attacke gegen mich und meine Theorie, sagte ich zu ihm: »Ich fühle mich ähnlich wie Solomon Molcho sich gefühlt haben muß im Palast des Papstes Clemens VII.« Der Marrane war zum Tode verurteilt worden, weil er zu seinem jüdischen Glauben zurückgefunden hatte, und sollte in Rom von der Inquisition verbrannt werden, aber am nächsten Tag stand er lebend in den geheiligten Räumen des Vatikan. Der Papst hatte einen anderen Häretiker dem Verbrennungstod ausgeliefert und Solomon Molcho in Sicherheit gebracht. »Ob die Heilige Inquisition ahnt, wo er sich gerade aufhält?« Ich sagte es so: »Was würden meine Gegner und Verleumder unter den Wissenschaftlern denken und empfinden, wenn sie wüßten, wo ich diesen Abend verbringe?«

An jenem Abend berichtete ich zum ersten Mal über die Kampagne der Wissenschaftler gegen mich. »Ist er einer dieser Ehrenmänner, der ständig seine Taschen ausleert zum Beweis, daß er nichts gestohlen hat?« zitierte ich Vladimir Jabotinsky. »Ich kann nicht permanent beweisen, daß ich meine Quellen nicht falsch zitiert oder in anderer Weise mißbraucht habe. Aber das Schweigen eines Beschuldigten wird als Eingeständnis seiner Schuld begriffen.« Einstein stimmte mir zu. Und als Beispiel einer weiteren Ungerechtigkeit nannte er Oppenheimer, dessen Entfernung aus dem Beraterausschuß der Atomenergiekommission zu der Zeit gerade für große Aufregung gesorgt hatte. »Aber Sie sind um nichts besser«, sagte ich. Einsteins Gesicht zeigte Verwunderung. »Ich denke dabei nicht an Sie persönlich, sondern an Ihre Kollegen, die Wissenschaftler.« Er wünschte, mehr darüber zu erfahren. Ich ging hinunter und holte aus dem Wagen einen Aktenordner mit einer Anzahl von Briefen. Einstein las die Briefe mit großem

1 Anmerkungen am Schluß des Textes S. 373



Interesse. Aber wir kamen nicht weit genug; wir kamen nicht bis zu dem Brief von *Whipple* an die Adresse des *Blackiston* Verlags und nicht zu der Stellungnahme von *Shapley* in der *Harvard Crimson*. Einstein war nichtsdestoweniger beeindruckt. Als ich erwähnte, daß selbst die Kirche sich gegen mich ausgesprochen hatte, fragte er: »Weshalb?« Ich antwortete: »Weil die Wunder als Naturphänomene erklärt werden.«

Einstein reagierte darauf mit seinem dröhnenden Lachen. Er meinte, die Briefe und das andere Material sollte man in die lesbare Form eines Berichts bringen, und er dachte daran, daß jemand mit einem Talent für Dramatik für die Ausarbeitung eines solchen Werkes gewonnen werden müßte... er war vom Erfolg meiner Verteidigung überzeugt.
Er wollte noch weitere Briefe lesen, aber ich brachte jetzt das Problem

zur Sprache, das mich mehr interessierte: meine Theorie.
An jenem Abend überließ ich Einstein die Manuskripte der Kapitel VII bis XII meines Buches *Earth in Upheaval*[2], und wir gingen kurz vor Mitternacht auseinander. Im Anschluß an die Lektüre dieser Kapitel schickte er mir einen langen handgeschriebenen Brief mit kritischen Anmerkungen. In diesem Schreiben befanden sich auch einige Passagen, in denen er noch einmal auf die Briefe zu sprechen kam, die er gelesen hatte. Er war der Meinung, daß das Verhalten von *Shapley*[3] verständlich, aber unentschuldbar sei.
»Es ist dies eine Intoleranz und Überheblichkeit nebst Brutalität, die man bei erfolgreichen Menschen, aber insbesondere bei erfolgreichen Amerikanern, oft vorfindet.« Dann, in bezug auf Shapley, fügte er hinzu: »Man muß es ihm aber zugute halten, daß er sich auf politischem Gebiete mutig und selbständig verhalten und geradezu seine Haut zu Markte getragen hat. Also ist es einigermaßen berechtigt, wenn wir den Mantel jüdischer Nächstenliebe über ihn breiten, wenn es auch schwerfällt.«
In seinem Brief fragte Einstein auch, was ich von ihm erwartete: »Nun frage ich Sie: Was meinen Sie, wenn Sie von mir verlangen, ich solle meine Pflicht tun in dieser Sache? Mir ist es nicht klar. Seien Sie mir gegenüber nur ganz frank und offen. Dies kann nur gut sein in jeder Beziehung.« Er hob allerdings noch einmal hervor, daß seiner Meinung nach das vorhandene Material über die Kampagne zur Unterdrückung meines Buches publiziert werden sollte.
In einem Brief, den ich mehrere Wochen später schrieb, um unsere Diskussion weiterzuführen, kam ich noch einmal auf diesen Punkt zurück: »Sie haben zu früh den Mantel jüdischer Nächstenliebe über Shapley ausgebreitet: Sie haben nur den ersten Teil der Mappe mit den Dokumenten eingesehen, die die ›Sterndeuter und Totengräber‹ und deren Anführer betreffen. Daß er ein Liberaler ist, entschuldigt ihn nicht, sondern kommt als erschwerender Umstand hinzu.«
Ich habe ihn, was mich und meine Sache betrifft, nicht um irgendwelche praktische Hilfe gebeten. Hätte ich ihn um ein Vorwort zu *Stargazers and Gravediggers*, das zu verfassen ich beabsichtigte, gebeten, hätte er diesem Wunsch sicher entsprochen. In meinem Brief habe ich ihn vielmehr um etwas ganz anderes gebeten: nämlich zwei wissenschaftliche Experimente durchzuführen.
In unserer Diskussion, die über 18 Monate anhielt, steuerte ich immer

wieder auf einen Punkt zu, der zwar zur Bestätigung meiner Thesen in *Welten im Zusammenstoß* nicht erforderlich war, dafür aber von grundsätzlicher Bedeutung: die Revision der Himmelsmechanik angesichts der Tatsachen, die eine elektrische Ladung der Himmelskörper nahelegen. Als ich ihm geschrieben hatte, »der wahre Grund für die Empörung, die meine Theorie über globale Katastrophen ausgelöst hat, besteht in der Implikation, daß die Himmelskörper wahrscheinlich elektrisch aufgeladen sind«, schrieb er an den Rand: »Ja.«
Von der Tatsache globaler Katastrophen noch in historischer Zeit war er überzeugt; doch wollte er sie – in Übereinstimmung mit einer anderen Theorie – durch eine plötzliche Verschiebung der Erdkruste unter dem Einfluß eines asymmetrischen Wachstums der Polkappen erklärt wissen. Um die Erdkruste zu verschieben, würde eine geringere Kraft ausreichen als dafür, den gesamten Erdball – Kern samt Kruste – in eine neue Position zu verlagern.
Für einen Menschen inmitten der Katastrophe würde die Sonne stillstehen, auf ihrer Bahn sich zurückbewegen oder plötzlich untergehen – im einen wie im anderen Fall. Die gesamte Erdkugel aber könnte ihre Lage nur durch außerirdische Einflüsse verändern – mechanisch durch eine Staubwolke oder durch ein ausgedehntes magnetisches Feld, das in einer sich bewegenden und elektrisch geladenen Staub- oder Gaswolke entstehen könnte.
Die Beziehung zwischen Einstein und mir und unsere Diskussion, von seiner ersten Lektüre des Manuskripts *Worlds in Collision* an – lange bevor es publiziert wurde – bis zu seinem Tod, ist ein Thema, das, wenn darauf Bezug genommen werden soll, gesondert erzählt werden muß. Wenn dies einmal der Fall sein sollte, wird der Titel einer solchen Arbeit lauten: *Vor dem Morgengrauen.* Als ich Einstein einmal ein kräftiges Gegenargument zurückschrieb – ein großer Teil unserer Diskussion wurde schriftlich geführt –, wollte ich nicht den Eindruck von Kompromißlosigkeit entstehen lassen und schrieb ihm deshalb die Worte: »Entlasse mich, denn das Morgengrauen ist aufgezogen. Er aber sprach: Ich entlasse dich nicht, du habest mich denn gesegnet.« Das ist aus Genesis 32:26 – der Dialog zwischen dem Engel und Jakob, der mit ihm rang, ›bis das Morgengrauen aufzog‹. Einstein gefielen diese Worte, und er wiederholte sie mehrmals an jenem Tag; er wunderte sich auch darüber, warum sich der Engel vor dem Tagesanbruch fürchten sollte.

Einstein zeigte sich sehr aufgeschlossen und verbarg seine freundschaftlichen Gefühle mir gegenüber nicht; einmal bat er mich, noch zu bleiben, um noch einige Stunden länger zu diskutieren – es war kurz vor Mitternacht, die Zeit, da wir uns gewöhnlich voneinander verabschiedeten. Man brachte ihm viel Zuneigung und Wertschätzung entgegen, aber er war trotzdem sehr allein.
Mehr als einmal empfahl er mir, seinem Beispiel zu folgen und mich mit meiner Isolation abzufinden. »Sind Sie nicht auch zufrieden in Ihrem Alleinsein? Mir macht es nichts aus.« Tatsache war, daß die Physiker der jüngeren Generation, auch die, die mit dem *Institute for Advanced Studies* zusammenarbeiteten, fast alle gegen Einsteins spätere physikalische Theorien eingenommen waren, insbesondere gegen diejenigen, die mit der Quantentheorie – welche vom Prinzip des Zufalls, d. h. der Indeterminiertheit von Naturereignissen ausgeht – nicht übereinstimmten. Einmal erwiderte ich auf eine seiner Mahnungen: »Ja, es gibt in Princeton zwei Häretiker; doch nur einer von ihnen wird gepriesen, der andere aber verächtlich gemacht.«
Einsteins Theorie hatte in ungeheurer Weise das Interesse der Öffentlichkeit an der Wissenschaft gesteigert: Wenn eine wissenschaftliche Theorie nur von einigen wenigen in der ganzen Welt verstanden werden kann, wie es am Anfang mit seiner Theorie der Fall war, was für eine außergewöhnliche Rasse müssen dann die Wissenschaftler sein! Wenn aber einer mit einer Theorie daherkommt, die, wenn sie wahr ist, eine große Anzahl von Gelehrten in den Augen der Öffentlichkeit als ziemlich dumm dastehen läßt, was soll man dann von ihnen halten? Einstein sagte mehrmals, auch in Anwesenheit seiner Sekretärin: »Es ist ein großer Fehler der Wissenschaftler, daß sie Ihr Buch (*Welten im Zusammenstoß*) nicht studieren, es enthält äußerst wichtiges Material.«
Im Sommer und Herbst 1954 schrieb ich *Stargazers and Gravediggers*. Der erste Leser war Professor Salvador de Madariaga von der Oxford University, der mich in der Zeit seiner Gastprofessur in Princeton besuchte. Ein paar Monate später gab ich Einstein das Manuskript – im März 1955, also zehn Monate nachdem er einige der darin eingearbeiteten Briefe gelesen hatte. Es handelte sich dabei um die vorliegende Fassung, der Teil *Vor Jupiters Thron* mit eingeschlossen, mit Ausnahme nur dieses und einiger abschließender Teile. Einstein versah die Seiten mit handgeschriebenen Randbemerkungen, wie er es

auch bei einigen meiner anderen Manuskripte getan hatte. Einige seiner Randvermerke werden sehr deutlich: ›gemein‹ und ›traurig‹ bei einigen Briefen, ›bravo‹ bei anderen; auf welcher Seite dabei seine Sympathien lagen, war klar erkennbar. Interessant ist eine Bemerkung, die er auf die Rückseite der Seite geschrieben hatte wo es um Larrabees Artikel in der Zeitschrift *Harpers Magazine* geht, der im Januar 1950 den Inhalt von *Welten im Zusammenstoß* erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatte. Einstein schrieb: »Ich hätte Ihnen geschrieben: Die historischen Argumente für gewaltsame Vorgänge an der Erdkruste sind recht überzeugend. Der Erklärungsversuch aber ist abenteuerlich und sollte nur als *tentativ* behandelt werden. Sonst verliert der wohlorientierte Leser auch das Vertrauen in das solid Begründete.«

Diese Bemerkung kam *Atwaters* Einschätzung sehr nahe, die er als Lektor für Macmillan abgegeben hatte; sie besiegelte seine Zukunft.[4] Aber diese Bemerkung war weit entfernt von Einsteins früherer Einschätzung, daß die Ereignisse, wie ich sie beschrieben hatte, so nicht hätten stattfinden können: die Erde wäre sonst auseinandergebrochen, und aus einem Kometen hätte kein Planet auf einer Umlaufbahn werden können. Im Nachwort zu *Welten im Zusammenstoß* überlasse ich zwar den Physikern die Wahl zwischen Alternativen zur Erklärung der Mechanismen der beschriebenen Phänomene, doch es wäre unaufrichtig gewesen, wenn ich diese Teile des Buches, von deren Richtigkeit ich überzeugt bin, als bloße Möglichkeiten hingestellt hätte. Ich muß dabei an den großen Kopernikus denken, der einen Schlaganfall erlitt, als ihm die Druckvorlagen seines Werkes *›De Revolutionibus‹* mit einem anonymen Vorwort versehen gezeigt wurden: darin wurde der Autor des Buches als einer dargestellt, der nur teilweise von der Richtigkeit seiner eigenen Theorie überzeugt ist und sie als eine nicht unmögliche Alternative zur herrschenden Vorstellung ansieht. Das anonyme Vorwort war von dem Professor *Ossiander* eingefügt worden, der den Druck des Buches in Nürnberg überwachte. Über seine Lektüre der ersten der drei Aktenmappen zu *Sterndeuter*... schrieb Einstein mir: »Den ersten Band der Memoiren zu *Worlds in Collision* habe ich bereits aufmerksam gelesen und mit einigen leicht zu radierenden Randbemerkungen versehen. Ich bewundere Ihr dramatisches Talent und auch die Kunst und Geradheit von Thakkeray, der den brüllenden astronomischen Löwen dazu gebracht hat,

einigermaßen den königlichen Schwanz einzuziehen unter nicht völliger Respektierung der Wahrheit. Ich würde glücklich sein, wenn auch Sie die ganze Episode von der drolligen Seite genießen könnten.« (Siehe im Anhang Anmerkung 5)

BEGEGNUNG IN PRINCETON

Wir trafen Einstein zufällig im McCarter-Theater. Vielleicht hatte er sich vorgenommen, mir zu zeigen, daß seine Einschätzung meiner Arbeit sich geändert hatte, und den Eindruck einer gewissen Brüskierung – den ich vor ungefähr einem Jahr bekommen hatte – zu verwischen. Während der Pause stand er auf, begrüßte uns mit einem freundlichen Händedruck und bat mich, Platz zu nehmen, um uns unterhalten zu können. Ich nahm mir einen freien Platz in der Reihe vor ihm. Als ich Einstein an unsere gemeinsame Arbeit an der Scripta Hierosolymitana (s. Anhang, 5) erinnerte, verwickelte er mich in ein philosophisches Gespräch über das Zeit-Problem und darüber, daß Vergangenheit und Zukunft simultan zur Gegenwart ablaufen. Jedoch machte er eine Einschränkung, da ihm die Möglichkeit einer ›Erinnerung zukünftiger Ereignisse‹ als unvorstellbar erschien. Das Problem ist sowohl ein philosophisches als auch ein psychologisches, und ich machte eine Bemerkung über Platons Vorstellung von der Reversibilität der Zeit und über Freuds Gedanken zur Parapsychologie. Einstein bat mich, ihm Freuds Briefe an mich zu diesem Thema zu zeigen.

Eine oder zwei weitere Wochen vergingen, und abermals besuchte Einstein – der für gewöhnlich nur wenige Male im Jahr bei gesellschaftlichen Anlässen auftauchte – dieselbe Konzerthalle. Wir begrüßten uns, und wieder bat er mich in der Pause, einen freien Platz neben ihm einzunehmen. Einige der Princeton-Doktoranden, die in meiner Vorlesung gegen mich argumentiert hatten, saßen in der Reihe vor meiner Frau, sie bekam die Verwunderung dieser Leute über meine freundschaftliche Beziehung zu Einstein mit. Ein solcher Mann steht – wenn er sich in der Öffentlichkeit sehen läßt – natürlich im Zentrum der Aufmerksamkeit, obwohl man sich bemüht, das nicht offen zu zeigen.

Später lud uns Einstein zum Tee ein. Einen Tag vor unserem Besuch fand ich in der Post einen Brief von einem Mann aus Seaford/England:

Venus mit Schubladen

»Die ›Autoritäten‹ werden sich der Subversion Ihres Lebenswerkes widersetzen, aber von den Mitläufern wird die entschiedenste Opposition kommen. Diejenigen, die ihre Autorität behaupten, sind von einer Rebellion weniger schockiert als ihre Vasallen. Sie fühlen sich doppelt betroffen, denn Sie bedrohen ihre Sicherheit und beleidigen ihr Urteil. Der einzige Katholik, dem ich zutraute, mit meinen Zweifeln an der Unfehlbarkeit zu sympathisieren, wäre Seine Heiligkeit selbst. Es sind die Hilfspriester und Sonntagsschullehrer, die schreien würden ›Blasphemie!‹«

Am 8. November gingen wir zu Einstein. Er kam aus seinem Zimmer auf uns zu, sein langes Haar war gekämmt, ein freundliches Lächeln im Gesicht. Er rückte einen Sessel mit einer sehr hohen Lehne zurecht, dieser hatte bereits meine Aufmerksamkeit in dem bescheiden eingerichteten Wohnzimmer erregt, und er sagte zu mir: »Dies ist mein Jupiter-Thron.« Während unserer Unterhaltung nahm ich diese Bemerkung wieder auf und sagte: »Wenn ich einmal an einem Abend auf dem Campus jeden vorbeigehenden Studenten und jeden Professor anhalten und fragen würde, welcher der Sterne Jupiter sei, wäre wahrscheinlich keiner von ihnen in der Lage, diesen Planeten am Himmel zu finden. Wie kommt es aber dann, daß Jupiter als höchste Gottheit in Rom verehrt wurde und ebenso Zeus in Griechenland, Marduk in Babylonien, Amon in Ägypten und Mazda in Persien; und alle repräsentierten sie den Planeten Jupiter? Wissen Sie, warum gerade dieser Planet von den Völkern der Antike angebetet wurde und sein Name in aller Munde war? Seine Bewegungen sind nicht weiter aufregend; einmal in 12 Jahren umkreist er den Himmel. Es ist ein leuchtender Planet, aber am Sternenhimmel ist er nicht besonders auffallend. Und Apollo – die Sonne, der Licht- und Wärmespender – war nur eine zweitrangige Gottheit.« Nachdem ich erklärt hatte, daß *Marduk* der babylonische Name und *Mazda* der persische für Jupiter war, äußerte Einstein sein Erstaunen. Dann erzählte ich ihm, daß in der *Ilias* gesagt wird, daß Zeus mit seinen Ketten alle anderen Götter und die Erde ziehen kann – er ist stärker als alle anderen zusammen; und dazu heißt es in einem alten Kommentar (von *Eustachius*, einem byzantinischen Gelehrten), dies bedeute, Jupiters Anziehungskraft sei stärker als die aller anderen Planeten zusammengenommen, einschließlich der Erde.

Einstein gab zu, daß dies ein sehr seltsames Wissen der Antike sei. Als

wir nach etwa einer dreiviertel Stunde aufstanden, bat uns Einstein, doch noch zu bleiben. »Wir haben doch gerade erst angefangen«, sagte er. Um nicht als fanatischer Verfechter einer Idee zu erscheinen, bemühte ich mich, das Thema der Unterhaltung zu wechseln, was bei Einstein sehr einfach ist, seine Assoziationen sind weittreibend. Unser Gespräch war sehr lebhaft. Wir kamen noch einmal auf das Zeit-Problem zu sprechen, das ihn anscheinend damals sehr beschäftigte, sowie auf Zufälle und Unfälle. Er bemerkte, es sei ein Zufall von ungewöhnlicher Seltenheit, daß sein Thronsessel gerade diese Position im Weltraum einnehme; es sei indessen kein Zufall, daß wir beide hier zusammensäßen, denn *Meschuggoim* (Verrückte) zögen sich gegenseitig an. Bevor wir uns verabschiedeten, erzählte uns Einstein einen Traum, den er in der Nacht zuvor gehabt hatte; seine Stimme nahm dabei einen ungewöhnlich warmen und leidenschaftlichen Klang an. Er erinnerte sich auch noch eines anderen Traumes, den er vor vielen Jahren gehabt hatte und in dem er einen toten Kollegen, den er nie gemocht hatte, *auferstehen* ließ. Gemäß psychoanalytischer Regel bot ich ihm keine Deutung zum weiteren Verständnis der Träume an.

In den folgenden Wochen legte ich meine Forum-Vorlesung schriftlich nieder und diskutierte sie mit Professor Motz[5]. Dann schickte ich eine Kopie davon an Einstein. Nach einigen Tagen lud er uns ein, auch mit ihm darüber zu diskutieren. Damit war die Mauer durchbrochen. Bis dahin, in unseren vorangehenden Unterhaltungen jenes Winters, hatten weder er noch ich irgendeine Bemerkung über mein Buch *Welten im Zusammenstoß* fallenlassen.

Während des Besuchs am 11. Februar 1954 redete ich Einstein in der zweiten Person an (wir sprachen deutsch): »Nun stellen Sie sich vor, der Herr sendet Ihnen einen Boten, der so zu Ihnen spricht: ›Ich gab dir, Albert Einstein, einen außergewöhnlichen Geist und, was noch seltener ist, die Anerkennung und Bewunderung deiner Zeitgenossen. Erstelle mir nun einen Konstruktionsplan für ein andersartiges Universum: darin mußt du zwar auf Schwerkraft verzichten, die sich umgekehrt zum Quadrat fortpflanzt, aber Elektrizität und Magnetismus darfst du nach freiem Ermessen benutzen.‹ Würden Sie das schaffen?«

»Dem *Herrn* würde ich antworten: ›Tue solches doch selbst!‹«, antwortete Einstein lachend. Nach einigen Sekunden Nachdenkens sagte er

dann aber: »Ja, unter der Bedingung, daß es sich dabei um ein dunkles Universum handle.«
»Warum?« fragte ich.
»Die Aufladung der Planeten würde sich in photoelektrischen Prozessen verbrauchen.«
Das Problem, das er für die Diskussion an jenem Abend heranzog – aus einer Reihe von Problemen, die ich in meiner Vorlesung zur Sprache gebracht hatte –, war die kreisrunde Form der Sonne. Infolge der Eigendrehung müßte sie einigermaßen abgeflacht erscheinen; und außerdem rotiert die Sonne am Äquator mit größerer Geschwindigkeit als an höheren Breiten.
Wir verbrachten den Abend damit, über dieses Problem sowie über einige andere Punkte meiner Vorlesung zu diskutieren. Als meine Frau und ich uns verabschiedeten, war es schon spät, und Einsteins Augen sahen müde aus.
Nach einigen Stunden Schlaf wachte ich auf und notierte mir einige Anmerkungen zu verschiedenen Argumenten, die Einstein gebracht hatte, insbesondere zur Entladung durch photoelektrische Effekte. Es schien mir, daß ein solcher Effekt einen neutralen Körper aufladen müßte. Am Morgen dachte ich daran, Miß Dukas anzurufen, um ihr einige Worte der Entschuldigung zu sagen wegen unseres zu ausgedehnten Gesprächs am Abend zuvor, als das Telefon läutete und Miß Dukas sich meldete. Sie sagte: »Der Professor möchte Sie gerne sprechen.« Seine Stimme klang voll und klar, und ich dachte, wenn man Einstein nur hört und nicht sehen kann, hat man das Gefühl, mit einem jungen Mann zu tun zu haben. Er sagte: »Ich konnte nach unserem Gespräch letzte Nacht nicht einschlafen. Fast die ganze Zeit mußte ich an das Problem der Kugelform der Sonne denken. Schließlich stand ich auf und machte Licht und rechnete aus, was für eine Form die Sonne haben muß unter dem Einfluß ihrer Eigendrehung, und ich würde Ihnen gerne das Ergebnis mitteilen.« Und der große Wissenschaftler teilte mir das Ergebnis mit: »Angenommen, der Körper der Sonne hätte einen Durchmesser von einem Meter, dann würde wegen der Langsamkeit der Rotation – ich nahm eine Umdrehung von 25 Tagen an – die Deformierung nur« –ich glaube er sagte– »einen Viertel Millimeter betragen.«
Während er mir dies telefonisch durchgab, errechnete ich in Gedanken, daß das ungefähr eine halbe Bogensekunde ausmachen müßte –

da der Sichtwinkel der Sonnenscheibe ungefähr einem halben Grad oder 1800 Bogensekunden entspricht, könnte nach seiner Meinung eine so geringe Differenz leicht der Beobachtung entgehen. Aber unabhängig davon, ob er eine brauchbare Erklärung für eine nicht beobachtbare Abflachung der Sonne gefunden hatte (Observationen wurden durchgeführt, die eine 20mal so große Genauigkeit besaßen, ohne daß eine Abflachung festgestellt wurde): ich erwähne diese kleine Episode hier nur, um Einsteins Haltung gegenüber einem wissenschaftlichen Problem, das ihn interessierte, deutlich zu machen sowie sein Verhalten gegenüber einem Kollegen.

Im März – anläßlich Einsteins fünfundsiebzigsten Geburtstages – geriet er noch einmal in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Säckeweise wurde ihm die Post zugestellt. Ich schickte ihm ein Zitat von Emerson: »Hab acht, wenn der Allmächtige einen Denker auf diesem Planeten entfesselt. Dann sind alle Dinge gefährdet. Es ist, als ob ein Brand in einer großen Stadt ausgebrochen sei und kein Mensch weiß, was er verschont oder wo er endet. Da gibt es keinen Teil der Wissenschaft, der morgen nicht schon überholt sein könnte; kein literarischer Ruf, kein angeblich ewig-ruhmreicher Name, der nicht überprüft und verdammt würde. Die tiefsten Menschheitshoffnungen, Herzenswünsche, die Religionen der Völker, Sitte und Moral der Menschen, alles ist der Gnade der neuen Schlußfolgerung ausgeliefert.«

Dieses Zitat war mir von einem Verehrer aus Elkins Park, Pennsylvania, zugeschickt worden, aber ich dachte mir, es paßt besser zu Einstein.

1 Immanuel Velikovsky ist Ende 1979 gestorben.
Vor diesen *Gesprächen* könnte als Motto ein Satz von Nietzsche stehen: »Nicht der Sieg der Wissenschaft ist das, was unser 19. Jahrhundert auszeichnet, sondern der Sieg der wissenschaftlichen Methode über die Wissenschaft«, oder ein anderes: »Die Wissenschaft ist nur eine Episode der Religion. Und nicht einmal eine wesentliche.« (Chr. Morgenstern)
Velikovskys Theorien, seine katastrophistischen Analysen, seine Geschichtsrekonstruktion warten noch immer auf eine Rezeption und Diskussion in den wissenschaftlichen Machtzentren. J. B. S. Haldane, Autor

von *Science and Ethics* schreibt in einem Artikel über Velikovskys Buch *Welten im Zusammenstoß*: das Buch sei »gleichermaßen eine Herabwürdigung von Wissenschaft und Religion«. (1950) Im selben Jahr führt der Philosophie-Professor McTighe Klage darüber, wie ungeheuer das Verbrechen der Druckindustrie sei, das Buch zerstöre nämlich die Grundlagen des jüdisch-christlichen Glaubens. Er schließt seinen Artikel mit dem Appell an die katholische Kirche, sie solle das Buch auf den Index setzen. Einige Astronomen sahen in dem Buch eine Verherrlichung der Astrologie; ein Professor der Southern Methodist University erklärte, es zersetze unsere traditionelle Lebensweise noch radikaler als Kommunismus und Prostitution zusammengenommen. Haldane stellte darüber hinaus fest, es füge sich in die Pläne der amerikanischen Kriegshetzer ein, einen Atomkrieg vom Zaun zu brechen; führende Naturwissenschaftler unterstellten, Velikovsky unterstütze den Glauben an Zauberei, Hexen und Besessenheit durch Dämonen. Die Ächtungskampagne hält an, auch in Deutschland. Aber neben einer Anzahl jüngerer – etwas mutigerer – Wissenschaftler, die schon seit geraumer Zeit angefangen haben, sich mit Velikovskys Theorien ernsthaft auseinanderzusetzen, und zu diesem Zweck verschiedene Zeitschriften gegründet haben (*Kronos, Pensée* u. a.), gab und gibt es natürlich auch immer wieder einzelne renommierte Wissenschaftler, die Velikovskys Arbeiten ganz anders beurteilen. *D. Stove* z. B., Philosophieprofessor an der Universität Sydney schreibt, daß die heftige Reaktion der Astronomen auf *Welten im Zusammenstoß* darauf zurückzuführen sei, daß Velikovsky ihnen deutlich zu verstehen gab, »daß Astronomie keine theoretische Wissenschaft ist, sondern ein Zweig der Naturgeschichte... Daß die Geschichte des Sonnensystems so ruhig verlaufen sei, ist eine Annahme, in die die Astronomen stillschweigend soviel Vertrauen gesetzt haben, wie sie es gar nicht verdient. In diesem Haus, in dem sie sich so gut auskennen, haben sie diese Tür nie gesehen. Und Velikovsky hat etwas getan, was sie zur Weißglut brachte: Er ging als Fremder durch die offene Tür... Wir sollten dem Mann unsere Bewunderung nicht versagen, der uns als erster darauf hingewiesen hat, die Erde sei nicht nur nicht der Mittelpunkt, nicht nur nicht ruhig, sondern nicht einmal sicher.« Velikovsky hat nicht nur eine Tür aufgestoßen, sondern gleich mehrere (siehe dazu ›Die heiße Venus und das akademische Zittern‹, *Gunnar Heinsohn* im *Freibeuter* Nr. 2). Wir sind aber noch nicht einmal soweit, entscheiden zu können, wie viele Türen es sind, denn der Streit geht immer noch darum, ob sie nicht besser geschlossen bleiben sollen. Dabei – schrieb 1977 die Wissenschaftshistorikerin *A. M. Paterson* – »... ist die Schlacht eigentlich geschlagen; Dr. Velikovsky ging als Sieger aus ihr hervor, weil sich seine wissenschaftliche Hypothese, wonach sich in historischer Zeit im planetarischen Raum Naturkatastrophen ereignet haben, als sehr prophetisch erwiesen hat.«

Aus einer Vielzahl von Beispielen seien nur einige wenige genannt: Radiostrahlung vom Jupiter, starke elektrische Ladungen auf dem Jupiter (1953); ausgedehnte Magnetosphäre der Erde (1956); die Venus ist sehr

PROPHET OF FIRE

MARTIN SIEFF describes the main ideas of Immanuel Velikovsky and the controversy that surrounded his best-selling 'Worlds in Collision.'

aus: Jerusalem Post

heiß, hat eine schwere Atmosphäre und wurde in ihrer Rotation gestört, es ist möglich, daß sie anomal rotiert (1950); die Atmosphäre des Mars enthält Argon und Neon (1945); der Mars ist mondähnlich, ist von Kratern übersät und ist geologisch aktiv (1950); es ist wahrscheinlich mehrfach zu Umkehrungen der magnetischen Pole der Erde gekommen (1950); ein Teil des Erdöls hat sich erst vor einigen Jahrtausenden abgelagert (1950). Dazu kommen Velikovskys Vermutungen über den Mond, die sich als richtig erwiesen haben: Man wird auf ihm Kohlenwasserstoffe, Karbide und Karbonate finden (1969); starker remanenter Magnetismus im Gestein; radioaktive Nester; große Mengen Argon und Neon im Verwitterungsboden (was zu falschen Altersschätzungen führt); starker Temperaturgradient unter der Oberfläche (1969).

Mittlerweile haben die Weltraumforschungs-Experimente weitere Bestätigungen für Velikovskys Katastrophentheorien erbracht, die aber von offizieller Seite nicht zur Rehabilitierung dieser Theorien beitrugen, sondern sogleich Ad-hoc-Theorien entstehen ließen (wie die ›Treibhaus-Effekt-

Theorie‹ bei der Venus), um das ›evolutionistische Weltbild‹ nicht wanken zu lassen. (Der Evolutionismus ist ein alter Gevatter des Ethnozentrismus, sagt Pierre Clastres.) Aber diese und ähnliche Konzeptionen wanken schon fast so lange, wie es Staatsgebilde gibt, die ein ›Weltbild‹ zur ideologischen Rechtfertigung ihrer Existenz brauchen, damit ihre *Ewigkeit* erhalten bleibt. Sie wanken, seit ein Evolutionstheoretiker wie Platon gegen katastrophistische Geschichts- und Naturwissenschaftler wie Demokrit empfahl, Philosophen, die solchen Auffassungen anhängen, solle man fünf Jahre in eine Besserungsanstalt stecken, wenn sie sich danach nicht eines anderen besonnen haben, solle man sie umbringen.
Dieses Vorschlages erinnerte man sich in der katholischen Kirche, als man Giordano Bruno wegen seiner katastrophistischen Deutung antiker Astromythologie erst sieben Jahre einer solchen Behandlung aussetzt und ihn dann – als er nicht einmal zu einem Teilwiderruf bereit ist – umbringt.
Heute braucht man einen Autor nicht mehr umzubringen, es genügt, wenn man seinem Werk den Zugang zum Publikum versperrt, und dies wurde im Falle Velikovsky wieder und wieder – mit Erfolg – versucht, auch bei den deutschen Ausgaben. Als der Umschau-Verlag eine Neuauflage von *›Welten im Zusammenstoß‹* plante (die erste in Deutschland war auf Druck von ›Hauptauftraggebern‹ im Kohlhammer-Verlag zurückgezogen worden), versuchten gewichtige wissenschaftliche Autoren mittels Aufkündigung ihrer Mitarbeit beim Verlag, diesen von seinem Velikovsky-Projekt abzubringen.
Das ist der Hintergrund zum Verständnis der ›Gespräche mit Einstein‹.

Die beiden hier abgedruckten Teile sind Auszüge eines von Immanuel Velikovsky geplanten Buches über Albert Einstein, die beiden Teile sind hier in der Abfolge vertauscht – des besseren Verständnisses wegen, allerdings ergeben sich dadurch einige Unstimmigkeiten in der Zeitperspektive.
Velikovsky mag ein solches Projekt für notwendig befunden haben, um einiges über seine Beziehungen zu dem berühmten Physiker richtigzustellen. In einem Nachruf auf Einstein versäumte es der Wissenschaftshistoriker I. B. Cohen nicht, Velikovsky mit angeblich von Einstein benutzten negativen Adjektiven zu verspotten; zwar mußte er wenig später diese Bemerkungen wieder zurücknehmen, aber er wird Velikovsky doch empfindlich getroffen haben. Dieser hatte in den fünfziger Jahren nur noch wenige Freunde, Albert Einstein zählte dazu. »Aber vergessen wir nicht«, schreibt Gunnar Heinsohn, »daß auch Einstein die Sonne so haben wollte wie Shapley (und die gesamte etablierte Wissenschaft)...« Trotz Relativitätstheorie und theoretischer Arbeiten über die ›Brownsche Molekularbewegung‹ (für letzteres bekam er den Nobelpreis), trotz aller Angriffe auf das traditionelle physikalische Weltbild also, schreibt A. Sander in *Science Is a Sacred Cow*, »Einstein did not destroy the Absolute«. (Zitiert aus *The Personal Tragedy of Albert Einstein* in *The Morality of Nuclear Planning* von H. C. Dudley). Einstein war nicht – wie Velikovsky – Antiplatonist.

Außer den schon erwähnten Arbeitsgruppen und Zeitschriften-Gruppen, die sich mit den Velikovskyschen Theorien auseinandersetzen, gibt es noch eine Reihe weiterer; für den deutschsprachigen Raum existiert in der Schweiz das *Podium Akademische Freiheit*, an das man sich mit Fragen wenden kann: Postfach 943, Ch-4002, Basel, sowie die neugegründete *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte*, Postfach 300404, D-5300 Bonn 3.

2 deutsch: *Erde im Aufruhr.* »In der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.«, schreibt Christoph Marx in einem Vorwort für die deutsche Ausgabe eines Buches über Velikovsky und die Unterdrückungskampagne seiner Bücher, »ist die Erde bei einem ›Zusammenstoß‹« – es handelt sich um die gegenseitigen Einflußsphären – »mit dem damaligen Kometen und heutigen Planeten Venus nur knapp der völligen Verwüstung entgangen, und 700 Jahre später ereigneten sich im Verlaufe von rund 100 Jahren vier vom Planeten Mars verursachte Katastrophen mit allerdings weniger gefährlichen Auswirkungen. Die Rekonstruktion dieser naturgeschichtlichen Ereignisse ist Velikovsky in seinem Buch *Welten im Zusammenstoß* gelungen, die erdgeschichtlichen Spuren der Katastrophen werden in *Erde im Aufruhr* dargelegt.«

3 Professor Harlow Shapley, damals Direktor des Harvard-College-Observatoriums, der mutig gegen den McCarthyismus aufgetreten war, hatte es abgelehnt, Velikovskys Manuskripte überhaupt zu lesen, er sagte, er habe an dessen »sensationellen Behauptungen« kein Interesse, denn sie verstießen gegen die Gesetze der Himmelsmechanik:... »Wenn Dr. Velikovsky recht hat, dann sind wir anderen alle verrückt.« Während der Drucklegung von *Welten im Zusammenstoß* setzte der einflußreiche Shapley den angesehenen Verlag *Macmillan* so unter Druck, daß dieser das Buch, das zwanzig Wochen lang die Bestsellerlisten von *New York Times* und *New York Herald Tribune* angeführt hatte, an den nicht-wissenschaftlichen Verlag *Doubleday & Company* abgab. Shapley und seine Wissenschaftsmafia hatten damit gedroht, den Wissenschaftsverlag Macmillan an seinem empfindlichsten Punkt zu treffen (laut New York Times vom 18. Juni) – auf dem Lehrbuchsektor.

4 *Gordon Atwater* hatte vor dem Erscheinen von *Welten im Zusammenstoß* eine Vortragsreihe dazu geplant. Diese Veranstaltungen wurden von Observatoriumsdirektoren und verschiedenen Mitgliedern der Amerikanischen Astronomischen Gesellschaft verhindert. Außerdem wollte Atwater eine positive Besprechung des Buches schreiben. Im März 1950 wurde er als Direktor des Hayden-Planetariums und Leiter der Astronomischen Abteilung fristlos entlassen und mußte sein Büro sofort räumen.

5 »Von Professor Motz, Astronom an der Columbia University, kam konstruktive Kritik. Mit ihm diskutierte Velikovsky verschiedentlich Probleme der Himmelsmechanik. Motz' Ansichten darüber sind konservativ.« (R. E. Juergens) An dieser Stelle seien noch einige Theoretiker erwähnt, die ebenfalls zu konstruktiver Kritik gegenüber Velikovsky bereit und in der Lage waren. *W. S. Adams*, Direktor der Observatorien von Mt. Wilson und

Palomar, ein ebenfalls konservativer Gesprächspartner. *S. K. Vsekhsviatsky*, Direktor des Observatoriums in Kiew, mit dem Velikovsky einen Briefwechsel über Probleme des Sonnensystems hatte. Er ist einer der wenigen, die es gewagt haben, zur Unterstützung ihrer eigenen Position in theoretischen Fragen Velikovsky zu zitieren. Die Liste derer dagegen, die seine Arbeiten verwendet haben, ohne ihn mit einem Wort zu erwähnen, um beim wissenschaftlichen Establishment nicht in Ungnade zu fallen, ist lang.
Erwähnt sei hier noch *Claude F. Schaeffer*, der Ausgräber Ugariths. Schaeffer kam 1948 in seiner Arbeit *Stratigraphie Comparée et Chronologie de l'Asie Occidentale (IIIe et IIe millénaires)* ohne Kenntnis von Velikovskys Thesen aus dem Jahr 1948 zu dem Resultat, daß am Ende des Mittleren Reiches Katastrophen stattgefunden hatten, welche alle gefundenen Stätten in Palästina, Syrien, Zypern, Mesopotamien, Kleinasien, Persien und dem Kaukasus zerstörten und ihre Bevölkerungen weitgehend auslöschten. »Geographische Verschiebungen, Klimaveränderungen, Erdbeben und gewaltige, nicht von Menschenhand erzeugte Feuer erkannte Schaeffer (Professor am Collège de France) als Agenten solcher Zerstörung. Über die Ursache von Polverschiebungen, Klimasturz und Feuer mitten in der Blütezeit der Hochkulturen unserer Erde aber schwieg er sich aus. Velikovsky – später mit Schaeffer gut befreundet – fand jedoch, daß die antiken Überlieferungen sich sehr deutlich äußern, wenn man aufhört, sie zu bloßen Verrücktheiten der Alten zu erklären. Fast alle Völker des Altertums machten sich nach der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., als alle Zivilisationen in Trümmer geschlagen worden waren, daran, eine neue Himmelsgottheit in das Zentrum ihrer Kulte zu stellen, ihr Menschenopfer darzubringen und ihre Bahnen zu berechnen. Sie kamen dabei zu dem Ergebnis, daß etwa alle 50 Jahre mit einer neuen Katastrophe zu rechnen sei. Diese wurde in Demut erwartet, und nach ihrem erträglichen Ausgang wurde in Freuden eine neue Epoche begonnen. Auch die bei den Völkern ganz verschiedenen Namen für diesen Himmelskörper – *Venus* – sind wohl bekannt.« (Gunnar Heinsohn)

Glück[6]

Unsere Untersuchungen der Bohrkerne aus dem Südatlantik veranlaßten uns anzunehmen, daß wahrscheinlich ein großer außerirdischer Körper vor 65 Millionen Jahren am Ende des Mesozoikums mit der Erde zusammenstieß. Der Aufprall selbst hat vielleicht ein weitverbreitetes Massensterben auf dem Land und im Wasser ausgelöst. Vielleicht sind dabei Meeresorganismen vergiftet worden oder vor Hunger umgekommen. Wahrscheinlich haben die großen Reptilien auf dem Land unter der übermäßigen Wärme gelitten. Die meisten

Arten starben jedoch nicht sofort aus. Manche ihrer Vertreter fristeten noch etliche tausend oder zehntausend Jahre ein zunehmend schwerer werdendes Dasein. Sie starben schließlich aber doch aus, da sie nicht mehr mit den Umweltschäden fertig werden konnten, die durch die außerirdische Katastrophe hervorgerufen wurden.
Unsere Untersuchungen der Ergebnisses am Ende des Mesozoikums haben zu einer neuen Einschätzung der Entwicklungsmechanismen geführt. Im Gegensatz zu *Darwin*, der das Aussterben der Arten als eine Folge des Bevölkerungsdrucks oder eines verlorenen Kampfs ums Dasein erklärte, stellen wir es uns als eine Reaktion auf ungewöhnliche Ereignisse vor. Nicht der Stärkste überlebt, sondern der, der am meisten Glück hat.

Kenneth Patchen Befehlsnotstand[7]

Um mich für den Posten zu bewerben (mir fällt momentan nicht ein, für welchen), mußte ich um zwölf Uhr mittags die Tochter des Vizebürgermeisters heiraten. Der Befehl kam drei Minuten vorher.
Ich war schon verheiratet, der Vizebürgermeister kinderlos – aber ich schaffte es.
Danach befahlen sie mir, meinem Vater den Bart abzuschaben. Also gut. Es machte nichts aus, daß er ein Eunuch gewesen und in früher Kindheit verschieden war: Ich schaffte es, ich rasierte ihn.
Dann befahlen sie mir, das Dorf anzuzünden; danach ein kleines Städtchen, dann eine Stadt, eine Großstadt, ein kleines heruntergekommenes Land, schließlich eine von den ›Großmächten‹, dann noch eine (noch eine, noch eine) – und tatsächlich machten sie so weiter, bis sie mir schließlich befahlen, alles niederzubrennen am Antlitz der Erde, was Menschen je gemacht hatten. Und ich schaffte es, ich brannte alles spurlos nieder, ich ließ nichts, überhaupt nichts von irgend etwas über.
Dann befahlen sie mir, alles in die Luft zu sprengen und fort damit! Und ich sprengte alles in die Luft und fort (o nein, das hab ich nicht getan)...
Und jetzt, sagten sie, mach alles wieder ganz; mach alles wieder so, wie es war, als du begonnen hast.
Also... jetzt war ich aber dran, denen was zu sagen. Verdammt, einen so miesen Job hatte ich auch wieder nicht gewollt.

Kenneth Patchen
For Miriam[8]

The sea is awash with roses O they blow
Upon the land

The still hills fill with their scent
O the hills flow on their sweetness
As on God's hand

O love, it is so little we know of pleasure
Pleasure that lasts as the snow

But the sea is awash with roses O they blow
Upon the land

Für Miriam

Die See flutet über der Rosen
Und weht
Sie über das Land

Den stillen Hügel erfüllt ihr Duft
Und er steht
Auf ihrer Süße in Gottes Hand

Wir wissen, Geliebte, so wenig von Freude
Freude, stetig wie Schnee

Über Land wehn die Rosen, die Rosen
Sie fluten über die See

Liebe Freunde, *Frankfurt am Main, 19. November 1970*

der literarische Herbst hat nichts Neues gebracht. Die Ereignislosigkeit der Gesamtszene ist der beste Nährboden für alte und neue Gerüchte – Gerüchte über MÄRZ Verlag und OLYMPIA PRESS:

Schröder handelt mit Pornografie. Schröder blockiert den Betriebsrat. Die Geschäftsleitung hat im Verlag eine Abhöranlage installiert. Schröder kontrolliert täglich die Arbeitszeit. Schröder zwingt die Verlagsmitarbeiter zum Arztbesuch und beschneidet damit ihren Gewinnbeteiligungsanspruch. Schröder hält sich ein Vorzimmer. Der Verlag läßt Autoren fallen, wann es ihm paßt. Schröder behält nur seine Kreaturen. Schröder protzt mit Kunstschätzen. Schröder veruntreut Gewinne der OLYMPIA PRESS, indem er damit MÄRZ-Bücher macht. Er zwingt die Mitarbeiter, das auch zu tun. Schröder »weigert sich, verbindlich festzustellen, daß sich die Produktion von Pornografie nur rechtfertigen läßt, wenn sie zur Finanzierung und Ermöglichung preiswerter Ausgaben fortschrittlicher Literatur und Politik beiträgt«. Schröder will Lektoren nach Leistung bezahlen. Im Verlag wird nicht mehr diskutiert. Schröder »schüchtert ein, um einen ungestörten Befehlsstrang im Verlag aufzubauen«. Schröder ist link. Schröder barzelt. Früher hat er wenigstens noch gebrüllt. Schröder ist kein Kumpel mehr. Schröder verhindert die Gründung von Roten Zellen (RotzMÄRZ). Schröder macht manche Bücher nicht. Schröder hat 2,8 Millionen Gewinn in die eigene Tasche gewirtschaftet. Schröder hat 3,5 Millionen Gewinn in die eigene Tasche gewirtschaftet. Schröder ist pleite. Schröder hat: ein herrschaftliches Landhaus in der Toskana mit 24 000 qm Land, Wald, Weinbergen und Olivenhainen, ein Chalet in Spanien mit Blick in die Costa Brava, ein Barockschloß im Taunus mit 34 000 qm Park und Fasanerie und ein Penthouse in Frankfurt (als Privatbordell). Schröder hat einen Jaguar. Schröder hat 2 Kinder. Schröder hat Konten in der Schweiz. Schröder hat den Jagdschein. Schröder hat ein kleines Ding. Schröder hat ja damals auch schon den Melzer Verlag beschissen. Die MÄRZ- und OLYMPIA-Verträge sind link. Schröder zahlt nur, wenn er muß. Der MÄRZ Verlag ist pleite. Schröder betrügt Fotografen. Schröder betrügt Professoren. Schröder bezahlt Autoren nur für Manuskripte. Schröder hat sich vom Inhalt seiner Bücher entfernt. Schröder macht im MÄRZ Verlag jetzt auch

nur noch Sex. Schröder beutet Porno-Modelle aus. Schröder besticht Rechtsanwälte. Schröder ist größenwahnsinnig. Schröder ist der Springer der Linken. Schröder schreibt an seinen Memoiren.

Einiges davon ist richtig.

Über Gerüchte haben wir uns nie gewundert oder aufgehalten. Außerdem paßt rote Grütze gerade in die Saison (siehe oben). Diesmal liegt die Sache aber anders: MÄRZ Verlag und OP werden erpreßt. Einer unter Euch ist an der sozialistischen Rentenanstalt irre geworden. Er macht gerade einen vollständigen Gerüchtekatalog. Er will, wie er uns sagte, unseren »Laden hochgehen lassen«, es sei denn, er bekommt regelmäßig monatlich 3000,– Mark.

Er wird diese Rente nicht bekommen. Infolgedessen wird er zum Monatsende Schröders gesammelte Schweinereien an die Öffentlichkeit bringen.

Dieser Brief geht an alle Autoren. Einige von Euch wissen schon Bescheid; sie waren so freundlich und meinten, sie müßten uns warnen. Die andern mögen diesen Brief als Vorinformation nehmen. Ihr werdet demnächst dem üblichen Solidarisierungszwang ausgesetzt sein. Es ist nicht schön, wenn einen so was unvorbereitet trifft.

Damit Ihr über unsere Reaktion nicht zu rätseln braucht:

1. Uns reicht's.
2. Wir können nicht 70% unserer Arbeitszeit der Widerlegung und Richtigstellung von Gerüchten widmen.
3. Dieser Brief bleibt deswegen dazu unsere erste und letzte Stellungnahme.
4. Es ist möglich, daß die bevorstehenden Enthüllungen manchem von Euch die Augen öffnen. Wir wollen niemandem zumuten, gegen seine Überzeugung unser Autor zu bleiben oder zu werden.
5. Wir sind deswegen bereit – und bieten das hiermit an –, jedem von Euch zum Jahresende oder früher seine Rechte zurückzugeben oder sie (auch mit Lagerbeständen) einem anderen Verlag zu übertragen und mit Euch abzurechnen.
6. Zu Punkt 5 hätten wir gerne bald Klarheit. Wir bitten um Nachricht möglichst bis zum 30. November 1970. MÄRZ Verlag

Florian Havemann

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Scheiße![9]

Für Reinhardt Stangl

Ich will mal eine Geschichte aus dem Osten erzählen, denn aus dem Osten komme ich her. Die DDR, die Deutsche Demokratische Republik, wurde am 7. Oktober 1949 gegründet. Jedes Jahr wird am 7. Oktober der Tag der Republik gefeiert. Nun schom zum 34. Mal. Ich bin schon lange nicht mehr dabei, aber früher, zu meiner Zeit, war das so: Morgens immer auf dem Marx-Engels-Platz Parade der Volksarmee und dann stundenlang Demonstration, das heißt Vorbeimarsch von uns Werktätigen der Hauptstadt an einer Tribüne, von der die Partei- und Regierungsspitze zu uns herunterwinkte, und wir winkten zurück. Danach mit müden Füßen nach Hause. Und am Nachmittag bis in den Abend hinein Volksfest. Sowie ich diese Ost-Worte gebrauchte, fühle ich mich zurückversetzt in meine sozialistische Kindheit. Seid bereit. Immer bereit. Jungpionier Havemann meldet sich zur Stelle. Die Stelle ist Berlin, Ost-Berlin, unser Berlin, die Hauptstadt der DDR, Stalinallee, später Karl-Marx-Allee genannt, dort wohnten wir, meine Familie, und dort auch waren die Buden und Bühnen aufgebaut für das Volksfest. Einen großartigen Überblick hatten wir von unserer Wohnung aus, eben Privilegierte. Unter uns Menschengewimmel an den Buden und in den Buden. Würstchen mit Kartoffelsalat, Erbseneintopf, Süßigkeiten, Bastelarbeiten für die Kinder, Volkskunst, und vor den Bühnen Menschentrauben und auf den Bühnen Volksmusik, Volkslieder, Volkstänze, [Veitstänze nur auf Verlangen der Menschenmassen, d. S.] Trachtengruppen von anderen Völkern auch wegen der Völkerfreundschaft: unsere sorbischen Landsleute, aus den sozialistischen Bruderstaaten welche und besonders, na klar, vom Großen Bruder Sowjetunion. Immer wieder russische Volkstanzgruppen, aber auch Ensembles aus Kirgisien, Kasachstan, Sibirien, der ganze weite Osten. Klein-Flori war begeistert, und als einmal bei einem furiosen Solo ein russischer Tänzer in der Uniform der Roten Armee die Bühnenbretter durchbrach, bis zum Oberschenkel im Bühnenboden versinkend, aber sofort wieder hochspringend und weitertanzend, als ob nichts gewesen wäre, da stand für Jahre mein Traumberuf fest. Ich hielt aber meinen Traum geheim, denn – ich weiß nicht wie – in

meiner Begeisterung fühlte ich mich allein. Meinen Eltern verriet ich mich nicht. Sie waren so distanziert, so distinguiert, eben Privilegierte. Sie wollten mit dieser primitiven Volksbelustigung nichts zu tun haben. Das Volk auf den Bühnen, das gefiel mir. Das Volk davor gefiel mir gar nicht, es war so dumpf, so reserviert. Das Volk war zwar auf der Straße, es war ja mal was los, aber ich hatte nicht den Eindruck, als ob das Volk mit dem, was da los war, etwas anfangen konnte. Gut: die Würstchen fressen. Nur spät am Abend, wenn die schmierigen Schlagersänger kamen, geriet die Masse in Bewegung – kein Volk, Masse war's, nur wußte ich das damals noch nicht. Aber wem erzähle ich das?

Dem Westler erzähle ich das – nicht vergessen.

Alle Jahre wieder. Am 7. Oktober 1965 da war's, da war ich mit meinen Freunden auf dem Volksfest unterwegs. Eine kleine Gruppe im allgemeinen Trubel. Wir kannten uns vom Zeichenzirkel her im Zentralen Kulturhaus der Jungpioniere ›German Titow‹, und oft zogen wir so rum, etwas zu erleben, etwas zu zeichnen. Ich war 13, die anderen ein, zwei Jahre älter. Wir waren alle schon von der Beat-Welle erfaßt, die aus dem Westen zu uns herüberschwappte. Ich, der ich nie zum Friseur gehen mochte, war mir einfach unangenehm, wurde eines Tages von meinen Klassenkameraden wegen meiner etwas längeren Haare zum Beatle erklärt. Wußte gar nicht, was das ist, ein Beatle. Ein Fan war ich, lange bevor ich die ersten Takte dieser Beatmusik gehört hatte. Ich muß gestehen, daß ich, als ich diese Musik dann zum ersten Mal hörte, enttäuscht war. War mir zu schlagermäßig. Und dann die Rolling Stones erst, ich war geradezu entsetzt – ich hatte doch schon richtigen Blues gehört, Negermusik, die Volksmusik der amerikanischen Neger. Aber ich war so dumm, so schwach, meine Enttäuschung zu überwinden und mich dieser Mode anzupassen. Vielleicht weil sie unter dem Motto Rebellion daherkam. Ich frage mich manchmal, wie viele sich, wie ich, nur angepaßt haben. Ich weiß nicht, wie es mit meinen Freunden gewesen ist, aber sie stellten sich als überzeugte Fans dar. Und so fanmäßig angehaucht, unzufrieden liefen wir auf dem Volksfest rum. Auf der Bühne wieder russische Volkstanzgruppen, aber meine Helden waren jetzt andere: Fans, ältere, die wir in der Menge trafen, mit richtig langen Haaren. Pilzköpfe – die Beatlefans. Innenrolle – die Verehrer von Brian Jones. Außenrolle – ich weiß nicht mehr. Wir bestaunten diese noch nie mit eigenen Augen erblickten

Frisuren. Frisch gewaschene Mähnen, vor der Polizei versteckte – hieß es doch, daß die Polizei Langhaarige aufgriff und ihnen die Haarpracht einfach abschnitt. Im Betrieb, in der Schule versteckte Haare – da wurden Techniken des Einrollens entwickelt, einfach toll, ein ungeheurer Aufwand auch – und nun zum Festtag offen getragen, nicht nur heimlich zu Hause enthüllt. Als führten sie ihre Haartollen spazieren, so sah es aus, nein, verschärfter: das war schon eine Demonstration von Haaren. Und dann noch die Klamotten: Niethosen, Nietenjacken, Parka – alles aus'm Westen und hinten drauf geschrieben: THE BEATLES, THE ROLLING STONES, THE RATTLES, THE WHO. Talking about my generation, na etwas älter waren sie doch. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr wir diese Fans begafften. Sie waren augenblicklich unsere Helden geworden. Welch eine Geschmacksverirrung! Von den schmucken Russen mit den straffen Uniformen, den geschorenen Haaren und den klaren Gesichtern zu den gammeligen Fans mit den verhangenen Köppen und den hängenden Jeans. Es war aber etwas an ihnen, was mein privilegiertes Interesse erregte: nicht distinguiert, sondern begeistert, fanatisch. Vielleicht waren die ja Volk. Wir behaupteten immer den entsetzten Funktionären und Lehrern gegenüber, daß der Beat in England Volksmusik sei. Irrtum: nur eine andere Art Schlager war's. Kein Volk, Masse war's. Erregt vom Anblick dieser neuen Helden hasteten wir auf dem Volksfest rum, immer auf der Suche nach anderen Exemplaren dieser Gattung, als wir das Gerücht aufschnappten: die ›Atlantiks‹ treten auf. Ich hatte sie schon gehört, die Atlantiks, eine der ersten DDR-Beat-Gruppen. Lausig, aber wem machte das damals etwas aus. Wir waren alle aufs äußerste erregt, denn eine Beat-Gruppe hatte auf einem Volksfest noch nicht gespielt, nur am Stadtrand, in irgendwelchen Klubhäusern. Von einer Bühne zur anderen zogen wir, nur Rumtata schallte uns entgegen, keine Beatklänge. Plötzlich hieß es, die Atlantiks spielen nicht draußen, sondern in der Sporthalle. Wir also hin zur Sporthalle in der Karl-Marx-Allee. Wir kommen rein: keine Beat-Gruppe, sondern eine Gymnastikgruppe. Wir uns also hingesetzt und gewartet. Die Atlantiks kommen sicher noch. Die Sporthalle fast leer, und wir freuten uns, die ersten zu sein. Wir warteten, und die Zeit verging mit Keulenschwingen und Grätsche, und langsam sackte unsere ganze Erregung auf die Matte: hier würde doch nie ein Beat-Konzert stattfinden. Als die nächste Sportgruppe angesagt wurde, verließen wir den

Ort unserer falschen Hoffnungen. Draußen standen wir rum, wußten nichts zu tun, wußten nicht, wohin, und da geschah es vor unseren Augen: Es waren so 15, 20 Fans, die sich plötzlich unterhakten und losmarschierten, und dabei riefen sie. Sie zählten jeden Schritt: 1, 2, 3, 4 – erst klang es wie ein harmloses Spiel, und ich wartete darauf, daß sie riefen: Und vor, zurück, zur Seite, ran – aber nein, sie zählten weiter: 5, 6, 7, 8. Endlos schien es und die ganze Zählerei ohne Ziel, aber da: 9, 10, Scheiße! riefen sie, und das allerdings war politisch. Und dann wieder von vorn: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Scheiße! Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, wenige Minuten, und aus dieser Reihe von ein paar Fans waren Hunderte geworden, ein richtiger Demonstrationszug. Sie marschierten und brüllten immer wieder ihre schlichte und doch treffende Losung. Etwas anderes fiel ihnen nicht ein, so ganz unerfahren im Demonstrieren, wie sie waren...und als sie ganz schnell das Ende der Buden und Bühnen mit der Menschenmenge dazu erreicht hatten, vor sich nur noch die unendlich leere Karl-Marx-Allee, bogen doch diese Trottel in eine Seitenstraße ein, anstatt einfach auf der anderen Straßenseite zurückzulaufen. Wie ein Spuk, so schnell waren sie unseren Blicken wieder entzogen, und unser kleiner Trupp, die wir dem Entstehen dieser Demonstration wie einem Wunder zugesehen hatten, hastete nun durch die Menge, uns an dem fernen Gebrüll orientierend, das aus der Parallelstraße herüberschallte, in der Hoffnung, die Demonstration würde wieder zum Ort des Geschehens zurückkehren. Und am Strausberger Platz tauchten sie wieder auf, so viele waren es doch nicht. Und immer noch brüllten sie: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Scheiße! Es war so heroisch und dumm im gleichen Moment, daß wir ganz gebannt nur schauten und uns nicht einreihten. Dann sahen wir sie schon von fern, die Polizei. Volkspolizei war aufmarschiert am Hotel Berolina. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, Scheiße! brüllend liefen die Fans in die Knüppel der Polizei. Und wir verdrückten uns schnell, gingen nach Hause. Dieses Volksfest war ja nun beendet. Es soll noch eine richtige Straßenschlacht stattgefunden haben, mit umgeworfenen Polizeiautos, Verletzten auf beiden Seiten, Hunderten von Verhafteten, die alle die Nacht in der Keibelstraße, im Polizeipräsidium, verbringen mußten. In den Tagen danach waren viele Jugendliche zu sehen mit auffällig kurzgeschnittenen Haaren, hoch ausrasierten Köppen. Doch Haare wachsen nach. Aber warum denke ich an diese alte Story zurück?

Weil mir die Masse im Kopf herumgeht. Im Jahr drauf wie unter Wiederholungszwang: Unser kleiner Trupp wieder unterwegs, viele Fans, die Haare wieder lang, aber keine Polizisten zu sehen. Kein Anlaß, mit dem Rabatz anzufangen. An eine Beatmusik überhaupt nicht zu denken. Keiner wußte, wie womit anfangen. Dieser Anfang im zweiten Jahr konnte kein spontaner mehr sein. Es war eine unerträgliche Spannung in allen Bewegungen, und unser Trupp streunte so rum auf dem Volksfest in der Hoffnung, den Anfang nicht zu verpassen, selbst nach einem Anlaß suchend. Wir verfielen auf Dummheiten, von denen wir dachten, sie würden provozieren. Blöde Zwischenrufe, Anrempeleien, Pfiffe, unmotiviertes Geklatsche, an Häusern hochschauen, als ob da etwas wäre... einmal warf mein Freund Strehlaus ein kleines Papierbällchen in den großen Trichter einer Tuba, und die Blasmusik erstarb. Dann schütteten wir vom Fenster meines Zimmers Wasser auf die Menge, die da unten einem Boxkampf zusah. Vergebens alles. Verzweifelt grinsend kostümierten wir uns mit allem möglichen alten Plunder und liefen so auf die Straße. Zylinderhüte, Frack und Gehrock, alte Regen- und Sonnenschirme – eine Kleinbürger-Masche, die Jahre später als Nostalgie modern werden sollte. Hinter uns ein Schwanz von Kindern, an allen Bühnen vorbei, die Zuschauermenge drehte sich nach uns um, wir stahlen den Volkskünstlern die Schau. Es gelang uns, eine Runde zu drehen, dann wurden wir von Volkspolizisten angesprochen. Wir wurden in einen Hauseingang geführt, der in eine Polizeistation verwandelt war. Durch den Hauseingang nach hinten in die Seitenstraße: alles voller Polizeilastwagen. Nicht nur wir, nicht nur die Fans erwarteten für diesen Abend eine Schlacht, auch die Volkspolizei, bestens vorbereitet. Wir wurden ins Präsidium gebracht. Ein langer Flur, ganz leer. Das sollte sich bald ändern. Eine halbe Stunde später füllte sich der Flur mit Fans. Die Schlacht hatte begonnen. Wir waren nur etwas voreilig gewesen oder anders ausgedrückt: intellektuelle Avantgarde. Wie ich hörte, hatte der Minister für Staatssicherheit, Erich Mielke, leicht angeheitert aus dem Bonzenrestaurant ›Moskau‹ kommend, einige davor herumlungernde Fans angesprochen – ganz nett und aufgeschlossen. Wollte wohl mal heraushören, was so dran ist an den Berichten, die auf seinen Schreibtisch kommen. Die Reaktion der Fans: Quatsch uns nicht an, Opa. Verpiß dich, Glatzkopp – denn wer in der DDR weiß schon, wie Mielke aussieht. Ja, wenn's Ulbricht gewesen wäre, der

Spitzbart. Stasi-Mielke ist durchgedreht und hat Befehl zum Abräumen gegeben. Die Veranstaltungen wurden abgebrochen, und von beiden Enden der Karl-Marx-Allee bewegten sich Sprengwagen der Straßenreinigung – der Dreck muß weg – auf die Menge zu, die nur zur Seite ausweichen konnte, in die Seitenstraßen und Hauseingänge, wo die Polizei nur auszusortieren brauchte. Es müssen 'ne Menge Verhaftete gewesen sein. Wir verbrachten die Nacht in den Fluren des Präsidiums, stehend, frei stehend, manche 24 Stunden lang. Hinter uns auf und ab gehend Vopos. Neben mir wurde einer zusammengeschlagen, der nicht mehr stehen konnte. Mir wurde ganz schlecht davon. Für fünf Minuten durfte ich mich ins Büro setzen. Im Radio die Übertragung eines Konzerts des italienischen Opernsängers Mario del Monaco – das war der West-Bonbon, den die Staats- und Parteiführung der Opernfans sich und der Bevölkerung spendiert hatte. Kulturkampf. Kultur gegen Mode. Die Haare wurden uns geschnitten. Auch mir, obwohl meine gar nicht lang waren. Der Vopo gab sich richtig Mühe, sein Nebenmann fauchte ihn an: Ritsch, ratsch, runter det Zeug. Mein Genosse Volkspolizist flüsterte mir ins Ohr: er sei gar nicht einverstanden, aber er müsse nun mal. Wir wurden in die Verbrecherkartei aufgenommen mit Fotos und Fingerabdrücken, als ich unterschrieb, sagte der Kriminalist: Ihre Unterschrift zeugt von Intelligenz, was wollten Sie denn mal werden? Wir wurden verhört, man warf uns vor, wir hätten die DDR zu Grabe tragen wollen – von wegen Frack und Zylinder. Das waren richtig Menschen, die sich über unseren jugendlichen Leichtsinn Gedanken machten. Aber warum erzähle ich das?

Weil es zur Geschichte dieses Bürgerkriegs dazugehört.
1968, am 7. Oktober, war Ruhe. Zwei Wochen vorher waren die Armeen von fünf sozialistischen Bruderstaaten in die Tschechoslowakei einmarschiert, auch unsere Volksarmee – da traute sich wohl keiner. Aber ich weiß nichts Genaues, ich saß in Untersuchungshaft wegen staatsfeindlicher Hetze. Und 1969? 20 Jahre DDR. Im RIAS war es einmal gesagt worden und dann im Eiltempo durch die ganze Republik Flüsterpropaganda: Die Rolling Stones spielen am 7. Oktober auf dem Springer-Hochhaus an der Mauer. Danach weder ein Dementi noch eine Bestätigung, nichts mehr. Nur Gerüchte. Reiner Blödsinn war's, und es kamen die Fans aus allen Enden der DDR. In den stillen

Straßen an der Mauer, abseits des Volksfestes, wurden sie schon erwartet, von Polizei und Armee. Sicherheitshalber waren riesige Schallkanonen aufgefahren worden. Aber von den Rolling Stones kein Laut. Die Fans wurden in einen Straßentunnel hineingetrieben und weggefangen zu Tausenden. Es soll einen Toten gegeben haben. Die Legende sagt, er sei von seinem eigenen wehrpflichtigen Bruder erschossen worden. Ich weiß das alles nur vom Hörensagen. Ich saß zu Hause. War mir alles zu dumm. Ich hatte mir eine Schallplatte aufgelegt mit afrikanischem Negergetrommel gegen den Lärm draußen. Aber worauf will ich eigentlich hinaus?

Ich habe letzte Woche im Radio einen neuen Hit von den Rolling Stones gehört. Der Sender hieß Radio DDR. Und auf dem Volksfest zum 7. Oktober spielen die Puhdys, Karat... Die Masse hat gesiegt.

Johanna Heinen
Natter-Lied[10]

Der Wald ist
blau von Schatten
schaut, dort hinten
pfeift die Natter

Eure Natter, unsere
Natter, irgendwie
pfeift die
Natter

Bruno Rauscher

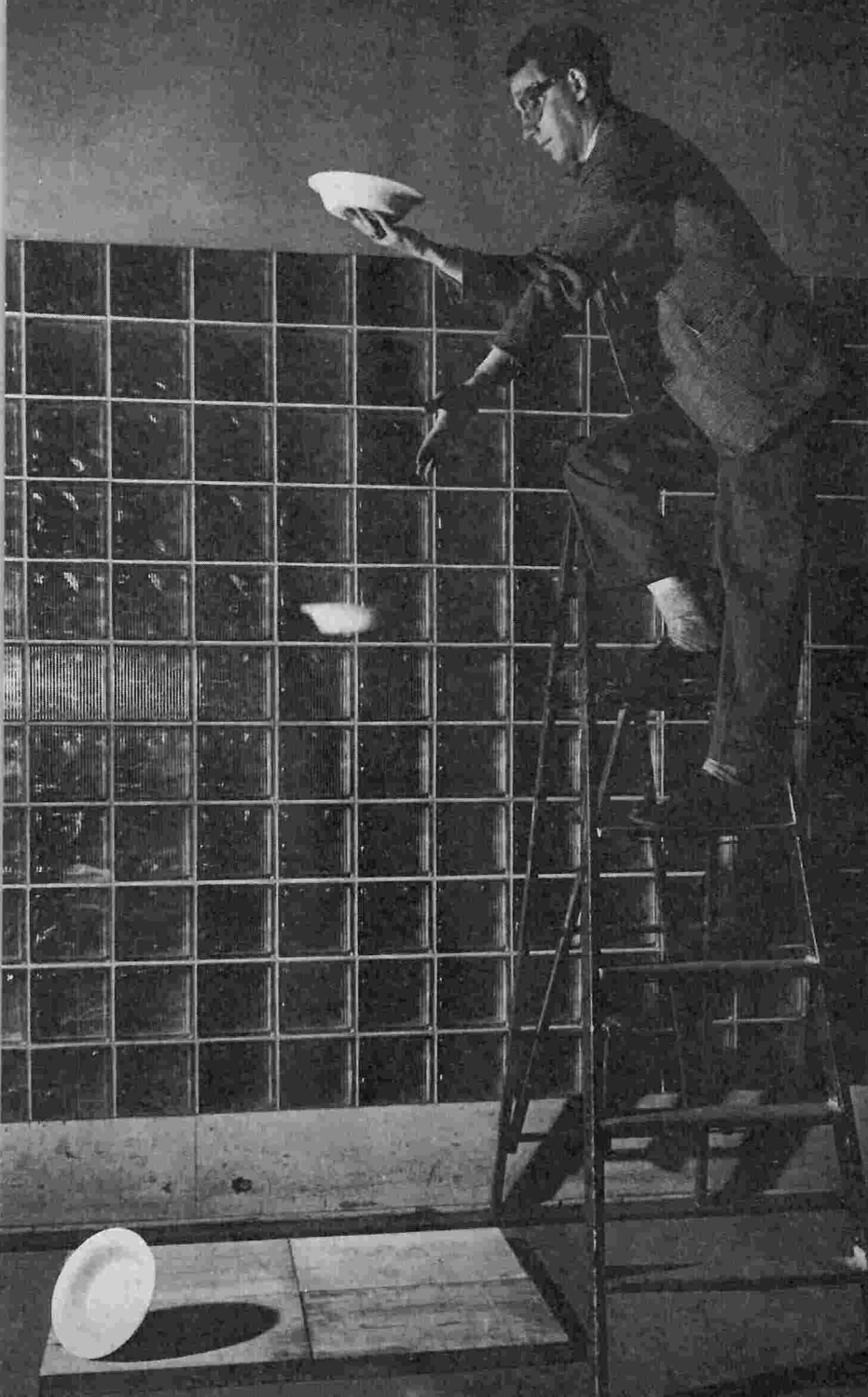
Der Sozialjurist Franz Kafka[11]

Am 30. Juli 1908 trat ein hochgewachsener, sehr schlanker[1] junger Mann, gerade 25 Jahre alt, seinen Dienst als Aushilfsbeamter bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in Prag, Porič 7, an. Bei dem Dienstanfänger handelte es sich laut dessen Bewerbungsgesuch an den »Löblichen Vorstand« vom Juni des Jahres um JUDr[2] Franz Kafka aus Prag, »der deutschen und der böhmischen Sprache in Wort und Schrift mächtig«. Die berechtigte Frage, welcher Nationalität der junge Mann war, der nach Tucholsky zu seiner Zeit »die klarste und schönste Prosa... in deutscher Sprache« schrieb, begegnet den bei vielen Pragern gegebenen Schwierigkeiten; sie läßt sich auch aus seiner Biographie nicht ganz sicher beantworten:
Kafka ist am 3. Juli 1883 in Prag als Sohn eines jüdischen Kaufmannsehepaars tschechischer Herkunft geboren, das sich aus Gründen der gesellschaftlichen Anerkennung der dünnen deutschen Oberschicht Prags angeschlossen hatte und seine Kinder deutsch erziehen ließ. So bezog Kafka nach Absolvierung des Altstädter Deutschen Staatsgymnasiums 1901 die k. k. Deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Dort wählte er nach einem kurzen Versuch in der Chemie das Jurastudium, bei dem er, nach einem zweiten kurzen Ausflug in die Germanistik im zweiten Semester, schließlich verblieb und das er nach 8 Semestern ganz ordnungsgemäß abschloß: 1903 legte er »mit gutem Erfolg« die rechtshistorische Staatsprüfung, im Wintersemester 1905/06 die drei Rigorosen[3] (Zivil- und Strafrecht; Staats- und Völkerrecht; römisches und deutsches Recht) mit »genügend« ab, die auch das Staatsexamen einschlossen. Im Juli 1906 ließ sich der 23jährige Kärtchen drucken, auf denen er sich anzuzeigen beehrt, daß er am 18. Juni des Jahres zum Doktor der Rechte promoviert wurde.
Nach einer wohl eher formalen Tätigkeit als »Conzipient« bei einem

1 1,82 m groß bei 61 kg Gewicht, laut Einstellungsuntersuchung bei der Assecurazioni Generali 1907.

2 In Österreich übliche Abkürzung für juris utriusque doctor.

3 Sein Promotor war der soeben nach Prag berufene Soziologe Alfred Weber; es handelte sich durchweg um mündliche Prüfungen; schriftliche Prüfungsarbeiten und Dissertationen gab es nicht.



Onkel, Advokat am Altstädter Ring, unterzog sich Kafka vom 1. Oktober 1906 bis 1. Oktober 1907 dem »Gerichtsjahr« als Rechtspraktikant beim Landesgericht Prag – eine Art Referendarzeit ohne abschließendes Examen. Im Oktober 1907 erhält er durch Vermittlung eines anderen Onkels eine Anfängerstellung bei der Prager Generalagentschaft des großen internationalen Versicherungskonzerns Assecurazioni Generali, strebt aber wegen der großen zeitlichen Inanspruchnahme – Dienstzeit von 8.00 bis 18.00 Uhr – bald wieder weg.
Und nun wendet sich Kafka dem Sozialrecht zu: Vom 3. Februar bis 20. Mai 1908 besucht er einen »Kurs für Arbeiterversicherung« an der Handelsakademie Prag; Dozenten waren ausschließlich Beamte seiner zukünftigen Arbeitgeberin, der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt. Laut Zeugnis hat sich Kafka »vorzügliche« Kenntnisse in der Arbeiterversicherung, vor allem in der Unfallversicherung einschließlich der Bruderladenversicherung (Versicherungspflicht, Einreihung der Betriebe, Beitragseinzug und Kontrolle) sowie in der Krankenversicherung erworben.
Auch die Stelle bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt erhält Kafka durch Protektion: Obmann des Vorstands der Anstalt war damals der Vater seines Mitschülers Felix Přibram, der Prager Industrielle Dr. Otto Přibram.
Die Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt in Prag war durch das österreichische Unfallversicherungsgesetz (UVG) vom 28. Dezember 1887, ergänzt durch die Novelle vom 20. Juli 1894, mit Wirkung ab 1. April 1889 geschaffen worden; die Unfallversicherung selbst begann mit dem 1. November 1889. Die große inhaltliche Verwandtschaft zwischen dem österreichischen und dem einige Jahre zuvor erlassenen deutschen UVG vom 6. Juli 1884 fällt ins Auge. Der Vorstand der für den Regionalbereich des Königlichen Böhmen errichteten Anstalt bestand aus Vertretern der Betriebsunternehmer, der versicherten Arbeitnehmer und aus regionalen Wirtschaftsvertretern. Der Vorstand berief auch den leitenden Beamten (Direktor). Im Jahr des Diensteintritts Kafkas begann die Anstalt praktisch neu zu arbeiten: Nach fast 20jährigen Defiziten wurde Kafkas früherer Lehrer an der Handelsakademie, der Privatdozent für Versicherungswissenschaft an der Prager Technischen Hochschule, Dr. Robert Marschner, leitender Beamter; er konnte bereits 1910 erstmals eine aktive Bilanz vorlegen.
Kafka hatte am 30. Juli 1908 bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-

Anstalt einen Lebensberuf begonnen; er endete erst mit der physischen Erschöpfung seiner Leistungsfähigkeit, mit seiner Pensionierung wegen Dienstunfähigkeit am 1. Juli 1922. In einer Augustnacht des Jahres 1917 hatte Kafka einen ersten Blutsturz. Es handelte sich um eine progrediente Lungentuberkulose, zuletzt auch Kehlkopftuberkulose. Seit dem 6. September 1917 hat Kafka, wiederholt um Pensionierung nachsuchend, nicht mehr länger als fünf Monate zusammenhängend Dienst leisten können. Am 3. Juni 1924 starb er in einem Sanatorium bei Wien, noch keine 41 Jahre alt.
Nicht nur die zeitliche Dimension der Tätigkeit Kafkas bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt belegt, daß er als juristischer Beamter eines Sozialleistungsträgers einem Lebensberuf nachging. Kafka war auch ein außerordentlich pflichttreuer, ein engagierter, ein auch anerkannter Sozialjurist. Hierzu zunächst die äußeren Daten aus seiner ›Diensttabelle‹:

30. Juli 1908	Anstellung als Aushilfsbeamter
1. Oktober 1909	Anstaltspraktikant
1. Mai 1910	Anstaltsconzipist
1. März 1913	Vizesekretär
1. Januar 1920	Anstaltssekretär
2. Februar 1922	Obersekretär
1. Juli 1922	Pensionierung

Kafkas Jahreseinkommen – mehrfach hatte er Gehaltserhöhung beantragt und auch erhalten – betrug in Kronen 1910: 2500 bis 3000; 1912: 3800; 1913: 4600; 1915: 5800; 1917: 6200; 1920: 8100. Schon 1915 hatte er, das Jahr 1970 zum Vergleich zugrunde gelegt, etwa das Gehalt eines deutschen Oberregierungsrats; die Dienstbezeichnungen täuschen also. Kafka hat hiernach eine eher überdurchschnittliche Karriere als Anstaltsbeamter des höheren Dienstes in kurzer Zeit hinter sich gebracht.
Nachzutragen ist, welche Arbeit Kafka bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt tat. Er war vom Anfang an der technischen Abteilung der Anstalt zugeteilt. Nach der ›Qualifikationsliste‹ hatte er statistische Arbeiten und ›vorrangige Korrespondenz‹ zu erledigen, darunter die Einreihung der Betriebe in Gefahrenklassen (aufgrund der Unfallstatistik) und die Rechtsbehelfe hiergegen (Einspruch an die politi-

sche Landesbehörde, gegen deren Entscheidung Rekurs an den Innenminister zulässig war). Für die im Druck erscheinenden Jahresberichte der Anstalt hatte Kafka Referate zu verfassen. Später wurde ihm das wichtige Ressort Unfallversicherungsschutz anvertraut. Zu seinen Aufgaben gehörte es, Betriebsbesichtigungen (Inspektionen) vor allem im nordböhmischen Industriegebiet[4] durchzuführen. 1910 schließlich wurde Kafka unter Oberinspektor Pfohl stellvertretender Chef der zentralen Abteilung ›Einnahmen‹. Folgende sozialrechtliche Veröffentlichungen Kafkas sind im Wortlaut erhalten: ›Umfang der Versicherungspflicht der Baugewerbe und der baulichen Nebengewerbe‹[5]; ›Einbeziehung der privaten Automobilindustrie in die Versicherungspflicht. Übernahme beziehungsweise Ablösung der Privatautomobilversicherungsverträge nach § 61 UVG‹[6]; ›Maßnahmen zur Unfallverhütung‹ (Rundhobelwellen; Rundwellen bei kombinierten Hobelmaschinen; Fräsmaschinen; allgemeine Einführung bewährter Schutzvorrichtungen; Steinbrüche, Lehm-, Sand- und Schottergruben)[7]; ›Die Arbeiterunfallversicherung und die Unternehmer‹[8]; Rezension einer Schrift seines Chefs ›Die Mutterschaftsversicherung vom Standpunkt der Versicherungswissenschaft‹[9]. In der Anstalt aufgefundene Konzepte belegen, daß Kafka noch zahlreiche andere sozialrechtliche Fachaufsätze veröffentlicht hat; sie müssen als verloren gelten.

Kafka nahm seine Fachveröffentlichtungen auf dem Gebiet des Unfallversicherungsrechts durchaus ernst. Zum Beispiel sandte er eine davon an Franz Blei, eine andere brachte er seinem Freund Max Brod mit – ganz so, als handele es sich um literarische Arbeiten, für die er sicher von seinen Freunden Anerkennung erwartete.

Kafka war nicht nur ein fachlich versierter Unfallrechtler, sondern auch ein innerlich engagierter Sozialjurist. In dem Aufsatz über ›Maßnahmen zur Unfallverhütung‹ wendet er sich scharf gegen die »dolose Hinterziehung der Versicherungsbeiträge« durch die Unternehmer zu

4 Böhmen war der am meisten industrialisierte Raum der Doppelmonarchie.

5 Bericht der Anstalt von 1908.

6 Bericht der Anstalt von 1909.

7 Bericht der Anstalt von 1911.

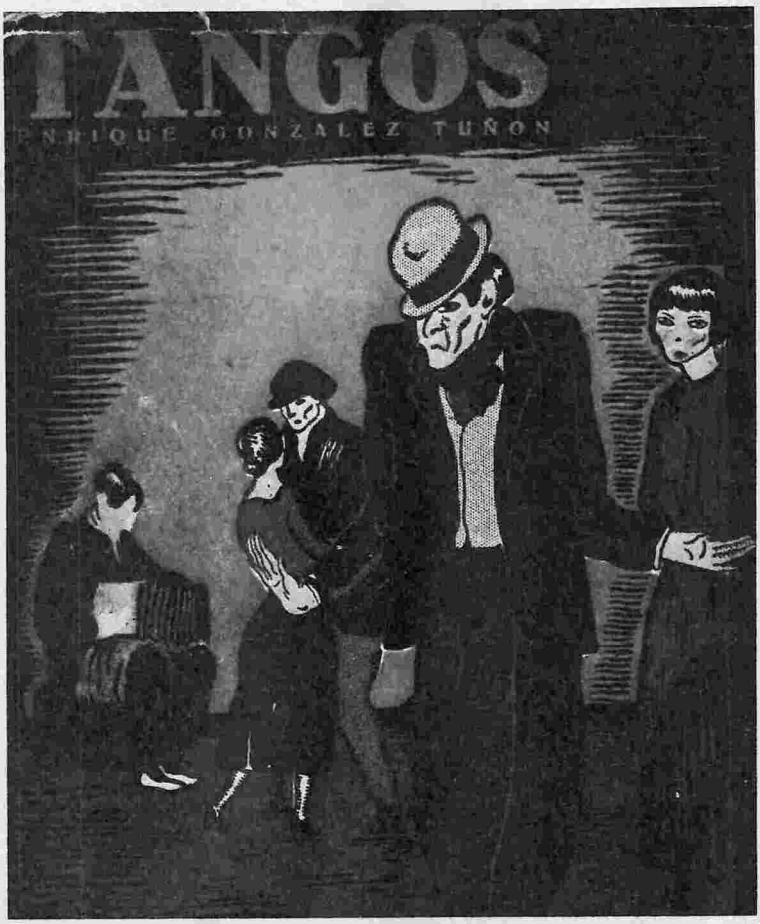
8 Artikel in der Beilage der Tetschen-Bodenbacher Zeitung vom 4. Nov. 1911.

9 In Deutsche Arbeit, Juni 1910.

Lasten der versicherten Arbeitnehmer; von den verletzten Arbeitnehmern sagt er: »Wie bescheiden diese Menschen sind. Sie kommen, uns zu bitten. Statt die Anstalt zu stürmen und alles kurz und klein zu schlagen, kommen sie zu bitten.«
Kafka fand mit seiner Arbeit als Sozialrechtler in der Anstalt fast sofort hohe Anerkennung. Sein Abteilungsleiter beurteilt ihn: »Unermüdlich fleißig und ambitiös. Dr. Kafka ist ein eminent fleißiger Arbeiter von hervorragender Begabung und hervorragender Pflichttreue.« Er war sehr beliebt und galt als das ›Amtskind‹, das »überhaupt keinen Feind hatte«. Jeder bat ihn um Hilfe, jedem gab er Rat oder gar kleinere Kredite, deren Rückzahlung er sich verbat. Schon wenige Wochen nach seinem Eintritt hielt er, der Neuling, die Festrede zur Einführung des neuen Direktors. Während er seine eigene Arbeit geringschätzte, verehrte er seine Vorgesetzten; von seinem Abteilungsleiter Pfohl schreibt er gar, daß er ihn liebe ›wie ein Sohn‹. Im Jahr 1913 ist Kafka der einzige Anstaltsbeamte, der mit seinem Direktor und seinem Abteilungsleiter zu einem Kongreß über Unfallschutz nach Wien fährt. Bei alledem vermag Kafka mit Humor eine distanzierte Betrachtung seiner Bürokratenexistenz anzustellen. In einem Brief an Max Brod schildert er seinen Beruf so: »Denn was ich zu tun habe! In meinen vier Bezirkshauptmannschaften fallen – von meinen übrigen Arbeiten abgesehen – wie betrunken Leute von den Gerüsten herunter, in die Maschinen hinein, alle Balken kippen um, alle Böschungen lockern sich, alle Leitern rutschen aus, was man hinaufgibt, das stürzt hinunter, was man hinuntergibt, darüber stürzt man selbst. Und man bekommt Kopfschmerzen von diesen jungen Mädchen in den Prozellanfabriken, die unaufhörlich mit Türmen von Geschirr sich auf die Treppen werfen. Montag habe ich vielleicht das Ärgste hinter mir...«
Max Brod erzählt weiter: »Einmal kam er in größter Aufregung zu mir. Soeben habe er einen ganz schlimmen Streich gemacht, der ihn vielleicht um den schönen, unter soviel Mühe ergatterten Posten (auf den er seiner Eltern wegen Wert legte) bringen würde. Er sei nämlich zum Conzipisten ernannt worden. Ein hoher Herr aus dem Vorstand der Anstalt habe nun die neuen Conzipisten zu sich beschieden und ihnen eine so feierliche, von väterlicher Salbung getragene Ansprache gehalten, daß er (Franz) plötzlich mit Lachen herausgeplatzt sei und sich gar nicht mehr habe beruhigen können. Ich entwarf gemeinsam mit dem untröstlichen Franz einen Entschuldigungsbrief an den ho-

hen Beamten, der sich dann glücklicherweise als ein einsichtsvolles und nicht humorloses Exemplar erwies...«
Kafka, der tüchtige, der engagierte, der beliebte, der erfolgreiche und der keineswegs verknöcherte Sozialversicherungs-Beamte – wo aber bleibt, da über den Dichter Kafka hier nicht zu handeln ist, der Dichter-Jurist Franz Kafka?
Hierzu vorweg folgende Feststellung: Kafka, der seit seiner Gymnasialzeit schrieb und seit 1908 – dem Jahr des Eintritts in die Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt – Literarisches veröffentlichte, hat, solange es seine Kräfte zuließen, neben seiner literarischen Arbeit den Beruf eines Sozialjuristen voll ausgeübt. Die einzige Konzession an den Dichter in ihm erlaubte er sich, indem er sich einen Arbeitgeber mit passender Bürozeit aussuchte: Bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt ging die Arbeitszeit von 8.00 bis 14.00 Uhr – praktisch also ein Halbtagsberuf, der neben gutem Einkommen und gesellschaftlicher Anerkennung Zeit zum Dichten ließ. So pflegte Kafka nach Büroschluß zu essen und zu schlafen und sodann bis in die späte Nacht an seinen literarischen Werken zu arbeiten. Freilich, je stärker, je selbstsicherer der Dichter Kafka wurde – 1912 entstand ›Der Heizer‹, 1914 ›Der Prozeß‹ und ›Vor dem Gesetz‹ und 1916 ›Ein Landarzt‹ –, je mehr er empfand, daß »zu einer dichterischen Arbeit alles in mir bereit ist«, um so mehr mußte er das ›Bureau‹ als Last empfinden; es fordere ein ›schreckliches Doppelleben‹ und produziere ›Irrsinn‹. Später ist die Anstalt sogar das ›Sinnlose‹ und ein ›dunkles Bürokratennest‹. Und dennoch: Er hat diesen Beruf nur krankheitsbedingt aufgegeben, und während eines Erholungsaufenthalts auf dem Land beklagt er die ›Faulenzerei‹, das ›Unreine‹ dieser Zeit. Schwer leidend, zerrissen zwischen seinen beiden Berufen, hält er zäh an der Überzeugung fest, daß sich auch ein Dichter den Forderungen eines bürgerlichen Berufs nicht entziehen dürfe. Literarisches Werk und Arbeit als ›Unfallmann‹ laufen bei diesem sozial empfindenden und engagierten Dichter des Prager Kreises nicht nebeneinander her, sie durchdringen sich. Max Brod schreibt dazu: »Es ist klar, daß Kafka einen großen Teil seiner Welt- und Lebenskenntnis sowie seinen skeptischen Pessimismus aus amtlichen Erfahrungen, aus der Berührung mit den Unrecht leidenden Arbeitern und aus dem Getriebe schleppenden amtlichen Geschäftsgangs, dem stagnierenden Leben der Akten empfangen hat. Ganze Kapitel der Romane ›Der Prozeß‹ und

›Das Schloß‹ nehmen ihre Schale, ihre realistischen Deckblätter aus dem in der Arbeiter-Unfall-Versicherung erlebten Milieu.«
Für den Dichter-Sozialrechtler Franz Kafka mag ein Brief vom 14. August 1912 an seinen Verleger Ernst Rowohlt in Leipzig kennzeichnend sein, mit dem er ihm ›kleine Prosa‹, geeignet für ein ›kleines Buch‹ anbietet: Der Briefbogen trägt, nur lässig durchgestrichen, den Briefkopf der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in Prag.



Manfred Esser
Erstes Leben und letzte Erkenntnis[12]

Ausgrabungen über eine leere Stelle im Leningrader Ethnographen-Archiv, meinen Geburtsort, 1964

Romantik und Idylle prägen dem Dorf am Fuße des Tombergs einen verträumten Wesenszug auf. Mit seinen engen, verwinkelten Nebenstraßen, dem reizvollen Fachwerk, blumenbewachsenen Vorgärten und geschäftigen Menschen lädt Wormersdorf den Wanderer zum

Verweilen ein. Der Zeichner greift inspiriert zum Stift, der Poet zur Feder, der Reporter entzückt zur Kamera. Auf den saftigen Wiesen zwischen den Häusern unter schattigen Obstbäumen grasen die jungen Rinder, gackern die Hühner und watscheln die Enten einher. Spielende Kinder auf den Höfen, auf den Bürgersteigen und in den Torbögen – dörflicher Friede.

Der Wald, gemeindeeigen und 2800 Morgen groß, ist der Stolz der Wormersdorfer und bringt ihrer Gemeinde auch blanke Mark ein. Kurz nach dem Kriege war die Forstwirtschaft einmal die beste Einnahmequelle. – Weiden, viele an der Zahl, säumen den Waldesrand. Dorthin treiben die Wormersdorfer die Kühe, niederrheinisches schwarzbuntes Rindvieh. Der Viehbestand – im Gegensatz zu vielen anderen Orten – wächst, die Milchwirtschaft floriert. Sie hat sich günstig entwickelt.

20 Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft, rund 70 % sind Arbeiter oder Angestellte, die in den nahen Städten beschäftigt sind. Der Bürgermeister ist Christdemokrat und Landwirt. Rund 1500 Einwohner – über den Daumen gepeilt – zählt Wormersdorf. Vor dem Kriege waren es 1100. Vertriebene Sudetendeutsche, meist Glasbläser, ließen die Bevölkerungszahl sprunghaft anwachsen. Es wurden neue Häuser gebaut. Rund 60 Stück nach dem Kriege. Das konnte nicht ausbleiben. Und es wird weitergebaut. An der Tomberger Straße und auf den Wald zu wird Bauland erschlossen, für 80 Häuser.

Der Wormersdorfer ist ein aufgeschlossener, arbeitsamer Menschenschlag. Er versteht auch zu feiern: einmal im Jahr die Kirmes und einmal im Jahr den Karneval. Reges Vereinsleben gibt dem Dorf eine besondere Note. Sie machen alle mit, die Hubertus-Schützen, der Gesangverein, die aktive Feuerwehr, der Theaterverein, der Kirchenchor, das Tambourkorps, der Sport- und Turnverein. Die Tradition wird hoch in Ehren gehalten. Noch einmal: Sport und Turnen haben ebenso wie der Karneval in Wormersdorf eine Hochburg gefunden. Die Gemeinde hat Eifer und Interesse der Jünger Turnvater Jahns mit einer modernen Turnhalle honoriert – unweit des Kriegerehrenmals.

Wormersdorf ist das Dorf mit den zwei Kirchen. Die historische Kirche auf dem Friedhof wurde 1710 baulich erweitert. Darüber belehrt die Schulkinder folgendes schöne alte Gedicht:

Wormersdorf am Fuße der Tomburg
will ein neues Kirchlein haben,
Wadenheim, der gute Pfarrer,
bittet rings um milde Gaben.

Milde Gaben fließen spärlich
auch in fetten Erntejahren,
Heuer waren die Franzosen
sengend durch das Land gefahren

Kinder, sprach der gute Pfarrer,
fehlt es auch an Geld, ich meine,
Darum könntet ihr doch schaffen
mir zum Bau etwelche Steine.

Sonntagsmorgens nach der Messe
ließ er gleich die Vesper singen,
Daß nach einem raschen Imbiß
alle mit zum Tomberg gingen.

Er voran mit Rock und Stola,
rüstig folgten all die andern,
Also sah man jeden Sonntag
sie zum nahen Tomberg wandern.

Rüstig selber mit den andern
schwang er seinen Schlägel oben,
Steine wurden da gebrochen
und den Berg hinab geschoben.

Und die braven Wormersdorfer
zogen hin und zogen wieder,
Schauten bald vom hohen Tomberg
auf ihr neues Kirchlein nieder.

Eine Inschrift sagt noch heute:
Unter diesem Leichensteine
Ruhen unseres guten Pfarrers
Petri Wadenheim Gebeine.

Der Tomberg ist und bleibt neben der neuen 1934 erbauten Pfarrkirche das Wahrzeichen von Wormersdorf, obwohl die Machthaber des Dritten Reiches die Tomburg Rheinbacher Territorium einverleibten. Vielleicht wäre es einmal interessant, in vergilbten Akten Ursache und Begründung zu erforschen. In Wormersdorf kann auf diese Frage niemand antworten.
Um so bekannter ist die uralte Sage von der goldenen Wiege in Wormersdorf: Auf der Tomburg lebte eine Königin, die ein traumhübsches Kind gebar und es in eine Wiege aus massivem Gold legte. Das Kind starb. Die Trauer war groß. Die unglückliche Mutter verging fast vor Gram und Kummer. Schließlich versenkte der König die goldene Wiege im Brunnen auf dem Hofe der Burg. Der Brunnen ist noch nicht zugeschüttet, es steht kein Wasser mehr in dem Schacht, seine Sohle ist ausgetrocknet. Schatzsucher sollen schon heimlich in den Brunnen gestiegen sein, die massive Goldwiege zu heben. Gefunden hat sie natürlich noch niemand. Und wer sie gefunden hätte, dem käme sie abhanden, sobald er den Mund aufmachte und darüber spräche. Doch andere Schätze hat man auf der Burg, deren Ruine noch steht, und in der Bannmeile des Tombergs gefunden: wertvolle alte Gelder und Waffen.

Bergfried, Mauerdicke 3,50 Meter, Tuffsteineinlagen, erratischer Basalt im Berg gebrochen, die in die Felsen gehauene Burgkellerei, das schauerliche Verlies, ein lichtloser Raum, in den die Gefangenen durch eine Deckenöffnung an Seilen hinabgelassen wurden, das Gefängnis für leichtere Vergehen, das Backhaus, das Schlachthaus, der Baumgarten, ein Stück Ackerland, auf dem die für den täglichen Gebrauch erforderlichen Gemüse und Kräuter gezogen wurden,
Akeley, Ros, Eberraute, Eppich, Lavendel, gefeit, verfumfeit, Safran in den Büchsen, die in Ketten hängende Brücke, der Brunnenschacht, über dem Leibeigene das Rad drehten, Rabauken, seliger zu beschreiben als die Hofzucht,..., seliger zu beschreiben die Bergleut unter der Erde, denn zu beschreiben Fechten und Minnedienst, die Frauengemächer, der Gerichtssaal, die Kapelle, die Rüstkammer, die Trinkstube,
die Kammern des hämischen Gesindes, signiert das Näbelin, welches mit dem Bastard geboren wird, signiert dem Hirsch sein Horn mit Zinken, signiert der Kuh ihr Horn mit Ringelchen, wirft dem Roß den

ersten Zahn aus zum Zeichen, signiert dem Vogel Schnabel und Klauen mit Jahren und Krankheiten, signiert der siechen Sau die Zunge mit Ingern und Pfünnen,
eine hölzerne abnehmbare Galerie, gewölbte Geschosse, Steintreppen, die oberste Plattform, das Gewölk signiert mit sonderbaren Farben, der Mond signiert an seinem Zirkel, die Röte ein Zeichen zukünftigen Winds, Gründe und Schwärze Regen, beides vermischt ungestüme Wetter und Sturmwind, aufgepflockt das Banner, das Banner,
die Kriegsknechte im Harnisch des Truchseß, das Wappen, die Reichsinsignien, Bouillon, Lichtweiß ein gutes Zeichen auf dem Meer, heiter und still, das Personal, das Banner, die Reuterey, Sakrosankt, Schneebeeren, Leutseligkeit, unser Geschlecht
war verwandt mit Schneider und Krupp, Krupp mit Krings, Unkelbach, Kolvenbach und Bongardt, Bongardt mit Romes, Nohles, Ludes und Flohe, Flohe mit Weiland, Kleefuß mit Faßbender, Faßbender mit Harf, Rick, Esch, Koll, Merz und Cluth, Seekatz mit niemand, Seekatz heißt Blutschande, Kreitmeier der Totengräber, Hamm der Eisenbahner aus dem Pott, Proleten aus Godesberg, Nußbaum, Weber, Greuel war verwandt mit Mauel, Willems, Giertz mit Schief, Floss, Kirch, Mandt, Münch, Hardy, Gäb mit niemand, der Kackarsch, der Orgelsmann, düdel düdel Örjelsche
jäv däm Jäb e Jröschelsche,
gedruckt in Collen op dem Aldemart, Rinderherzen gesotten, geile Eichhörnchen, in Butter geschwenkt, mit Tafelkirschen, ein halber gallischer Hahn, obergärig, Schunkeln, bis die Blasen platzen und die Samen sich über den Laich ergießen. Ursula, die Füße schön wie Fische, ein mystisches Phosphor, ein Treppenwitz, nackt in der Nacht, das Mosaik ist tot, verkünstelt, kratzte die Hetäre Thais den Söldnerführer Thraso, die Magd Pythias Nelda den Kastraten Dorus, meine Geliebte den jungen Dichter selbst, Kanapee, Clodius hingerissen durch seine Augen zu seiner feueräugigen Schwester Clodia, bigott, unverkrampfte Christen, blitzschnell ficht von Galen, damit kein Regentropfen seine Mitra erreicht, der Kopf des eucharistischen Adlers ist wie aufhorchend, aber mechanisch entgegengedreht dem Evangeliar der Göttin der Vernunft, der heiligen Lant, es klingelt, das ist der Beutel, der Aquiner schlägt einen Eisernen Eigelsteiner Türhüter zu Klumpen, die erste Statue mit offenen Augen und Beinen, eine lohnabhängige Nutte, der Schweiß der durch die Luft rackernden Sterne, sie

spielen mit einer Schweinsblase, der Gründonnerstag ist wie Spinat ist, Pollen und feiner Rheinsand knirschen in den Gliedmaßen der automatischen Priester der Puppen, zinkweiße Taschenspieler üben das Sackhüpfen, aus den Kornblumen die Farben zum Färben des Zuckerwerks, bürsten mit Wurzelbürsten, du ungebratener Pumpernickel, mit der Schnulle hangelt sie sich rauf, die Krankheit der französischen Rothosen und ein Pilz, der den Roggen befällt, es ist ein Schnee gefallen, Mantik und Medizin aus dem Morgenland, Nierensperre, Fratzen hinter entspanntem Glas, schönes warmes Geld, verbiestert stecken die Bohemiens Tünnes und Schäl die Köpfe zusammen, quasseln, Melde und Knöterich, aufgekratzt stecken sie die Körper zusammen, verschmitzt, scharf wie Rasierklingen, 0,3 Leute sind reicher als 99,7 Leute, die Kardinäle werden durch die Bank operiert, die Schwerenöter, Alkohol, das Zarteste, rosenfingrige Lungen, Amseleierflecken drauf, Idiot mit Idiom, da quatscht man einunddieselbe Sprache und kriegt Krach, jede Pritsche ist anders gebaut, Tränenlachen, Pfefferundsalzmäntel biegen ab in die Brinkmanngasse, Schlaumeierei, von Offenbach wechselt die Musik in den Westdeutschen Rundfunk, damit der Takt des Fickens auf der Leinwand, Fett am Rand der Wurst in Dosen, hat der Mensch Töne, Kardinaltugenden, die Messingstadt, Klöpp und Kölschwasser, ein trockener Boskopp, im Spiegel die Anzeigen, im Stern die Bilder, am Krankenhaus eine Ahnung, die trügt, wir sind nicht mehr die Generation der Max und Ernst, des Gürzenich und des Kümmel, des Schlichte und des Grüngürtels, ICH, der Quicke, kam zu Köln wie die Mutter zum Kind, reglos vor Zorn, das notwendige Vergehen einer organischen Gestalt im Zufall, schnitt meine Mutter Vollkornbrot, schnitt sie sich in die Brust, vertrag alles, was kälter ist, das Saure und das heiße Bittere, die inzüchtigen Brunnen, Eier wie Kartoffeln, Himmel und Erd, ICH, dumpf und fröhlich, kurz vor dem Eisprung, mir leuchten sie heim, Schmick
mit Schmitz und Josephs, Corzelius mit Simon und Schivy, Ruland mit Thelen, Johnen, Mertens, Radermacher mit Wolfgarten, Breuer mit Bürger, Zavelberg mit Paffenholz, Hardt mit Belz, Hörnig mit Schäfer, Dr. Römer und von Sturm, Hassel von wo, Baertgen, Bürschgens, Falkenberg, Wichterich, der Kommunarde Declair, die Juden und die Rucksackdeutschen, der Knochenlepper und der Küster, der Pole, der Russe, die Itaker, der Perser und der Pater aus China, Kalippes,

taubstumm Arend mit Esser, Klick, Latz, Krüll, Moll, Schmidt mit Brenner, Esser, Arend, Bois, Wolff, Brungs, Losen, Przyborowski, Dupuy, Ibs, Phiesel, Zier und
wissen, daß im Menschen das Firmament ist, mit seinem gewaltigen Lauf leiblicher Planeten, Sterne ohne Namen, die da geben Exaltationen, Konjunktionen, Oppositionen und dergleichen. Allesamt leben wir in dieser tierischen Geschwindigkeit und Tobigkeit, in uns das Vieh der Sterne. Denn das ist nun einmal so, daß der Himmel unsere Vernunft hat. Der Holzfäller schaut auf den basaltenen Mond. Können die Planeten einen ziehen, so können auch die toten Körper der Menschen dasselbe: heilen. Denn das Firmament ist vierfach nach den vier Welten und in vier vollkommene Elemente geteilt: Atmosphäre, Licht, Metall und Wasser. Sie signieren uns die Leiber, signieren die Kranken mit roten, blauen, braunen oder gelben Mälern, es blühen die Toten. Das Getümmel der Geschlechter erhebt sich in den Beinhäusern, wird in Visionen gesehen, in Spiegeln, Brillen, Kristallen, Steinen, Nägeln der Finger und Wassern. Nicht anders können uns die Elemente und Kräfte helfen als durch Namen und Zahlen. Der Name ist wie ein Kraut und die Zahl wie eine Droge. Die Erde ist ein Fressen für die Sonne, aber der Wein überwindet den Trinker. Welcher unserer Bauern sah im Holz Öl? Keiner. Welcher im Stein Wasser? Keiner. Drum habe ich gesucht, was nicht ist, das da sei, das ist:
im Öl Holz;
im Wasser ein Stein;
das ist gewesen die Philosophia adepta Sagax.

Randbemerkung

Ich bin mir bewußt, daß dies alles Kleinigkeiten sind, aber ich berichte sie genau in ihrer Überlieferung, weil ich meine Freude dran haben will, wenn ich's wieder lese (für mICH allein nämlich, nicht für SIE mache ich diese ersten Seiten – wie ich für mich allein geboren wurde fürs erste), weil ferner jedem, der trotz meiner Vorwarnung das ganze Buch in Deutsch zu lesen geruht statt der letzten in lebende Sprachen übersetzten Kapitel, eingeimpft sein möge, daß großer Dinge Anfang wie ihr Ausgang oft trüb und dunkel ist, und endlich, weil manchem anderen schon Ähnliches passierte, ohne daß er Gewicht drauf gelegt hätte.
Die höchsten Dinge wechseln mit den niedrigsten ab, häßliche mit

schönen, nützliche mit schädlichen, Dinge der Kunst mit Naturzufälligkeiten, Wissenschaft mit Wahnsinnigem, kluge und sorgsam gearbeitete Gedanken mit durchaus absurden, schlechte Sprachen mit guten, Altes mit Neuem. Man darf nicht mehr hoffen, sobald man streicht und verbannt, den Rest des Werkes in eine abgerundete, geschlossene, einheitliche Form bringen zu können. Was würde Ihnen eine solche Gestalt denn anderes demonstrieren als wieviel Material man vernichtet hat?

Diverse Verse
oder ›vers per vers‹ von mir/von anderen vor meiner/über meine Geburt

Nicht mehr, daß ich nicht wahrhaben kann zu sein, weil ich schwer bin, Nicht mehr, daß ich nicht wahrhaben kann zu entstehn durch die austreibenden Kräfte, Nicht mehr, daß mich ein Fruchtwasserliter beklatscht und ich beschäftigt bin mit nur einem einzigen Weib, hellrosaröter und wärmer Nicht mehr unter meiner weißlichen Fettschmiere, Nicht mehr, daß ich nicht wahrhabe ihren gestöhnten Furz durch ihren Nabel auf den über uns, Nicht mehr von Zotten entblößt, bienengroß, zottig, innig durch Sulze, Nicht mehr innig, eine Wucherung, aufgespießt, es ist Nicht mehr.

Und es bezieht aus der väterlichen Hülle ausscheidend ein Wesen von festem Entschluß den Mutterleib. Wer gab ihm das Maß, wie groß es sein soll? Es soll alsbald stehen und gehen und unterschiedene Sprachen reden. Sein Leib aber wird ihm wie angegossen sitzen und angemessen den herkömmlichen Dingen. (Sicher, das sind die Worte, die du Bourgeois gesagt hast, ohne etwas zu ändern an den Worten, die du gesagt hast über die Plage der Einkörperung.)

Das zergeht unter der Hand. Die Stränge legen sich aneinander wie Finger, die Finger eines Handrückens. Es ist ein Mantschen geworden, ein Wolf, der durchdreht. Was auch immer: Helldunkel, Kuschelmuschel, Fruchtfleisch, die Gebiete, die Arten. Alle Empörungen der Materie, die das Eine hervorkitzelt. Das alleine Eine, das auch mir die Anarchie provozierte, einzig, Ja, dreimal: einzig, einzig, einzig ist der Herr

eilig, eilig, eilig, sang man in der Gemeinde. Die Pfarrer in feinem

Nappaleder drückten den Glockenautomat. Eine Alte wieherte. Der Sohn trat vor und sagte das Vatersgrabgedicht auf, seine Schwester an der Hand habend. Der Metzger fegte rein und erregte sich, es sei zum Totschütteln. Wir begehen das Jahrgedächtnis Ihrer Gattin, Kirchenvorstand, begegnete der Pfarrer dem Metzger. Da kam eine höhnische Stimme auf, die des Metzgersgehilfen, wo denn der Vorsitzende des Kölner Doms sei? Mit nichts nichts zu tun, schrie der Sohn und die Schwester: eiiij! Der Herr von rechts aber lauthals definierte Eiiij als das Schmerzgrundwort der Exilisten, begleitend die Feuerstöße gegen den reichen kranken Mann, mit dem jene die Welt zu vergleichen pflegten. Gleichfalls erinnerte der Herr an die krebstote Gattinsmutter und ob der Zug nun an ihre Verwesungsrückstände ginge? Man formierte sich auf engem Raum. Der Sohn küßte die Schwester ab, die dem Mann erwiderte. Der Metzgersgehilfe sang und pfiff für die irrlachende Alte, pfiff und sang:

Kein Same zu fürchten
Die Luft noch gemolken

Kein Name zu fürchten
Der fällt aus allen Wolken

Denn: 1492 hat's viel geregnet. Ein Geißler kniet vor 'nem Schrein. Während eines Banketts döst ein Bernhardiner. Ein Bettler wirbt mit einem kräftigen aussätzigen Bein. Christus schwört einen Meineid auf seinen Globus. 1512. Einen Mordsschwanz stößt ein Geißbock von hinten zwischen seinen Schenkeln durch die Schenkel einer Lückenbüßerin. Gottvater kitzelt eine Putte. Ein junger gehörnter König pinkelt auf sein Totenlaken. Der Geist ist ausgezehrt. Wie Schwefel. Die Seele ist fett und trächtig. Wie die Geschäfte der allerchristlichsten Kauffahrtei. Wer ein Schwert entscheidet, gewinnt die Lotterie. Skelette tanzen Tarantella. Nach Art der vierfüßigen Tarantel. Der Turm von Pisa unterstützt einen beinernen Hinterkopf. Ungezielt fährt einem die Sensenspitze ins offene Maul. Ein Halbvermoderter grüßt mit Heil die welsche Erde, Drachen sind vierköpfige Wetterküchen. Strichjungen bewegen sich im Gänsemarsch über den letzten Kreis im Kreis. Stößel und Mörser in der Hand Gottes durchbohren die vaginale Krone der Schöpfung. Jemand schreibt das alles auf vor dem Hintergrund einer

mittleren Stadt. Er wird beobachtet von einem Einäugigen. Der hat im linken Mundwinkel eine glühende Stange Zimt. Ihn flankieren Hermes Trismegistos der Ägypter, Al Djabir der Araber, Morienes der Römer, Roger Bacon der Engländer, Raimondus Lullius der Spanier, Paracelsus der weitgereiste Schweizer. Als

übergäbe die Materie der Natur einen Stein, das Leben der Natur eine Pflanze, die Sinne der Natur ein Insekt, die Sprache der Vernunft der Natur den Zwitter des Menschen.

Der greifbare Teil ist der Leib, zusammengesetzt aus Schwefel, Quecksilber und Salz. Der unempfindliche Teil ist das Gestirn, bestehend aus Gemüt, Weisheit und Kunst. Der Befund des Urins muß an der äußeren Welt abgelesen werden, der Puls am Firmament begriffen, die Physiognomie am Gestirn, die Chiromantie an den Mineralien, der Atem am Ost- und Westwind, das Fieber am Erdbeben.

Der Magen ist ein Alchimist.

Wie man es stank, waren Land- und Stadtstrich jener Erde über diesen Nachwuchs schon instruiert. Die Unterbrechungen der Zivilisation, die sich aufs Flache ausgekotzt hatte, durch Bäume und Kirchtürme, wenn's hochkam. Die Frühjahre süß wie Rübenkraut, oder sie verhagelten den Holzäpfeln und Zwetschgen, der Herzkirsche, den Wasserlatschen und dem kommerziellen Cox, verhagelten sie, all unsere Frühjährchen, die vielen Bronchien. Da schwieg ich, totblau, atemlos vom Feuchten ins Feuchte. War das eine Natur, Schimmel, Bims? Der Strunk Basalt, von dem mit Straßen geschmissen wird nach den runden Richtungen. Herbstlehmmorast geklatscht über die Batsche der Blätter und Knollen, Schädelheimkehrer, buntgefroren. Seine tuberkulöse Kotze verrührt der Winter, Subjekt der Atmosphäre, dem sich sehnenden Morast. Es war zu arg am Regnen, keine Lungenkartoffeln. Keine Witwen mehr, und Witwen schlagen sich den Magen voll mit dem Samen der Soldaten, und keine Soldaten mehr. Aus meinen nicht totbelassenen Lungen scheiden Schreie aus und Eiter. Christian Gerhard Leopold, Leipzig/Dresden 1846–1911, Vier Handgriffe zur Feststellung der Frucht 1893/1907

Bernhard Laurits Frederik Bang, Kopenhagen 1848–1932, Seuchenhaftes Verwerfen durch den bacillus abortus 1897
Carl Siegmund Franz Crede, Leipzig 1819–1892, Ein Handgriff zur Austreibung der Placenta in der Nachgeburtsperiode 1854
Jean George Antoine Lugol, Paris 1786–1851, Lösung zur Behandlung eiternder Fistelgänge 1829
William Stokes, Dublin 1804–1878, Periodisch abflachende Atmung 1854

Verschleppte Teile eines Kindes schwimmen in ihr rum und giften sie an. Pupillige Augen betropfen die Wulste. Das Saugen war von jeher die anziehendste Sache. Süß duftet der Verschiß der Muttermilch, die vom Gelben ins Weiße herüberspielte. Niesen und Greifen, die Fontanella wächst zu. Der Nabel knospet in Nachahmung der Brüste. Es strampelt die Adern aus dem Kopf, hinter Milchschorf und wutentbrannter Haut. An den Haaren seiner Nase hanteln Bakterien. Sooft man ihm eine Erektion verpaßt, fängt es an-zu schiffen. Was hat man es abgenabelt. Es scheißt auf eure Taufmatratze durch sämtlichen Mull; denn: schon im Teich ihres abgebrühten Leibs hatte es mit Kiemen geträumt, war den langen Routen der Blutzufuhr nachgegangen, ein Abenteurer der Rauschgifte, die Entfächerung des Gehörs für das Bummsen der Tiefschläge und aus den Nieren ein musikalisches Raunen, die Gaumen aller Völker, von ihren Träumen zum Leben betrübt, mit dunklen Ahnungen, rot und schwarz die Schwälle, scharf das Vergessen und die Bestimmung, Saft, ein sanftes Zeitalter ohne Lichter. Die Sattheit der Bilder leer von Erscheinungen. Die Fotos der ungeborenen Zwillinge ohne Staub.
Der kleine Greis. Die Hoden in die Kniekehlen gehängt. Ein Tätscheln, sie igeln sich ein durch Zusammenkriechen. Hochrot ein Doppelkinn. Die Hitzpocken. Die Hängebacken, Grimassieren. Die Beine in wildem Zustand. Augentalg. Die Drüsen auf Draht. An den Titten der Mutter des Zwillings lutschend. Vollgepumpt den Zylinderrumpf. Schießt es durchs Ventil der Brustwarzen einen Spritzfaden Molke ins offene Maul des Vaters, dessen Rohmaterial die Mutter abschlürft zur Fertigware,
daß man sich in die Augen sieht, sie wachsen schon nicht mehr,
die universelle Symbolik des Gelächters, daß man nicht schreit vor

Schmerz beim Anblick aus bekannten Gesichtern. Ein ziemlich leeres Oval. Ein Kriechgang der primitivsten Interessen,
ursprünglich wie einzig und allein.
Mittags heim. Mit den Andenken an die zinkenen Nägel, den Darmsaft von Schnaps, den gähnenden Muttermund, das silberne Zählwerk der Pulsrate, die Pimmelprothese. Bei jenem wabrigen Leben hatte die Genauigkeit noch nicht angefangen, um aufzuhören. Vis plastica. Warmes Fleisch um kalte Kunststoffknochen. Und seinen gepellten Piepmatz, wenn man will, an seinen gumminen Muttermund stoßen, daß das sich Schnaps ausschenkt. Gesternland. Hab's hinter mir gelassen wie einstmals meine Scheiße. Daß man mir aber des Hirnstamms meiner Biestreihe nicht vergesse! Nun, da ich kühl in meinem kühlen Helium ruhe und ansage, mittags daheim, mit meinem Gehör aus sibirischem Elfenbein und meinem Geschmack fließenden Rotgolds, mit meinem Gefühl eines Opiats und meinen in sich zurückkehrenden Gedanken der befriedeten Funktion.
ALCHIMIA, die Kunst, die redet zwischen umgestürzten Töpfen. Sind wir zum Wachen geboren, nicht zum Schlafen? Die Sterne disteln. Das Feuer hat eine Löwenmähne. Die Venus verdeckt ihre Möse mit dem Reifen der Venus. Gleichzeitig offeriert sie Mars einen Schützling. Buchstaben zerlegen die Glieder seiner Hand. Alpha heißt, was unter der Schädeldecke ist. Gleichzeitig die Schwierigkeit, diesen Nichttänzer in einen Kreis zu stellen. Seine Lippen formen Sonne und Mond. Wer er ist, sagt seine Sprechblase. Unter dem Beschuß von Tauben, einem runden Geschwader. Wir balancieren mit Kugeln auf Kugeln und opfern der Sonne eine Goldparmäne und dem schlafmützigen Mond einen Mundschutz. Gleichzeitig zieht der Baum des Lebens Vögel und Birnen auf Flaschen. Eine Raumkapsel brutzelt über einem Bunsenbrenner. Uranus enthauptet die Venus. Das neue Rad wird geachst und abgezirkelt.

Horoskopischer Aspekt meiner Geburt am 24. September im Jahre 1941 um 0 Uhr 33 war:

daß damals die beiden kleinen Sterne Sonne und Mond unter bestimmten Winkeln niederstiegen und daß keiner von ihnen den Ort des Horoskops beschaute; und standen auch sonst keine unglückverheißenden Sterne innerhalb dieser Winkel, so schadete doch der Mars

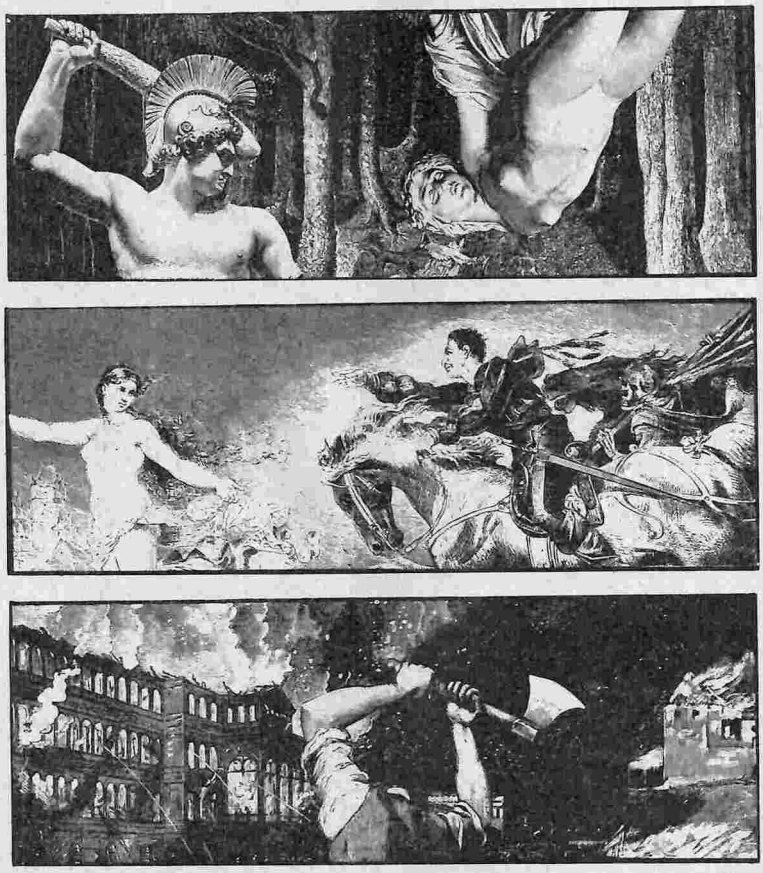
den beiden wegen der Ungunst ihrer Stellung, und da er vollends mit dem Mond im Geviertschein stand, so konnte ich sehr wohl mißgestaltet zur Welt kommen. Weiter aber, weil der Ort der vorhergehenden Konjunktion unter dem 29. Grad der Jungfrau lag, die den Merkur beherrscht, und da weder der Herr Merkur noch der Ort des Mondes noch der meines Horoskops zusammenfielen und keiner von ihnen den vorletzten Grad der Jungfrau beschaute, so mußte ich mißgestaltet zur Welt kommen. Tatsächlich hätte es auch leicht geschehen können, daß ich zerstückt aus dem Leib meiner Mutter Anna kam. So ward ich denn geboren oder vielmehr aus Anna Arend geborene Esser ausgekindbettet, wie gesagt tot, mit weißem krausem Haar. Drei volle Tage war meine Mutter in schweren Geburtswehen gelegen. In einem Bad heißen Rheinweins, das einem anderen hätte gefährlich werden können, kam ich zu Kräften. Denn da die beiden verderbenbringenden Sterne, auch die Venus, um die das Licht läuft, und der Herr Merkur mit seinen Besonderheiten, gerade im männlichen Zeichen des Tierkreises standen, behielt und bekam mein Leib normale menschliche Gestalt. Und weil der Jupiter am Ort des Horoskopes stand und die Venus Herrin der ganzen Konstellation war, so wurde ich nirgends verletzt als an den Geschlechtsteilen.
Am gleichen Tag erblickte einst Augustus das Licht der Welt. Im ganzen Römischen Reich fing mit diesem Tag eine neue Zinszahl an. Und am gleichen Tag haben der Hocherlauchte Ferdinand der Katholische und seine Gemahlin Isabella, beide von Spanien, die erste Flotte ausgesandt, die ihnen den ganzen Westen erobern sollte. Und – im Osten war am selben Tag die größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten verkündet worden, im Kessel ostwärts Kiew. Aus Furcht vor Attentaten die Wagenkolonne schon Tage vorher vorausgeschickt. Die 4 km lange Anfahrt vom Flugplatz Borris ins Hauptquartier. Wenige Kilometer nördlich fand jener Übergang bei Studienka statt, der katastrophale Formen annahm. Eur. Majestät haben zwei Alliierte, auf welche ich fest rechne. Raum und Zeit, Eur. Majestät. Darauf ein Wutanfall. War es zu glauben, Bock? Diese Generäle wollten es abhalten, den letzten gewaltigen Hieb zu führen? Ich bin es, der diesen Fleischerhund immer erst antreiben muß. Einschließungsfront. Der Wein ist eingeschenkt, er muß ausgetrunken werden. Die deutsche Anlandung im Kriegshafen Kronstadt. Kein Soldat, kein Zivilist ob Mann, Frau oder Kind darf die Stadt verlassen. Jeder Versuch mit Waffengewalt.

Vorkehrungen, um die Stadt und ihre Umgebung mittels riesiger Anlagen zu fluten und im Wasser zu ertränken. Der Steckorden. Die Stiftung stand im Zusammenhang. Ein achtzackiger dunkelgrauer silbergeränderter Stern. In einem silbergoldenen Lorbeerkranz auf mattsilbernem Feld ein schwarzes Silbergerändertes.
Möge man von mir sagen: auch er war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau. Wenn man vom Akzent abhört, ähnelt der Huldigungsruf der französischen Soldaten Viv' l'Emp'reur! stark dem deutschen Heil Hitler!:
Wo bisher Moskau stand, werde ein gewaltiger See gebildet, der die Metropole des russischen Volkes den Blicken der zivilisierten Welt für immer entziehen werde.
Aber Anno 1735 geschah in Preußen etwas Ungeheuerliches: Eine ganze Kompagnie Husaren samt allen ihren Offizieren desertierte von Wesel nach Longwy. Außer sich, denn diese Desertion empfand er als eine Schmach, die man ihm persönlich angetan, rief der Soldatenkönig aus: Will 3000 Taler geben, wenn ich den Hundsfott von Rittmeister lebendig bekomme! Exempel:
Dem Rittmeister von Falkenberg ward der Degen zerbrochen, die Schwurhand abgehauen, er sodann enthauptet, seine Leiche unterm Galgen verscharrt. (Milder durfte mit einem Deserteuer auch nicht umgesprungen werden, sollte ein Offizierkorps wie das preußische entstehn.)
Aber Alraunen wachsen wild unter dem märkischen Galgen, wo sie aus der Samenflüssigkeit, den Tränen und dem Urin der Gehenkten entstehn. Sie mildern Melancholie und Wunden, heilen Augenentzündungen und Furunkel, erleichtern Empfängnis und Geburt. Aus der Erde unter dem Hochgericht bilden sie die Gestalt eines lebendigen blaufränkischen Knabens heraus, das Galgenmännlein, den Homunculus.
Der erste Tag meines Lebens war noch nicht ganz verflossen, da zog mich Doktor Schmitz aus Rheinbach minutiös aus einem kalten Bad essigsaurer Tonerde und gab mich an die Titten der Dorfamme. Bei der begann eines Tages mein Bauch hart zu werden und aufzuschwellen. Der Doktor suchte nach den heiklen Ursachen und fand raus, daß die Dorfamme ein Kind kriegte. Hatte ich ihr das gemacht? Jedenfalls übergab man mich einer besser bescholtenen, wie man erzählt hat, einer weniger rückfälligen.

– die Tierseele des Hirns – Tiere sind verkrüppelte Menschen – Kinder sind kleines Wild – der Tod wäre ein Abhaun gewesen –

Im Jahre 1944, in dem ich entwöhnt wurde, wüteten noch immer der Krieg und andere Seuchen – Übel, die vielleicht nur aus einem einzigen Grund ein wenig leichter zu ertragen waren, weil sie nämlich auch Deutschland verheerten.

Der Schnee, der fiel, schmolz.



Marc Adrian
das mammut[13]

ein lehrstück

als primärtext montiert aus der kinderzeitschrift ›donald duck‹ spezialrubrik »ich weiß mehr« (deutsche ausgabe 1963)

primärtext

1. lesung

das mammut ist der einzige urweltriese, dessen körper, im ewigen polareis eingefroren, die jahrtausende überdauert hat. vor kurzem erst fanden forscher in der arktis den völlig unversehrten riesenleib eines mammuts. sein fleisch war noch so frisch, daß man es essen konnte.

die entwicklung unserer heutigen säugetiere ist noch längst nicht abgeschlossen. es wäre durchaus möglich, daß zum beispiel der elefant im laufe von jahrmillionen zu einem mausgroßen wesen verkümmert und der winzige floh als gigantisches ungeheuer eine veränderte erde in schrecken versetzt.

1
text mit semantisch erweiterter redundanz (innovationsgehalt vermindert)

das mammut war eine art ungeheurer behaarter elefant, der vor langer zeit in einer uns fast unbekannten urwelt lebte. dennoch wissen wir genau, wie das mammut ausgesehen hat, denn in den ungeheuren eismassen, die es in der gegend der kalten zonen, der sogenannten polargegend, gibt und die niemals schmelzen, sind die körper einiger toter mammuts viele tausend jahre lang eingefroren bis zur gegenwart völlig unverändert erhalten geblieben.

erst vor einigen jahren oder monaten oder tagen haben mehrere forscher in dieser gegend, der arktischen polarzone, den riesengroßen leib eines ganz toten mammuts gefunden, der in den oben erwähnten eismengen wie in einem riesigen frigidaire eingefroren war. das fleisch, aus dem dieser leib zum größten teil besteht, war zur zeit des findens noch so frisch, daß man davon essen konnte, ohne daß die geringste gefahr bestand, daran zu erkranken.

die weiterentwicklung – das heißt die physische und psychische zielgerichtete veränderung zum zwecke der anpassung an veränderte lebensumstände durch mutation und biologische auslese – der säugetiere, welche wir heute kennen, ist bis heute noch nicht abgeschlossen und wird weitergehen, man weiß aber nicht, wie lange. es gibt sehr viele möglichkeiten, und keine davon ist völlig ausgeschlossen. unter anderem ist eine davon, daß zum beispiel der uns bekannte afrikanische oder indische elefant im laufe der kommenden jahrmillionen immer kleiner wird und verkümmert, bis er nicht größer ist als eine maus, während andererseits möglicherweise der heute bekannte sehr kleine floh immer weiter wächst, bis er, aus seiner gegenwärtigen winzigkeit ungeheuer viel mächtiger geworden, in form eines riesigen untieres von gigantischer kraft und größe die erde sehr erschreckt – dazu müßte die erde natürlich auch wieder ganz anders beschaffen sein.

2
text im pragmatischen sektor (mit verbrauchtem redundanzschema und ohne semantische innovation)

hören sie bitte genau zu! ich werde ihnen jetzt etwas erzählen. haben sie schon gewußt, daß das mammut eine art ungeheurer behaarter elefant war, welcher vor langer zeit in der urwelt gelebt hat, die weder sie noch ich kennen oder je kennenlernen werden?

haben sie verstanden? sie wundern sich vielleicht darüber, daß wir dennoch wissen – und sogar genau wissen –, wie das mammut ausgesehen hat. die erklärung für diese erstaunliche tatsache ist folgende:

in den ungeheuren eismassen, die es in der gegend der kalten zonen, der sogenannten polargegend, gibt, und die niemals schmelzen kön-

nen, weil es da niemals richtig warm wird, ist folgendes geschehen: die toten körper einiger mammuts waren in diesen eismengen viele tausend jahre lang richtiggehend eingefroren, verstehen sie, und sind durch die kälte des eises bis zur gegenwart völlig unverändert erhalten geblieben.

unterbrechen sie mich jetzt bitte nicht! vor kurzer zeit, ich glaube erst kürzlich, ich weiß aber nicht genau, wann es war, jedenfalls vor kurzem erst wurde von einigen leuten, forschern wahrscheinlich, in eben dieser gegend, entweder in der arktis oder in der antarktis, ich glaube in der arktis, der ungeheuer riesige leib eines völlig gestorbenen mammuts gefunden, der in den eismassen, von denen ich ihnen erzählt habe, wie in einem überdimensionalen eiskasten eingefroren war und wahrscheinlich an der kälte krepiert ist.

da staunen sie, wie? sie werden es nicht für möglich halten, aber die ganze ungeheure fleischmenge, die dieses mammut repräsentiert – und dazu kommen noch, als weitgehendst ungenießbar in jedem zustand, sogar in dem, den ich jetzt beschreiben werde, dazu kommen noch die haut, die stoßzähne und noch eine ganze menge anderer sachen, aus denen ein mammut eben besteht, knochen, knorpel, rippen und gebein und alles übrige, diese ganze ungeheure fleischmenge also war noch frisch! verstehen sie? frisch wie eben geschlachtet, so daß nicht nur die hunde, sondern auch die menschen davon hätten essen können, wenn sie gewollt hätten, und es hätte niemandem geschadet!

na, was sagen sie jetzt? also hören sie mir bitte weiter zu, ich bin noch nicht fertig. was die weiterentwicklung der säugetiere anbetrifft, das heißt die zukünftigen veränderungen körperlicher und seelischer art, so ist diese noch keineswegs zu ende, im gegenteil! sie geht weiter! wie lange und wohin ist natürlich ganz ungewiß, unter allen den unzähligen möglichkeiten will ich nur zwei anführen, obwohl alle anderen ebenso möglich sind. die eine davon ist diese:

sie kennen doch wahrscheinlich den elefanten, den es in afrika und auch in indien gibt? also, dieser elefant kann sich im laufe von sehr langer zeit, vielleicht von jahrmillionen, sozusagen immer weiter

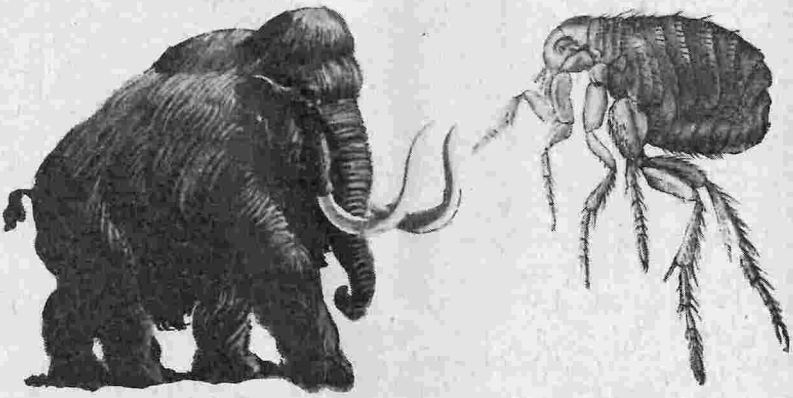
verkleinern, er könnte schrumpfen, um es genau zu sagen. das geht vielleicht so weiter, bis er so klein wie eine maus ist.

können sie sich das vorstellen? es ist aber auch möglich, daß zum beispiel der floh, der heute ganz kleinwinzig ist, an größe zunimmt, das heißt wächst, und zwar so weit, bis er ganz ungeheuer groß ist, ein wahres untier, und so stark und mächtig, daß er dann die ganze erde erschreckt, die natürlich dann auch ganz anders, man weiß noch nicht wie, aussehen müßte, denn sonst wäre das alles ja gar nicht möglich.

das haben sie nicht erwartet, was?

3
primärtext

2. lesung *(mit gleichzeitiger darstellung der iconischen zeichen für ›mammut‹ und ›floh‹)*



das mammut ist der einzige urweltriese, dessen körper, im ewigen polareis eingefroren, die jahrtausende überdauert hat. vor kurzem erst fanden forscher in der arktis den völlig unversehrten riesenleib eines mammuts. sein fleisch war noch so frisch, daß man es essen konnte.

die entwicklung unserer heutigen säugetiere ist noch längst nicht abgeschlossen. es wäre durchaus möglich, daß zum beispiel der elefant im laufe von jahrmillionen zu einem mausgroßen wesen verkümmert und der winzige floh als gigantisches ungeheuer eine veränderte erde in schrecken versetzt.

4
optisch-indikatorische zeichen *(für mammut und floh)* darstellung mit pragmatischer signalfunktion, den bekannten stereotypen dimensionär analog

5
semantisch-dokumentarische präsentation der redundanz *(in richtung auf erweiterte information durch syntax ohne innovation)*

in der arktis wurde vor kurzem der unversehrte körper eines eingefrorenen mammuts von forschern gefunden. das fleisch war eßbar.

die unabgeschlossene entwicklung der säuger beinhaltet unter anderem folgende möglichkeiten:
1) der elefant schrumpft zur größe einer maus.
2) der floh vergrößert sich erschreckend.

6
reduktion des primärtextes *(präsentation semantischer partikel bei erhaltener textgestalt)*

mammut einziger urweltriese körper eingefroren jahrtausendelang polareis kürzlich forscher arktis finden unversehrten körper mammut fleisch eßbar.

heutige säuger entwickelbar. möglichkeiten: elefant mausgroß floh sehr viel größer erde erschrickt.

7
syntaktisch veränderter primärtext *(wortredundanz erhalten und möglichkeit zur bildung von superstrukturen ähnlichen informativen inhalts)*

mammut urweltriese körper polareis forscher arktis jahrtausend riese leib mammut fleisch essen entwicklung säugetier elefant jahre millionen maus wesen floh gigant ungeheuer erde schrecken einzig ewig eingefroren überdauern kurz erst finden unversehrt völlig frisch essen heute abgeschlossen nicht längst verkümmern möglich winzig verändert versetzen

8
primärtext *(erweiterte ästhetische information durch entzug der vokale)*

ds mmmt st dr nzg rwltrs, dssn krpr m wgn plrs ngfrrn d jrtsnd brdrt ht. vr krzm rst fndn frschr n dr rkts dn vllg nvrshrtn rsnlb ns mmmts. sn flsch wr nch s frsch, dß mn s ssn knnt.

d ntwcklng nsrr htgn sgtr st nch lngst ncht bgschlssn. s wr drchs mglch, dß zm bspl dr lfnt m lf vn jhrmllnn z nm msgrßn wsn vrkmmrt nd dr wnzg fl ls ggntschs nghr n vrndrt rd n schrckn vrstzt.

9
syngenomorpher informationsaufbau *(in richtung des primärtextes durch interjektionssätze)*

welche größe!
wie einzig!
so lange!
kalt!
wie findig!
ganz unversehrt!
wie frisch!
noch eßbar!

oh, unabgeschlossen!
wie möglich!
wie lange!
wie klein!
ganz winzig!
wie gigantisch!
so verändert!
wie schrecklich!

10
homöomorphe textgestalt *(informationsensemble semantisch in richtung des primärtextes durch fragesätze)*

wer ist ein urweltriese?
wo war sein körper eingefroren?
wie lange?
wann fand wer wo was?
wie groß war das gefundene und wie war seine beschaffenheit?

was ist noch nicht abgeschlossen und wen betrifft diese frage?
ist es möglich, daß der elefant im laufe von welcher zeit zu was verkümmert?

wie groß müßte der floh sein, der als gigantisches ungeheuer schrekken verbreitet, und wie müßte die erde beschaffen sein, auf der das möglich wäre?

11
akustisch-indikatorische darstellung *(es werden dargestellt die akustischen zeichen für ›mammut‹ und ›floh‹ mit geänderter indikatorischer syntax und erweiterter ästhetischer dimension)*

(ganz leise gesprochen: mammut)

(gebrüllt durch megaphon: FLOH!!)

12
zum primärtext katamorphes wortensemble *(semantisch und syntaktisch zur sturktur umgebaut mit erhöhter ästhetischer information unter verwendung von primärtextfremden indikatorischen redundanzen)*

stampf stampf stampf stampf
brrr!
da, schau!
schmatz, schmatz, njam, njam!

piep piep! schnüff schnüff!
hopp hopp hopp wuuuuummmm!!!
hi – hi – hilfe!

13
ästhetisch relevante realisation *(durch veränderung der indikatorischen und semantischen strukturen der syntax)*

in schrecken versetzt eine veränderte erde als gigantisches ungeheuer der winzige floh, verkümmert zu einem mausgroßen wesen. durchaus möglich, wäre der elefant noch längst nicht abgeschlossen, ist unseren heutigen säugetieren die entwicklung, daß man es essen konnte.

noch so frisch sein fleisch war riesenleib eines völlig unversehrten forschers in der arktis, den vor kurzem erst mammuts fanden. der urweltriese überdauert im ewigen mammut eingefroren die jahrtausende, deren körper das polareis ist.

14
maximale ästhetische realisation

der redner steht seitlich neben dem lesepult. er hebt mit der einen hand ein glas wasser und das linke bein. mit der anderen hand läutet er eine kleine kirchenglocke und spricht scharf skandierend:

»mapoleon muonaparte miebte mein momosexuelles mammut!«

die maximale ästhetische realisation verhindert die kommunikation der kommunizierenden über das kommunizierte.

Kenneth Patchen
The Everlasting Contenders[14]

Of the beast... an angel
Creatures of the earth
It is good
Any who praise not grandly

O but they should

But they should
Death waits for everything that lives
Beast of the wood
Grim beast of the wood

Who praise not grandly

Should should
Heart weeps for all things
Here
And is greatly comforted
For heart is the angel
Of all
Who praise not grandly

But wish they could

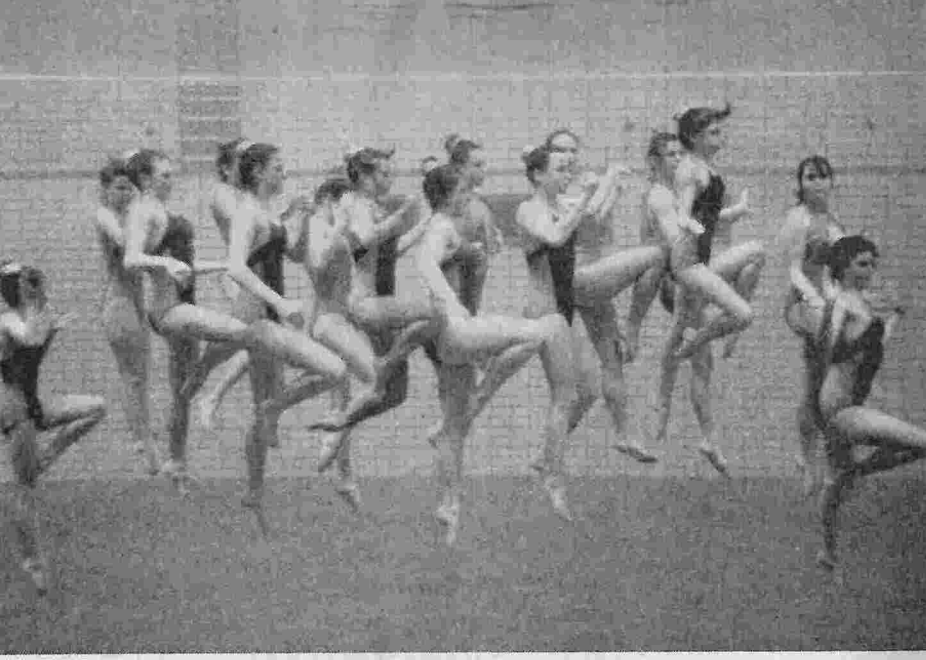
Kenneth Patchen
Unvereinbar Immer

Vom Tier... der Engel
Weltkreatur
Gut ist
Jeder der nicht hoch rühmt
Ach sie sollten
Aber sie sollten
Tod wartet auf alles Lebendige
Tier des Waldes
Schreckliches Tier des Waldes
Der nicht hoch rühmt
Sollte sollte
Um alles weint das Herz
Hier
Und wird gewaltig getröstet
Denn das Herz ist der Engel
All jener
Die nicht hoch rühmen

Aber es gerne wollten

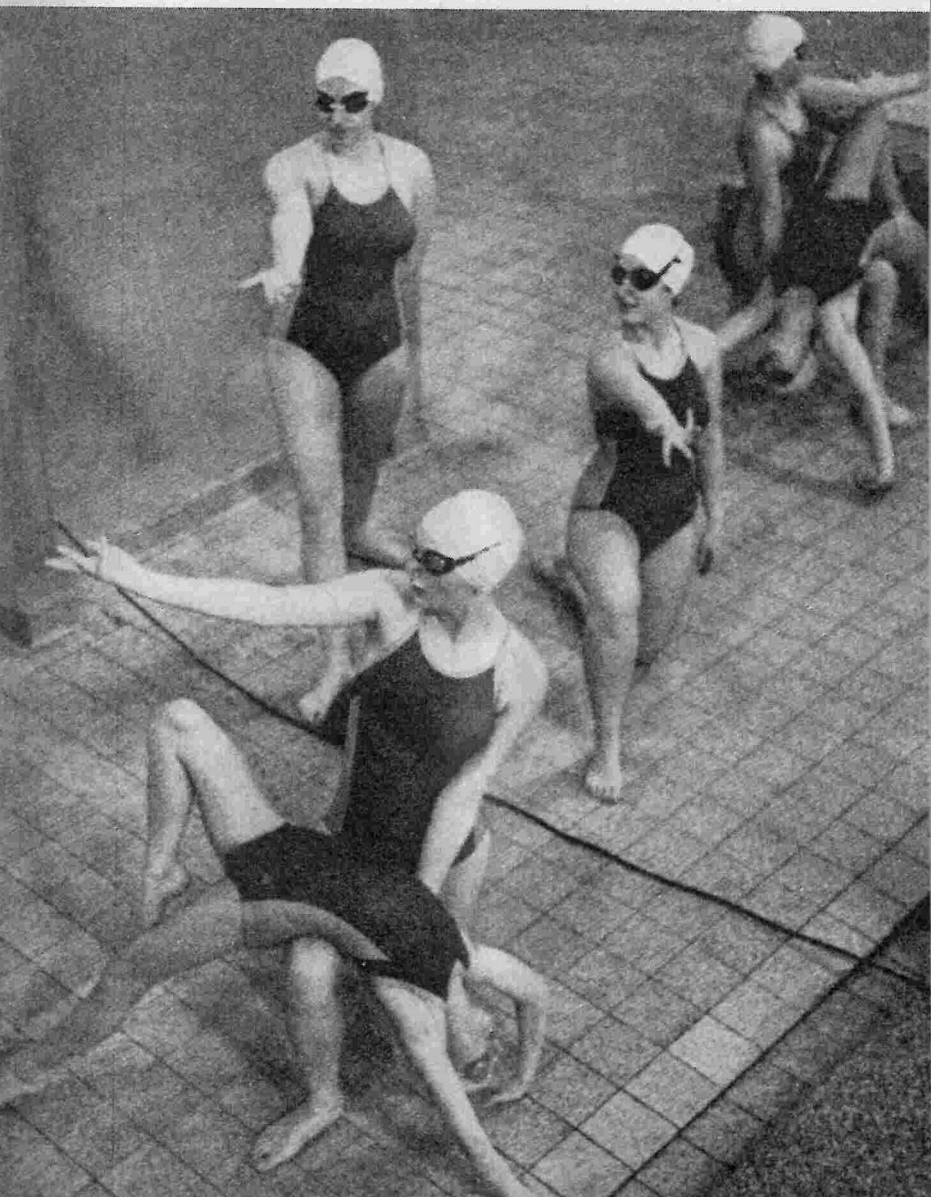
Kenneth Koch
Das Gebäude in Florenz[15]

(Florenz.)
GIRAFFE. – Komm, genialer Berater, hier sind deine Pläne.
ELEFANT. – Man sagt, daß der Wettbewerb um den Bau des Domes hart sei.
KÄNGURUH. – Sag mir, was für ein Wettbewerb das ist.
NILPFERD. – Es ist der Wettbewerb um den Florenzer Dom,
den berühmten Dom,
den wir jetzt bauen.
GIRAFFE. – Wer hat die größten Chancen, den Preis zu gewinnen?
ELEFANT. – Michelangelo mit den strahlenden blauen Augen?
NILPFERD. – Nein, er ist doch noch ein Baby.
GIRAFFE. – Aber er wird die weltberühmte Biblioteca Laurenziana entwerfen, darauf könnt ihr euch verlassen!
KÄNGURUH. – Und ein weiteres Meisterwerk von enormer Größe.
NILPFERD. – Ich habe die Autobiographie von
Benvenuto Cellini gelesen...
GIRAFFE. – Das ist ein gutes Buch –
ELEFANT. – Dies ist Florenz zur Zeit seiner Entstehung.
GIRAFFE. – Und doch leben wir, nachdem Dante gelebt hat.
NILPFERD. – Nicht, wenn unser Schöpfer wünschte, uns zu bekehren, und uns in ein anderes Zeitalter versetzt...
GIRAFFE. – Glaubst du, daß er das tun würde?
ELEFANT. – Wir sprechen vielleicht von heiligeren
Dingen, als sie Menschen besprechen sollten –
NILPFERD. – Sei still! Ich höre einen Schrei!
(Es wird dunkler. Der Arno Fluß tritt auf – es kann auch Yellowmay in Verkleidung sein.)
ARNO. – Ich bin der berühmte Arno Fluß,
der Wasser für das wunderschöne Florenz liefert.
Aber habt ihr nachts an mich gedacht, im Dunkeln,
wie einsam und eigenartig ich bin...?
GIRAFFE, NILPFERD, ELEFANT, KÄNGURUH. *(dazwischen)* – Ach, ach!



Wir sind dieser berühmte Arno, der unerkannt in seiner wahren Gestalt fließt, und wir sind in erster Linie das, was man über dieZeit nicht weiß.
Und es stimmt auch, daß wir der Tod sind...
ELEFANT. – Wollt ihr Informationen über die Zukunft? Ich habe sie jetzt!
LORENZO DE MEDICI. – Das ist jetzt nicht die Zeit für so etwas! Hier ist Dante!
(Das Baby Dante wird auf einem seidenen Kissen hereingebracht. Hinter ihm, auf eine Fläche aufgemalt, eine florentinische Volksmenge, hauptsächlich Damen, die denen in der Dante-und-Beatrice-›Erkennungsszene‹ ähnlich sehen.)
GIRAFFE. – Mein Gott, Elefant, es ist Dante!
DER HERRSCHER. – Denkt daran, was dieses Baby alles zu tun hat!
(Unbeobachtet tritt Yellowmay auf und erschießt das Baby Dante.)
YELLOWMAY. – Nichts von dem, was die Zukunft zu bieten hat, kann –
(Yellowmay wird von Florentinern erschossen. Die Tiere gehen zu ihm, um ihn aufzuheben, und tragen ihn fort. Sie entdecken sein Fluß-Kostüm.)

ELEFANT. – Was – es ist der Arno!
KÄNGURUH. – Von diesem Tage an wird er nie mehr der gleiche sein –
GIRAFFE. – Eines schönen Tages...
NILPFERD. – ...wird er austrocknen.
(Alle gehen von der Bühne, und ENDE.)



Parker Tyler

Das Pferd: Totem-Tier der Manneskraft[16]

EIN ESSAY IM STIL DES REINEN CAMP

In jenem offenen Bereich zivilisierten Denkens und Handelns, in dem Spuren primitiven Lebens sich erhalten, kämpfen das Pferd und der Hund um den Vorrang unter den amerikanischen Totems. Der ›zivilisierte‹ Mensch braucht gezähmte Totems. Es ist nur natürlich, daß der Film als Aufzeichnung von Bewegungen die Kunst ist, in der Tiere am meisten glorifiziert werden. Trotz so erfolgreicher Filme wie *Lassie* und *Son of Lassie* muß sich der Hund weiterhin dem Pferd als amerikanischem Totem beugen. Diese Überlegenheit hat zwei logische Gründe. Obwohl in Lassies langer Wanderung nach Hause der Raum bildkräftig und effektiv verwendet wurde, ist es der Bewegungsraum, der für das offen ist, was die Amerikaner die ›Pferdeoper‹ nennen, der diese Rivalität entscheidet; zusammen mit der Überlegenheit des Pferdes als Symbol der Kraft. Zudem ist der Hund eher ein Haustier als das Pferd; er nähert sich dem Menschen bis in die Wohnung, sogar bis ins Schlafzimmer, während das Pferd eher in die Nähe gehört, die am Lagerfeuer entsteht. Dazu kann der Hund, besonders wenn er klein ist, leichter umarmt werden; er ist in seinem Verhalten zum Menschen deutlicher und aggressiver als das Pferd. Diese scheinbare Überlegenheit in der Intimität zwischen Mensch und Hund wird jedoch durch die volkstümliche Erfahrung des amerikanischen Cowboys außer Kraft gesetzt – jene Erfahrung, die von Hollywood in reichem Maße verwendet wurde. Der Cowboy *reitet* sein Pferd und ist gleichzeitig von dessen Kraft stärker abhängig, als der Nordamerikaner südlich der arktischen Regionen von der Kraft des Hundes abhängig ist. Der körperliche Kontakt zwischen Cowboy und Pferd – einem Tier, das größer ist als der Mensch – erweist sich als Emblem und ebenso als Schauspiel jener Herrschaft, die (besonders im ästhetischen Bereich) die leichtere, urbanere und gewöhnlichere Beziehung zwischen dem Menschen und seinem ›besten Freund‹, dem Hund, übertrifft.

Offensichtlich verleiht das Pferd dem Kampf zwischen Gut und Böse einen angeseheneren Platz in Erzählungen und Legenden. Als ›wildes Tier‹ kann das Pferd gezähmt werden, während wilde Hunde die Menschen nicht dazu reizen, sie zu zähmen. Dazu kommt, daß tempe-

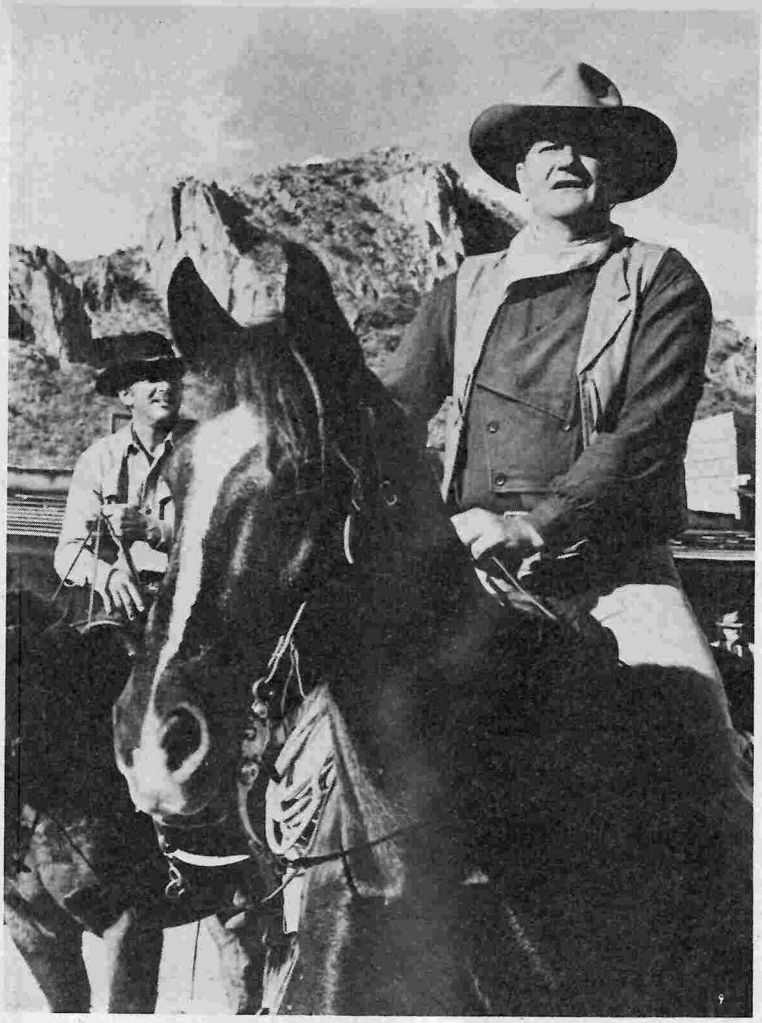
ramentvolle, unbeherrschte Pferde sich auf geheimnisvolle Weise begabten Individuen fügen. In Filmen trägt das böse Pferd, das manchmal das gehorsame aus dem Spiel bringt, einen Namen, der in dem amerikanisch-spanischen Mischdialekt auch für schlechte Menschen verwendet wird: ›bad hombry‹. Der beste Film mit Hunden stammt meiner Ansicht nach aus England. Er hieß *To the Victor* und handelte von Schäferhunden. Es gab darin nicht nur das Motiv des Wettkampfes (bei Pferden durch Darstellung von Rennen in verstärktem Maße), sondern auch das Schauspiel des Blutigen, Moralischen und Unmoralischen. In *To the Victor* ist es nicht der heldenhafte oder totemähnliche Hund, der sich als nächtlicher Schafmörder erweist, sondern sein Rivale. Der Film zeichnet sich durch seine moralische Betrachtungsweise und darüber hinaus dadurch aus, daß diese Betrachtungsweise sehr genau die moralischen Kämpfe der menschlichen Schauspieler widerspiegelt. Der Film ist (wie der amerikanische *The Yearling,* der von einem Rehkitz handelt) ein außergewöhnlich *zivilisierter* Tierfilm. Die ›Pferdeopern‹, die nur ein Minimum an reiner Gewalt enthalten, sind eher zufällig und derb gemacht, aber gewähren gleichwohl Aufschluß über unsere nationalen Sitten. Pferdefilme tendieren dazu, ganz unbeabsichtigt Legenden zu werden, die beständig, wenn auch unbewußt, von totemhafter Qualität ist.

Wie es in England und Europa stärker bewußt ist als bei uns, ist Amerika hauptsächlich das Land der ›offenen Prärie‹ und des ›einsamen Cowboys‹ der allein ist bis auf seinen ewigen Partner: das Pferd.[1] Diese Verbindung ist ein Paradigma für das heidnische Mythenwesen des Kentauren. Der Pferdemensch wird zu einem Pseudoorganismus: der Cowboy besitzt zusammen mit seinem Pferd eine Größe und eine Bedeutung an Kraft, die er kaum besitzen würde, wäre er zu Fuß. Im Hinblick auf das Totem kennzeichnet dies eine Verschmelzung von religiös-magischem Urbild, Clans-Emblem und Arbeitstier. Es ist jedoch die *persönliche* Beziehung mit ihrer imaginativen Ausstrahlung, die die mythische Bedeutung des amerikanischen Pferdemenschen ausmacht. Das Pferd ist als Organismus nicht nur ein Symbol der Kraft, sondern darüber hinaus eine Erweiterung der dem Menschen eigenen Kraft und, spezifischer, seiner sexuellen Kraft. Unter diesen

1 Der ›Spaghettiwestern‹ der neueren Zeit zeigt deutlich, wie aufmerksam die Italiener darauf achteten.

Gesichtspunkten läßt sich die emotionale Wirkung des Filmbildes eines schönen, kraftvollen Pferdes mit wehender Mähne vor einem leeren Horizont genauer analysieren: es ist ein einfaches traditionelles Emblem, so alt wie die amerikanische Filmindustrie selbst. Üblicherweise sitzt dabei der Mann bereits auf dem Pferd; der Kampf um die Herrschaft ist insgeheim schon entschieden, und diese Herrschaft verleiht dem amerikanischen Mann seine Macht über Pferde- wie Rinderherden. In bedeutenderen Filmen wird das reiterlose oder noch ungezähmte Pferd zum Symbol für den Mann selbst – objektiv oder subjektiv, als Vater oder Sohn – und manchmal zum Symbol für die Frau: als sexueller Feind oder sexuelles Wunschobjekt. Die Funktion des Totem-Tieres war in primitiven Initiationsriten für Jünglinge eine Parabel der Geburt aus dem Tier selbst. Diese ›Geburt‹ sicherte einen symbolischen Ursprung, den der Jugendliche als absoluten anerkennen und mit dem er damit den Schoß seiner Mutter als Ort der Frucht seines Vaters ersetzen konnte. Auf diese Weise wurde seine inzestuöse Rivalität durch eine Identifikation mit dem Vater ersetzt, bei der das sexuelle Element der Mutter wegfiel. In dieser Perspektive stellt der ›einsame Cowboy‹ den initiierten Jüngling in der Einheit mit dem totemistischen Vater-Tier dar, das er, als Reiter des Pferdes, symbolisch besiegt hat.

Betrachten wir einmal unvoreingenommen die üblichen Pferdeopern und die B-Western. Ihre menschlichen Leinwandidole, die diese totemistische Entwicklung des Pferdemenschen verkörpern, besaßen einen ausschließlich statischen Charakter: Schauspieler wie Roy Rogers, Ron Reagan, Bill Elliott und andere weniger wichtige Reiter. Von besonderem Interesse im Hinblick auf die Totem-Funktion sind zwei Filme, von denen der eine, *The Outlaw*, infolge Zensurschwierigkeiten zuerst nur an der Westküste und in privaten Vorführungen in New York gezeigt wurde; der andere Film ist *Gallant Bess*. Diesen beiden Filmen ist wegen ihrer besonderen Radikalität ein gewisser Grad an Originalität zuzurechnen; selbst wenn sie aus Mangel an Bewußtheit artistisch unbeholfen sind, sind sie nicht uninspiriert. Zumindest durchbrechen sie das übliche Schema der Romanze zwischen Junge und Mädchen, die an die Erreichung großer Ziele durch das Wettrennen von Mädchen und Junge gekoppelt ist: *Homestretch* ist eine denkwürdige Darstellung dieser Art, das Schicksal der Romanze und der Sieg im Wettrennen stimmen genau überein. Wir wollen bei der



Beurteilung des Pferderennens als symbolische Abwandlung des Sexualaktes nicht kleinlich sein, besonders wenn wir einem analogen, wenn auch komplexeren Symbolismus dieser Art in *The Outlaw* begegnen. Die Besessenheit von Rennbegeisterten und die emotionale Steigerung zu einer minutenlangen Spannung (das Rennen selbst), begleitet von der heftigsten Erregung und in atemlosem Höhepunkt

endend, sind Elemente des Rennens, die die sexuellen Parallelen nur bestätigen. Darüber hinaus sind wir gezwungen, nicht nur im Lichte dieser beiden Filme, sondern aus der Perspektive traditioneller Legenden und Rituale in Pferdeopern von bedeutsamer, totemhafter Art die Präsenz des Ödipus-Komplexes festzustellen. Das oben erwähnte vorweggenommene Resultat des Initiationsritus entsprach genau der Destruktion dieses Komplexes. Das trifft auf alle vorkommenden Fälle zu.

Wie ich angedeutet habe, wird dem kollektiven Unbewußten in Hollywood in der Weise freier Lauf gelassen, daß auf die ältesten volkstümlichen Stereotypen angespielt wird, denen ohne Zweifel ein Substrat primitiven Aberglaubens zugrunde liegt. In diesem Falle handelt es sich bei dem Stereotyp um die abenteuerliche Westerngeschichte. In den *Flicka*-Filmen spielt Roddy McDowall einen auf einer Farm isolierten Jungen, der versucht, symbolisch Macht zu gewinnen, indem er sich mit einem Pferd befreundet und es beherrschen lernt; zuerst eine Stute und dann deren Junges. Es handelt sich dabei um einen rudimentären und rein individualistischen Versuch, die Totem-Initiation über ein Pferd zu vollziehen. Roddy spielt gegenüber dem Vater einen launenhaften, rebellischen Jungen; der Mutter ist er ergeben. In symbolischer Weise ist das Fohlen natürlich Roddy selbst, nur viel kräftiger; ein Gegner des abtrünnigen Hengstes, dem es unterliegen oder den es besiegen muß. Auf diese Weise wird die ödipale Rivalität zwischen Junge und Vater durch die Objektivierung des Pferdeschauspiels ersetzt, doppelt wirksam durch seinen Besitz des triumphierenden Hengstes; eben weil diese Handlung eine moderne Verkleidung ist, tritt hier das symbolhafte Totem in die Wirklichkeit ein und hat in ihr seinen Schauplatz. Der Junge ist einziger Zuschauer beim entscheidenden Kampf zwischen den Hengsten, der in der Wildnis stattfindet und natürlich in der Führung der Herde und Beherrschung der Stuten sein Ziel hat. Roddys Pferd scheint zwar endgültig gezähmt, aber als seine erwachsene Kraft sich in tödlichem Kampf beweisen muß, befreit es sich, um die Führung über die freie Herde zu übernehmen. Damit wird auf Roddys eigenen Aufbruch ins Leben, den Ausbruch aus der Welt der Eltern verwiesen und der virtuelle Erfolg des psychologischen Initiationsritus gezeigt. In einem anderen Film, *Indiana*, wird eine Liebesgeschichte dargestellt, in der der Junge heimlich zwei Rennpferde sich paaren läßt, die zu verschiedenen Ställen

gehören. Dieses Ereignis bedeutet nicht nur die offensichtlich symbolische Verbindung mit seinem geliebten Mädchen, sondern auch einen totemartigen Ritus, in dem der Junge heimlich den elterlichen Geschlechtsakt beobachtet: In der Ersetzung durch Totemtiere wird seine unbewußte Eifersucht befriedigt.

Wenn diese Symbolinterpretationen von Filmen übertrieben oder irgendwie überzeichnet erscheinen, so ist es doch unmöglich, die viel deutlicheren Anspielungen (ob bewußt oder nicht), in *Gallant Bess* und *The Outlaw* zu übersehen. Der erste ist – eindeutig bis ins letzte – die Geschichte der Leidenschaft eines Jungen für seine Stute; es ist die strategische, psychische Reduktion des Initiationsritus auf den Kampf, die Trennung vom mütterlich-sexuellen Urbild. Die Handlung läßt sich so zusammenfassen:

Der Junge wird als Marinepionier in den Kriegsdienst eingezogen, muß sich also von seiner geliebten Stute Bess trennen. Sein Pin-up-Bild im Spind ist nicht das Bild irgendeines Filmstars, sondern ein Bild von Bess. Als er hört, daß sie trächtig ist, bittet er um Urlaub. Er wird ihm verweigert, bis es nach der Vorstellung des Jungen zu spät ist, ihr Leben bei der schweren Geburt des Fohlens zu retten. In einer Art Delirium gräbt er während eines heftigen Sturmes ihr Grab; auch ein alter Farmgehilfe kann ihn nicht überzeugen, daß »er sie immer besitzen wird, da er sie doch liebt«. In den Dienst zurückgekehrt, hat er mit seiner Ausrüstung einen Flugplatz auf einer eroberten japanischen Insel einzurichten. Dort überfallen ihn schwere Träume (mit sehr direkten Anspielungen), in denen er Bess sieht – im ›Negativ‹ –, wie sie sich aufbäumt; seine Kameraden können bei seinem Stöhnen und Schreien nicht schlafen, und er wird von seinem eigenen Freund körperlich bestraft (einer dieser jovialen Grobiane, die üblicherweise in amerikanischen Filmen für den Humor zu sorgen haben). In einer Nacht schließlich kann er nicht mehr glauben, daß das unaufhörliche klagende Wiehern, das er aus dem Dschungel hört, nicht von seiner toten Stute kommt. So macht er sich auf in den Wald, wo er tatsächlich ein am Boden liegendes, schwerverletztes Pferd findet. Man braucht kaum noch zu erwähnen, daß es sich dabei um eine Stute handelt. Mit der heimlichen Unterstützung seiner Kameraden und schließlich der Zustimmung seines Vorgesetzten (eines Mannes, dessen Strenge sich in guten Willen verwandelt und der offensichtlich eine Vaterfigur darstellt) bringt der Junge seine neue Bess ins Leben zurück, und sie

wird als eine Art Maskottchen der Truppe betrachtet. Bess leistet soldatische Arbeit und rettet das Leben ihres Herrn, als dieser von einem japanischen Scharfschützen angeschossen wird; sie vollführt Kunststücke in ihrem kleinen Korral, von denen mindestens eines sehr überzeugend wirkt (der Junge spielt dabei den Zirkusdirektor). Nachdem er sich von seinen Verletzungen erholt hat, erhält der Junge den Befehl, sich von seiner Stute zu trennen. Er muß sie auf der Insel zurücklassen. Aber Bess reißt sich los – eine aufwühlende Sequenz – und schwimmt dem Transporter nach, wo sie entgegen allen Regeln an Bord genommen wird: Pferd und Junge sind wieder vereint. Zum glücklichen Ende bekommt Bess (auf der amerikanischen Farm) ein Fohlen. Wieder hat der Junge die Paarung organisiert, aber dieses Mal war kein Anzeichen eines Hengstes zu sehen; der Junge ist offensichtlich Herr eines totemistischen Geburtsrituals, in dem er zugleich symbolischer Hengst und jugendliches Fohlen ist.

Sollte jemand annehmen, daß dieser Film ohne solche unterschwelligen Bedeutungen gesehen werden sollte, so zitiere ich wörtlich eine Äußerung des witzelnden Freundes: »Vielleicht gibt es tatsächlich was in dieser Schnulze, das nichts mit *Weibsbildern* zu tun hat.« Ich würde einräumen, daß meine Interpretation zumindest frei von Vulgarität ist. Darüber hinaus paraphrasiert die Geschichte auf einer realistischen Ebene, auf der solche Substitutionen stattfinden, allegorisch die Übertragung der Liebesbeziehung zu seiner Mutter (der ersten Bess) auf jene zu einer anderen Mutter (der zweiten Bess); genausogut könnte er untröstlich über den Tod der geliebten Mutter sein und dann ein Mädchen finden, das ihm die Mutter ersetzt. Ich muß hinzufügen, daß der gefühlvolle Ton des Schauspielers in der Rolle des Jungen nicht akzeptiert worden wäre, wenn das Skript als Jünglingsschwarm für ein *menschliches* weibliches Wesen konzipiert gewesen wäre. So ironisch die Hypothese auch sein mag, aber in diesem Film wäre die Darstellung männlicher Gefühle als ›krankhaft‹ verdammt und nie gefilmt worden.

Seiner Handlung nach ist *The Outlaw* weniger einfallsreich als *Gallant Bess,* obwohl in ästhetischer Hinsicht die Howard-Hughes-Produktion völlig unangemessen ist. Der Junge (gespielt von dem Neuling Jack Buetel) ist ein ›ehrlicher Gesetzloser‹, Billy the Kid selbst, der in der amerikanischen Legende höchstens noch von Jesse James übertroffen wird. Er ist aber noch mehr ›einsamer Wolf‹, da er sich in diesem Film allein aufmacht, um den Tod seines Bruders zu rächen. Ein eher schwächliches Frauenzimmer hat angeblich seinen Bruder getötet. Wir wollen die ziemlich routinehaften Anspielungen übergehen, da sie sehr eindeutig und aufdringlich sind, und wollen uns dem zuwenden, über das eine scharfsinnigere Zensur mehr Grund, wenn auch weniger Berechtigung hätte, sich aufzuregen. In seiner einfältigen Weise weitet der Film das Kraft-Symbol des Pferdes zu einer unbestimmt ambivalenten Art homosexueller Fixierung aus. Hier stellt der Hengst, von einem rivalisierenden Outlaw (Walter Huston) offen als ›Sweetheart‹ bezeichnet, den Zankapfel zwischen Billy und besagtem Rivalen dar, bei dem es gerechtfertigt erscheint, ihn mit dem Spitznamen ›Doc‹ zu identifizieren und der den älteren, überlegenen Verbrecherhelden in der Erzählung darstellt. Ursprünglich hatte das Pferd Billy gehört; nachdem es ihm gestohlen worden war, war es an ›Doc‹ verkauft worden, in dessen Besitz Billy es wiederfindet und dem er es

mit allen Mitteln wieder entreißt. Indem Billy ›Doc‹ aussticht und überlistet, erringt er dessen Bewunderung, zwischen beiden entsteht eine unbestimmte Beziehung, halb Zuneigung, halb Feindschaft. Die Geschichte ihres Zweikampfes um das Pferd – als Hengst offensichtlich ein Emblem sexueller Potenz – übertrifft ihre Rivalität um jener besagten Frau willen, und dieses wichtigere Motiv wird unabhängig davon so entfaltet, daß der Hengst als Symbol Realitätswert bekommt; das heißt, der Hengst wird zum wirklichen Liebesobjekt, zum gemeinsamen narzißtischen Urbild für beide Männer. Gewisse Details weisen darauf hin, daß der attraktive Junge für ›Doc‹ zum homosexuellen Symbol für das Pferd wird. An einer Stelle handeln beide Männer um Pferd und Mädchen; als Billy das Pferd wählt, leuchtet in ›Docs‹ Augen Unzufriedenheit auf; das Mädchen erscheint unverzüglich unter der Türe und schreit – in einer für den Film sehr undamenhaften Art – Billy an: »Was! Du willst mich gegen ein *Pferd* tauschen?« Dieses Geheul war offenbar als brutaler Realismus gedacht. Die Handlung räumt dem Sadismus durchaus eine breite Rolle ein. Diese Tatsache wird zuletzt deutlich in der erheiternden Schlußsequenz, einem richtigen Revolverduell zwischen dem Jungen und dem Mann, in dem der Tod über den Einsatz von Mädchen *und* Pferd entscheiden soll: Der Sieger hat Anrecht auf beide. Wie einfallsreich ist die Wettkampfatmosphäre festgehalten! Sie ist merkwürdig klar, weil Billy im Film zweimal gesehen werden konnte, wie er auf das Mädchen schoß, einmal vollzieht er an ihm tatsächlich eine Art Kreuzigung mit dem Strick – eine Erfindung der Indianer –, überlegt es sich aber noch einmal und kehrt zurück, um es zu befreien.

Als die beiden Rivalen sich im Duell gegenüberstehen und die Uhr das Zeichen zum Schießen gibt, bleibt Billys Colt im Halfter. Während ›Doc‹ Billy Feigheit vorwirft, durchlöchert er ihm kunstvoll beide Ohren mit Revolverkugeln. In psychologischer Hinsicht verlangt Billys Passivität nach einer Erklärung: Alles, einschließlich der Mannesehre, steht auf dem Spiel. Realistisch gesprochen muß irgend etwas *Unbewußtes* ihn zögern lassen. Was kann es sein – wenn nicht unbewußte Homosexualität –, außer dem Schatten der ödipalen Schuld, der auf den Finger am Abzug fällt? Er steht einem Mann gegenüber, der zur Hälfte Billy so liebt, wie wenn er dessen eigener Sohn wäre, und dessen andere Hälfte, in der Symbolbedeutung als väterlicher Sexualkonkurrent, ihn töten will. In der ersten Rolle ist ›Doc‹ seinem Namen

nach der väterliche Medizinmann, der im Laufe des Rituals den Initiierten symbolisch kastriert, indem er dessen Ohren durchbohrt, und gleichwohl ist er, entsprechend der Angst des Vaters vor dem stärker werdenden Sohn, bereit, Billy buchstäblich auszulöschen. Diese Personenverbindung in ›Doc‹ könnte bei Billy Verwirrung über die richtige Identität stiften und ihn lähmen; Schuldbewußtsein und unschuldiger Glaube kämpfen in seinem Innern gegeneinander. Daß diese Szene von einer quasi-homosexuellen Atmosphäre erfüllt ist, wird durch eine gefühlvolle Nebenhandlung bestätigt – nichts weniger als eine alte und sentimentale Freundschaft zwischen ›Doc‹ und einer vierten Person, einem eher lächerlich wirkenden Sheriff (Thomas Mitchell), der beharrlich hinter beiden her ist und die Outlaws schließlich einholt. Während des Duells ist der Sheriff, seiner Revolver beraubt, ein hilfloser Zuschauer, eine entmannte Figur, die gegen Billy laut Klage erhebt, weil dieser die Entfremdung von ›Doc‹ verursacht hat; er beginnt darüber sogar zu heulen. Man könnte dieses disqualifizierte Symbol des Gesetzes als Maskerade der Frau und der Mutter deuten, deren Geist hier dazwischentritt, weil der Initiationsritus *wirklich tödlich* ist, kein eigentlicher Ritus mehr. Obwohl das Mädchen zwar anwesend ist, wirkt es rein negativ. Trotz allen Flehens des Sheriffs und seiner eigenen Unentschlossenheit zieht Billy zuletzt doch, tötet ›Doc‹ und erfüllt damit das, was man schließlich nur noch als symbolisches ödipales Schicksal bezeichnen kann.

Dementsprechend ist in diesem Film das scheinbar totemistische Ritual verschwunden und zum *Drama* geworden. Was an der Oberfläche vielleicht als das unerhörteste ›Märchen‹ aller Western erscheint, entwickelt sich irgendwie als dramatischstes und reinstes Symbol der versteckten Totemriten der Filmgeschichte. Anfänglich taucht das Pferd nie als dramatisches Element im Film auf: ›Doc‹ selbst ist eine Art Kentaur, ein väterlicher *Outlaw*, dessen traditionelle Überlegenheit von einem rebellierenden Jüngeren in Frage gestellt wird. Hier bietet sich eine mythologische Parallele an: Im griechischen Mythos unterrichtet Chiron, ein Kentaur, den Helden Achilles in den Künsten des Friedens und des Krieges. Auf Billys Parallele zu Achilles weise ich auch deshalb hin, weil es Achilles war, der sich aus dem trojanischen Krieg zurückgezogen hatte, bis er dazu bewegt wurde, den Tod seines engsten Freundes, Patroklos, zu rächen – und Billys ursprüngliches Motiv in der Erzählung war es ja, den Tod seines Bruders zu rächen.

In die sexuelle Rivalität geriet Billy automatisch im Verlauf der Ereignisse. Aber das Wichtigste für die beiden Männer in *The Outlaw* besteht darin, daß es für sie nur eine Art wichtiger Ziele gibt: Mädchen und Pferd gehören gleichermaßen dazu. Offenbar genügt die körperlich begehrte Frau allein keinem von beiden: das Totem-Symbol, der Hengst – beinahe identisch mit dem Ich – ist ebenso notwendig. Es

sind die *menschlichen* Beziehungen, die Verkörperung des menschlichen Vaters durch ›Doc‹, welche die Totem-Vorstellungen des Jungen verwirren. Es ist so, als ob ›Doc‹ ein Medizinmann wäre, der die rituelle Totem-Befreiung als natürliches Recht des Knaben aufheben möchte, und zwar deshalb, weil ›Doc‹ seine eigene Totem-Befreiung – gesellschaftlich gesprochen – nicht vollzogen und wirksam gemacht hat. Er muß selbst noch als ›Sohn‹ verstanden werden, dessen Initiation einst mißlang und vielleicht ebenso zur Wirklichkeit, zum Schauspiel der Gewalt geworden ist. Sind Billy und ›Doc‹ nicht eigentlich *Outlaws,* ganz gewöhnliche böse Männer, Paradigmen für die rebellischen Söhne der Urhorde? Wir dürfen nicht übersehen, daß der ›Outlaw‹ ein verräterischer Angehöriger der Cowboy-Clans ist.

Es ist auch festzuhalten, daß man in der Verzauberung des Kinos leicht zu vergessen geneigt ist, daß volkstümliche Erzählungen ein riesiges kulturelles Reservoir darstellen. Es stimmt, daß Filmerzählungen »aus dem Kopf eines einzelnen« stammen, aber die Offenheit des Gesichtspunktes dem gewählten Stoff gegenüber – diese fiebrige Erfindungskraft, die für Hollywood so charakteristisch ist – gibt eben dem die Übermacht, was wir ›Aberglaube‹ nennen. Wir reden von ›Liebesgeschichten‹, ›Melodramen‹, und sind uns in der Regel kaum bewußt, welche Spuren religiös-magischer Art im Innern dieser Begriffe als imaginative Formen enthalten sind. Das ist der Fall bei der Totem-Rolle des Pferdes im amerikanischen Film. Einerseits haben Cowboy und Pferd (sie traten einst zusammen als Hauptdarsteller auf) eine offene und einfache Bedeutung wie ein Wappenschild; andererseits ist, wie in *Gallant Bess,* uralter Totemismus mit einer Art modernem Neurotizismus vermengt; in einem weiteren Sinne, wie in *The Outlaw,* ist das Pferd als eine Art Totem-Phantasie gegenwärtig: ein begehrter Kraft-Fetisch, ohne den die Frau nicht vollkommen begehrenswert erscheint – oder endgültig besiegt werden kann. Nachdem er ›Doc‹ getötet und an dessen Grab getrauert hat, macht sich Billy mit seinem gefleckten Hengst allein auf den Weg: Einige Augenblicke vor dem Filmende erlaubt er dem Mädchen, hinter ihm aufzusitzen; so wandern alle drei aus dem Bild.

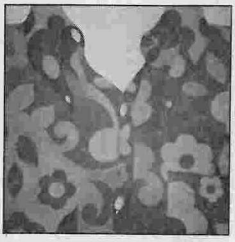
*

Jörg Schröder erzählt: SO-JA-BOHNEN[17]

Hubert Burda, der mit der TUNTE, der war ja auch mal jung und ein Schöngeist. Also, das wird eine Mäzenatengeschichte, die ich jetzt erzähle. Ich war damals gerade in der Zwischen-MÄRZ-Zeit, nach dem Konkurs von MÄRZ 1 und dem Neuanfang von MÄRZ 2 bei 2001, da war ich in der Nähe von Nizza. Und was lese ich in der FRANKFURTER RUNDSCHAU: *›Petrarca-Preis‹*. Es sollte dieser Preis verliehen werden, und zwar an den Stätten von Petrarcas besonderem Wirken. Und wer sitzt im Auswahlgremium: Tarzan Brockhaus, Klaus Handke oder wie heißt der? Und Michel Krüger, immer auf Speed und Rumpeldipumpel, immer vorneweg, eine Massimo jagt die andere, und Nicolas Born, noch nicht so berühmt wie heute, wo er tot ist. Bazon Brock, der heißt natürlich anders: Hans-Jürgen, weißdergeier, Itzehoe oder so. Der kommt aus Itzehoe und heißt natürlich anders. Weil er auf der Schule schon so viel gesabbelt hat, hat den irgendein Studienrat ›Bazon‹, griechisch ›der Schwätzer‹, genannt. Das war also das Gremium, das den Petrarca-Lyrik-Preis verleihen wollte, und dazu mußten sie den Mont Ventoux besteigen, weil Petrarca das auch mal gemacht hat. Und Laura, mein Gott, das ist ja auch so eine Sade-Kiste. Der alte Marquis hat sich immer auf diese erfundene Laura berufen, weil er gerne aus der Familie der Petrarca-Laura stammen wollte. Ist natürlich alles gar nicht wahr!

Die Mont-Ventoux-Besteigung war also angesagt. Ich saß bei Nizza in meinem dumpfen Reisemobil. Und habe einen kleinen Brief an die RUNDSCHAU geschrieben. Habe gehört... Petrarca-Fest, Ventoux-Besteigung. Damals in so einem Wahn, daß ich vielleicht mal was schreiben müßte, und war doch eigentlich aus dem Kulturbetrieb ausgestiegen. So rumgependelt und viele Pläne gemacht und ab und zu meine Pop-Sachen verkauft. Und Schütte oder Schmitz schrieb zurück, das ist auch so ein Chymiker. Ein ganz kerzengerader, aber der hat irgendwie Rückgrat. Hat nie einen Rückfall gemacht, er bekennt sich beispielsweise immer noch dazu, daß er den *Vesper* scheiße findet, mitten auf der Freßgass, obwohl er sich unheimlich ärgert, daß

er das falsch eingeschätzt hat, ein richtiger Feuilleton-Schwabe. Der hat also zurückgeschrieben, ich soll das machen, gebongt, Auftrag. Und ich habe also sofort an dieses Preisrichter-Gremium geschrieben – an den Hanser-Verlag, Michel Krüger, er solle mir eine Einladung schicken. Da kam mal gar nichts. Ich wollte aber nicht einfach so aufkreuzen. Von Krüger kam nichts. Und als neu bestallter Berichterstatter einer Zeitung, erstmalig, und da möchtest du natürlich die Ehre haben, ja sofort, natürlich, bitte, Sie müssen dann und dann da sein. Komische Einladungsrituale, daß man 33 Eiertänze aufführen mußte, um diese Wanderung vielleicht mitmachen zu dürfen. Die wußten dann schon warum, das ist mir später klargeworden.



Und dann Burda noch, der Stifter, der hatte sich in seiner Pimpfenzeit in Frankfurt umgetan. Als junger Mann durfte der noch mal was ›ganz Verrücktes‹ machen; als Spielgeld so ein paar Millionen, damit hat er *M* gemacht, das sollte was ganz Avantgardistisches werden, mit Brock als Berater. Frag mich nicht, was *M* bedeuten sollte, auf jeden Fall was ganz nach vorne. Und dafür hat er sich überall rumgehört, bei den Innovativen, und Rambow hat den Titel gemacht, war natürlich auch nur ein *M*. Und Nullnummer und Präsentation und weißderteufel und der ganze Burdakonzern und dies und das. Das habe ich vage alles mitgekriegt damals: Und wieder hat sich Burda mit Rambow in Sachsenhausen in dieser Pennerkneipe getroffen, wo die Pisse kniehoch steht. Auf so einem BUNTE-Niveau also lief das Ganze ab. Auf jeden Fall: dieses *M* hat er dann in den Sand gesetzt, aber das macht ja nichts, so ein Konzern, das sind läßliche Jugendsünden. Und dann als BUNTE-Volontariat diese Petrarca-Kiste, er hatte ja schließlich nicht umsonst in Florenz studiert, und 30 Täusender für ein paar Gedichte, das ist doch ville, nich? Und ich dachte mir eben, immer voll intuitiv, das muß was Komisches werden, wenn Handke, Burda, Brock und der

Krüger, und denn die Einladungen. Aber es kam eben nichts. Ich habe nochmals hingeschrieben. Schließlich ein verhuschtes Schreiben von einem Münchner Werbedienst auf meinen Campingplatz in Juan-les-Pins. Ja, aber gerne, selbstverständlich und so. Ich denke ja immer, warum wollen die mich nicht? Denk ich immer. Na ja, ist doch klar, inzwischen ja nicht mehr. Weiß ich ja, warum. Also gut. Ich wußte aber Ort und Datum.

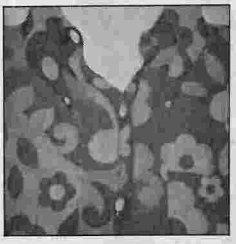
Und fahre also mit meinem Reisemobil bis nach Avignon, Carpentras, Hotel Safari, ein Zimmer gemietet. So ein richtig blödes französisches Holiday Inn, mit einem Piscine selbstredend, in dem aber kein Wasser drin war. Und den Mont Ventoux kannte ich auch nur vom Guide Vert. Ich habe mir dann die Crudités reingefegt, erst mal gegessen, ein Saufraß. Schon saßen da die ersten Laura-Leserinnen und haben sich auf Petrarca vorbereitet. Die Sonette. Dong. So etwas sehe ich sofort als Buchhändler, verstehste, aus den Augenwinkeln. Diese Mädels mit den Silberstrümpfen und den zugekniffenen Knien und halbaufgeschlagenen Büchern, so reclammäßig, Altbuchhändlerinnen. Und dann kamen auch schon die entsprechenden Herren dazu angedakkelt. Und hatten ihre Tüchlein reingewunden, drei, vier verstreut. Alles andere französische Vertreter. Das hatte überhaupt keine Petrarca-Atmosphäre, das gibt es gar nicht, ich bin hier falsch. Dieses Festival, das findet gar nicht statt.

Am nächsten Morgen. Balkon. Steh ich da. Ich denke, das kann doch nicht wahr sein. Ein blaues Kleid mit weißen Punkten, ein bißchen verhuscht, das ist doch Maleen Brinkmann. Leck mich am Arsch. Ich soll in den Balkon versinken. Jetzt war mir natürlich klar, bella intuizione, wem die den Preis verleihen wollten und warum der Krüger nicht wollte, daß ich anreise. Flash. Wem kann man posthum so einen Preis verleihen? Brinkmann! Posthum natürlich. Was für ein Wichs. Und dann kam auch schon der pockennarbige bleiche Born aus dem Hotel in seinem Jeansanzug raus und ging auf Frau Brinkmann zu, und ich war so braungebrannt und dünn und sah gut aus, und da hab ich mich schon geschämt, daß ich so wenig kränklich aussah, und gleich werden sie mich da unten alle anmachen, die ganze Bagage. Und dies und das. Jetzt kann man nur noch auftreten. Dumpf, in meiner komischen Khakijacke. Es gibt Situationen, ver-

stehst du, wo man lieber nicht so gesund aussehen will. Ich habe noch kurz überlegt, ob ich nicht lieber 'ne Mücke machen soll. Da kam auch noch der Brock ganz locker und machte schon die große Regiebewegung, »Komm Peter, mach Dienst.« Und Handke. Das darf man ja eigentlich gar nicht erzählen, und deswegen muß man es erzählen. Das ist ja so grauenhaft. Da hatte dieser Fitti, dieser Handke, dieser blöde Spagyriker, hatte der sich doch tatsächlich schon seine hochmodernen Khakihosen bis zum Knie hochgekrempelt, völlig vergeistigt hochgekrempelt, seine Seidenstrümpfe ausgezogen, dumpf auf seinen dürren Beinen stakste er umher und entblödete sich nicht, tatsächlich die Kinderstufen in dieses nichtgefüllte Piscine runterzugehen und in der grünen Restpampe herumzuwaten, hin und her. Entsetzlich.

Nachdem ich Maleen Brinkmann gesehen hatte, dachte ich, sie wird mir vielleicht gar nicht guten Tag sagen. Und Brock vielleicht auch nicht. So was gibt es doch, das ist dann auch nicht schön. Dieser Brock, damals im MÄRZ-Verlag, hatte mal versucht, mir einen Prozeß anzuhängen, weil ich ihm kein Geld bezahlen wollte für seine Wunderberatungen. Wir hatten einen richtigen Vertrag. Brock sollte oder wollte, wie hieß das noch? Da gab es Bögen, die hatten wir extra drucken lassen, mit *›Bismarc Media‹*-Kopf, es ging darum, Brock hatte immer Bohème-Ideen, daraus hat er ja auch so eine Art Volkshochschulkurs gemacht, Documenta-Besucherberatung, und irgendwie ist der so ja auch zur Bohne geworden, der wollte das auf jeden Fall nicht mehr umsonst machen, was man ja verstehen kann, irgendwie muß man ja leben. Ach so ja.
Ideationsbogen hieß das Ding. Und da stand dann drauf: *Ideator*, prrrrum, oben! Wird dann der Name eingesetzt. Und dann *Ideation,* prrrrum – *kurze Beschreibung des Ideationsobjektes* oder *-projektes* oder weißderdeubel. Bong, bong. Vier Seiten. Eine Art Fragebogen. Wer was wo wie. *Projekt.* Rumpeldipumpel. Und da sollte also vom Gartenschlauch bis sonstwas, eine Art intellektueller Lutz Collani. Verstehste. Und dann entstand auch mal ein langes Interview mit Bazon, Bazon hatte irgendwelche Ideationen rausgenöselt. Und dieses Band, darum ging dann später der Prozeß. Das ist nie abgeschrieben worden, aus Versehen gelöscht. Und darüber ging es dann erst recht, das ist natürlich gar nicht geglaubt worden. Weil ich so ungeduldig war, schon immer, hatte Frau Menzigall, dumpf, die falschen Knöpfe

gedrückt. Bei einer Herhaus-Session, der hatte wieder mal seine kritische Organisation von Praxis, KOPRA, vorgetragen, und ich habe meinen spiralistischen Senf dazugegeben, habe also eine wahnsinnsspiralistische Idee entwickelt. Kurz und gut, das war auf dem Band, und am Schluß nur noch ein bißchen Brock. Brabrabra. Eben so ein Ideationsquark. Das lohnte sich nicht mehr für einen Bogen.

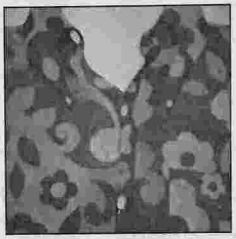


Wir hatten aber auch einen Vertrag gemacht. Hieb- und stichfest. Daß, wenn was realisiert wird, und dies und das, dann kriegt der irgendwie weiß der Teufel wieviel tausend Mark. Das war noch in der ersten Hoch-Zeit, wo Geld noch flüssig war. Und dann sollte der auch noch irgendwie jeden Monat blind drei Mille kriegen. Ganz egal, was er absondert oder nicht. So wurde damals das Geld gestreut, verstehste. Bummbummbumm. Du zwei, du drei, du fünf. Da sind ja auch viele gute Sachen bei rausgekommen. Aber auch *nichts*. Na gut. Das ist ja so grauenhaft, wenn man sich das mal überlegt. Mein Gott. Was da für gutes Geld rausgegangen ist. Naja. Auf jeden Fall. Bazon hat eben nie etwas davon gekriegt. Da bin ich heute noch stolz drauf. Null. Obwohl der überall abgesahnt hat. Und das hat ihn wohl offensichtlich am meisten entsetzt. Er hat sofort einen Rechtsanwalt, Schiedermeyer, angesetzt, es gab lange Schriftsätze. Hin und her, wir hatten auch einen guten Rechtsanwalt. Du kennst diese dünnen Schriftsatzpapiere, wo nie was bei rauskommt. Und dann hat er noch, ganz dumpf, gar nicht mehr der große Ideator, Rumpeldipumpel mit Kaschmir und durchsichtiger Uhr, mickymausmäßig so. Neenee. Da hat er ja dann richtig die kleine Camarilla angeführt – da ging es dann ab mit Rote Zelle MÄRZ. Das war eine Mischung aus gefrusteten KDs und irgendwie entsetzten Ideatoren. All die Leute ... der gute Rambow, der ja eigentlich am unschuldigsten daran war, der noch nicht mal 'ne Serviette schwenken kann, den hatten sie sich natürlich zu ihrem

Fahnenschwinger gemacht, weil, der Rambow hatte mal, das kann man heute ruhig erzählen, weil es ja nicht mehr strafbar ist, der hatte damals dieses wunderbare Stellungsbuch mit den 112 Liebesvariationen, wie hieß denn das? *1 × 1 für 2* aus dem *Porta*-Verlag, den hatte ich schnell erfunden, weil so was ging noch nicht mal bei MÄRZ und OLYMPIA PRESS, das war hochnotpeinlich verboten, das waren Leute, die nichts mehr anhatten, nackt, die habe ich in zwei Tagen nach so frühen japanischen Dingern organisiert, also ein Mann und eine Frau nackt in Rambows Atelier, ohne Reinstecken natürlich, und der hat sie photographiert. Unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit mußten wir dieses Buch produzieren. Das war ja so verboten, wie man sich das heute gar nicht mehr vorstellen kann. Ich habe zu Rambow gesagt, gut, du kannst ein ganz normales Autorenhonorar kriegen. 10 Prozent, als Photograph. Nein. Da will ich nichts mit zu tun haben, hier, nur Photohonorar. Atelier Rambow. Bong. Zock. 2500 Mark Honorar, wie bei *Arwa* oder sonstwo. Nein, nein, will ich nichts mit zu tun haben, Staatsanwalt und dies und das, ich photographiere nur. Da habe ich gesagt: Gut klar. Machen wir so. Und 2% habe ich ihm, hinterher, dann noch angeboten, nur so, nachgeschmissen. Plötzlich aber, als das Ding dann, ein Renner nun auch wieder nicht, aber doch so gut verkauft wurde, 100 000 oder so mindestens, aber es war auch so teuer gewesen, Vierfarbdruck und dies und das, und die Hälfte dieser komischen Wichs- und Sexläden hat damals nicht bezahlt, das war ja alles so ein wackliges Gewerbe, aber das ist wieder ein anderes Thema.

Kurz und gut: Rambow fühlte sich plötzlich, das ist auch so ein notorischer, ein Flackerauge, der am liebsten von Sachen erzählt, wie er mal wieder irgendwo beschissen worden ist, und da leuchten seine Augen noch heute, und dann lacht er so in sich hinein, so ein lustvoller, so ein guter Masochist. Und diesen armen Rambow, der gerne gelitten, ich meine so irgendwie auf eine herrlich unpolitische Weise politisiert, man muß sich das Klima damals 1970 vorstellen, diesen ganzen ›Ho Ho‹ und Rumpeldipumpel und Karl-Dietrich Wolf voll Rohr immer über die Bockenheimer und oben wieder auf meinem grünen Sofa, und hin und her. Das waren alles schon sehr merkwürdige Zustände damals. Und kann man auch drüber lachen. Ich mußte ja immer aufpassen – wegen dieses Kollektivwahns und diesem ganzen Scheiß, alles das, was damals so ein bißchen in die Kapitalistenecke

ging, du, das war ja Grütze damals. Das ist ja so, als wenn du heute einfach mal in so eine Grünen-Versammlung gehst und sagst: Sagt mal, ihr seid ja bescheuert, dieser ganze blöde saure Regen, da kann man doch einfach ein paar AKWs hinstellen, in 20 000 Jahren kümmert ihr euch doch nicht um die Halbwertzeiten von morgen. Jetzt geht es doch um den Wald. Oder so was. So ähnlich wäre das gewesen, wenn du gesagt hättest damals: Na und hier, man muß doch Profit machen, ist doch normal, was denkt ihr euch eigentlich? RotzMÄRZ. Und keiner hat mehr gearbeitet und nur noch geklaut und dit und dat. Und natürlich *›Ausbeutung‹*, und *›Pornokönig‹*. Das war ja eine fatale Kiste. Einerseits, daß ich diese Medienkiste immer weiter mitdrehen mußte wie eine tibetanische Gebetsmühle, diese Pornokönigskiste, damit ich Presse hatte und die Feuilletons weiter gejubelt haben, wie toll die Pornographie ist, und Dieter E. Zimmer, und Emanzipation, und dit und dat. Und die ganze FAZ voll und der SPIEGEL. Das war erstens Werbung, und zweitens liefen noch dauernd Strafprozesse, und drittens war das ja noch ein politischer MÄRZ-Verlag. Und die ganzen Kommanditisten, die da drin saßen, solche KDs und so, die haben natürlich immer voll Rohr... aber gleichzeitig war ich natürlich der Ausbeuter. Und dann wurde da gegurgelt und gemacht. Auf jeden Fall haben sie dann diese Gruppe gegründet: Bazon Brock, Rambow und KD Wolff undsoweiter, um MÄRZ zu kippen. Das mal nur so weit. Auf jeden Fall: Bazon war schon mein Feind. Das heißt, ich hatte ihn nach diesen dünnen Schriftsätzen von seinem Niedermeyer nie mehr gesehen.



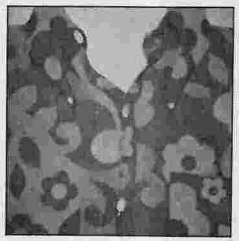
Deswegen. Und dann die Brinkmann-Witwe. Brinkmann, das war auch so ein Ding, der hatte sich auch etwas vom MÄRZ-Verlag entfernt, hatte diese Mischform drauf – wenn der jemand besonders gemocht hat, dann hat er den besonders gehaßt. Diese Eigenarten,

irgendwo auftauchen, mit kurzgeschnittenen Haaren, und mit seinem Bullerbauch, mit seinem John von Fryend – irgend so einem Adlatus von *Exit*, der hat sich dann auch seine Haare kurz geschnitten, und plötzlich war diese SS-Masche drauf. »Es muß jetzt alles ganz, ätzätzätz, rational und brutal, dänk!« Und ein halbes Jahr später wieder die langen und die Schmalzhaare, und dann ging es wieder ein bißchen anders ab. Der hat das immer drauf gehabt, aber ich meine, er hat es auch so ausgelebt, und ich habe den auch ein paarmal rausgekippt, einfach rausgeschmissen, der hatte vielleicht eine Intransigenz. Da hatten wir zum Beispiel einen wahnsinnigen Buchhalter, der war wirklich irre, das muß man sagen, Herr Rische, der hatte ein Richthofen-Syndrom, fing immer ganz normal an zu buchen, und nach anderthalb Stunden Buchung wurde er zum Betriebswirtschatler und dann zum Nationalökonom, und das merkte man auch an den Buchungen, das heißt, da stand keine Zahl mehr richtig, das wurde immer genialischer, also wie in dünner Luft. Kennst das ja: die Richthofen-Schriftproben, der ist damals in seinem Doppeldecker hochgestiegen und immer höher und hat dabei Schriftproben angefertigt, und je dünner die Luft wurde, desto krakeliger wurde die Schrift. Richthofen-Spiralismus. Also gut, dieser Rische hatte das auch drauf. An solchen Sachen ist im Grunde auch dieser ganze MÄRZ-Verlag kaputtgegangen, am Richthofen-Syndrom. Und ich habe leider immer wahnsinnigere Buchhalter eingestellt. Zum Schluß hatten wir einen Bankdirektor, der war so irrsinnig, daß er schließlich in unserem Hochhaus, ich habe ihn dann rausgeschmissen, weil er verrückt war, der hat nur noch von einem Bankkonto zum anderen, das Geld mußte bewegt werden, das muß immer nur in Bewegung sein: Bewegung ist das Wichtigste bei den Banken. Und das andere lag nur in den Schubladen drin. Totaler Irrsinn. Drei Millionen Belege. Wir haben dafür 30 Studenten angeheuert, die das sortieren sollten, und Bankdirektor Lindemann hat die eingewiesen. Die haben auch alles richtig gemacht, nur war wieder alles falsch. Also von Rische zu Lindemann, da gibt es noch fünf weitere. Ein anderer war vernünftiger, die kamen eben alle erst mal ganz normal daher, und du dachtest jedesmal, jetzt haste endlich einen. Also der, den hatten sie bei Stollwerck rausgeschmissen, und die Hälfte der Zeit schrieb er irgendwelche querulatorischen Briefe gegen die Familie Stollwerck, diese Schokoladenfabrikanten, weil sie ihm Unrecht angetan hatten. Ein Wahnsinn. Gut.

Zurück zu Brinkmann. Rische nun, das war so ein Rehabilitationsfall vom Arbeitsamt, irgendwie kriegten wir sogar 400 Mark für den dazu, aber deswegen habe ich den nicht angeheuert, der hätte auch 5000 extra verdienen können. Zuerst machte er irgendwie mal diesen vernünftigen Eindruck. Aber eben seine Spiralen, wischschscht. Dieser Rische, noch in der ersten Phase, eine Lesung in der Günthersburgallee, Brinkmann wollte aus seinem neuesten Gedicht VANILLE vorlesen. Und natürlich, immer hatte er diese intransigente Autorenpanik, alle mußten stille sein, keiner durfte einen Furz lassen oder sich rühren, und Rische war natürlich auch ein Invalide, Durchblutungsstörungen und Hypochonder und so, der konnte dieses VANILLE-Gedicht überhaupt nicht aushalten und fing an zu scharren, mit seinen Durchblutungsstörungen im Bein, und Brinkmann rastete aus: »Wenn nicht!« und »Raus!« und »Maschinengewehr«, und dieser Rische, der war nun völlig fertig, da konnte der sich nicht mehr wehren und schrie sofort nach einem Vertrauensarzt. Beim Hypochonder kannst du doch nur sagen: »Was haben Sie denn am Bein?«, aber wenn du sagst: »Raus, du Drecksau, du hast mit dem Fuß gescharrt!« oder so etwas, der konnte das Gedicht einfach nicht mit anhören, weil, der Rische war selbst irre genug. Deshalb habe ich den Brinkmann rausgekippt: »Komm, jetzt gehst du aber, blöder Dichter!« Tschong. Habe den genommen und rausgezerrt und gesagt: »Ab! Fahr nach Köln und ab, leck mich am Arsch. So nicht. Verstehste.« Na ja, und dann ist er doch nicht nach Köln gefahren, weil, da war er dann, das muß man auch mal sagen, da war er dann der liebe Junge, der ganz klein dasteht und sagt: »Nein, so habe ich es doch nicht gemeint, und entschuldige mal, und nein...« Und da kannste natürlich auch nicht sagen, und dann durfte er wieder reinkommen. Und das sind solche Dinger, die dir so jemand niemals verzeiht – von diesen Dichtern. Verstehste? Hab ich natürlich niemandem erzählt. Aber jetzt ist er tot.

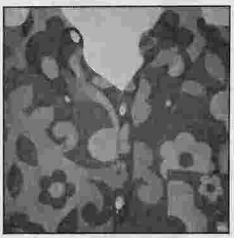
Aber nun die Witwe, meinetwegen zum tausendstenmal das Förster-Nietzsche-Syndrom. Da standen doch nur Witwen rum. Brocks Witwe. Und dann der Born, dem habe ich ja nie etwas getan, außer mal einen Text nicht veröffentlicht. So Sachen eben. Und wenn du dann plötzlich als jemand, der gar nicht mehr da ist auf so einer Szene... Ich kam mir auch ein bißchen komisch vor, ich dachte mir, also da kommste dir

auch so ein bißchen vor als wenn du dich da wieder reindrängen willst, und dann eben so braungebrannt. Also bin ich doch runtergegangen, und dann hat der Handke guten Tag gesagt und der Brock gar nicht so richtig, aber Maleen war sehr lieb. Hat sich gefreut.



Und dann kam auch schon Frau Laura an, wieder mit einem kleinen Reclam in der Hand, und dann kam noch einer und noch einer... Und plötzlich hieß es: Also wir wollten jetzt ja diesen Mont Ventoux besteigen und Petrarcas Wanderung nachvollziehen, nur die Witterungsbedingungen, die sind nicht so, die Zeitbedingungen sind nicht so, wir vollziehen also diese Wanderung im Bus nach. Und wumm. Und das Fernseh-Team, schwuppschwupp in ihre kleinen Autos rein. Alle Leute in den Bus. Und Bazon saß gerade vor mir und Dieter E. Zimmer, und Burda gleich vorne als Onkel Otto neben dem Busfahrer, on ira ou tu voudras quand tu voudras. Der Bus war voll. Und denn waren auch noch drei vier Leute von der Hochschule für Gestaltung, so ein Rauschgoldengel dabei, und dann waren auch tatsächlich zwei, die eine Wallfahrt dahin unternommen hatten, quer durch Europa getrampt, mit Rucksäcken kamen die da an, um den Mont Ventoux zu besteigen, die mußten sie dann in meinem Zimmer unterstellen, weil, die hatten ja mit was ganz anderem gerechnet, das sollte für die ja die letzte Etappe eines alpinen Spaziergangs sein. Dieser Mont Ventoux, das ist ein ziemlich hoher Berg. Und dann ging diese spiralistische Sache auch hoch, der Bus fuhr. Ich habe dagesessen. Und Bazon vor mir. Nur einmal hat er sich umgedreht und gesagt, der ist doch auch so ein Hypochonder: »Mußt du denn immer, Knie und so, ich hab doch ganz schwierige Wirbelsäulen... mußt du nicht immer so hinten durchdrücken...«, dann gab er Melusine Huss einen Eukalyptus-Bonbon und sagte: »Hier hast du wirklich einen phantastischen Rundblick.« Auf jeden Fall, das war das erste Wort von Bazon an mich. Und

im Bus tuschelten die Leute dann immer über de Sade und sein Schloß La Coste, und die Laura-Kiste wurde aufgedröselt, und wo es das beste Essen gibt in Apt, und die Geschichte von Sades Gothon, seiner treuesten Seele, zwei schöne Briefe, das Tollste, was es gibt in der Irrenliteratur. Kurz und gut. Der Bus fuhr. Und dann stand ganz lässig Bazon auf und sagte schwankend, ja, daß man ja eigentlich diese Fußwanderung unternehmen wollte, um diese Erstbesteigung nachzuvollziehen, aber die Witterungsverhältnisse und die Zeitverhältnisse und die Fernsehverhältnisse und... lassen es eben nicht zu, vollziehen wir diese Wanderung, natürlich nicht so verkürzt wie ich jetzt, da hat er natürlich sofort die große Busmetapher abgeprobt, und daß das Busfahren eigentlich unsere heutige Form des Wanderns ist, und weißderteufel. Und prompt wie aus den Etudes Françaises, 2. Band, Les Précipices... Zack. Bong. An dem kleinen Gedenkstein von diesem gedopten englischen Radrennfahrer *Simpson* vorbei. Wurde natürlich sofort japanisch. KlackKlackKlack. Und wieder eingestiegen. Und so weiter. Und dann endlich war man oben – auf dem Mont Ventoux. Nein. Das ist ungerecht. Ein Stückchen zu Fuß fürs 2. Programm, der Bus ist nicht ganz hochgefahren. Diese letzten 120 Meter Anstieg bis zum Gipfel, wo die Radarstation der Force de Frappe steht. Sag ich jetzt schon mal, um die Pointe rauszulassen. Das ist nämlich meine zweitkomischste Atomgeschichte. Also aus Televisionsgründen mußten wir die letzten Meter bis zum Gipfel zu Fuß gehen, damit eben doch ein bißchen Besteigung passiert. Und dann ging es oben gleich wieder ab. KlackKlackKlack. Die kleinen Nikons. Und das Fernsehteam. Und dann natürlich der Wind, ein Wahnsinnswind da oben, heißt ja auch *Ganz windig*, der Berg., Der Bus stand schon vor uns da.

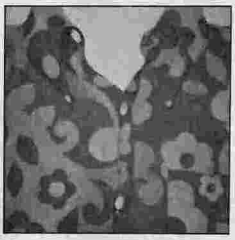


Ach ja, darum ging's ja – alle vier Jahre Preisverleihung an einer der Stätten von Petrarcas besonderem Wirken. Und sein Jünger Burda

immer vorneweg, so ein alerter weltläufiger dunkelhaariger Junge, kannst du sofort sagen: »Bogner-Ski«, weiß der Deubel, auch so auf der Höhe der Intellektualität und auch so die Liebe zu all diesen wunderbaren Sachen; das muß man sich vor Auge halten, wenn man die Entwicklung von solch einem Fitti sieht, wenn der heute dumpf seine Kolumnen schreibt, und wie das alles so sein soll und die Welt sich freuen sollte, auf eine Weise, wie man ja nun wirklich nicht will, daß die Welt sich freut.

Nun waren endlich alle oben. Das war natürlich toll. Ich habe nur den Bus gesehen. Hinten standen jetzt drei Spanplatten drin wie bei diesen Bläsertrupps, na wie bei diesen Sängerchören, *Egerländer* oder so, die haben doch auch hinten immer so ein Ding drin auf ihren Tourneen, nun aber hier ohne Schrift, dafür dumpf links und rechts Brinkmann in Schwarzweiß, in seinem Grimmigsten, in der Mitte Petrarca, standen da im Heckfenster des Busses. Und jetzt guckten da so, und da war mir sofort klar, was da oben abging, guckten da doch zwei Baskenmützen mit so Pinseln drauf aus dieser Radar-Raketenkiste dumpf auf den Bus mit dem Brinkmann und die ganze Gesellschaft, und da wußte ich sofort, hier ist doch die *Force de Frappe* zu Hause. Jetzt sollte Nicolas Born was über Brinkmann sagen, und das war natürlich vergeblich, der Wind so: pfatsch, dem jedes Wort weggezogen, trotz des Windmikrophons, null! War aber gut, daß Wind war, der war so aufgeregt, der Born, Wind oder nicht, merkst du ja trotzdem, was jemand sagt, es war alles in der Grütze!
»Siehe also, liebevollster Vater, wie ich so ganz und gar nichts in mir vor deinen Augen verborgen wissen will, da ich dir nicht nur mein Leben, nein jeden einzelnen Gedanken so sorgfältig eröffne. Für diese Gedanken bete – ich flehe dich an –: da sie so lange unstet und unbeständig waren, möchten sie einmal verweilen, und da sie so viel unnütz herumgeschleudert worden sind, möchten sie sich nun zu dem einen Guten, Wahren, Sicheren, Dauernden kehren. Lebe wohl. Am 26. April zu Malaucène, 1336.«
Hinter den Steinverschlägen wurden dann weiter wegen des Windes Interviews gemacht. Wieder in den Bus rein, jetzt hatten wir eine monegassische Reiseleiterin. Die ganzen Dinger wieder runter zu einem besonders ausgesuchten Lämmeressen, das muß man nicht weiter auswalzen. Es gab die schönen provenzalischen Lämmer, da

konnte man wirklich nicht meckern. Also das Essen war gut, das fand neben einer Lavendelwiese statt, sonst kein Haus weit und breit. Da saß nun die ganze Festversammlung, Bazon holte lässig aus einer Frischhaltetüte den Lorbeerkranz heraus und erzählte, daß er den noch gestern bei Blumen-Fitti in Frankfurt, und ihn ganz frisch gehalten, und klatschte den ersatzweise der armen Maleen Brinkmann auf das Haupt und hielt natürlich eine längere Rede. Wandern, der Mensch als Subjekt der Landschaft. Also es war eine Wanderrede, eine Petrarcasche Wanderrede, im Grunde eine schöne Rede, die du jederzeit irgendwo halten kannst. Bei dem Lamm. Gut! Das ging lange und dazu Wein, und das Lamm, und dies und das, und alles war fröhlich. Und dann gingen wir wieder raus, draußen war die Lavendelwiese und oben der Mont Ventoux. Dann geschah das Wunderbarste, was ich je gesehen habe. Alle Leute pflückten Lavendel und machten rum nach dem Essen. Und wieder stand draußen der Brinkmann auf Spanplatte und an die provenzalische Mauer gelehnt und ähänn die Zooms drauf, muß man ja machen fürs Fernsehen. Also die richtige Brinkmann-Atmosphäre, auf der sich dieser Brinkmann drei Jahre drauf ausgeschissen hätte, so schreibend, auf dieser Geschichte, wie man da beim Lämmeressen, und der Lorbeermuff und die Witwen ... na ja, und viele Tischreden. Und Hoffmeister vom ZDF immer so ein bißchen dumpf geguckt, mit seinen Söhnen oder Töchtern, das läßt sich doch so eine Familie nicht entgehen, so eine Besteigung des Mont Ventoux. Ich habe natürlich defätistische Reden gehalten, ist doch klar, beim Essen, was das alles für ein Scheiß ist, aber schon ein bißchen mit Stil. Hoffmeister immerzu: äh, äh, äh, wußte auch nicht so recht, ob er nun mehr drüber lachen sollte oder gar nichts.



Und endlich draußen die Lavendelwiese, alles verteilte sich, sehe ich doch da diesen unglücklichen Handke, wie der tatsächlich auf einem leichten Hang Kobolz schießt. Im Turnsport nennt man das wohl:

Rolle vorwärts. Tatsächlich machte doch dieser Fitti drei unbeholfene Rollen auf dieser Lavendelwiese. Das mußt du dir einmal vorstellen, einer der es nicht kann, jemand, der nicht fröhlich ist, der ein Erwachsener ist, der Schriftsteller ist und erstens einer, der Handke heißt, im Lavendel drei, vier mißratene Rollen nach vorne!

Dann wieder in den Bus rein, ein bißchen Burda auf französisch: bongbongbong, weil es wohl für den Bus zu eng war. Zong! Dann ging es zurück zu diesem Carpentras-Hotel. Umziehen zum Festakt, die eigentliche Verleihung des Preises, Lorbeerkranz, boing, klatsch, Maleen Brinkmann auf den Dez, das war alles schon gelaufen. Nun ging es zum Kosmopolitischen über, und dafür mußte sich umgezogen werden. Also zurück zum Hotel, alle gleich so dumpf, sammeln, in eineinhalb Stunden und da und dort, dann und dann ab nach Roussillon.

Vorher kam aber noch der dritte Auftritt von Handke, er hatte sich eine Mineralwasserflasche kommen lassen, um ganz nebenbei eine lockere Erfrischung zu zelebrieren, hat sich das Perrier hinten reinlaufen lassen, vor den Kameras; erfrischend! Dann hat er sich auch umgezogen, das weiße Hemdchen und die schwarze Samtjacke, wie all die anderen. Wir fuhren zum *David,* das ist ein Ein-Stern-Ding, was für die Provence schon etwas ist. Mit Blick auf die Fallaises, diese bunten Felsen, wo die armen Leute früher den Ocker abgebaut haben. Noch mal gingen die Reden los, für sozusagen die internationale Welt der Literatur. Da standen drei Ritter, uralte, aber Ehrenlegion, mit ihren kleinen Röschen vorne dran, halt Franzosen, die wirklich nicht mehr stehen können. Und Handke hat die dumpf auf französisch angeprobt, Petrarca und Brinkmann, weiß der Deubel. Und diese armen Franzosen, die haben ja ein ungeheures Standing, diese alten Menschen, die kannst du ja senkrecht von der Bahre hochkippen, bomm, dann stehen die immer noch, wenn einer über Literatur redet und ihnen Brinkmanns *D-Zug-Gedicht* vorliest. Handke hat dann noch eine böse Spitze abgezogen über abgelebtes Leben, Literatur, die kein abgelebtes Leben sein darf, und sagte nebenbei zu dem Tramper-Paar, nach seiner Rede: »Sie lieben sich wohl sehr, weil Sie sich immer streicheln.« Die monegassische Reiseführerin wurde langsam krötig, weil das Essen wartete.

Also das Essen, die Sorbets waren schon reingezogen und die Davidoffs wurden angezündet, Hubert Burda redete über Lucia di Lam-

mermoor, eben noch ein schönes Essen. Dann zum Schluß, als es zum gemütlichen Teil überging, hat Michel Krüger mir eine grauenhafte Geschichte erzählt, daß er in der letzten Minute eingeflogen sei und in fürchterliche Wetterturbulenzen hineingekommen ist, er um sein Leben gefürchtet habe. Kann ja wahr gewesen sein. Das Schönste aber war, daß er mir dann schon so voll angedudelt erzählt hat, daß Brinkmann eigentlich ein Arschloch war. Er hat ihn mal auf dem Bahnhof von Linz gesehen, wie er immer sein Notizbuch rausgerissen hat und wieder eingetragen und immer wieder ganz irre um sich geguckt hat. *Der war ja verrückt!* Das war nun toll, so ein deutscher Lyriker, der in einem Gremium bei Petrarca sitzt und mir dann plötzlich erzählt, daß er einen Dichter gesehen hat, der eigentlich gar keiner war, nur ein Verrückter, der immer sein Notizbuch herauszieht und etwas hineinschreibt.

In Juan-les-Pins fand ich später noch ein Schreiben des Lyrikers Wondratschek vor, der sich beklagte, daß er nicht der Preisträger war, »gegen einen Toten kommt man eben nicht an«. Das ist Literatur.

Hubert Burda
Bergpredigt

Zum Faszinierendsten aber zählt das Nordufer. Hier sind auf einer Länge von nur sieben Kilometer zu Fuß all die Stätten zu erwandern, an denen Jesus lehrte, seine Jünger erwählte, und wo sich viele seiner Wunder ereigneten. Alle reden von der Bergpredigt – an dieser Stelle wurde sie gehalten. (BUNTE, Nr. 51, 15. 12. 1983)

Vorschlag zu einem Magazin einer Erfarungs-Seelenkunde.[18]

An alle Verehrer und Beförderer gemeinnüziger Kentnisse und Wissenschaften, und an alle Beobachter des menschlichen Herzens, welche in jedem Stande, und in jeglichem Verhältniß, Wahrheit und Glückseligkeit unter den Menschen thätig zu befördern wünschen.

von

Karl Philipp Moritz

Unter allen übrigen Dingen hat der Mensch sich selber seiner eigenen Aufmerksamkeit vielleicht noch am allerwenigsten werth gehalten. Blos weil das dringendste Bedürfniß der Krankheit ihn dazu nöthigte, fing er an, seinen Körper genauer kennen zu lernen. Weil er dieses Bedürfniß bei den Krankheiten der Seele nicht so lebhaft empfand, so vernachläßigte er auch die Kentniß dieses edelsten Teiles seiner selbst. Tausend Verbrecher sahen wir hinrichten, ohne den moralischen Schaden dieser, von dem Körper der menschlichen Gesellschaft abgesonderten Glieder unserer Untersuchung werth zu halten. Da diese doch ein eben so wichtiger Gegenstand für den moralischen Arzt und für den nachdenkenden Philosophen, als für den Richter ist, welcher die traurige Operation veranstalten muß.

Wie nahm die Entzündung in dem schadhaften Gliede almählich zu? Wie hätte dem Uebel noch beizeiten vorgebeugt, der Schaden noch geheilt werden können? An welcher Nachläßigkeit im Besichtigen oder Verbinden lag es, daß er so weit um sich grif, bis kein Rettungsmittel mehr fruchten wollte? In welchem Dorn hatte sich der gesunde Finger gereizt? welcher kleine unbemerkte Splitter war darin stecken geblieben, der nach und nach ein so gefährliches Geschwür erweckte? Wie weit mannichfaltiger, verderblicher, und um sich greifender als alle körperliche Uebel, sind die Krankheiten der Seele! Wie weit unentbehrlicher, als alle Arzneikunde für den Körper, wäre dem menschlichen Geschlechte eine Seelenkrankheitslehre, die es noch

nicht hat! Vielleicht deswegen noch nicht hat, weil eine solche wolthätige Wissenschaft die ganze Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes eine lange Reihe von Jahren hindurch erfordert; weil sie noch tausendmal mehr Beobachtungen und Erfarungen, als die Arzneikunde, vorausezt; weil die besten Köpfe, welche ein Jahrhundert hervorbringt, sich dazu verbinden müßten; weil diejenigen, welche bisher den Krankheiten der Seele eigentlich entgegen arbeiten solten, dieselben größtenteils durch den Schleier einer nur alzuoft misverstandenen Religion betrachteten, wodurch ihre Augen so dunkel wurden, daß sie die so mannichfaltig verschiednen Gebrechen der Seele mit einem einzigen algemeinen Namen benanten, und beständig ein einziges Universalmittel dagegen anpriesen, wodurch daß Uebel oft noch grösser ward, um sich nur nicht die Mühe geben zu dürfen, über den jedesmaligen Zustand des Kranken, und über die innere Natur und Beschaffenheit der Krankheit selbst genauere Untersuchungen anzustellen.

Gäbe es doch wahre moralische Aerzte, welche so wie die phisikalischen, sich mehr mit Individuis beschäftigten, und von ihren Heilungsarten, zum algemeinen Besten, öffentliche Berichte abstatteten! Aber leider gibt es viele moralische Quacksalber, welche die einzige Universalarznei aller Krankheiten der Seele erfunden zu haben glauben, und sie mit grossem Geschrei und in einem Schwall von Worten zu Markte bringen, um dem staunenden Pöbel ein Blendwerk zu machen.

Was ist unsre ganze Moral, wenn sie nicht von Individuis abstrahirt ist? Der Grundriß eines Gebäudes im Sande, den ein kleines Lüftchen zerstört, ein ohngefährer Umriß ohne innern Gehalt, eben so wie alle Pädagogik, die sich nicht auf eigne spezielle Beobachtungen und Erfarungen gründet.

Aus den vereinigten Berichten mehrerer sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens könte eine Erfarungsseelenlehre entstehen, welche an praktischen Nuzen alles das weit übertreffen würde, was unsre Vorfahren in diesem Fache geleistet haben.

Freilich hält sich der Mensch für zu wichtig, an dem Menschen selber moralische Experimente zu machen; aber es kömt ja hier nicht auf den Namen sondern auf die Sache an. Man macht ja diese Experimente nicht, um ihrer selbst willen, oder blos um etwa einen Saz aufzuklären, sondern vorzüglich um einem Individuum unmittelbar dadurch

nüzlich zu werden; gelingt dies leztere nun, so hat man ja einen doppelten Vorteil erreicht.
Aber wenn es nicht gelingt, wenn es die entgegengesezte Wirkung thut? – Muß man nicht bei Krankheiten, wo das Leben eines Menschen auf dem Spiele steht, eben dies befürchten, und oft zu verzweifelnden Mitteln schreiten, wenn sonst keine Hofnung mehr übrig ist. Sagt nicht ein Vater von seinem ausgearteten Sohne: dies lezte wil ich noch an ihm versuchen, und wenn das nicht hilft, dann muß ich ihn aufgeben, und ihn seinem Schiksale überlassen!

Wer aber wird solche traurige Beobachtungen, die er an Kindern, Verwandten oder Freunden gemacht hat, öffentlich drucken lassen, und dadurch jene Unglücklichen noch der öffentlichen Schande aus-

sezen? – Wenn der Nuzen, welcher dadurch erreicht werden kann, das Wohl der Menschheit betrift, wer wolte sich da wol weigern, ein solches Opfer zu bringen? schonen wir doch nicht unserer Körper nach dem Tode, sondern lassen dieselben zum Besten der Menschheit öfnen, um zu untersuchen, wo der Siz der Krankheit war. Dann dürfen ja auch nur die Fakta ohne die Namen der Personen erzält werden, ob es gleich in sehr wichtigen Fällen besser wäre, wenn auch diese als Belege der Warheit mit angeführt würden.

Befürchtet man, daß es eine widrige Wirkung thun würde, wenn manche Personen ihre eigene Geschichte gedruckt lesen solten; könte man denn nicht auch Stof genug von solchen Personen hernehmen, welche nicht zur lesenden Welt gehören? Ein Prediger auf dem Lande von seinen Pfarrkindern? ein jeder Vorgesezter von seinen niedrigern Untergebnen? Könten nicht der Schulmann, der Prediger, der Offizier, der Jurist zu einem solchen Werke wichtige Beiträge liefern? Schon die Geschichte der Missethäter und der Selbstmörder, was für einen reichen Stof bietet sie dar? Die Geschichte wohlhabender in den Bettelstand gerathener Leute, und solcher, die sich aus einem niedern Stande empor geschwungen haben. Die lezten Stunden grosser Männer, so wie der Aufsaz von Sulzern im deutschen Museum, und das, was Leisewiz von Lessings Tode schreibt. Eigne wahrhafte Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selber, wie Stillings Jugend und Jünglingsjahre, Lavaters Tagebuch, Semlers Lebensbeschreibung, und Rousseaus Memoiren, wenn sie erscheinen werden. Die Beßrungsgeschichte von Jünglingen und Erwachsenen in jedem Alter. Die Art und Weise, wie es jemanden gelungen ist, irgend einen besondern Fehler, als Zorn, Hochmut oder Eitelkeit abzulegen. Der Rückfall in diese Fehler. Gelungene oder mißlungene Versuche rechtschafner Schullehrer und Erzieher an einzelnen Subjekten. Nachrichten alter Schulmänner von den merkwürdigen Schiksalen ihrer ehemaligen Schüler, die sie in ihrer Jugend genauer kennen gelernt haben. Die Geschichte der Wahnwizigen und Schwärmer. Auffallende gute Handlungen, wie die von dem hiesigen Teichmann, mit der genauen Prüfung derselben. Auffallende böse Handlungen, wie die von Rousseau, worüber im deutschen Merkur vortrefliche Abhandlungen stehn. Auffallende oder stille Tugenden. Auffallende oder verborgene Fehler. Nebeneinanderstellung verschiedener Personen aus der Geschichte, und ihr Verhalten in beinahe ähnlichen Fällen. Karaktere

und Gesinnungen aus vorzüglich guten Romanen und dramatischen Stücken, wie die Shakespearschen, welche ein Beitrag zur innern Geschichte des Menschen sind. Vorzüglich aber Beobachtungen aus der wirklichen Welt, deren eine einzige oft mehr praktischen Werth hat, als tausend aus Büchern geschöpfte.

Alle diese Beobachtungen erstlich unter gewissen Rubriken in einem dazu bestimten Magazine gesamlet, nicht eher Reflexionen angestelt, bis eine hinlängliche Anzal Fakta da sind, und dann am Ende dies alles einmal zu einem zweckmäßigen Ganzen geordnet, welch ein wichtiges Werk für die Menschheit könte dieses werden! das wäre noch der einzige Weg, wie das menschliche Geschlecht durch sich selber mit sich selber bekanter werden, und sich zu einem höhern Grade der Volkommenheit empor schwingen könte, so wie ein einzelner Mensch

durch Erkentniß seiner selbst volkomner wird. Wie wird nicht schon durch Schlözers Briefwechsel, durch die Ephemeriden der Menschheit u. s. w. die Welt mit sich selbst bekanter, warum solte nicht eben dieses auch durch ein Magazin der Erfarungsseelenkunde geschehen können? das würde alsdann einmal ein algemeiner Spiegel werden, worin das menschliche Geschlecht sich beschauen könte. Und wenn dieser Beobachtungsgeist nur einmal rege würde, und eine dauerhafte Richtung auf diesen wichtigen Gegenstand der menschlichen Erkentniß behielte, was für wichtige Fortschritte könten nicht in wenigen Jahren gemacht werden, wenn ein jeder in seinem Zirkel Beobachtungen anstelte, und dieselben zum algemeinen Besten bekant machte?

In dieses Magazin könte zuerst vieles gesamlet werden, was hin und wieder in Büchern zerstreut ist, und grade hieher gehört. Dann müßten aber schlechterdings nur wirkliche Fakta darin abgedruckt werden, und wer sie einsendete, müßte der Versuchung widerstehn, Reflexionen einzuweben, so würde es sich vielleicht von selber fügen, daß mehrere nach und nach eingesandte Fakta einen bisher zweifelhaften Saz endlich bestätigen, oder einen andern einschränken, oder wiederum einen fälschlich behaupteten ganz aufheben könten.

Wer siehet nicht ein, daß Lavates Physiognomik immer ein vortreflicher Beitrag zu einer Erfarungsseelenlehre bleiben wird, und daß dieselbe vielleicht nur darauf wartet, in ein grösseres Ganze eingeschoben zu werden, um ihre völlige Nuzbarkeit zu zeigen? Einige vortrefliche Aufsäze von Lichtenberg im Göttingschen Magazin sind ebenfals ein wichtiger Beitrag; so wie verschiedene Aufsäze im deutschen Museum, Merkur, den Ephemeriden der Menschheit, Schlözers Briefwechsel, Meißners Skizzen, Zöllners Lesebuch für alle Stände u. s. w.

Wer wird nicht gern einer so wichtigen Wissenschaft, als die Erfarungsseelenkunde ist, seinen Zol abtragen? – Kömt eine solche Wissenschaft zur Volkommenheit, so wird man einmal die Kentniß des menschlichen Herzens mehr aus der ersten Quelle, als aus Erdichtungen schöpfen können. Das Nachbeten und Abschreiben in den Werken des Geistes wird aufhören, und der Dichter und Romanenschreiber wird sich genötigt sehn, erst vorher Erfarungsseelenlehre zu studiren, ehe er sich an eigene Ausarbeitungen wagt.

Auch das blosse Magazin dieser Wissenschaft würde auf die Art schon

ein Werk seyn, das dem Seelsorger, dem Richter, dem Arzt, und vorzüglich dem Schriftsteller des menschlichen Herzens unentbehrlich wäre. Selbst dieses Magazin könte wechselweise durch wichtige Reflexionen und wichtige Fakta wachsen. Und wenn dann dies Werk von den besten Köpfen Deutschlands unterstüzt würde, bis zu welcher Volkommenheit könte es gebracht werden! keine Nazion hätte dann vielleicht ein ähnliches aufzuweisen. Diese Wissenschaft würde sich auf die Weise almählich selber bilden, und wie fest würde dies Gebäude werden, wo die Lücken nicht durch leere Spekulazionen zugestopft, sondern durch Thatsachen ausgefült würden!

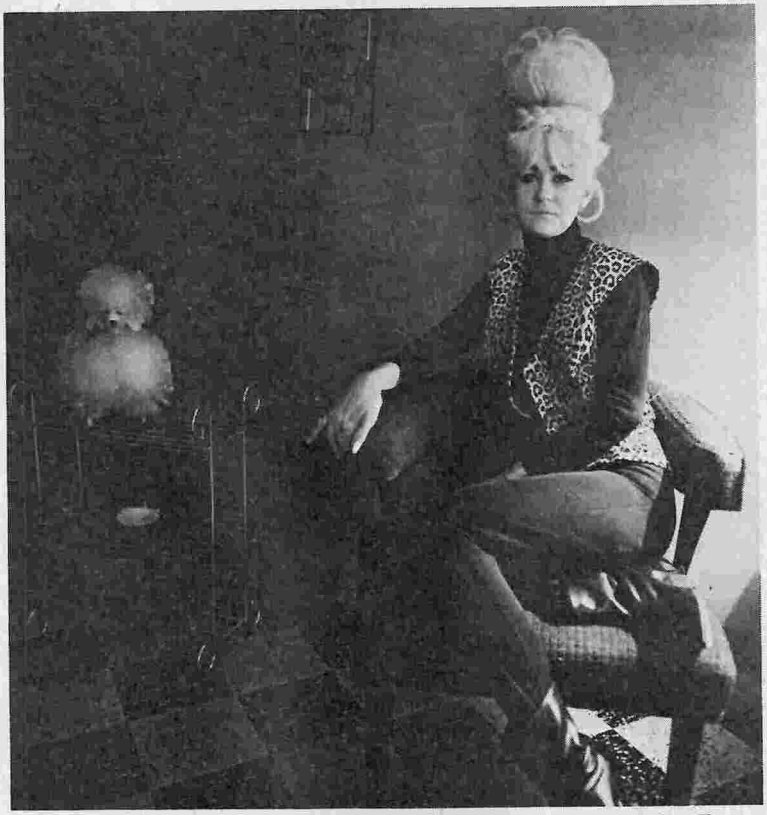
Welch eine Glückseligkeit wäre es, die Vollendung eines solchen Werks zu erleben! – Es ist fast schändlich, daß man bis izt noch Schneckenhäuser und Spinnen beinahe mehr als den Menschen seiner Aufmerksamkeit werth gehalten hat!

Aber wie sol ein solches Werk jemals vollendet werden? – Dann ist es vollendet, wenn alle Ausnahmen bemerkt sind, wenn die Fakta sich immer so einfinden, daß sie keine Ausnahmen mehr von der Regel machen. – Das System der Moral, das wir besizen, kan immer als ein ohngefährer Grundriß betrachtet werden, damit man doch nicht ganz aufs Ohngefähr hin arbeitet; aber man muß dies System auch so schwankend, wie möglich nehmen; blos einige Punkte festsezen, aber noch nicht von einem Punkte zum andern Linien ziehen, sondern nun warten, bis diese Linien gleichsam sich selber ziehen.

Möchten sich doch viele finden, deren Geist ihr ganzes Leben hindurch die beständige Richtung behielte, nur den Menschen zu beobachten! Möchten doch viele solche ihre Kräfte vereinigen, und zum Besten der Menschheit tausend andere nüzliche und angenehme Kentnisse aufopfern, die ihnen zu dem eigentlichen Studium des Menschen die Zeit rauben!

Wer sich zum eigentlichen Beobachter des Menschen bilden wolte, der müßte von sich selber ausgehen: erstlich die Geschichte seines eigenen Herzens von seiner frühesten Kindheit an sich so getreu wie möglich entwerfen; auf die Erinrungen aus den frühesten Jahren der Kindheit aufmerksam sein, und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf ihn gemacht hat, so daß die Erinrung daran sich noch immer zwischen seine übrigen Gedanken drängt. Dabei müßte er aber ja nicht etwa die Spuren seines Genies, oder dasjenige, was schon in ihm steckte, in den frühesten

Begebenheiten seines Lebens oder in seinen kindischen Handlungen suchen wollen. Er müßte auf sein gegenwärtiges wirkliches Leben aufmerksam sein: die Ebbe und Fluth bemerken, welche den ganzen Tag über in seiner Seele herscht, und die Verschiedenheit eines Augenblicks von dem andern; er müßte sich Zeit nehmen, die Geschichte seiner Gedanken zu beschreiben, und sich selber zum Gegenstande seiner anhaltendsten Beobachtungen zu machen; ohne alle



heftigen Leidenschaften müßte er nicht sein, und doch die Kunst verstehn, in manchen Augenblicken seines Lebens sich plözlich aus dem Wirbel seiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu spielen, ohne sich im mindesten für sich selber zu interessiren. Von dem Leben der Menschen, deren Geschichte

beschrieben ist, kennen wir nur die Oberfläche. Wir sehen wol, wie der Zeiger an der Uhr sich dreht, aber wir kennen nicht das inre Triebwerk, das ihn bewegt. Wir sehen nicht, wie die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwikkeln. Dies bemerken wir nur so selten bei uns selber, geschweige denn bei andern. Damit ist aber nicht ausgemacht, daß wir es nicht bemerken könten. Dies ist eben noch das unbearbeitete Feld. Tausend Beobachtungen, die man hier schon gemacht hat, sind blos von der Oberfläche genommen, und nicht aus dem Innersten der Seele heraus gehoben. So mancher, der über seine Seele nachdachte, that es vielleicht erst in einem Alter, wo schon seine Leidenschaften ruhiger waren, und eine dunkle algemeine Zurückerinrung war die Grundlage seiner Beobachtungen. Wenige nahmen sich vielleicht nur die Zeit, ihre Seele zu beobachten, da sie noch grade in der größten Wirksamkeit und Thätigkeit begriffen war. Freilich scheint es mit einer widrigen Idee bei andern Menschen verbunden zu sein, Beobachtungen über sich selber anzustellen; und man kan den Gedanken nicht gut vermeiden, daß man seiner eignen Person eine zu grosse Wichtigkeit beilegt, indem man grade selber der Gegenstand dieser Beobachtungen sein wil. – Aber kan es denn ein andrer sein? können wir in die Seele eines andern blicken, wie in die unsrige? und opfern wir uns nicht beinahe eben so auf, wenn wir, andern zum Besten, den Zustand unsrer Seele zergliedern, wie derjenige, der nach seinem Tode andern Menschen durch die Zergliederung seines Körpers nüzlich wird? Kan man sich aber z. B. in einer unzufriedenen Stunde nur einmal so sehr über sich selbst erheben, daß man über seine eigene Unzufriedenheit reflektirt, so ist diese Reflexion gewiß weit ineressanter, als wenn sie erst einige Tage nachher angestelt wird, weil mit der Unzufriedenheit selbst auch ihr Bild, welches sie in der Seele zurückließ, größtentheils wieder verschwunden ist. Getreue Gemälde, die man sich selber von seiner eignen Seele entwirft, verdienen immer die größte Aufmerksamkeit.

So müßte nun der Menschenbeobachter von sich selber ausgehen, und dann könten seine Beobachtungen nach und nach zu Gesicht, Sprache, und Handlungen von Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen übergehn. Von der geheimen Geschichte seiner eignen Gedanken müßte er durch Gesicht, Sprache und Handlung auf die Seele andrer schliessen lernen. Keine Wendung im Ausdruck, kein oft ge-

brauchtes Apropos, kein oft angebrachtes was ich doch sagen wolte? keine Wiederholung einer und eben derselben Sache, oder gar eines und eben desselben Worts müßte ihm unwichtig scheinen, oder seiner Aufmerksamkeit entgehn: denn zuweilen sind solche oft wiederholte unbedeutend scheinende Ausdrücke im Reden, ein getreues Bild von der Schnelligkeit oder Langsamkeit, Beständigkeit oder Unstetigkeit, Ordnung oder Unordnung, im Denken und Handlen bei solchen Personen. Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende ist überhaupt ein wichtiges Erforderniß des Menschenbeobachters, und dann die Uebung in der Nebeneinanderstellung des Successiven, weil der ganze Mensch blos aus successiven Aeusserungen erkant werden kan. Nun wird aber dasjenige in der Nebeneinanderstellung oft zur Harmonie, was einzeln genommen, mißtönen würde: dies trift auch bei dem Menschen ein. Welche Harmonie muß der höchste Verstand vernehmen, indem alles neben einander steht, und zugleich tönet, was uns auf einander zu folgen und einzeln zu tönen scheinet! Etwas Aehnliches wird vielleicht einmal das Resultat von allen neben einander gestelten Bemerkungen des Menschenbeobachters sein. Dieser muß aber freilich auf viele andre angenehme und nüzliche Kentnisse Verzicht thun. Das Studium des Menschen muß sein ganzes Leben hindurch, und in allen Verhältnissen seines eignen Lebens seine Hauptbeschäftigung sein. Vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüber zu träumen, muß er sich äusserst hüten; er muß in keine idealische, sondern in seine eigne wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen.

Aber wer gibt dem Beobachter des Menschen immer Kälte und Heiterkeit der Seele dazu, alles was geschieht, so wie ein Schauspiel zu beobachten, und die Personen, die ihn oftmals kränken, wie Schauspieler? Ja, wenn er nur nicht selber mit im Spiele begriffen wäre, und wenn nur kein solcher Rollenneid statt fände? — Aber was sol einer denn thun, wenn er von Menschen oder von seinem Schicksale unterdrückt wird, und nun nicht weiter kan? was bessers und edlers, als sich hinaus versezen über diese Erde, und über sich selber, gleichsam als ob er ein andres von sich selber verschiedenes Wesen wäre, das in einer höhern Region aller dieser Dinge lächelt – und auf die Art über sich selber, über seine eignen Klagen und Beschwerden – lächeln – das alles wie ein Schauspiel zu betrachten – welche Wonne, welch eine Erhebung zum alles umfassenden Schöpfer des Weltals!

So bald ich also sehe, daß man mir selber keine Rolle geben wil, stelle

ich mich vor die Bühne, und bin ruhiger, kalter Beobachter. So bald mir mein eigner Zustand beschwerlich wird, höre ich auf, mich für mich selber so sehr zu interessiren, und betrachte mich als einen Gegenstand meiner eignen Beobachtung, als ob ich ein Fremder wäre, dessen Glücks- und Unglücksfälle ich mit kaltblütiger Aufmerksamkeit erzälen hörte.

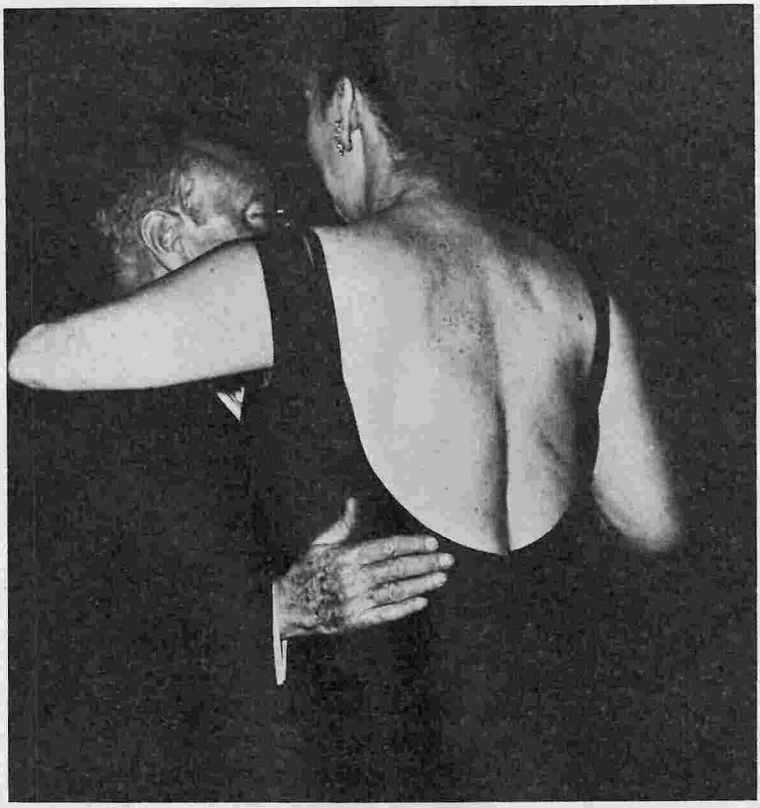
In keinem Verhältnisse des Lebens ist die Beobachtung seiner selbst und der Menschen um uns her etwas Unangenehmes oder Beschwerliches. Es ist vielmehr ein Trost und eine Zuflucht vor unsern eignen besondern Kummer.

Und fehlet es uns wohl in irgend einem Stande an Gelegenheit, Beobachtungen über den Menschen anzustellen? Möchten doch Leute aus ganz verschiedenen Ständen, diese Arbeit unter sich vertheilen, und ein jeder nur erst einige Personen, mit denen sein Stand oder sein Amt ihn in die genaueste Verbindung sezt, zum Ziele seiner Beobachtungen machen? – Aber auf die Art wäre ja niemand vor den spähenden Blicken seines besten Freundes sicher, wenn dieser ihn gerade zum Ziele seiner Beobachtungen macht? – Und was schadet dieses denn? – Solten nicht vielmehr zwei Freunde selber jeder in den andern wie in einen Spiegel blicken, um desto genauer mit sich selber bekant zu werden? Wäre es nicht gut, wenn sie sich selber ihre Gedanken einer über den andern mittheilten, und auf diese Weise einen desto wichtigern Beitrag zu der Erfarungsseelenkunde lieferten, je strenger und unparteiischer sie sich gegen einander enthült hätten, und die Beobachtungen des einen von dem andern geprüft wären.

Freilich hat der Menschenbeobachter noch viele Hindernisse zu überwinden, er muß durch den Vorhang der sogenannten guten Lebensart, durch den Vorhang der Lebensklugheit, und durch den Vorhang der Selbstgefälligkeit oder Gefälligmachung seiner selbst bei andern durchblicken, ehe er in das Innerste des Herzens dringen kan.

Besonders ist die Verstellung aus einer falschen Art von Gefälligkeit am allerhäufigsten. So groß ist die Begierde, auch oft nur auf eine Viertelstunde lang, einem andern mit dem man jezt grade redet oder umgehet, besser zu gefallen, daß man, die Zeit über, seine Meinungen und Gesinnungen ganz verläugnet, um in die Meinungen und Gesinnungen des andern einstimmen zu können. Im Grunde ist dieses Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit, denn wir gefallen uns immer doppelt, indem wir zu gleicher Zeit einem andern zu gefallen glauben. Beinahe

ein jeder zeigt sich in einem etwas andern Lichte, so bald er glaubt, daß er bemerkt wird, und sobald ihm daran gelegen ist, in den Gedanken eines andern auf eine vortheilhafte Weise zu existiren.



Auch die Nachahmungssucht unter uns ist ein grosses Hinderniß des Beobachters. Man legt nach und nach seinen originellen Karakter ab, und sezt sich aus hie und da abgerissenen Lappen einen andern zusammen. Dies macht die Menschen oft so unwahr, daß man sie selber beinahe gar nicht mehr reden hört oder handeln sieht. Diese Nachahmungssucht scheint aber daher zu entstehen, weil eine grosse Eigenschaft des Menschen, der Stolz eines jeden auf sein eignes individuelles Dasein, so sehr unter uns verloschen ist. Die Menschen

drücken sich einander ihr Gepräge auf, und jeder verliert dadurch sein eignes. Man solte die Wertschäzung seiner selbst und den Stolz auf sein eigenthümliches Dasein, auch bei dem geringsten Tagelöhner zu erwecken suchen, so würde ein Stand dem andern nicht so niederträchtig nachahmen.

Die Nachahmungssucht erstreckt sich gar so weit, daß man Ideale aus Büchern in sein Leben hinüber trägt. Ja nichts macht die Menschen wohl mehr unwahr, als eben die vielen Bücher. Wie schwer wird es dem Beobachter, unter alle dem, was durch das Lesen von Romanen und Schauspielen in den Karakter gekommen ist, das Eigne und Originelle wieder hervorzusuchen! Anstatt Menschen, o Wunder! hört man jezt Bücher reden, und siehet Bücher handeln. Leute, die wenig Romane gelesen haben, sind noch immer der leichteste Gegenstand für den Menschenbeobachter. Man lebt und webt jezt in der Bücherwelt, und nur so wenige Bücher führen uns noch auf unsere wirkliche Welt zurück. Man solte auch den geringsten Individuis nur ihre Wichtigkeit erst begreiflich machen, so würde ein ganz anderer Geist unter das Volk kommen. So ein Buch, wie *Lienhardt und Gertrud* ist gerade zu diesem Endzweck eingerichtet, und kann vielleicht eines der nüzlichsten Produkte unser Jahrhunderts sein.

Insbesondre ist es noch der äusserste Zwang in der Jugend, welcher die Verstellung am meisten befördert; und alle Vortheile, welche man durch den Zwang erreicht, können das niemals aufwiegen, was der Mensch dadurch auf sein ganzes künftiges Leben an Wahrheit verliert.

Auch sogar der innre Zwang oder die Ueberwindung unsrer selbst kann uns unwahr machen, so bald wir glauben, daß dieselbe bemerkt wird. Drum ist es gut, sich lieber jemanden allein, als in Gegenwart anderer in dieser Selbstüberwindung üben zu lassen, und ihn sich seinen Freunden mit den Fehlern, die er nun einmal noch an sich hat, zeigen zu lassen, wie er ist. Um immer wahr zu bleiben, solte man sich sogar der Verstellung aus Höflichkeit oder aus Freundschaft nur im höchsten Nothfal bedienen, weil die Fertigkeit, welche man sich dadurch erwirbt, so gefärlich ist.

Bei Kindern geht die Verstellungskunst größtentheils so weit noch nicht; denn da dieselbe eine Fertigkeit ist, so kann sie freilich erst durch Uebung und Anstrengung erlernt werden, und wenn man Zwang vermeidet, so kan man ihr bei Kindern noch am ersten entge-

gen arbeiten, ob sie gleich auch bei einigen schon tiefe Wurzel gefaßt hat, und man diesem Laster mehr als Muthwillen und offenbarer Bosheit entgegen arbeiten muß, wenn es nicht einreissen soll. Denn dies macht eben die Scheidewand zwischen den Gedanken des Lehrers und des Schülers; dieser Vorhang muß est aufgezogen werden, damit der erstere seinen stärksten Feind in der Seele des Jünglings zuerst entdecken, den erst überwinden, und dann mit aller Macht in dieselbe eindringen kan, bis dem reinen Strom der Wahrheit sich kein Damm mehr entgegen sezt.

Daß das Gepräge der Seele von dem Gesichte des Menschen schon so früh verwischt wird, daß sein Ton und seine Mienen schon so früh die selige Uebereinstimmung mit Gedank' und Empfindung verlernen das ist die Frucht der Ueppigkeit und Verfeinerung, der auswendig gelernten Verbeugungen, lächelnder Blicke, und künstlichen Wendungen in den unbedeutendsten Ausdrücken der Höflichkeit.

Es ist traurig, daß mit den Gesezen der Höflichkeit, welche dem Leben einige Vortheile gewähren, besonders in grossen Städten, das beinahe unvermeidliche Uebel verknüpft ist, daß der Mensch in seiner frühesten Jugend schon verstimt, und vielleicht auf sein ganzes künftiges Leben unwahr gemacht wird. Das Kind lernt schon leere Danksagungen und Glückwünsche stamlen, bei denen es nichts empfindet; es lernt sich verstellen, ehe es noch weiß, daß es Verstellung giebt, und daß Verstellung ein Laster ist; es lernt in einerlei leerem Komplimententone seinem Vater mit einem Handkusse, und seinem Schöpfer mit gefaltenen Händen danken; und wann die Zunge noch lallet, sind die Worte schon gekünstelt, und hören auf, natürlicher Ausdruck der Empfindung zu sein. Dadurch wird almählich der dichte Vorhang gewebt, welchen am Ende der Blick des bildenden Beobachters, oder des beobachtenden Bilders, der Herzen nicht mehr durchdringen kan.

Wie viel Gelegenheit hat aber dem ohngeachtet ein Schulmann, Beobachtungen über den Menschen anzustellen. Er, welcher unmittelbar auf den Verstand und das Herz wirken, und nicht eher ruhen sol, bis er die Frucht seiner Wirkungen siehet! Freilich hat der Erzieher den Vorzug, daß er seine Subjekte beständig beobachten kan, da dem Schulmann dieses nur wenige Stundenlang möglich ist. Aber der Schulmann hat wiederum den Vortheil, der Mannigfaltigkeit der Subjekte.

Als ich meine Lehrstelle am grauen Kloster antrat, machte ich mir

schon einen Plan, solche Beobachtungen bei meinen Schülern anzustellen. Ich entschloß mich, ein eignes Journal hierüber zu halten, welches ich auch gethan, und es bis jezt fortgesezt habe. Man samlet täglich Beobachtungen, dacht' ich, über das Wetter, und den Menschen solte man dessen nicht werth achten? Weil ich nun, nach unserer Einrichtung, sowohl in den untern, als in einigen höhern Klassen unterrichten muß, so sind diejenigen, bei welchen ich Beobachtungen anstelle, dem Alter, der Fähigkeit, der Erziehung, und dem Stande nach sehr unterschieden, welches mir also nach Wunsch zu statten komt.

Bei meinen Beobachtungen habe ich mir folgenden Plan gemacht: Ich suche an einem jungen Menschen, den ich zum erstenmale sehe,

sogleich das Auffallende zu bemerken: denn was einem oft beim ersten Anblick auffällt, das übersieht man hernach schon leichter, wenn man mit dem Subjekte bekanter geworden ist, und sich an sein Gesicht, an seine Mienen u.s.w. gewöhnt hat. Freilich kan man sich beim ersten Anblick oft sehr in einer Person irren, allein dieser Irthum selbst hat nachher seine Vortheile; man muß nur nicht gleich im Anfange etwas festsetzen, sondern sich nur gleichsam erst einen ohngefähren Grundriß zu seinen künftigen Beobachtungen entwerfen. Auch kömt dieses noch zu statten, daß man gegen denjenigen, welchen man zum erstenmale sieht, gemeiniglich weder ein böses noch ein gutes Vorurtheil gefaßt hat, und also seinen Beobachtungen am besten trauen kan. Das Unterscheidende in der Gesichtsbildung, daß mit dieser etwa Uebereinstimmende im Tone, im Gange, und jeder körperlichen Bewegung; Alter, und Erziehung, in so fern ich von dem Stande seiner Eltern, oder aus andern Nachrichten auf dieselbe schliessen kan, sind mir zuerst merkwürdig. Dann werde ich erst das Zutrauen des jungen Menschen zu gewinnen suchen, um auf besondere an ihn zu richtende Fragen, unzurückhaltende und aufrichtige Antworten zu bekommen. Ich gebe auf sein Betragen Acht, wenn sich die Gelegenheit eräugnet, ihn wegen Mutwillen oder Nachläßigkeit ernsthafte Verweise zu geben, oder ihn wegen seines Fleisses, oder seiner Ordnung zu loben. Wenn ich diese Bemerkungen ohngefähr eine Woche lang in mein Buch eingetragen habe und sie dann zusammen nehme, so kömt oft gerade das Facit heraus, was ich nach wahrscheinlichen Gründen vermuthet hatte.

Auf diese Weise habe ich mir eine Tabelle von dem abstechendsten Karakter entworfen, wo die Namen eben in einiger Entfernung neben einander stehn, und wo ich unter einem jeden die täglichen Bemerkungen eintrage. Es ist ein Vergnügen, diese Karakteren da neben einander figuriren zu sehn, und ihre Nüancen bis in die kleinsten körperlichen Bewegungen, und bis zum Minenspiele zu verfolgen.

Indem bei diesen Anblick die Mannigfaltigkeit in den Werken Gottes meiner Seele immer anschaulicher wird, erhebt sich oft mein ganzes Herz. Welch ein Abstand vom Menschen bis zum Wurme, vom Wurme bis zum leblosen Steine! und dann wieder von den weisesten unter den Menschen bis zum wilden Bewoner der Wüste; und unter dieser kleinen Anzahl von aufkeimenden, werdenden Menschen, die ich vor mir sehe, welch eine Verschiedenheit! Vom Lebhaftesten unter diesen

bis zum Trägsten; von der feinsten Organisation bis zur gröbsten; vom feurigsten Blick bis zum kältesten; und von der aufstrebendsten Stärke bis zur hinfälligsten Schwäche – und doch dies alles nur verhältnismässige Begriffe – jeder ist gut, und kan gut sein, in seiner Art – Der Allerunterste auf der Staffel der Menschheit bliebe doch noch immer ein Meisterstück auf Erden, wenn er der einzige in seiner Art wäre.
Dieser Gedanke versöhnt mich wieder, so oft ich mich mit einem Gesichte, das ich vor mir sehe, nicht recht vertragen kan. – Blos weil wir durch das Beßre verwönt sind, ist uns das Gute schlecht. Die Würde der Menschheit ganz zu fühlen, das hat mir oft Muth und Stärke gegeben, Haß und Verachtung gegen manchen in meiner Brust zu unterdrücken, gegen den sich meine ganze Seele empörte, so oft ich ihn sahe; durch diesen Gedanken gelingt es mir, mein Herz mit gleicher Liebe, einer so sehr untermischten Anzal zu eröfnen, wie ich sie oft vor mir sehe. Ich suche meine Gedanken zu gewönen, daß sie nicht besser und gut, mit gut und böse verwechseln: das giebt mir oft Trost und Beruhigung, wenn mein Herz mich gerade mit dem Theile der Menschen entzweien wil, auf den ich wirken sol.
Um auf die einzelnen Subjekte mehr zu wirken, stelle ich es denselben frei, mir schriftlich ihre Gedanken zu eröfnen, um mich um Rath zu fragen, oder mir von ihren Beschäftigungen Nachricht zu geben, auch es mir ohne Rückhalt zu schreiben, wenn jemand glauben solte, daß ich ihn, vielleicht ohne mein Wissen, Unrecht gethan habe. Denn so lange bei einem jungen Menschen das Gefühl noch in der Seele bleibt, daß er glaubt, sein Lehrer thue ihm auf irgend eine Weise Unrecht, so lange wird der erstre auf sein Herz auch nicht im mindesten wirken können. Und doch ist nichts leichter, als besonders unter einer grossen Anzal junger Leute einem Einzelnen Unrecht zu thun.
Vermittelst dieser Art von Korrespondenz, die ich mit meinen Schülern unterhalte, ist es mir gelungen, mit jedem Einzelnen bekant zu werden, und auf die Individua zu wirken. Bei einigen unter denselben ist es mir gelungen, den Schleier der Verstellung ganz hinweg zu ziehen, bei andern, wenigstens durch diesen Schleier hindurch zu blicken.
Ich glaube gewiß, daß viele Schulmäner eben solche, und noch beßre Beobachtungen wie ich über einzelne Subjekte angestellt und niedergeschrieben haben; es käme also nur darauf an, daß sie dieselben auch zum algemeinen Besten bekant machten, und sie in ein zu

veranstaltendes Magazin der Erfarungsseelenkunde mit einrückten; dadurch würde dieses zugleich eines der wichtigsten Werke für die Pädagogik werden. Ich zweifel nicht, daß ein jeder, der den Werth der Menschheit fühlt, zu der Entstehung und Beförderung eines solchen Werks, das Seinige beitragen werde; und hoffe daher, nicht ohne Grund, daß meine Aussichten zu einer Erfarungsseelenlehre vielleicht bald erfüllet werden können.

Zu dieser Hofnung berechtiget mich noch mehr das aufmunternde Versprechen verschiedner würdigen Gelehrten hier in Berlin, die sich erbieten, mir zu einem Magazin einer Erfarungsseelenkunde, wovon das erste Stück vielleicht bald erscheinen wird, Beiträge zu liefern. Herr Moses Mendelssohn hat mir selber seine Gedanken über den Plan zu diesem Werk mitgetheilt, und die Veränderung der Benen-

nung Experimentalseelenlehre, welche ich anfangs gewählt hatte, in Erfarungsseelenkunde angeraten. Ausser ihm darf ich noch als Beförderer dieses Unternehmens nennen: den H. Dr. Markus Herz, die Herren Prediger Zöllner und Löfler, den Herrn Dr. Biester, Herrn Direktor Gedicke, Herrn Professor Zierlein, Herrn Doktor und Stadtphysikus Pihle, Herrn Kammergerichtsreferendarius von Schuckmann, welche alle selbst Beiträge liefern werden, und theils schon geliefert haben. Je mehrere Gelehrte aus verschiedenen Fächern, und Personen aus verschiedenen Ständen an diesem Werke arbeiten, desto volkomner kan es werden. Um desto mehr wäre zu wünschen, daß auch auswärtige Gelehrte sich zu der Beförderung eines so wichtigen Unternehmens vereinigten, und das Magazin der Erfarungsseelenkunde mit ihren gütigen Beiträgen unterstüzten. Doch wozu bedarf es hier noch einer Aufforderung, da die Sache selbst laut genug redet, um jeden Menschenkenner und Menschenfreund für sich einzunehmen, und auf seinen thätigsten Eifer Anspruch zu machen!

Angelika Jacob
Zerwürfnis[19]

Sag mir wie war das doch
ach was vergeß ich's lieber
füll doch den Quarksack
auf und zum Styx hinunter
graben im Heute und zieh ich die Wurzel
tränk ich den Kolibri
aber im Basement stauen sich Worte auf
deine und meine
stellen sich drohend uns quer in den Weg

Siegfried Wollseiffen
Eine Mutter erzählt[20]

Die Geburt meines Sohnes war umsonst. Ja, das gab es im Krieg. Ich war im 8. Monat und arbeitete in Saarbrücken als medizinisch technische Assistentin. Eines Tages hieß es, wer nach Bergzabern will und in Umständen ist, solle sich an die NS-Frauenschaft wenden. Ich konnte mitfahren. In Bergzabern angekommen, hörte ich die Nachricht, daß der Generalstab hier in 3 Tagen sein Quartier aufschlage. Mir kamen Bedenken. Mit dem letzten Zug fuhr ich weiter nach Bad Kissingen. In Neustadt an der Weinstraße wurden wir von Tiefffliegern beschossen. Der Zug stoppte. Jeder rannte los, und auf einmal stand ich vor einem Babyladen. Ich besaß eine Kleiderkarte mit 100 Punkten, die ich für die Babysachen ausgab. Ein Glückstreffer! Es gab Entwarnung. Ich lief wieder zum Zug.

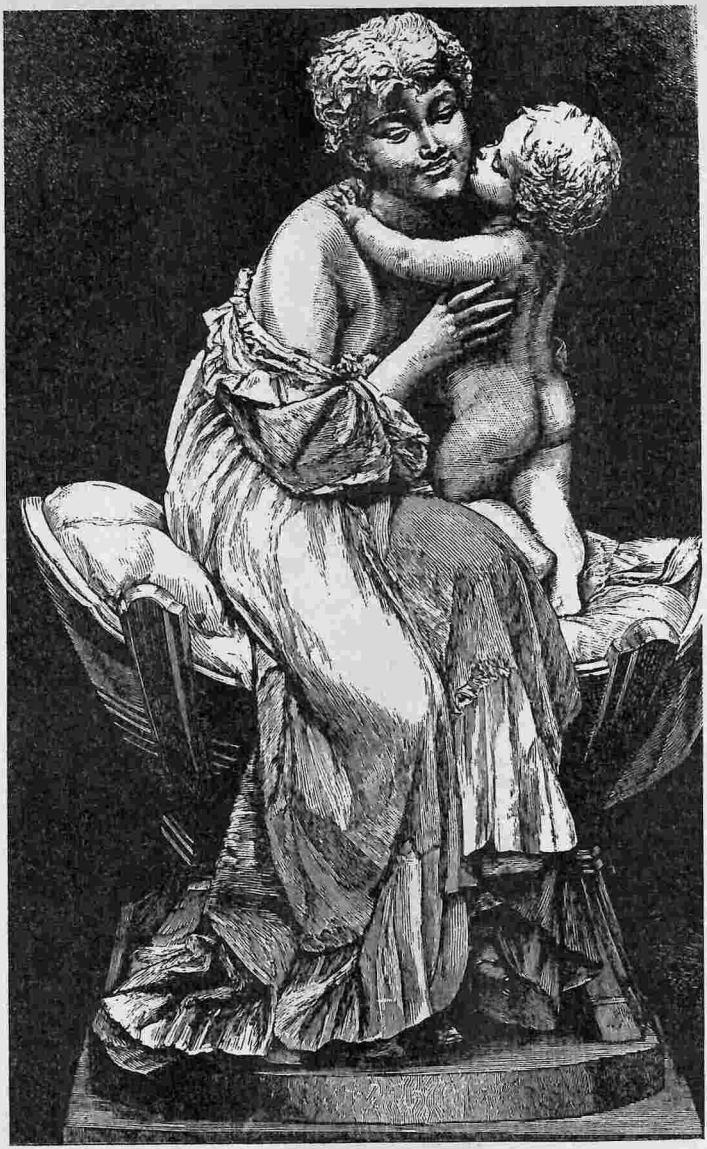
In einer Pension bekam ich ein Zimmer für mich allein. Die Teppiche waren verschwunden. Ein Franzose (Kriegsgefangener) kochte. Satt wurde man nie.

Für das Kinderkriegen hatte ich mich nie interessiert. Aber als nachts mein Rücken schmerzte, die Beine klitschnaß wurden, wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte.

Morgens gegen 8 Uhr ging ich ins Krankenhaus, kam sofort in den Kreißsaal: »höchste Eisenbahn«. Es dauerte bis 3 Uhr nachmittags, weil sich der Muttermund nicht öffnete. Sie warfen mir einen Strick hin. Was sollte ich damit machen? Ich ließ ihn liegen, dachte nur, wenn ein Soldat sein Bein verliert, kann das nicht schmerzhafter sein. Es konnte nur ein Junge werden, das fühlte ich. Es war ein Junge. Ob er gesund war, habe ich nicht gefragt, hielt es für selbstverständlich. Heute ist das ja nicht mehr so einfach. Und damals war Krieg. Mit dickem Bauch in den Bunker gesprungen – vorher sah man noch am Himmel die ›Christbäume‹, dann kamen die Bomben.

Einmal besuchte mich mein Mann nach seiner Verwundung. Ich bat ihn, mit mir zu Verwandten nach Zweibrücken zu fahren, wollte nicht mehr Nacht für Nacht im Bunker sitzen. Aber es gab keinen Platz für uns. Als wir aus Zweibrücken zurückkamen, standen Särge vor dem

Bunker. Ein Tiefflieger hatte Bomben abgeworfen, als die Türen noch offen standen. Der Zufall schenkte mir oft das Leben.
Es klingt vielleicht seltsam, aber ich hatte das Bedürfnis, zum Friseur zu gehen, in eine andere Welt. Der Friseur winkte ab: ich hätte Läuse. Mir fiel die Zugfahrt ein: die Polstermöbel. Tiefunglücklich, als wäre das Schlimmste passiert, ging ich zur Apotheke, schämte mich, bekam ein Mittel, das binnen weniger Tage wirkte. Mein Gott, wie eitel ich noch war! Ich wollte leben, schließlich war ich jung.
Nach meiner Rückkehr nahmen sie mich in der Pension nicht mehr auf. Da behauptete ich, vom Bürgermeister eine feste Zusage zu haben. Das half sofort. Aber ich hatte mit ihm einmal über die hohe Sterbeziffer bei Säuglingen gesprochen. Daß die Mütter nicht mehr stillen konnten, war nicht allein der Grund: Im Krankenhaus wurde nicht steril gearbeitet, Material wie Watte z. B. fehlte auch. Übrigens verletzte ich in der eiskalten Toilette (mit der Bettpfanne kam ich nicht zurecht) meine noch wunde Scheide. Wochenlang konnte ich nicht ohne Schmerzen sitzen oder gehen.
Aus dem Sudetenland war meine Mutter gekommen. Mit dem Kind gingen wir oft in ein Lokal, um uns aufzuwärmen. In der Pension wurde nicht geheizt. Eines abends sagte meine Mutter, am Nebentisch hätte die Kronprinzessin Cäcilie von Preußen gesessen. Schade, ich hatte sie nicht gesehen. Man munkelte, Bad Kissingen sei zur bombenfreien Stadt erklärt worden, weil sich hier das Kaiserhaus aufhielt.
Täglich flogen Geschwader gen Würzburg und warfen dort ihre Bomben ab. In der Nähe unseres Bahnhofes war schon versehentlich eine Bombe explodiert. Das Kind zitterte, wenn die Flieger kamen.
Im März 1945 zogen wir nach Bad Bocklet. Schon vor der Ankunft der Amerikaner hatte man wochenlang ein dumpfes Grollen von weither gehört. Der Bürgermeister wollte Barrikaden aufstellen, um die Amerikaner daran zu hindern, das Dorf widerstandslos einzunehmen. Ich war dagegen: die Amerikaner würden nur zusätzlich gereizt und uns alle vernichten. Er gab mir recht. Unser Dorf wurde verschont, das von Fallen umgebene Nachbardorf zerstört. Bevor die Amis einmarschierten, stellte ich an der Haustür ein Schild auf: ›House for mother and child.‹
An einem Vormittag fuhr ich mit dem Fahrrad nach Bad Kissingen, um Lebensmittel zu organisieren. Auf der Rückfahrt traf ich zwei Soldaten, die eine kleine Brücke sprengen wollten. Ich bat sie, mich noch

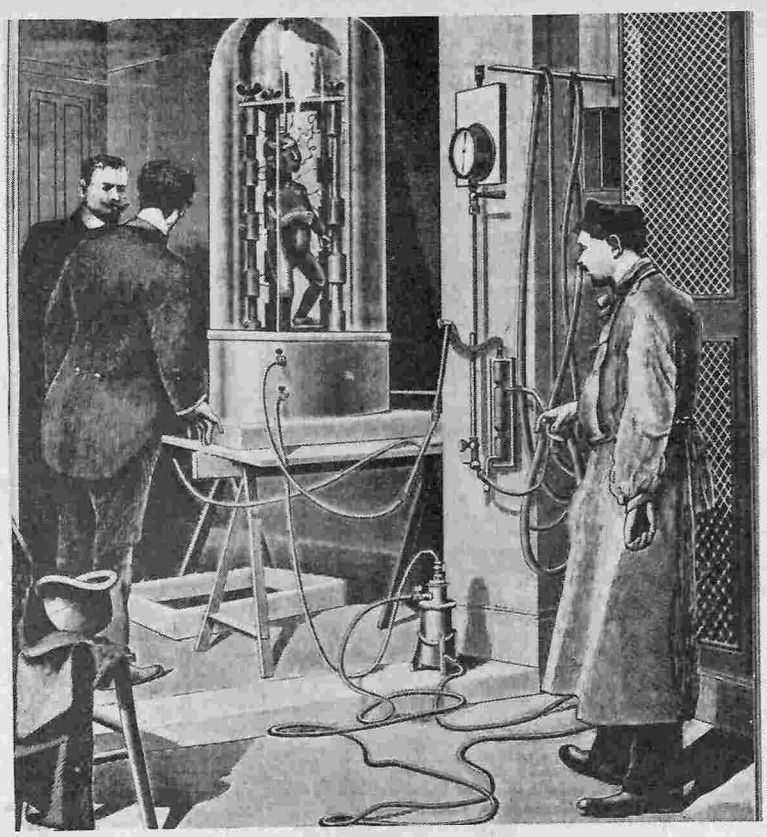


"MOTHERHOOD."

(From the Statue by Ambrogio Borghi.)

passieren zu lassen und riet ihnen von der Sprengung ab. Aber Befehl ist Befehl, da hilft keine Einsicht. Als ich auf der anderen Uferseite war, ging die Brücke in die Luft. Die beiden wurden von den Amerikanern später erschossen.
Mit meinem Fahrrad trudelte ich in Bad Bocklet ein. Das Wichtigste hatte ich schon verpaßt, der Einmarsch war vorbei. Mit der MP im Anschlag standen die Amis vor dem Haus. In der Wirtschaft hatten einige die Beine auf dem Tisch und tranken Bier. Das sind also unsere Eroberer, dachte ich. Asiaten, Neger, einige weiße Amerikaner, von denen mich einer fragte, wo denn mein ›husband‹ sei. Dumme Frage, im ›war‹ natürlich! Ich sagte ihm, jetzt hätten die Nazis doch recht behalten mit der Behauptung, wenn die Amis kämen, schliefen sie in unseren Betten und gäben uns nichts zu essen. Da lachte er furchtbar und sagte, ich solle ihm folgen, es gäbe schon was zu essen.
Ich bestand darauf, daß noch zwei Frauen mitkämen. Wer weiß, was er im Schilde führte! Er bestimmte zwei Frauen, und wir marschierten los, direkt in einen Kramladen, dessen Besitzer geflohen war. Seifenpulver, Zucker, Haushaltsgeräte! In den Hausfluren hatten die Bauern Äpfelkörbe und Milchkannen für die Amis aufgestellt. Uns hatten sie nie einen Apfel gegeben. Die Amerikaner hatten ihre eigenen Lebensmittel, wir konnten alles mitnehmen und unter die Hausbewohner verteilen.
Wegen meines Schildes ›mother and child‹ mußte ich zwischen einem ungarischen und einem amerikanischen Offizier dolmetschen. Der Ungar wollte erreichen, daß seine kranken Soldaten im hiesigen Lazarett bleiben konnten. Aber der Amerikaner befahl den Rücktransport. Sie kamen alle in russische Gefangenschaft.
Im Juli 45 entschlossen wir uns, zur Familie meines Mannes zu fahren. Mit unserem Krimskrams kletterten wir in einen offenen Güterwagen, und ab ging die Post: Kein Mensch wußte wohin. In Heidelberg stand der Zug zwei Tage. Die Sonne brannte. Aussteigen konnten wir nicht. Im Zug war man noch etwas sicher, denn wir hatten ja keine Bleibe mehr. Ich ging dauernd zum Lokomotivführer, bekam dort Wasser und konnte den mitgebrachten Brei am Kessel aufwärmen. Zur Kühlung legte ich nasse Tücher auf das Gesicht des Kindes.

*



Douglas Milburn
Doktor Frankensteins Sohn[21]

Monster hin oder her; dies ist jedenfalls kein gewöhnlicher Sohn. Im Gegensatz zur Wut seines Vaters ist seine Antwort ein exemplarisches Beispiel patriarchaler Gelassenheit. Er ist nicht im mindesten durch Viktors Androhung physischer Gewalt beeindruckt, noch lacht er ob der lächerlichen Szene, die ihm dieser fast ein Meter kleinere Mann macht. Er erinnert Viktor an die wahre Natur ihrer Beziehung. Denn

Viktor scheint nicht zu erkennen, daß er gegenüber diesem unmöglichen Geschöpf den Platz eines Vaters einnimmt. Körperlich ihm überlegen, viel stärker als der Vater, kann dieser Sohn Forderungen stellen und verhandeln, wie es kein Menschenkind je könnte. Und das tut er mit einer Überlegenheit und Vernunft, um die ihn jeder Patriarch beneiden würde. Doch trotz seiner Größe und Kraft ist er noch immer ein Kind. Er ist von Viktor abhängig, und er weiß es. *Das Problem bin ich, und die Lösung ist mein Vater.*

Weder bei dieser ersten Begegnung noch bei einer der folgenden droht der Sohn dem Vater mit physischer Gewalt. Sind unsere Söhne etwa doch keine vatermörderischen Irren, wie unsere schlimmsten Ängste um uns selbst, wie unsere Gewalttätigkeit als Erwachsene es uns glauben machen? Dieser monströse Sohn artikuliert die filizidale Qual des Kindes, wie es keiner von uns könnte, aber auch er erkennt nicht, daß die Ursache des Problems im Verhalten seines Vaters ihm gegenüber gründet, in der Ablehnung durch den Vater, der ihm nicht gestattet, ein unabhängiges, für sein Verhalten und seine Entwicklung eigenverantwortliches Wesen zu sein. Es gehört nun einmal zum Tausch, daß Eltern und Kind fraglos und unbewußt die Richtigkeit des filizidalen Syllogismus akzeptieren. Darum bedroht der Monstersohn auch all die Menschen, die Viktor nahestehen. Gewalt oder die Androhung von Gewalt ist *das* Mittel, um Viktor zur Erfüllung seiner Vaterpflicht zu zwingen. (Wir werden gleich sehen, was Viktors Pflicht ist, so wie der Sohn sie versteht.) Falls Viktor ihm dies verweigert, wird sein Leben, so spürt der Sohn, zur sinnlosen Qual, und es bliebe ihm nichts anderes übrig, als Viktor ebenso zu peinigen, wie dieser ihn gepeinigt hat. Vater und Sohn sind *durch Bande verbunden..., die einzig gelöst werden können durch die Vernichtung eines von uns beiden,* sagt das Ungeheuer. Die tödliche Umarmung als Sinnbild der *condition humaine!* Obwohl diese Erde, dieses Leben uns allen gehört, will unser filizidales Selbstverständnis nicht dulden, daß ein anderer in unser Universum eindringt, das uns allein gehören soll. So wird die Proto-Szene des Kindesmordes zum Vorbild für unser ganzes Dasein. Und von den zwei Möglichkeiten, die uns offenstehen, nämlich zu lieben oder zu kämpfen, uns zu umarmen oder uns gegenseitig umzubringen, entscheiden wir uns wie unter Zwang für die eine: wir kämpfen. Und mit Begeisterung kämpfen wir bis zum Tod, um uns all der feindseligen Vatersöhne zu entledigen, die uns unseren Platz

streitig machen..., aber irgend etwas hat uns auch zurückgehalten, uns vollends Thanatos zu verschreiben. Auf den einfachsten Nenner gebracht, heißt die Filizidtheorie: wir wollen vernichten, weil wir vernichtet worden sind (jedenfalls glauben wir das).

Sigmund Freud, der nicht einsehen wollte oder konnte, daß er selbst ein Filizidopfer war, ergab sich gegen Ende seines Lebens einem düsteren Pessimismus, als er sich nämlich zu dem in der Psychoanalyse von Anfang an enthaltenen manichäischen Prinzip bekannte, daß die Menschen und ihre Kultur in einem hoffnungslosen Kampf zwischen den Kräften des Lebens (Eros) und den Kräften des Todes (Thanatos) gefangen wären. Daß aber unser Todeswunsch nicht aus einem angeborenen Trieb, sondern aus einer kulturellen Erfahrung resultiert, konnte er nicht zugeben.

Wir vernichten, weil wir vernichtet worden sind. Aber unabhängig von den Abwehrmechanismen unserer Persönlichkeit, die wir entwickeln, weil wir vernichtet worden sind, gibt es irgendwo ein Wissen um Möglichkeiten unseres Daseins, die besser und schöner sind als alles, worum wir so erbittert kämpfen. Vielleicht ist es dieses Wissen, was uns vor dem letzten, endgültigen Krieg zurückschrecken läßt. Obwohl dauernd bereit zu kämpfen, fühlen wir uns gehemmt: die Folge ist eine endlose Reihe von Kleinkriegen. Und weil wir dennoch von unserer filizidalen Tapferkeit nicht lassen wollen, reagieren wir wie verzogene Kinder (und das sind wir im Grunde auch) und lassen unsere alltäglichen Kleinkriege immer heftiger ausarten. Ja, wir kämpfen, um zu leben, und wir leben, um zu kämpfen.

Unsere Aggressivität wird jedoch nicht durch eine Instanz gehemmt, die außerhalb unseres filizidalen Bewußtseins liegt; unser filizidales Verhalten ist auch in sich selbst gehemmt. Denn wenn es wirklich zum Kampf auf Leben oder Tod käme und der Gegner vernichtet würde, wen sollten wir dann noch bekämpfen? Unser filizidales Selbst wurde aufgebaut und erzogen, um zu kontrollieren. Aber dennoch muß ich aufpassen und nicht zu sehr kontrollieren – denn sonst gäbe es bald nichts mehr zu kontrollieren. Unser Leben wird sinnlos in dem Maße, wie wir erfolgreiche Filizidale werden: wenn der Sohn den Vater tötet, wenn das Ungeheuer Frankenstein tötet, wird sein Leben sinnlos. Das weiß das Ungeheuer. Aber auch Frankenstein weiß, daß sein Leben sinnlos wird, wenn er den Sohn tötet.

Was wäre, wenn Frankenstein das Monster tötete? Würde er tatsäch-

lich nach Genf zurückkehren, endlich Elisabeth heiraten und ein beschauliches Leben führen, nur seiner tugendhaften Frau, seinen zukünftigen Kindern und seiner alten Widersacherin, der Natur, zugetan? Wohl kaum. Sein ganzes Leben lang hat er nach Kontrolle gestrebt und sich nur kurze Atempausen gegönnt, um häuslichen Frieden und die Schönheit der Welt zu genießen. Er selbst glaubt natürlich, daß er sich nichts anderes wünscht als dieses friedliche Glück. Und wir alle, wir Zwangsarbeiter und Kontrolleure, die wir weit über dem Subsistenzminimum im Überfluß leben, wir wünschen uns dasselbe: das gute Leben. Es ist ja das visionäre Ziel, das alle Ideologien verheißen. Aber selbst wenn wir alt geworden sind und laut filizidalem ›Generationsvertrag‹ abtreten sollen, um uns ›zur Ruhe zu setzen‹, selbst dann fällt es den meisten schwer, sich an dies ›gute Leben‹ sorglosen Friedens zu gewöhnen. Und wenn es den Alten so ergeht – wie könnten wir von einem Mann ›auf dem Höhepunkt seiner Kräfte‹ (wie man so sagt) erwarten, daß er sich vom Schlachtfeld des Lebens in die Stille heiterer Gelassenheit zurückziehen sollte? Nein, er wird es nicht tun – es sei denn, er durchschaut, was ihn dazu getrieben hat, auf diesem Schlachtfeld und für den Kampf zu leben.

Viktor reagiert auf die ruhigen und vernünftigen Vorhaltungen seines Sohnes mit weiteren Beschimpfungen. Von seiner Wut überwältigt, stürzt er sich auf das namenlose Geschöpf. Der Vater schlägt den Sohn. Aber dieser Sohn ist dem Vater spielend gewachsen – jedenfalls physisch. Und wieder spricht der Sohn mit ruhiger Vernunft: *Halt an! Und hör mich an, ich beschwöre dich, eh du all deinen Haß ausgießest über mein schwergeprüftes Haupt*... (Er weist dann darauf hin, daß er Viktor körperlich überlegen ist.) *Doch sei es fern von mir, mich gegen dich zu wenden. Ich bin ja dein Geschöpf, will sanft sein und gefügig gegen meinen Herrn und Gott, sobald auch du das Deine dazu beiträgst und tust, was du mir schuldest. Oh, Frankenstein, erweise nicht nur anderen deine Billigkeit, tritt nicht nur mich allein mit Füßen, mich, dem du mehr Gerechtigkeit, mehr Nachsicht und mehr Liebe schuldest denn jedem anderen Menschen! Sei dessen eingedenk, du selbst hast mich geschaffen – ich sollte ja dein Adam sein! Doch bin ich eher dem gefallenen Engel zu vergleichen, den du um nichts von dir gestoßen. Wohin ich schau, erblick ich Seligkeit, und ich allein bin davon ausgeschlossen. Und war doch gut, und war doch reinen Herzens! Das Elend*

erst hat mich zum Feind gemacht. So mach mich glücklich, und ich will aufs neue der Tugend mich verschreiben!

Das Ungeheuer bittet den ungeheuerlichen Vater um Hilfe, aber dafür ist es zu spät. Der Sohn ist bereits vom Kindesmord gezeichnet. Rettung und Erlösung glaubt er nur außerhalb seines Selbst zu finden. Er sagt, er will sich Viktor unterwerfen, ihn als seinen Herrn und Gott anerkennen, aber er versteht nicht, was er sagt. Er lastet seinen Sündenfall nicht Viktor, sondern der ganzen Menschheit an. Sie hat schuld. Und er ist bereits der Gefoppte des großen Erwachsenenbetrugs. Er ist auf die Fassade von Glück und Wonne hereingefallen, die die Menschheit vor sich und ihren Kindern errichtet. Er ist auf unsere Vorspiegelung erfolgreicher Kontrolle hereingefallen. Der Sohn versteht die Welt nicht und kann sie nicht verstehen, aber ein anderer, der immerhin so klug war, ihn zu erschaffen und in die Welt zu setzen, muß sie doch wohl verstehen. Darum baut er auf die Gnade des allwissenden Vaters: »Mach mich glücklich, und ich will mich aufs neue der Tugend verschreiben.« Das arme Ungeheuer ist nicht nur auf den Schein des Glücks hereingefallen, den die Menschheit vorspiegelt, es hat auch Viktors Leben aufmerksam beobachtet. Es meint, Viktor sei gerecht zu allen Menschen außer ihm selbst. Wie ein Säugling in seiner Wiege muß das Ungeheuer die Menschheit aus der Ferne betrachten und kann sich einzig auf seine Beobachtungsgabe verlassen. Es kann sich den Menschen nicht nähern, um Fragen zu stellen, weil jedermann bei seinem Anblick flieht. Es beobachtet die Erwachsenen, wie wir alle in der frühen Kindheit die Erwachsenen beobachten, und was es sieht, ist die Oberfläche der Realität, jene glatte, überzeugende Oberfläche, wie sie die Regeln des filizidalen Verhaltens vorschreiben.

Alles scheint unter Kontrolle. Wie wir alle sah das Monster die geschickten erwachsenen Schauspieler vor der kunstvoll gemalten Kulisse von Rechtschaffenheit und Würde agieren, die wir aufgebaut haben, um die Nachbarn, den Chef und die anderen Völker zu überzeugen (wie uns selbst), daß die Rollen, die wir spielen, richtig und gerechtfertigt sind. Wie die Autoren der griechischen Tragödie sind wir der Ansicht, es sei für alle Beteiligten das beste, wenn die eigentliche blutige Handlung hinter der Bühne stattfindet. Wir tragen sogar – in Form unserer Kleidung – ein Stück dieser Kulisse mit uns herum. Und wir wenden viel Zeit auf, um diese Kulisse sauber und ordentlich

zu halten. Beide, die Kulisse wie das Schauspiel, sind so überzeugend, daß wir nicht einmal merken, wie verfault und aufgedunsen die Körper in dieser Tarnung und wie emotional-verschlammt die Geister in diesem Gesellschaftsspektakel sind. Alles andere, die stinkende Fäulnis des Lebens, wird von der Bühne ferngehalten, weit draußen, wo sich die riesigen kulturellen Müllhalden der Menschheit befinden, bei den Armen, den Verrückten, den Kriminellen, den Sterbenden und den Toten.

Wir könnten die ganze Filizidtheorie auch in der Sprache des Theaters ausdrücken. Denn wäre unser Verhalten nicht so tödlich ernst, könnten wir es als Gipfel der Schauspielkunst bezeichnen. Wir Erwachsenen stehen dauernd auf der Bühne und spielen unserem Publikum unsere einstudierten Rollen vor, ohne zu ahnen, daß wir ebenso imstande sind, unsere Träume vom Leben zu improvisieren. So befangen sind wir in unseren Rollen, daß wir gar nicht wahrnehmen, daß auch das Publikum eine Rolle spielt und wir beständig unsere Rollen tauschen. Bald sind wir Schauspieler, bald sind wir Publikum. Solange wir mit unserer Rolle Erfolg haben, ›geht es uns gut‹ und können wir das Chaos hinter der Bühne ignorieren – oder andere dafür verant-

wortlich machen. Wir sind so routinierte Schauspieler geworden, daß wir sogar das Kind in der Wiege in unsere Inszenierung eingebaut haben.
Oder wir könnten die Filizidtheorie in der Sprache der Pädagogik ausdrücken. Die traditionelle Politik im Klassenzimmer ist eine nur geringfügig veränderte Neuinszenierung der Proto-Szene. Die klugen, diplomierten Erwachsenen stellen den dummen Kindern Aufgaben und Fragen. Sie als Lehrer bestimmen, was die richtige Antwort auf welche Frage ist. Sie verteilen Noten und bestrafen die ›Leistungsschwachen‹. Und wer eine Ausbildung haben will, der muß bei diesem Spiel mitmachen.
Also wirft sich auch unser armes Ungeheuer seinem allwissenden Lehrer/Schöpfer Frankenstein zu Füßen und fleht: »Mach mich glücklich!« Aber zu spät. Der Sohn ist bereits ein durch die ›Schule des Lebens‹ geprägter Filizidaler. Er trägt seine Bitte mit Worten wie Pflicht, Schuld und Verantwortung vor – jenen Standardbegriffen, mit denen die Männer die Welt regieren. Und warum? Weil wir aus Pflichtgefühl handeln. Wir handeln nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht. Und warum? Weil wir aus Schuldgefühl handeln. Und woher kommt unser Schuldgefühl? Aus dem Versäumten, das wir unseren allwissenden Eltern schulden; aus dem Vertrag, den sie mit uns abschlossen, in dem sie sich verpflichteten, uns dumme und wertlose Geschöpfe aufzuziehen und auszubilden. Und genau dieser Vertrag wird, wie wir nun sehen, zwischen diesem unglaublichen Vater und seinem unglaublichen Sohn eingeklagt.
Die Frankensteingeschichte bringt uns der kindesmörderischen Wahrheit ein wenig näher. Die mythischen Söhne von einst hatten ihre Väter niemals um etwas gebeten. Aber dieser Sohn der Moderne bittet seinen Vater um Hilfe, und der Vater willigt schließlich ein. Zögernd zwar, aber immerhin. Hier nun wird einer der subtileren Mechanismen des Filizid sichtbar. Der Sohn ist noch nicht gänzlich der Gewalt verfallen wie sein Vater. Er kann noch um Liebe bitten, wie etwa das Ungeheuer es tut. Und der Vater sagt, ja, ich will dir geben, was du begehrst.
Aber was will der Sohn? Hier müssen wir zur Erklärung der Handlung vorgreifen: Viktor soll ihm eine Gefährtin schaffen, genauso häßlich und monströs wie er selbst, die ihn – so glaubt er – nicht fliehen, sondern sein Los mit ihm teilen wird. Er sucht die Gemeinschaft.

Viktor willigt also ein, und während er an der Herstellung dieses Wesens arbeitet, wird das Ungeheuer tatsächlich jener tugendhafte Mensch, den es zu werden versprach, falls Viktor ihm hülfe.

Dann aber kommen Viktor in letzter Minute Bedenken, und statt der Monstertochter Leben einzuhauchen, vernichtet er sie. Erst mit diesem Verrat am Vertrauen des Ungeheuers hat er den Sohn endgültig gemordet. Wenn der Sohn diesen Vater um Hilfe bittet, dann hat er sich nicht nur durch die Vorspiegelung erfolgreicher Kontrolle täuschen lassen, sondern er übernimmt auch unbewußt die männliche Auffassung von der Frau als Besitz des Mannes sowie die männliche Auffassung von der Frau als Lösung für alle filizidalen Lebensprobleme des Mannes. Mit dieser Verheißung ködern Väter ihre Söhne. Und ähnliches verheißen Mütter ihren Töchtern. Das ist die Schizophrenie der traditionellen weiblichen Rolle: der Mann macht die Frau zum Haustier – und gleichzeitig sieht er in ihr die personifizierte Sanftheit, Güte und Liebe, den Engel der Erlösung – bis sie es schließlich selbst glaubt.

Tatsächlich sagt das Monster: »Vater, gib mir eine Frau, und ich will tugendhaft sein.« Zufällig ist Viktor, dieser Superwissenschaftler, in der Lage, seine Bitte zu erfüllen. Aber das Geschenk ist eine Illusion. Das erkennt Viktor, als er sich anschickt, die Frau zum Leben zu

erwecken. Denn dieses zweite Geschöpf wird einen eigenen Willen haben. Es wird sich sein Schicksal nicht vorschreiben lassen. Und vielleicht wird es mit der gleichen Abscheu, mit der gleichen Ablehnung auf den unglücklichen Sohn reagieren wie die anderen Menschen.

Und was dann? Weder Viktor noch das Ungeheuer erkennen, was Mary Shelley wußte: daß das einzige, was sie sich gegenseitig schenken könnten, Freundschaft und Vertrauen ist. Sie müßten einander verzeihen können. Alles andere, auch die Errettung, die uns möglicherweise zuteil werden soll, ist ganz allein Sache des einzelnen. Denn hat sich der einzelne für die Freundschaft mit allen Menschen und allen Dingen – mit Männern und Frauen, belebter oder unbelebter Natur – geöffnet, dann ist er schon auf dem Weg der Errettung und Erlösung von den verschlingenden Kräften der Furcht, der Schuld und des Hasses und dem Bedürfnis zu kontrollieren – jenem Syndrom, das wir Filizid nennen.

Der »Kindlifresserbrunnen« in Bern

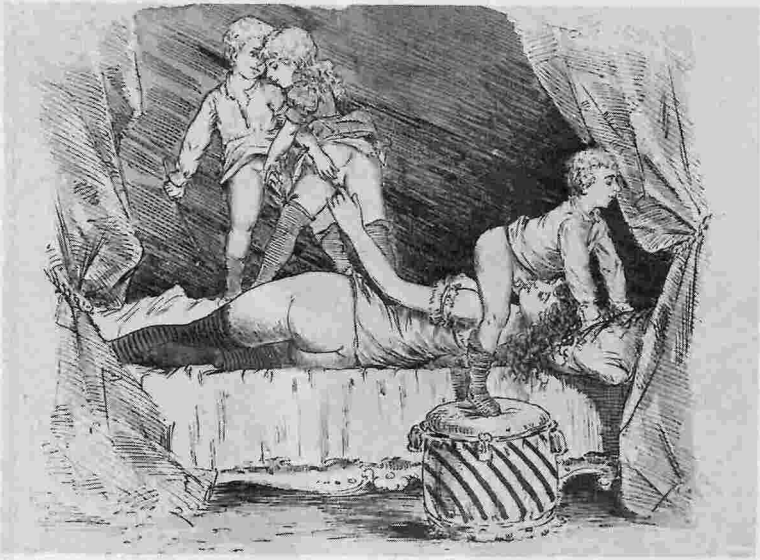
Dominik Steiger
Mutti[22]

Romananfang

Bei meinem Bettilein brennt ein kleines Lampi, weil meine Mutti noch in der Küche ist. Ich bin aber schon so müde. Sie soll schon kommen!
»Mutti, komm schon zu mir!«
»Ja, mein kleiner Liebling, ich komme schon!«
Endlich geht das Lichtilein in der Küche aus, und meine Mutti kommt herein. Ich verstecke mich schnell unter dem Pölsterchen, aber meine liebe Mutti findet mich gleich und drückt mir ihre Zunge aufs Mundi hinauf.
Da bin ich auf einmal ganz schwindlig, und meine Patschhandi zwikken sich in ihr Kleidi hinein und müssen sich fest bei ihre heißen Dutti anhalten.
»Au!« schreit meine Mutti leise, »du schlimmes Bubi!«
Dabei rutscht ihr heißes Zungilein in meinen Mund hinein, und lauter heißes Wasser rinnt mir über die Lippen.
Plumps! Jetzt hat mich meine Mutti ausgelassen und schaut mit geröteten Wangen auf ihr kleines Puzzi herunter, das rücklings auf dem Betti liegt. Die ganze Decke hat die Mutti heruntergewurschtelt, und das Burli liegt nackerpatzig vor ihr.
Ich bin so froh, daß ich das Burli bin, aber jetzt muß ich schnell meinen Lulli verstecken, sonst sieht meine Mutti, daß ich ein böses Wurststangi bekommen habe. Mein Bauchi auch, da ist ein nasses Flecki drauf. Schwups! habe ich ein Zipfilein erwischt und ziehe mir die Decke soooo weit über mein Köpfchen, daß mich niemand mehr sehen kann. Ganz schnell wische ich mir das nasse Fleckilein herunter und stecke mein kleines Wursti zwischen meine heißen Beinchen, damit mich meine Mutti nicht damit erwischt.
Mein Zumpfilein klopft und klopft, und ich muß es sehr fest halten, damit es nicht einen Gupf in die Decke macht. Sonst sieht es meine Mutti...
Nach einer Weile rutsche ich auf die Seite und stecke mein Kopfi vorsichtig aus der Tuchent und mache Gucki ins Zimmer. Und da sehe ich gerade noch, wie die Mutti ihre großen Dutti auszieht und die kleinen Duttistrumpfi auf den Teppich wirft, bevor das Licht ausgeht.

Da ziehe ich mein Kopfi schnell zurück, und die Decke geht auf, und die Hände von der Mutti schnappen ungeduldig mein heißes Körperlein.
»Kommst du jetzt zu mir, Mutti?«
»Pscht, ich bin ja schon bei dir, mein kleines Spatzilein!«
Ich will noch sagen, daß ich noch ein Gute-Nacht-Bussi haben will, da spüre ich schon, wie die Mutti ihre heiße Zunge in mein Mundi drückt und meinen kleinen Popo in ihre Hände nimmt.
Ich weiß nicht mehr, wie lange wir uns im Mundi herumgeschleckt haben, bevor sie ein bissi heraufrutscht und mir ihr dickes Dutti in mein Mundi steckt und sagt:
»Bitte, lutsch ganz fest, Burli! Du mußt jetzt ein ganz liebes Bubi sein und deiner Mutti ihr Dutti ganz fest im Mund ablutschen!«
Dabei hält sie meinen Popo ganz fest, und ich kann mein Stangi nicht mehr verstecken, und es springt heraus und sticht die Mutti von unten in den Bauch. Vor Schreck lasse ich ihr Dutti aus dem Mund!
»Du schlimmer Bub, warum hast du denn dein steifes Lulli so lange vor mir versteckt?« zischt sie mich an, und ich weiß nicht, ob sie jetzt böse ist, weil sie so spuckt. Aber da laßt sie meinen Popo mit einer Hand aus und kommt zu meinem Lulli und nimmt ihn in die Hand. Da

wird mir ganz schwindlig, und ich greife meiner Mutti schnell auf den Popo.
Aber mein Handi zuckt wieder zurück! – Das darf ich ja nicht!
»Fest, Burli! Bist ja schon ein großer Bub! – Greif her auf mein Popschi, aber fest!«
»Mutti, Mutti...« Mehr bringe ich vor lauter Aufregung nicht heraus.



Und sie drückt mir ihre Dutti schon wieder ins Gesicht, und ich muß einmal in ein Knopfilein fest lutschen und hineinbeißen und dann ins andere.
Jetzt ist Pause, und ich liege auf der Mutti und tue ihre Dutti, die ihr auf der Seite herunterhängen, heraufschupfen.
Ein bissi später kniet die Mutti wieder über mir und laßt mir ihre Dutti wieder ins Gesichti hängen, und ich muß sie mit meinem Mundi einschnappen.
Erst hat die Mutti wie ein Saudi gegrunzt, das ich beim Onkel Ferdinand am Land gesehen habe, und jetzt grunze ich auch schon wie ein Nutschifadi, wenn die Mutti mir ihre Dutti in den Mund hängen laßt.
Dann fange ich zum Herumreißen an, mit dem Dutti im Mund.
Aber ich weiß nicht – es ist ganz finster – und auf einmal sind die Dutti

weg! Jetzt muß ich gleich weinen, aber da ist die Mutti schon wieder da! Sie ist nur umgedreht, und auf einmal halte ich wieder ihre Dutti, von hinten, in meine kleinen Handi, und jetzt – mein Lulli tut jetzt schon ein bissi weh – steckt sich die Mutti mein steifes Spatzilein von hinten in ihr Muttilulu!...
»Lieber Gott«, kommt es mir heraus, »ich habe Dich so lieb! – Ich verspreche Dir, ich mache immer alles, was die Mutti will!«
Und jetzt muß ich hupfen!
Ich hupfe immer in ihren Popo hinein und dann fliege ich wieder zurück. – Es ist so schön, und die Dutti hupfen!
»Burli, spring auf mich hinauf und steck mir dein kleines Lulli in Mund!«
»Mutti, ich muß noch hupfen. – Das ist so schön... bitte!«
»Nein, Burli, paß auf! Jetzt mußt du auf mich hinaufspringen, sonst komm ich hinunter und steck mir dein Lulli selber in Mund!«
»Bitte, bitte...«, jammere ich, da bewegt sich auf einmal alles, mein Lulli hängt in der Luft, und auf einmal spüre ich, wie die Mutti unten ist, und der Lulli in ihre Lippen hineinrutscht...
»Mutti, Mutti, tomm!...
Da kriege ich ein heißes Bussi und mache der Mutti Lulu in Mund.

Kristian Klippel
Es hatte Sinn[23]

Hinter einer hohen, mit Immergrün bewachsenen Mauer sah ich die Grabgiebel des Père Lachaise. Ein Liliput-Paris, die Laubenkolonie für Leichen. Moosüberwucherte Mausoleen, graue Grabhäuser, verschimmelte Familiengruften. Unter einem hohen Grabstein kehrte ein Arbeiter Laub zusammen.
»Monsieur, wo geht's...«
»Jim Morrison? Da, hinterm Casimir-Denkmal, nicht zu verfehlen!«
Erst ein Wald geschliffner Felsen; ich gelangte an einen Platz, wo sich die Wege kreuzten. Wohin jetzt? Im Kies wuchs Gras, Bäume und Büsche überwucherten die Wege. Moos, nasse Erde, feuchtes Holz. Dazwischen blaue Emailleschilder, Imitate der Pariser Straßentafeln:

Rue Général Leclerc, Avenue Charles de Gaulle, Place de la 18ème Divisien. Ein Einbahnstraßenschild; jemand hat ›Jim‹ ins rote Feld geritzt. Jetzt, auf einer schwarzen Marmor-Gruft: »à dieu Jim«, daneben ein Pfeil, wie mit dem Meißel in den Granit geschlagen, jemand hatte mit weißer Kreide daruntergeschrieben: ›this is the Jim Morrison death memorial‹.

Die Graffittis mehrten sich: ›welcome to Jim Morrison's grave, gradeaus, straight on‹, Gedichtzeilen: ›people are strange, when you are stranger‹, und: ›riders on the storm‹, natürlich: ›light my fire!‹. Da sah ich's: ein kleines Bett aus Gras, um das ein Erdbeet lief, gesäumt von einem knöchelhohen Steinzaun, vermoost, verwildert, graugrün. Die hohen Klötze andrer Gräber neigen die Kreuze, um zu sehen, wer da Besonderes beerdigt ist, auch sie voller Botschaften der Morrison-Fans. ›Cult‹ stand in Schwarz neben einem blauen Peace-Zeichen. ›No Future‹ neben ›No Fun, Sex and Crime‹. Rote, grüne, lila A's und Frauenzeichen. Schwulenzeichen, rosa Triangel. Punk, Dreizack, Hakenkreuze. Kein Kampfsymbol fehlte, die Piktogramme zu Ornamenten verschnörkelt. ›Wake up‹ hatte jemand mit Wachsmalkreide auf den Stein geschrieben. Ein anderer: ›death will be your santa-claus‹ und: ›I wonna kill‹, daneben: ›je suis innocent mais je me sens coupable, ich bin unschuldig, aber fühle mich schuldig.‹ ›Jim n'est pas mort, il bande encore. Jim ist nicht tot, er hat noch einen Steifen.‹ ›I want to hear you singing songs with Jimi Hendrix and Janis Joplin‹, ›You are the greatest!‹, gleich mehrfach. Am häufigsten aber: ›Gott, dieu, god, dio.‹ Am unteren Ende las ich: ›la fin d'une génération‹. Ich setzte mich auf einen Stein und picknickte mein Mini-Prix-Menu. Unter einer Plexiglasglocke lag ein dicker Joint neben einer Postkarte. Eine leere Champagnerflasche zwischen Blumen, eine Büchse 'Kronenbourg'-Pils. La fin et la faim, Ende und Hunger, la fin est la faim, der Hunger nach Leben. Ich zündete eine Zigarette an und schaute mich in diesem Liliput-Paris um. Märklin-Land der Lebenswege, Mini-Trix meiner Rangiermanöver, Modell-Metro mit Abstellgleis und Endstation. Bummelzug und Expreß. Morrison war kurz hinter Woodstock ausgestiegen, Dope-City, jenseits der Rock'n'Rolly-Mountains. Wir waren weitergerattert: 68, weg von den Instituten, der lange Marsch in die Intuition. Ich bin aufs Trittbrett gesprungen, als Schwarzfahrer gab's sowieso keinen Sitzplatz. Geburt, Kindergarten, Gymnasium, Zielbahnhof. Verena ... der Zug rollte. Links die Schiene Subjekt,

rechts Objekt, D-Zug-Dialektik, Rotototototot, auf den Gleisdreiecken, Glaubensbahnhöfen, Wahnweichen. Getrieben von der Kraft des Denkdampfs, im Kessel der komprimierte ›Sinn‹. Alles hatte Sinn.
Es hatte Sinn, geohrfeigt zu werden, Luft zu schnappen, Mama & Papa zu sagen, es hatte Sinn, den Schieber nicht in den Spinat zu schlagen, ein Schlabberlätzchen umzubinden, gegen Polio geimpft zu werden, es hatte Sinn, Messer, Gabel, Schuko-Stecker aus der Hand zu geben, Dodo zu machen, »komm Po abputzen« zu schreien, es hatte Sinn, die Senkel selbst zu binden, Tapete an der Wand zu lassen, nicht auf den Geranientopf zu klettern, es hatte Sinn, die Wachsmalstifte an der Wand zu testen, Onkel und Tante die Hand zu geben, gewisse Worte nicht zu Hause zu sagen, es hatte Sinn, gekochte Milch zu trinken, nicht über den Topf zu pissen, kein Theater wegen diesem bißchen Haut zu machen, es hatte Sinn, die Hand des Vaters niemals loszulassen, bei Mama an der Hand nicht auf dem Bordstein zu balancieren, sonntags zwischen beiden ›Engelchen, Engelchen-flieg!‹ zu machen, es hatte Sinn, eine Kindergärtnerin kennenzulernen, Kakao aus Hostalenbechern zu trinken, mit nackten Knien unter Pepitahosen auf grauem Linoleum rumzurutschen, es hatte Sinn, mit grünen, roten, gelben Klötzen Ampeln zu bauen und den Porschefahrer Volker, der

nicht halten will, dafür nicht zu verhauen, es hatte Sinn, Schnecken, Maikäfer, Kaulquappen zu sammeln, Babbaratschsch zu matschen, Knallerbsen unter Salamandersohlen zu zertreten, es hatte durchaus Sinn, die Schwester mit dem weißen Bart Weihnachtsmann zu nennen, ›O du fröhliche‹ zu singen und zu hören, was im goldnen Telephonbuch stand, es hatte Sinn, am Nachmittag zu rodeln, auf dem Nachhauseweg die Flocken mit der Zunge aus der Luft zu fangen und von der bügelnden Mama mit Marmeladenknäckebrot bewirtet zu werden, es hatte Sinn, vorm Schlafengehn mit rechter Hand am linken Ohr zu testen, ob man schulreif war, Opel Rekord zu sagen, eine Schultüte zu bekommen, es hatte Sinn, Stuyvesant zu rauchen, PEZ zu ziehen und im Chor zu singen: ›Schüler ade, scheiden tut weh‹, es hatte Sinn, ein Schönschreibheft zu kaufen, dem Lehrer in die Augen zu sehen und hinter der Tür mit Aufschrift ›Knaben‹ zu verschwinden, es hatte Sinn, als König im Völkerball mit drei Leben bestückt zu sein, ein Taschentuch zu haben, Hausaufgaben noch mal zu machen, es hatte Sinn, den Kraichgau zu zeichnen, im Fahrradkeller Milch zwischen Feuerlöscher und Heizungsröhren mit dem Strohhalm zu trinken und Nun-ade-du-mein-lieb-Heimatland zu singen, es hatte Sinn, Fury im Fernsehn, Maria in der Fensterreihe, den echten Tropfsteinzapfen in der Hand des Lehrers zu sehen, es hatte Sinn, den Felgaufschwung zu tun, Rad zu schlagen und die Rolle rückwärts, es hatte Sinn, auf dem Heimweg einen Mohrenkopf zu kaufen und die Siegerurkunde der Bundesjugendspiele übers Bett zu hängen, es hatte Sinn, Zahnspange, eine Geige und lange Lederhosen zu tragen, Sinn, bei Franz heimlich die Filme mit dem Stern im ›Gong‹ zu sehen, es hatte Sinn, im Schwimmbad Treets zu essen, die ersten Beatles-Melodien zu pfeifen wie die Großen, es hatte Sinn, die Aufnahmeprüfung in die Sexta zu bestehen, Stammzeiten und Pronomina von esse, die den Dativ bei sich haben, durchzunehmen, Felgunterschwung zu machen und für jedes Fach ein Heft in andersfarbigem abwaschbarem Umschlag anzulegen, es hatte Sinn, Trevirashorts, Namen wie Lassie, Tommy Tulpe, Captain Spock zu tragen, es hatte Sinn, Nachhilfe in Mathematik, Haare an Sack und Achselhöhlen, Konfirmandenunterricht zu kriegen, es hatte Sinn, Votzen Vagina, vice versa, Franz Beckenbauer Kaiser, die Nachverbesserung ›Post-Emendatum‹ und das dritte Reich das dritte Reich zu nennen, es hatte Sinn, Taschengeld für Kino, Sitzenbleiben nicht so schwer, die Mimosept-Reklame in

Mamas ›Brigitte‹ zum Masturbieren zu nehmen, es hatte Sinn, zum erstenmal sein Schweinchen Dick in eine Mickey Mouse zu stecken, auf der Mobylette heimzureiten und im Morgengraun zu grölen: born to be wild, es hatte Sinn, Geschichte als Grund-, Latein als Leistungskurs, ›Levis‹ als Hose, Anne Frank als Aufsatzthema zu wählen, es hatte Sinn, an Demos teil, Deep Purple auf Band, ›Frust‹ in den aktiven Wortschatz zu nehmen, es hatte Sinn, in Kreisen zu leben, in Punkten zu rechnen, in Flecken zu träumen, es hatte Sinn, Mathe abzuwählen, mit Moni Schluß zu machen, Mamas Käfer kaputtzufahren, es hatte Sinn, Kassetten ein-, Gurt an-, Notendurchschnitte vorzulegen, es hatte Sinn, Studienplatzformulare in Dortmund, am Stammtisch Kölsch, die Abschaffung der Isolationsfolter in Stammheim zu fordern, es war sinnvoll, Gitarre, Doppelkopf, Gewissensgründe am Verhandlungstag zu spielen, es hatte Sinn, in 'ner WG zu wohnen, ZDF zu sehen, TAZ zu lesen, es hatte Sinn, Palästinensertücher, Parkas, Transparente zu tragen, es hatte Sinn, Arsch, Zähne, Platten zu putzen, es hatte Sinn, Stullen, Seminare zu belegen und gegen die belegte Zunge Multibionta zu schlucken, es hatte Sinn, es so zu sehen, dafür zu kämpfen und dagegen anzugehen, es hatte Sinn, Horkheimer zu zitieren, vom Abstrakten zum Konkreten zu schreiten, mitzumarschieren, Marx hatte Sinn, Hegel, die Bremer Stadtmusikanten, die sinnliche Gewißheit, die gewisse Unsinnlichkeit, Gelb hatte Sinn, Grau hatte Sinn, Zinnoberrot hatte Sinn, Sinn hatten Handkäs, Kopfarbeit, Topflappen, Unsinn hatte Sinn, das Wissen zu wissen, der Glaube, nicht zu glauben, Sindbad der Seefahrer, der hysterische Materialismus, Sindelfingen, Fahrradpumpen, Sinn hatte Sinalco, Tarzan, §§, Jupiter, Adorno, Blumen hatten Sinn, Sinn hatten Sonne Mond & Sterne, Häuser, Brustwarzen, das Brandenburger Eigentor, Hope, Dope und Meskalero, Bloch und der Afri-Cola-Rausch, Gasrechnung, Vorhaut, die Sinnflut hatten Sinn, Sinnsalabim, Milchstraße, Knautschlack, Fußgängerzone, Großhirn hatten Sinn. Alles hatte Sinn.

Nichts hören. Nichts sehen. Nichts riechen. Nichts fühlen. Nichts sprechen ... ich saß neben einem Grab. Ich war auf dem Weg ins Nichts. Für das Nichts hatte ich keinen Sinn.

Kein Agip SINN 2000 mehr an der Zapfsäule, das Gefühl im Bett, als sei jede Zelle eine Seltersperle, Geilheit, Monique: ich komm morgen nach dem Tingeln in der Métro; ihre Gitarre, ein Moll-Akkord vorm Schlafen, Licht aus.

Gunnar Heinsohn und Otto Steiger
Die Vernichtung der weisen Frauen[24]

Das kann kein guter Gott gewesen sein, der gesagt hat: »Seid fruchtbar und mehret euch.« Ein guter Gott hätte gesagt: »Seid selten.«
Emile M. Cioran

Meine Regierung wird alles tun, damit die Bundesrepublik ein kinderreiches Land wird. *Bundeskanzler Helmut Kohl (Silvester 1983)*

Die Debatte über die Ursachen der Hexenverfolgung zwischen 1360 und 1700 dauert nun schon 200 Jahre, und oft wurde dieser gewaltige Massenmord zu Beginn der Neuzeit zum ›Geheimnis der Weltgeschichte‹ *(1)* erklärt. Wer sich damit nicht zufriedengeben wollte – und in letzter Zeit sind das meist Feministinnen –, neigte dazu, der Behauptung Trevor-Ropers zu folgen, nach der es die Ausrottung weiblicher Natürlichkeit und Irrationalität gewesen sei, da diese Eigenschaften den wissenschaftlichen und technologischen Entwicklungen der Neuzeit im Wege standen; dann wurde Trevor-Ropers Annahme dahingehend dogmatisiert, daß man behauptete, tatsächlich hätte ›abendländische Rationalität‹ diese furchtbaren Massaker verursacht.
»Die Frauen verloren die Macht über die Natur zur gleichen Zeit, als sie die Kontrolle über ihren Körper verloren: das erstere wurde durch die Wissenschaft erklärt und durch die Technologie manipuliert; das letztere wurde durch den neuen männlichen Medizinberuf überwacht. Der Fall der Hexe traf mit dem Aufkommen eines neuen Bildes zusammen: das der zerbrechlichen, entsexualisierten Mutter des Bürgertums, deren einziger Ausweg Hysterie war, nicht Hexerei. Da die *Unterdrückung der Natur* die Basis der Modernität war, spielte das Hexenphänomen eine Rolle in Europa, die es nirgendwo sonst spielte. Es war Teil des Modernisierungsprozesses der *abendländischen Rationalität.* Der Preis des ›Fortschritts‹ wurde mit den Körpern und Seelen weiblicher Hexen bezahlt.« *(2)* Wenn diese Bemerkung stimmt, dann

1 Anmerkungen am Schluß des Textes

hätten die Männer des 14. und 15. Jahrhunderts in ihrer Entschlossenheit, Hexen zu verfolgen, tatsächlich die wissenschaftlichen Neuerungen der folgenden Jahrhunderte bewußt geplant. Außerdem hätten sie vorherwissen müssen, daß die ›Irrationalität‹ ihrer weiblichen Zeitgenossen zukünftige technologische Entwicklungen erschweren, wenn nicht sogar verhindern würde.

Die innere Logik dieses Argumentes ist unbefriedigend, da die Frau,

wie wir zeigen werden, erst *nach* dem Ende der Hexenverbrennungen als irrational und hysterisch galt, folglich Mittel, ihre Irrationalität zu unterdrücken, bis dahin nicht ergriffen werden mußten. Wenn die historische Realität jedoch so war, daß die weibliche Irrationalität erst als Ergebnis der Hexenjagd auftauchte, welche Eigenschaften der Frauen waren es denn dann, die verfolgt wurden?

Wie wir wissen, wuchs die europäische Bevölkerung in den 500 Jahren zwischen 800 und 1300 um etwa 45 Millionen (von 30 auf 75 Millionen). Während des letzten halben Jahrtausends, zwischen 1475 und 1975, nahm sie um ein Zehnfaches zu (von 64 auf beinahe 640 Millionen). Zu diesen Zahlen müssen noch 40 Millionen Emigranten hinzugerechnet werden, ohne die die Kontinente Nord- und Südamerikas und Australiens kaum hätten kolonialisiert werden können; die Unterwerfung und schließliche Kontrolle des afrikanischen und asiatischen Kontinents wäre ebenfalls undenkbar gewesen.

Diese ›Bevölkerungsexplosion‹ ereignete sich trotz der nachteiligen klimatischen Bedingungen in den Zeitabschnitten zwischen 1400 und 1530, 1630 und 1710 und 1780 und 1810, die mittlerweile als ›kleine Eiszeiten‹ bezeichnet werden. Paradoxerweise fällt die beträchtlich langsamere Bevölkerungszunahme im Mittelalter mit der ›mittelalterlichen Wärmezeit‹ zwischen 950 und 1300 zusammen. Ein relativ gleichmäßiges warmes Klima erlaubte zu jener Zeit eine vielleicht historisch unübertroffene, außerordentlich reichhaltige Agrarökonomie. Es gab Weinberge in England, 500 km weiter nördlich als die heutige kommerzielle Weingrenze in Frankreich und Deutschland, und Apfelplantagen und Honigproduktion in so nördlichen Gebieten wie Grönland. In Deutschland z. B. erreichte der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch an Fleisch vor 1200 eine Höhe von 100 Kilo gegenüber 27 Kilo während der ›Bevölkerungsexplosion‹ um 1800. Obwohl uns relativ wenig Dokumente erhalten sind, zeigt das vorliegende Material ebenso überraschend wie eindeutig, daß die Bauern trotz der günstigen Subsistenzbedingungen nur wenige Kinder zu haben schienen (statistisch z. B. 2,44 Kinder in den mittelalterlichen Haushalten Mittelitaliens) *(3)*.

Für gewöhnlich wird dafür die ›höhere Sterblichkeitsrate‹ im Mittelalter als Ursache angegeben. Wir entdeckten jedoch, daß die Frauen ein ausgedehntes Arsenal an Geburtenkontroll- und, wie in vielen Stammesgesellschaften, Abtreibungsmethoden zu ihrer Verfügung hatten.

John T. Noonans epochales Werk unterrichtet uns über die Geschichte der abendländischen Geburtenkontrolle, »... daß der Zeitabschnitt zwischen 400 und 1600 in einem bemerkenswerten Ausmaß empfängnisverhütende Mittel besaß und benutzte« *(4)*. Über 200 Empfängnisverhütungs- und Abtreibungsmittel sowohl pflanzlicher als auch mechanischer Art waren während jener Zeit im Gebrauch. (Eine ähnliche Anzahl wurde bei den Eingeborenenvölkern Nordamerikas entdeckt, von denen acht als wirksam bezeichnet werden können und fast 60 noch als weitestgehend wirksam.) Wie in vielen Stammesgesellschaften und nicht-christlichen Zivilisationen war im Mittelalter außerdem Kindesmord eine Möglichkeit, die Anzahl der Familienmitglieder zu begrenzen. Obwohl darauf – auch in den nicht-jüdischen Gemeinwesen des römischen Imperiums – die Todesstrafe stand, gibt es wenig Hinweise dafür, daß Kindesmord tatsächlich als kriminelles Vergehen geahndet wurde.

Tatsächlich existierte eine inoffizielle Übereinkunft zwischen der Bevölkerung und der Kirche (d. h. auch der Regierung), die diese Praxis kaum einschränkte. Außerdem ist es allgemein bekannt, daß die mittelalterlichen Frauen höchst geschickt und selbstbewußt in sexuellen Angelegenheiten waren. Als Hebammen halfen sie nicht nur bei der Geburt und unterrichteten in Geburtenkontrolle, sondern ›die große Mehrheit unter ihnen waren Heilkundige ohne Berufsausbildung, die der bäurischen Bevölkerung halfen‹ *(5)*. Wie in der Mehrzahl der Stammesgesellschaften wurde die überlegene sexuelle Potenz der Frauen allgemein anerkannt; Keuschheit wurde daher eher von Männern erwartet.

Jedoch nach dem Ende der Hexenverfolgungen um 1700 änderte sich durchgehend das Frauenbild signifikant. Die neuen Ideale hießen von nun an: Keuschheit, Fruchtbarkeit und Loyalität gegenüber dem Ehepartner. Der Mann wurde zum dominierenden ›Partner‹; er ist polygam, wogegen die Frau angeblich weit weniger an Sexualität interessiert ist. Kindesmord, jetzt streng unter Strafe gestellt, ist weit weniger verbreitet als Abtreibung und Empfängnisverhütung. Die Kritiker der Kirche, selbst die Rationalisten, wagten nicht, die Verletzung dieser neuen Moralvorstellungen zu verteidigen. Die Frauen hatten fortan weitaus mehr Kinder und verstanden weniger von Gynäkologie und Hygiene. Als Ergebnis dessen breitete sich eine erschreckend hohe Kindersterblichkeit aus, und trotz extremer Armut kam es zu einer

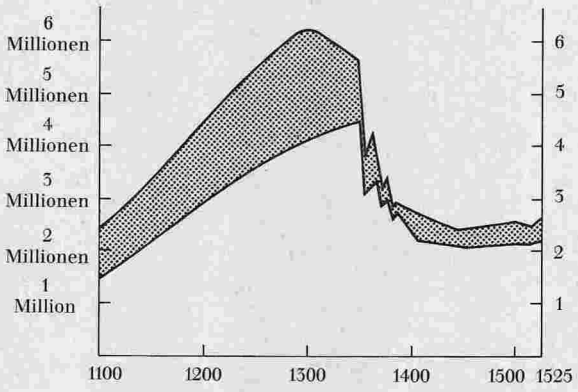
›Bevölkerungsexplosion‹. Viele Kinder starben in Findelhäusern, z. B. in Frankreich, wo 164 319 neugeborene Kinder allein im Jahre 1833 ausgesetzt wurden. 1780 wurden in Paris 19 000 von 21 000 Neugeborenen in die Obhut von bezahlten ›Ammen‹ gegeben, wo viele von ihnen starben. Diese Beispiele zeigen, daß das Anwachsen der Bevölkerung wesentlich auf die Beschränkung der Geburtenkontrolle und die Bekämpfung der Abtreibung und des Kindesmordes zurückzuführen ist und nicht auf die Fortschritte in der medizinischen Kontrolle von Epidemien oder, wie erst kürzlich behauptet wurde, auf einen höheren Östrogenspiegel, den angeblich die nachmittelalterlichen Frauen durch den Genuß von vollfetter Nahrung gehabt haben sollen *(6)*.

Die Anfänge der europäischen Bevölkerungsexplosion liegen am Ende des 15. Jahrhundert, und die Steigerungsrate hält unvermindert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an. Durch Prozesse, die den Zerfall bestehender Gesetze und Moralvorstellungen einleiteten, verbesserten an diesem Punkt Empfängnisverhütung, Abtreibung und die Entmystifizierung der Sexualität die Aufzuchtbedingungen für Kinder. Die außereheliche Sexualität machte neue Entwicklungen durch, was mit einer Wiederanhäufung empfängnisverhütenden Wissens einherging, das im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts einen bemerkenswerten Stand erreichte. Laufende Untersuchungen zeigen jedoch, daß sogar in der Bundesrepublik, dem Land mit der gegenwärtig niedrigsten Geburtenrate der Welt (1978: 9,7 %), wo der *öffentliche* Verkauf empfängnisverhütender Mittel für Frauen bis 1970 strafbar war, heute noch 75 % aller Schwangerschaften das Ergebnis unzulänglicher Verhütung sind. Man muß sich fragen, ob die Fähigkeit der Frauen, empfängnisverhütende Mittel zu benutzen, gegenwärtig so groß ist wie während des Mittelalters oder wenigstens auf einem Stand, der mit dem einiger Stammesgesellschaften vergleichbar ist.

Sozialwissenschaftler der frühen Neuzeit verwendeten häufig die ›Rom‹-Metapher, da der – hauptsächlich klimatisch verursachte – Niedergang der feudal organisierten, doch wohlhabenden Landwirtschaften des Mittelalters als Neuauflage des Verfalls des römischen Weltreiches aufgefaßt wurde, besonders dessen schwerer Bevölkerungsrückgang (fast 40 % zwischen der Wende zum zweiten und dem Ende des fünften Jahrhunderts). Das Land lag brach, die Familie als Reproduktionsquelle verkleinerte sich infolge der Verarmung der

Bauernhöfe, und die Bevölkerung insgesamt reduzierte sich beträchtlich (von 80 auf 60 Millionen) zwischen 1320 und 1400. Verschärft durch den Schwarzen Tod (1347–1353) fand faktisch eine Bevölkerungskatastrophe statt (Abb. 1, Hatcher, 1977, S. 71).

Bevölkerung in England 1086–1525



Diese Entwicklung bewirkte eine Menschenknappheit, die bald dazu führte, daß oft nicht einmal mehr in den familialen Landwirtschaftsbetrieben genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Darüber hinaus fehlte es an Verwaltungsbeamten, Soldaten und, vor allen Dingen, Arbeitern, um die – für die klerikale und weltliche Aristokratie lebenswichtige – Produktion in Gang zu halten. Dieser Mangel an Menschen wurde für den Adel und die besitzenden Stände von entscheidender Bedeutung bei ihren Versuchen, verlorenes Einkommen wiederzugewinnen. Es war diese Konstellation, die die herrschende Klasse zu der Erkenntnis zwang, daß eine neue Haltung gegenüber der menschlichen Reproduktion vonnöten war.

Weil die Aristokratie aus den Bauernaufständen geschwächt hervorging, d. h., sich nicht länger absoluter Kontrolle über die Bauern erfreuen konnte, entstand eine neue historische Situation, in der das Erlangen von Reichtum durch andere Mittel als die Ausbeutung der Leibeigenen nicht nur eine vorstellbare Möglichkeit, sondern eine dringende Notwendigkeit wurde. Diese Situation des britischen Agrarkapitalismus, die sich im 14. Jahrhundert ergab, war eng gekoppelt an das Bewußtsein, daß die Arbeitskraft, die für diese neue Form der

Wertschöpfung notwendig war, vor allen Dingen erst einmal produziert werden mußte.

Die Vorstellung von einem staatlich organisierten System der Schöpfung von Arbeitskraft war schon von den römischen Caesaren formuliert worden, angefangen mit Augustus. 700 Jahre vor Augustus, in den Anfängen der römischen patriarchalischen Gesellschaft, hatten die Gründer des Staates (Romulus, der Sage nach) aus Angst, die geraubten Ehefrauen könnten Nachwuchs verhindern oder vielleicht sogar ihre neugeborenen Söhne töten (und auf diese Weise die neugegründete Gesellschaft in Gefahr bringen), die Todesstrafe für Kindesmord eingeführt. Herkules' berühmten Diebstahl der Äpfel der Hesperiden, aus deren Schale Hesperidin, ein empfängnisverhütender Trank, gebraut wurde, kann man auch als Beispiel dafür ansehen, wie sehr man die Frauen durch die Entwicklung patriarchalischer Machtstrukturen daran hinderte, abtreibende und empfängnisverhütende Medizinen zu benutzen.

John T. Noonan betont die doppelte Bedeutung des Wortes *Medizin* im Griechischen und Lateinischen (pharmakeia; veneficium) als ›Magie‹ und als ›Droge‹. »In bezug auf Kinder bezeichnet der Begriff ›Medizin‹ zunächst Abtreibungsmittel« *(7)*.

Tatsächlich machte die griechisch-römische Zivilisation ausgedehnten Gebrauch von ›Kunstgriffen und Medizinen‹ (medicamenta) *(8)*, die im wesentlichen Verhütungs- und Abtreibungsmittel waren. Wissen und Anwendung lagen bei den Frauen, d. h., war noch nicht zu einem Monopol männlicher Ärzte geworden.

Die seit dem Ende der römischen Republik gültigen Gesetze über die Fortpflanzung waren weitestgehend unwirksam gegenüber solch einer Tradition. Die Bevölkerungspolitik des Kaisers blieb praktisch auf Sklavenraubzüge beschränkt. Das System des ›auf Sklavenarbeit basierenden Kapitalismus‹ *(9)* brach zusammen, als diese Quelle von Arbeitskraft versiegte.

Die heidnischen Römer blieben erfolglos in dem Bemühen, das Anwachsen ihrer Bevölkerung zu sichern, denn sie konnten sich nicht auf eine Tradition der ›Heiligkeit des Lebens‹ beziehen, d. h., sie nahmen die Möglichkeit nicht wahr, eine Steigerung der Geburtenrate durch eine verordnete Moral zu erzielen, nach der ungeborenes und neugeborenes Leben zu schützen ist. Mit dem Christentum jedoch, das aus dem jüdischen Glauben entstanden war (die Juden sind das

einzige Volk der Antike, die neugeborenes Leben als absolut heilig ansehen), begannen die Römer schließlich, einen neuen Moralkodex anzunehmen.

Tatsächlich waren es die strengen Prinzipien der Monogamie, des Verbots der Abtreibung und des Kindesmordes als auch der Scheidung, weswegen die Christen – nur eine unter unzähligen moralischen Bewegungen, die gegen den Zerfall der Moral im römischen Weltreich opponierten – für Konstantin den Großen zur attraktivsten Gruppe wurden. Er erklärte das Christentum zur herrschenden Religion und machte aus den Geboten staatliche Familiengesetze.

Dennoch blieben diese Gesetze fast 1000 Jahre lang vor allem abstrakte moralische Richtlinien, mit anderen Worten: das tägliche Leben der Menschen wurde nicht von einem entsprechenden autoritären Staatsapparat regiert.

Aber die neuen Bauern, im Gegensatz zu den Sklaven, die zölibatär kaserniert waren, gründeten Familien und waren daher auch an Nachwuchs interessiert.

Die Eltern brauchten Erben, um ihre Existenz zu sichern; und darin unterschieden sie sich vom römischen Sklaven oder Proletarier, der, da er kein Eigentum besaß und die Macht über sein Leben und das seiner nächsten Angehörigen in den Händen des Sklavenbesitzers lag, gewöhnlich keine Familie hatte.
Da es den mittelalterlichen Leibeigenen aber nicht gestattet war, ihre Höfe durch den Ankauf ›freien‹ Landes zu vergrößern, das von ihren Kindern hätte bearbeitet werden können, wäre eine größere Familie für sie unvorteilhaft gewesen. Die mittelalterliche Bevölkerung wuchs daher langsam.
Die englische Aristokratie wurde am stärksten von den spätmittelalterlichen Bauernaufständen betroffen. Viele englische Lords verloren ihre Leibeigenen und Bauern, behielten jedoch ihr Land. Dies war genaugenommen keine Aristokratie mehr, sondern nur noch eine landbesitzende Bourgeoisie, die versuchen mußte, Arbeitskräfte auf ihr Land zu ziehen, ohne diese Arbeitskräfte, die knapp waren, in ihre Dienste zwingen zu können. Dadurch kamen zwei Entwicklungen in Gang: 1. der Staat begann, die Produktion der menschlichen Arbeitskraft zu organisieren, und entwickelte dadurch eine bis dahin unbekannte Funktion und 2. die landbesitzende Bourgeoisie begann, ihren Arbeitskräftebedarf durch organisatorische Reformen der landwirtschaftlichen Produktion zu reduzieren. Durch die Umwandlung fruchtbaren Ackerlandes in Schafsweiden versuchte sie, höhere Erträge mit weniger Arbeitern zu erzielen, ein erster Schritt zum modernen Kapitalismus.
In Westeuropa, insbesondere in Frankreich, dem damals dichtestbesiedelten Land Europas, entstanden nach den Bauernkriegen viele kleine Grundbesitze. Dies machte es der Bourgoisie schwer, neue Formen zu ersinnen, um zu Reichtum zu kommen. Nicht nur waren die Arbeitskräfte knapp, sondern es fehlten auch geeignete soziale Formen, um diese Arbeitskräfte, hatte man sie denn, auszubeuten. Konsequenterweise kann man zu diesem Zeitpunkt auch das Aufkommen staatlich organisierter Bevölkerungsregulierungen beobachten. Im März 1362, parallel zum Beginn der Hexenjagden, wurde das erste königliche Dekret über die öffentliche Unterhaltung von Findelhäusern erlassen, ein Versuch, die Anzahl der Arbeitskräfte durch die Reduzierung des Kindesmordes zu vermehren. Diese Maßnahme sollte außerdem einem Produktionssystem dienen, das nicht mehr auf der

Einheit ›Familie‹ basierte: die ›Manufaktur‹ sollte die höchstentwickelte Produktionsform werden. Die erschöpfende Analyse der gegenwärtigen und vergangenen Aktivitäten des Staates und seiner Verfassung als Agent einer privaten Form von *Waren*produktion ist bereits geleistet. Sie ist hier nur insoweit von Bedeutung, als sie den Beitrag der ›Polizeygewalt‹ *(10)* zur Verfügbarkeit und Überwachung der Arbeiterschaft betrifft. Eine Analyse der staatlich organisierten Produktion von *Menschen* gibt es bisher noch nicht. Die biologische Reproduktion der Bevölkerung wird gemeinhin als ›natürlich‹ angesehen. Ihre Ursache jedoch ist alles andere als natürlich. Eher ist sie die *geheime Geschichte hinter der Neuzeit,* deren Schlüssel man, wie wir zeigen werden, in der Vernichtung des Wissens über Geburtenkontrolle finden kann und in der Etablierung einer Familienorientiertheit, die individuelle ökonomische Notwendigkeiten außer acht läßt und als göttliches Schicksal erscheint.

Das ›natürliche‹ Recht auf Familie, d. h. Heirat und Kinder, das seit der Aufklärung stolz verkündet wird, erweist sich als Ergebnis der Zerstörun einer bis dahin unangetasteten elterlichen Verantwortlichkeit, die auf dem Prinzip basierte, nur dann Kinder zu produzieren, wenn sie ihrer Zukunft in Verbindung mit der Existenz der Eltern sicher sein konnten. Diese Verantwortlichkeit setzte die Fähigkeit voraus, die Empfängnis zu verhindern oder zu kontrollieren, d. h., sie setzte das Wissen um das Wie und Womit voraus.

Im Mittelalter wurden wie erwähnt viele Methoden der Geburtenkontrolle praktiziert. Das strenge jüdische und später christliche Verbot des Kindesmordes und die Verdammung der ›Medizinen‹ wurden nur im Falle der *Kinderlosigkeit aus Absicht* angewandt. Solange die landwirtschaftliche Ökonomie auf der fruchtbaren Erde des mittelalterlichen Nordeuropa gedieh, stieg die Zahl der bäuerlichen Familiengehöfte, und das Problem des Arbeitskräftemangels, der das stetige Einkommen der Geistlichen und Adligen in Gefahr bringen konnte, existierte nicht. Eine pragmatische Koexistenz zwischen dem Christentum als Institution (die Kirche) und den Bauern machte die weitverbreitete Praxis der Geburtenkontrolle zu einer stillschweigend geduldeten Angelegenheit. Dieses Einverständnis schloß jedoch Fanatiker aus, die gegen die ›teuflische Fortpflanzung‹ predigten.

Das erste Dekret, das die Anwendung der Todesstrafe (durch Feuer) gegen die erleichterte, die ›Medizin‹ benutzt hatten, nämlich die an-

hänger Manis, wurde im Jahre 320 erlassen. Es war Augustinus, vor seiner Bekehrung zum Neuplatonismus selbst ein Anhänger Manis, der die ›Medizin‹ der Manichäer eindeutig als ›sterilitatis venena‹ identifizierte. Um ihren Glauben zu leben und den Stand der Kinderlosigkeit beizubehalten, praktizierten sie den ›coitus interruptus‹ und Geschlechtsverkehr während der ›sicheren‹ Zeit der Frau. Im wesentlichen sahen sie die Empfängnis als Produkt der ›Finsternis‹* an, als Fortsetzung des Bösen. Die Kirche unternahm nach 377 einen regelrechten Ausrottungsfeldzug gegen die Manichäer; deren ›Verbrechen‹ war eher die Kinderlosigkeit als die Geburtenkontrolle im allgemeinen.

Etwa 700 Jahre nach dem persischen Gnostiker Mani breitete sich eine neue Bewegung im Christentum aus, angeführt von dem Bulgaren Bogumil, der Heirat, Fortpflanzung und Empfängnis als Werk des Teufels ächtete. Das Instrument der Inquisition entstand als Waffe gegen solche und andere Herätiker im 13. Jahrhundert. Das 15. Jahrhundert sah dessen grausame Erweiterung mit der Einführung der Hexenmassaker. »Hunderttausende von Toten« (so Ellinger) waren zuvor bereits das Ergebnis der Verfolgung der Katharer, die auch als Feinde der Empfängnis bezeichnet wurden.

Trotz solcher regionalen Feldzüge blieb die Geburtenkontrolle weiterhin allgemeine Praxis. Klerikalen Fanatikern wurde immer wieder Einhalt geboten, wenn sie Frauen mit dem Scheiterhaufen bedrohten. Nach den ›Sachsengesetzen‹ Karls des Großen (ca. 787) war es verboten, »Männer und Frauen zu töten, die nach heidnischem Glauben ›menschenfressende‹ Hexen (striges) waren. In Zukunft sollte jeder in der Christenheit, der eine Hexe verbrennt,... selbst der Todesstrafe anheimfallen« *(11)*.

Noonan betont die Fülle von Zeugnissen, die auf die unbeschränkte Verbreitung des empfängnisverhütenden Wissens hinweisen: »Wenn es als unehrenhaft oder gesetzwidrig gegolten hätte, Kenntnisse über Empfängnisverhütung weiterzugeben, hätte das wahrscheinlich die Ausbreitung dieser Kenntnisse an den ärztlichen Schulen der Universitäten beeinträchtigt. Tatsächlich aber erfolgte die Unterrichtung in einer Weise, die erkennen läßt, daß jeder gut ausgebildete Arzt mit der

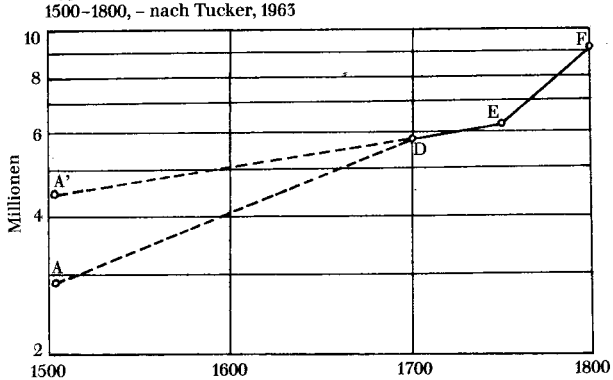
*) Vergleiche dazu auch die Erhebungen über das ›blackout‹ in New York (die Übersetzerin).

Empfängnisverhütung vertraut gemacht werden sollte. Die Kenntnisse wurden offen dargeboten in dem klassischen Lehrbuch des Mittelalters, den *Kanones der Heilkunde.« (12)*

Auch Albertus Magnus (1200–1280), der bedeutende geistliche Gelehrte des Mittelalters, diskutierte in seiner *Summa de creaturis* (1248)

offen die empfängnisverhütenden Wirkungen bestimmter Pflanzen und Kräuter, ohne einen Hinweis darauf zu geben, daß er sich dabei mit einem heiklen, um nicht zu sagen tabuisierten Thema befaßte.
Wir haben gesehen, daß nicht nur in der Antike, sondern auch im christlichen Mittelalter Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsunterbrechung und Kindesmord praktiziert wurden trotz der *geschriebenen* christlichen Ethik, die die Geburtenkontrolle verbot. Wir haben außerdem eine langsame, aber stetige Bevölkerungszunahme verzeichnet, die den bemerkenswerten ökonomischen Wohlstand, speziell zwischen 950 und 1300, in ganz Europa keineswegs beeinträchtigte. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts endete diese Entwicklung in einer Bevölkerungskatastrophe, die in der Großen Pest, dem ›Schwarzen Tod‹ kulminierte (1347–1353; s. Abb. 1). Erst etwa 100 Jahre später zeichnete sich ein Wendepunkt in der Bevölkerungsentwicklung ab, ›in dem Jahrzehnt zwischen 1475 und 1485, damals gab es die ersten Anzeichen dafür, daß die lange anhaltende Bevölkerungsabnahme sich endlich verlangsamte, wenn nicht sogar umkehrte‹ *(13)*. Nach dieser Erholung gab es eine langsame, aber ständige Bevölkerungszunahme, die etwa 250 Jahre andauerte, bevor um 1750 eine Bevölkerungsexplosion stattfand. (S. Abb. 2, Chambers, 1972, S. 112)

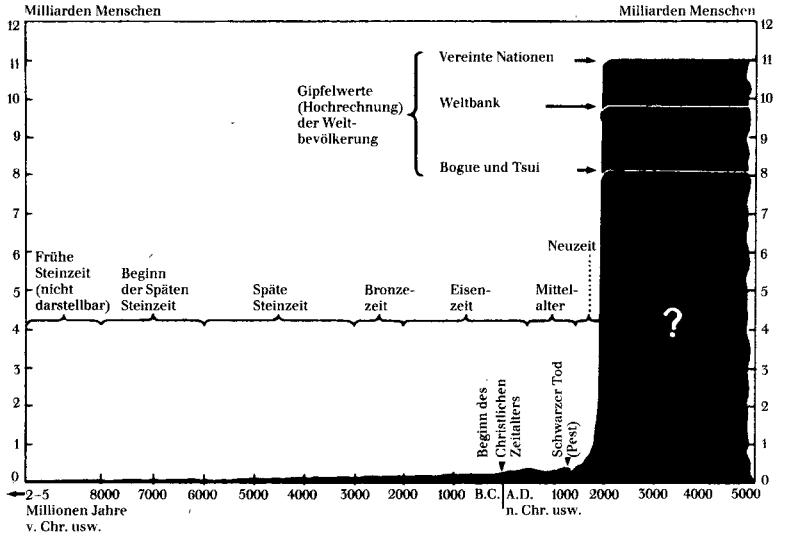
Hypothetisches Wachstum der Englischen Bevölkerung, 1500–1800, – nach Tucker, 1963



Wir wissen, daß die Geburtenkontrolle, die im Mittelalter gang und gäbe war, von den Neo-Malthusianern, deren erster Francis Plate war (1771–1854), wiederentdeckt werden mußte, also im späten neunzehnten Jahrhundert, als auch der neuzeitliche Geburtenrückgang

überall in Europa begann. ›Zum ersten Mal seit der Zeit der Katharer gab es in Europa Menschen, die behaupteten, die Verhütung der Geburt sei gut.‹ *(14)* Daher müssen wir fragen: was geschah mit der Geburtenkontrolle in der Zeit zwischen der spätmittelalterlichen Krise und dem Ende des 19. Jahrhunderts?

Wachstum der Welt-Bevölkerung (Absolute Zahlen)
in historischer Langzeit-Perspektive
(aus Tak/Haub/Murphy, 1979)



Wir nehmen an, daß diese fünf Jahrhundere von einer verstärkten Menschenproduktion beherrscht wurden, die der Klerus und der Adel in Gang gesetzt hatten, um ihr Arbeitskräftereservoir wiederaufzufüllen und dadurch eine ausreichende Einkommensquelle wiederzuerlangen. Weiterhin nehmen wir an, daß dieses Ziel durch eine weitreichende Ausrottung der Geburtenkontrolle erreicht wurde, dramatisch ausgedrückt, durch die Hexenjagden der Neuzeit und die völlige Veränderung der Rolle der Hebamme. Außerdem nehmen wir an, daß die Anfänge des ›Hexenwahns‹ als ›Staatspolitik‹ um 1360 mit dem Zeitpunkt zusammenfallen, an dem wir die Bevölkerungskatastrophe auf ihrem Höhepunkt sehen. Eine Verbindung jedoch zwischen der als Hexe verfolgten Hebamme und den Bemühungen des Adels, ihr Arbeitskräftereservoir wiederaufzufüllen, wurde bis jetzt noch nicht untersucht.

Zwischen 1971, als Keith Thomas feststellte, daß »die Ursprünge dieser neuen Idee des Hexenunwesens im frühen 14. Jahrhundert niemals völlig enthüllt worden sind«, und der erst kürzlich erschienenen Übersicht über Hexentheorien von Henningsen wurde kein bedeutender Fortschritt erzielt. »Trevor-Ropers langer Aufsatz (1967) ist der erste Versuch, die Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts in einen *größeren historischen Kontext* einzufügen. Seine Abhandlung ist faszinierend und enthält eine Fülle brauchbarer Gedanken. Sie führt uns zu der Erkenntnis, wie wenig tatsächlich über den Hexenwahn des sogenannten aufgeklärten Zeitalters bekannt ist« *(15)*. Obwohl Trevor-Roper zu Recht die Hexenmassaker in das Zeitalter der Aufklärung legt und keineswegs in das sogenannte ›Dunkle Zeitalter‹, sieht er sie nicht als ein Produkt der Vernunft. Vielmehr hält er die Vernunft für zu schwach, gegen den Hexenwahn noch vor dem Ende des 17. Jahrhunderts zu siegen. Unser Anliegen ist es zu beweisen, daß das Aufkommen der Hexenjagden nicht dem Aberglauben entsprang, der noch stark genug war, sich gegen den Rationalismus zu halten, vielmehr waren die Hexenverfolgungen das Ergebnis eines klaren Prinzips ökonomischer Notwendigkeiten in einer merkantilen Periode. Das Phänomen der ›Hexerei‹ existiert sowohl vor als auch nach den Massakern der Neuzeit. Man hat seit eh und je von Frauen gehört, die Tränke brauen, jemanden potent oder impotent, fruchtbar oder unfruchtbar machen, durch die Lüfte fliegen, ein ausschweifendes Sexualleben führen, Häresie betreiben usw., in Stammesgesellschaften ebenso wie in den patriarchalischen Zivilisationen des Orients und Okzidents. Fleischliche Gelüste, sogenannte weibliche Irrationalität, exzessive Machtausübung, Reichtum oder Neid sind immer wieder als Gründe für die Ermordung so vieler Frauen angeführt worden. Damit aber werden nur Ängste und Interessen definiert, die immer existiert haben und auf keinen Fall hinreichen, die Massaker selbst zu erklären. Unsere Behauptung, daß die Hexenmassaker dem politischen Entschluß zuzuschreiben sind, das alte Volkswissen über Geburtenkontrolle auszurotten, um die Frauen zu zwingen, mehr Kinder zu empfangen und aufzuziehen, als sie für die ökonomische Reproduktion ihrer Familien brauchten, wollen wir nun dadurch untersuchen, daß wir uns dem Hexenbegriff selbst zuwenden.

Im *Hexenhammer*, der ersten umfassenden Apologie der Hexenverfolgungen, der 1487 veröffentlicht wurde und die Aktivitäten auf diesem

Gebiet seit 1360 zusammenfaßte, lesen wir von »Hexen, die Hebammen sind« *(16)* und weiter: »Niemand schadet dem katholischen Glauben mehr als die Hebammen« *(17)*. Papst Innozenz VIII., der die Verfolgung in ganz Europa in Gang setzte, und der Autor des Hexenhammers, ein Dominikaner, demonstrieren keineswegs eine erhabene Moral. Der ›katholische Glaube‹ steht als Synonym für den größten Landbesitz in Europa, der genau wie die weltlichen Fürsten nach der spätmittelalterlichen Bevölkerungskatastrophe mit einer weitreichenden Entvölkerung seines nutzbaren Landes konfrontiert war.

Warum wählte der ›katholische Glaube‹ ausgerechnet die Hebammen aus? »Es wird die erste allgemeine Frage sein über die Haupteigenschaften der Weiber; die zweite spezielle, was für Weiber häufiger als abergläubisch und Hexen befunden werden; die dritte, besondere handelt von den *Hebammen* selbst, *welche alle anderen an Bosheit übertreffen*« *(18)*.

Wir finden leichter eine Antwort auf diese Frage, wenn wir uns die neue Definition der Hexerei anschauen, die von mittelalterlicher Häresie klar zu unterscheiden ist. Immer wird eine »siebenfache Hexerei« erwähnt, deren einzelne Bestandteile ohne Ausnahme den »Liebesakt und die Empfängnis im Mutterleibe mit verschiedenen Behexungen infizieren« *(19)*. Die sieben Vergehen sind:

1) Hurerei und Ehebruch (als ›Einübung‹ sexueller Befriedigung ohne nachfolgende Schwangerschaft),
2) Männer impotent machen,
3) Kastration und Sterilisation,
4) Sodomie und Homosexualität (als Formen sexueller Befriedigung, die ebenfalls nicht zur Fortpflanzung führen),
5) Empfängnisverhütung,
6) Schwangerschaftsabbruch,
7) Kindesmord (bzw. Kindesopfer) *(20)*.

Unter dem siebten Vergehen (Kindesmord oder Kinderopfer an den Teufel) erwähnt der Hexenhammer zusätzlich »verschiedene Schäden an Vieh und Ernte«. Daher können wir annehmen, daß sogar Anklagen wegen Wetterzaubers – das Wetter wurde schlechter nach 1300 – und Tierbehexungen aus der historisch neuen Angst entsprangen, nach Jahrhunderten mittelalterlichen Wohlstandes durch landwirtschaftliche Verluste die Überlebensbasis zu verlieren.

Es wird offensichtlich, daß zumindest einige der sieben Zauber, die

»die Empfängnis im Mutterleib infizieren«, von nahezu jeder Frau ausgeführt werden und somit jede zur ›Hexe‹ machen konnten. Jedoch waren die spezielleren dieser Praktiken Aufgabe der Hebammen, die bis in die Neuzeit hinein gleichzeitig Ärzte und Zauberer waren, wie auch in vielen Stammesgesellschaften Zauberer und Medizinmann ein und dieselbe Person sind. Die Hebammen arbeiteten immer mit Medizin, die für sie, wie für die Frauen der Antike, sowohl ›Magie‹ als auch ›Drogen‹ bedeuteten.

»Die Hinweise auf Tränke sind mit Hinweisen auf Zauberei verflochten, und die magischen Mittel, von denen die Rede ist, sind anscheinend in der Regel Kräutertränke. Die Bedeutung dieser Zaubertränke für die Praxis der Empfängnisverhütung läßt sich vielleicht durch eine Auslegung des Begriffs *maleficium* näher bestimmen. *Maleficium* bedeutet ›die böse Tat‹, es wird oft im Sinne von *Magie* gebraucht, und *malefici,* das heißt diejenigen, die das *maleficium* verüben, werden als Zauberer angesehen.

... Aber abgesehen von dieser allgemeinen und unscharfen Bedeutung *Magie* bezieht sich *maleficium* manchmal sehr viel präziser auf eine Handlung, die mit zauberischer, das heißt diabolischer Hilfe die Leibesfrucht abtreibt oder Sterilität verursacht... Kurz, *maleficium* hat die Mehrdeutigkeit von *veneficium* im klassischen Latein und erhält

manchmal die präzise Bedeutung von Abtreibung oder Empfängnisverhütung.« *(21)*
Die *Hexerei* im christlichen Europa der Neuzeit wurde als *Geburtenkontrolle* in allen ihren Erscheinungen definiert.
Die Ausrottung der Hebammen/Hexen und die moralische Indoktrination der Kirche wurden *politisch* durch entsprechende weltliche Gesetze gesichert. Die sieben Verbrechen der Geburtenkontrolle (siebenfache Hexerei) erschienen nun z. B. im Strafgesetzbuch des deutschen Reiches – die *Constitutio Criminalis Bambergensis* von 1507. *Unfruchtbar* machen (Männer impotent machen, Kastration, Sterilisation und Empfängnisverhütung), *Perversität* (Sodomie und Homosexualität), *Abtreibung, Kindesmord* und *Unzucht* (Ehebruch), die alle schon sanktioniert waren, wurden nun mit der Todesstrafe bedroht. Mit der *Constitutio Criminalis Carolina* Karls V. wurde dieser Strafkodex Gesetz im größten Reich Europas. Preußen und Bayern bestraften außereheliche Liebe bis ins frühe neunzehnte Jahrhundert mit dem Tode. In England stand auf als Fehlgeburt getarnte Abtreibung vom fünfzehnten Jahrhundert an Gefängnisstrafe. Die erste Hinrichtung wegen Hexerei fand 1479 statt. Nach der Trennung von der römischen Kirche wurde Hexerei in den protestantischen Ländern zum ersten Mal 1541 gesetzlich strafbar. Schließlich wurde 1562 ein Gesetz verabschiedet und von Königin Elisabeth I. unterzeichnet, das Hexerei als ein Verbrechen verabscheuungswürdigster Art ansah. Im Jahre 1603 verschärfte ein Gesetz Jakobs I. die Bestrafung sogar noch, und bis 1736 sind wegen Hexerei »annähernd dreißigtausend Menschen dem Tode übergeben worden« *(22)*. In Schottland verfügte das neunte Parlament der Königin Mary Bestrafung und Tod für Hexen.
Die Anklage auf *maleficia* – die ›teuflischen‹ und ›gottlosen‹ Verbrechen der Hexen/Hebammen – hatte die Funktion, über die Religion eine sehr weltliche Bevölkerungspolitik zu legitimieren, getragen von dem ›ewigen‹ Wert der ›Heiligkeit des Ungeborenen‹. Es gab Phasen und Gebiete, in denen die Existenz eifriger Hexenjäger nicht mit einem Unterbevölkerungsproblem zusammenfiel. Da die politischen Motivationen sich noch in einem embryonalen Zustand befanden, entwickelte die Hexenjagd eine beträchtliche Eigendynamik, in der mehrere Motive ihren Ausdruck fanden – oft waren sie sexueller oder finanzieller Natur, hinzu kamen Rachsucht und Neid.
Die religiöse Hysterie, vorgeführt von Frauen, die sich selbst der

Buhlerei mit dem Teufel bezichtigten und sich selbst als ›Hexen‹ bezeichneten, wurde erst durch den Terror der Hexenjäger verursacht. Soldan/Heppe versuchen in der ersten zusammenfassenden Darstellung der Hexenjagd, ihren offensichtlichen denunziatorischen Charakter zu erklären: »Die Geschichte lehrt, daß Hexen erst infolge der Hexenverfolgung vorkamen und daß eigentlich erst durch diese der Hexenglaube dem Volke eingeimpft worden ist« *(23)*.

Zeitweilig konkurrierte die Hexenjagd, an sich das Mittel, die Bevölkerungszahl zu erhöhen, mit regionalen politischen Bemühungen, die Bevölkerungszahl durch Begrenzung der Ehen oder Anhebung des heiratsfähigen Alters zu reduzieren. Das illustriert nur den durchschlagenden Erfolg, den die Hexenverfolgung bei der Beseitigung der Geburtenkontrolle erzielt hatte. Die Annahme, daß frühe Ehen zu großen und späte zu kleineren Familien führen müßten, bewahrheitete sich nun tatsächlich. Die Regierenden konnten auf die Unfähigkeit der Ehepartner zählen, sexuellen Genuß von der Fortpflanzung zu trennen.

Die Hexenjagd in *ganz* Europa *(24)* begann mit der päpstlichen Bulle *Summis desiderantes,* der berüchtigten *Hexenbulle* Papst Innozenz VIII. (1484–1492), für die der *Hexenhammer* die Rechtfertigung darstellte. Die ›Hexen, die Hebammen sind‹ wurden wegen ihrer Eingriffe in die erwünschte Bevölkerungszunahme nach der spätmittelalterlichen Krise verfolgt. Laut der *Hexenbulle* »hindern die Hexen die Männer an der Zeugung und die Frauen an der Empfängnis und verhindern jeden Ehevollzug« *(25)*. Dennoch koordinierte die *Hexenbulle* nur regionale Schritte der geistlichen und weltlichen Führer im Sinne einer Bevölkerungspolitik, die schon 1360 begonnen hatte. Im Jahre 1477 z. B. wurde eine junge Frau aus Hamburg verbrannt, »weil sie junge Frauen gelehrt hatte, wie man Abtreibungsmittel benutzt« *(26)*. Diese Mittel, genaugenommen alle Mittel der Geburtenkontrolle, sind noch bis vor nicht allzu langer Zeit bekämpft worden. Sie wurden in den päpstlichen Bullen sofort, nachdem sie mit Hilfe der Folter entlockt worden waren, veröffentlicht, so daß sie überall aufgespürt und, viel später, von Historikern gezählt werden konnten.

(24) In einem kürzlich erschienenen Aufsatz von Kovács ›Die Hexen in Rußland‹ wurde gezeigt, daß, im Gegensatz zu der bisherigen Annahme, auch das griechisch-orthodoxe Osteuropa sich dem Hexenwahn nicht entziehen konnte.

Daher ist es keine Überraschung, daß der *Römische Katechismus* von 1566, die höchste Autorität der katholischen Kirche zu jener Zeit (und immer noch die Basis des katholischen Abtreibungs- und Verhütungsverbots heute: siehe § 14 der Enzyklika *Humanae vitae* Pauls VI., 1968), wie folgt beschloß:
Es ist »ein sehr schweres Verbrechen, wenn Eheleute künstlich die Empfängnis verhüten oder die Frucht abtreiben; eine solche Tat ist ebenso zu beurteilen wie gemeiner Meuchelmord« *(27)*. In der Folge verfügte Sixtus V. in der Bulle *Effraenatam* von 1588 die Todesstrafe nicht nur für Abtreibung, sondern auch für Verhütung: »Wer würde deshalb nicht mit den strengsten Bestrafungen die Verbrechen derer verdammen, die durch Gifte, Tränke und *maleficia* Frauen unfruchtbar machen oder durch verfluchte Medizinen verhindern, daß sie empfangen oder gebären?« *(28)*
Das Ergebnis der Hexenverfolgungen war ein ungeheures Morden. Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde eine gigantische Anzahl von Frauen wegen Hexerei verbrannt, ertränkt, geköpft, erdrosselt und gehenkt. Die Schätzungen über die Anzahl der ermordeten Frauen schwanken zwischen hunderttausend und zehn Millionen. Wie kann man eine einigermaßen verläßliche Zahl erhalten? Die Historikerin Wanda von Baeyer-Katte schätzt: »Über die Anzahl der Hexenprozesse, etwa zwischen 1450–1730, geben zwei Arbeiten Auskunft: eine Züricher Doktorarbeit von Guido Bader, der die Hexenprozesse in der Schweiz bearbeitet hat (1945); er kommt auf 8846 Fälle. Eine zweite ältere Untersuchung von Fritz Byloff über Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern kommt auf etwa elftausend Fälle. Dies sind aber immer nur Nachweise aus erhaltenen Akten. Es ist bekannt, daß der größte Teil der Hexenprozeßakten vernichtet worden ist. Wenn man lediglich diese beiden Zahlenangaben zugrunde legt, könnte man auf etwa dreihunderttausend Fälle kommen. Wenn man annimmt, es handle sich bei den erhaltenen Akten um bestenfalls ein Drittel der wirklich stattgefundenen Prozesse, so käme man schon an die Millionengrenze« *(29)*.
Eine katholische Theologin, Katharina Ellinger, betont ebenfalls die Tatsache, daß mindestens zwei Drittel der Quellen verlorengegangen sind. Daraus folgert sie: »Es gibt keine zuverlässigen Angaben darüber, wie viele Menschen auf so grausame Weise ums Leben kamen. Aus vorliegenden Chroniken, Rechts- und Tagebüchern, die sich aller-

dings immer nur auf eine Stadt oder ein Gebiet beziehen, darf man jedoch schließen, daß ihre Zahl in die Millionen geht« *(30)*.
Selbst wenn man zu Baeyer-Kattes niedrigeren Schätzungen neigt, sind immer noch fast eine Million Frauen in Westeuropa angeklagt worden. Laut Baders und Byloffs Untersuchungen sind mindestens 50% (10417 von 19888) von ihnen umgebracht worden. Diese Zahlen zeigen, daß in einem Zeitraum von über zweihundert Jahren jedes Jahr durchschnittlich 5000 ›Hexen‹ öffentlich angeklagt und von diesen 2500 zum Tode verurteilt wurden. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Bevölkerung Nordwesteuropas, des Zentrums der Hexenjagd, im Jahre 1600 weniger als fünfzig Millionen betrug, verglichen mit den mehr als 250 Millionen im Jahre 1975.
Man sollte vor allem den Propagandaeffekt bedenken, den diese öffentlichen Hinrichtungen hatten. Sie zeigten jeder Frau und jedem Mädchen unmißverständlich die Gefahren, die mit Hexerei, sprich Geburtenkontrolle, verbunden waren. Diese Einschüchterung und die Vernichtung jener Frauen, die die Methoden der Empfängnisverhütung und Abtreibung gelehrt hatten, machten es allmählich auch den weniger Ängstlichen unmöglich, etwas über Geburtenkontrolle zu erfahren. Bei jeder Hexenjagd mußte als erste »die Hebamme des Dorfes oder Städtchens die Hauptverantwortung der Schuld übernehmen« *(31)*. Die traditionellen Hebammen waren sowohl Ärzte als auch Lehrer für die anderen Frauen, wogegen die ›neue‹ Hebamme ein Organ der ›Bevölkerungspolizey‹ wurde. Von nun an hatte sie ein »Mensch mit gutem Charakter« *(32)* zu sein ohne die Eigenschaften der Hebamme/Hexe.
Wenn wir uns das Prinzip der effektiven Menschenproduktion durch Staat und Kirche anschauen, wird es offensichtlich, daß die Hexenjagd nicht nur ein Produkt geisteskranker Hysterie einzelner Staats- und Kirchenmänner war, sondern sich aus exaktem politischem Kalkül entwickelte, das wir versucht haben, auf seine sozio-ökonomischen Wurzeln hin zurückzuverfolgen. Als Beispiel wollen wir das oft gerühmte Genie der Renaissance zitieren: den Franzosen Jean Bodin (1530–1596). Er war der Gelehrte, der dem Staat die Funktion zuwies, Garant der Wohlstandsproduktion zu sein mit dem Konzept der *modernen Souveränität*; der Denker, der die absolute Notwendigkeit der ›Polizeygewalt‹ erkannte, um eine staatlich regulierte Bevölkerungspolitik durchzusetzen; der außerdem den Zerfall des römischen Welt-

reiches als Auflösung der Familienbande und Ausbreitung der ›griechischen Methoden‹ analysierte (Abtreibung und Kindesmord). Nebenbei entwickelte er so die Eckpfeiler der modernen Geschichtswissenschaft; er ersann bei seiner Analyse des Währungsverfalls in Rom die Quantitätstheorie des Geldes und ist der Autor der ersten grundlegenden Arbeit über die Hexenverfolgung.

Bodin war ein gebildeter Mann, insbesondere beeinflußt von Philo und Maimonides, die ihm als jüdische Denker den Respekt vor der Heiligkeit des ›Lebens selbst‹ und dem ›göttlichen Gesetz‹ eingeflößt hatten. Jedoch bevor diese Heiligkeit voll im Sinne einer Steigerung der Geburtenrate eingesetzt werden konnte, mußten erst jene ›unheiligen Haltungen‹ dem Leben gegenüber ausgetilgt werden. Diese Haltungen beschreibt er so: »Wie viele Jungfrauen können wir beobachten, die von ihren eigenen Eltern verkauft und danach geschändet wurden und die unmoralisch leben, statt verheiratet zu sein, und die glauben, es sei besser, ihre Kinder auszusetzen oder zu töten, anstatt sie zu ernähren. Wie kann man all dies verhindern, wenn es keine Polizei (Zensor) gibt?« *(32)*.

Die Antwort auf diese Frage war der Vorschlag zur Vernichtung jener Frauen, die das Wissen über Geburtenkontrolle besaßen: »Denn wer immer mit der Zauberkunst umgeht, kann nicht in Abrede stellen, daß er das Gesetz Gottes und der Natur bricht: weil er die Wirkung der von Gott eingesetzten Ehe verhindert. Daraus erfolgt entweder die Ehescheidung oder Unfruchtbarkeit, was dann ein ganz eindeutiges Sakrileg oder eine Vergreifung an der heiligen Sache bedeutet. Zusätzlich wird er nicht leugnen können, daß er dadurch ein Totschläger wird. Derjenige also, der die Zeugung oder Heranreifung der Kinder behindert, muß ebenso als Totschläger angesehen werden wie derjenige, der einem anderen die Gurgel durchschneidet« *(34)*.

Bodins Phantasie war ohnegleichen, wenn es darum ging, die Richter und Henker mit Ermutigungen und Rechtfertigungen zu versehen, unerbittlich aber war er, wenn sie sich bei der Suche nach belastenden Beweisen gegen die ›Hebammen, die Hexen sind‹ nicht genug Mühe gaben: »... daher ist es so, daß jemand, der der Hexerei angeklagt ist, niemals wieder völlig entlastet und freigesprochen werden sollte, es sei denn, die Verleumdung von seiten des Anklägers sei sonnenklar, da ja der Nachweis solcher Verbrechen so düster und so schwierig ist, daß nicht eine einzige von Millionen Hexen angeklagt

werden würde, wenn der Prozeß nach normalen Regeln geführt werden würde« *(35)*.

Diejenigen, die wegen Hexerei hingerichtet wurden, waren überwiegend Frauen (mehr als 80 % der Opfer), jedoch zunehmend auch eine große Anzahl ›gut informierter Männer‹ und Homosexueller; diese hauptsächlich deswegen, weil sie nicht imstande waren, Kinder zu produzieren, und somit anderen ein schlechtes Beispiel gaben.

»Wenn man bedenkt, wie fürchterlich Knabenschande dem Staat ist und wie sehr sich dies abscheuliche Laster insgeheim auszubreiten pflegt, so wird man nach den Regeln der Politik die Todesstrafe nicht zu hart finden. Ist dieses Laster einmal eingerissen, (...) dann kann nichts anders als die größeste, alle Gegenmittel unkräftig machende Entvölkerung und Schwäche des Staates daraus entstehen (...). Wer einem Staate übel wollte, müßte dies Laster bey ihm einführen, denn es ist schwer wieder auszurotten, weil es viel heimlicher als Hurerey, die sich doch durch Kinder zu verrathen pflegt, fortgepflanzt wird: und beynahe kann man eine politische Weissagung wagen, wenn man sieht, daß es in einem noch so mächtigen und blühenden Volk einreißt; der Grund zu seiner künftigen Schwäche ist gelegt, und nach hundert Jahren wird es nicht mehr das zahlreiche mächtige Volk seyn.« *(36)*

Diese Argumentation für die Verfolgung der Homosexuellen als ein Mittel der Bevölkerungspolitik existierte im Mittelalter noch nicht. Das katholische Europa war zu jener Zeit gegen die Homosexualität nicht so feindlich eingestellt. Im Gegenteil, es gab Jahrhunderte, in denen die Kirche Homosexualität akzeptierte und einige Betroffene sogar heiligsprach.

Die Hebammen/Hexenmassaker stellen nur den offensichtlichsten Teil der modernen Bevölkerungspolitik dar, die die Todesstrafe auch für Vergehen wie Inzest, außerehelichen Geschlechtsverkehr, Kindesaussetzung etc. neu einführte. Parallel zur Unterdrückung der Geburtenkontrolle wurde ein mächtiger Polizeiapparat geschaffen, um ständig sichergehen zu können, daß die Frauen die Kontrolle über die Reproduktion nicht wiedererlangten und damit die Bevölkerungsexplosion ermöglichten, die ›keusche‹ Frau, das ›unschuldige‹ Kind des 18. und 19. Jahrhunderts.

Offensichtlich waren also die tödlichen Verfolgungen und die sich daraus ergebende allgemeine Repression weder gegen die weibliche

›Irrationalität‹ gerichtet, noch beruhten sie ursprünglich auf einem männlichen Haß aus dem Gefühl sexueller Unterlegenheit heraus, sondern sie dienten einer Bevölkerungspolitik, mit der die Interessen von Frauen *und* Männern kollidieren mußten.

1 Genz, L. ›Vad förorsakade de stora häxprocesserna?‹ (Was verursachte die großen Hexenprozesse?). Arv Tidskrift för Nordisk Folkminneforskning (Zeitschrift für nordisches Volksgut), 10, 1954, S. 36

2 Honneger, C. »Kommentar zu Garretts ›Frauen und Hexen‹« *Signs*, 4, 4 (1979), S. 798, unsere Hervorhebungen

3 Ring, R. ›Frühmittelalterliche Bauernhaushalte in Mittelitalien‹ Zeitschrift für Familiengeschichte, 4, 1, (1979), S. 12;
Beuys, B. ›Familienleben in Deutschland‹ Reinbek 1980, S. 71 gibt eine Zahl von 2,36 Kindern pro Frau in deutschen Gebieten des 8. und 9. Jahrhunderts an.

4 Noonan, J. T., ›Empfängnisverhütung – Geschichte ihrer Beurteilung in der katholischen Theologie und im kanonischen Recht‹ Mainz, 1969, S. LVII; wegen einer Fallstudie siehe auch Le Roy-Ladurie, ›Montaillou‹, Paris, 1975, Kap. 10; Imhoff, A. E., ›Die gewonnenen Jahre‹, München, 1981, S. 50ff.

5 Ehrenreich/English, ›Witches, midwives and nurses‹, New York, 1973, S. 6; Höjberg, P., ›Jordemor. Barnmorskor och barnaföderskor i Sverige‹ (Jordemor. Hebammen und Mütter in Schweden). Södertälje, 1981, S. 18f

6 siehe die Diskussion um Frisch, R. E., ›Population, Nutrition and Fecundity: A Mechanism for Adaption to the Environment?‹ Paris, 1980

7 Noonan, s. o. S. 24

8 Noonan, s. o. S. 28

9 Max Weber, ›The Social Causes of the Decline of Ancient Civilization‹ (1896). ›The Agrarian Sociology of Ancient Civilization‹ London, 1976

10 Heinsohn, Knieper, Steiger, ›Menschenproduktion – Allgemeine Bevölkerungstheorie der Neuzeit‹ Frankfurt, 1979

11 Henningsen, G. ›The Witches Advocate: Basque Witchcraft and the Spanish Inquisition (1609–1614)‹, Reno, Nevada, 1980, S. 14 zitiert Hansen, J. ›Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozesse im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung‹, München und Leipzig, 1900, S. 60

12 Noonan, s. o. S. 258

13 Hatcher, J. ›Plague, Population and the English Economy 1348–1530‹ London, 1977, S. 63

14 Noonan, s. o. S. 482

15 Henningsen, s. o. S. 20, unsere Hervorhebungen
16 Sprenger/Institoris, ›The Malleus Maleficarum (1487). Witchcraft in Europe 1100–1700‹, Herausgeber A. C. Kors und E. Peters, Philadelphia, 1972, S. 127
17 ebenda, S. 129
18 ebenda, S. 114, unsere Hervorhebungen
19 Sprenger/Institoris, ›Der Hexenhammer (1487)‹, Trans. J. W. R. Schmidt. Berlin 1906, Teil I, S. 107
20 Sprenger/Institoris, 1972, s. o. S. 107
21 Noonan, J. T. ›Contraception. A History of its Treatment by the Catholic Theologians and Canonists‹ Cambridge, Mass. 1966
22 Forbes, T. R. ›The Midwife and the Witch‹ New Haven und London, 1966, S. 114
23 Soldan, W. G. und H. Heppe, ›Geschichte der Hexenprozesse‹ (Bd. I,II 1843, 1879) Hrsg. M. Bauer, Berlin 1911. Bd. I, S. 394
25 Kors, A. C. und E. Peters, Hrsg, ›Witchcraft in Europe 1100–1700‹ Philadelphia, 1972, S. 108
26 Dähn, G., ›Zur Geschichte des Abtreibungsverbotes. Das Abtreibungsverbot des § 218.‹ Hrsg. J. Baumann Neuwied-Berlin, 1971, S. 333
27 Noonan, 1969, s. o. S. 446
28 Noonan, 1969, s. o. S. 447
29 Baeyer-Katte, W. v. ›Die historischen Hexenprozesse. Massenwahn in Geschichte und Gegenwart‹ Hrsg. W. Bitter, Stuttgart 1965, S. 222
30 Ellinger, K. ›Die Hexen. Teufelsglaube‹ Hrsg. H. Haag. Tübingen 1974, S. 441
31 ebenda, S. 463
32 Forbes, s. o. S. 155
33 Bodin, J. ›The six Books of a Commonwealth‹ (1576) Hrsg. K. D. McRae, Cambridge, Mass. 1962, S. 644
34 Bodin, J. ›Vom aussgelasnen wütigen Teuffelsheer‹ (1580). Trans. J. H. Fischart, Strassburg 1591. Rpt. Graz 1973, S. 247
35 Bodin, 1962 s. o. S. 215
36 Michaelis, J. D. ›Gründliche Erklärung des Mosaischen Rechts in Sechs Theilen‹ 1770–1775, zitiert von Müller, J. V. ›Entwurf der gerichtlichen Arzneywissenschaft‹ Frankfurt/Main, 1796, S. 136; unsere Hervorhebungen

Walter Nieß

Erste Nachrichten über Hexenprozesse in der Grafschaft Büdingen[25]

Die ältesten uns bisher bekannten Protokolle über Hexenwesen in der Grafschaft Büdingen stammen aus dem Jahre 1532.

Am 8. Mai dieses Jahres berichtete der Ysenburgische Amtmann zu Birstein, Wolf von Wolfskehl, dem damals regierenden Grafen Johann V. zu Ysenburg und Büdingen über eine Frau namens Katharina Groß, im Volksmund »Große Crein« genannt, die durch ihre Kenntnisse von alten Naturheilverfahren in den Verdacht der Zauberei gekommen

war. Drei Zeugen aus Sotzbach und sieben aus Lichenrod sagten aus, sie habe helfen Kinder abtreiben. Die Frau wandere von Ort zu Ort, hielte sich in den verschiedenen Ortschaften jeweils tagelang bei den Bauern auf, um ihre Heilkunst gegen Lebensmittel anzubieten. Michel von Ail sagte aus, sie habe vor neun Jahre längere Zeit bei ihm im Haus gelegen und habe erzählt, sie könne ihm einen Schatz in seinem Hause zeigen, wenn er ihr Lebensunterhalt gewähre.

Henz Reh erzählte dem Amtmann gar, sie habe berichtet, ein Mann, den sie behandelt habe, sei blind geworden. Hierzu wußte Caspar von Bobenhausen Reichard Rinken, dem Ysenburgischen Sekretär von Birstein zu berichten, daß die »Große Crein«, die »Kunst des Starstechens« ausübte, doch seien dabei viele Leute auch blind geworden! Doch die Absicht der Frau, kranken Menschen zu helfen, was ja auch heute noch mit dem Risiko des Gelingens behaftet ist, wurde durch die Erzählungen in fanatische Übertreibungen und wohl auch in das Licht der Zauberei gerückt.

»Sie könne Augen mit dem Finger ausstechen! Sie behandele die Kranken mit Wurzeln und Kräutern, reise im Lande umher; bis nach Hessen hin sei sie bekannt. Auch lahmen Kindern wollte sie helfen«, wie Fritz im Hoff berichtete.

Henn Haus berichtete, als sie vor Jahren vierzehn Tage bei ihm im Hause gelegen habe, habe sie zwei Knechte auf ein scharfes Messer knieen lassen, ohne daß es ihnen Schaden getan habe. Sie könne Feuer an Gebäude legen, ohne daß etwas geschehe. Sie habe zwei »Schauben« (?) aneinandergelegt, daß sie ohne anzuzünden plötzlich in Feuer aufgegangen seien. Sie könne gar mit dem bloßen Finger in einen Eimer Wasser stoßen, da fielen einer verzauberten Person ein oder gar zwei Augen aus dem Kopfe.

Sicherlich war durch diese Märchen einige Unruhe unter der Bevölkerung um Birstein entstanden. Die Frau wurde anscheinend damals nur außer Landes verwiesen. Von einem peinlichen Verfahren ist uns nichts überliefert.

Weitere Protokolle echter Hexenprozesse im Büdinger Raum stammen aus dem Jahre 1562 und tragen die Überschrift: »Malefizsachen von Amtswegen gegen ettliche Weibspersonen so mit der Kunst der Zauberei beflecket.«

Angeklagt waren die Büdinger Frauen Ailchen Heuser, des Henne Heinz Hausfrau; Anna Wörner, Hans Hansens Hausfrau; Anna Faust

im (Großen) Dorf; Catharina, des Plattners Weib; Wilhelm Schmidts Hausfrau und Faustges Crain.
In der Stadt Büdingen hatte wegen »der bösen Weiber und Hexen« große Unruhe geherrscht, so daß der Ysenburgische Rat Johann Beyer im Auftrag der Grafen Reinhard und Georg zu Ysenburg und Büdingen Verhaftungen durchführen ließ. Die Frauen wurden nach der Ansicht der Büdinger Forscher K. Heuson und P. Nieß in einem Turm der Büdinger Stadtbefestigung am Gebück, dem »Teuffels Thorn« oder »Fultter Thorn«, welcher später auch Hexenturm genannt wurde, verwahrt. Dort finden sich noch heute merkwürdige Zeichen und Inschriften mit Jahreszahlen in den Sandsteinen des Turminneren. Neben der Jahreszahl 1562 ist ein umgefallenes Licht eingeritzt. Man geht sicherlich nicht fehl, daß diese Darstellung auf das gewaltsame Verlöschen eines Lebens hinweisen sollte. Allgemein wird dieses Motiv als mahnender Hinweis auf die Büdinger Hexenprozesse gedeutet.
Die Aussagen der Frauen vor dem damals abgehaltenen peinlichen Halsgericht zu Büdingen sind teilweise überliefert.
Dem Halsgericht in Büdingen standen die beiden städtischen Schultheißen Hans Hadermann und Michael Buchner vor, die zwölf städtischen Schöffen waren dem Gericht beigeordnet.
Die Sitzungen und Verhöre dieser Hexenprozesse fanden im Büdinger Rathause statt. Das Gericht fand nach den Vorschriften der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 statt. Die Verhöre der angeklagten Frauen wurden mehrmals, teils unter Anwendung der Folter, teils mit gütlichem Zureden, vorgenommen.
Die Büdinger Bürgermeisterrechnungen vom Jahre 1560 an weisen hierzu bereits Kosten, z. B. für ein Foltereisen, das Simon Schmidt, der Schlosser, anfertigte, aus. Das Foltereisen nebst Ringen für die Fesseln wurden auf dem Turm installiert. 1561 wurde auf dem Turm »wo die Maleficanten liegen« eine Türe eingebaut. Im Rathaus, als dort die »Armen gesessen«, wurden 7 Pfund Lichter für einen Zeitraum von 10 Wochen bezahlt. Velten, der Schreiner, machte Bänke für das Gericht, welches auf dem Rathaus tagte.
Die Unkosten für das Halsgericht wurden von der Stadt vorgelegt und waren bereits im Jahre 1563, als man 34 Gulden abrechnete, nicht unbeträchtlich. Im Jahre 1564 wurden auf dem sog. »Teufelsturm« und dem »Dicken Turm« von Maurermeister Deines aus Büdingen

eine Treppe gemauert sowie ein Seil, um die Gefangenen durch die Luke in den unteren Teil des Turmes abzuseilen, angeschafft. Auch wurden wieder Kerzen bezahlt, die man bei der Vollziehung der Tortur verbrauchte. Nicht zuletzt wurde laufend der Scharfrichter entlohnt. Ganz besonders wird dabei ein »Schnellkorb« erwähnt, womit die Frauen bei der Badstube »geschnellt« wurden. Dieser Schnellkorb war sicherlich allgemein in Gebrauch und mußte laufend repariert werden. Der Scharfrichter erhielt von 1504 bis 1590 laufend Gebühren für Reparatur und Aufhängung des Schnellkorbes in Büdingen.

Ailchen Heuser war gefoltert worden, dabei machte sie die Aussage, vor 23 Jahren sei der »böse Feind« auf dem »Wingersberg beim Pfaffenwald« zu ihr gekommen und habe sie zur Frau begehrt, was sie jedoch abgelehnt habe. Einige Jahre später sei der »böse Feind« erneut auf dem »Pfaffenwald« und ein zweites Mal im »Ahornsloch« in der Gestalt eines »Reuters« zu ihr gekommen. Er habe »Moritz« geheißen, habe sie innerhalb zehn Jahren zweimal betört und einen »schuppigten Arsch und eine kalte Natur gehabt«. Nach vollbrachter Tat sei er jeweils »mit Schnauben und Brausen zu den Hecken gefahren«. Dabei habe sie bemerkt, daß er »Eselsfüße« gehabt hätte. Zum anderen Male habe er sie in Gestalt eines Esels aus ihrem Hause abgeholt, um mit ihr zum »Tanz mit Luzifer« zu fahren. Dort hätten sie nächtelang getanzt, worauf er sie wieder nach Hause gebracht habe. Auch vier andere Frauen von Büdingen wollte Ailchen bei dem »Hexentanz« gesehen haben. Nachdem Ailchen ihre Aussagen unter Foltern gemacht hatte, hatte sie diese dann später auch freiwillig wiederholt.

Die Folter, der damalige Ausdruck war »Tortur«, von Ailchen Heuser hatte sicherlich erreicht, daß Anna Wörner, die Hausfrau Hans Hansens, ihre Aussagen bereits ohne Folter oder Tortur machte. Die durch das Büdinger Rathaus und die anschließenden Gassen hallenden Schmerzensschreie hatten Anna Wörner zu einem »Geständnis« veranlaßt, in dem sie alle ihre dunklen Traumerlebnisse öffenbarte.

Als ihr Mann seinerzeit verstorben gewesen sei, sei des Nachts ein »großer schwarzer Mann« zu ihr in die Stube an ihr Bett gekommen und »habe sie ernstlich mit vielen schönen lustigen Worten« dahin beredet, daß sie eine halbe Stunde »ihm zu Willen gewesen sei«. Er habe sich »Luzifer« genannt und habe ihr zum Dank beim Abschied ein kleines Kreuz gegeben, das er »Groefüchslein« genannt habe.

Dieses Kreuzlein habe sie in einem Mörser zerstoßen und das Pulver davon nach Anweisung »Luzifers« in Wasser getrunken. Auf Grund dieser Medizin habe sie dann »zauberische Kräfte« gehabt, sie habe eine Axt in eine Wand eingehauen und aus deren Stiel dann Milch gemolken. »Luzifer« habe sie auch zum »zauberischen Tanz auf den Pfaffenwald« abgeholt, sie seien beide auf einem Bock dorthin geritten und hätten sich dort mit noch vier weiteren Frauen getroffen. Sicherlich unter dem Einfluß eingehender Befragung gab Anna Wörner auch zu, einigen Menschen Böses angetan zu haben. Sie habe ein Kind mit der Hand geschlagen und dabei ausgerufen: »Ich schlage dich hier in tausend Teufels Namen, daß du erlahmst.« Das Kind sei daraufhin lahm geworden. Als sie den Sohn des Kuchenbäckers auch erlahmen lassen wollte und ihn mit einer Rute schlagen wollte, habe sie allerdings nur dessen Pferd getroffen, worauf dieses erlahmt sei.
Des Büchsenmachers Sohn Hans habe sie auch erlahmen lassen. Mit dem zauberischen Tun des Axtmelkens habe sie die Kühe des Pfarrers Hansen, die des Raban und die Kuh des Jakob Mertzen zauberisch gemolken und die Butter dieser Milch nach Rinderbügen und Lorbach

verkauft. Interessanterweise kann man feststellen, daß die Geschädigten meist auch Personen des Gerichtes selber waren, so zum Beispiel die Schöffen. Raban und Jakob Mertz scheinen damals Schöffen gewesen zu sein. Diese Tatsache kann auch in den späteren Prozessen festgestellt werden. Auch die bei den Verhören anwesenden Pfarrer waren oft unter den Geschädigten, wie in diesem Falle Pfarrer Hansen. Bei ihm dürfte es sich wohl um den damals in Büdingen tätigen Pfarrer Johannes Nicenius aus Heidelberg gehandelt haben, der auf Grund einer Empfehlung von keinem Geringeren als Melanchthon nach Büdingen gekommen war. (Er war seines Glaubens wegen aus Österreich vertrieben worden.) Das phantastische »Geständnis« der Anna Wörner wurde natürlich vor dem peinlichen Halsgericht in Büdingen von Richtern und Schöffen beeidet und umständlich protokolliert.

Anna Faust aus dem Großendorf bei Büdingen machte dann unter der Tortur eine ähnlich phantastische Aussage, daß man nicht umhin kann anzunehmen, daß suggestiv gestellte Fragen eines Befragers, damals auch Examinator genannt, fast gleichlautende »Geständnisse« erbracht hatten.

Auch Anna hatte ihrer Aussage nach bereits vor 20 Jahren das zauberische Melken der Kühe aus dem Axthelm von Greta, der Frau des Henn Russel aus Lindheim, gelernt. Von ihr wollte sie auch Kräuter erhalten haben, welche die Milchleistungen der Kühe fördern sollten. Doch die Kühe seien davon eingegangen. Einmal habe sie Kunz Decker von Düdelsheim beim »Kühemelken« überrascht und ihr einen »Bruch« geschlagen.

Auch hatte Anna angeblich mit dem langen, in schwarze Kleider gehüllten, »kuhfüssigen Buhlen Luzifer« auf dem Pfaffenwald getanzt. Man habe dort auch schwarzes Brot und schwarze Brühe gegessen. Danach seien sie wie die »Hunde übereinander hergefallen«. Ihr Buhle habe sie sogar einmal einfach in der Haustüre ihres Hauses überfallen und genommen.

Als man allerdings am Ende der Gerichtsverhandlung Anna Faust das Protokoll ihrer Aussagen vorlas, um von ihr eine abschließende Bestätigung und Beeidung zu erhalten, widerrief sie zum Erstaunen des gesamten Gerichtes alle ihre gemachten Aussagen. Ein nochmaliges Foltern konnte sie nicht bewegen, ihre Aussagen zu bestätigen. Sie blieb dabei, es seien alles Lügen gewesen. Man mußte sie letztlich

freilassen. Zugleich mit ihr wurden noch drei andere Frauen freigelassen. Das Schicksal von zwei Frauen ist unklar, möglicherweise starben sie an den Folgen der Tortur oder wurden hingerichtet, was uns nicht überliefert ist.

Bekanntlicherweise haben Umweltbedingungen einen maßgeblichen Einfluß auf menschliches Leben und Wohlergehen. Insbesondere konnte die moderne Naturwissenschaft nachweisen, daß auch das Klima mit seinen Auswirkungen eine besondere Bedeutung hat und gehabt hat. Aus dieser Erkenntnis heraus wurden soweit als möglich ältere Klimaberichte und deren mögliche oder nachgewiesene Einflüsse auf das wirtschaftliche Geschehen im hiesigen Raum herangezogen und zu den Hexenprozessen im Büdinger Raum in Beziehung gesetzt. Dies geschah aus der Erkenntnis, daß in bestimmten Notsituationen die betroffenen Menschen nach deren Ursachen suchen, um nach deren Beseitigung wieder bessere Verhältnisse zu haben.

Die Kausalität der Büdinger Hexenprozesse scheint weitgehend durch klimatische Umstände beeinflußt zu sein. Die Jahre 1560 und 1561 waren nasse und kalte Jahre mit entsprechenden Mißernten, 1562 trat die Pest auf. In der Zeit von 1533 bis 1553, also in 20 Jahren, waren 15 gute Erntejahre zu verzeichnen, während in der Zeit von 1553–1575, also in 22 Jahren, nur 3 gute Erntejahre überliefert werden. Man kann sich vorstellen, daß eine reine Agrargesellschaft hierdurch aufs härteste mitgenommen worden war und nach jedem Strohhalm zur Rettung aus dem »Jammertal der Erde« griff. Die »Sündenböcke« waren die »Hexen«, nach deren Beseitigung sollte alles besser werden. Das glaubte man sogar in der Bibel lesen zu können. Es war also nur Gottes Wille, wenn man diese »Teufelsbrut« von der Erde beseitigte, um damit die »Plagen Gottes« zu Ende bringen zu können.

Eine sehr wahrscheinliche Bestätigung dieser Theorie findet sich in der Tatsache, daß auch die Jahre 1562 und 1563 als sehr naß und kalt geschildert werden. Auch die Ernten waren sehr schlecht ausgefallen. Und so kam es nicht von ungefähr, daß 1564 in Büdingen eine ganze Reihe neuer Hexenprozesse aufflammte.

Neben den natürlichen Voraussetzungen des Klimas, die den Boden für den Hexenwahn im Büdinger Land vorbereitet haben, war natürlich auch eine geistige Vorbereitung oder Programmierung der damaligen Menschen notwendig. Wie im Mittelater, so auch in der beginnenden Neuzeit, lag die geistige Betreuung der Menschen auf dem

»flachen Lande« fast ausschließlich in den Händen der Kirche. Wie vor der Reformation die katholische Kirche, so hatte nunmehr die reformierte Kirche die geistige Betreuung der Menschen übernommen und bildete somit einen wesentlichen Faktor in der politischen Verwaltung der Einzelstaaten. In diesem Sinne müssen wir auch die kirchlichen Gesetze der reformierten Staaten der nachreformatorischen Zeit sehen. Mit eine der ersten Kirchenordnungen, welche in der Wetterau Geltung hatte, war die Kirchenordnung Philipps, Landgraf von Hessen, aus dem Jahre 1543, die »ettliche Notwendigkeiten zu Erhaltung christlicher Zucht und Ehrbarkeit, auch guter Polizei, dienlichen Punkten« enthält.

Diese Kirchenordnung weist direkt auf die damals schlechten klimatischen Verhältnisse hin, indem sie beginnt:

»...Desgleichen auch unsere Räte gesehen und vernommen haben und noch täglich spüren und befinden die vielfaltige Straf, so Gott der Allmächtige mit Krieg, Misswachs, Hunger, Teuerung, Pestilenz und sonst anderen vielfaltigen erschrecklichen Krankheiten und Plagen jetziger Welt zukommen lässt. So können wir bei uns nit anders ermessen oder gedenken, dann das solchs umb unser dieser Welt vielfertigen Sünde und Laster willen geschehe...«

Alle Staatsorgane wurden verpflichtet, zur »Erhaltung guter Polizei, Ehrbarkeit und christlicher Zucht und zur Abwendung des göttlichen Zornes auf die Beseitigung der nachaufgeführten Missetaten« zu achten und diese zur Bestrafung anzuzeigen.

Vom Gotteslästern bis zum Tanzen ist alles in dieser Ordnung geregelt, das heißt verboten. Übertretungen wurden mit harten Strafen belegt. Unter anderem ist in dieser Hessischen Kirchenordnung von 1543 auch bereits der Zauberei gedacht:

»Der Christallen und Weissager halben. Ist unser erster Befelch, daß man derselben Personen gantz und gar kein in unseren Landen leiden, sondern wo sie mögen angetroffen werden, das man dieselben am Leib und Gut on alle Barmherzigkeit straffen soll.«

In der ältesten Ysenburgischen Kirchenordnung von 1544, erneuert 1553, ist ein ähnlicher Passus über die Zauberei noch nicht enthalten. Erst Graf Reinhard von Ysenburg und Büdingen erließ 1557 eine neue Kirchenordnung, welche sich an die »Ordnung einer Kirchendisziplin und christlichen äußerlichen Zucht nach Form und Weise der Hessischen Ordnung« anlehnte. Der Hofprediger Mag. Johann Nicenius in

Birstein hatte diese unter Benutzung der Mecklenburgischen Kirchenordnung verfaßt. Auch sie ging auf die Zauberei ein. In dieser Kirchenordnung wurde vor allem das Amt der »Kirchenrüger« im Ysenburgischen Land eingeführt, ein Amt mit außerordentlich großer politischer und religiöser Bedeutung. Der entsprechende Passus der Ysenburgischen Kirchenordnung von 1557 lautet: »Der Senioren aber oder der Kirchenrüger Amt soll sein, daß sie bei ihren Pflichten und Ehren und auferlegtem Befehl fleißig aufsehen und Erkundigung haben, dass alles unerbars, unchristliches Wesen angezeigt und zur Strafe gebracht werde, vornehmlich aber die Übeltaten so in folgenden Artikeln begriffen...«

Diese Kirchenrüger sollten also mit anderen Worten die einzelnen Pfarrgemeinden überwachen und jeweils sonntags nach dem Gottesdienst alle Übertretungen gegenüber der Kirchenordnung in Anwesenheit des Pfarrers dem Schultheiß oder Amtsverweser zur Bestrafung, die es ihrerseits zur Bestrafung in ein Register eintragen sollten, anzeigen. Es folgen dann die Strafartikel, welche von der Gotteslästerung bis zur Zauberei führen. Dort heißt es: »Die so mit Zauberei und Segen umgehen, sollen wenn sie überwiesen nach Verwirkung ernstlich und unnachlässig an Leib und Gut gestraft werden.«

Wenn wir feststellen konnten, daß im Jahre 1562 in der Grafschaft Büdingen die Hexenprozesse verstärkt begannen, so können wir nicht umhin anzunehmen, daß durch diese Kirchenordnung der geistige Anstoß in das Volk getragen wurde, hinter dem ein perfektionierter Überwachungsapparat, eben die erwähnten Kirchenrüger, stand. Landauf, landab wurden mit der Durchsetzung dieses Gesetzes laufend neue Hexenprozesse verursacht.

Bekanntlich war die Reformation auch in der Grafschaft Ysenburg um das Jahr 1545 herum eingeführt worden, doch kaum hatten sich die evangelischen Gemeinden konstituiert, als sich auch schon Gegenreformation und der Widerwille des Volkes gegen die neue Lehre regten. Vor allem wollte das Volk seine alten Sitten und Gebräuche nicht ablegen, was immer wieder von den neuen Geistlichen beklagt und gerügt wurde. Das kirchliche Leben, sicher bereits in katholischer Zeit auf dem flachen Lande verflacht und verweltlicht, eben der Grund der Reformation, sah auch nach der Reformation nicht besser aus. Man sah in der Beibehaltung der alten Sitten und Gebräuche den Grund des Niederganges von Glauben und Religion.

Dem konnten und wollten die damaligen Pfarrer nicht untätig zusehen, und sie brachten erneut ihre Bedenken und Anregungen in eindringlichen Vorstellungen den damaligen politischen Herrschern zur Vorlage. So hatten sich auch in der Untergrafschaft Ysenburg die Pfarrer zusammengefunden und einen Sprecher bestimmt, welcher 1562 mit deutlichen Worten einen Zustandsbericht über das Leben auf dem Lande an den Grafen Wolfgang zu Ysenburg und Büdingen richtete, dabei zugleich nicht vergaß, die Verdienste seines Vaters, des Grafen Anthon, um die Einführung der neuen Lehre beschwörend herauszustellen.

Die Pfarrer stellten letztlich den Antrag, eine neue und schärfere Kirchen- und Polizeiordnung zu erlassen, um eine Handhabe zu erlangen, auch die führenden Kreise des Volkes, die ihrer Meinung nach mit ihrem schlechten Beispiel die Renitenz des Volkes, bei seinen alten Sitten zu bleiben, bestärkten, besser in Griff zu bekommen.

So erhalten wir aus dem Jahre 1562 ein Kulturbild des kirchlichen und völkischen Lebens der Grafschaft Ysenburg, das tiefe Einblicke in die Entstehung des Hexenglaubens schlechthin erlaubt. Der Sprecher der Pfarrer verfaßte eine Denkschrift unter der Überschrift: »Die Pfarrherrn der Dreieich übergeben ettlicher Unordnung und Ärgernis halben, sich unter ihren Pfarrkindern erhaltend, diese verfaßte Punkte Ao.62«. (1562) Es folgen insgesamt 26 Beschwerden. Vor allem der Unfleiß des Volkes, Gottes Wort und die Predigt zu hören, so daß »Gott durch Verachtung seines heiligen Wortes mannigfaltigerweise gereizt und gezwungen wird, zu strafen mit Hagel, Ungewitter, teurer Zeit, Krieg, Krankheit und unzähliger Übel und in Summa kein Glück noch Heil in der Welt mehr ist, auch keine Besserung und Milderung der Strafen zu erwarten...« Vor allem wurde vor dem »listigen Teufel« gewarnt, welcher die Leute von dem Einfluß des Herrn fernhalten wolle.

»Diese ungeratenen Kinder muß Gott mit Krankheit und allerlei Plage am Leib strafen«, weil sie schon »als junges Volk« den Katechismus nicht mit Fleiß lernen.

Der geistliche Sprecher nahm weiterhin Anstand an der Kleidung von Volk und Pfarrern während des Gottesdienstes in der Kirche. Das einfache Volk kam in Hemd und Hose ohne Rock, die Pfarrer hätten geschlitzte und gepluderte Hosen mit etlichen Ellen Taft an, wenn sie auf die Kanzel stiegen.

Auch die Amtspersonen ließen es an dem üblichen Respekt vor Gott fehlen, sie führten einen gottlosen Lebenswandel. Wenn sie schon gottlos und verrückt seien, was solle da aus dem gemeinen Mann werden, fragt der Geistliche vorwurfsvoll.
Der große Hochmut, der Stolz und die Überpracht der Schultheißen und Amtsverwalter ließe sie als Pfarrer in ihrem Amt ohne Unterstützung, ja sie verspotteten sie noch wegen der Predigten, beziehungsweise bedrohten sie sogar mit Wehr und Waffen, wenn sie ihnen unangenehme und unpassende Worte in der Predigt sagten.
Überhaupt herrsche bereits während der Gottesdienste große Unordnung, man saufe, fresse, mache Geschäfte, das Volk prasse ganze Nächte lang. Die jungen Burschen tanzten, »laufen und rennen wie das unvernünftige Vieh«. An den Kirchweihen und anderen Volksfesten sei das Besäufnis so groß, daß sie sich letztlich noch mit Messern stechen. An Fastnacht verkleideten sie sich wie die Teufel und liefen mit Trommeln und Pfeifen von Haus zu Haus, »als seien sie toll und unsinnig«.
Von Amts wegen müßten auch die »große Geilheit« und die »unzüchtigen Gelege« der »Spinnstuben« genannt werden und anderes mehr.
Nicht zuletzt kam der Sprecher der Pfarrer der Untergrafschaft im Jahre 1562 auch auf den Brauch der »Zauberei« zu sprechen:

»Wir müssen auch allhie klagen von dem schändlichen Mißbrauch der alten Weiber und anderer Leut, so mit Zauberei und Segen umgehen, mancherlei Krankheiten an Menschen und Vieh damit zu heilen, dadurch Gottes Wort mißbraucht und sein heiliger Name gelästert wird. Denn ob sie sich wohl damit beschönen wollen, sie brauchen nichts dazu denn gute Worte, so ist die Sünde desto größer, je heiliger die Worte sind, dieweil sie dieselbigen in einem Mißbrauch wenden, und nicht dazu vom heiligen Geist geredet sind, daß man Zauberei damit treiben soll.«

Trotz aller Ermahnungen stünden die Leute von diesem abergläubischen Tun nicht ab, ja, wenn sie wegen dieser Sünden von dem Abendmahl ausgeschlossen worden seien, verstünden sie es, in Verkleidung und unter anderen Namen doch zum Abendmahl zu gelangen, so würden sie sogar das Sakrament stehlen.
Mit eindringlichen Worten bat der Pfarrer den Grafen Georg zu Ysenburg und Büdingen, alle diese Unordnungen abzuschaffen; zwar

habe er nicht die »Rede nach Cantzleischer Weise gesucht, sondern einfeltig geschrieben«, was er ihm zugute halten möge.
Unter Beschwörung der Verdienste seines Vaters, des Grafen Anthon, der ein Freund der Pfarrer und nicht der gottlosen Schultheißen gewesen sei, und unter Hinweis auf ein Wort Melanchthons, daß die Legislative ohne Exekutive eine Schlacht ohne Schild sei, müsse man nunmehr Abgötterei, Gotteslästerung, Zauberei, unrechte Lehr und falschen Glauben, so wie den Mißbrauch des Sonn- und Feiertages durch die harte Bestrafung von zweien oder mehreren Übertretern ernstlich verfolgen.
So ist es unserer Ansicht nach nicht verwunderlich, wenn auch im Herrschaftsbereich des Grafen Reinhard, nämlich in der Enklave Villmar bei Limburg/Lahn, erste Anzeichen von Hexenprozessen auftraten. Es erfolgten Anzeigen wegen Zauberei im Sinne des Gesetzes und der Keller von Villmar, Peter Zeipold, legte diese Anzeigen mit verschiedenen Schreiben dem Grafen Reinhard und dessen Rat, Dr. Heinrich Ulner in Offenbach, vor. Zugleich bemerkte allerdings der Villmarer Keller Zeipold, man habe zwar Mergen Wentz von Villmar wegen Zauberei angezeigt, doch sei es üblich, daß die Frauen sich bei Krankheiten mit Kräutern und Wurzeln zu heilen versuchten. Er halte dies nicht für Zauberei, das sei allgemein üblich. Doch Else Vonhoff zu Villmar, die Klägerin, bleibt bei ihrer Anzeige, Mergen Wentz, Frau des Endres Wentz, habe mit ihrem Zauberwerk Kinder und Schweine beschädigt und umgebracht.
Noch weitere drei Frauen wurden beschuldigt, mit zauberischen Taten Schäden angerichtet zu haben. Es waren dies Katharina, Johann Dehrs Frau, eine Agnes, deren Familienname nicht genannt wurde, und die Else Bach, alle von Villmar. Die Frauen wurden in der Zeit von Juni bis September 1562 nach Offenbach gebracht und dort dem peinlichen Halsgericht der Grafschaft vorgestellt.
Zwar hatte später der Erzbischof Johann von Trier gegen die Überführung der Frauen nach Offenbach protestiert und den Grafen Reinhard gebeten, diese Prozesse in Villmar durchzuführen, doch als der Graf die Frauen in Offenbach hatte, hat er sie nicht mehr zurückgebracht, sondern das gesamte Verfahren dort durchführen lassen. Der Dr. jur. Heinrich Ulner, von dem noch zu hören sein wird, hat das Verfahren juristisch betreut. Das Offenbacher peinliche Halsgericht hat die Prozesse durchgeführt. Die vier Frauen beschuldigten sich bei den Ge-

genüberstellungen gegenseitig, ferner seien noch zwei weitere Frauen von Villmar schuldig, nämlich Greth, des Büttels Weib, die »Parh Else«, die Frau des Büttels, der sie in Haft genommen hatte, und die Haushälterin oder Frau des Pfarrers von Villmar. Dies war allem Anschein nach eine Rache der beschuldigten Frauen, welche unter den furchtbaren Schmerzen der Torturen und in Todesangst auch noch andere Geschlechtsgenossinnen mit in den Tod nehmen wollten! Die Ergebnisse der peinlichen Befragungen in Offenbach sind zwar lückenhaft, doch lassen sie einige Schlüsse zu. Mergen Wentz und Katrin Dehrs wurden beschuldigt, in der Walpurgisnacht auf dem Teufelstanz gewesen zu sein und dort »auf dem Maul getrumpelt« zu haben, mit »Bilgenkraut« hätten sie Pferde verdorben und mit »Bilgensamen« einen Mann und Kinder vergiftet, meldete das Gericht von Offenbach an den Grafen Reinhard. Alle sechs Frauen von Villmar sollten von Gott abgefallen und mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben. Katharina Dehrs (Jöst las in Offenbacher Akten Desus) gab allerdings als vermeintlichen mildernden Umstand an, sie habe in den

schlechten Zeiten einen so großen Hunger leiden müssen, deshalb habe sie die Unzucht nur der Lebenshaltung wegen getrieben. Auf Drängen des Grafen gegen Jahresende, weitere angebliche Zauberinnen standen vor der Verhaftung, und man hatte in Offenbach kein Gefängnis mehr frei, wurde im September das Urteil gefällt. Alle sechs Frauen von Villmar wurden zum Feuertod verurteilt. Drei Tage nach der Beendigung des Prozesses der Villmarer Frauen wurden bereits am 18. September 1562 acht weitere Frauen aus Offenbach wegen Zauberei in Haft genommen und durch das peinliche Halsgericht dem »Henker von Ursel« zur Tortur übergeben, um sie »hart und tapfer angreifen zu lassen«. In der Zeitspanne eines »Vaterunsers« hatte man den Opfern bereits die ungeheuerlichsten Geständnisse ihrer Schuld abgepreßt. Die Frauen hatten nicht nur Kinder getötet, sondern sogar Unwetter zusammengebraut und Rindvieh in jeglicher Größe verdorben. Sie hatten auch mit dem Teufel Unzucht getrieben, waren auf dem Teufelstanz in der Walpurgisnacht und waren natürlich von Gott vollkommen abgefallen. Letztlich wurden die Frauen dem Feuertod überantwortet. Ohne jedoch noch weitere Frauen beschuldigt zu haben, sind auch sie nicht gestorben.

Bereits im Februar des Jahres 1563 wurde eine weitere Frau von Villmar, Jakob Burbachs Frau, nach Offenbach vor das peinliche Halsgericht gebracht. Zwar hatte sie unter der Tortur auch geschwiegen und nichts bekannt, sie wurde jedoch als überführt angesehen, und trotz flehentlicher Bitten ihres Mannes wurde sie hingerichtet und unter dem Galgen verscharrt. Pastor Petrus Pommer von Villmar konnte trotz seiner Proteste nicht verhindern, daß der seinerzeit so vernünftig scheinende »Keller Zeipult von Villmar« alle verdächtigen Frauen nach Offenbach bringen ließ. Er berief sich dabei auf einen ausdrücklichen Befehl des Grafen Reinhard, der ihm auch mitgeteilt habe, daß die anderen Frauen dort verbrannt worden seien.

Die in Offenbach stattfindenden Prozesse hatten auch eine besondere Wirkung auf die Teile der Grafschaft in der Dreieich, die nach dem Tode des Grafen Anthon zu Ysenburg und Büdingen am 25. X. 1560 unter dessen Söhne Georg, Wolfgang und Heinrich aufgeteilt worden waren.

Amtmann Geissig von Dreieich meldete am 24. April seinem Herrn Graf Wolfgang, in Ginsheim bei Langen seien Zauberinnen am Werk, welche die Pferde verdürben.

Amtmann Wolf Hermann von Geißpisheim in der Dreieich stimmte sich mit den Büdinger Räten, dem Sekretär Johann Beyer und dem Amtmann Balthasar von Fleckenbühl über das weitere Verfahren ab. Ein Bericht an den Grafen Reinhard besagte, Barbara, Klaus Diels Frau von Langen, habe einem Hochzeiter vor der Kirche Glück gewünscht, dieser habe sich sofort nach der Kirche vor Schmerzen gekrümmt und hinlegen müssen, sich sogar im Garten gewälzt und vor Schmerzen geschrien, als jedoch Barbara ihm zugesprochen habe, sei er wieder ruhig geworden und habe dann der Hochzeitsfeier weiter beiwohnen können. Dies alles zeigte der Bruder des Hochzeiters als Zauberei an und unterrichtete auch Graf Wolfgang von den Vorgängen. Die Frau kam vor das peinliche Halsgericht in Langen. Das Verfahren zog sich noch bis zum Jahre 1565 hin und drei weitere Frauen, Kätha Braun und die »alte Pfäffin« sowie die »alte Möllerin« wurden ebenfalls belastet und vor Gericht gestellt.

Anfangs haben die Frauen standhaft weit von sich gewiesen, zauberische Machenschaften vollbracht zu haben. Doch unter der Folter mußten sie schließlich gestehen. Sicherlich erschien ihnen der Tod leichter zu sein als die laufenden Torturen. Am 15. Januar ließ Amtmann Fleckenbühl die Hütten zur Verbrennung und eine Absperrung für das Publikum errichten. Die Hinrichtung muß kurz darauf erfolgt sein. Bei der Hinrichtung wurden 29 Personen verpflegt, darunter die Pfarrer von Langen und Mörfelden, der Scharfrichter mit seinen beiden Knechten von Frankfurt, nicht zuletzt auch der Amtmann mit seinem Pferd. Der Verbrauch an Wein war kein geringer. Die Gesamtkosten des Verfahrens betrugen rund 71 Gulden, einen Gegenwert von rund 10 Kühen!

Die Kosten wurden den Angehörigen der Betroffenen aufgebürdet. Kaum war die Hinrichtung vollzogen, waren bereits wieder zwei neue Opfer in Offenbach eingeliefert worden.

Graf Reinhard hatte Agnes Weigand von Aulendiebach am 26. Mai 1564 einliefern lassen. Sieben Aulendiebacher Bauern hatten ihr nachgesagt, sie habe das Vieh verdorben. Einer wollte sogar ein steifes Bein durch ihr Anfassen bekommen haben. Anfängliches »Leugnen« half nichts, der Scharfrichter von Frankfurt erreichte bald ein »Geständnis«, sie gab zu, »gesegnet« zu haben, also mit anderen Worten war auch sie eine der alten Volksmedizin verbundene Frau. Auf die Suggestivfragen des Befragers gestand sie am Ende auch, ein Verhält-

nis mit dem Teufel gehabt zu haben, von Jesus Christus abgefallen zu sein, letztlich auch in der Walpurgisnacht auf dem Hexensabbat gewesen zu sein. Dort seien noch die »Krämerin« und Krein, Velten Naumanns Frau gewesen. Zwar sind die verwandtschaftlichen Beziehungen nicht klar erkenntlich, doch scheint hier ein Familienstreit auf diese Weise zum Abschluß gebracht worden zu sein. Agnes war mit einem Naumann verheiratet und wurde von vier verschiedenen männlichen Mitgliedern der Sippe Naumann angezeigt. Das Ende des Prozesses erbrachte im November 1564 die Verurteilung zum Feuertod, der aus »Gnaden« zum Tode durch Ertränken im Main bei Offenbach abgemildert wurde. Bei den Hexenverfolgungen zeigte es sich immer wieder, daß nach der Hinrichtung der Mutter auch deren Tochter den gleichen Weg gehen mußte. So auch in Offenbach. Als man die alte »Pfäffin« hingerichtet hatte, wurde auch deren Tochter am 1. Oktober 1564 als Zauberin angeklagt. Über dieses Verfahren ist umfangreiches Aktenmaterial überliefert, das auch die verwaltungstechnischen Interna der Grafschaft zwischen dem Grafen Wolfgang zu Ysenburg und Büdingen und dessen Rat Johann Beyer zu Büdingen erkennen läßt.

Es wird hier deutlich, daß Graf Wolfgang seinem Rat Beyer weitgehend freie Hand gelassen hat, beziehungsweise nicht ohne seine Mitwirkung verfügte. Natürlich wurde die Tochter der Pfäffin, Katharina, auch durch den Frankfurter Scharfrichter in der Tortur »aufgezogen«, bis sie bekannte.

Doch hier sei ein Einblick in die Verwaltungspraktik erlaubt, welcher die Einzelheiten besser erkennen läßt. Am 30. November 1564 bat der Graf Wolfgang seinen Rat Beyer, eine allgemeine Verwaltungsanweisung in Sachen Zauberei für den Amtmann im Hain zu Dreieich auszuarbeiten, damit »in der Sache nicht zuviel oder zuwenig gehandelt werden soll«. Beyer antwortete darauf, die Verantwortung der Hexenprozesse falle seinen »einfältigen Gedanken« schwer, und er möchte am liebsten, die Hexen sollten alles freiwillig gestehen. Ihm war sicherlich an die Nerven gegangen, daß die Frauen nur unter der Tortur zu Geständnissen bereit waren. Man überlegte, ob man durch einen gewissen Trank, den man den Frauen verabreichen wollte, leichter zu einem Geständnis kommen könne. Amtmann Geißpisheim schrieb daraufhin dem Amtmann Fleckenbühl in Büdingen: »Sondern man soll den Weibern den Trank eingeben, so die meisten Gerichte

den Weibern eingeben, denn die Meister angezeigt, der Trank macht sie nicht schwobelich, wenn sie der Bezichtung schuldig hörten, können sie es nicht verschweigen und müssen bekennen und man darf sie auf dem Trank mit der Pein nit befragen, sondern möge sie schrecken, und sein sie schuldig bekenn sie ohne peinliche Befragung.«

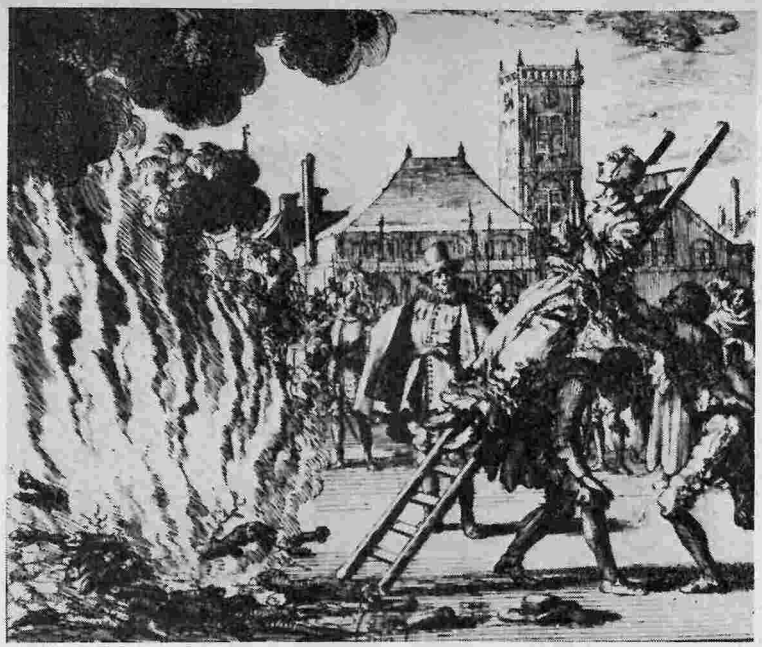
Sollten die Frauen allerdings nicht bekennen, so sollte man die Frauen, es handelte sich hier um die Katharina, Tochter der »alten Pfäffin«, und eine nicht genannte Frau von Ginnheim, welche in Offenbach in Haft saßen, freilassen. Neben Amtmann Geißpisheim war auch Graf Reinhard zu Ysenburg und Büdingen sowie der zur Mitregierung befugte Amtmann der Grafschaft Hanau mit diesem Vorgehen einverstanden.

Auch Graf Wolfgang schloß sich im Jahre 1565 dieser Ansicht an, doch machte er zur Bedingung, die Frauen auf Schwangerschaft hin zu untersuchen, und es müsse sicher sein, daß die Frauen durch die Verabreichung eines Trankes keine bleibenden Schäden davontrügen. Man hatte dann den Frauen den Trank eingegeben, sie haben daraufhin nichts bekannt. Die Frau von Ginnheim entband einen Sohn in der Haft, und die beiden Frauen scheinen mit dem Schrecken davongekommen zu sein, denn von einer Verurteilung ist uns nichts überliefert.

Weitere Prozesse fanden in der Folgezeit in Büdingen und Wächtersbach statt. Anfang Mai 1564 kam es wegen der Inhaftierung zweier Frauen, welchen Hexerei nachgesagt wurde, zwischen den beiden Ysenburger Grafen Reinhard und Georg sogar zu Spannungen. Die tieferen Gründe dieser Spannungen lagen in der Verschiedenheit religiöser Weltanschauung im Hause Ysenburg. Das Haus Ysenburg ist zwar wie fast alle in der Wetterau ansässigen Grafen sehr früh der Reformation beigetreten, hatte sich jedoch in dieser nicht auf eine Glaubensrichtung, lutherische oder calvinistische, einigen können. So kam es zu laufenden Zerwürfnissen, welche sich natürlich auf Politik und Bevölkerung übertrugen.

In Büdingen war eine Margarethe Brodt wegen Zauberei in Haft genommen worden. Drei Männer von Büdingen hatten sich erboten, bei dem zuständigen Grafen, dem Grafen Reinhard, welcher in Offenbach residierte, ein Bittschreiben zu ihrer Freilassung vorzulegen. Sie waren, um dies zu tun, auch nach Offenbach gereist. Da die Stadt

Büdingen damals auch zur Hälfte der sog. Ronneburger Linie des Hauses Ysenburg unterstand, wollte auch deren Repräsentant in Wächtersbach, Graf Georg, wissen, was sich in Offenbach zugetragen hatte.
Margarethe Brodt war die Frau des damaligen Bürgermeisters von Büdingen, und Graf Reinhard in Offenbach hatte den gemeinsamen Ysenburgischen Rat Johann Beyer in Büdingen verdächtigt, er habe von dem Büdinger Bürgermeister Brodt 500 Gulden Bestechungsgelder für die Freilassungg seiner Frau angenommen.
Die nach Offenbach geladenen Büdinger Bürger konnten diesen Verdacht jedoch nicht bestätigen, wenn sie auch erzählten, Bürgermeister Brodt habe schon mal so beiläufig gesagt, er würde 600 bis 800 Gulden geben, wenn er nur seine Frau wieder freibekäme. Rat Beyer habe das wohl auch irgendwo gehört, sei jedoch nicht bestechlich. Das Ergebnis der Offenbacher Berichte der Büdinger Bürger konnte jedoch das Mißtrauen des Grafen Reinhard gegen den Rat Beyer nicht zerstreuen. Er war nun mal der Ansicht, Beyer schone aus verwandtschaftlichen Gründen die Frau des Bürgermeisters Brodt, weil er an ihr die übliche Tortur nicht durchführen ließ. Um die Tortur durchzuführen und damit seinen Willen durchzusetzen, schickte Graf Reinhard seinen Magister Daudt und Sekretär Andreas Müller von Offenbach nach Büdingen, um dort seine Meinung vor den Räten des Grafen Georg durchzusetzen.
Der gräfliche Wächtersbacher Rat, Eberhard von Kloppenstein, und sein Kammersekretär Nicolay Wahn sagten schließlich zu, daß die Tortur der Frau des Büdinger Bürgermeisters, wenn dies beschlossen würde und nötig sei, durchgeführt werde. Wenn Rat Beyer aus irgendwelchen Gründen nicht dabeisein wollte, werde Amtmann Balthasar von Fleckenbühl an seiner Statt bei der Tortur zugegen sein.
Mit diesem Ergebnis war denn auch Graf Georg zufrieden, machte jedoch die Auflage, daß auch eine Frau namens Faulhaber »hart angegriffen« werden sollte. Er wolle, so führte er in einem Brief aus, verantwortungsbewußt vorgehen, zumal man bereits bis nach Thüringen über die Gerichtspraktiken der Grafen Ysenburg zu reden beginne, man sage dort, es würde im Büdinger Land zu Unrecht gefoltert. Bürgermeister Brodt war sich der Lage sicherlich bewußt, wenn seine Frau gemartert würde, würde sie wohl auch alles mögliche erzählen, nur damit man aufhöre, sie zu quälen, und die Schmerzen ein Ende



hätten. Dieses als »Geständnis« gewertet, würde den sicheren Tod seiner Frau bedeuten. Er bat deshalb am 14. Mai 1564 die dem Büdinger peinlichen Halsgericht angehörenden Räte der Grafen Reinhard und Georg inständig um Gnade und Freilassung seiner Frau. Dies hatte wohl keinen Erfolg. In einer zweiten Bittschrift, worin eine durchgeführte Tortur der Frau Brodts erwähnt wurde, boten er und die gesamte Büdinger Bürgerschaft sogar eine Kaution an, wenn man nur diese Frau »aus der Schande und dem Spott« freilasse. Ein Bericht des Rates Beyer bei Graf Georg brachte keine eindeutige Stellungnahme von dort, er wolle sich der Meinung seines Vetters, des Grafen Reinhard, anschließen und wolle auch die Tortur nicht behindern.
Daraufhin begann die »peinliche Gerichtsverhandlung« am 7. Juli 1564 gegen Margarethe Brodt, Hausfrau des Hans Brodt, Bürgermeister in Büdingen, wegen »angezeigter Zauberei«.
Die Zusammensetzung des peinlichen Halsgerichtes im Büdinger Rathaus war folgende:
Zugegen war Graf Reinhard selber mit dem Juristen Dr. jur. Pauly Steinlin von Frankfurt und seinem Hofprediger von Offenbach, David Pistory.

Weiter waren anwesend die Räte des Grafen Reinhard: Amtmann Balthasar von Fleckenbühl, Gilbrecht von Lauter und Philipp Baumann.
Der Stadtamtmann von Büdingen, Ludwig Seyppel von Schöllkrippen.
Zu den Gerichtspersonen des peinlichen Halsgerichts zählten: Schultheis von Büdingen, Georg Schormann, Gerichtsschreiber Michael Flöhel.
Schöffen waren die Büdinger Bürger: Michael Hain, Henn Krist, Henrich Fiedler, Casper Schmidt, Hans Jeckel, Jost Lerch, Hans Müller, Michael Buchamer, Cuntz Naumann, Henn Euler, Claus von Orleshausen und Marx Müller.
Von Niedergründau waren Henn Behm, von Lieblos Henrich Schmick, von Spielberg Lips Brecher, von Leisenwald Henn Loller sowie von dem Gericht Eckartshausen und Bergheim Hans Euler, Caspar Buches, Hans Fries, Georg Cuntze, Hans Hermann und Johann Eulenschar anwesend.
Öffentlicher Ankläger, hier »Fiscal« genannt, war Martin Emrich von Windecken. Auch ein Verteidiger war vorhanden, der jedoch, namentlich nicht faßbar, weiter nicht viel hervortrat. Nach der Vereidigung des Gerichtes und der Schöffen verlas Philipp Rebenstock die Anklagepunkte der Margarethe Brodt, wobei er mit der Auslegung der heiligen Schrift begann, worin schon zu lesen sei, daß niemand »des antichristlichen, teuflischen und hochverdammlichen Irrtums der Zauberei« anhängen solle oder gar »Gott absagen und sich der Gesellschaft des Satans des Erbfeindes« aussetzen dürfe. Schon die heilige Schrift verfüge für diese Sünden »höchste Strafe bei ewiger Verdammnis und Verlust der Seeligkeit«.
Weiterhin brachte der Ankläger die bisher von Margarethe Brodt abgelegten »Geständnisse« in Vortrag, die entsprechend der Härte der Tortur mehr oder weniger phantastisch und irrsinnig waren. Die Beklagte hatte natürlich »ein Verhältnis mit dem Teufel« gehabt, einem »kleinen Männlein, so von Menschenfüßen und haarigen, stumpfen Händen, Moritz genannt«.
Eine Bettlerin habe Margarethe ein Kraut gegeben, damit habe sie viele Tiere vergiftet, nach unserer Meinung sicherlich nur das Ergebnis der Mißernten und der schlechten klimatischen Verhältnisse der vergangenen Jahre. Sie habe Kinder angefaßt, diese seien lahm geworden und elendig gestorben, unserer Meinung nach das Ergebnis

des Pestjahres 1562. Also alles von der Warte heutiger Erkenntnisse auf naturwissenschaftlicher Basis erklärbare Vorfälle, die als Zauberei ausgelegt wurden. Um den Hexenwahnsinn der damaligen Zeit ins rechte Licht zu rücken, seien auch noch andere Aussagen von Margarethe erwähnt. Unter der Folter hatte sie gestanden, einen Topf Wasser vor dem Haus einer Kindbetterin ausgegossen zu haben, der Topf sei von »Moritz« dem Teufel gewesen, wer über dieses Wasser gehen würde, sollte lahm werden, dabei habe sie die Kindbetterin, weil diese sie nicht zum Essen eingeladen hatte, lähmen wollen. Statt ihrer sei nur die Magd, welche prompt lahm geworden sei, darübergegangen. Margarethe Brodt sei in der Büdinger Umgebung allseits als Zauberin bekannt, sie habe ihrem Tochtermann, dem Schneidermeister Michael von Ramholz, einige Kräuter in die Suppe getan, auch eine Spinne hineingesetzt, wovon dieser vergiftet worden sei. Nicht zuletzt habe Margarethe eine Kröte im Haus, diese streiche sie mit einer Haselrute, dann gebe die Kröte Geld. Bereits 10 Gulden habe sie so bekommen. Das waren natürlich für die einfachen Gemüter der Büdinger Gerichtsmitglieder furchtbare Dinge, die Margarethe getrieben hatte, und sie konnten verstehen, daß der Vertreter des Grafen für solch große Missetaten die Todesstrafe durch den Scheiterhaufen forderte. Der Urteilsspruch wurde am 3. Juni 1564 verkündet. Überraschenderweise war das Gericht jedoch der Meinung, der Frau des Büdinger Bürgermeisters könne man die Schuld nicht einwandfrei nachweisen. Bis zur endgültigen Beweiserbringung sollte Margarethe sogenannte »Urfehde« schwören, das heißt, sie sollte niemand, der ihr in der Gerichtsverhandlung etwas angelastet oder sie durch die Folter beschädigt hatte, nach ihrer Freilassung, auch wenn ihre Unschuld erwiesen sei, belangen dürfen.

Auch die von Graf Reinhard geforderte Tortur im Rahmen des peinlichen Verfahrens gegen die Faulhaberin wurde am 20. Mai 1564 durchgeführt. Neben dem Rat des Grafen Reinhard waren hierbei Rat Magister Dauth, auch der Rat Graf Georgs, Johann Beyer, der an dem Brodtschen Verfahren nicht teilgenommen hatte, präsent. Schreiber waren Andreas Müller und Philipp Baumann und als Stadtamtmann von Büdingen Ludwig Reppel.

Anscheinend um sich von dem Odium des Widerstandes gegen die Tortur obrigkeitlich reinzuwaschen, hatte Rat Johann Beyer den Hergang der Tortur dem Grafen in allen Einzelheiten geschildert. Die

Faulhaberin sei zwölfmal aufgezogen worden, daß die Arme aus dem Körper herausgekugelt gewesen seien. Die Frau war an den auf dem Rücken gefesselten Händen, rücklings mittels langen Stricken über eine im hohen Rathaussaal angebrachte Umlenkrolle hochgezogen worden. Die Faulhaberin sei auch gerüttelt und geschüttelt worden, Beyer wörtlich: »Dann man ihr auch die beiden Füß... an ein eisernen Haken an ein Spill angebracht und darauf obhörter massen auseinandergestreckt... beide Schienbein mit Schrauben mit gekerbten Hölzern gefüttert ... zusammengeschraubt... Im Aufziehen ihrer Arme hat es gekeckert, daß es wahrlich nit kurzweilig anzusehen gewesen...« Die Faulhaberin war jedoch aus sehr hartem Holze, sie hatte trotz der unmenschlichen Schmerzen sich nicht bereit gefunden, die vorgesagten Fragen entsprechend dem »Hexenspiegel« zu beantworten. Trotz aller Torturen war sie zu keiner Aussage bereit, was man letztlich dem Grafen Reinhard zu Ysenburg und Büdingen meldete. Das Urteil des peinlichen Halsgerichtes im Büdinger Rathaus lautete letztendlich auf Verbannung aus der Grafschaft, wobei vorbehalten wurde, daß bei Neuentdeckung zauberischer Tatsachen das Verfahren neu eröffnet werden könnte.

Das Gericht hatte jedoch, da »sie mit zerrissenen Gliedern und verderbtem Leib es jämmerlich sei, sie von den ihren zu verjagen...«, sollte man sie nur mit »Ruten streichen«, also nur auspeitschen, was ja ebenfalls bei der Verbannung erfolgt wäre. Sie sollte dann bei ihrer Familie bleiben können.

Natürlich mußte auch die Faulhaberin Urfehde schwören.

Weiterhin wurde im Jahre 1565 von der gräflichen Kammer in Büdingen ein Fragebogen ausgearbeitet »Was die gefangenen Weiber so Zauberei halben in Haften zu fragen«. Anlaß hierzu war Else Schwarz von Ravolzhausen.

Er lautete:

1. Zu fragen, wie lange Zauberei getrieben und von wem sie es gelernt?
2. Wie ihr Teufel heiße?
3. Wie oft sie bei Mertz Heinzen in Pferdsbach getanzt?
4. Ob auch der Teufel nach beschehenem Tanz sein Unzucht mit ihr getrieben und wie oft in der Woche?
5. Wer ihre Gesellinnen und Gesellen seien, die bei dem Tanzen und Treibung allerhand Zauberei gewesen?

6. Wie oft sie beneben anderem Wetter gemacht, sonderlich zu fragen, was sie von dem nächsten und fertigen Wettermachen weiß, wie sie das Wetter macht?
7. Zu fragen, was sie dem Menschen für einen Schaden zufügt und wer dieselben Personen seien?
8. Zu fragen, was sie an Vieh und Tieren für Schaden getan?
9. Zu fragen dieweil die anderen Personen alle auf sie bekennen, was sie dagegen auf die gefangene Person weiß?
10. Zu fragen, ob sie außerhalb des Burgfriedens Zauberinnen wisse, also in Pferdsbach, Wolf, Büches, Dudenrod, Urlaubshausen, Lorbach, Vonhausen, Haingründau?

Das Verfahren des Jahres 1565 gegen die Else Schwarz von Ravolzhausen, die in Büches bei Büdingen als Magd arbeitete, ist besonders tragisch. Sie wollte einen Knecht von Büches heiraten, welcher sie jedoch nicht haben wollte. Als dieser gar krank wurde, sagte man ihr nach, sie habe ihn verhext. Drei weitere Bauern aus Büches gaben in einer Anzeige an Graf Reinhard sogar an, sie habe elf Pferde und drei Kühe und ein Rind durch ihre Zauberei verdorben. Vier Bauern von Büches und Düdelsheim wollten allerdings, von dem Gegenteil überzeugt, für die Unschuld der Else Schwartz eine Kaution von 200 Gulden stellen. Sie selbst schrieb dem Grafen, die Bauern hätten das Vieh und die Pferde durch Arbeit weitgehend entkräftet, in die Kälte gejagt, und deshalb seien die großen Viehabgänge eingetreten. Sie bat, von einer Tortur Abstand zu nehmen, weil sie mit zerrissenen Gliedern nicht mehr arbeiten und für ihren Unterhalt aufkommen können. Doch alles vergebens, der Bauer Hans Petter von Büches erneuerte seine Anklage und behauptete, sie habe den Knecht krank gemacht. Else wurde der Tortur unterzogen, sie blieb standhaft bei ihren Unschuldsbeteuerungen, wurde dann letztlich entlassen, sie starb jedoch an den Folgen der Tortur in Langediebach.

Ein Jahr später kam es auch in Wächtersbach zu Hexenverfolgungen. Vom 25. Juni bis 4. Oktober 1566 hatte Magdalene, Ludwig Eschenbrenners Hausfrau, wegen angeblicher Zauberei in Haft gesessen. Der Gerichtsbüttel Oswald Volz mußte sie bewachen, er bekam dafür einen Gulden Lohn. Magdalene wurde am 4. Oktober 1566 durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen hingerichtet.

Die Hinrichtung war eine größere Sache, wie dies schon aus den auf uns überkommenen Zehrrechnungen, also Spesen, ersichtlich ist. In

diesen Abrechnungen, die sehr genau geführt wurden, kann man lesen, daß sich bereits am 3. Oktober alle mit der Hinrichtung Befaßten in Wächtersbach bei dem dortigen Wirt Klaus Grauel versammelt hatten. Es waren dies vor allem einmal zwölf Schöffen des Wächtersbacher Gerichtes, je zwei Schöffen der Gerichte Spielberg, Gründau und Selbold; der Keller von Wächtersbach, Balthasar Joiss, Gerichtsschreiber Nicolaus Wahn, der Stadtschreiber Heinrich Snyder, der Schulmeister Philipp Hofacker, der Büttel Oswald Volz und zwei Vorsprecher. Am Vorabend der Hinrichtung Magdalenas muß es in der Wächtersbacher Gastwirtschaft Klaus Grauels hoch hergegangen sein. Allein 44 Liter Wein wurden getrunken, hinzu kamen Essen für die Amtspersonen und Futter für deren Reitpferde. Dazu kamen die Kosten der Hinrichtung. Alles in allem wurde ein Geldwert von insgesamt 10 Kühen verbraucht. Auch die Vorbereitungen der Hinrichtung durch den Nachrichter, wie man den Henker oder Scharfrichter damals nannte, und für seine drei Gehilfen sind kostenmäßig säuberlich abgerechnet.

Sie umfaßten die Kosten für ein Pferd, einen Wagen sowie die Werkzeuge des Henkers und die Errichtung der Richtstatt. Da das Opfer verbrannt werden sollte, hatte man eine Reisighütte auf dem Scheiterhaufen errichtet, worin sie durch die große Hitze und Rauchentwicklung sicherlich schneller sterben sollte. Meister Ludwig, der Nachrichter, hatte auch nicht schlecht gelebt bei seinen Vorbereitungen, neben gutem Essen für sich und seine drei Gehilfen, Fleisch, Suppe und Brötchen, tranken die vier Personen allein 32 Liter Wein. Es kamen also auf die Personen 8 Liter Wein, was nach heutigen Maßstäben auf eine volltrunkene Henkersmannschaft bei der Hinrichtung Magdalenas schließen läßt. Ihr hatte man sicherlich »aus Gnade« auch zwei Liter Wein und ein Brötchen vor der Hinrichtung gereicht. Die Gesamtkosten der Hinrichtung verschlangen nochmals den Gegenwert von drei Kühen, für damalige Zeiten ein Vermögen. Die Gesamtkosten, mithin ein Gegenwert von 13 Kühen, mußten durch die Angehörigen des Opfers aufgebracht werden, was sicherlich den Ruin ganzer Familien und Sippen dargestellt haben dürfte.

Diese Tatsache hatte oft zur Folge, daß die Angehörigen einer verhafteten verdächtigten Frau diese inständig baten, doch ja sehr schnell zu gestehen, um das Verfahren abzukürzen und die Kosten nicht zu hoch schnellen zu lassen. Durch die lange Haftzeit und die damit verbunde-

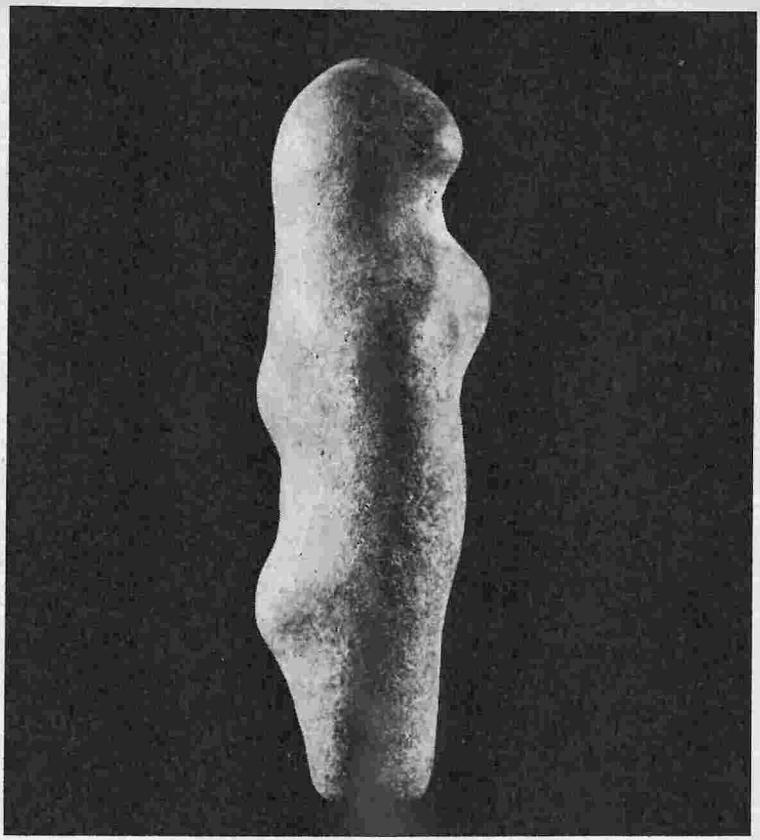
nen Kosten für Verfahren, Richter, Verteidiger, Bewachung und Verköstigung wurden viele Familien an den Bettelstab gebracht, so daß solche Bitten der Angehörigen um eine Abkürzung des Verfahrens oft eine Existenzfrage bedeuteten. Oft haben Mütter nur schnell alles, was man wollte, gestanden, um den Fortbestand ihrer Familie und vor allem der Kinder zu retten. Fürwahr ein gut ausgeklügeltes System.

Esteban Lopez
Gott als Frau[26]

EIN GESCHEHEN

Unser Geist ist von klassischer Mythologie durchsetzt, unsere Phantasie mit den lebenden olympischen Göttern bevölkert; nur durch einige geistige Anspannung werden wir gewahr..., daß es überhaupt keine Götter gab..., *sondern ausschließlich und allein Formgebungen des menschlichen Geistes, die mit jedem menschlichen Geisteszustand, der ihnen die Form gab, ihre Farbe wechseln und ändern.* Jane Harrison, *Prolegomena.*

Ich möchte nicht, daß jemand die Katze im Sack kauft, deshalb schreibe ich eine offene Erörterung, ein Stück Bekenntnisliteratur, das ich an den Frauen geprüft habe, aber auch am Taxifahrer auf dem Damm, der auf meine Frage, ob der Mond im ersten oder letzten Viertel sei, antwortete: »Das müssen Sie die Bauern auf dem Land fragen.« Geprüft auch an dem, der sich einer Eselsbrücke bedient: man ergänze in Gedanken die Mondsichel zum ›a‹ von abnehmend und zum ›z‹ von zunehmend. Geprüft am Witz über den Astronauten, der Gott selbst begegnet ist und der die Frage, wie er denn aussehe, beantwortet: »In erster Linie ist er schwarz.« Mit um so mehr Befriedigung akzeptiere ich das, weil ich einmal über den Mond auch nicht mehr wußte.
Als ich davon träumte, dieses Buch zu schreiben, wurde mir bewußt, daß ich religiös bin. Ich glaubte, damit etwas anfangen zu können. Es bedarf nicht viel, gläubig zu werden. Man braucht sich keines Gottesdienstes zu bedienen, die Zeiten sind vorbei. Heute genügt es schon, daß man etwas schön findet und sich von niemandem oder nichts davon abbringen läßt.



Diesen Stein finde ich so schön, daß es mich rührt. Es stellt eine Frau dar. Eine Frau oder Göttin. Ein Mensch, vor wie langer Zeit weiß niemand, hat in einem Stein eine Frau erkannt und es nicht dabei belassen. Indem er den Stein bearbeitete, zufällig vorhandene Rundungen ausnutzend, hat er die Ähnlichkeit unverwechselbar gemacht. Für sich, für andere, für mich, der ich Tausende von Jahren später lebe. Ich gebe zu, nicht jeder kann es heutzutage mit einem Blick erkennen. Es verlangt eine gewisse Kenntnis und Übung, wobei man beachten sollte, daß die Bereitwilligkeit, sich solchen Erfahrungen zu öffnen, noch recht jung ist. Noch vor hundert Jahren waren wir fast blind. Nur was sich innerhalb des eigenen, anerkannten Kulturgefü-

ges abspielte, wurde registriert. Erst in den letzten zehn Jahren wird in den Schulen die Einsicht praktiziert, daß wir das Erlebnis der Schönheit lernen können. Der nächste Schritt wäre, daß man alles, was man schön findet, sich auch schafft, einfach, weil es jeder kann, zu seinem Vergnügen und auf seine bescheidene Weise. Dann werden auch diese Worte überholt sein, vielleicht wird dann ein Mensch, in aller Unschuld, einen Stein wieder in eine Frau oder Göttin verwandeln, was die einzige Möglichkeit ist, daß sich das Geschehen jemals wiederholt.

Mit Absicht lasse ich hier objektive Maßstäbe der Schönheit außer acht. Niemand braucht das schön zu finden, was ich schön finde. Diese Freiheit setze ich sogar für ein Verständnis voraus. Eine Voraussetzung auch für den Glauben. Es ist wichtiger, was ich schön finde als warum ich es schön finde, über Geschmack sollten wir in diesem Sinn wirklich nicht streiten. Ich bin nicht an Kunst interessiert, sondern an Gott als Frau.

Wer sich jetzt schon zur Feststellung genötigt sieht, daß ein eigensinniges Erleben der Schönheit eine ärmliche Form des Glaubens ist, hat vorschnell geurteilt. Er kann zwar recht haben, doch nur mit Argumenten, die sich bis zum Absurden steigern lassen. Allzu häufig nämlich wird das Einfache als ärmlich verkannt, und die Kompliziertheit gilt als Garantie für Echtheit, so daß man schließlich nur noch an etwas glauben kann, weil es eben absurd ist.

Neben der Schönheit erkenne ich etwas von dieser Absurdität in einem anderen Stein. Es ist ein schwarzer Stein, in den ein Symbol eingekratzt ist, das das weibliche Geschlechtsteil darstellt. Die Griechen nannten es den ›Eindruck der Aphrodite‹, das Zeichen der Artemis, Göttin der ungezügelten sexuellen Liebe: die früheste und wahrscheinlich verbreitetste Abbildung von Gott als Frau. Ihr haftet nichts Doppeldeutiges an. Die Darstellung ist genauso einfach wie die Wirklichkeit. Den Widersinn erfahre ich, wenn ich daran denke, daß sich in der Kaaba in Mekka, dem größten Heiligtum des Islams, ein derartiger Stein befindet, daß die Verehrung dieses Schwarzen Steins eine exklusive Angelegenheit von Männern ist und daß es von einem großen Teil der Menschheit als sinnvoll empfunden wird, hartnäckig mit dieser Verehrung fortzufahren.

Doch für jemand, der das Einfache liebt, ist der Widersinn nur relativ. Es ist, besonders für einen Mann, nicht schwierig, sich vorzustellen, daß ungezügelte sexuelle Liebe irgendwann zu einer sehr unbeliebten Beschäftigung wurde. In der heutigen Zeit ist sie wieder etwas beliebter, bestimmt ist es daher kein Zufall, wenn unser Vermögen, uns mit frühen und fremden Kulturgefügen vertraut zu machen, nahezu gleichzeitig mit der individuellen und sexuellen Befreiung einsetzte. Daß es Künstler waren, die darin vorangingen, braucht niemand zu verwundern. Ihnen fällt der Glaube gewissermaßen in den Schoß, sie haben keine andere Aufgabe, als ihn rein zu halten, ob es ihnen gelingt, ist eine andere Sache.

Kunst ist öffentlicher Besitz, denn die Darstellung des ›erfüllten Lebens‹ ist das Herz einer jeden Kultur und gibt dem Menschen, der objektiven Welt, ihre Form. Dem Menschen ist die Kunst die Schule des Erfühlens und die Verteidigung gegen das innere und äußere Chaos. Erst wenn in der Phantasie die Natur entlang von Linien, die mit den Formen des Erfühlens übereinstimmen, geordnet ist, können wir sie begreifen, d. h., sie rational erfassen (dies war Goethes Ideal der Wissenschaft und Kants Auffassung der Schönheit). Intellekt und Emotion stehen dann in keinem Gegensatz, das Leben wird durch seine Interpretierung symbolisiert, die Welt erscheint wichtig und schön und wird intuitiv ›gefaßt‹. Susanne K. Langer, *Feeling and Form*

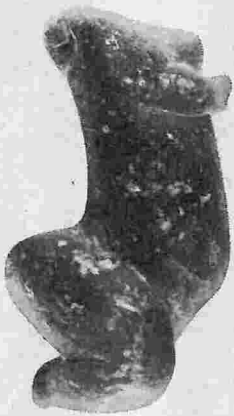
Wer seine Berufung liebt, über den Nutzen hinaus, den sie abwirft, liebt sie, weil sie einen ›Sinn‹ zu haben scheint. Ein Gelehrter, welcher der Welt trotzt und darüber, was er als ›wissenschaftliche Wahrheit‹ erkennt, schreibt und spricht, der griechische Philosoph, der lieber stirbt, als sich Athene zu widersetzen, die Frauenrechtlerinnen, für die das Wahlrecht der Frauen eine ›Angelegenheit‹ ist, zeigen, wie vollkommen realistische Leistungen über sich selbst hinausgewachsen und den Wert überpersönlicher Taten erwerben wie die Riten. Es sind die Formen der Frömmigkeit, die die Kniefälle, Opfer und feierlichen Tänze ersetzt haben. Susanne K. Langer, *Philosophy in a new key.*

Wenn ich von Künstlern spreche, meine ich alle, die sich für eine Sache ganz und gar engagieren. Daß Künstler, mehr als andere, diese Gabe besitzen, ist in gewissem Sinn ein sozialer Mißstand. Im Prinzip besitzt jeder diese Gabe. Kreativität ist nicht nur wenigen Auserkorenen vorbehalten. Etwas anderes ist, daß gerade die Künstler ›entlang von Linien, die mit den Formen des Erfühlens übereinstimmen‹, ordnen. Solange sie das tun, existieren sie. Sonst gehört ihre Existenz in das Reich der Fabel.
Wenn ich von Gott als Frau spreche, meine ich dasselbe Reich (im Land der Phantasie ist gut weilen), und zugleich meine ich eine Wirklichkeit. Die Wirklichkeit des Glaubens, die in unserer Kultur – und nicht nur in unserer – vernachlässigt wird. Einst hat der Glaube, im Land der Phantasie, die Gestalt einer Göttin angenommen, der Großen Göttin; später hat er sich in viele, zahllose Göttinnen aufgespalten, denn die Einheit des Gefühls kennt viele Formen. Das Gefühl

trennt die Formen niemals vollständig, und darin unterscheidet es sich vom Verstand, der sich ohne Gefühl aufhebt und im Wahnsinn befindet: der einzige Widersinn, auf den es keine sinnvolle Antwort gibt.

Was bewegt mich, wenn ich einen Frauenkopf aus Elfenbein betrachte, der zwanzigtausend Jahre alt ist? Als ich ihn zum ersten Mal sah, vor ungefähr fünf Jahren, habe ich mich in ihn verliebt. Dieser Zauber geht immer noch von ihm aus. Darauf hat das Alter keinen Einfluß. Der Mensch, der die Plastik schuf, hat die Zeit bis zum heutigen Tag besiegt. Daß sie Aurignacien und 35 mm hoch ist und in Brassempouy gefunden wurde, sind Nebensächlichkeiten. Daß der Schöpfer sich wahrscheinlich nicht darum gekümmert hat, daß sein Produkt mich rühren wird, ist eine Nebensächlichkeit anderer Art, die mir jedoch nicht das Recht nehmen kann, gerührt zu sein und davon zu zeugen. Er hat nicht bewußt für die Ewigkeit gearbeitet, wie auch ich bewußt nicht für die Ewigkeit arbeite, darum bin ich jetzt imstande, sie durch ihn und ihn durch sie zu erkennen. Alle Nebensächlichkeiten helfen mir, das Erkennen zu vertiefen und zum Wissen zu erhöhen: ein innerer Prozeß, der durch Äußerlichkeiten abläuft, doch nicht von innen allein bestimmt wird. Die Vergangenheit ist nicht da, damit man in sie flüchtet – eine absolute Unmöglichkeit, weil man sich nie vollkommen in sie versetzen kann –, sie befähigt nur den Betrachter und Untersucher, die eigene Wirklichkeit realer zu erleben. Ein Sichabwenden von der Vergangenheit ist ein Sichabwenden von der Aktualität. Eine Kurzsichtigkeit aus Lebensangst. Das zunehmende Interesse für andere Kulturen beweist eine Abnahme dieser Angst, ein wachsendes Gefühl innerer Freiheit, ein Spüren nach etwas, das uns fehlt. Auch die Gegenwart ist nicht da, damit man in sie flüchtet, in jeder Sekunde ist sie unwiderruflich vorbei. Keine andere Aktualität gibt es als unser Wissen, und wenn diesem ein Gehalt verlorenging, werden wir ihn von neuem entdecken müssen. Die Vergangenheit beweist, daß es diesen verlorenen Gehalt schon immer gegeben hat. Die flüchtige Gegenwart führt leicht zu Überbewertung von Errungenschaften. Kulturelle Kurzsichtigkeit überdeckt die Angst mit Selbstzufriedenheit. Wenn man die Schönheit einer Schöpfung aus ferner Vergangenheit erkennt, wundert man sich gewöhnlich über die sogenannten einfachen Werkzeuge, mit denen das Objekt gemacht wurde. Man vergißt, daß der moderne Künstler kaum mit komplizierteren Mitteln arbeitet. So etwas wie eine primitive Kunst gibt es nicht. Die Schreibmaschine, mit der ich meine Worte zu Papier bringe, kann ich im nächsten Augenblick durch eine Gänsefeder ersetzen. Wahrscheinlich wird eine Änderung des Schreibrituals meine Ausdrucks-

weise und damit den Inhalt verändern, doch mit Primitivität hat das nichts zu tun; nur das Resultat ist ein anderes.
Genauso imaginär ist die Unterscheidung zwischen Frau und Göttin. Ich glaube, daß es sie im Anfang nicht gegeben hat; die Wissenschaft kann es nicht beweisen und stellt natürlich die Frage, ob man in jener Zeit überhaupt von einer Göttin sprechen darf. Mir kommt es vor, als müsse man der Diskretion des Betrachters überlassen, ob er mehr zum Göttlichen als zum Weiblichen neigt. Ich ziehe vor, mir keins von beiden entgehen zu lassen. Wenn später in meiner Geschichte – die von der anerkannten nur darin abweicht, daß sie die Wirkung des Traums vor und neben dem Wort annimmt – die Idee der Göttin historisch unumstößlich feststeht, ist es noch früh genug, sich über die Erstarrung des ursprünglichen Impulses zu wundern und staunend festzustellen, daß für uns der gleiche Impuls ein lebendiges Prinzip geblieben ist und jederzeit wieder wirksam werden kann. (Wenn sich alle Gottesdienste aufgehoben haben, steht dem Glauben nichts mehr im Wege.)



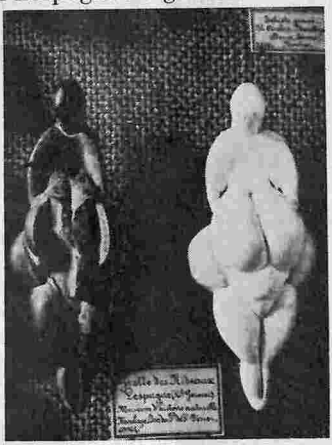
Der Frauenkopf aus Elfenbein hatte einmal einen Körper. Mit Hilfe anderer Funde können wir erraten, wie er ausgesehen hat: nicht gerade in Übereinstimmung mit unseren konventionellen Vorstellungen über weibliche Schönheit.
Die moderne Kunst hat uns Maßstäbe einer neuen Ästhetik gegeben, trotzdem sind Fettsteiß und vorquellender Bauch nicht gerade in

Mode (wie zum Beispiel in Afrika). Mit Primitivität hat dies nichts zu tun. Wenn eine Mode die Wespentaille oder den Flachbusen vorschreibt, schafft sie damit kein Gesetz, sondern sie drängt ihren Anhängern nur eine Vorliebe auf. Können Vorlieben unserer Vorfahren für uns noch aktuell sein? Die Antwort ist einfach: wenn sie uns noch ansprechen. Flößen uns Fettsteiß und vorquellender Bauch Widerwillen ein – manche unserer Geisteskranken bilden die Frau bevorzugt so ab –, verlieben wir uns nicht, sondern sind ergriffen. Ekel ist auch eine Form der Rührung.

Dem Schöpfer der Plastik ging es vermutlich nicht darum, eine schöne Frau abzubilden. Es ging ihm nicht um irgendeine Frau, sondern um *die* Frau – die Göttin. Eine innere Wirklichkeit, die er wahrnahm und formte. Macht ihn das zu einem Primitiven? Um sein Vermögen, die Essenz eines so allgemeinen Themas wie die Frau so darzustellen, kann man ihn beneiden.

In anderer Hinsicht mag der Künstler primitiv gewesen sein, in dieser jedoch nicht. Wenn wir seine Leistung auch erreichen könnten, übertreffen können wir sie nicht. Wenn man eine Kultur in ihrer Gesamtheit als primitiv bezeichnet, steht man der eigenen Erkenntnis im Wege. Es ist ein possierlicher Irrtum, sich anderen – heutigen und älteren – Kulturen mit einem Gefühl der Überlegenheit zu nähern.

Ein guter Geschmack, die Überzeugung, daß man die ästhetische Weisheit gepachtet habe, verführt gleichfalls zu Irrtümern. Dies trifft bei einer Venus von Lespugue im gewissen Maße zu.



Sie kann einen genüßlich stimmen. Formen und Volumina werden zum Spiel, und das gefallsüchtige l'art pour l'art läßt sich bis in die Vorgeschichte verfolgen. Mit der Wirklichkeit des Aurignacien hat eine derartige Willkür nichts zu tun, während sie uns von der Aktualität, in der wir leben, entfremdet. Mir geht es nicht darum zu zeigen, wie schön das alles ist (wie schön das alles sein kann), sondern in die Geistesstruktur einzudringen, in der es geschaffen wurde. Die Schönheit erschöpft sich nicht im Äußeren, sie lebt von innen und gibt sich nicht sofort preis. In einem falschen Licht gesehen, kann sie sich ins Gegenteil verkehren und wird zur Häßlichkeit.

Jeder erlebe sein Vergnügen, wo er kann. Die Rührung, falls sie nicht zu Fanatismus oder Snobismus hochgespielt wird, ist ein Ausgangspunkt. Auch wenn sie auf Irrtum oder Mangel an Einsicht beruht, hat man mehr gewonnen als verloren. Mir hat es nie leid getan, daß ich früher kritiklos angenommen habe, daß nichts die Venus von Milo übertreffen könnte. Es ist wichtiger, was ich schön finde als warum ich es schön finde. Alles ist der Veränderung unterworfen, auch der Geschmack. Die Veränderung nicht zu verhindern, sondern peinlich genau zu verfolgen und so in der Hand zu haben, ist eine aufregende Tätigkeit. Wer die Heidelandschaft über der Anrichte wirklich liebt, hat recht! Erst wenn er sie für absolut, für unbedingt schön hält, ist er rettungslos verloren. Ohne daß er es weiß, langweilt er sich zu Tode. Die ästhetische Rührung erinnert mich immer wieder daran, daß das Persönliche überpersönlich erlebt werden kann. Ist der Prozeß einmal abgelaufen, indem zum Beispiel ein Kunstwerk entstanden ist, gibt es keinen Grund, den Spieß nicht, auf eigenes Risiko, umzudrehen und das Überpersönliche persönlich zu erleben. Es wäre sogar ein Schritt vorwärts: Nicht die Schöpfer, sondern die Betrachter vollenden das Produkt, dann lebt es unter den Menschen. Das Unpersönliche wird dort übermächtig, wo man entweder den Schöpfer vom Betrachter zu trennen versucht, nicht auf natürliche, sondern künstliche Weise, oder den einen mit dem anderen identifiziert. Zwischen mir und dem Jäger aus der Steinzeit ist mehr als nur der zeitliche Abstand. Niemals könnte ich dasselbe wie er erleben – das würde ich, als Kind meiner Zeit, auch um keinen Preis wollen –, trotzdem leben er und ich im gleichen menschlichen Raum. Sogar über seinen Tod hinaus kann ich an seinem Erleben teilhaben. Wenn man will, kann man sein Produkt schön finden, man kann auch schaudern. Was für mich vielleicht

unendlich viel bedeutet, ist für ihn schon lange vergangen. Er ist nicht mehr ansprechbar. Was ich schreibe, erreicht ihn nicht.
Wen geht das überhaupt etwas an? Wir, die wir heute leben, haben die Relativität von Tod und Leben gelernt. Bewußt verfolgen wir unsere Erfahrungen zurück, unzählige Generationen, und erkennen, daß unser Sterben (Ersticken in Einsamkeit) mit der Geburt beginnt. Der Tod im Leben ist mathematisch greifbar geworden. Der Unterschied zwischen dem Menschen von damals und dem primitiven modernen, ›zivilisierten‹ Menschen von heute ist geringer und gleichzeitig größer als je. Darum gilt es, ihn so persönlich wie möglich zu erleben. Wenn man eine deutliche Übereinstimmung zwischen der Entwicklung der frühesten prähistorischen Kunst und der sogenannten modernen Kunst aufzeigen kann, genügt es nicht, auf den zufälligen Umstand hinzuweisen, daß die ersten Funde kaum früher als vor einem halben Jahrhundert gemacht wurden und daß gerade damals von ihnen ein großer Einfluß ausgegangen ist. Man fand nur, was man gesucht hatte, und die Funde beeindruckten die Finder, die dann ihrerseits kreativ wurden.

Eine Plastik aus Kalkstein wie die Venus von Willendorf, elf Zentimeter hoch, zeigt gewaltige Formen. Daß ihre mächtigen Rundungen noch nicht zu einem Gesicht geführt haben, daß sie mehr Körper als Geist ist, braucht man nicht mit einem Schmollmund zu beantworten. Sie ist dreißigtausend Jahre alt und noch äußerst aktuell. Was die Mode auch suggeriert, dicke Damen gibt es heute noch und nicht nur auf dem Jahrmarkt. Ein Fettsteiß wurde noch im vorigen Jahrhundert nicht völlig abgelehnt und gewann in der Mode als ›queue de Paris‹ Gestalt. Nicht nur Amerikaner fliegen auf kolossale Brüste. Wem ist es jemals bei einem Filmstar wie Jane Mansfield um Geist gegangen? Dem Betrachter bestimmt nicht. Jane Mansfields Gesicht ist eine Maske. Wie auch das Gesicht ihrer schlanken Schwester, des ausgezehrten Mannequins, eine Maske ist. Und von Anfang an finden wir neben den korpulenten auch die schlanken Idole. Die Schlanke entwickelt sich zur jugendlichen, schönen Göttin des Todes, der Tochter der Demeter, Persephone, die mit Hades in der Unterwelt herrscht, deshalb ist auch unsere Zeit der schlanken Frau besonders zugetan, vor allem dem allgegenwärtigen Teenager. Danach haben unsere Frauen kein Alter mehr, geschweige denn ein eigenes Gesicht. Ihre Rundungen wird ihnen, ehe sie es sich versehen, ein Modemacher vertuschen. Wer wollte da noch behaupten, daß diese Frau eine Persönlichkeit ist mit äußerlichen Ansprüchen auf Individualität?

– Die Struktur des weiblichen Prinzips und dessen Gesetze zu diskutieren ist für Frauen und Männer heute lebenswichtig, denn das weibliche Prinzip wird, wie wir gesehen haben, in der westlichen Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts vernachlässigt und durch ein stereotypes und mechanisches Nachleben von konventionellen Gebräuchen ersetzt, während der Unterhalt und die Pflege der tief in der Natur verborgenen Quellen des Lebens mißachtet werden. Diese Quellen geistiger oder psychischer Energie können, nach den Mythen und alten Religionen, nur durch eine Aufklärung über das Weibliche in der Natur erreicht werden, sei dies nun in unbeseelten Formen oder in den Frauen selbst wirksam. M. Esther Harding, *Woman's mysteries*

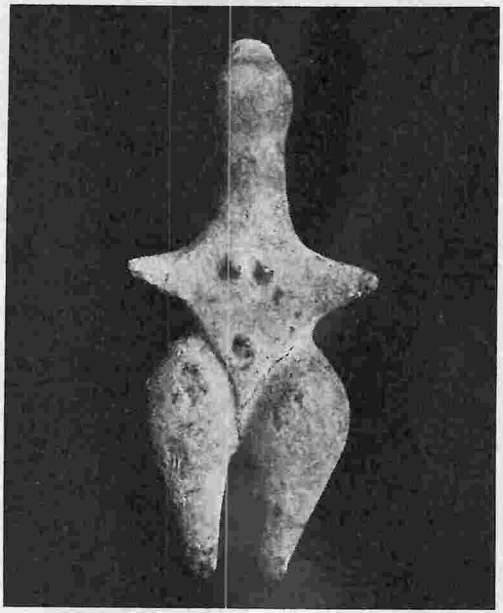
Mit den Stoffen der Vergangenheit ein psychologisches Spiel zu spielen, ist verführerisch. In gewissem Sinn kann man die Unterwelt der Griechen mit dem Unbewußten gleichsetzen. Unsere Anbetung des

Teenagers bekommt dann einen tieferen Sinn: Es ist die Angst vor dem Tode, eine Warnung oder sogar Mahnung über das Grab der Mythen und alten Religionen hinweg. Einer solchen Interpretation kommt entgegen, daß sich die Vergangenheit in unseren Träumen und in unserer Kunst, aber auch in trivialen Situationen, Motiven und Symbolen offenbart. Stellt man diese Erfahrung jedoch nur empirisch fest und erhebt sie zur Kategorie (erlebt also das Unbewußte als eine gesonderte Welt), praktiziert man eine bedenkliche Form des Selbstbetrugs, eine Selbstüberschätzung, der die Anhänger einer reinen Ästhetik leicht unterliegen. Es wäre in hohem Maße beruhigend, wenn man die Inhalte der Mythen und alten Religionen ohne weiteres als nach außen projizierte innere Werte oder Konflikte fixieren könnte. Wieder taucht hier die falsche Idee der Primitivität auf: Der frühere Mensch war so naiv, primitiv, wild, barbarisch, kindisch, daß er zwischen äußerer Erscheinung und innerer Struktur keinen Unterschied feststellen konnte. Wir bräuchten ihn nur zu korrigieren, nachträglich gewissermaßen, und den brauchbaren Rest uns anzueignen. Als wüchsen die Finger unserer Vorfahren als mahnendes Zeichen für unsere hochentwickelte Wissenschaft und Ethik aus dem Grab.

Wer ist denn primitiv? Der Jäger, der zum Bauern geworden ist und vorbehaltslos das glaubt, was er mit den fünf Sinnen wahrnimmt: die Fruchtbarkeit von Frau, Tier und Erde? Oder der heutige Mensch, der nur indirekt dazu fähig ist, weil er blind wie ein Maulwurf in die Krypta seines Inneren hinabsteigt? Der Vergleich ist tendenziös, aber angebracht. Mythen und alte Religionen sind nicht wiederholbar. Von ihnen bleiben uns nur mehr oder weniger identifizierbare materielle Überbleibsel, dazu mündliche und später schriftliche Überlieferungen, die viele Auslegungen erfahren. Wir haben unser schöpferisches Vermögen zur Unterscheidung und Verknüpfung. Und wir haben unser Gedächtnis, das bis zum Ursprung des Menschen reicht, bis zur allerersten Zellteilung, vielleicht sogar bis zur Entstehung des Weltalls, um (wie Jung es fordert) ›in der Stofflichkeit des Körpers, in den chemischen Bestandteilen nämlich, allgemein zu werden und zu verschwinden‹. Das ›kollektiv Unbewußte‹ ist nicht übermächtig. ›Der Kohlenstoff des Körpers ist nichts als Kohlenstoff!‹

Wenn vor fünftausend Jahren am Kaspischen Meer, im Iran, jemand aus Lehm eine Frau formt und brennt, so kann ich mir es, mit dem Resultat vor Augen, in einer Geschichte vorstellen. Er drückt nicht

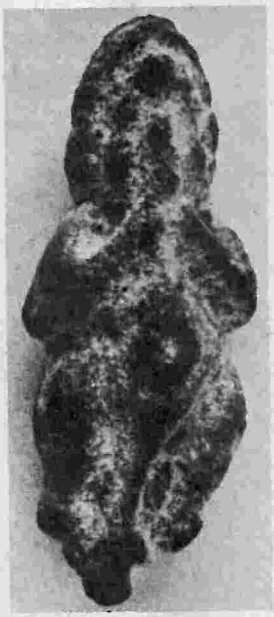
mutwillig einen Unterschied zwischen Körper und Geist aus, diese Dualität war ihm fremd. Damit sei nicht behauptet, daß er dem Göttlichen keinen männlichen Aspekt zuerkannte: im Augenblick des Schaffens war es unwichtig, nicht opportun, nicht aktuell – wie es mir heute, in negativem Sinn, *sehr wohl* wichtig sein muß. Ich bin gezwungen, einen künstlichen Unterschied zu machen, der meiner nicht (mehr) ist, aber dem die meisten meiner Zeitgenossen, bewußt oder unbewußt, huldigen. Die Unschuld, die dem Menschen eigen ist, der naiv das abbildet, was er sieht, muß immer wieder neu erobert werden. Wir müssen uns eigene Mythen schaffen. Das gelingt uns nie,



wenn wir Inneres und Äußeres gesondert erfahren, wenn wir den Tod nicht wahrhaben wollen oder ihn der Einfachheit halber als einen rein materiellen Verwesungsprozeß abtun. Wenn wir innere und äußere Erfahrungen nicht synchronisieren können, ist etwas faul, außen und innen oder in beidem, dann muß etwas geschehen, in diesem Buch zum Beispiel oder in dem, der es liest.
Wenn ich in einem kleinen Schmuckstück, das man sich an einer

Kette um den Hals hängen kann, die Göttin Babylons, Isjtar, erkenne und sehe, daß der Körper so sehr vom weiblichen Geschlechtsteil inspiriert ist, daß er ganz zu einer Hommage für jenes Organ wird, spreche ich nicht von einer Antiquität oder einer Obszönität, sondern, mangels eines besseren Wortes, von einer Fotze und davon, wie sie auf mich wirkt; wie ich durch die Unschuld und Unzweideutigkeit des Schöpfers gefangen werde und davon zeuge, indem ich es hier beschreibe.

Prüderie ist ein schlechter Ratgeber. Wer mich mißverstehen will, darf es, niemand kann ihn oder mich aufhalten. Wenn ich mich täusche



und Isjtar für eine kurios geformte korpulente Dame ansehe, täusche ich mich. Nicht mehr und auch kein Schamhaar weniger. Es verringert den Wert meiner Erörterungen kaum, denn auch die Wissenschaft ist ein Mythos.

Ich schaffe mir einen eigenen Mythos. Wenn ich mich dabei anderer Mythen bediene, solcher, die mir in den Kram passen, tue ich es aus meinem Verlangen nach Glaubwürdigkeit. In Wirklichkeit schreibe

ich nur eine Geschichte, eine offene Erörterung habe ich sie genannt. Es steht mir frei – ein großes geistiges Vorrecht unserer Zeit –, von Absprachen, die in der Wissenschaft gelten, Gebrauch zu machen. Es gibt jeden Anlaß, möglichst viel von ihnen Gebrauch zu machen, und wäre es nur, ihre Relativität aufzuzeigen. Die Möglichkeit eines persönlichen Mythos und die der Individualisierung machen die Wissenschaft hantierbar.

Colin Wilson
Riesen und Hexen[27]

1962, als Lethbridges Buch *Witches: Investigating an Ancient Religion* erschien, hatte Margaret Murrays Theorie der Hexerei schon seit mehr als zwei Jahrzehnten an Einfluß verloren. Aber der Wendepunkt scheint das Jahr 1954 gewesen zu sein. Selbst ihre ergebensten Anhänger zeigten sich von *The Divine King of England* peinlich berührt. Im selben Jahr schrieb sie eine wohlwollende Einleitung zu Gerald Gardners *Witchcraft Today*, ein Buch, das schnell als anstößig in Verruf geriet. Gardner war ein exzentrischer Masochist und Voyeur, der nicht nur behauptete, Mitglied eines Zauberkultes zu sein, sondern auch, daß solche Kulte noch in ganz Europa verbreitet seien. Das Buch führte zur Wiederbelebung des Hexenwesens, das in seiner modernen Variante vorwiegend auf Sexualriten beruhte. Gardner setzt den modernen ›Wicca‹-Kult mit der bei Margaret Murray beschriebenen antiken Fruchtbarkeitsreligion der Diana gleich. Und Margaret Murray war offenbar derselben Meinung. Verständlicherweise begannen die Historiker allmählich zu glauben, daß man sie nicht mehr so ganz ernst nehmen könne.

Doch der Vorwurf der Komplizenschaft ist kein Argument gegen die grundlegende Stimmigkeit ihrer Ansichten. Die Frage, die uns hier vor allem interessiert, ist: Inwieweit sind diese Ansichten historisch beweisbar?

Die bisher vernichtendste – und sorgfältig dokumentierte – Kritik erschien in Norman Cohns Buch *Europe's Inner Demons* (1975). Für Professor Cohn schien es zweifelsfrei erwiesen, daß Margaret Murray die meisten ihrer ›Beweise‹ entweder verdreht oder erfunden hatte. Zu dieser Schlußfolgerung war er gekommen, nachdem er die in ihrem Buch zitierten Quellen überprüft hatte. Ihr Hauptargument war, daß bei den Hexensabbaten nichts direkt Außergewöhnliches geschehen sei und die Schilderungen der Hexen selbst die These bestätigten, daß die Sabbate heidnische Fruchtbarkeitsriten waren. Cohn entdeckte schnell, daß dort, wo sie reihenweise Pünktchen gemacht hatte, um Auslassungen zu markieren, oftmals höchst wilde und unglaubwürdige Ereignisse beschrieben waren – z. B. daß der Teufel alle anwesenden Frauen schwängerte, die daraufhin Kröten und Schlangen geba-

ren. In einem nachfolgenden Kapitel weist er nach, daß einige der überzeugendsten Dokumente über das frühe Hexenwesen Fälschungen waren – ein brillantes Beispiel für historische Detektivarbeit. Er gelangt zu dem Schluß, daß der Hexenwahn des späten Mittelalters mit der Verfolgung der Waldenser, einer Ketzersekte, einsetzte und sich von da an schneeballartig ausbreitete. Cohns persönliche Einschätzung von Margaret Murray scheint zutreffend. Er sagt: »Ihre Kenntnisse der europäischen, ja selbst der englischen Geschichte waren oberflächlich, und ihr fehlte jeder Sinn für historische Methodik. Speziell auf dem Gebiet der Hexenforschung scheint sie keine der neueren Abhandlungen über die Geschichte der Verfolgung gelesen zu haben; und selbst wenn, hätte sie deren Erkenntnisse nicht einbezogen. Als sie sich diesen Dingen zuwandte, war sie nahezu sechzig und in ihrem Denken festgelegt auf eine übertriebene und verzerrte Variante des Frazerschen Modells. Bis an ihr Lebensende (sie wurde hundert) hielt sie mit einer Hartnäckigkeit an diesen Ideen fest, die durch keine Kritik, mochte sie auch noch so kenntnisreich und wohlbegründet sein, zu erschüttern waren.«

Das alles berührt jedoch nicht Lethbridges zentrale These: daß es eine antike Fruchtbarkeitsreligion gab, vermutlich viel älter noch als das Druidentum, die trotz Verfolgung durch die christliche Kirche bis in die Moderne überlebte. Lethbridge meint zu Recht, daß Lelands *Aradia: The Gospel of the Witches* der überzeugendste Beweis für seine These sei. Cohn hingegen erwähnt *Aradia* nicht einmal. Ihm geht es vor allem um den Nachweis, daß der Hexenwahn mit der Verfolgung der Waldenser einsetzte – die 1487 ihren Anfang nahm – und nicht, wie viele Gelehrte immer geglaubt haben, mit der Verfolgung einer anderen Ketzersekte, der Katharer, die zwei Jahrhunderte früher begann. Diese Sache ist weniger entscheidend, als Cohn offenbar glaubt; es spielt kaum eine Rolle, ob der Hexenwahn durch die Verfolgung der einen oder anderen Sekte ausgelöst wurde, und es gibt keinen triftigen Grund, warum nicht beide, die Katharer *und* die Waldenser, davon betroffen gewesen sein sollten. (In den Pyrenäen heißen die Hexen *gazarii*, das klingt wie eine Ableitung von Katharer.)

Cohns eigener Standpunkt ist weniger voreingenommen, als es aussieht. Er ist Verfasser zweier vordem erschienener Bücher über irrationale Kulte: *Warrant for Genocide*, das sich mit einer berüchtigten Fälschung auseinandersetzt, den *Protokollen der Weisen von Zion*, die

viele antisemitische Pogrome ausgelöst haben, und *The Pursuit of the Millenium*, einer Studie über verschiedene sonderbare Sekten des Mittelalters. Cohn befaßt sich vor allem mit der Verfolgung und dem hartnäckigen Mythos, daß die Gesellschaft als solche von einer kleinen Geheimgesellschaft bedroht wird, die deren Gesetze ablehnt und entsetzliche Greueltaten begeht: ein Vorwurf, der oft genug gegen Juden erhoben wurde. Naturgemäß tendiert er dazu, den Hexenwahn in ähnlicher Weise zu sehen – als einen Ausbruch von Hysterie gegen unschuldige Menschen –, und läuft damit Gefahr, all das, was nicht in seine These paßt, zu übersehen – wie Lelands *Aradia.*

Wenn wir uns also von Margaret Murrays Sünden als Historikerin nicht in die Irre führen lassen, ist der Beweis für die Existenz des Hexenkults erstaunlich überzeugend, wenn wir bedenken, daß wir es mit Mosaiksteinchen zu tun haben und Göttern, die alle hundert Jahre ihre Namen wechseln. Wir stoßen überall auf Beweise – vor allem in ländlichen Gebieten – in alten Kirchen, sonderbaren Festlichkeiten in Verbindung mit dem Maitag, dem Mittsommernachtabend und der Erntezeit. In seinem Buch *The Roots of Witchcraft* erwähnt Michael Harrison eine Entdeckung, die Professor Geoffrey Webb einst machte, als er Sekretär der Königlichen Kommission für historische Denkmäler war. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Webb beauftragt, ein Gutachten über sämtliche durch Kriegseinwirkung zerstörten, doch erhaltenswerten Kirchen zu erstellen. Als er in einen Altar hineinblickte, dessen Deckplatte bei einer Bombenexplosion weggeflogen war, entdeckte er ein in einen Stein gemeißeltes männliches Geschlechtsorgan. Daraufhin nahm er auch das Innere von anderen Altären in Augenschein. Webb stellte fest, daß bei 90 % aller Kirchen, die bis zum Ausbruch der Pest (1348) erbaut worden waren – d. h. kurz vor Beginn des großen Hexenwahns – ähnliche Phalli in den Altären zu finden waren.

Harrison erwähnt auch ein Ereignis, das in der Exeter Bischofschronik des 14. Jahrhunderts dokumentiert ist: es heißt darin, daß der Bischof von Exeter die Mönche des Frithelstock-Klosters (in Devon) dabei ertappte, wie sie in den Wäldern einer Statue der ›unkeuschen‹ Diana huldigten, und veranlaßte sie, diese zu vernichten. Eine Bestrafung ist nirgendwo erwähnt. Die Mönche selbst wußten wahrscheinlich so wenig über Theologie, daß ihnen nicht einmal bekannt war, daß Diana eine heidnische Göttin ist.

Wer alte Kirchen kennt, hat gewiß schon einmal eine jener sonderbaren Skulpturen gesehen, die man *Sheila-na-gig* nennt, die Darstellung einer weiblichen hockenden Figur mit weit gespreizten Beinen, die ihre Genitalien entblößt. Viele *Sheila-na-gigs* befanden sich an gut sichtbaren Stellen – über Kirchenportalen und Fenstern – was darauf schließen läßt, daß es eine Zeit gab, in der die Kirchgänger sie so selbstverständlich hinnahmen wie die Marienstatuen. *Sheila-na-gig* wird gewöhnlich mit ›Mutter der Brüste‹ übersetzt, aber viele dieser Figuren haben so gut wie keine Brüste; Lethbridge vermutet daher, daß sie einst *Sheila-na-gog* hießen – Mutter Gottes oder Muttergöttin.
Eine überzeugende Begründung dieser Ansicht liefert Michael Dames, ein ehemaliger Dozent des Birmingham Polytechnic, in seinem Buch *The Silbury Treasure, The Great Goddess Rediscovered.* Silbury Hill, nahe Avebury in Wiltshire, ist ein riesiger prähistorischer Erdhügel, dessen einstiger Zweck den Historikern seit Jahrhunderten ein Rätsel aufgibt. Die populärste Theorie ist die, daß es sich hierbei um ein Hügelgrab aus der Bronzezeit handelt – ein über einer Grabstätte errichteter Erdwall –, obwohl er weitaus größer ist als alle bisher bekannten Hügelgräber und auch durch sorgfältige Ausgrabungen keinerlei Hinweise auf ein eventuell im Innern befindliches Grab gefunden wurden. Die Legende, derzufolge es das Grab eines gewissen Königs Sil sein soll, der dort aufrecht auf seinem Pferd sitzend begraben wurde, entbehrt offenkundig jeder Grundlage.
Ein im Hügelinnern entdeckter Feuerstein legte die Vermutung nahe, daß er aus einer Zeit noch weit vor der Bronzezeit (2000–1000 v. Chr.) stammt. Seither wurde durch Radiokarbonmessungen bewiesen, daß der Hügel etwa 5000 Jahre alt ist; um mehr als ein Jahrhundert älter als der älteste Teil von Stonehenge. Doch auch die jüngsten Ausgrabungen (1967) erbrachten keinerlei Hinweise auf seinen ursprünglichen Zweck.
Michael Dames gelangte zu dem Schluß, daß das Geheimnis von Silbury nur zu verstehen ist, wenn wir erkennen, daß der Hügel den gewölbten Leib einer Schwangeren darstellen soll. Von oben gesehen, ähnelt Silbury mit seinem sonderbar geformten Wall, der ihn umgibt, einer *Sheila-na-gig* im Profil – einer mit gespreizten Beinen niederkauernden Frau, die gebärt. (Bei vielen Naturvölkern ist diese Gebärstellung noch immer Brauch.) Dames glaubt, daß Silbury Schauplatz eines steinzeitlichen religiösen Ritus war. Zur Erntezeit, wenn das

Korn reif war, kletterten die Landesbewohner auf die unmittelbar unter der Spitze des Hügels gelegene Terrasse, um das Schauspiel zu beobachten, wie die Göttin mit Hilfe von Luna, der Mondgöttin, gebärt. Um zwanzig Uhr geht am Lammas-Abend (7. August) der Mond über Waden Hill auf; sein Licht fällt über die Schenkel der Mutter und läßt die Vulva erkennen; um 22 Uhr berührt es das linke Knie und eine

halbe Stunde vor Mitternacht tritt der Kopf des Babys – der Widerschein des Mondes auf dem Wall – zwischen den Beinen der Mutter hervor. Einige Stunden später fällt es auf die Brüste, so daß das Mondlicht, das sich in dem Wasser spiegelt, aussieht wie fließende Milch. (Aubrey berichtet von einer Legende, in der es heißt, der Hügel sei entstanden, als ›Milch in einem Gefäß aufwallte‹.) Das Kind, das auf dem Bauch der Mutter liegt, wird nun gestillt, und das Korn kann geschnitten werden. Die Erdmutter hat geboren.

Wie nicht anders zu erwarten, stieß Dames' Theorie auf den erbitterten Widerstand der ›Experten‹, die gleichwohl zugeben mußten, daß sie nicht die geringste Ahnung hatten, warum Silbury Hill errichtet wurde. Sie erhärtet aber in allen Punkten die von Lethbridge aufgestellten Thesen. Die *Sheila-na-gigs* sind Bildnisse einer Religion, die viel älter ist als das Christentum, älter als die Druiden und die Krieger, die Troja belagerten. Und es bestand keine klare Trennung zwischen der Erdgöttin und der Mondgöttin; wie die italische Luna verschmolzen sie zu einer. Dies ist die Religion Magogs, deren Symbole sich in dem Berghang von Wandlebury eingraviert finden.

An dieser Stelle muß ich gestehen, daß ich selbst gegenüber diesen Dingen eine überaus skeptische Haltung einnahm, bis ich mich eingehender damit zu beschäftigen begann. Cornwall, wo ich lebe, ist voller Relikte jener ›alten Religion‹, und durch meine Nachforschungen fand ich bald noch viel mehr.

In Helston, Cornwall, wird der Maitag am 8. Mai gefeiert (das Datum hat sich vermutlich im Laufe der Jahrhunderte durch Änderungen im Kalender verschoben). Die Einheimischen ziehen tanzend durch die Straßen zu einer Melodie, die sich Blumentanz, Floral Dance, nennt. Der Tanz selbst heißt indes Pelztanz, Furry Dance, nicht Floral Dance. Seit den Schamanen der Steinzeit war es Brauch, daß die Fruchtbarkeitszeremonien von Männern zelebriert wurden, die als Tiere verkleidet waren. Das andere Lied, das bei dem Fest gesungen wird, handelt von Robin Hood und der Maid Marian; Robin Hood, das hat der Folklorespezialist Lord Raglan gezeigt, ist ein keltischer gehörnter Gott. Sogar der Name des Dorfes, Helston, erscheint wie eine Ableitung von Hele Stone, Helestein, dem Stein des Sonnengottes. (Das gleiche gilt für den Heelstone von Stonehenge.) Sein Schutzpatron ist natürlich der hl. Michael.

Die in Padstow, Cornwall, am Maitag stattfindende Zeremonie wird

allgemein zurückgeführt auf einen urzeitlichen Fruchtbarkeitsritus. Er ist bekannt als das Fest des Hobby Horse (ausgesprochen Obby Oss), des Steckenpferdes. Das Pferd ist der wichtigste der keltischen Tiergötter, daher die zahlreichen Porträts von weißen Pferden auf Berghängen. In Padstow zieht das Pferd, umringt von Tänzern, durch die Straßen. Claude Berry hat das Schauspiel in *Portrait of Cornwall* wie folgt beschrieben: »Wenn auch das Steckenpferd die Hauptrolle bei den Feierlichkeiten spielt, so ist der Mann, der mit Maske und Stab den ganzen Tag dem Pferd ›voraustanzt‹, doch nicht weniger wichtig...« Gelegentlich schießt das ›Pferd‹ auf ein Mädchen zu, rempelt es

an oder entführt es unter seine Schabracke; der Brauch will es, daß das Mädchen noch im selben Jahr schwanger wird.
Der Artikel ›Sonderbare Gebräuche und Zeremonien‹ von I. O. Evans, erschienen in *Romantic Britain*, enthält eine Fülle von Hinweisen auf die Riten, die um Fruchtbarkeit und Tiere kreisen. Die Zeremonie der Hirschmänner z. B. wird alljährlich am 4. September in Abbots Bromley, Staffordshire, abgehalten. Die Hirschmänner, mit Geweihen versehen, begleiten Robin Hood und die Maid Marian durch die Stadt, wobei Robin Hood rittlings auf einem Steckenpferd sitzt. Die Hirschmänner führen Stöcke mit sich, auf denen Hirschköpfe befestigt sind. Bezeichnenderweise werden die Geweihe in der Kirche des Ortes aufbewahrt wie die von Professor Webb entdeckten Steinphalli.
In Hungerford, Berkshire, ziehen zwei Männer, als ›Tuttimen‹ bekannt, am zweiten Dienstag nach Ostern durch die Straßen und verlangen von jedem Mädchen einen Kuß und von jedem Mann eine Münze. Sie klopfen an Türen und fordern einen Kuß von jeder im Haus anwesenden Frau. Auch dies scheint ein Relikt eines Fruchtbarkeitsrituals zu sein, das einst weniger zurückhaltend zelebriert wurde: die Mädchen hatten sich hinzugeben, und die Männer mußten einen Obolus entrichten. Wie die Hirschmänner führen die Tuttimen Zeremonienstäbe mit sich. Lethbridge vermutet, daß diese Zeremonienstäbe (wie der Amtsstab im Unterhaus) ursprünglich von Gogs Keule abstammen. (Der Entdecker der ›leys‹, Alfred Watkins, hatte eine andere Erklärung, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.)
Der Name ›Tuttimen‹ gab mir ein Rätsel auf, bis ich in einem Wörterbuch der nicht-klassischen Mythologie nachsah und entdeckte, daß Teutates der keltische Kriegsgott war. Die Zeremonie findet in Hocktide statt, was sich von Hogtide herzuleiten scheint. Die Gogmagog-Berge waren bis vor einem Jahrhundert als Hogogmagog-Berge bekannt, und Hog ist, wie Lethbridge bei seinen Nachforschungen herausfand, nur einer von vielen Namen für Gog.
Eine Photographie in Evans Artikel zeigt den weihnachtlichen Mummenschanz in dem Dorf Marshfield in Oxfordshire; die Vermummten tragen eigenartig zerlumpte Kleider und verhüllen ihre Gesichter mit Masken, die sie aussehen lassen wie die auf paläolithischen Bildnissen dargestellten *Schamanen*. Evans erwähnt, daß in Wales die Vermummten einen Pferdekopf mit sich führen und eines der Spiele, die sie aufführen, von Robin Hood handelt. Er nimmt an, daß die Bezeich-

nung ›Pferdespiel‹ seinen Ursprung in den groben Späßen hat, die sich seinerzeit im Zusammenhang mit dem Steckenpferd ereigneten. Evans äußert über die Morristänzer: »Weißgekleidet, umgürtet mit farbenfrohen Bändern, an denen winzige Glöckchen klingeln, auf den Köpfen reich geschmückte oder blumenbekränzte Hüte, stampfen, stoßen und springen die Morristänzer auf und ab, schwenken ihre Taschentücher oder fuchteln mit ihren Stöcken herum ... So tanzten sie vor langer Zeit, um, wie es heißt, das Wachstum des Korns zu beeinflussen...«
Er spricht auch von ›Freudenfeuern‹, die zu den vier Jahreszeiten gewöhnlich entzündet wurden, um den Stand der Sonne am Himmel zu kennzeichnen. Und hier tauchen wir wieder ein in die druidische Mythologie. Lethbridge widmet ein ganzes Kapitel von *Witches* dem Gott Baal oder Bel, der in der christlichen Mythologie zum Beelzebub oder Teufel wurde. Bel bedeutet tatsächlich ›schön‹, wie auch Baldur. Die Priester des biblischen Baal brachten bekanntlich Menschenopfer dar, indem sie ihre Opfer ins Feuer warfen – die Methode der Druiden. Baal war ein ursprünglich in Palästina beheimateter Fruchtbarkeitsgott; er trug Stierhörner, und seine Gemahlin war Astarte (oder Ashtoreth), die Mondgöttin. (Sie wurde die Diana der Epheser.) Hier zeigt sich wieder einmal, wie die siegreiche Religion aus den Göttern der alten Religion Teufel macht. Die vier Jahreszeiten, zu denen Freudenfeuer entzündet werden, sind die vier druidischen Feste. Der 1. Mai heißt tatsächlich Beltane.
In Verbindung mit den kornischen Riesen zitiert Evans einen interessanten kleinen Vers:

> Hier bin ich, der alte Hub-bub-bub
> In meiner Hand trag ich den Stab
> Auf meinem Rücken eine Bratenpfann'
> Bin ich nicht ein tapfrer Mann?

Hub-bub-bub klingt wie der einst auf Plymouth Hoe abgebildete Riese Gogmagog. Evans hat dieses Kapitel 1920 geschrieben, vor der Veröffentlichung von *The Witch Cult in Western Europe*; das meiste davon klingt indes so, als wäre es speziell geschrieben, um Margaret Murray und T. C. Lethbridge zu unterstützen.
Diese ganze Diskussion um Hexenkulte, heidnische Götter und legen-

däre Riesen mag dem Leser wie ein Ablenkungsmanöver erscheinen. Was hat das alles mit Lethbridges Theorien über Geister, Ghule und andere Dimensionen zu tun? Die Antwort kristallisiert sich am Ende von *Witches* allmählich heraus. Über Aradia, die Hexenkönigin, sagt er, daß sie einst zur Erde gesandt wurde, um den Menschen die Magie zu bringen, und erläutert hierzu: »Magie hat einen schlechten Klang bei denen, die erlebt haben, wie bei Naturvölkern die schwarze Magie funktioniert. Andere halten sie für einen ausgemachten Schwindel und glauben nicht an die Existenz solcher Kräfte. Doch Magie ist nichts anderes als die Anwendung von Geisteskräften, die der Wissenschaft bisher unverständlich geblieben sind.«

Zur Illustration führt er seine eigene Fähigkeit an, mit verbundenen Augen auf Lundy vulkanische Verwerfungen aufzuspüren. Im letzten Kapitel von *Witches* schreibt er: »Magie war das große Ziel, das man mit Hilfe des Hexenrituals erreichen konnte; und sie erreichten es mit einem einfachen Mittel, der Massentrance. Die Steinringe auf unseren Bergen und die wilden Tänze der Hexen dienten alle diesem großen Ziel. Das gab es in der Antike überall auf der Welt. Erzeugt wurde die magische Kraft durch diese Tänze, jedenfalls glaubte man das; festgehalten und auf ihren Gegenstand gerichtet wurde sie durch die Steinkreise, die es dort gab, damit die Kraft nicht wegdriften und sich verflüchtigen konnte.«

Kurzum, Lethbridge gelangte zu der Überzeugung, daß die Steinkreise, wie sie überall auf den britischen Inseln zu finden sind, eine Art Akkumulator für diese Kraft waren. Seine Experimente mit Pendeln hatten ihn überzeugt, daß ein Stein ein Gefühl festhalten konnte, das vor 3000 Jahren auf ihn einwirkte, z. B. den Zorn eines Mannes, der ihn einst in seiner Steinschleuder benutzte. Warum also sollte ein Stein nicht auch als Akkumulator für eine bestimmte Art von ›Geisteskraft‹ gebraucht werden können?

Lethbridges Ansicht kommt der von zwei der wichtigsten Vertreter der modernen magischen Tradition recht nah: Eliphaz Levi und Aleister Crowley. Beide glaubten, daß ›Magie‹ lediglich eine unerforschte Geisteskraft sei, und der Zweck der rituellen Magie darin bestehe, den Willen zu lenken, den ›wahren Willen‹ zu schärfen und zu bündeln. Im Alltagsleben gebraucht der Mensch selten seinen Willen; so gut wie nie will er etwas hinreichend lang oder intensiv, um seinen ›wahren Willen‹ aufzubieten. Wenn aber ein Mensch etwas mit ganzer Kraft

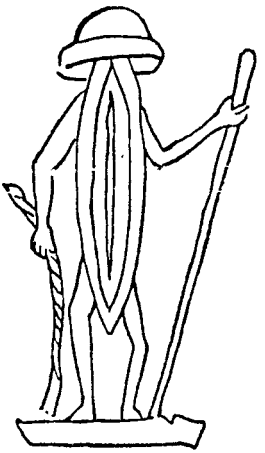
will und glaubt, daß er es erreichen kann, lenkt er seinen ganzen Willen auf dieses Ziel; das ist die Grundvoraussetzung zur Entwicklung ›magischer‹ Kräfte. Levi schrieb: »Wünschst du über dich und andere zu gebieten? Lerne zu wollen...« Und wie die meisten Magier glaubte Levi, daß es eine Art immateriellen ›Äther‹ gebe, der die Willensimpulse in gleicher Weise auffängt wie der ›lichte Äther‹ elektromagnetische Schwingungen. (Das Poltergeistphänomen ließe sich ohne eine solche Annahme schwerlich erklären.) Levi nannte diesen Äther ›Astrallicht‹ und erklärte, daß es sich um ein plastisches Medium handele, in das Gedanken und Bilder eingeprägt werden können. (Darum ist die Schulung der Einbildungskraft in der rituellen Magie so außerordentlich wichtig.) Die theosophische Tradition spricht von einem ›akasischen Äther‹, der der gleichen Funktion dient und dafür sorgt, daß alles, was je geschehen ist, auf dieser ›akasischen Platte‹ festgehalten wird, einer Art kosmischem Gedächtnis. Das Astrallicht und der akasische Äther sind augenscheinlich Lethbridges ›Feldern‹ verwandt, die starke Emotionen speichern können und sie in Form von Geistern und Ghulen reproduzieren. Lethbridge interessierte sich nicht für Okkultismus und vermied es, Bücher über Parapsychologie zu lesen, und begriff daher nicht, daß er einige der Grundprinzipien und Traditionen der hermetischen Kunst entdeckt hatte.

Noch erstaunlicher ist gar, daß er Robert Graves' Theorien über den Mondkult, wie er ihn in *Die weiße Göttin* skizzierte, offenbar nicht gekannt hat. Graves hatte über eine Reihe von Rätseln in einem mittelalterlichen Poem nachgedacht und war zu dem Schluß gekommen, daß die Antworten mit einem druidischen Geheimalphabet zusammenhingen – einem Alphabet, dessen Buchstaben aus den Namen von Bäumen bestanden. Es diente zugleich auch als sakraler Kalender, in dem die Sonnenläufe verzeichnet waren. Dieser Kalender war, wie Graves glaubte, seit der neuen Steinzeit in Gebrauch, von Palästina bis Irland. Weitere Untersuchungen über die druidische Religion führten ihn zu dem Schluß, daß die Mondgöttin bei einer ganzen Reihe von vorchristlichen Kulturen und Mythologien im Mittelpunkt stand; daß sie tatsächlich die fundamentale Ur-Religion der ganzen Welt ist. Die Mondgöttin war die Göttin der Poesie, Magie und des Irrationalen; und sie wurde allmählich verdrängt durch den Sonnengott, den Gott des Lichtes und der Rationalität. So wie das mystische Druidenalphabet durch das kommerzielle phönizische Alphabet abgelöst wurde, so

läutete auch das Zeitalter der Magie das Zeitalter der Wissenschaft mit seiner Betonung der physischen Welt und des ›taghellen‹ Wissens ein.

Doch die weiße Mondgöttin steht für eine andere Art von Wissen, ein Wissen, so real und logisch auf seine Art wie unser intellektueller Rationalismus. Die Wissenschaft basiert auf dem Selbstverständnis des Menschen als einem eigenartig beschränkten Wesen, gefangen in einem rein physischen Universum; das ›lunare Wissen‹ hingegen erkennt, daß das Universum des Geistes und der Seele das physische Universum im rechten Winkel überschneidet und in eine andere Dimension hineinführt. Lunares Wissen ist all das, was wir heute als Magie oder ›das Übernatürliche‹ bezeichnen würden. Naturvölker kennen eine derartige Unterscheidung nicht; für sie sind solche Dinge so selbstverständlich und natürlich wie die Ernte und die Geburt – oder ebenso geheimnisvoll. Lethbridges Studien über die Muttergöttin und seine Anerkenntnis der Kraft des Pendels führten ihn zum selben Schluß.

Nach *Witches* schrieb er nie wieder über die ›alte Religion‹. Aber er dachte weiterhin über die Probleme nach, die es aufgeworfen hatte, vor allem hinsichtlich der Akkumulation von ›Geisteskraft‹. Diese Überlegungen sollten ihn zu einigen seiner phantastischsten und originellsten Schlußfolgerungen führen.



Erotisch – symbolische Karikatur einer Rompilgerin

Rudolf Falb Drei Eier[28]

Wenn die Indianer von Peru behaupten, sie stammten von drei Eiern, welche der Blitz in eine Höhle auf dem Berge Rako gelegt, so liegt die Beziehung auf die sprachliche Analogie zwischen kon-kon «Donner» und kauna «Ei» in der Aimarà-Sprache offen am Tage, und erlaubt eine weitere Beziehung zwischen dem Ausdrucke «Blitzröhre» und dem Namen des Berges, dem jene Indianer entstammen, zu vermuthen. Diese liegt in der That vor, denn raka heisst in Kitschua «Mutterschooss».

Die blitzschwangere Wolke, der lavadurchtränkte Berg, die den Blitz einschliessende Röhre und der den Funken bergende Feuerstein sind in der That ein passendes Symbol für den Schooss, dem das Leben entströmt.

Diese Idee ist durch die Gottheit Per-kun (im classischen Alterthum Pyr-kon) ausgedrückt. Die Erzeugung von Wärme durch Reibung der Hände, von Feuer durch Reibung der Hölzer und Steine, musste nothwendig den Begriff von «Reibung» an den des Feuers, der Wärme und des Lebens knüpfen. Dazu gesellt sich die Idee der «Zwei» (Paarung).

Dadurch wird die Wichtigkeit des Zeichens , das wir so häufig im alten Troja finden, und das eine «Feuermühle» bedeutet, klar. Man kann es direct mit «Mutterschooss», «Scham» übersetzen.

Damit ist auch der Name «Per-kun» erklärt. Es ist das hebräische בַּרְקָן bar-kon, «der Blitzende», das in der Form בַּרְקָנִי barkani geradezu «Feuerstein-Mörser», «Mahlstein» bedeutet,

wie solche in Palästina zum Mahlen des Getreides benutzt wurden. Dieses Wort kann offenbar nur vom Stamme בָּרַק barak «blitzen» abgeleitet werden und dies würde zu Gunsten der Theilung fairg-uni sprechen, wenn nicht, wie später gezeigt werden soll, das hebräische Wort barak «Blitz» in seine Bestandtheile: «bar» und «rak» zerlegt werden müsste, welches «rak» vollständig identisch mit kana, kuna ist, weshalb fair-g, fair-rag = fair-guni.

Die Gleichung: Blitz = Erzeugung, Brut spricht sich (ganz analog zu dem indianischen kon-kon = kauna) deutlich aus in בָּרָק (hebr.) barak «Blitz» und בְּרַךְ (chald.) berak «ausbrüten», בְּרִיכָה (chald.) berika «Fortpflanzung», dessen Stamm sich im lat. *fruc*-tus «Frucht» und *frac*-tus «Bruch» wieder findet. Das בִּרְכַּיִם birkajim bei Hiob III, 12 ist daher nicht mit «Knie», sondern mit «Mutterschooss» zu übersetzen[1] und offenbar analog dem בַּרְקָנִים barkanjim «die Feuersteine», aus welchem es wohl durch Ausfall des *n* entstanden sein mag. Ver-goña «Scham», vir-jen (sprich vir-chen) und vir-go «Jungfrau» besagen dasselbe.

---

[1] Der sprachliche Zusammenhang von «Knie» בֶּרֶךְ (hebr.) berek und «Mutterschooss» בְּרֵיכָה (chald.) berikah, wie von γόνυ (griech.) gony «Knie» und γυνή, gynē, «Weib», beruht auf dem Zeichen ∨ oder ∪, welches «Wiege» *cuna* bedeutet und mit den Begriffen «Bieg-ung», Höhlung, Bucht, Bauch, Aufblähung, Schiff (barca = Barake) zusammenhängt. Wird bestätigt durch die allgemeine Bedeutung von γόνυ «Winkel» = ∨

Interessant ist es, genau denselben Stammlaut (brk = vrk) mit denselben Bedeutungen im Sanskrit wieder zu finden:

वर्ह varha «Pfauenschweif» (Aufblähung, Wuchs) org-olio! orc-an.

ऊर्ज ûrǵá «Zeugungskraft» (offenbar im Zusammenhange damit: virga Phallus und virgo).

उरोज urôǵa «Mutterbrust» (Krug!).

आरोह ârôha «die Mitte der Frau» (arca = barca).

Verdoppelt ist derselbe Stamm in **वरारोहा** varârôhâ «eine in der Mitte ausgezeichnete (gesegnete) Frau». Die Wurzel liegt in **वर्** var und **वृ** vṛ var vṛ, die, wie wir später zeigen werden, mit dem chaldäischen בר bar «Sohn» und dem hebr. ברא barâ «erzeugen» פרץ parah «anfangen» und dem griech. αρχή arche «Anfang» im entschiedensten Zusammenhange stehen. — Jetzt wird man bald begreifen, was in der indischen Sage der «Pflüger» ûravya bedeutet, der aus den Schenkeln des Brama geboren wurde.

In der Form Pyr-onia finden wir dasselbe Wort als Beiname der Diana auf dem Berge Crathis (Krater) in Arkadien, aus deren Tempel bei den Lernäischen Festen *das Feuer geholt werden musste!* [1]

Dies erinnert an Prometheus, der sich gleichfalls das Feuer aus der Höhe holte, wobei man eine Allegorie des zündenden Blitzes nicht verkennen kann. Aus diesem Grunde werden wir gedrängt, auch das Wort: κερ-αυνός (gr.) ker-aunos «*Donnerkeil*» mit Per-kun, Pyr-onia etc. in eine Kategorie zu stellen.

Da nun mit Gewitter stets Regen verbunden gedacht wird, so liegt es nahe die Worte: κρήνη (gr.) kre-ne «Wasserquelle», ur-na (lat.) «Wassergefäss» und Bor-n «Brunnen» mit οὐρανός (gr.) ur-anos «Himmel» zu vergleichen, wobei die primitivste Auffassung des Himmelsgewölbes als eines «Wassergefässes» klar zu Tage tritt.

Diese Combinationen bestätigen sich durch die Pyr-peruna (πυρ-περοῦνα, gleichsam eine verstärkte Pyronia) des heutigen Griechenlandes. «In Griechenland», sagt Grimm, «wenn es vierzehn Tage nicht geregnet hat, beobachten die Einwohner in Dörfern und kleinen Städten Folgendes: Die Kinder wählen unter sich eines von acht bis zehn Jahren, gewöhnlich ein armes Waisenkind, das sie *nackt* ausziehen und mit *Kräutern und Blumen des Feldes von Kopf bis zu den Füssen anputzen* und verhüllen. Dies Kind heisst πυρπεροῦνα. Dann ziehen die andern Kinder damit im Dorfe herum, singen ein Lied, die Hausfrau muss einen *Eimer Wasser über das Haupt der* πυρπεροῦνα *ausgiessen* und den Kindern einen Para (½ Pfennig) reichen.» Ganz derselbe Gebrauch herrscht, wie Grimm zuvor erwähnt, in Serbien, nur heisst dort das Regenmädchen Do-do-la.

Die deutliche Beziehung dieser Pyr-peruna auf die alte Pyronia ist Grimm entgangen.

Wir werden den Nachweis, dass die Gleichung Pyrperuna = Dodola eine uralte Spracherinnerung ist, später durchführen.

---

[1] Pausan. Arcad. c. 15.

Auch in der Mythe der Indianer von Peru treffen wir ein *Regen-Mädchen,* welches von den heimischen Sängern also angesprochen wird:

Schöne Fürstin!
Deine Urne
Schlägt Dein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnert's, blitzt's und
Wetterleuchtet's.
Und Du Fürstin
Dein Gewässer
Giesst Du, regnest,
Und herunter
Hagel oder
Schnee uns sendest.
Welten-Bauer
Welt-Beleber
Huiracotscha
Zu dem Amte
Dich bestimmte
Und Dich weihte.

Unter der «schönen Fürstin» ist hier der *Mond,* und unter ihrem Bruder die *Sonne* verstanden, wie dies bereits von anderen Reisenden erkannt wurde.

Mich erinnert aber dieses Regen-Gebet zu Sonne und Mond an den altgriechischen Gebrauch, dem Zeus und der Here zu opfern, wenn man Regen wünschte.[1] Dass man unter Here den Mond (albanesisch: χερε chere) verstehen müsse, ist mir durch deren lateinischen Namen Juno (= luna) klar. Apollo und Diana sind nur differenzirte Formen von Zeus und Here.

Das beständige Annähern und Wieder-Entfernen des Mondes von der Sonne vergleicht der Urmensch treffend mit der Hin-

[1] Pausan. II 25. 8.

undher-Bewegung eines Mahl-Steines [1] auf seiner Unterlage. Dass eine Finsterniss bei der Deckung der Sonne durch den Mond entsteht, scheint schon sehr früh Inhalt gewisser Mysterien der Priester («Wissenden», «Weisen») gewesen zu sein. Darauf deuten gewisse Sprach-Analogien entschieden hin. Das unwissende Volk musste sich mit den Symbolen begnügen, welche die Priester dafür schufen. Allein schon auf der tiefsten Culturstufe musste die Verfinsterung der Sonne durch eine vorbeiziehende schwarze Gewitterwolke an die Reibung eines Mahlsteines auf dem anderen erinnern. Wenn sich dann der Himmel völlig umzieht, die Sonne gänzlich verschwindet, und feurige Blitze mit Donnergetöse die Menschen in Furcht und Schrecken versetzen, so gemahnt dies an den Funken und die Flamme, welche aus der Reibung zweier Steine und Hölzer entspringen. Strömt dann heftiger Regen auf die Erde nieder, so ist dies die Milch, welche dem schwellenden Wolken-Euter entquillt; und die Inhaberin des Euters ist entweder eine Kuh, wie in der altgermanischen Mythe die Audumbla, oder ein Milch-Mädchen, die Dodole (tutulus) [2], ein Mädchen mit schwellender Brust, aber nicht in dem Sinne eines Mädchens, das Kühe melkt, wie man unbegreiflicher Weise das Sanskritwort duhîtar («Tochter») auslegen, und daraus auf die Existenz von Kühen zur Zeit der Entstehung dieses Wortes schliessen wollte. Der Sinn des Wortes ist «Schwellung», «Ausdehnung» mit darauf erfolgendem «Ausbruch» der schwellenden Materie. Daher

---

[1] Eine Gleichung zwischen טַחֲנָה (hebr.) tachana «Reibmühle» und רֵחַיִם (hebr.) rehaim «zwei Mahlsteine» wird durch den immer wiederkehrenden Wandervogel, den Storch, vermittelt; denn es ist «Storch» = رَخَم (arab.) racham = ciconia (lat.) = tsichona (tachana), wie dies später durch die Lehre der Lautwandelung begründet werden wird.

[2] Audumbla ist (wie autumnus Herbst und ausum Gold d. i. Lava) die «Schwellung» tumulus, cumulus, das Euter (= uterus von einer Wurzel AUTAR, TAUTAR = aut + aut, ut + ut mit dem Begriffe des doppelten उत् «ut» «in die Höhe gehend»); derselbe Stamm steckt in tu-tu-lus (hügelförmige Haar-Tour), Dute, Dotter und tutella «Schutz». Die Zusammensetzung von *Audumbla* aus उत् — ut und उम्भ — umb «anfüllen» ist nicht zu verkennen.

einerseits Milcherguss und anderseits Ausbruch von Lava zu verstehen ist. So erklärt sich die Benennung der feurigen Unterwelt («Tar-tar-us» wörtlich Euter-Euter), die sehr passend mit strotzenden Brüsten verglichen und durch die vielbrüstige Göttin Kali und die Diana von Ephesus symbolisirt wird. In Ägypten wurde die Idee des unterirdisch bohrenden Feuers und seines Heraustretens an das Tageslicht durch den heiligen Käfer Tar (To), den bekannten Scarabäus,[1] dargestellt, welcher ursprünglich «Umwälzung» im schlimmsten Sinne bedeutete und erst zu einer Zeit, als die Feuerausbrüche auf der Erdoberfläche und die damit in Zusammenhang stehenden Erdbeben seltener wurden, den zahmen Sinn «Umdrehung des Himmelsgewölbes», «Universum» bekam.

Die bildliche Darstellung des Busens durch zwei Tau[2] (ägyptisch ☗ ☗ = ☗☗) führte zum Begriffe eines in der Mitte zusammengedrückten schwellenden Kissens und es wurde dadurch in Ägypten der Sitz zum Symbol für das «Milchmädchen in der Tiefe», welches in Indien Kali, in Griechenland ephesische Diana, in Ägypten Isis (d. i. is-is = S S = T T = ☗☗ = Zi-ze = Dute, mamma) heisst. Alle diese Göttinnen charakterisiren sich durch eine Mehrzahl von Brüsten und durch Umwickelungen, Einhüllungen der Füsse, wodurch die unheimliche Bewegung der Erdhülle scharf zum Ausdruck kommt.

---

[1] तर् (तॄ) tar (tṛ) hat wie तय् tay die Bedeutung einer «Bewegung» und zugleich «Einhüllung» und bezieht sich zunächst auf die eingehüllte Bewegung unter der «Decke» der Erde. Aus tar-tar entsteht Do-ter (Dotter) «das Gelbe — Bewegliche, Lebendigwerdende — in der Tiefe» (des Eies), das aus der Tiefe kommende Leben. Abgeleitete Worte sind: sar-tor, sutor, sudor σω-τηρ sôtêr (servator = salvator), tutor «die Einhüllung, Bewahrung des Lebens». Daher heisst der Scarabäus auch: onufer «Wohlthäter», εὐεργέτης, obgleich der ursprüngliche Sinn dieses Wortes in dieser Anwendung nur «Gewalt-Thäter», «Gewaltiger» war. Ein Symbol dafür war der Phallus, daher onufer = menufer «locus dulcis» (Schweller). Das phönizische setoro «geheim», wovon Saturn (Molloch = Tartarus) bestätigt die Richtigkeit unserer Ableitung.

[2] Die Wurzel lautet in den semitischen Sprachen tal und bedeutet — im directen Gegensatze zum deutschen «Thal» — eine Erhöhung.

Diese Auffassung der vulcanischen Esse als eines vollen Busens ist so allgemein, dass sogar die Sprache der Edda in ihrem Ausdruck für «Esse» einen Laut gebraucht, welcher damit übereinstimmt.[1]

Im Sanskrit ist das «Tau» von dem Busenpaar auf das Augenpaar übergegangen und bedeutet «Weinen»,[2] also wieder Ausgiessung, wobei jedoch der Lava-Erguss durch die Bedeutung ähnlicher Wurzeln (die «Glanz», also Feuer, in sich schliessen) angedeutet ist. Es scheint, als müsse man hier die Thräne als «heisses Wasser», also «Feuer-Wasser» d. i. Lava auffassen. Die Verdoppelung des Tau ∩∩ ist auch im Sanskrit und zwar durch *di-di* «leuchten» betont — eine Übereinstimmung, welche gewiss nicht als zufällig aufgefasst werden darf.

Endlich — um den Beweis für die sprach-einheitliche Auffassung der vulcanischen Urkraft in der alten Welt abzuschliessen — ist hervorzuheben, dass die oben genannten Göttinnen sich in der phönizisch-syrischen Göttin Astarte, Atargate oder Derketo wieder finden und dass die letzte Benennung nach unserer vollen Überzeugung identisch ist mit dem Sanskritworte *durgati* d. i. «Tartarus», woraus die Griechen *Taïgete* (Taygete) und die Römer *digitus*, die Spanier *dedo*, die Ägypter *taut*, die Karthager *Dido* machten — sämmtlich mit der Bedeutung: Zize (Zacken des Busens, der Hand — «Finger» — und der Sterne), Schwellung, Strahlung. Im Griechischen δάκτυλος dak-tyl-os (Finger) sind die beiden Tau (tah und tal) deutlich ausgedrückt. Daktylos «Dattel» hat wie menufer phallische Bedeutung. Dasselbe gilt vom daktylischen Versfuss —⏑⏑.

Wir haben also gezeigt, dass die Idee des Lava-Ergusses aus der Tiefe in einer frühen Urzeit, wie der Begriff der

---

[1] «Afl» (altnordisch) = «Esse» und «Kraft», was nur durch den Begriff der vulcanischen Eruptionskraft vereint werden kann. Im Arabischen ist ابل abl «der doppelte Höcker des Kameeles» — also wieder = ⏠⏠ und im Hebräischen עוּל avl geradezu «Milchtopf» — das Spanische ola.

[2] देव् dêv «weinen», दिव div «weinen» und «scheinen», द्यौ dîp «scheinen» (leuchten), offenbar im Zusammenhange mit dem Hebräischen זִיז ziz «volle Brust», זִיו ziv «Glanz».

Gewitter-Entladung aus der Höhe, durch den milchgebenden Busen und seine Trägerin dargestellt wurde. Der Ausdruck «Feuerwasser» würde diesen Gedanken in seiner Doppel-Bedeutung am besten wiedergeben.

Da nun aber die Lava anderseits mit geschmolzenem Golde verglichen werden kann, so gelangen wir zum Verständniss, weshalb in der Sprache der Kitschua-Indianer «Gold» und «Milch» mit einem und demselben Worte (gori) bezeichnet werden. Ferner nennen die Indianer das Gold auch «die Thränen, welche die Sonne weint» und damit stehen in Zusammenhang jene goldenen Idole der alten Peruaner, welche «Canopa» oder «tata Canopa» heissen und in der eigentlichsten Form einen weinenden Mann darstellen, welcher die Sonne über seinem Kopfe und eine Schlange um den Bauch gewunden hat. Diese Schlange an der Stelle der Eingeweide bedeutet offenbar die feurige Sonnenschlange im Innern, gleichsam die dem Golde ähnlichen Eingeweide der Erde, also die Lavaschlange, wie denn unser Wort «Lava» ebenfalls «Schlange»[1] besagt.

Die hohle Hand, als das erste und natürlichste Gefäss, gesellt sich also zu der vollen Brust und dem überlaufenden Auge um in der Urzeit den Begriff dessen zu bestimmen, was wir heute mit «Krug» oder «Urne» bezeichnen.

Aber es ist damit der gefüllte und überlaufende Krug gemeint. In dem schwellenden Busen liegt ausserdem noch der Begriff der regelmässigen Hebung und Senkung, der periodischen Schwellung und nur dadurch erklärt sich, dass «Zize» und «Zeit» (tide «Zeit» und «Hochfluth») derselben Wurzel entstammen und demnach ist «Hochzeit» soviel als Hochfluth, d. i. Schwellung. Auf gleiche Weise haben wir auch im Griechischen χρόνος, chronos, «Zeit» mit der schon oben erwähnten Reihe: χρήνη, «Quelle» u. s. w. auf dieselbe Wurzelidee zurückzuführen.

---

[1] Die Begriffe der «Röthe» und des «Glanzes» vereinen sich mit dem Begriffe «Band» (Drehung, Wurm, Schlange) in den Stämmen: राग râga Röthe, राज् râǵ leuchten, रज्जु raǵǵu Schiffstau, राहु râḥú der Drache, welcher bei Finsternissen Sonne und Mond verschlingt.

So einen sich die Begriffe Strahlung (Licht), Hand (5 Finger = 5 Strahlen), Gefäss und weibliche Brust mit dem Begriffe Zeit und Schwellung, was auf die vollkommenste Art durch die ägyptische Hieroglyphe «un» ausgedrückt wird, welche aus dem Zeichen der Sonne, einem fünfstrahligen Sterne, einem Kruge, dem Zeichen Tau ( ) und der Zickzacklinie besteht und «Stunde» besagt. Allein die Zickzacklinie (Schwellung, tide) steht nicht allein, sondern es befindet sich über derselben noch das Kaninchen, gleichfalls «un» genannt. Diese Zusammenstellung des Kaninchens mit den erwähnten Begriffen wäre absolut unerklärlich, wenn man den oben abgeleiteten Zusammenhang der Idee: «vulcanische Eruption» und «wellenförmige Bewegung der Erde infolge der inneren Gluth» mit «Zize» und «Strahlung» ausser Acht lassen würde. Das Kaninchen versinnbildlicht nämlich einerseits durch seine sprungweise Fortbewegung die Wellenbewegung der erschütterten Erdoberfläche, anderseits durch seine Bauten im Inneren der Erde und seine Untergrabungen des Bodens vortrefflich die den Erdboden unterminirende *Lava*, wozu sich noch der Umstand gesellt, dass bei den nicht seltenen weissen Individuen das rothe Auge an den mit rother Lava gefüllten vulcanischen Krater erinnert. Besonders finde ich die Idee eines mit Schnee bedeckten Vulcans sowie eines Schneesturmes mit Gewitter in dem Symbole des Kaninchens wieder, somit Typhon-Moloch mit Jupiter tonans vereint, oder genau das, was wir mit dem Worte «Blitzröhre» (Canope) zusammenfassen: «funkenbergend», also: Gewitterwolke, Feuerstein (Mahlstein) und Vulcan; oder um den umfassendsten Ausdruck zu gewinnen: «Ausschüttung des Glanzes», dem sich als zwei Gegensätze noch unterordnen die Begriffe: der Glanz (Roth) in der Tiefe (Bohren in der Tiefe) und der Glanz auf der Höhe. Im ausbrechenden oder schneebedeckten Vulcan wie im Blitze ist beides vereint.

Es ist nun höchst beachtenswerth zu sehen, wie diese Urbegriffe in der neuen und alten Welt sich an dieselben Laute binden. Diese Übereinstimmung kann nicht für zu-

fällig angesehen werden, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Die Übereinstimmung bezieht sich nicht blos auf einzelne, isolirte Laute und deren Bedeutung, sondern eine ganze Kette von Lauten läuft parallel mit einer Kette von Begriffen; wie es unten aus den Wörtern *haruz* etc. und den entsprechenden Bedeutungen ersichtlich ist. Ja noch mehr: parallel zu einem solchen Systeme stellt sich ein zweites mit einer anderen Wurzel aber dem gleichen Ideen-Gange, wie dies aus den Wörtern *kanaka* etc. (s. die Note[1]) klar wird.

[1] I. *Aus der Tiefe bohren* (*hary*).

	Wurzel chår	Wurzel chân
«Graben»	חרוץ (hebr.) char-uz	खनक (skr.) kana-ka (von वङ्क vank, «wank-en»). खनि (skr.) kani.
«Kaninchen»	أَبُو عَرُوس (arab.) abu ar-uz	huan-ku (aimarà).
«Gold» (Lava)	חרוץ (hebr.) char-uz, χρυ-σός (gr.) chry-sos	कनक (skr.) kana-ka, kenako (aimarà) «Schatz», cani-cu-la (lat.) «Hundstern», वङ्ग vanga «Blei», אֲנָךְ (heb.) ånak «Blei», vgl. «Men-nig».
	गौर (skr.) gâur-a «goldgelb»	

II. *Ausschüttung des Glanzes* (*hari-va-hana*) (*huri-can*).

	chår	chân
Einfach.	حَارَّ (arab.) charra «warm sein» (Strahlung).	kana (aimarà) «Feuer».
	वर (skr.) vara «praeclarus» (strahlend).	कुण्ड (skr.) kun-d «brennen» und «bedecken».
	حُرّ (arab.) chorr «nobilis».	man-us (lat.) «Hand» = cuna «Wiege».
	कर (skr.) kara «Hand» (Strahlung und Decke).	μανία (gr.) man-ia «Raserei».
	huara (Kitschua) «Hose» (warme Decke).	chuna (aimarà) «Stein-Mühle» (Drehung).
	אור (hebr.) åor «Licht».	kona (Hawai) «Wirbel-Sturm».
	uro / (com-) buro (lat.) «brenne».	kun (chin.) «Bogen» (Drehung).
	Haar (d.) «Strahlung».	fun (chin.) «Wind» (taî-fun).
	χείρ (gr.) cheir «Hand» (Strahlung)	kauna (aimarà) «Ei» / ckuno (aimarà) «Schnee» / kuna (Labrador) «Schnee» } Ausschüttung des Weissen.
	cor (lat.) «Herz» (Herd der Wärme)	χιών (gr.) chion «Schnee».

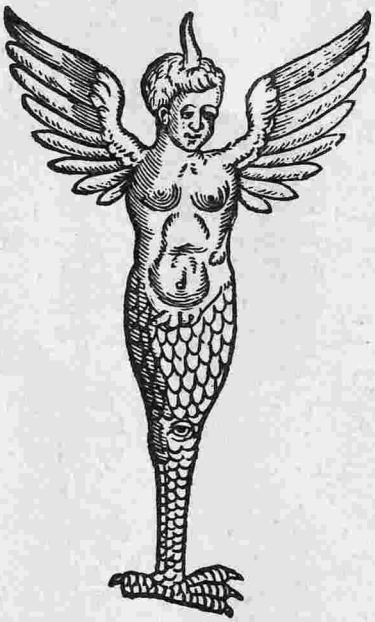
b) Die Anzahl der zusammenstimmenden Wurzeln und Worte wird, wenn man die Forschung in dieser Richtung fortsetzt, so bedeutend, dass nur völlige Gedankenlosigkeit an dem «blossen Zufall» festhalten kann, während der mathematisch gebildete Forscher die Gesetze der Wahrscheinlichkeiten mittels des Probabilitätscalculs im Auge behalten wird.

Leider ist die Wahrscheinlichkeits-Rechnung, welche über «Gesetzmässigkeit» und «Zufall» entscheidet, in der Sprachforschung noch nicht zu verdienter Würdigung gelangt. Und

	chår	chân
Verdoppelt.	**वर् वृ** (skr.) var vr «bedecken».	con-con (aimarà) «Donner» (Wetter).
	हर् हृ (skr.) har hr «heftig bewegen».	can-can (frz.) «wüthender Tanz».
	חַרְחֻר (hebr.) char-chur «Fieber-gluth».	can-can-i (Matschigangi) «Wetter».
	חרר (hebr.) char-ar «brennen».	tai-fun (chin.) «Wirbel-Sturm».
	fer-vor (lat.) «Gluth».	طُوفَان (arab.) to-fan «Diluvium».
	fur-or (lat.) «Wuth».	**दामन्** (skr.) da-man «Tau» (Drehung).
	Fer-ver (pers.) «Schutzgeist».	טְחוֹן (hebr.) te-chon «Stein-Mühle».
	ὑαρβηρ (gr.) hyar-ber «Schutzgott», = aru-eris (Einspinnung, Weber).	τυφών (gr.) ty-phon «Rauchwirbel», «Windsbraut»,«Wasserhose»,«Donnerwetter».
	חַרְחוֹר (hebr.) har-hor delirium (cal-cul).	**धामन्** (skr.) da-man «Glanz», «Feuerheerd».
	hor-or «Schreck».	to-fana (aqua) «Giftwasser» (Feuerwasser).
	Wir-bel «Drehung».	δαίμων (gr.) dai-mon «Dämon».
	גַּלְגַּל (hebr.) gal-gal «Rad».	Ty-phon (ägypt.) «Teufel».
	huara-huara (aimarà) «Sterne».	ti-mon(span.)«Steuerruder»(Drehung).
	aur-ora «Morgenlicht» (sich drehender Glanz).	ci-conia «Storch» (Drehvogel).
	हालहाल hala-hala «Gift».	
	cur-are (peruanisch) «Gift».	

Diese beiden Wurzeln finden sich vereinigt in dem Worte *Or-can*, das in Südamerika *huara-cana*, *arau-cana*, in Mexico *huri-can* oder *ura-gan* lautet. In der bretonischen Volkssage sind *kori-gane* Feen, welche in Mondschein-Nächten den Wanderer zwingen, mit ihnen den wüthenden Reigen (*can-can*) zu tanzen. Dazu stimmt *Gor-gon*, die Frau mit dem Schlangenhaupte *aigis* (αἰγίς); denn bekanntlich heisst αἰγίς «Sturmwind», «Wirbel-Sturm». Die Thursén-Hexe heisst *Hyro-kin;* sie setzt die wilde Jagd in Bewegung (Grimm: Deutsche Myth.). Da nun ein solcher Sturm (wie sein Urbild, die vulcanische Eruption) grosse Sandhügel aufwirft (die in Peru *médano* heissen), so dürfte auch das Wort *kur-han*, der Name der grossen Grabhügel in Ostgalizien den nämlichen Ursprung haben. Inwiefern damit auch: (*fata*) *morgana*, *ar-anea* (lat.) «Spinne», *ar-anyak* (Kitschua) «Tanz» und *araniak huara tschaska* (Kitschua) «Morgenstern» zusammenhängt, wird später erörtert werden.

doch ist sie das einzige Mittel, ein Urtheil in dieser Frage über das Niveau populärer Vermuthungen zum Range eines wissenschaftlichen Ausspruches zu erheben. Es berührt geradezu peinlich, wenn man beobachtet, wie bedeutsam hier der Unterschied zwischen dem mathematisch denkenden Gelehrten und dem leichtsinnig über «solche Haarspalterei» hinwegsetzenden Forscher sich gestaltet. Wenn z. B. eine Übereinstimmung von neun Worten in zwei Sprachen gefunden ist, so erscheint dem Letzteren das Hinzutreten eines zehnten bedeutungslos; während in Wirklichkeit dadurch die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges beider Sprachen in ganz enormer Weise sich steigert. Mit jedem nun folgenden neuen Worte wächst diese Wahrscheinlichkeit in riesenhaften Proportionen, so dass sie z. B. bei einer Übereinstimmung von zwanzig Worten schon der Gewissheit so nahe kommt, als es in dieser Frage überhaupt verlangt wird.



Signet der Ravenna-Presse im MÄRZ-Verlag

Hertha von Dechend und *Giorgio de Santillana* Hamlets Mühle[29]

Einleitung

Das unzerreißbare Band, das dem Riesenwolf Fenrir angelegt ward, hatten die listigen Zwerge aus folgenden Dingen geschmiedet: dem Schall des Katzentritts, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Stimmen der Fische und dem Speichel der Vögel. Die Edda

Eine Sicht der Dinge, die nicht befremdet, ist falsch. Valéry

Dies ist lediglich als ein Essay gedacht, als eine erste Entdeckungsreise in ein so gut wie unerforschtes und auf keiner Karte verzeichnetes Reich. Von wo aus man es auch betritt, stets sieht man sich in dem Kreis seiner verwirrenden Vielgestaltigkeit gefangen wie in einem Labyrinth, denn es hat keine deduktive Ordnung im abstrakten Sinne, sondern ähnelt vielmehr einem in sich geschlossenen Organismus oder besser noch einer monumentalen ›Kunst der Fuge‹.

Die Hamlet-Figur ergab sich rein zufällig als vielversprechender Ausgangspunkt. Viele andere Wege boten sich an mit einer Fülle eigenartiger Symbole und verlockender erhabener Bilder, doch die Wahl fiel auf Hamlet, weil er den Geist auf eine wahrhaft induktive Suche durch eine vertraute Landschaft führte – eine, die darüber hinaus über einen literarischen Hintergrund verfügt. Hier ist ein unserem Bewußtsein tief gegenwärtiger Charakter, dessen Vieldeutigkeit und Unbeständigkeit, quälende Selbstzweifel und leidenschaftslose Einsicht den Geist der Moderne vorwegnehmen!

Sein persönliches Drama war, daß er ein Held sein und gleichwohl danach trachten mußte, der ihm vom Schicksal zugedachten Rolle aus dem Wege zu gehen. Sein heller Intellekt blieb ungetrübt von dem Zwiespalt der Motive – mit anderen Worten, ihm eignete ein wahrhaft zeitgenössisches Bewußtsein. Gleichwohl verbirgt sich hinter dieser Figur, die der Dichter zu einer der unseren machte, dem ersten

unglücklichen Intellektuellen, eine legendäre, in ihren Wesenszügen prädeterminierte Gestalt der Vergangenheit, vorgeformt durch einen seit langer Zeit bestehenden Mythos. Eine numinose Aura umgab ihn, und viele Spuren führten zu ihm. Doch es war eine Überraschung, hinter der Maske einer urzeitlichen und allumfassenden kosmischen Macht den alten Meister des sagenumwobenen ersten Weltalters zu finden.

In allen Vermummungen blieb er indes unverwechselbar er selbst. Der ursprüngliche Amlodhi[1], wie er in der isländischen Legende genannt wird, zeigt die gleichen Wesenszüge von Melancholie und hohem Intellekt. Auch er ist ein Sohn, angetreten, den Vater zu rächen, ein Verkünder von kryptischen, aber unentrinnbaren Wahrheiten, ein unergründlicher Schicksalsbote, der abtreten muß, sobald seine Mission erfüllt ist, und wieder in der Versenkung verschwindet, in den Tiefen der Zeit, denen er angehört: der Herr des goldenen Zeitalters, der einstige und künftige König.

Dieser Essay wird der Figur in die Ferne folgen, immer weiter, von Nordland nach Rom, von dort nach Finnland, in den Iran und nach Indien; unverkennbar wird sie wieder hervortreten in der polynesischen Legende. Viele andere Herrschaften und Mächte werden Gestalt annehmen und den angemessenen Rahmen für ihn abgeben.

Amlodhi war in der primitiven und anschaulichen Bildersprache der Nordländer identisch mit dem Besitzer einer legendären Mühle, die seinerzeit Frieden und Reichtum hervorbrachte. Später, in Zeiten des Niedergangs, war es Salz; und jetzt schließlich, da sie auf dem Meeresgrund gelandet ist, mahlt sie Fels und Sand und erzeugt einen gewaltigen Strudel, den Mahlstrom (von *mala*, ›mahlen‹), von dem man annimmt, er führe ins Land der Toten. Diese Sinnbilder stehen, wie sich bald erweisen wird, für einen astronomischen Prozeß, die säkulare Verschiebung des Laufes der Sonne durch die Tierkreiszeichen, der die Weltalter determiniert, welche jeweils Tausende von Jahren zählen. Jedes Zeitalter bringt eine Weltära hervor, eine Götterdämmerung. Große Strukturen brechen zusammen; die Pfeiler, welche das große Gebilde stützten, geraten ins Wanken; Fluten und Kataklysmen läuten das Werden einer Neuen Welt ein.

1 Die Spezialisten mögen hinsichtlich der Form bestimmter Transkriptionen Nachsicht üben.

Das Bild der Mühle und ihres Besitzers wurde anderswo durch kunstvollere, enger mit Himmelsvorgängen gekoppelte, ersetzt. Bei Platon wurde diese Figur zum Weltbildner oder Demiurg, der das Universum konstruierte; doch selbst Platon war noch der althergebrachten Idee von Katastrophen und der periodischen Neuformung der Welt verhaftet.

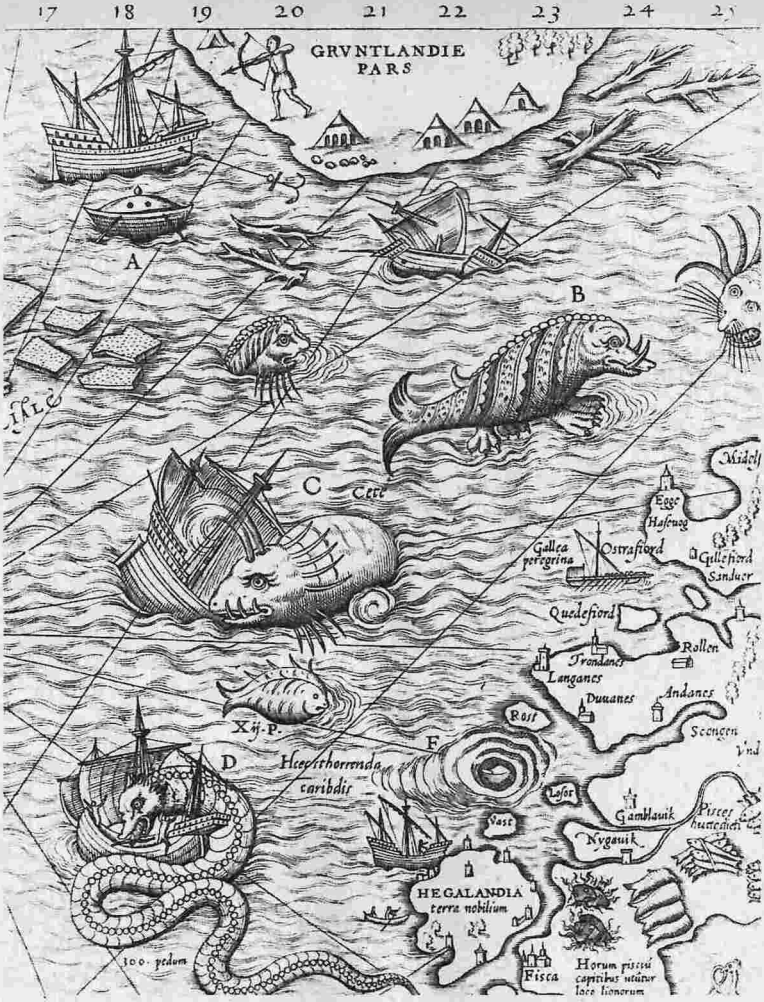
Die Überlieferung wird zeigen, daß das Maß einer neuen Welt aus den Tiefen des himmlischen Ozeans emporgeholt und mit dem Maß von oben in Einklang gebracht werden muß, nach dem Gebot der geheimnisumwobenen ›Sieben Weisen‹, wie man sie häufig in Indien und anderswo erwähnt findet. Sie erweisen sich als die sieben Sterne Ursa maior, die für jede kosmologische Einteilung der Sternsphäre maßgebend sind. Diese beherrschenden Sterne des hohen Nordens sind auf eigentümliche, aber systematische Weise mit jenen verbunden, die als operative Kräfte des Kosmos gelten, d. h. den in verschiedenen Stellungen und Konfigurationen längs des Zodiakus sich bewegenden Planeten. Die alten Pythagoreer nannten die beiden Bären in ihrer konventionellen Sprache die Hände der Rhea (der Herrin des kreisenden Himmels) und die Planeten die Hunde der Persephone, der Königin der Unterwelt. Am südlichen Sternenhimmel beherrschte das geheimnisvolle Schiff *Argo* mit seinem Steuerruder (Canopus) die Tiefen der Vergangenheit; und die Milchstraße war die aus der Zeit führende Brücke. Diese Begriffe scheinen in protohistorischer Zeit allgemein anerkannte Lehre gewesen zu sein – überall im Hochkulturgürtel rund um unseren Globus. Anscheinend sind sie auch aus der großen intellektuellen und technologischen Revolution des Spätneolithikums hervorgegangen.

Die Intensität und der Reichtum, die Übereinstimmung von Details in diesem kumulativen Denken haben zu der Schlußfolgerung geführt, all dies habe seinen Ursprung im Nahen Osten. Es ist evident, daß dies eine Diffusion von Ideen indiziert, deren Ausmaß von der modernen Anthropologie schwerlich begrüßt werden dürfte. Aber diese Wissenschaft, wenn sie auch eine unglaubliche Fülle von Details ausgegraben hat, ließ sich durch ihren modernen evolutionären und psychologischen Denkansatz dazu verleiten, die Hauptquelle des Mythos zu vergessen – die königliche Wissenschaft der Astronomie. Dieses Vergessen beruht auf einer noch nicht lange zurückliegenden Ereignis-

wende – kaum ein Jahrhundert alt. Heute erzählen uns fachkundige Philologen, Saturn und Jupiter seien Namen vager Gottheiten, unterirdischer und atmosphärischer, die den Planeten in einer ›späten‹ Periode beigeordnet wurden. Sie scheiden fein säuberlich volkskundliche Ursprünge und ›späte‹ Ableitungen und wissen nicht, daß planetarische Perioden, siderische und synodische, längst bekannt waren und auf vielfältige Weise in den schon damals traditionellen Zeremonien der Frühzeit Eingang fanden. Wenn ein Gelehrter nicht einmal die elementarsten Kenntnisse über diese Perioden besitzt, verfügt er nicht gerade über die besten Voraussetzungen, sie auch zu erkennen, wenn sie ihm in seinem Material begegnen.

Die Historiker der Antike wären entsetzt gewesen, wenn man ihnen gesagt häte, daß so offenkundige Dinge einst übersehen werden würden. Aristoteles setzte stolz als bekannt voraus, daß die Götter ursprünglich Sterne waren, selbst wenn sich diese Wahrheit später in der allgemeinen Vorstellung verdunkelt habe. So wenig er an den Fortschritt glaubte, so sehr hielt er dies doch für eine der Nachwelt verbleibende gesicherte Erkenntnis. Er konnte nicht ahnen, daß W. D. Ross, sein moderner Herausgeber, herablassend anmerken würde: »Dies ist historisch unwahr.« Wir wissen jedoch, daß der Samstag und der Sabbat mit dem Saturn ebenso zu tun hatten wie Mittwoch und Mercredi mit Merkur. Solche Namen sind so alt wie die Zeit; so alt bestimmt wie das planetarische Heptagramm der Harranier. Sie reichen weit vor Professor Ross' griechische Philologie zurück. Die Untersuchungen von großen und sorgfältigen Gelehrten wie Ideler, Lepsius, Chwolson, Boll und, um noch weiter zurückzugehen, von Athanasius Kircher und Petavius hätten den Kulturhistorikern manch relevante Lektion erteilt, wenn ihre Schriften sorgfältig gelesen und zur Kenntnis genommen worden wären, doch das Interesse verlagerte sich auf andere Ziele, wie die heutige Anthropologie zeigt, die ihre eigene Vorstellung über das ›Primitive‹ und was danach kam entwikkelt hat.

Noch immer kann man in diesem unwissenschaftlichsten Buch der Bücher, der Bibel, lesen, daß Gott alle Dinge nach Maß, Zahl und Gewicht ordnete; altchinesische Texte sagen, daß »der Kalender und die Stimmpfeifen so akkurat ineinandergreifen, daß man kein Haar dazwischenklemmen kann«. Die Menschen lesen es und denken sich nichts dabei. Solche Hinweise indes enthüllten möglicherweise eine



Die *Carta Marina* des Olaus Magnus (16. Jahrhundert), zeigt die *horrenda caribdis*, den *Mahlstrom*, rechts (F), mit Schiffen, Meeresungeheuern und Eisbergen (A).

von der unsrigen grenzenlos verschiedene Welt von unermeßlicher und unzweifelhafter Komplexität. Aber die Experten sind besessen von der heute gängigen Volksphantasie, nämlich dem Glauben, sie

seien über all das erhaben – nüchterne und ausnehmend weise Kritiker.
1959 schrieb ich: »Der Staub von Jahrhunderten hatte sich auf die Überreste dieser großen, weltweiten archaischen Konstruktion gelegt, als die Griechen auf der Bildfläche erschienen. Manches davon überlebte indes in traditionellen Riten, in Mythen und Märchen, die niemand mehr verstand. Nimmt man sie beim Wort, so waren sie es, die die blutigen Fruchtbarkeitskulte zur Reife brachten, die auf dem Glauben an eine dunkle universale Kraft von ambivalentem Wesen basierten, die jetzt anscheinend unser Interesse bestimmt. Doch ihre ursprünglichen Themen konnten in dem späteren Denken der Pythagoreer und Platons nahezu unversehrt wieder aufscheinen. Es sind verlockende Fragmente eines verlorenen Ganzen. Sie erinnern an jene ›Nebellandschaften‹, wie die chinesischen Maler sie so meisterhaft beherrschen, die hier einen Fels zeigen, einen Giebel, dort einen Baumwipfel, und den Rest der Vorstellungskraft überlassen. Selbst wenn der Code entschlüsselt und die Techniken bekannt würden, wären wir wohl kaum imstande, das Denken unserer fernen Vorfahren auszuloten, so symbolhaft verkleidet wie es ist.
Ihre Worte werden nicht mehr gehört
Zu viele Menschenalter sind verflossen...«
Wir glauben jetzt einen Teil dieses Codes entschlüsselt zu haben. Es ist ein erhabener Gedanke, der hinter diesen Konstruktionen der Frühzeit zutage tritt, auch wenn uns seine Formen fremd sind. Die Theorie über ›den Anfang der Welt‹ bezieht sich offenbar auf das Auseinanderbrechen einer Harmonie, eine Art kosmogonische ›Erbsünde‹, wodurch der Kreis der Ekliptik (mit dem Tierkreis) sich in einem bestimmten Winkel zum Äquator neigte und die zyklischen Perioden entstanden.
Damit wollen wir nicht behaupten, daß diese archaische Kosmologie irgendeine große physikalische Entdeckung offenbaren wird, obwohl sie ein gewaltiges Vermögen an Konzentration und Berechnung erforderte. Was sie leistete, war die Kenntlichmachung der Einheit des Universums, des menschlichen Geistes, der bis an seine Grenzen vorstößt. Tatsächlich tut der Mensch heute das gleiche.
Einstein sagte: »Was am Universum so unbegreiflich ist, ist, daß es überhaupt begreifbar sein sollte.« Der Mensch gibt nicht auf. Wenn er Millionen von fernen Galaxien entdeckt und dann jene stellaren

Radioquellen, Milliarden von Lichtjahren entfernt, die seine Spekulation in Unordnung bringen, ist er glücklich, daß er zu solchen Tiefen vordringen kann. Aber er zahlt einen schrecklichen Preis für seine Tat. Die Astrophysik dringt in immer grandiosere Bereiche vor, ohne den Halt zu verlieren. Der Mensch als Mensch kann das nicht. In den Tiefen des Alls verliert er sich selbst und jeden Begriff von seiner Bedeutung. Er ist außerstande, sich den Konzeptionen der heutigen Astrophysik anzupassen, ohne schizophren zu werden. Der moderne Mensch ist konfrontiert mit dem Unbegreifbaren. Der archaische Mensch hingegen hielt mit festem Griff am Faßbaren fest, indem er innerhalb seines Kosmos eine Zeitordnung und eine Eschatologie ersann, die sinnvoll war und die für seine Seele ein Schicksal vorsah. Dennoch war es eine erstaunlich weitreichende Theorie ohne Konzessionen an rein menschliche Empfindungen. Auch sie forderte den Geist über alle Maßen, wenn auch ohne die Rolle des Menschen im Kosmos zu zerstören. Es war eine rücksichtslose Metaphysik.

Kein verzeihendes Universum, keine Welt der Gnade. Das gewiß nicht. Unerbittlich wie der Lauf der Sterne, *miserationis parcissimae*, wie die Römer zu sagen pflegten. Dennoch war es eine Welt, die gewissermaßen auf den Menschen Rücksicht nahm, eine, in der alles seinen angestammten Platz hatte, von Rechts wegen und nicht nur statistisch, wo kein Spatz unbemerkt herunterfallen konnte und wo selbst das, was durch eigenes Verschulden zu Fall kam, nicht der ewigen Verdammnis anheimfiel; denn die Ordnung von Zahl und Zeit war total und allumfassend, alle gehörten ihr an, ob Götter, Menschen, Tiere, Bäume, Kristalle, und selbst absurde Irrsterne waren dem Gesetz und dem Maß unterworfen.

Dies ist es, was Platon wußte, der noch die Sprache des archaischen Mythos sprechen konnte. Er brachte den Mythos in Einklang mit seinem Denken, als er die erste moderne Philosophie schuf. Wir haben seinen Hinweisen stets als Orientierungspunkten vertraut, selbst da, wo er gesteht, er habe ›nicht ganz ernsthaft‹ gesprochen. Er gab uns eine erste Daumenregel; und er wußte, wovon er sprach.

Hinter Platon steht das imposante Gebäude der sogenannten pythagoreischen Lehre, grobschlächtig in manch ihren Formulierungen, doch getragen von dem großartigen Inhalt der frühen Mathematik, die schwanger ging mit einer Wissenschaft und einer Metaphysik, welche zu Platons Zeiten aufblühen sollte. Von ihr stammen solche Worte wie

›Theorem‹, ›Theorie‹ und ›Philosophie‹. Dem wiederum ging eine sozusagen proto-pythagoreische Phase voraus, die überall im Osten verbreitet war, ihren Schwerpunkt aber in Susa hatte. Da war aber noch etwas anderes: die rein arithmetischen Berechnungen Babyloniens. Aus all dem entstand jenes sonderbare Prinzip: ›Dinge sind Zahlen‹.

Hat man den Faden, der in vergangene Zeiten führt, erst einmal gepackt, dann gilt es zu prüfen, inwieweit die späteren Lehren mit ihren jeweils eigenen historischen Entwicklungen übereinstimmen mit der Tradition, die gewahrt, wenn auch vielleicht nur noch zur Hälfte verstanden wurde. Denn sie enthält eine Saat, die sich dem Strom der Zeit entlang von selbst ausstreut.

Und Universalität, wenn mit fest umrissener Form verbunden, ist an sich schon ein Kriterium. Wenn in China beispielsweise etwas gefunden wird, was auch in babylonischen astrologischen Texten auftaucht, dann muß es als relevant betrachtet werden, denn es offenbart einen Komplex von außergewöhnlichen Bildern, von denen niemand behaupten könnte, sie seien unabhängig voneinander und spontan entstanden.

Nehmen wir den Ursprung der Musik. Orpheus und sein schrecklicher Tod mögen eine dichterische Schöpfung sein, die mehrfach und an verschiedenen Orten hervorgebracht wurde. Aber wenn Figuren, die nicht die Lyra spielen, sondern auf Pfeifen blasen, aus diversen absurden Gründen bei lebendigem Leib geschunden werden und ihr jeweils identisches Ende auf mehreren Kontinenten erzählt wird, dann merken wir, daß wir etwas Übergreifendes erfaßt haben, denn die Kombination von Pfeifeblasen und Schinden läßt sich nicht auf inhärente Logik zurückführen. Und wenn der Rattenfänger sowohl im mittelalterlichen deutschen Mythos von Hameln erscheint als auch in Mexiko lange vor Kolumbus und an beiden Orten mit gewissen Attributen verbunden wird wie z. B. der Farbe Rot, dann kann es sich wohl kaum um einen Zufall handeln. Im allgemeinen gibt es wenig, was rein ›zufällig‹ Eingang in die Musik findet.

Auch wenn wir auf Zahlen stoßen, z. B. 8×12 oder 9×13, die, nebst ihren Vielfachen, in den Veden, den Tempeln von Angkor, in Babylon, in Heraklits dunklen Äußerungen und auch in der nordischen Walhalla mehrfach erscheinen, ist das kein Zufall.

Es gibt einen Weg, um die in unzähligen frühen Dokumenten, in

Sagen, Fabeln und heiligen Schriften verstreuten Signale zu überprüfen. Was wir als Quellen benutzt haben, mag befremden und disparat erscheinen, aber die Auswahl geschah mit Bedacht und hatte ihre Gründe. Diese Gründe werden später im Methodenkapitel erläutert. Ich möchte es komparative Morphologie nennen. Das Reservoir an Mythen und Fabeln ist groß, aber es gibt morphologische ›Merkzeichen‹ für diese Art von Geschichten, die nicht der, sozusagen angeborenen, Neigung zum Erzählen entspringen. Es gibt auch wunderbar erhaltenes archaisches Material bei ›sekundären‹ Primitiven wie den amerikanischen Indianern und den Westafrikanern. Dann gibt es höfische Geschichten und die Annalen von Dynastien, die wie Romane wirken: das *Feng Shen Yen I*, das japanische *Nihongi* und das hawaiianische *Kumulipo*. Das sind keine Ausgeburten schierer Phantasie.

Welches Wissen sollte in harten und gefährlichen Zeiten ein Mann aus vornehmem Hause an seinen ältesten Sohn weitergeben? Die Ahnenreihe, gewiß, aber was sonst noch? Die Erinnerung eines alten Adelsgeschlechts ist das Mittel, um die *arcana imperii*, die *arcana legis* und die *arcana mundi* zu erhalten wie einst im alten Rom. Dies ist die Weisheit der herrschenden Klasse. Die polynesischen Gesänge, im streng begrenzten *Whare-wānanga* gelehrt, vermittelten zumeist astronomische Kenntnisse. Dies galt damals als liberale Erziehung.

Heilige Schriften sind eine andere große Quelle. In unserem Zeitalter der Buchdruckerkunst ist man versucht, diese als religiöse Exkursion in die Homiletik abzutun, doch ursprünglich repräsentierten sie eine große geistige Auseinandersetzung mit einem Material, dessen Bedeutung über einen langen Zeitraum hinweg herausdestilliert und schließlich für wert befunden wurde, von Generation zu Generation überliefert zu werden. Die Tradition des keltischen Druidentums wurde nicht nur in Songs weitergegeben, sondern auch in einer Baum-Lehre, die eine Art Code enthielt. Und im Osten entwickelte sich aus komplizierten astronomischen Spielen eine Art Kurzschrift – das Alphabet.

Folgen wir den Spuren – ob Sternen, Zahlen, Farben, Pflanzen, Formen, Versen, Musik, Strukturen – wird ein gewaltiges, vielschichtiges Beziehungssystem offenbar. Wir befinden uns in einer von Echos erfüllten Mannigfaltigkeit, in der jedes Ding reagiert und jedem Ding der ihm eigene Raum und die ihm eigene Zeit zukommt. Dies ist ein stimmiges Gefüge, eine Art mathematischer Matrix, ein Welt-Bild, das

Dieses chinesische Bild zeigt in wahrhaft archaischer Manier (es werden nur Hinweise gegeben und der Betrachter muß bei sich selbst die Bedeutung der Einzelheiten erkennen) ein Abbild des Universums. Die zwei Figuren, umgeben von Planeten-Konstellationen, stellen *Fu Hsi* und *Nu Kua* dar, den Gott des Handwerkers und der schönen Künste mit seiner Gefährtin. Sie messen die »Fläche der Erde« und die »Rundungen des Himmels« mit ihren Werkzeugen, dem Senklot und dem Kompass. Die verwundenen, schlangengleichen Körper der Götter zeigen offenkundig, wenn auch in eigentümlicher »Projektion«, die Umlaufbahnen der Planeten, die sich gegenseitig in regelmäßigen Intervallen kreuzen.

den vielen Ebenen entspricht und alles durch striktes Maß ordnet. Es ist das Maß, das uns die Gegenprobe liefert, denn vieles kann anhand von Regeln, wie jenem alten chinesischen Sprichwort von den Stimmpfeifen und dem Kalender, erkannt und wieder zugeordnet werden. Wenn wir von Maßen sprechen, ist damit stets eine bestimmte Form von Zeit gemeint, die uns diese Maße liefert, angefangen von den beiden Grundmaßen, dem Sonnenjahr und der Oktave, und von da immer weiter hinab zu immer differenzierteren Perioden und Intervallen bis zu heutigen Gewichten und Größen. Was der Mensch der Moderne im konventionellen metrischen System versuchte, hat archaische Vorläufer von großer Komplexheit. Aus ferner Zeit kommt ein Echo auf Al-Birunis Verwunderung, als dieser Prinz der Wissenschaftler vor 1000 Jahren entdeckte, daß die Inder, mittlerweile miserable Astronomen, einst bestimmte Aspekte und Ereignisse mit Hilfe der Sterne errechneten – und nun auf entsprechende Nachfrage nicht imstande waren, ihm irgendeinen Stern zu zeigen. Für sie waren die Sterne bedeutungslos geworden, wie später auch für Leverrier und Adams, die sich zeit ihres Lebens nicht die Mühe machten, den Planeten Neptun zu betrachten, den sie 1847 selbst errechnet und entdeckt hatten. Die Mayas und Azteken scheinen eine ähnliche Einstellung gehabt zu haben. Was zählte, waren einzig die Beziehungen. So war es letztlich auch im archaischen Universum, in dem alle Dinge Zeichen und Signaturen füreinander waren, heilig und hintergründig, unauslöschlich eingeprägt in das Hologramm, dominiert von der Zahl. Diese Welt der Frühzeit rückt ein wenig näher, wenn man sich an zwei große Gestalten erinnert, die ein Übergangsstadium markierten und in ihrer Denkweise sowohl archaisch als auch modern waren. Die erste ist Johannes Kepler, der aufgrund seiner unermüdlichen Berechnungen und seiner leidenschaftlichen Hingabe an den Traum, die ›sphärische Harmonie‹ wiederzuentdecken, der alten Ordnung zugehörte. Doch er war ein Mann seiner Zeit und auch der unseren, insofern dieser Traum die Polyphonie, die zu Bach führte, schon plastisch abzuzeichnen begann. In etwa der gleichen Weise hat unsere strikt wissenschaftliche Weltsicht ihr Pendant in dem, was der Musikhistoriker Johann Hollander einst das ›Verstimmen des Himmels‹ nannte. Die zweite transitionale Gestalt ist kein Geringerer als Sir Isaac Newton, der Verfechter der streng wissenschaftlichen Naturerklärung. Es ist kein wirklicher Widerspruch, Newton in diesem

Zusammenhang zu erwähnen. John Maynard Keynes, der Newton so gut wie viele unserer Zeitgenossen kannte, sagte über ihn: »Newton war nicht der erste des Zeitalters der Vernunft. Er war der letzte große Magier, der letzte Babylonier und Sumerer, der letzte große Geist, der die sichtbare und intellektuelle Welt mit den gleichen Augen betrachtete wie jene, die vor nicht weniger als 10000 Jahren den Grundstein für unsere geistige Welt legten... Warum heiße ich ihn einen Magier? Weil er das ganze Universum und alles, was darin ist, *als ein Rätsel* ansah, als ein Geheimnis, das kraft des Gedankens entschlüsselt werden kann, sofern er den mystischen Spuren folgt, die Gott in der Welt ausgestreut hat, um der esoterischen Bruderschaft eine Art philosophischer Schatzsuche zu gewähren. Er glaubte, daß diese Fingerzeige Gottes zum Teil in der Evidenz der Sphären und der Konstitution der Elemente zu finden seien (was zu der irrigen Annahme führte, er sei ein experimenteller Naturphilosoph), doch teilweise auch in bestimmten Schriften und Traditionen, welche von den Glaubensbrüdern in einer ungebrochenen Kette, die bis zur ursprünglichen geheimnisvollen Offenbarung in Babylonien zurückreicht, überliefert wurden. Er sah das Universum als ein göttliches Kryptogramm – so wie er selbst die Entdeckung des Infinitesimalkalküls verschlüsselte, als er sich mit Leibniz ins Benehmen setzte. Allein durch die Kraft des Gedankens, durch geistige Konzentration, würde, wie er glaubte, dem Eingeweihten das Rätsel offenbar.«[2]

Lord Keynes Würdigung, um 1942 geschrieben, ist so unkonventionell wie tiefgründig. Er wußte, wir alle wissen, daß Newton irrte. Newton wurde von seinen strengen sektiererischen Prämissen irregeleitet. Aber sein Unterfangen war wahrhaft von archaischem Geiste beseelt, wie sich jetzt, nach zwei Jahrhunderten der Erforschung von vielen Kulturen, die er nicht gekannt haben konnte, abzuzeichnen beginnt. Die wenigen Anhaltspunkte, die er mit strenger Methodik herausfand, haben sich inzwischen um ein Vielfaches vermehrt. Dennoch, das Staunen bleibt das gleiche, das sein großer Vorgänger Galilei einst zum Ausdruck brachte: »Doch abgesehen von allen anderen erstaunlichen Erfindungen, welche Erhabenheit des Geistes mußte dem innewohnen, der es als erster vermochte, seine geheimsten Gedanken

2 Newton the Man, in: *The Royal Society*, Newton Tercentenary Celebrations (1947), S. 29

einem anderen mitzuteilen, ungeachtet der großen Ferne durch Zeit oder Raum, und zu jenen, die in Indien leben, ebenso sprechen konnte wie zu denen, die noch nicht geboren und auch in den nächsten tausend oder zehntausend Jahren nicht geboren sein würden? Und mit keiner größeren Mühe als der verschiedenen Anordnung von zwei Dutzend kleinen Zeichen auf dem Papier? Laßt dies das Siegel von allen bewundernswerten menschlichen Erfindungen sein.«

Im 6. Jh. n. Chr. schrieb Grégoire de Tours bereits: »Der Geist hat an Schärfe verloren, wir verstehen die Alten kaum noch.« Das gilt heute mehr denn je, trotz unseres Schwelgens in ›Mathematik für jedermann‹ und unserer hochentwickelten Technologie.

Es ist unbestreitbar, daß, ungeachtet aller Bemühungen seitens unserer altphilologischen Fachbereiche, die Preisgabe der klassischen Bildung, der Verzicht auf einen lebendigen Umgang mit Griechisch und Latein die *omphaloessa* durchgeschnitten hat, die Nabelschnur, die unsere Kultur – zumindest auf höchster Ebene – mit der Griechenlands verband in der gleichen Weise, in der die Menschen der pythagoreischen und orphischen Tradition durch Platon und einige andere mit der Frühzeit des Nahen Ostens verbunden waren.

Es zeigt sich allmählich, daß diese Zerstörung in ein sehr modernes Mittelalter führt, viel schlimmer als das erste. Menschen werden höhnen: »Haltet die Welt an, ich will aussteigen.« Ändern läßt sich daran indes nichts; das ist der Lauf der Dinge, wenn der eine oder andere sich unbefugt an dem exklusiven Wissen vergreift, das die Naturwissenschaft nun einmal ist und als das sie gedacht war.

Doch wie Goethe an der Schwelle des Zeitalters des Fortschritts sagte: »Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann! Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.« Vielleicht erwächst aus der hoffnungslos verdammten und mit Füßen getretenen Vergangenheit noch einmal eine Art ›Renaissance‹, wenn bestimmte Ideen wieder lebendig werden, und wir sollten unsere Enkel nicht um die letzte Chance ihres Erbes aus frühesten Blütezeiten bringen. Und wenn, was sehr wahrscheinlich ist, selbst diese letzte Chance im Aufruhr des Fortschritts ungenutzt bleibt, trösten wir uns mit Poliziano, einem Meisterhumanisten, der sagte, daß es dereinst Menschen geben werde, deren Seelen Zuflucht fänden in Dichtung, Kunst und jener heiligen Tradition, »die allein die Menschen vom Tode befreit und unsterblich macht, solange die Sterne über einer für immer verstummten Welt erstrahlen«. Jetzt

ist noch ein Quentchen Tageslicht vorhanden, um diese erste schnelle Entdeckungsreise in die Vergangenheit zu unternehmen. Sie wird zwangsläufig große und signifikante Materialgebiete auslassen, doch uns auf viele überraschende Seitenwege und zu vielen Schlupfwinkeln der Vergangenheit führen.

1. Kapitel – Der Bericht des Chronisten

> *... schlau sind deine Ratschläge, starker Titan, alles verschlingend und dann wieder mehrend, der du die unzerreißbaren Bande des unbegrenzten Kosmos hältst, Allverursacher des Aion, Verschlagener ...*
>
> *Aus den orphischen Hymnen*

Das richtige Tor, durch das wir in das Reich des prä-Shakespeareschen Hamlets eintreten, ist der kunstlose Bericht des Saxo Grammaticus (ca. 1150 – 1216) in den 3. und 4. Büchern seiner *Gesta Danorum* (Die Taten der Dänen). Was folgt, ist der für uns relevante, leicht gekürzte Teil des 3. Buches in Eltons Übersetzung.[3]

Die Geschichte beginnt mit den Heldentaten des Horwendillus, Amlets Vater – insbesondere seinem Sieg über König Collerus von Norwegen –, die Horwendillus Bruder Fengo so »vor Neid entbrennen ließen«, daß er diesen tötete. »Dann bemächtigte er sich auch der Gattin seines hingeschlachteten Bruders und fügte so noch die Blutschande zum Brudermorde.« (Das sind Saxos Worte).

»Als Amlethus das sah, stellte er sich blödsinnig, um sich nicht durch zu kluges Benehmen beim Oheim verdächtig zu machen; er erheuchelte das äußerste Gemütsleiden und verbarg durch diese Art Schlau-

3 A. d. Ü., Saxo Grammaticus, *Gesta Danorum*, nach 1179 begonnen, 1894 von Elton ins Englische übertragen, im folgenden zitiert nach Hermann Jantzen, Berlin 1900, S. 141 f

heit nicht bloß seine Absichten, sondern schützte auch sein Leben. Täglich verweilte er, von Unsauberkeit starrend, im Hause seiner Mutter, warf sich zu Boden und beschmierte sich abscheulich mit Kot und Schmutz. Die entstellte Farbe seines Äußeren, sein mit Unflat besudeltes Gesicht verrieten den Wahnsinn in seinen lächerlichen Torheiten. Was er sprach, stimmte zu dieser Verrücktheit, was er tat, ließ die tiefste Stumpfheit erkennen...

Häufig saß er am Herde, wühlte mit den Händen in der Asche, schnitzte hölzerne Pflöcke und härtete sie im Feuer. An den Enden brachte er dann eine Art Widerhaken an, um sie für die Befestigung um so haltbarer zu machen. Auf die Frage, was er treibe, antwortete er immer, er verfertige scharfe Pfeile zur Rache seines Vaters. Diese Erwiderung erregte kein geringes Gelächter; denn alle verachteten die Vergeblichkeit seines lächerlichen Beginnens, obgleich die Sache ihn später in seinem Vorhaben wirklich unterstützt hat. Diese Kunstfertigkeit erweckte bei den Zuschauern von etwas tieferem Verständnis den ersten Verdacht gegen ihn, als sei er ein Schlaukopf. Denn gerade die Geschicklichkeit in der kleinen Kunst verriet das Talent des Arbeiters ... Zuletzt pflegte er immer mit peinlichster Sorgfalt den Haufen seiner feuergehärteten Pflöcke aufzuheben. Daher versicherten manche, er habe einen sehr klaren Verstand und verberge nur seine Klugheit unter dem Schleier der Einfältigkeit, sie meinten, er verstecke nur die tiefen Absichten seiner Schlauheit unter dieser Verstellung, und man könne seine Verschlagenheit nicht besser entlarven, als wenn man ihm irgendwo an einem abgelegenen Orte eine Frau von hervorragender Schönheit in den Weg führe, die seinen Sinn zu Liebesgelüsten anreizen sollte ... Wenn er seine Stumpfheit nur erheuchele, werde er diese Gelegenheit benutzen und auf der Stelle dem Triebe der Wollust gehorchen.

Daher erhielten einige Leute den Auftrag, diese Art Probe anzustellen und den Jüngling zu Pferde in einen abgelegenen Teil des Waldes zu führen. Unter diesen befand sich zufällig ein Milchbruder des Amlethus, in dessen Herzen die Rücksicht auf ihre gemeinsame Erziehung noch nicht erloschen war ... Er gesellte sich mit den abgeordneten Begleitern zu Amlethus ..., denn er zweifelte nicht, daß jenem das Schlimmste bevorstände, wenn er nur ein kleines Zeichen gesunden Verstandes gäbe, und am sichersten, wenn er offenkundig das Werk der Liebe vollzöge. Das war auch Amlethus ganz klar. Denn auf die

Aufforderung, sein Pferd zu besteigen, setzte er sich absichtlich so, daß er seinen Rücken dem Halse desselben zuwandte und mit dem Gesichte nach dem Schwanze zu sah. Diesem begann er auch die Zügel anzulegen, gerade als wollte er damit den Gang des ausgreifenden Rosses lenken ... Es war aber auch wirklich ein recht lächerliches Schauspiel, wenn so das Pferd ohne Zügel hintrabte, während der Reiter den Schwanz in der Hand hielt.

Als Amlethus weiter ritt und ihm ein Wolf im Gebüsche begegnete, sagten seine Begleiter, es sei ihnen ein junges Pferd entgegen gesprungen; darauf erwiderte er, in Fengos Gestüt befänden sich nur zu wenige von dieser Art. So sprach er in ebenso feiner wie witziger Form eine Verwünschung über seines Oheims Reichtümer aus. Als jene äußerten, er habe eine kluge Antwort gegeben, versicherte er, das habe er absichtlich gesagt, damit es in keiner Weise scheine, als ob er ein Lügner sei. Da er nämlich als Feind der Falschheit zu gelten wünschte, vermischte er List und Offenheit so, daß es seinen Worten nicht an Wahrheit fehlte, daß aber auch der Sinn seines Witzes nicht durch offene Angabe der Wahrheit verraten wurde.

Als er am Strande entlang ritt und seine Begleiter ein Ruder von einem gestrandeten Schiff fanden, sagten sie ihm, sie hätten ein ungewöhnlich großes Messer entdeckt. Damit, erwiderte er, könne man einen recht großen Schinken schneiden, und er meinte damit das Meer, zu dessen Unermeßlichkeit die Größe des Ruders wohl paßte.

Als sie nun auch an den Sanddünen vorbeikamen, hießen sie ihn das Mehl, womit sie natürlich den Sand meinten, ansehen; er versetzte, es sei von den weißlichen Meeresstürmen gemahlen. Als seine Gefährten diese Antwort lobten, versicherte er selber, es sei eine sehr kluge Äußerung von ihm. Nun verließen ihn diese absichtlich, damit er um so größeren Mut bekäme, seine Lust zu befriedigen.

Er begegnete auch dem Mädchen, welches ihm sein Oheim entgegen geschickt hatte, an einem düsteren Orte, als wenn sie ihm der Zufall in den Weg geführt hätte, und er hätte sie vergewaltigt, wenn ihm nicht sein Milchbruder durch einen stummen Rat eine Andeutung von dem Anschlage übermittelt hätte ... Aus Bedenken vor einem Anschlage nahm er daher das Mädchen in seine Arme und schleppte sie weit fort zu einem unzugänglichen Sumpfe, um in größerer Sicherheit seinen Wunsch zu erfüllen. Dort vollzog er auch das Beilager, und dann beschwor er sie inständigst, sie möge niemandem die Sache verraten.

Das Schweigen wurde ebenso eifrig erbeten als versprochen; denn da beide dieselben Führer in ihrer Jugend gehabt hatten, verband die frühere Gemeinschaft ihrer Erziehung das Mädchen in der innigsten Vertrautheit mit Amlethus.

Als er nun nach Hause zurückkehrte und ihn alle höhnisch fragten, ob er der Liebe seinen Tribut gezollt, gestand er, daß er ein Mädchen vergewaltigt habe. Auf die weitere Frage, wo er denn das getan habe und was er für ein Lager gehabt, erwiderte er, er habe auf dem Huf eines Lasttieres, auf einem Hahnenkamm und auf dem Tafelwerk eines Daches geruht. Denn als er auf diese Probe auszog, hatte er, um nicht lügen zu müssen, Teile von all diesen Dingen zu sich gesteckt. Als nun auch das Mädchen über diese Angelegenheit befragt wurde, versicherte sie, er habe nichts dergleichen getan. Man glaubte dieser verneinenden Antwort, und zwar um so bereitwilliger, je weniger dem Augenschein nach auch die Trabanten etwas von der Sache wußten... Einer von Fengos Freunden, der reicher mit Einbildung als mit Erfindungsgabe gesegnet war, versicherte, man könne unmöglich seine undurchdringliche Schlauheit mit einer gewöhnlichen List ans Licht bringen. Denn seine Widerstandsfähigkeit sei zu groß, als daß man ihr mit leichten Mitteln zu Leibe gehen könnte ... Er habe dagegen mit seinem tieferen Verständnis ein feineres und vernünftigeres Mittel gefunden, das leicht ausführbar und für die Ergründung der fraglichen Sache am wirksamsten sein werde. Fengo solle sich nämlich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts freiwillig entfernen, und Amlethus müsse man allein mit seiner Mutter im Schlafgemache einschließen; vorher aber sei ein Mann zu besorgen, der, ohne daß die beiden etwas davon wüßten, in einem Versteck des Zimmers untergebracht, den Inhalt ihrer Unterredung recht aufmerksam belauschen sollte ... Zugleich erbot er sich auch sehr eifrig zur Übernahme des Lauscherpostens, um nicht bloß als Erfinder, sondern auch als Vollender dieses Anschlages zu erscheinen. Erfreut gab Fengo seine Einwilligung und entfernte sich, indem er sich stellte, als habe er eine weite Reise vor. Der aber, der den Rat gegeben hatte, begab sich heimlich in das Zimmer, in dem Amlethus mit seiner Mutter eingeschlossen wurde, und versteckte sich unter dem Bettstroh. Amlethus aber fehlte es nicht an einer Gegenmaßregel gegen den Anschlag.

Aus Besorgnis nämlich, daß er von irgend welchen verborgenen Ohren gehört werden könnte, nahm er zuerst zur Ausübung seiner

gewöhnlichen Torheiten seine Zuflucht; er erhob seine Stimme wie ein krähender Hahn und focht mit den Armen hin und her, als ob er mit den Flügeln schlage. Dann sprang er auf das Stroh und begann fortwährend auf und ab zu springen, um zu erproben, ob darunter irgend etwas verborgen wäre. Als er die Masse unter seinen Füßen spürte, stach er mit dem Schwerte an die Stelle, durchbohrte den Darunterliegenden, holte ihn aus seinem Versteck hervor und tötete ihn vollends. Dann hackte er seinen Körper in Stücke, kochte sie in siedendem Wasser, warf sie durch die offene Mündung einer Kloake den Schweinen zum Fraße vor und streute so die elenden Glieder in eklen Kot. Nachdem er in dieser Weise den Hinterhalt vereitelt, kehrte er in das Gemach zurück. Als nun seine Mutter mit lautem Gejammer den Wahnsinn ihres Sohnes bitterlich zu beklagen begann, sagte er: Wie, du verworfenstes unter den Weibern, unter diesem heuchlerischen Gewinsel willst du das schwerste Verbrechen verbergen? Bist du nicht lüstern wie eine Hure, hast du nicht diese sündhafte und verfluchte Ehe geschlossen? Drückst du nicht den Mörder deines Gatten an deine Brust voller Unzucht? ... Mit dieser Strafrede zerriß er zwar das Herz seiner Mutter, aber er veranlaßte sie dadurch, wieder den Pfad der Tugend zu betreten ...

Als Fengo zurückkehrte, konnte er den Urheber des Spionieranschlages nirgends finden ... Auch Amlethus wurde zum Scherz gefragt, ob er nicht eine Spur von ihm gesehen habe, und er antwortete, jener sei in die Kloake hinabgestiegen, auf den Grund gesunken und zuletzt, mit einer ganz dicken Kotkruste bedeckt, von den Schweinen, die dahin kamen, gefressen worden. Obgleich diese Antwort das Bekenntnis der Wahrheit enthielt, diente sie den Hörern doch nur zum Gespött, weil sie dem Äußeren nach unsinnig erschien.

Fengo wollte nun seinen Stiefsohn, den er im Verdacht zweifelloser Tücke hatte, beseitigen, wagte es aber nicht, da er dadurch sowohl bei dessen Großvater Roricus wie bei seiner eigenen Gemahlin anzustoßen fürchtete, und beschloß daher, ihn mit Hilfe des Königs von Britannien töten zu lassen, um so seine Unschuld heucheln zu können, wenn ein anderer für ihn die Tat vollbringe ...

Beim Abschied nun forderte Amlethus seine Mutter im Geheimen auf, die Halle mit geknüpften Geweben zu behängen und nach einem Jahr zum Scheine eine Totenfeier für ihn zu veranstalten; gerade zu dieser Zeit versprach er zurückzukehren.

Mit ihm reisten zwei Trabanten Fengos, welche ein in Holz geritztes Schreiben mit sich führten ...; darin wurde der König der Britannier um die Ermordung des zu ihm gesandten Jünglings ersucht. Während jene nun der Ruhe pflegten, durchsuchte Amlethus ihre Taschen und fand den Brief. Als er den Auftrag, der darin stand, gelesen, schabte er ihn sorgfältig weg, setzte neue Schriftzüge an seine Stelle und wandte so sein eigenes Verderben, indem er den Inhalt des Auftrages änderte, auf seine Begleiter. Und nicht zufrieden damit, sein Todesurteil getilgt und die Gefahr auf andere übertragen zu haben, fügte er noch zu dem gefälschten Namenszuge Fengos eine Bitte des Inhalts, daß der König von Britannien dem hochverständigen jungen Manne, den er zu ihm schicke, seine Tochter zur Ehe gewähre.

Gleich nach der Ankunft in Britannien begaben sich die Gesandten zum König und überbrachten ihm in dem Brief, den sie für das Mittel zum Verderben eines anderen hielten, ihr eigenes Todesurteil. Der König ließ sich aber nichts merken und hieß sie mit gastlicher Freundlichkeit willkommen. Da aber verschmähte Amlethus die ganze Pracht des königlichen Mahles, als ob es ein ganz gewöhnliches Essen sei; er wandte sich mit sonderbarer Enthaltsamkeit von dem reichen Überfluß des Gelages ab und berührte ebensowenig das Getränk wie die Speisen. Alle verwunderten sich, daß ein Jüngling von fremdem Stamme die feinsten Leckerbissen des königlichen Tisches und die üppigen Speisen wie Bauernkost von sich wies. Nach Aufhebung der Tafel entließ der König seine Freunde zur Ruhe und ließ durch einen Mann, den er in ihr Gemach schickte, heimlich die nächtlichen Gespräche seiner Gastfreunde belauschen. Auf die Frage seiner Genossen, weshalb er sich denn von dem gestrigen Mahle, als wäre es giftig, fern gehalten, erwiderte Amlethus, das Brot sei mit Blut bespritzt gewesen, der Trank habe nach Eisen geschmeckt, die Fleischgerichte hätten nach Menschenleichen gerochen und seien durch das Anziehen von Grabesdunst verdorben gewesen. Er fügte auch noch hinzu, daß der König Sklavenaugen habe und daß die Königin drei Mägdegewohnheiten zur Schau trage; so belegte er nicht bloß das Mahl, sondern auch seine Veranstalter mit schmachvollen Schimpfreden. Seine Genossen warfen ihm nun gleich seine frühere Geistesschwäche vor und begannen ihn mit verschiedenen Spottreden wegen seiner Unverschämtheit zu verhöhnen ...

Als der König dies von seinem Trabanten hörte, rief er aus, der

Sprecher solcher Reden müsse entweder übermenschlich weise oder verrückt sein ... Daraufhin ließ er den Schaffner holen und fragte ihn, woher er das Brot besorgt habe ... wo das Getreide, welches das Mehl geliefert, gewachsen sei, und ob irgend ein Anzeichen verriete, daß dort Menschen erschlagen worden seien. Dieser erwiderte, es befinde sich in geringer Entfernung ein mit alten Totenbeinen dicht besätes Feld, welches noch deutlich die Spuren zeige, daß dort früher einmal ein Blutbad stattgefunden habe ... Als der König dies hörte ..., ließ (er) es sich angelegen sein, zu erfahren, woher das Schweinefleisch gekommen sei. Jener eröffnete, seine Schweine, die aus Nachlässigkeit ihrem Gewahrsam entronnen seien, hätten von der verwesenden Leiche eines Räubers gefressen, und daher habe wohl auch ihr Fleisch einen etwas fäulnisähnlichen Geschmack angenommen. Als der König auch in diesem Punkte die Wahrheit von Amlethus' Äußerung erkannte, forschte er nach, mit was für Wasser er denn den Trank gemischt habe. Wie er vernahm, er sei aus Mehl und Wasser bereitet, ließ er sich den Ort der Quelle zeigen, in die Tiefe graben und fand dort mehrere von Rost zerfressene Schwerter, von denen das Wasser augenscheinlich den leidigen Beigeschmack bekommen hatte. Andere berichten, Amlethus habe den Trank deswegen getadelt, weil er beim Trinken einige Bienen fand, die sich am Leibe eines Toten genährt hatten, und die Verdorbenheit, die schon früher den Honig ergriffen hatte, herausgeschmeckt habe. Der König ... suchte heimlich seine Mutter auf und frägte sie, wer sein Vater sei. Als sie sagte, sie habe niemanden als den König zu sich gelassen, drohte er ihr, er werde durch die Folter die Sache erfahren, und vernahm nun, daß er der Sohn eines Knechtes sei ... Er war aber ebenso erfreut über die Klugheit des Jünglings wie beschämt über seine eigene Lage und fragte ihn, warum er die Königin durch den Vorwurf sklavischen Benehmens beleidigt habe. Allein, während er sich noch darüber ärgerte, daß die Anmut seiner Gemahlin in dem nächtlichen Gespräch eines Fremden angegriffen wurde, erfuhr er, daß sie die Tochter einer Magd sei ...

Der König verehrte seinen Scharfsinn wie eine Art göttlicher Gabe und gab ihm seine Tochter zur Ehe; jedes Wort von ihm betrachtete er wie ein Zeugnis des Himmels. Übrigens ließ er seine Begleiter, um den Auftrag seines Freundes zu erfüllen, am folgenden Tage aufhängen. Amlethus nahm diese Gefälligkeit mit scheinbarem Unwillen als

ein Unrecht auf und erhielt vom König unter der Bezeichnung eines Sühnegeldes Gold, welches er nachher heimlich im Feuer schmelzen und in ausgehöhlte Stöcke gießen ließ.
Als er bei dem König ein Jahr verweilt, erbat er sich die Erlaubnis zur Abreise und kehrte in sein Vaterland zurück, ohne aber etwas von dem ganzen Prunk seiner königlichen Schätze mit sich zu nehmen außer den mit Gold gefüllten Stöcken. Sowie er in Jütland landete, vertauschte er seinen augenblicklichen Zustand wieder mit seinem früheren Wesen, und sein bisheriges geziemendes Benehmen veränderte er absichtlich unter dem Scheine eines lächerlichen Auftretens. Als er mit Schmutz bedeckt in das Speisezimmer eintrat, wo man eben die Leichenfeier für ihn beging, überraschte er alle aufs heftigste, weil ein Gerücht fälschlich seinen Tod verbreitet hatte. Schließlich aber wich die Bestürzung dem Gelächter, da sich die Zechgenossen im Scherze gegenseitig neckten, daß der lebend unter ihnen weile, den sie eben wie einen Verstorbenen durch einen Leichenschmaus ehren wollten. Als man ihn nach seinen Begleitern fragte, wies er auf seine Stöcke, die er trug und sagte: Das ist der eine und das der andere. – Ob er dies mehr im Ernst oder im Scherze gesprochen, weiß man nicht. Denn wenngleich dieses Wort von den meisten für unsinnig gehalten wurde, wich es doch nicht von der Wahrheit ab, da es ja auf den Preis hindeutete, den er für die Getöteten als Wergeld empfangen.
Darauf gesellte er sich, um die Zechergesellschaft noch mehr zu erheitern, zu den Schenken und waltete gar eifrig seines Amtes beim Eingießen. Und damit nicht seine lässige Kleidung seine Schritte hemmte, gürtete er sich ein Schwert an die Seite; dieses zückte er mehrmals absichtlich, wobei er sich oben an der Spitze die Finger verwundete. Da sorgten nun die Nächststehenden dafür, daß ein eiserner Nagel durch Schwert und Scheide geschlagen werde. Um das Gelingen seines Anschlages noch mehr zu sichern, eilte er mit den Humpen zu den Edlen, nötigte sie immerfort zu trinken und füllte alle so sehr mit Wein, daß ihre Füße in der Trunkenheit den Dienst versagten und sie sich in der Königshalle der Ruhe hingaben, indem sie denselben Platz, wo sie gezecht, zum Schlafen benutzten ...
So holte er denn seine längst vorbereiteten Holzpflöcke aus seinem Gewande, betrat die Halle, wo die Edlen durcheinander auf dem Boden im Schlafe liegend an den Folgen ihres Rausches litten, und ließ den von seiner Mutter gefertigten Vorhang, der auch die inneren

Wände der Halle bedeckte, herabfallen, nachdem er die Haltebänder durchschnitten. Er warf ihn über die Schnarchenden, und verschlang mit Hilfe seiner Hakenpflöcke alles in einem so künstlichen Knotengewirr, daß keiner der Darunterliegenden einen Erfolg mit seinen Aufstehversuchen erringen konnte, wenn er sich auch noch so kräftig abmühte. Darauf legte er Feuer an das Gemach, welches bei dem raschen Umsichgreifen der Flammen den Brand weithin verbreitete, das ganze Haus erfüllte, die Königshalle einäscherte und alle entweder im tiefen Schlafe oder bei dem vergeblichen Versuche, sich zu erheben, verbrannte.

Darauf begab er sich in das Schlafgemach Fengos, der schon vorher von seinen Gefährten dorthin gebracht worden war, nahm dessen Schwert, welches am Bette hing und befestigte dafür sein eigenes dort. Dann weckte er seinen Oheim und berichtete ihm, daß seine Edlen verbrannten. Amlethus sei da, gerüstet mit seinen alten Haken, die ihm gute Dienste leisteten, und begehre nunmehr die schuldige Rache für seines Vaters Tod zu üben. Bei diesen Worten sprang Fengo vom Bette auf und während er, seines eigenen Schwertes verlustig, sich vergeblich bemühte, das fremde zu zücken, wurde er erschlagen. – Welch ein Held, ewigen Ruhmes würdig, der listig mit dem Scheine der Torheit sich waffnete und eine übermenschliche Weisheit wunderbar unter einer erheuchelten Unfähigkeit verbarg, der nicht allein die Erhaltung seines eigenen Lebens seiner List verdankte, sondern auch mit ihrer Hilfe eine Möglichkeit fand, seinen Vater zu rächen! Da er so schlau sich selber schützte und so kühnlich die Ermordung seines Erzeugers sühnte, bleibt es ungewiß, ob man mehr seinen Heldenmut oder seine Weisheit preisen soll.«

Es ist ein weiter Weg von Saxos Erzählung und ihrer wunderlichen Szenerie zu den Renaissance-Feinheiten eines Shakespeare. Dies wird nirgendwo offenkundiger als in der Szene im Gemach der Königin mit seinem am Boden aufgehäuften Stroh, seinen brodelnden Kesseln, seiner offenen Kloake und der rüden Art und Weise, sich des ›Polonius‹ zu entledigen, so wie es sich für das ungehobelte Mittelalter geziemte. Die ganze traurige, dunkle Geschichte des einsamen, verwaisten Prinzen verwandelt Saxo in ein *Narrenspiel*, wenngleich eine starke Tradition die kunstlose Erzählung durchdringt. Hamlet ist die rächende Macht, deren überlegener Intellekt die Missetäter überlistet, aber sein Intellekt bringt auch den Hilflosen und vom Schicksal

Benachteiligten Licht und Stärke, so daß sie ihr Elend erkennen. Es ist nichts Erfreuliches, was dem englischen König an Offenbarung zuteil wird, dennoch stellt er sich demütig der bitteren Erkenntnis und ›verehrt‹ Hamlets Weisheit ›wie eine Art göttliche Gabe‹. Hamlet ist hier, klarer als bei Shakespeare, die ambivalente, über Gut und Böse richtende Macht. Ebenso klar ist auch, daß bestimmte Episoden, wie das Vertauschen der Schwerter mit Fengo, grobschlächtige und sinnlose Kunstgriffe sind, die dem heroischen Thema zuwiderlaufen. Lediglich Shakespeare verstand es, sie dramatisch richtig einzusetzen, doch sie scheinen auf ein ursprünglich rigides Pattern zu verweisen, das ausgeht von der *List der Vernunft*, wie Hegel sagen würde. Das Böse wird nie frontal angegriffen, selbst wenn die Konvention es geböte. Es schickt sich an, sich selbst zu besiegen. Man darf sich Hamlet nicht als heroischen Eigenbrötler vorstellen, sondern als Vertreter der Gerechtigkeit. Shakespeare hat das genau richtig erkannt. Er vermied es, das von der Saga geforderte brutale heroische Moment wiederherzustellen und machte statt dessen das Drama ganz zu einem des Geistes. Wer kann im Lichte einer höheren Klarheit den Schlägen entfliehen?

Es wäre sinnlos, die verschiedenen Versionen des Hamlet-Schemas in Nord- und Westeuropa sowie im alten Rom noch einmal miteinander zu vergleichen. Das ist auf sehr eindrucksvolle Weise längst geschehen.[4] Es ist demnach möglich, sich auf die ›Identität‹ des düsteren isländischen Amlodhi zu berufen (in einem sogenannten Märchen heißt er Brjam), der erstmals im 10. Jahrhundert erwähnt wird und als dänischer Re-Import in der aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammenden ›Ambales-Saga‹ neuerlich in Island erscheint. Parallelen zu Amlethus' Verhalten und Karriere sind in den Sagas von Hrolf Kraki, Havelock dem Dänen sowie mehreren keltischen Mythen gefunden worden.[5]

4 Neben F.Y. Powells Einführung und Anhang zu Eltons Übertragung von Saxo Grammaticus *Die ersten neun Bücher der dänischen Geschichte von Saxo Grammaticus* (1894), bereits zitiert am Anfang des Kapitels, siehe auch: P. Herrmann, *Die Heldensagen des Saxo Grammaticus* (1922); I. Gollancz, *Hamlet in Iceland* (1898); R. Zenker, *Boeve-Amlethus* (1905); E.N. Setälä, ›Kullervo-Hamlet‹, FUF (1903, 1907, 1910).

5 Vgl. R. Zenker, *Boeve-Amlethus*, S. 121–126; P. Herrmann, *Die Heldensagen*, S. 271f; Setälä, ›Kullervo-Hamlet‹, FUF 3 (1903), S. 74f

In der von Saxo berichteten Version tritt Hamlet im Anschluß an die geschilderten Ereignisse eine erfolgreiche Regentschaft an. Die Fortsetzung seiner Abenteuer erscheint im 4. Buch seiner Chronik, doch diese Erzählung verrät eine vollkommen andere Handschrift. Es ist ein törichtes Werk, bestehend aus zahlreichen schlecht zusammengeflickten Gemeinplätzen aus dem Trick- und Lügenrepertoire. Wenn Hamlet, mit der Tochter des englischen Königs vermählt, zusätzlich mit der Königin von Schottland verheiratet wird und er seine beiden Gemahlinnen heimführt, um dort in Eintracht miteinander zu leben, können wir darin nur den untauglichen Versuch vermuten, einen Herrschaftsanspruch des Hauses Dänemark auf das Königreich Britannien zu begründen. Zu guter Letzt fällt Hamlet in einer Schlacht, doch in den nacherzählten Heldentaten ist nicht viel enthalten, was Saxos enthusiastische Schlußfolgerung rechtfertigte, daß er, hätte er länger gelebt, vielleicht ein zweiter Herkules geworden wäre. Die wahre Person wurde bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wenngleich ihn nach wie vor eine numinose Aura umgab. Eigenartigerweise setzt sich die irreführende Auslegung von Hamlets Erfolgen bis in unsere Tage fort. In der jüngsten russischen Filmversion des Shakespeareschen Stückes wird Hamlet als ein zielstrebiger, verschlagener und grausamer Charakter gezeigt, einzig darauf aus, durch einen Staatsstreich an die Macht zu kommen. Doch in Saxos erstem Teil ist die tragische Bedeutung klar angedeutet. Sie zeigt sich darin, daß Hamlets Rückkehr zeitlich zusammenfällt mit seinem eigenen Leichenbegängnis. Die Logik verlangt es, daß er gemeinsam mit dem Tyrannen zugrunde geht.

Der Name Amleth, Amlodhi, mittelenglisch Amlaghe, irisch Amlaidhe, steht immer für ›Einfaltspinsel‹, ›Narr‹, ›gleich einem dummen Tier‹. Er blieb auch als Adjektiv im Gebrauch. Gollancz hat darauf verwiesen, daß in ›The Wars of Alexander‹, einem alliterierenden Gedicht aus Nordengland, größtenteils aus der *Historia de Preliis* übersetzt, Alexander von seinen Feinden zweimal solchermaßen abschätzig erwähnt wird:

> *Thou Alexander, thou ape, thou amlaghe out of Greece*
> *Thou little thefe, thou losangere, thou lurkare in cities...*
> Du Alexander, du Affe, du griechischer Armleuchter
> Du kleiner Dieb, du Lügner, du Wegelagerer...

Darius, der sich über Alexanders Auftreten erkundigt, bekommt von seinen Höflingen eine Karikatur mit einer bildhaften Beschreibung gezeigt:

> *And thai in parchment him payntid, his person him shewid,*
> *Ane amlaghe, ane asaleny, ane ape of all othire,*
> *A wirling, a wayryngle, a waril-eghid shrewe,*
> *The caitifeste creatour, that cried was evire*
>
> Und sie malten ihn auf Pergament, zeigten seine Person
> Einen Armleuchter, einen Esel, einen Affen
> Einen Zwerg, einen kleinen Bösewicht, eine schielende Spitzmaus
> Das erbärmlichste Geschöpf, das je geboren wurde

Dieses Bild vom ›erbärmlichen Geschöpf‹ haftet hartnäckig bestimmten großen mythologischen Figuren an. Mit der Gestalt des Hamlet verbindet sich ein ›Hunde‹-Gleichnis. Dies gilt für Saxos Amlethus, die Ambalasaga, die Hrolfsaga Kraki, wo die beiden in Gefahr schwebenden Prinzen Helgi und Hroar (und in Saxos 7. Buch Harald und Halfdan) als Hunde bezeichnet und bei den Hundenamen ›Hopp und Ho‹ gerufen werden.

Dem am nächsten kommt, was zuerst aussieht wie der Prototyp all dieser Sagas, die berühmte römische Geschichte von Lucius Junius Brutus, dem Mörder des Königs Tarquin, wie sie erstmals von Titus Livius überliefert wurde. (Der Rufname Brutus bezeichnet auch hier wieder die Ähnlichkeit mit einem stummen Untier.) Gollancz sagt dazu: »Allein der Entwurf der Handlung zeigt schon eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen den Erzählungen von Hamlet und Lucius Junius Brutus. Abgesehen von einer allgemeinen Übereinstimmung (der usurpierende Onkel; der verfolgte Neffe, der durch vorgetäuschte Verrücktheit entkommt; die Reise; die orakelhaften Äußerungen; das Überlisten der Kameraden; die reiflich durchdachten Rachepläne) gibt es gewisse Punkte in der ersten Geschichte, die direkt von der letzteren entlehnt worden sein müssen. Das gilt vor allem für Hamlets Einfall, das Gold im Innern der Stöcke zu verbergen. Dies kann nicht allein auf einem Zufall beruhen; mehr noch, die Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß Saxo selbst diese Episode aus Valerius Maximus' Bericht entnommen hat; zumindest ein Satz aus jenem Abschnitt der *Memorabilia* wurde von Brutus auf Hamlet umgemünzt. (Saxo

sagt von Hamlet ›obtusi cordis esse‹, Valerius ›obtusi se cordis esse simulavit‹.) Saxo muß auch die Brutusgeschichte des Livius und der späteren Historiker gekannt haben, deren Versionen letztlich auf Dionysius von Halicarnass beruhten.«[6]

Um die Zwillingsbrüder Hamlet und Brutus miteinander zu vergleichen, sei hier der frühere Teil der Brutuserzählung, wie sie Livius berichtet, zitiert. Die späteren Ereignisse im Zusammenhang mit der Vergewaltigung von Lukretia sind so bekannt, daß sie hier nicht wiederholt zu werden brauchen.

»Während Tarquinius mit diesen Dingen beschäftigt war, zeigte sich ein schreckliches Vorzeichen: Als aus einer hölzernen Säule eine Schlange geschlüpft war und Schrecken erregt und Flucht in den Königspalast bewirkt hatte, versetzte das den König weniger in Furcht, sondern erfüllte ihn vielmehr mit beengender Sorge. Daher beschloß er – nur bei Vorzeichen, die das Gemeinwesen betrafen, wurden etruskische Seher zugezogen –, erschreckt von der doch wohl seinem Haus geltenden Erscheinung, nach Delphi als dem berühmtesten Orakel der Welt zu schicken. Und weil er nicht wagte, die Antworten auf die Vorzeichen irgendeinem anderen anzuvertrauen, schickte er zwei seiner Söhne durch damals noch unbekannte Länder und noch weniger bekannte Meere nach Griechenland. Titus und Arruns reisten ab; als Begleiter war ihnen L. Iunius Brutus beigegeben, ein Sohn der Tarquinia, der Schwester des Königs, ein junger Mann von ganz anderer Einstellung, als zu zeigen er sich angelegen sein ließ. Als dieser gehört hatte, daß die Vornehmen der Bürgerschaft, unter ihnen auch sein Bruder, von seinem Oheim umgebracht worden waren, beschloß er, dem König weder von seinem Verstand her etwas zu fürchten zu geben noch seiner Habsucht etwas an Vermögen anzubieten, sondern in der Verachtung sicher zu sein, wo das Recht keinen Schutz gewährte. Deshalb machte er sich mit Fleiß zum Ebenbild eines Blödsinnigen, indem er sich und sein Vermögen dem König als Beute überließ, sich den Beinamen ›der Dumme‹ gefallen ließ, damit unter dem Schutz dieses Übernamens der Geist, der das römische Volk befreien würde, in Verborgenheit seine Zeit abwarten konnte. Dieser Mann, von den Tarquiniern mehr zum Zeitvertreib denn als Begleiter nach Delphi mitgenommen, soll einen in einem Kirsch-

6 Gollancz, S. XXI–XXIV

baumast verborgenen goldenen Stab als Geschenk für Apollo mitgebracht haben – als verstecktes Gleichnis für seine Gesinnung. Als man nach Delphi gekommen und als die Aufträge des Vaters ausgeführt waren, kam die jungen Leute die Lust an, in Erfahrung zu bringen, an wen von ihnen wohl die Königsherrschaft über Rom fallen werde. Da soll aus der Tiefe der Höhle eine Stimme gekommen sein: Die oberste Gewalt in Rom wird der haben, der als erster von euch jungen Männern der Mutter einen Kuß geben wird... Brutus aber, überzeugt davon, daß der Spruch der Pythia in andere Richtung ziele, berührt – als sei er ausgeglitten und hingefallen – die Erde mit einem Kuß, weil sie ja die gemeinsame Mutter der Sterblichen sei.«

Für die meisten konventionell denkenden Philologen war Brutus die Antwort auf ein Gebet, selbst auf das in einem Stock verborgene Gold. Sie hatten die solide klassische Quelle, aus der sich mit gutem Gewissen Entwicklungen in Randgebieten ableiten ließen. Sie meinten, ihre Aufgabe damit gelöst zu haben. Versehen mit ein paar Garnierungen, jahreszeitlichen Kulten und Fruchtbarkeitsriten, wurde das ganze Amlethus-Paket verpackt, abgehakt und dem wachsenden Stapel erledigter Themen hinzugefügt.
Doch selbst in der römischen Version gab es gewisse störende Eigentümlichkeiten. Livius überliefert nur die Antwort auf die private Frage der beiden Prinzen. Aber wenn Tarquin sie nach Delphi entsandt hatte, dann weil er eine Antwort auf seine eigenen Befürchtungen suchte. Und die Antwort findet sich in Zonaras' Kompendium des ersten Teils der verlorengegangenen römischen Geschichte des Dio Cassius. Der delphische Apollon sagte, der König werde seine Herrschaft verlieren, »wenn ein Hund mit menschlicher Stimme spräche«. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß Saxo Zonaras' Buch kannte.
Darüber hinaus findet sich auch bei Livius eine eigentümliche Variante zu Tarquins prophetischem Alptraum. Sie ist durchaus von Gewicht, denn sie wird in Ciceros *De divinatione* (1.22) erwähnt und stammt aus einer verlorengegangenen Tragödie über Brutus, die Accius, ein früher römischer Dichter, schrieb. Tarquin sagt: »Ich träumte, daß Schäfer eine Herde vorübertrieben und mir zwei wundervolle Böcke, von derselben Mutter geboren, darboten. Ich opferte den besten der beiden, doch der andere nahm mich auf seine Hörner. Als ich schwer verwundet am Boden lag und zum Himmel aufsah, erblickte ich ein

großes Wunder: von rechts nahte sich das flammende Rad der Sonne, nahm einen neuen Kurs und schmolz.« Den etruskischen Wahrsagern mag das Bild mit den Böcken und dem veränderten Lauf der Sonne wohlvertraut gewesen sein, denn sie befaßten sich mit Astronomie. Auf dieses Problem werden wir später zurückkommen. Eine interessante Variante dieses Traums findet sich in der Ambales-Saga, und die kann wohl kaum von Cicero stammen.[7]

Wie es auch immer sein mag, es gibt genügend Gründe für die Annahme, daß die Hamletgeschichte sogar noch vor die Zeit der römischen Könige zurückreicht. Folglich forschten die Gelehrten nach einer Verbindung mit der persischen Legende von Kyros, was sich indes als wenig lohnend erwies. Doch Saxo selbst, auch wenn er Valerius Maximus gelesen haben sollte, enthält Merkmale und Züge, die sicherlich außerhalb der klassischen Tradition sind, und er zeigt einen anderen Weg auf.

Der Bericht aus dem *Narrenspiel* von Hamlets Ausritt zur Küste verdient eine zweite Betrachtung: Er sieht ein altes Steuerruder (*gubernaculum*), den Überrest eines Schiffswracks, und er fragt, was es wohl sei. »Warum«, sagen sie, »es ist ein großes Messer.« Daraufhin erwidert er, »damit könne man einen recht großen Schinken schneiden« – und er meinte damit das Meer. Dann, so Saxo, »als sie an den Sanddünen vorbeikamen, hießen sie ihn das Mehl, womit sie natürlich den Sand meinten, ansehen; er versetzte, es sei von den weißlichen Meeresstürmen gemahlen. Als seine Gefährten diese Antwort lobten, versicherte er selber, es sei eine sehr kluge Äußerung von ihm.«

Offensichtlich weiß Saxo an diesem Punkt nicht, was er mit den Äußerungen anfangen soll, denn er hat stets darauf verwiesen, daß Amlethus' Antworten bedeutungsvoll seien. »Damit es in keiner Weise scheine, als ob er ein Lügner sei. Da er nämlich als Feind der Falschheit zu gelten wünschte, vermischte er List und Offenherzigkeit so, daß es seinen Worten nicht an Wahrheit fehlte, daß aber auch der Sinn seines Witzes nicht durch offene Angaben der Wahrheit verraten wurde.« Da dies das durchgängige Thema von Hamlets Abenteuer ist, ein Thema, ausgearbeitet und erdacht, um ihn als verkappten Sherlock Holmes zu zeigen, sind die beiden zitierten Äußerungen die einzigen, die vollkommen lächerlich wirken. Sie passen nicht.

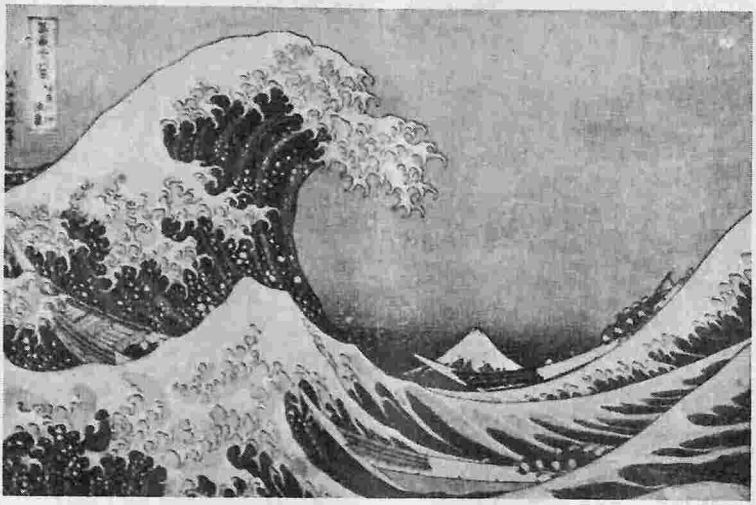
7 Gollancz, S. 105

Tatsächlich entstammen sie einer völlig anderen Geschichte. Snorri Sturluson, der Dichtergelehrte von Island (1178–1241), erklärt in seiner *Skaldskaparmal* (Die Sprache der Barden) viele Kenningar (bildhafte Ausdrücke) von berühmten Barden der Vergangenheit. Er zitiert einen Vers von Snaebjörn, einem isländischen Skalden, der vor langer Zeit gelebt hatte. Dieser Kenning hat die Übersetzer zur Verzweiflung getrieben, wie das bei jeder alten, teilweise verlorengegangenen poetischen Sprache der Fall ist. Es gibt nicht weniger als drei Ausdrücke in diesem Neunzeiler, die als *hapax legomena* gelten können, Begriffe also, die nur einmal erscheinen. Die sachkundigste Übersetzung ist die von Gollancz und lautet folgendermaßen:

> *›Tis said, sang Snaebjörn, that far out, off yonder ness, the Nine Maids of the Island Mill stir amain the host-cruel skerry-quern – they who in ages past ground Hamlet's meal. The good chieftain furrows the hull's lair with his ship's beaked prow. Here the sea is called Amlodhi's mill.‹*
>
> Es heißt, sang Snaebjörn, daß weit draußen am Erdrand die neun Maiden der Eilandmühle mit aller Kraft die den Schiffern verderbliche Felsenriff-Mühle betreiben, sie, die in vergangenen Zeiten Hamlets Mahl mahlten. Der gute Anführer pflügt des Schiffskörpers Lager mit seines Schiffes geschnäbeltem Bug. Hier heißt die See Amlodhis Mühle.

Das genügt. Was immer es an Unklarheiten und Vieldeutigkeit geben mag, eines ist klar: Adieu Junius Brutus und die sicheren Tummelplätze der klassischen Ableitungen.
Gemeint ist hier der graue, stürmische Ozean des Nordens, seine gewaltigen Brecher, die für immer die granitnen Klippen mahlen, und Amlodhi ist sein König. Sneabjörns ›kvern‹ ist aus der englischen Sprache nicht verschwunden. Sie ist noch immer ›the surf mill‹, die Brandungsmühle. Sogar der *British Island Pilot* mit seiner nüchternen Sprache vermittelt etwas von der Macht der neun Maiden, deren Name in den *Merry Men of Mey* auf Pentland Firth widerhallt: »Wütet ein Sturm über viele Tage, so brandet der Atlantik mit voller Wucht gegen die Küste der Orkney-Inseln: tonnenschwere Felsen werden aus ihrem Bett gerissen und hochgeschleudert, und das Tosen der

Brandung ist noch im Umkreis von 20 Meilen zu hören; die Brecher erreichen eine Höhe bis zu 66 Fuß ...«
Wenn der Sturm zunimmt, »verliert sich jeder Unterschied zwischen Luft und Wasser, alles scheint in einem undurchdringlichen Dunstschleier eingetaucht«. Pytheas, der erste Erforscher des Nordens, nannte dies die ›Meereslunge‹ und schloß daraus, daß dies der Endpunkt der Erde sein müsse, wo Himmel und Wasser sich in dem ursprünglichen Chaos wieder vereinen.
Dies führt zu einer viel älteren und gewiß unabhängigen Tradition, deren Ursprünge im frühen nordischen Mythos liegen – oder, womöglich von noch älterer Abstammung, zumindest durch ihn hindurchgegangen sind.



Laura Bohannan
Hamlet im Busch[30]

Drei Tage, bevor ich Oxford wieder verließ, um nach West-Afrika zurückzukehren, drehte sich das Gespräch um die Theatersaison in Stratford. »Ihr Amerikaner«, sagte ein Bekannter, »habt oft Schwierigkeiten mit Shakespeare; immerhin war er ein sehr englischer Dichter. Man kann das Universelle leicht mißinterpretieren, wenn man das Besondere mißversteht.«

Ich wandte ein, die menschliche Natur sei überall auf der ganzen Welt ziemlich dieselbe; der generelle Aufbau und die Handlungsmotive großer Tragödien seien immer klar – und überall –, auch wenn man einige Details, die Sitten und Gebräuche betreffend, erklären müsse und Übersetzungsschwierigkeiten leichte Veränderungen bewirken könnten.

Um diesen Disput, in dem wir zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis kamen, zu beenden, gab mir mein Bekannter eine Ausgabe von Shakespeares *Hamlet* mit auf die Reise – in der Hoffnung, mein Geist würde sich dadurch von seiner primitiven Umgebung loslösen und ich könnte durch ausgedehnte Meditationen die Gnade einer einwandfreien Interpretation erlangen.

Es war meine zweite Studienreise zu jenem afrikanischen Stamm, und ich hielt mich für vorbereitet genug, um in einem der abgelegenen Bezirke zu leben – einem Gebiet, das sogar zu Fuß schwer zu durchqueren war. Schließlich ließ ich mich auf einem kleinen Hügel nieder, der einem sehr klugen alten Mann gehörte, dem Oberhaupt einer Sippe von etwa hundertvierzig Menschen, die alle entweder seine nahen Verwandten oder deren Frauen und Kinder waren. Wie die anderen Ältesten in der Nachbarschaft, so verbrachte auch dieser alte Mann den größten Teil seiner Zeit damit, Zeremonien durchzuführen, die man heutzutage in den zugänglicheren Teilen des Stammesgebiets nur noch sehr selten beobachten kann. Ich war hocherfreut. Drei Monate der Isolierung und Muße nahten: die Zeit zwischen der Ernte, bevor die Sümpfe stiegen, und dem Bestellen der Felder, wenn das Wasser wieder sank. Dann, dachte ich, würden sie sogar mehr Zeit haben, Zeremonien abzuhalten und sie mir zu erklären. Aber ich hatte

mich wohl geirrt. Die meisten der Zeremonien erforderten die Anwesenheit der Ältesten von mehreren Sippen. Als die Sümpfe stiegen, war es für den alten Mann zu schwierig, von einer Sippe zur nächsten zu wandern; die Zeremonien hörten allmählich auf. Als die Sümpfe noch höher anstiegen, fanden sämtliche Aktivitäten ein Ende, außer einer: Die Frauen brauten Bier aus Mais und Hirse; Männer, Frauen und Kinder saßen auf ihren kleinen Hügeln und tranken Bier.

In der Dämmerung begannen sie damit. Am späten Vormittag war die ganze Sippe dabei zu trinken, zu singen, zu tanzen und zu trommeln. Wenn es regnete, mußten die Leute in ihren Hütten sitzen: dort tranken sie und sangen oder erzählten Geschichten. Ich mußte mich entweder der Gesellschaft anschließen oder in meine eigene Hütte und zu meinen Büchern zurückziehen. »Man unterhält sich nicht über ernsthafte Dinge, wenn es Bier gibt. Komm, trink mit uns!« Da mir ihr Fassungsvermögen für das dicke einheimische Bier fehlte, verbrachte ich immer mehr Zeit mit der Lektüre von *Hamlet.*

Vor dem Ende des zweiten Monats sank die Gnade auf mich: ich war ziemlich sicher, daß es nur eine mögliche Interpretation des *Hamlet* gab, und die war (offensichtlich) universell.

Morgens pflegte ich sehr früh den alten Mann zu besuchen, in der Hoffnung, ein ernsthaftes Gespräch mit ihm führen zu können, bevor die Bierparty begann. Sein Gästehaus bestand aus einem Kreis von Pfählen, die ein Strohdach über einem niedrigen Lehmwall stützten, um Wind und Regen abzuhalten. Eines Tages krabbelte ich durch die niedrige Türöffnung und fand die meisten Männer der Sippe dort versammelt; in ihren zerschlissenen Kleidern kauerten sie auf Stühlen, niedrigen Holzpritschen und Lehnstühlen und wärmten sich gegen die Kälte des Regens an einem rauchigen Feuer. In der Mitte standen drei Krüge Bier. Das Fest hatte begonnen. Der alte Mann begrüßte mich herzlich. »Setz dich und trink!« Ich nahm eine große Kalebasse Bier entgegen, goß etwas davon in einen kleinen Trinkkürbis und kippte es hinunter. Dann goß ich noch einmal etwas in denselben Kürbis für den Zweitältesten nach meinem Gastgeber, bevor ich die Kalebasse einem jüngeren Mann überreichte zur weiteren Verteilung. Wichtige Leute sollten nicht selbst Bier ausschenken. »So ist es besser.« Der alte Mann sah mich wohlwollend an und zupfte an dem Strohhalm, der sich in meinem Haar verfangen hatte. »Du solltest öfter mit uns zusammensitzen und trinken. Deine Diener

haben mir erzählt, daß du, wenn du nicht bei uns bist, in deiner Hütte sitzt und auf ein Papier starrst.«

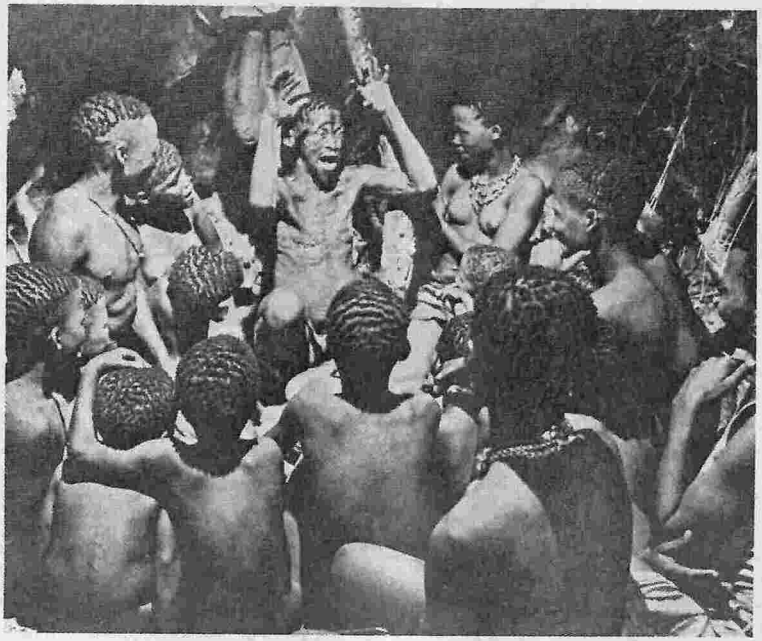
Der alte Mann hatte vier Arten von ›Papier‹ kennengelernt: Steuerbelege, Aussteuerbescheinigungen, Gerichtsbescheide und Briefe. Der Bote, der die Briefe vom Häuptling brachte, benutzte sie hauptsächlich als Amtszeichen, denn er wußte immer, was darin stand, und *erzählte* es dem alten Mann. Persönliche Briefe für die wenigen, die Verwandte in der Regierung oder auf den Missionsstationen hatten, wurden aufbewahrt, bis jemand zu einem großen Markt ging, wo es einen Briefschreiber und -leser gab. Seit meiner Ankunft wurden mir die Briefe gebracht. Ein paar Männer brachten mir auch Aussteuerbescheinigungen, privat, mit der Bitte, ›die Zahlen in eine höhere Summe zu verwandeln‹. Ich fand heraus, daß moralische Argumente nutzlos sind, da angeheiratete Verwandte Freiwild und die technischen Risiken der Fälschung einem Volk von Analphabeten schwer zu erklären sind. Ich wollte nicht, daß sie mich für albern genug hielten, mit solchen Papieren meine Tage zu verbringen, und hastig erklärte ich, daß mein ›Papier‹ eines der ›Dinge aus früheren Zeiten‹ meines Landes sei.

»Ah«, sagte der alte Mann, »erzähl uns davon.« Ich protestierte, ich sei kein Geschichtenerzähler. Geschichtenerzählen gilt als hohe Kunst bei ihnen; ihre Ansprüche sind hoch, die Zuhörerschaft ist kritisch, und sie äußert ihre Kritik laut vernehmlich. Ich protestierte vergebens. An diesem Morgen wollten sie eine Geschichte hören, während sie tranken. Sie drohten, mir nie wieder Geschichten zu erzählen, wenn ich nicht eine der meinen zum besten geben würde. Schließlich versprach der alte Mann, daß niemand meinen Stil kritisieren würde, »denn wir wissen, daß du mit unserer Sprache zu kämpfen hast«. – »Aber«, warf einer der Ältesten ein, »du mußt erklären, was wir nicht verstehen, wie wir es tun, wenn wir dir unsere Geschichten erzählen.« Plötzlich erkannte ich, daß hier meine Chance war zu beweisen, daß *Hamlet* universell verständlich ist, und so willigte ich ein.

Der alte Mann reichte mir noch etwas Bier, um mir beim Geschichtenerzählen zu helfen. Die Männer stopften ihre langen hölzernen Pfeifen und holten glimmende Stücke Kohle zum Anzünden aus dem Feuer; dann lehnten sie sich zufrieden paffend zurück, um zuzuhören.

Ich begann in der angemessenen Form: »Nicht gestern, nicht vorgestern, sondern vor langer Zeit trug sich eine Sache zu. Eines Nachts

hielten drei Männer Wache vor der Hütte des großen Häuptlings, als sie plötzlich den früheren Häuptling auf sich zukommen sahen.« – »Warum war er nicht mehr ihr Häuptling?« – »Er war tot«, erklärte ich. »Darum waren sie auch beunruhigt und ängstlich, als sie ihn sahen.« »Unmöglich«, begann einer der Ältesten und reichte seine Pfeife seinem Nachbarn weiter, der ihn unterbrach: »Natürlich war es nicht der tote Häuptling; es war eine Erscheinung, von einer Hexe gesandt. Mach weiter.«



Leicht geschüttelt fuhr ich fort: »Einer dieser drei war ein Mann, ›der Dinge wußte‹« – die nächstliegende Übersetzung für Gelehrter, aber unglücklicherweise bedeutete es auch Hexe. Der Zweitälteste sah triumphierend den ersten an. »So sprach er zum toten Häuptling und sagte: ›Sag uns, was wir tun sollen, damit du in deinem Grabe ruhen kannst‹, aber der tote Häuptling gab keine Antwort. Er verschwand, und sie konnten ihn nicht mehr sehen. Daraufhin sagte der Mann, der Dinge wußte – er hieß Horatio –, dieser Vorfall sei eine Angelegenheit von Hamlet, des toten Häuptlings Sohn.«

Allgemeines Kopfschütteln im Kreis. »Hatte der tote Häuptling keine lebenden Brüder? Oder war dieser Sohn der Häuptling?«
»Nein«, erwiderte ich. »Das heißt, er hatte einen lebenden Bruder, der Häuptling wurde, als der ältere Bruder starb.«
Die alten Männer murrten: solche Erscheinungen seien Angelegenheiten für Häuptlinge und Älteste, nicht für junge Leute; dabei könne nichts Gutes herauskommen, den Häuptling zu hintergehen; offensichtlich war Horatio nicht ein Mann, der Dinge wußte.
»Doch, das war er«, beteuerte ich und scheuchte ein Huhn von meinem Bier weg. »In unserem Land ist der Sohn dem Vater am nächsten. Der jüngere Bruder des toten Häuptlings war der große Häuptling geworden. Er hatte außerdem die Witwe seines älteren Bruders geheiratet, nur einen Monat nach dem Begräbnis.«
»Er tat wohl daran.« Der alte Mann strahlte und verkündete den anderen: »Ich habe euch erzählt, daß wir, wenn wir mehr über die Europäer wüßten, feststellen würden, daß sie uns wirklich sehr ähnlich sind. Auch in unserem Land«, fügte er zu mir gewandt hinzu, »heiratet der jüngere Bruder die Witwe seines älteren Bruders und wird der Vater seiner Kinder. Also, falls dein Onkel, der deine verwitwete Mutter geheiratet hat, der wahre Bruder deines Vaters ist, dann wird er dir ein richtiger Vater sein. Hatten Hamlets Vater und Onkel ein und dieselbe Mutter?«
Seine Frage drang kaum in meinen Kopf; ich war zu verwirrt und zu sehr aus dem Gleichgewicht gebracht, weil eines der wichtigsten Elemente im *Hamlet* für sie völlig belanglos war. Ziemlich unbestimmt sagte ich, ich nähme an, daß sie dieselbe Mutter gehabt hätten, daß ich aber nicht sicher sei; die Geschichte sage nichts darüber. Der alte Mann versicherte mir ernst, daß diese genealogischen Details den ganzen Unterschied ausmachten; wenn ich heimginge, müßte ich die Ältesten darüber befragen. Er rief durch die Tür einer seiner jüngeren Frauen zu, sie solle ihm seine Tasche bringen.
Entschlossen, von dem Mutter-Motiv zu retten, was noch zu retten war, holte ich tief Luft und begann erneut. »Hamlet war sehr traurig darüber, daß seine Mutter so schnell wieder geheiratet hatte. Es lag keine Notwendigkeit vor, und bei uns ist es nicht Brauch, daß eine Witwe zu ihrem nächsten Gatten geht, bevor sie nicht zwei Jahre getrauert hat.«
»Zwei Jahre sind zu lang«, warf die Frau ein, die mit der schäbigen

Ziegenledertasche des alten Mannes erschienen war. »Wer wird dein Land hacken, wenn du keinen Mann hast?«
»Hamlet«, erwiderte ich, ohne nachzudenken, »war alt genug, das Land seiner Mutter selbst zu hacken. Es gab keine Notwendigkeit für sie, sich wieder zu verheiraten.« Niemand schien überzeugt zu sein. Ich gab auf. »Seine Mutter und der große Häuptling baten Hamlet, nicht traurig zu sein, denn der große Häuptling würde zu Hamlet wie ein Vater sein. Überdies würde Hamlet selbst der nächste Häuptling sein: daher müßte er dableiben, um die Dinge eines Häuptlings zu lernen. Hamlet willigte ein, und alle gingen davon, um Bier zu trinken.«
Während ich eine Pause machte, unsicher, wie ich Hamlets wütenden Monolog wiedergeben sollte vor einer Zuhörerschaft, die überzeugt davon war, daß sich Claudius und Gertrude vollkommen richtig verhalten hatten, fragte mich einer der jungen Männer, wer denn die anderen Frauen des toten Häuptlings geheiratet habe.
»Er hatte keine anderen Frauen«, erzählte ich ihm.
»Aber ein Häuptling muß viele Frauen haben! Wie kann er sonst Bier brauen und Essen zubereiten für alle seine Gäste?«
Ich sagte ihm mit fester Stimme, daß in unserem Land sogar Häuptlinge nur *eine* Frau haben, daß sie Diener haben, um ihre Arbeit zu tun, und daß sie diese Diener aus Steuergeldern bezahlen.
Für einen Häuptling sei es besser, gaben sie zurück, viele Frauen und Söhne zu haben, die ihm helfen, sein Land zu bestellen und sein Volk zu ernähren; dann würde jeder den Häuptling lieben, der viel gibt und nichts nimmt; Steuern seien eine schlechte Sache.
Der letzten Bemerkung stimmte ich zu, aber was den Rest anging, griff ich auf ihre Lieblingsformel zurück, um seine Fragen abzuspeisen: »So wird es gemacht, und so machen wir es.«
Ich beschloß, den großen Monolog auszulassen. Auch wenn man hier meinte, daß Claudius richtig gehandelt habe, als er die Witwe seines Bruders zur Frau nahm, blieb immer noch das Giftmotiv, und ich wußte, daß sie den Brudermord mißbilligen würden. Hoffnungsvoller fuhr ich fort: »In jener Nacht wachte Hamlet mit den dreien, die seinen toten Vater gesehen hatten. Der tote Häuptling erschien wieder, und obwohl die anderen Angst hatten, folgte Hamlet ihm. Als sie allein waren, sprach Hamlets toter Vater...«
»Erscheinungen können nicht reden!« rief der Alte nachdrücklich.

»Hamlets toter Vater war keine Erscheinung; ihn zu sehen, hätte eine Erscheinung sein können, aber er war es nicht.« Meine Zuhörer schauten mich so konfus an, wie ich mich anhörte. »Das *war* Hamlets toter Vater. Es war ein Ding, das wir einen Geist nennen.« Ich mußte das englische Wort nehmen, denn anders als viele der benachbarten Stämme glaubten diese Leute hier nicht an ein Leben nach dem Tod für einen Teil der Person.

»Was ist ein *Geist*? Eine Erscheinung?«

»Nein, ein *Geist* ist jemand, der tot ist, der aber umhergehen und reden kann, und die Menschen können ihn sehen und hören, aber nicht berühren.«

Sie widersprachen mir: »Man kann Zombies berühren.«

»Nein, nein! Das war kein toter Körper, den die Hexen belebt hatten, um ihn zu opfern und zu essen. Niemand anderes ließ Hamlets toten Vater umhergehen. Er tat es selbst.«

»Tote Menschen können nicht gehen!« protestierte mein Publikum wie ein Mann.

Ich war nun willens, einen Kompromiß zu schließen. »Ein *Geist* ist der Schatten eines toten Mannes.«

Aber wieder entgegneten sie mir: »Tote Menschen werfen keine Schatten.«

»In meinem Land aber!« Ich war eingeschnappt. Der alte Mann erstickte das ungläubige Gemurmel, das sich sofort erhob, und sprach zu mir mit der unaufrichtigen und höflichen Zustimmung, die man den Träumen der Jungen, Ignoranten und Unbedachten angedeihen läßt: »Kein Zweifel, in deinem Land können die Toten auch umhergehen, ohne Zombies zu sein.« Aus den Tiefen seiner Tasche beförderte er das verwitterte Bruchstück einer Kolanuß, biß ein Stück ab, um zu zeigen, daß sie nicht vergiftet war, und überreichte mir den Rest als Friedensgeschenk.

»Jedenfalls«, fuhr ich fort, »Hamlets toter Vater sagte, daß sein eigener Bruder, der, der Häuptling geworden war, ihn vergiftet habe. Er wünsche, daß Hamlet ihn räche. Hamlet wollte das von ganzem Herzen, denn er mochte seinen Onkel nicht.« Ich nahm noch einen großen Schluck Bier. »In dem Land des großen Häuptlings, in derselben Sippe, die sehr groß war, lebte ein wichtiger Ältester, der sehr oft beim Häuptling war, um ihm mit Rat und Hilfe zu dienen. Er hieß Polonius, Hamlet umwarb seine Tochter, aber ihr Vater und ihr Bru-

der« – ich suchte hastig nach einer Stammesanalogie – »warnten sie davor, sich von Hamlet besuchen zu lassen, wenn sie allein auf ihrem Hof war, denn er würde eines Tages ein großer Häuptling sein und könne sie deswegen nicht heiraten.«

»Warum nicht?« fragte die Frau, die sich neben dem alten Mann auf dem Stuhlrand niedergelassen hatte. Er betrachtete sie stirnrunzelnd wegen der dummen Frage und knurrte: »Sie lebten in derselben Sippe.«

»Das war nicht der Grund«, unterrichtete ich sie. »Polonius war ein Fremder, der in der gleichen Sippe lebte, weil er dem Häuptling half, nicht weil er ein Verwandter war.«

»Dann also, warum konnte Hamlet sie nicht heiraten?«

»Er hätte gekonnt, aber Polonius glaubte nicht, daß er es tun würde. Schließlich war Hamlet ein wichtiger Mann, der die Tochter eines Häuptlings heiraten sollte, denn in seinem Land konnte ein Mann nur *eine* Ehefrau haben. Polonius hatte Angst, wenn Hamlet mit seiner Tochter schliefe, würde niemand sonst mehr einen Brautpreis für sie geben.«

»Das mag wahr sein«, bemerkte einer der scharfsinnigeren Ältesten. »Aber der Sohn eines Häuptlings würde dem Vater seiner Geliebten genug Geschenke machen, um mehr als den Unterschied auszugleichen, und ihm außerdem Schutz gewähren. Für mich hört sich Polonius wie ein Narr an.«

»Viele Leute dachten, er sei es«, stimmte ich zu. »In der Zwischenzeit hatte Polonius seinen Sohn Laertes nach Paris geschickt, damit er dort Dinge jenes Landes lerne, denn es war das Land eines sehr großen Häuptlings. Da er Angst hatte, daß Laertes für Bier, Frauen und Spiele eine Menge Geld verschwenden und bei Kämpfen in Schwierigkeiten kommen würde, schickte er heimlich einen seiner Bediensteten nach Paris, um auszuspionieren, was Laertes machte. Eines Tages begegnete Hamlet Polonius' Tochter Ophelia. Er benahm sich sonderbar, daß sie erschrak. Tatsächlich« – ich suchte nach Worten, um die eigenartige Verrücktheit Hamlets zu beschreiben – »der Häuptling und viele andere hatten auch bemerkt, daß man, wenn Hamlet sprach, die Worte zwar verstehen konnte, aber nicht, was sie bedeuteten. Viele Leute dachten, er sei wahnsinnig geworden.« Meine Zuhörer wurden plötzlich viel aufmerksamer. »Der große Häuptling wollte wissen, was mit Hamlet los sei: daher schickte er zwei von Hamlets Altersgenos-

sen« – das Wort *Schulfreunde* hätte einer langen Erklärung bedurft –, »um mit Hamlet zu reden und herauszufinden, was sein Herz beunruhigte. Hamlet erzählte ihnen nichts, da er sah, daß sie von dem großen Häuptling bestochen worden waren, ihn zu betrügen. Polonius jedoch behauptete, Hamlet sei verrückt, einfach weil ihm verboten worden war, Ophelia zu sehen, die er liebte.«
»Warum«, fragte eine verdutzte Stimme, »sollte irgend jemand Hamlet deswegen verhexen?«
»Ihn verhexen?«
»Ja, nur Hexerei kann jemanden wahnsinnig machen, außer natürlich, man sieht die Wesen, die sich im Wald verborgen halten.«

Ich hörte auf, Geschichtenerzählerin zu sein, zückte mein Notizheft und forderte sie auf, mir mehr über die beiden Ursachen des Wahnsinns zu erzählen. Sogar während sie sprachen, machte ich Notizen; ich versuchte mir den Einfluß dieses neuen Faktors auf die weitere Handlung auszurechnen. Hamlet war den Wesen, die sich im Wald verborgen halten, nicht ausgesetzt gewesen. Nur seine Verwandten in der männlichen Linie konnten ihn verhext haben. Abgesehen von Verwandten, die nicht von Shakespeare erwähnt werden, mußte es Claudius sein, der ihm Leid zufügen wollte. Und natürlich, der war es auch. Für den Augenblick wies ich die Fragen ab, indem ich sagte, daß der große Häuptling sich auch weigerte zu glauben, daß Hamlet wegen seiner großen Liebe zu Ophelia wahnsinnig geworden sei, und sonst nichts. »Er war sicher, daß irgend etwas viel Wichtigeres Hamlets Herz beunruhigte.«
»Nun hatten Hamlets Altersgenossen«, fuhr ich fort, »einen berühmten Geschichtenerzähler mitgebracht. Hamlet beschloß, dieser Mann solle dem Häuptling und seiner ganzen Sippe eine Geschichte erzählen von einem Mann, der seinen Bruder vergiftet hatte, weil er die Frau des Bruders begehrte und selbst Häuptling sein wollte. Hamlet war sich sicher, daß der große Häuptling die Geschichte nicht hören könne, ohne den Beweis zu liefern, daß er tatsächlich schuldig sei, und dadurch würde Hamlet mit Sicherheit wissen, ob sein toter Vater die Wahrheit gesagt hatte.«
Der alte Mann unterbrach mich mit großer Geschicklichkeit. »Warum sollte ein Vater seinen Sohn anlügen?« fragte er.
Ich wand mich. »Hamlet war nicht sicher, ob es wirklich sein toter

Vater war.« Es war unmöglich, in dieser Sprache irgend etwas über Visionen zu sagen, die vom Teufel gesandt sind.
»Du meinst«, sagte er, »es war tatsächlich eine *Erscheinung,* und er wußte, daß Hexen manchmal trügerische senden. Hamlet war ein Dummkopf, daß er nicht zuallererst zu jemandem ging, der Erfahrungen damit hat, Erscheinungen zu bestimmen und die Wahrheit zu weissagen. Ein Mann-der-die-Wahrheit-sieht hätte ihm sagen können, wie sein Vater gestorben war, ob er wirklich vergiftet worden ist und ob Hexerei im Spiel war; dann hätte Hamlet die Ältesten zusammenrufen können, um die Angelegenheit zu bereden.«
Der schlaue Älteste wagte zu widersprechen. »Weil der Bruder des Vaters der Häuptling war, könnte Einer-der-die-Wahrheit-sieht Angst gehabt haben, es zu erzählen. Ich glaube, das war der Grund, daß ein Freund seines Vaters – ein Hexer und Ältester – eine Erscheinung gesandt hatte, um dem Sohn seines Freundes Bescheid zu geben. Entsprach die Erscheinung der Wahrheit?«
»Ja«, sagte ich, die Geister und den Teufel aufgebend; eine von Hexen gesandte Erscheinung würde es sein müssen. »Es war wahr, denn als der Geschichtenerzähler seine Geschichte vor der ganzen Sippe erzählte, erhob sich der große Häuptling voll Furcht. Aus Angst, daß Hamlet tatsächlich sein Geheimnis kannte, plante er, ihn ermorden zu lassen.«
Die nächste Szene brachte einige Übersetzungsschwierigkeiten mit sich. Ich begann vorsichtig: »Der große Häuptling bat Hamlets Mutter herauszufinden, was ihr Sohn wußte. Aber weil die Kinder einer Frau immer den ersten Platz in ihrem Herzen einnehmen, befahl er Polonius, sich hinter einem Vorhang zu verstecken, der an einer Wand ihres Schlafgemachs herabhing. Hamlet begann seine Mutter zu schelten für das, was sie getan hatte.«
Erschrockenes Gemurmel überall; ein Mann sollte niemals seine Mutter schelten.
»Sie schrie laut vor Angst, und Polonius bewegte sich hinter dem Vorhang. Hamlet rief: »Eine Ratte«, nahm seine Machete und zerschlitzte den Vorhang.« Ich machte eine Pause, um die Spannung zu steigern. »Er hatte Polonius ermordet!«
Die alten Männer sahen einander voll Abscheu an. Dieser Polonius sei wirklich ein Narr und ein Mann, der nichts wußte. Jedes Kind wüßte genug, um »ich bin's« zu rufen. Gequält erinnerte ich mich: Diese

Leute sind begeisterte Jäger, immer mit Bogen, Pfeil und Machete bewaffnet; beim ersten Rascheln im Gras ist der Bogen gespannt und abschußbereit; die Jäger rufen »Wild?«, und wenn nicht sofort eine menschliche Stimme antwortet, schnellt der Pfeil los. Wie ein guter Jäger hatte Hamlet »eine Ratte!« gerufen und dann zugeschlagen.
Ich beeilte mich, Polonius' guten Ruf zu retten. »Polonius hatte gesprochen. Und Hamlet hatte ihn gehört. Aber er dachte, es sei der Häuptling, und er wollte ja seinen Vater rächen. Er hatte vorgehabt, ihn schon früher an jenem Abend zu töten...« Ich brach zusammen, unfähig, diesen Heiden, die nicht an ein individuelles Leben nach dem Tod glaubten, den Unterschied zu erklären.

Dieses Mal hatte ich meine Zuhörer ernsthaft erschüttert: »Wenn ein Mann seine Hand erhebt gegen den Bruder seines Vaters und den, der sein Vater geworden ist – das ist furchtbar.« – »Die Ältesten sollten solch einen Mann verhext sein lassen.«
Ich knabberte in ziemlicher Verlegenheit an meiner Kolanuß und wies

schließlich darauf hin, daß dieser Mann immerhin Hamlets Vater ermordet hatte.
»Nein«, verkündete der alte Mann. Er redete weniger mich als die jungen Männer an, die hinter den Ältesten saßen. »Wenn der Bruder deines Vaters deinen Vater ermordet hat, muß du dich an die Altersgenossen deines Vaters wenden; sie müssen ihn rächen. Kein Mann darf gegen ältere Verwandte Gewalt anwenden.« Noch ein Gedanke kam ihm: »Aber falls der Bruder des Vaters wirklich hinterhältig genug war, Hamlet zu verhexen und ihn wahnsinnig zu machen ... das wäre tatsächlich eine gute Geschichte, denn es wäre seine eigene Schuld, daß Hamlet von Sinnen und daher bereit war, seinen eigenen Onkel zu töten.«
Zustimmendes Gemurmel. *Hamlet* war für sie wieder eine gute Geschichte geworden, aber mir schien sie nicht mehr ganz dieselbe zu sein. Als ich über die kommenden Schwierigkeiten der Handlung nachdachte, verlor ich den Mut und beschloß, den gefährlichen Grund schnell zu überqueren.
»Dem großen Häuptling«, erzählte ich weiter, »tat es nicht leid, daß Hamlet Polonius ermordet hatte. Es gab ihm nur einen Vorwand, Hamlet und seine beiden treulosen Altersgenossen zu dem Häuptling eines weit entfernten Landes zu schicken, mit Briefen, in denen er den Häuptling aufforderte, Hamlet töten zu lassen. Aber Hamlet änderte den Inhalt des Papiers, so daß der Häuptling an seiner Stelle seine beiden Begleiter ermorden ließ.«
Ich begegnete dem vorwurfsvollen Blick eines der Männer, dem ich erzählt hatte, daß heimliches Fälschen nicht nur unmoralisch, sondern sogar unterhalb menschlicher Würde sei. Ich schaute in die andere Richtung.
»Bevor Hamlet zurückkehren konnte, kam Laertes zum Begräbnis seines Vaters nach Hause. Der große Häuptling erzählte ihm, daß Hamlet Polonius ermordet hatte. Laertes schwor, Hamlet zu töten, auch deshalb, weil seine Schwester verrückt geworden war, als sie hörte, daß ihr Vater von dem Mann, den sie liebte, ermordet worden war; sie ertrank im Fluß.«
»Hast du schon wieder vergessen, was wir dir erzählt haben?« fragte der alte Mann vorwurfsvoll. »Man kann sich nicht an einem Verrückten rächen. Hamlet hat Polonius in seinem Wahn getötet. Was das Mädchen betrifft, sie wurde nicht nur verrückt, sie wurde ertränkt.

Nur Hexen können Menschen ertrinken lassen. Wasser allein tut nicht weh. Es ist einfach etwas, das man trinkt und worin man badet.«
Ich wurde langsam ärgerlich. »Wenn euch die Geschichte nicht gefällt, höre ich auf.«
Der alte Mann machte irgendwelche beruhigenden Geräusche und goß mir eigenhändig noch mehr Bier ein. »Du erzählst die Geschichte gut, und wir hören zu. Aber offensichtlich haben dir die Ältesten in deinem Land nie erzählt, was die Geschichte wirklich bedeutet. Nein, unterbrich mich nicht! Wir glauben dir, wenn du sagst, eure Hochzeitsbräuche seien anders, oder eure Kleider und Waffen. Aber die Menschen sind überall die gleichen; daher gibt es überall Hexen, und wir sind es, die Ältesten, die wissen, wie Hexen arbeiten. Wir haben dir gesagt, daß der große Häuptling es war, der Hamlet töten wollte, und jetzt haben deine eigenen Worte bewiesen, daß wir recht hatten. Was für männliche Verwandte hatte Ophelia?«
»Da waren nur ihr Vater und ihr Bruder.« *Hamlet* war mir einfach aus den Händen genommen worden.
»Es muß noch viele andere gegeben haben; das ist auch etwas, wonach du eure Ältesten fragen mußt, wenn du in dein Land zurückkehrst. Nach dem, was du uns erzählt hast, muß es Laertes gewesen sein, der Ophelia getötet hat, da Polonius ja tot war, obwohl ich keinen Grund dafür sehe, daß Laertes es tat.«
Wir hatten einen Krug geleert, und der alte Mann erörterte den Punkt leicht beschwipst. Endlich forderte einer von ihnen mich auf: »Was hat Polonius' Diener nach seiner Rückkehr gesagt?«
Mit Schwierigkeiten rief ich mir Reynoldo und seine Mission ins Gedächtnis zurück. »Ich glaube nicht, daß er zurückgekehrt war, als Polonius starb.«
»Hör mir zu«, sagte der Älteste, »und ich werde dir erzählen, wie es war und wie deine Geschichte weitergeht. Dann kannst du mir sagen, ob ich recht gehabt habe. Polonius wußte, daß sein Sohn in Schwierigkeiten kommen würde, und so war es auch. Er mußte viele Spielschulden und Strafen bezahlen. Und es gab nur zwei Wege, schnell an Geld zu kommen. Der eine war, seine Schwester sofort zu verheiraten; aber es ist schwer, einen Mann zu finden, der eine Frau heiraten will, die von dem Sohn eines Häuptlings begehrt wird. Denn wenn der Erbe des Häuptlings mit deiner Frau Ehebruch begeht, was willst du machen? Nur ein Narr zieht gegen einen Mann vor Gericht, der eines

Tages sein Richter sein wird. Deswegen mußte Laertes den zweiten Weg nehmen. Er tötete seine Schwester durch Hexerei, ertränkte sie, damit er heimlich ihren Körper an die Hexen verkaufen konnte.«
Ich erhob Einspruch: »Sie fanden ihren Körper und begruben ihn. Laertes sprang in das Grab, um seine Schwester noch einmal zu sehen – also, seht ihr, der Körper war wirklich da. Hamlet, der gerade zurückgekehrt war, sprang ihm nach.«
»Was habe ich gesagt?« Der Älteste wandte sich an die anderen. »Laertes hatte nichts Gutes mit dem Körper seiner Schwester im Sinn. Hamlet hinderte ihn daran, denn wie ein Häuptling will auch der Erbe eines Häuptlings nicht, daß ein anderer Mann reich und mächtig wird. Laertes wurde böse, denn er hatte seine Schwester getötet, ohne einen Nutzen davon zu haben. In unserem Land hätte er versucht, Hamlet deswegen zu töten. Ist das nicht auch geschehen?«
»Mehr oder weniger«, gab ich zu. »Als der große Häuptling herausfand, daß Hamlet noch am Leben war, überredete er Laertes, Hamlet zu töten, und traf Vorkehrungen für einen Wettkampf mit Macheten zwischen den beiden. Bei dem Kampf wurden beide junge Männer tödlich verletzt. Hamlets Mutter trank das vergiftete Bier, das der Häuptling bereitgestellt hatte für den Fall, daß Hamlet den Kampf gewinnen würde. Als Hamlet merkte, daß seine Mutter vergiftet war, schaffte er es, sterbend seinen Onkel mit der Machete zu töten.«
»Siehst du, ich hatte recht!« rief der Älteste.
»Das war eine sehr schöne Geschichte«, fügte der alte Mann hinzu, »und du hast sie mit nur wenigen Fehlern erzählt. Ein Irrtum war da noch, ganz am Ende. Das Gift, das Hamlets Mutter getrunken hat, war offensichtlich für den Gewinner des Kampfes bestimmt, wer immer es auch sein würde. Wenn Laertes gewonnen hätte, hätte der große Häuptling ihn vergiftet, damit niemand erfahre, daß er Hamlets Tod geplant hatte; außerdem brauchte er dann auch nicht Laertes' Hexenkunst zu fürchten: Ein starkes Herz ist nötig, um seine eigene Schwester zu töten. Irgend wann einmal«, sagte er zum Schluß noch und raffte seine zerlumpte Toga zusammen, »mußt du uns noch mehr Geschichten aus deinem Land erzählen. Wir, die wir die Ältesten sind, werden dich in der wahren Bedeutung unterweisen, damit, wenn du in dein eigenes Land zurückkehrst, eure Ältesten sehen, daß du nicht die ganze Zeit nur im Busch herumgesessen bist, sondern bei denen warst, die Dinge wissen und die dich Weisheit lehren konnten.«

Peter Kuper
Hamlet-Sein[31]

Ich bin mir ihr abgedampft, habe meinen obligatorischen Halben bekommen, das war das Leben jetzt, mit der Mutter so halb versöhnt, kein krummes Ding gedreht, die Frau an deiner Seite, den Halben jeden Tag, das Essen war bezahlt, der Fick war da, du konntest alles saufen, das ist so wie heute im ›Wasserweibchen‹. Wenn ich manchmal auf Sauftour bin, liegt da auch ein Hunderter oder zweihundert von der Inge, ich kann mir eine Flasche Sekt aus dem Kühlschrank nehmen oder mich unter das Apfelweinfaß legen, die sagt dann bloß, »nur jetzt nicht ins Lokal, du mit deinem Ölkopf, du mit deinem angedrehten Schnauzekopf, geh bloß jetzt nicht in das Lokal, da machste mir noch alle Gäste kaputt, du setzt dich doch jetzt vorne an einen Tisch zu so einem Chemiekonzerntyp, probst mit dem über Gott und Kommunismus und erzählst vielleicht von deinem Autodiebstahl«.

Es war eine schöne Geschichte mit der Matura, natürlich hat sie auch dumme Dinger gemacht, hat ihr Auto nicht in einer Waschanlage gewaschen, sie wollte an den Seeringsee, wollte ihren Cadillac selbst

waschen, kein Wagenpfleger, nein, die hat selbst an den Chromstangen rumgefummelt, hat die Aschenbecher geleert, wo die Freier ihre Kippen ausgedrückt haben.

Ich habe ihr Märchen vorgelesen, sie hatte sich Märchenbücher gekauft, bei ihr gesessen, sie hat die Hand auf meinem Schoß gehabt, da waren dann die Bonbonnieren von den Freiern, solche Koffer, ich habe Märchen vorgelesen, russische Märchen oder Rittergeschichten, und »hach ist das schön, wenn du vorliest«, und, »lies doch noch ein bißchen, ach bitte ...«, sie hat drum gebettelt, daß ich weiterlese. Wenn ich eine linke Sau gewesen wäre, hätte ich gesagt, »jetzt mußte aber noch en Fuffziger drauflegen, dann les ich noch ne Stunde weiter«. Aber das habe ich nie gemacht, ich habe sie auch gemocht, ich war verliebt bis über beide Ohren, das hat mich angemacht.
Es ging ungefähr ein dreiviertel Jahr, mittlerweile habe ich mit dem Geld immer mehr und mehr die Stadt kennengelernt, manchmal gab es mehr, ich habe auch nicht jede Nacht den Halben ausgegeben, das war viel Geld damals. Es ging so lange, bis sie gesagt hat, »ich möchte gerne Urlaub machen in Cannes, ich geb dir tausend Mark, die schenk ich dir, und nicht, daß du dann mit der Bettelei kommst«.
Ich war nachts in den Mainterrassen, danach in der Breitegass, da

habe ich auch ab und zu mit den Mädels geschäkert, aber nicht reingesteckt. Und ein paar andere Ganoven haben gesagt, »hör mal«, das war ein Schwabe mit einer glockenhellen Stimme, so ein Stuttgarter Garagenhans, und der Leslie und so, »was hast du denn da für ne Uhr?«, die waren geil auf meine Uhr, und, »hör mal zu, ich geb dir da dreihundert Mark für«, ich war schicker, jedenfalls habe ich die Uhr verscheuert, habe dreihundert Eier bekommen und die Leute eingeladen, war im Suff der kleine König und bin mit irgendeinem Hamburger Mädel vögeln gegangen. Ich konnte nicht abspritzen, die wollte dafür hundert Mark. Plötzlich war noch ein anderes Mädel da, die haben mich angesaut, »los, jetzt fick doch, du altes Arschloch«, ich wollte einfach weg. Das hat sich über eineinhalb Stunden abgespielt, oben in dem Zimmer in der Breitegass. Und, »erst zahlst noch mal, und löhnst noch mal, und zeig doch mal den Schwanz«, rüde, so rüde, daß ich es mit der Angst zu tun bekam. Nicht, daß die mich angefaßt haben, die haben mich mit der Anprobe dermaßen niedergemacht, daß ich echte Angst bekommen habe. »Los, deine Alte, wir haben schon gehört, das ist die Matura, fickste die auch in den Arsch?«, die wollten mich kaputtmachen. Ich bin dann weg, hatte noch hundertfünfzig Mark.

Karin war in Düsseldorf bei den Eltern, ich sollte in Seckbach schlafen, hatte einhundertfünfzig Mark Vorschuß für drei Tage und dreihundert Mark. Sie kam am Mittwoch wieder, hat getickt, daß die Uhr weg war, hat den Bernstein-Edwin angemacht, das ist so ein Typ, der den Leuten einen Dännemann gibt, mit dem Kopf, der hat die Uhr wieder geholt, die Matura hat bezahlt, ich habe die Uhr nie mehr gekriegt. So ein Halbverrat, so ein blödes »verkauf mich doch nicht...« In ihrer Wut hat sie mit mir eine Art Schluß gemacht, hat sich aus Rache einen anderen Jungen genommen, auch einen blonden Jungen, ist mit dem los, in die Hüttenbar. Ich bin hin, »hallo...« – »Weg, hau ab, du miese Sau, hau ab du, du hast mich verraten, alte Drecksau«, oder, »komm, du siehst doch, ich bin hier beschäftigt, stör mich nicht, es hat keinen Zweck mehr mit uns, stör nicht unser Gespräch«.

Ich ab mit einer Höllenwut, Wut mit Schuldgefühlen, das waren Gefühle, die ich mir nicht richtig erklären konnte. Sie hat mich abgehängt, indem sie einen neuen Schwanz angeleiert hat, der gut war, der lieb war, der Typ. Dieser Rainer, der war lieb und sanft, das war ein Klosterschüler. Der Junge muß ihr aber irgendwie nicht ganz

gefallen haben. Das hat mit dem Bett nichts zu tun, der hat genauso gefickt, so langsam oder so schnell gefickt wie ich, der hat wohl nicht so eine Art gehabt, er war halt anders als ich, jeder fährt auf was anderes ab, das mag sein, wie man den Rauch ausstößt, das mag sein, wie man den Mund verzieht, das mag sein, wie man sagt, »ach, sei wieder gut«, kleine Handbewegungen, Lachen, Handauflegen, Stoßen im Bett, den Arsch auslecken, es gibt schon Berührungspunkte, die den anderen anmachen.
Es hat keine vierzehn Tage gedauert, da kam ein Brief, in ungelenker Handschrift, Hamlet P. Kuper, 6 Frankfurt am Main.

Da hieß ich schon Hamlet, das waberte sich so raus. Ich hatte in der Bar mal einen Typ kennengelernt, der hieß Fritz Rémond und hatte im kleinen Theater am Zoo eine Bühne, ein Achtzig-Plätze-Theater, der hat mir eine Statistenrolle angeboten in einem Schauspiel. Ich hatte keine Böcke auf die Schauspielerei, weil mir das fremd war, weil mich die Bahnhofsgegend mit den Luden und der New York City Bar und Corso Bar und Rio Bar, das mit den Negern und dem ganzen Geflimmer darum, den Anreißern, den Weibern, der totalen Offenheit, dieser schamlosen Konservativität, die sind schamlos konservativ, das hat mich mehr angemacht.

Aber ich habe gesagt, »gut, ich geh mal einen Abend hin«, und habe dann auch ab und zu im großen Theater getingelt. Da war ein Gewandmeister, und ein Schminktyp, du hast Ritterrüstungen gesehen, da hast du solche Schwerter gesehen, da hast du die Abendroben gesehen, noch mal venezianische Ritterrüstungen, dann so dumpfe mit den Hörnern drauf. Sie hatten mich in eine dunkelbraune Kutte reingesteckt, ich habe wie im Knast ein Paar härene Schuhe bekommen, da war auch gleich ein Schwuler, der sich ein bißchen an mich rangemacht hat, und es gab eine Kantine, da haben sie Heringe gefressen und Rotwein getrunken, es sollte der ›Hamlet‹ geprobt werden. Auch noch eine andere Sache, das war so um fünf Uhr nachmittags, um acht Uhr habe ich immer noch in meiner Kutte dringesessen. Ich habe gesagt, »hört mal zu, ich muß schiffen«, bin raus mit meiner Kutte, habe mich ausgezogen, mein Hemd an, meine Hose, meine Schuhe und bin einfach weg. Bin ich in die Hüttenbar zurück, und der Hans Tänzer hat gesagt, »wo kommst du denn her jetzt?« Da habe ich gesagt, »ich hab grad den Hamlet gespielt«.
Dieser Hans Tänzer hat mir den Spitznamen gegeben, hat den weitergegeben. Ich habe den Hamlet niemals gelesen, ich könnte mir den doch heute noch kaufen in jeder Buchhandlung, mir genügt es einfach, diesen Namen zu haben. Als ich in Bad Homburg das ›Wasserweibchen‹ aufgemacht habe, da kamen die Leute aus Frankfurt von früher aus der Unterwelt und die alten Geschäftsleute, die haben dann Hamlet gesagt, das haben die Homburger gehört, das wuselt sich dann sehr schnell rum, wie einer, der mal im Gefängnis war oder hat mal krumme Finger gemacht, oder ist Nazi, oder ist in der KPD, oder war im SDS, oder sympathisiert mit der RAF, das ist sehr gefährlich, das ist der leise geistige Buschbrand, der ganz leicht mit einem Wind von links oder rechts zu einer wahnsinnigen Feuerlohe werden kann, wo du überhaupt nichts mehr bremsen kannst, so ist das. Und das ist der Grund, warum ich Hamlet heiße.
Ich war dann später noch mal im Schauspiel im Don Juan, als Mönch bin ich da rum, wie der da auf der Bahre liegt und wie der Mönch an der Bahre entlangschreitet, und die Kerzen. Die ganze Statisterie ist eine wahnsinnig langweilige Statisterie. Diese Hackordnungen: wer darf die Bahre tragen, wer steht vorne? Von den Leuten siehst du gar nichts, es ist stockfinstere Nacht, das ist so, als wenn du auf dem Mond spielst, und die Erde schaut zu. Man darf sich nicht vorstellen, daß

man auf einer Rampe steht im Scheinwerferlicht und wird angeklatscht. So ist das auch auf den Rockbühnen. Marianne oder Kati, die denkt, »eben hat er mich angelacht«. Der hat dich nicht angelacht, der hat einfach mit seinem dumpfen zweieinhalb Liter Bourbonkokskopp »and you« gesagt, da meint der seinen Manager, oder seine eigene Schwäche, und dann fliegen die Rosen, und so ein Mädchen, das im Park die Stiefmütterchen geklaut hat, die schmeißt sie noch hinterher. Es sind ganz wenige, die in den Genuß kommen, von denen einverleibt zu werden, die kann nicht einen Jungen greifen wie den Elvis, der jetzt zugemacht hat, der hat noch mal seine Butterfinger-Schokolade reingerissen, zum Schluß.

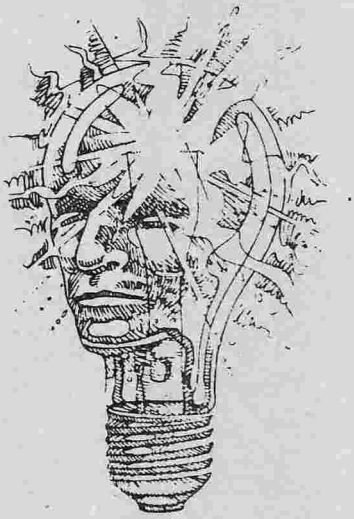
Johanna Heinen

Hobby

Schwarze
Eidreiviertelkugel
sucht ein Hobby
und glitzert

Helke Schwan

The Glühbirnen-Fake[32]



»Gnade kommt von Gott, alles andere kann man lernen.« *Nijinsky*

Bei Thomas Pynchon las ich: »Die Geschichte von Byron, der Birne«, die ursprünglich von Tungsram in Budapest hergestellt werden sollte, aber dann noch im letzten Moment an Osram in Berlin zurückzediert wurde. Es handelte sich bei dieser Glühbirne um eine ›unsterbliche‹, die von einer Organisation namens ›Phoebus‹ verfolgt und vernichtet werden sollte. Hinter ›Phoebus‹ steckte ein internationales Glühbirnenkartell mit Hauptsitz in der Schweiz: »Es wird im wesentlichen von International GE, Osram und den Associated Electrical Industries of Britain kontrolliert, welche sich ihrerseits, in gleicher Reihenfolge, zu 100, 29 und 46 Prozent im Besitz der General Electric Company in Amerika befinden. Phoebus macht die Preise und bestimmt die Lebensdauer jeder Glühbirne auf der ganzen Welt.« (›Die Enden der Parabel‹, Seite 1012) Ich las diese Geschichte der Verfolgung der unsterblichen Glühbirne zwar mit Spannung, aber als relativ unwichtigen Aspekt in Pynchons ›Gesamtwerk‹, den ich dann auch bald darauf wieder vergaß.

Einige Zeit später fiel mir in einem Café die ZEIT in die Hände, darin ein Interview von Ulrich Greiner mit Hans Magnus Enzensberger. Ich las ziemlich unaufmerksam. Ein völlig blödsinniger Satz blieb mir allerdings im Gedächtnis haften, eben weil er so blöde war: »Enzensberger stand auf, um Licht zu machen. Eine der beiden Tischlampen seitwärts der Sofas gab ein klickendes Geräusch von sich und blieb dunkel. Enzensberger verschwand kurz im Flur und kehrte mit einer neuen Glühbirne zurück, die er einschraubte. Dann setzte er sich wieder aufs Sofa, usw. usw.« Vielleicht wäre mir dieser Satz in dem bescheuerten Interview noch nicht einmal im Gedächtnis haften geblieben, aber wenig später las ich in der TRANSATLANTIK ein »Interview mit einem Hühnerficker«, in dem genau dieser eben aus der ZEIT zitierte Satz erneut vorkam, der Autor war diesmal ein ›Jimmy Cooke‹. Banal, nicht wahr? Aber in der Februar-Ausgabe der NEW YORK BOOK REVIEW stand dann – ich bekam die Ausgabe erst später in die Hand – ein Artikel von Sven Birkerts über das Buch ›Selected Essays of Eugenio Montale‹, einem italienischen Lyriker, der im September 1981 gestorben war. Der Artikel begann mit dem Satz: »Literary traffic between Italy and America has always been fitful.« Um dann zwei Abschnitte weiter sich über die ›Tatsache‹ auszulassen, daß Eugenio Montale bei gewissen Anlässen seine Freunde und Gäste damit geschockt habe, daß er ausgebrannte Glühbirnen zerbiß, deren Scherben er dann ausspie. Nicht genug damit fand sich an anderer Stelle in dem Artikel eine weitere Bemerkung über die ›Glühbirne‹: »Of Campana, for example, whose excessive Rimbaudian style was far from Montale's own ideal of compression and clarity, he wrote: ›Dino Campana, who, as Cecchi has said, ›passed like a comet‹, has written one of the greatest italian poems about incandescent bulbs!« Der Autor des Review-Artikels – Sven Birkerts – hatte diese Stelle zitiert als Beispiel für Montales ›Objektivität‹ (oder was weiß ich). Mir war sie auf alle Fälle Beweis dafür, daß sich in der letzten Zeit die Glühbirnen-Metapher in meinen Lektüre-Exkursionen auf bedenkliche Weise häufte. Aber es ging noch weiter.

Im STERN las ich dann einen Artikel über einen ›mysteriösen Brand‹ in einer Miederwarenfabrik bei Fürth, ›mysteriös‹, weil irgendwelche Versicherungsbetrügereien dahinterstecken sollten – nach Meinung des STERN-Autors; für mich war die Sache aber deswegen mysteriös, weil das Feuer, das das Warenlager der Firma zerstörte, alle Glühbir-

nen und Neonröhren – auch in den angrenzenden Gebäuden – hatte zerplatzen lassen. Sodann, ich war für einige Tage nach Berlin gefahren, gab mir in der taz-Redaktion einer der Kulturredakteure dort einen Artikel zu lesen – über ein merkwürdiges ›alternatives Etablissement‹. Der Artikel besaß keine Autoren-Unterschrift. Mittendrin stieß ich wieder auf den Glühbirnen-Satz, den ich zuerst in dem Enzensberger-Interview gefunden hatte, nur daß es diesmal statt des Dichters eine Frau ohne Namen war, die auf den Flur ging, um eine Glühbirne zu holen usw. Und dann, vorläufiger Schlußpunkt in dieser Glühbirnen-Attentat-Serie auf meine paranoide Intuition, sah ich im Fernsehen einen Film von Pakula: ›Zeuge einer Verschwörung‹: an einer ziemlich belanglosen Stelle schraubt der Hauptdarsteller – Warren Beatty – während eines Gesprächs eine neue Glühbirne in die Fassung der neben seinem Sessel befindlichen Stehlampe. Dabei hätte ich es bewenden lassen und mich wieder beruhigt, den Vorgang gewissermaßen zu den Akten gelegt. Aber dann zeigte mir jemand ein Video von einem Film über die ›Rolling Stones‹: ›Die ersten zwanzig Jahre‹. Darin wird an einer Stelle kurz Bill Wyman interviewt – der letzte von den Stones, der noch an der Cote d'Azur wohnt und der nichts anderes zu sagen hatte als: »Ich wechsel selber meine Glühbirnen aus!«

Das reichte. Was zum Teufel... Ich fuhr in die taz-Redaktion in der Wattstraße, setzte mich in der Kulturredaktion an einen freien

Acht mal Shakespeare – Das Boston-Porträt

Schreibtisch und fing an herumzutelefonieren – dort auch ›recherchieren‹ genannt. Zuerst einmal schrieb ich untereinander alle meine Glühbirnen-Ereignisse auf. Als erstes ›Thomas Pynchon‹ – Rowohlt-Verlag. Dann verlangte ich am Telefon die Redaktion der Reihe ›Neues Buch‹ bei Rowohlt. Delf Schmidt war am Apparat, der gab mir dann seinen Vorarbeiter Jürgen Manthey; nicht ohne zuvor von ›Pynchon‹ als von einem ›Jahrhundertwerk‹ gesprochen zu haben, was mir aber bei meinem Glühbirnen-Anliegen wenig nützte. Auch Manthey konnte mir nicht weiterhelfen, verband mich aber schließlich mit Ledig-Rowohlt. Der sagte sofort: »Pynchon, da sind Sie doch bei mir genau richtig, das ist doch mein Mann, den habe ich doch entdeckt!« Nur leider, alle Kontakte zum Autor würden über VIKING PRESS laufen, eigentlich gebe es gar keinen Kontakt zum Autor, nicht einmal VIKING PRESS wüßte, wo er stecken würde, und selbst hochdotierte ehrenvolle Literaturpreise würde der scheue Pynchon ausschlagen, auch gebe es genaugenommen keinen anderen Menschen, der ihn kenne. Selbst Recherchen würden im Sande verlaufen. Zu allem Überfluß seien auch noch die Unterlagen in dem College, in dem er früher mal studiert hätte, bei einem Brand vernichtet worden, und die Akten bei der US-Marine, wo er mal gedient habe, seien unauffindbar, also verschwunden. ›Mysteriös‹, das war das Wort, was Ledig-Rowohlt benutzte. Mich machte das Ganze eher ›argwöhnisch‹.
Jetzt zum Enzensberger-Interview mit Ulrich Greiner. In der ZEIT-Redaktion war er nicht mehr, aber eine Sektretärin gab mir seine Privatnummer. Ich hatte Glück. Wie er etwas gehetzt bemerkte, hatte ich ihn gerade noch beim Rausgehen erwischt, er war just auf dem Weg, um eine Einladung zu einer Wildschwein-Treibjagd wahrzunehmen, stand also gewissermaßen schon Gewehr bei Fuß – am Telefon. Das letzte dachte ich mir nur. Ich fragte ihn nach dem Enzensberger-Interview bzw. ich wollte ihn nach der Glühbirnen-Stelle fragen, was er sich dabei gedacht hätte, vielleicht irgendwelche genaueren Hinweise, natürlich nicht die Wattstärke betreffend. Aber er kam mir zuvor, noch gehetzter, schon unwirsch: das sei eben sein Stil, Atmosphärisches einzufangen, hauptsächlich aus Schriften der Befragten zu zitieren, statt Fragen zu stellen und Antworten hinzuschreiben, er sagte »zu registrieren«. Ich kam gar nicht dazu, das Mißverständnis aufzuklären, da hatte er schon aufgelegt, sein Gewehr sich geschnappt und durchgeladen. Das letzte vermutete ich natürlich nur. Schon

etwas weniger forsch rief ich bei der nächsten Adresse an, bei TRANS-ATLANTIK. Sofort stelle man mich zur neuen Herausgeberin – Marianne Schmidt – durch. Die war zuvorkommender. Ja gewiß, mit dem Autor hätte man schon mehrfach zu tun gehabt, d. h. genaugenommen nur mit dem Büro, in dem er arbeiten würde ... Büro?! Ich verstand nicht ganz. »Einen Moment bitte, ich suche Ihnen mal die Korrespondenz heraus. Hier haben wir es schon: ›Standard Texte S. A., German Branch‹.« Und dann folgte die genaue Adresse. Ich schrieb sie mir auf, bedankte mich bei der Herausgeberin und hängte den Hörer ein. Um die taz-Telefongebühren nicht übermäßig in die Höhe zu treiben, stellte ich die NEW YORK BOOK REVIEW erst einmal hintan. Für den STERN-Artikel hatte ein Werner Metzger verantwortlich gezeichnet. In der Hamburger Redaktion erfuhr ich, daß es sich dabei um einen

– Das Zoust-Porträt

Korrespondenten in Ulm handeln würde, man gab mir auch seine Adresse nebst Telefonnummer. Ich rief dort an. Eine verschlafene Männerstimme meldete sich mit ›Media Matrix‹. Ich verlangte Herrn Metzger zu sprechen. Einen Moment, ich stelle durch. Dann: »Der ist leider nicht im Büro zur Zeit, rufen Sie doch morgen mal wieder an.« Der nächste Tag war aber ein Feiertag. Und dann mußte ich wieder nach Frankfurt. Ein paar Tage lang hatte ich dort anderes zu tun. Nach ungefähr einer Woche versuchte ich es noch einmal. Diesmal war Herr Metzger zu sprechen: »Äh, der Artikel über den Brand in der

Miederwarenfabrik ist genaugenommen nicht von mir«, sagte er, »ich habe nur einen Anruf dazu entgegengenommen, von wem der kam, kann ich jetzt, äh, gar nicht mal mehr sagen. Stimmt irgend etwas damit nicht?« Ich beruhigte ihn und bedankte mich für die Auskunft. Er war aber ganz und gar nicht beruhigt. Ich unterbrach das Gespräch und legte den Hörer auf. Ich war auch nicht beruhigt. Am Spätnachmittag suchte ich mir die Adresse der ›Standard Text‹ heraus, sie hatte ihr Büro in Frankfurt-Bockenheim. Als ich dort ankam, erwies sich das Büro als eine im dritten Stockwerk gelegene ehmalige Zahnarztpraxis, oder jedenfalls stand am Ende eines schwarz gestrichenen Flurs ein weißer Zahnbehandlungsstuhl. In den verschiedenen Räumen arbeiteten etwa fünf Leute, man hörte Schreibmaschinengeklapper. Ich wurde nach meinen Wünschen gefragt und verlangte Jimmy Cooke zu sprechen, sagte, daß ich Näheres über einen mit seinem Namen unterzeichneten Artikel wissen wollte. Eine Frau kam hinzu und meinte: Normalerweise wären sie mit Recherchen über andere Leute beschäftigt, es sei bisher noch nicht vorgekommen, daß jemand sich mit ihnen beschäftigt hätte. Im übrigen gebe es einen derartigen Autoren nicht bei ihnen, das sei ein Pseudonym, das sie mitunter benutzen würden. Wer ›sie‹ denn überhaupt seien, fragte ich – zugegebenermaßen etwas dümmlich – zurück. ›Sie‹ seien eine Text-Agentur, Zweigstelle einer Firma in Berlin. Sie gab mir die Adresse. Ich verabschiedete mich.

Als ich am nächsten Tag bei der taz in Berlin anrief, erzählte mir der Kulturredakteur, daß er herausbekommen hätte, woher der Artikel über jenes merkwürdige ›alternative Etablissement‹, in dem sich ebenfalls dieses Glühbirnen-Zitat befand, stammte: von der ›Standard Text S. A. – Büro Berlin‹. Und er war auch schon dort gewesen, eine erstklassige Adresse – Uhlandstraße/Ecke Kurfürstendamm I. Stock. Die hätten ihm aber überhaupt nichts gesagt, ihn vielmehr sogleich höflich hinauskomplimentiert, er solle sich, wenn er Fragen hätte, an das Amsterdamer Büro wenden. Die Adresse wenigstens hätten sie ihm gegeben. Der Kulturredakteur gab sie mir. Und dann erzählte er mir noch, daß er dort in dem Berliner Büro eine Weile in einer Art Wartezimmer gesessen hätte, und dabei hätte er eine Ausgabe der Pariser Zeitschrift ›Actuel‹ durchgeblättert, in der er auf einen angekreuzten Artikel gestoßen wäre, einen Artikel über den Untergang oder unaufhaltsamen Niedergang der Pariser Striptease-Etablisse-

ments. Nichts Aufregendes an sich, nur daß an einer Stelle stand, daß die Künstlerinnen sich immer Ausgefalleneres einfallen lassen müßten, um wenigstens noch ein Minimum an Aufmerksamkeit und interessierten Zuschauern zu bekommen. So würde z.B. im ›Chez Tout‹ eine jüdische Striptease-Tänzerin mit dem Namen Sarah auftreten, die gewissermaßen als krönenden Abschluß ihrer Darbietung eine Glühbirne in ihrer Möse zum Erleuchten bringe. Ob uns das irgendwie weiterhelfe in unserer Recherche, wollte der Kulturredakteur wissen. Der Artikel sei im übrigen von einem oder einer K. Jaubenstern unterschrieben worden. Wenn ich nach Amsterdam führe, wie bekäme ich da meine Unkosten und Spesen irgendwie ersetzt, fragte ich zurück. Ich solle erst einmal so hinfahren, darüber könne man dann später immer noch verhandeln, erwiderte der Kulturredakteur. Und das tat ich dann auch, gleich am nächsten Tag. Ich blieb mehrere Wochen in Amsterdam.

Die ominöse ›Standard Text‹-Agentur befand sich tatsächlich unter der angegebenen Adresse: in der Heerengracht, gleich neben dem ›Instituut vor Sociale Geschiedenis‹. Aber dort waren sie noch mißtrauischer als in ihren Zweigstellen der Büros in Berlin und Frankfurt. Diesmal ließ ich jedoch nicht locker. Und endlich hatte ich Glück, oder man hatte Mitleid mit mir: die Geschäftsführerin der ›European Branch‹, Ruth Halberstam, sie sah aus wie eine freundliche Ausgabe von Margaret Thatcher, empfing mich zu einem halbstündigen Gespräch, aus dem dann eine ganze Serie von Gesprächen wurde, in deren Verlauf sie mir so ziemlich alles über ihre Firma erzählte, was zur Aufhellung der Glühbirnen-Vorkommnisse notwendig war.

Ruth Halberstam war nur eine von drei Geschäftsführerinnen, die anderen beiden – Jacky Coyben und Dorothy Twither – arbeiteten in den USA. Hinter ihren ›Standard Text‹-Agenturen stehe eine »Gesellschaft‹ – die ›Arensberg-Stiftung‹. Da ich den Namen ›Arensberg‹ noch nie gehört hatte, las Ruth Halberstam mir einmal an einem Vormittag eine Sequenz aus einem Marcel-Duchamp-Interview vor, in dem dieser über Arensberg gesprochen hatte.

Duchamp war eng mit Arensberg befreundet gewesen, der ihm mehrere Objekte abgekauft sowie ein Atelier zur Verfügung gestellt hatte. Duchamp sagte über ihn: »Er war ein reizender Kerl, ursprünglich Dichter; ein Harvard-Mann, der genug Geld zum Leben hatte und imagistische Gedichte schrieb. Es gab damals nämlich in New York

— Das Danford-Porträt

eine englische literarische Schule, die Imagisten, zu denen er mit einer Reihe anderer amerikanischer Dichter, die ich alle kennenlernte, gehörte. Aber er hatte einen schwierigen Charakter, der Arme. Er war etwas älter als ich, nicht viel, aber da ihm eine rasche oder allgemeine Anerkennung als Dichter zunächst versagt blieb, bekam er das Dichten bald leid und hörte schon so um 1918–19 damit auf. Daraufhin wendete er sich einem tollen Hobby zu, und zwar der Kryptographie, mittels derer er die Geheimnisse Dantes in der ›Göttlichen Komödie‹ und die Shakespeares in dessen Theaterstücken zu entdecken suchte. Na, Sie kennen das ja: wer war Shakespeare, wer war er nicht usw... Damit hat Arensberg sich dann sein ganzes Leben lang befaßt. Über Dante hat er auch ein Buch veröffentlicht, auf eigene Kosten natürlich, weil kein Verleger etwas davon wissen wollte. Und schließlich gründete er noch eine Gesellschaft, die Francis Bacon Stiftung oder so was ähnliches, mit deren Hilfe er beweisen wollte, daß Bacon der Verfasser der Shakespeareschen Stücke war. Sein System bestand darin, im Text spätestens in jeder dritten Zeile Anspielungen auf alles mögliche zu entdecken. Das Ganze war ein Spiel für ihn, ähnlich wie es auch das Schachspiel sein kann, und machte ihm unheimlich viel Spaß. Er hatte drei Sekretärinnen, die für ihn arbeiteten, und ihnen hat er soviel Geld hinterlassen, daß sie sich nach seinem Tod ein kleines Haus in Kalifornien kaufen und seine Shakespeare-Forschung fortsetzen konnten. Da haben sie den ganzen Mann.«

Zwar fand ich das alles amüsant, konnte aber nicht allzuviel damit anfangen. Ruth Halberstam erklärte mir: Arensberg hatte ihr sowie ihren beiden Miterbinnen mehr Geld hinterlassen, als für die Fortsetzung seiner merkwürdigen Shakespeare-Forschungen notwendig gewesen wäre, im übrigen wurden sie dieser Arbeit bald überdrüssig und fingen an, sich nach anderen Projekten umzuschauen. Sie waren noch jung und unternehmenslustig, damals in den 30er und 40er Jahren. Zwar blieben sie in Kalifornien wohnen, hielten sich aber die meiste Zeit in New York auf. Hier lernten sie eine Gruppe junger von Rimbaud, Lautréamont und den Surrealisten begeisterter Dichter kennen, von denen dann allerdings die meisten mit Kriegseintritt der USA zum Militär einrückten und in Richtung Europa verschwanden. Zwei schafften es sogar, sich bis zu ihrem Mekka – Paris – durchzuschlagen, das nach der Landung der Alliierten in der Normandie zum Sperrgebiet erklärt worden war. Mit vollen Jerrycans (Benzinkanistern) und mehreren Stangen Lucky Strikes desertierten sie von einer Einheit der III. Armee und fanden in Paris Unterschlupf in der Buchhandlung ›Shakespeare & Company‹. Später wurden sie dann als Deserteure verhaftet und von einem Militärgericht zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt, einer der beiden starb unter nicht geklärten Umständen in dem Gefängnis, der andere kam nach seiner Entlassung wieder nach New York, und bald traf sich die Gruppe dann auch wieder regelmäßig mit ihren drei Mäzenatinnen: Ruth Halberstam, Jacky Coyben und Dorothy Twither. Sie fingen alle an, gemeinsam

– Das Zincke-Porträt

einen Gedichtband zusammenzustellen und herauszugeben. Als er fertig war, schlug Jacky Coyben vor, ihn unter dem Autorennamen Jack Arnold erscheinen zu lassen, zum Andenken an den im Militärgefängnis Gestorbenen.

Bei den Gedichten handelte es sich zumeist um Anti-Kriegs-Lyrik, und der Band wurde wider Erwarten zu einem großen Erfolg. In den Lesungen, die Jack Arnold daraufhin in diversen Buchhandlungen und Cafés halten sollte, trug dann abwechselnd jeder aus der Gruppe seine eigenen Gedichte vor. Niemand merkte etwas von der Nicht-Existenz des Autors. Das ermutigte die Gruppe, mit Jack Arnold weitere Coups zu starten. Es waren spannende Experimente, einen Autoren durchzusetzen, der man kollektiv selber war. Und dann vor allen Dingen die akademische Literaturkritik und die Rezensenten, die sich fortgesetzt bemühten, die Arnold-Geschichte anhand der ihnen zugänglichen frühkindlichen, Highschool- und Militär-Daten des Jack Arnold zu interpretieren. Trotzdem fiel die Dichter-Gruppe bald auseinander, jeder wollte sich eben selbst einen Namen machen. Als Dichter bekannt wurde vor allen Dingen einer aus der Gruppe: Ken Patchen, der in den 40er Jahren ein gemeinsam hergestelltes pazifistisches Pamphlet als Roman ›Sleeper's Awake‹ veröffentlichte. Unter seinem eigenen Namen. Die drei Frauen machten weiter, d.h. genaugenommen fingen sie jetzt erst richtig an, zu schreiben nämlich. Und wieder signierten sie die Texte mit falschen Namen, einfach aus Spaß am Verwirrspiel und vielleicht auch: »weil wir weniger als die Männer scharf darauf waren, unsere Namen fettgedruckt zu sehen«, wie Ruth Halberstam hinzufügte. Außerdem wollten sie, daß ihre Texte gelesen wurden, anstatt daß man sie um einen Autorennamen gruppierte oder sortierte. In den 50er und 60er Jahren ließen sie sich von den Beatnik-Dichtern begeistern. Dann zog Ruth Halberstam nach London. Dort organisierte sie eine sog. ›Fait Divers‹-Abteilung ihres gemeinsamen Projektes, d.h., die lieferte bestimmte ausgearbeitete Aspekte – zumeist amerikanische – für irgendwelche Bücher oder Artikel von englischen Schreibern, denen es hier und da an Detailgenauigkeit oder Phantasie mangelte. Die Autoren zahlten dafür. Und mit der Zeit entstand daraus ein regelrechtes Geschäft für Ruth Halberstam, das dann ähnlich Jacky Coyben und Dorothy Twither in den USA übernahmen. Nachdem erstere dann nach Amsterdam übergesiedelt war, mußte sie schon Leute anstellen, junge Schriftsteller zu-

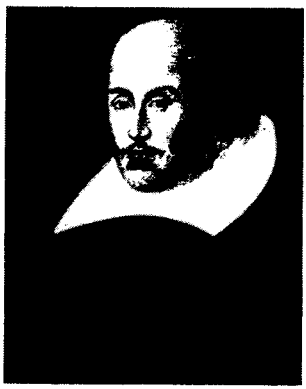
meist, die mit ihr zusammen die anfallende Auftragsflut erledigten. Bald fertigten sie auch gegen Bestellung Diplom-, Magister- und Doktorarbeiten an sowie kleine Vorträge und Texte für schon bekanntere Autoren, die aber aus irgendeinem Grund keine Zeit hatten oder dazu nicht in der Lage waren – jüngere, meistens solche mit einer hochgejubelten ersten Veröffentlichung, denen plötzlich alle Welt als Phantom über die Schulter schaute und die deshalb keine Zeile mehr zustande brachten, aber auch ältere, die von ihrem tatsächlichen Ruhm gebeutelt wurden und nur noch stammeln konnten.
»Ich erinnere mich an die ersten Texte in der Art, wir haben uns irrsinnige Mühe gegeben, um ja den richtigen Ton, Stil oder Satz- bzw. Erzählduktus zu treffen von demjenigen, der das Ding zu signieren hatte. Aber wir waren viel zu vorsichtig, da hat nie jemand auch nur den leisesten Zweifel gehabt, oft haben die Autoren selbst gedacht, daß sie es sozusagen eigenhändig verfaßt hätten.« Ruth Halberstam lachte. Anfang der 70er Jahre gab es dann auch ähnliche Gruppen in Deutschland und Frankreich, die alle unter dem Firmennamen ›Standard Text‹ arbeiteten, in Düsseldorf sogar eine Gruppe von Malern – ›Standard Oil Painting‹ – die aber nicht lange existierte. »Um eine immer größere Beweglichkeit zu erreichen, haben wir versucht, alle möglichen Arten von Texten zu erstellen bzw. sie auf alle möglichen Ebenen zu lancieren. In den USA haben wir z. B. unter dem Namen ›Pynchon‹ einige ziemlich anspruchsvolle Texte verfaßt, aber auch Werbesprüche, Nachrichtenmeldungen, weiterhin auch pazifistische oder beatnikmäßige Gedichte, von denen einige sogar in verschiedene Anthologien aufgenommen worden sind, Drehbücher für Werbespots, Krimi-Serien, Filmbücher nach Romanen, Romane nach Filmen, Nachrufe, Interviews – ausgedachte und richtige usw. In Deutschland haben wir eine Zeitlang sogar als ›Melder‹ gearbeitet, da rief dann beispielsweise jemand morgens bei den Grenzübergängen zur DDR an, fragte die BRD-Grenzbeamten, wie die Abfertigung der DDR-Grenzbehörden vor sich gehe – schleppend oder wie auch immer, wie lang die Autschlange sei – und rief dann anschließend beim Rundfunk, Nachrichten-Redaktion, an, gab denen die Information. Wenn die das dann in den 8-Uhr-Nachrichten, 9-Uhr, 10-Uhr, 11-Uhr und 12-Uhr-Nachrichten brachten, dann gab das jedes Mal 30 Mark, also täglich 150 Mark. Nach einiger Zeit brauchte man nicht mehr an der Grenze anzurufen, konnte die ›Meldung‹ gleich erfinden.

Aber nicht nur so was, die ganzen Nachrichten werden ja von Meldern geliefert, selbst der Wetterbericht und der Verkehrsfunk. Und derlei, das geht dann ja schon wieder in Konkrete Poesie über.« Ich hätte von Ruth Halberstam gerne noch gewußt, welche bekannten deutschen oder französishen Autoren bei ihr schreiben ließen, aber sie wollte keine Namen rausrücken. Das Cover von Pynchon zu lüften sei nur deswegen nicht weiter tragisch, weil auch die US-Kritik schon von der kollektiven Autorenschaft seiner Bücher überzeugt sei mittlerweile. »Jede Indiskretion in dieser Hinsicht schadet sowohl unserem Geschäft (was meinen Sie, wie viele Leute da allein ihre akademischen Grade zurückgeben müßten) als auch der Idee.« Aber wäre dann nicht bereits das zuviel, was sie mir alles darüber schon erzählt hatte? wollte ich von ihr wissen. »Erstens werden wir das vor einer Veröffentlichung noch einmal durchsehen – daraufhin, und zweitens ist das, was ich Ihnen bisher erzählt habe, durchaus auch als Werbung für uns gedacht. Wir haben da lange hin und her überlegt. Ich habe Ihretwegen teure Telefongespräche geführt, aber da zum Schluß nur noch Jacky Coyben dagegen war...«

Ich war gerührt, hatte aber noch mehr Fragen auf Lager. Ist es denn noch nie vorgekommen, daß irgendeine Ihrer Auftragsarbeiten entlarvt worden ist? wollte ich z.B. wissen. »Doch«, Ruth Halberstam schmunzelte und schob ihr Schmetterlings-Brillengestell in ihr Haar hoch, »aber das geschah meistens aufgrund irgendeiner Schlamperei, viele unserer Mitarbeiter sind ›Freie‹, und manchmal müssen wir auf welche zurückgreifen, die dann bei einem Auftrag einfach überfordert sind, wobei die Schuld natürlich bei uns liegt, bei unseren Büros, die das anschließend nicht genug überprüft haben, bevor sie es rausgaben. Da wäre zum einen das Buch ›Das Schicksal der Erde‹ zu nennen, das in Amerika von einem freien Mitarbeiter zusammengestellt worden ist, im Namen und Auftrag von Jonathan Schell, und das ein großer Erfolg wurde, ein zu großer, denn ein australischer Theologe – Grover Foley hieß er, glaub ich – entdeckte darin mehrere Ideen, ja ganze Passagen, die aus Büchern des deutschen Philosophen Günther Anders abgeschrieben worden waren. Der Agent von Günther Anders verklagte daraufhin unseren Auftraggeber Schell, der sich natürlich seinerseits dann bei uns schadlos hielt, und nicht zu knapp, denn der Prozeß endete zwar mit einem Vergleich, aber Schells Ruf als Autor schien doch irgendwie darunter gelitten zu haben. Die nächste Arbeit

für ihn wird deswegen eine lupenreine sein, das kann ich versprechen. Ähnlich verhielt es sich mit einer historischen akademischen Arbeit, die irgend jemand aus einem deutschen Büro mal für irgendeinen der Hohenzollern-Prinzen erstellt hatte und in der ebenfalls zuviel plagiiert wurde, was den Prinzen in ziemliche Schwierigkeiten brachte. Ein anderer Fall war eine Arbeit für Harald Szeemann, irgendein Ausstellungskatalog für eine Monte-Verita/Ascona-Ausstellung von dem, auch dabei ist irgendwie geschlampt worden. So etwas ist natürlich entsetzlich. Pfusch. Und ich erwähne das auch höchst ungerne, ich muß aber hinzufügen, daß das die absoluten Ausnahmen sind, von denen es nicht viele gibt. On the other hand haben wir z. B. weltweit schon mehr als 500 Literaturpreise und sonstige Auszeichnungen, darunter vier Pulitzer-Preise und sechs Goncourts bekommen, die wir natürlich nicht besitzen – die befinden sich alle in den Händen bzw. Vitrinen unserer Auftraggeber, die uns aber einen gewissen Prozentsatz von dem Geld, das sie mit dem Preis bekommen haben, abgeben müssen; gleiches trifft für die Nebenrechte und Ähnliches zu, also auch, wenn die jeweilige Arbeit übersetzt in einem anderen Lande erscheint. Dabei hat sich übrigens eine Idee von Dorothy Twither bewährt, die wir jetzt immer öfter praktizieren: Nehmen wir mal an, wir sollen für einen Genetiker eine Arbeit über irgendeinen Aspekt der Drosophila-Forschung verfassen oder meinetwegen eine Recherche über das Papst-Attentat und seine Hintergründe, wobei herauskommen soll, daß die Kurie dahintersteckte, und beides soll im deutschen Sprachraum veröffentlicht werden. Gegen einen geringen Aufpreis fertigen wir dann während der Arbeit daran gleich eine englische Übersetzung an, die wir dann vorab im ›Journal for Genetic Studies‹, oder wo auch immer bzw. im anderen Fall im ›Playboy‹ oder im ›New Yorker‹ veröffentlichen, es gibt dabei natürlich auch öfter Absagen, aber das sind für uns nur Verzögerungen; und hernach bieten wir diese Arbeiten dann auf deutsch gleich als Übersetzungen, erschienen im Soundso-Magazin in den USA, den entsprechenden Medien an, das hat einen Reputations-Effekt, der sich fast immer auszahlt.« Ich wollte noch auf mein Kern-Problem bei der ganzen Sache zu sprechen kommen, aber zuvor mußte ich mich gedulden, denn Ruth Halberstam hatte in ihrem Büro, das vollgestopft war mit allen nur denkbaren Nachschlagewerken, Enzyklopädien und Kompendien, eine Mitarbeiter-Besprechung anberaumt, an der ich

nicht teilnehmen durfte. Ich ging derweil zum Essen in ein indonesisches Restaurant.
Anschließend, meine Gesprächspartnerin hatte für uns beide ins Besucherzimmer Kaffee kommen lassen, kam ich sofort zur Sache: Was hat es denn nun mit den Glühbirnen auf sich? (Meine Glühbirnen-Liste hatte ich ihr schon gleich zu Anfang übergeben.) Sie sei längst nicht vollständig, hatte sie dazu nur gemeint, aber mir trotzdem anerkennend die Hand getätschelt, woraufhin ich errötet war. Jetzt sagte sie: »An sich ist das Ganze ziemlich läppisch, wie Sie sich vielleicht mittlerweile schon gedacht haben. Einer unserer Londoner Mitarbeiter, Jack Moore von den ›Video-Heads‹, der hier lange im Amsterdamer Büro gearbeitet hat, hat mal zusammen mit Dorothy Twither eine Zeitlang versucht, mit verschiedenen neuen Medien zu experimentieren. Das Problem bei uns ist ja: wo investieren wir unsere Gewinne als Verlust-Abschreibungen? Und die beiden wollten dazu so etwas wie eine ›Standard Film‹ auf die Beine stellen, zusammen mit einigen anderen Leuten, mit Ed Sanders z. B. Aber das Ding ist nie so richtig in Gang gekommen. Trotzdem gab es einige ganz schöne Projekte darunter.



— Das Ely-Haus-Porträt

Sie kennen ja jetzt die Idee, die hinter unserem ›Standard‹-Projekt steht, diese Idee, die kam bei dem Film-Ding irgendwie nicht so richtig zum Tragen, da kamen einfach nur ein paar gute oder weniger

gute Filme bei raus, und das war denen offensichtlich zuwenig, ich habe mich nie richtig darum gekümmert. Kurz und gut. Ed Sanders hat wenigstens dabei noch eine kleine Bohème-Idee realisieren können: In jedem ›Standard‹-Filmkprojekt mußte irgendein Mitwirkender an einer x-beliebigen Stelle irgend etwas mit dem Wort ›Glühbirne‹ sagen, oder, wenn schon nicht sagen, dann wenigtens eine Glühbirne in eine bzw. aus einer Fassung schrauben. Ed war nämlich aufgefallen, daß eine derartig banale Geste so gut wie nie in einem Film vorkommt, und eine andere banale Geste – scheißen etwa –, das wäre gleich zu einem Markenzeichen aufgebauscht worden. Stellen Sie sich vor, plötzlich tauchen da und dort Filme auf, in denen jemand scheißt, das wäre doch aufgefallen. Dieses Glühbirnen-Ding, das war ein winziger Hinweis auf die ›Standard‹-Urheberschaft, jetzt ist es zu einem Insider-Joke geworden, d. h., da und dort schummelt jemand aus unseren Büros eine Glühbirne in die Texte, und ihre bzw. seine Kollegen freuen sich dann, wenn sie bei ihrer täglichen Lektüre mal wieder auf eine Glühbirne stoßen. That's all there is to it. Zugegeben, das hat bisweilen auch schon haarsträubende Formen angenommen, und oft genug haben wir diese Glühbirnen anschließend auch wieder aus den fertigen Texten rausgeschmissen. »Es gibt aber doch noch jede Menge andere banale Dinge oder Gesten«, wagte ich als Einwand vorzubringen. »Gewiß«, murrte Ruth Halberstam, »also wenn Sie es ganz genau wissen wollen, dann muß ich jetzt nebenan mal eben ein Buch raussuchen, da steht es nämlich genau drin.« Sie ging in ihr Büro und kam nach kurzer Zeit mit einem Buch von Ed Sanders wieder. Während sie nach einer bestimmten Passage darin suchte, erzählte sie mir kurz, worum es dabei ging: »Wir haben ja damals in den Dichter-Kreisen im East Village verkehrt, genauso auch Ed Sanders, und der hat Jahre danach für irgendeine Zeitung eine Reihe von Artikeln über diese Szene, über diese Anfänge und Hochzeiten der New-York-Beatniks, geschrieben, ziemlich ironisch und eben in demythifizierender Absicht, aber natürlich auch, weil er Geld brauchte. Nun gut. Ein Erlebnis von damals hat ihm wohl besonders gefallen, egal mal, ob es wahr war oder nicht, und das hat er dann in einem der Artikel ausgewalzt. Es geht darin kurz gesagt um folgendes: Da sitzen also wie üblich diese schon damals angestaunten langhaarigen Dichter-Kapazitäten in ihrem Stamm-Cafe, im Rienzi, und plötzlich kommt zu dem einen ein Mädchen an den Tisch. Zitternd klaubt sie einen Stoß

Blätter mit Gedichten aus ihrer Tasche und hält sie ihm unter die Nase, fragt ihn, ob er sie nicht mal lesen könne. Damals waren Frauen als Kolleginnen und Kampfgenossinnen ja noch viel weniger von den Männern gelitten als heute. Und dementsprechend reagierte auch dieser komische revolutionäre Dichter – Levine –, d. h., der las erst mal diese Sachen flüchtig durch mit professoralem Gestus und holte dann seinen langen Füllfederhalter raus mit einem unheilverkündenden Blick. Währenddessen wurde diese Szene von einem anderen Dichter am Nachbartisch beobachtet, von einem Typ namens Barrett (auch ein von Ed Sanders erfundener Name), und der hatte ebenfalls einen Füllfederhalter in der Hand und machte sich Notizen dazu. Es gab damals unter diesen Dichtern eine regelrechte Füllfederhalter-Kultur. Typischerweise hatte die junge Dichterin keinen Namen, wahrscheinlich auch eine frühe Standard-Text-Mitarbeiterin.« Ruth Halberstam lachte meckernd. »Aber ich les jetzt mal aus dem Ed-Sanders-Artikel die Stelle vor, dann haben Sie es genau.« Sie begann: »›Du hast hoffentlich nichts dagegen‹, war alles, was Levine noch rausbrachte, als er jetzt loslegte und in Windeseile verschiedenes kappte, Phrasen und Sätze strich und sogar – Horror allen Dichterhorrors – ganze Zeilen umschrieb, kurz ein fürchterliches Chaos veranstaltete. Sie beobachtete ihn ruhig und mit bleichem Gesicht. ›Siehst du diese Zeile?‹ fragte er und drehte das Blatt ein wenig, damit sie es besser lesen konnte. ›Ich habe nichts kapiert‹, zitierte er. ›Also, statt nichts‹ schreibe ich gewöhnlich null oder zero, verstehst du? Weil,

– Das Zucchero-Porträt

nichts ist so, äh, so unauffällig, aber null ist... klingt mehr wie, na ja, eben so, wie ein Dichter sich ausdrücken würde!‹ Sie schien da gar nicht so sicher. Ihre Unterlippe kräuselte sich zitternd. Und wenn man sah, wie Levine die Blätter achtlos in der Hand zerknüllte, wußte man haargenau, daß er sie keineswegs für eine Dichterin hielt. ›Ich habe null kapiert‹, las er zufrieden und kritzelte die neue Version auf das Papier. Im selben Moment, als Levine diesen Satz laut vorlas, beugte sich hinter ihm an einem anderen Tisch ein Typ mit einem abgetragenen roten Filzhut über das Gesicht seiner Begleiterin, hielt ihr eine ordinäre Glühbirne unter die Nase und rief: ›Beweise mir, daß diese Glühbirne existiert. Beweis es!‹ Barrett war ganz aus dem Häuschen, griff nach seinem Notizbuch und notierte hastig dieses ungewöhnliche Perlenpaar: Ich habe null kapiert. Beweis mir, daß diese Glühbirne existiert. (Rienzi, 1.7.1959)

Ihr könnt es nachprüfen, in der Manuskriptsammlung von Browns Universitätsbibliothek.« Ruth Halberstam klappte das Buch zu. »Das war also die Glühbirne. Ist doch 'ne schöne Geschichte, oder?« fragte sie mich. Ich war beeindruckt, das muß ich schon sagen. Und einigermaßen zufriedengestellt. »Ed Sanders brütet jetzt übrigens schon wieder über einer neuen Bohème-Idee: ›Standard Pur‹. Aber fragen Sie mich bitte nicht, was das nun wieder soll, ich habe nicht die leiseste Ahnung, ich habe es nur neulich von Dorothy gehört.« Jetzt hatte ich eine Idee: Vielleicht soll das den qualitativen Umschlag in der Standard-Produktion einleiten? mutmaßte ich, soll heißen, daß zukünftig mehr und mehr Auftraggeber darauf bestehen, daß die Texte mit ›S. P.‹, also ›Standard Pur‹ gekennzeichnet werden, weil ihnen damit von vornherein gleich ein bestimmtes Gütesiegel aufgedrückt wird so wie in der Renaissance bei bestimmten Handwerkstätten oder später dann im Schreibbüro von Dumas Père... Ruth Halberstam unterbrach mich: »Das wäre das Aus für den Standard Text S. A... Idiotisch, entschuldigen Sie, aber so etwas hat Ed Sanders bestimmt nicht im Kopf, das hat der schon während seiner Beatnik-Ära ad acta gelegt... Trotzdem, Sie wären da beinahe auf einen Punkt zu sprechen gekommen, auf eine Entwicklung in unserem Projekt, in unseren Büros, die wir noch gar nicht abschätzen können, die aber wohl eher in eine genau entgegengesetzte Richtung geht als die eben von Ihnen angetippte. In den letzten Jahren haben mehr und mehr hochkarätige Schreiber uns ihre Mitarbeit angeboten, ich meine da-

mit: wirklich etablierte Autoren, teilweise Lehrstuhlinhaber, die nebenher noch in unseren Büros arbeiten, und das beileibe nicht aus finanziellen Gründen, und am allerwenigsten picken die sich, was die Bearbeitung von Aufträgen angeht, dabei die Rosinen aus den Kuchen. Nein, die bearbeiten genauso die ganze Palette rauf und runter wie die anderen in den jeweiligen Büros auch, jedenfalls soweit sie dazu in der Lage sind bzw. es sich zutrauen. Was diese Leute an einer derartigen Produktionsform reizt, daß ist gerade die Anonymität. Den übergroßen Teil aller Aufträge erteilen wir uns ja immer noch selber, und das soll auch so bleiben, d. h., wir überlegen uns irgendeine Text-Idee, die wir dann unter Pseudonym irgendwohin lancieren bzw. unter einem real existierenden Namen, der davon vorher in Kenntnis gesetzt wird; da wird ein Vertrag gemacht, und derjenige bekommt dann das Honorar dafür, wovon wir wieder einen bestimmten Prozentsatz kassieren. Unsere Medienkontakte, unser Medienüberblick, das ist es wohl, was diese hochkarätigen Schreiber zur Mitarbeit veranlaßt, und dann kommt natürlich – und das ist wirklich gut – mehr und mehr bei solchen Leuten die Idee dazu: Ich will jetzt mal einen Text in Umlauf schicken, in den Medienbetrieb einfüttern und mal sehen, was der so bewirkt als Text ohne meinen bereits soundso eingeführten Namen.«

»Was sind das denn für Namen?« Hier hakte ich nach und wollte wissen, welche bekannteren Autoren Mitarbeiter der Standard Text wären. »Das muß nicht unbedingt ein Geheimnis bleiben«, entgegnete Ruth Halberstam gleichmütig, »aber ich kenne längst nicht alle, und außerdem gibt es doch natürlich auch viele Mitarbeiter, die neben ihrer Arbeit im Büro, nach Feierabend gewissermaßen, noch für sich auch arbeiten. Dabei passiert es immer wieder, daß jemand unter seinem Namen wissenschatliche Studien publiziert, meinetwegen in einer Kontroverse über Kernenergie oder Astrophysik, oder zur Entzifferung babylonischer Keilschriften engagiert ist, Partei ergreift, wie man so sagt, und im Standard-Büro schreibt er dann die entsprechenden Studien oder Artikel seines wissenschaftlichen Kontrahenten in der Sache, die seines Gegners also, als Auftragsarbeit. Und dazu ist der dann auch bestens geeignet, möchte ich meinen. Mindestens genausooft passiert es auch, daß jemand beauftragt wird, seine eigenen Bücher zu rezensieren, und glauben Sie nicht, daß der etwa keinen Verriß zu schreiben vermag, etwa zimperlich mit sich umgehen wür-

— Das Stratford-Porträt

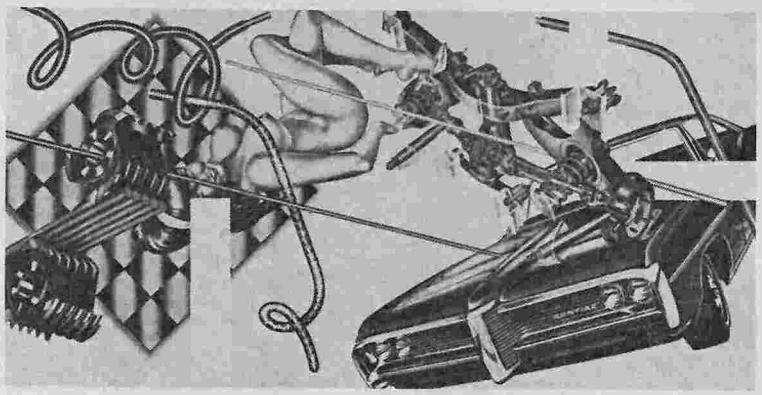
de, eher ist das Gegenteil der Fall. Namen, ja Namen kann ich Ihnen natürlich da schon nennen: Im Pariser Büro sind das z. B. einige Leute von der Zeitschrift ›Critique‹ u. a. Michel Foucault und Michel Serres, beide aus unterschiedlichen Gründen. Letzterer kennt viele Philosophie-Professoren mit einer – in Paris geradezu als Seuche zu bezeichnenden – ›Angst vor weißem Papier‹, und weil er deren Überlegungen und Ideen nicht alle unter seinem eigenen Namen verbraten will, deswegen produziert er gelegentlich – anonym – für uns.
Barthes hat oft für uns gearbeitet, aber dieser Alltags-Mythologe ist dann ausgerechnet von einem Gemüsewagen überfahren worden. Für die Standard Text S. A. zu arbeiten, war für ihn wichtig wegen seiner Semiologie, genauer gesagt: seiner Arthrologie. Dann könnte man noch Eric Ambler erwähnen. Vor einiger Zeit hat auch Régis Debray ein paar Mal was gemacht. Bei dem hatte das aber nun wieder ganz andere Gründe – politische, wenn man so will. Der hat über unser Büro nur die Sachen vom Stapel gelassen, die er woanders – unter seinem Namen – nicht unterbringen konnte, aus Ängstlichkeit wohl. Das passiert natürlich auch öfter mal, meistens sind es Kommunisten oder Sozialdemokraten, und oft gerade in Deutschland, aber auch in Holland ist das schon vorgekommen. Aber im Grunde genommen ist die Zusammenarbeit mit solchen Leuten unbefriedigend, das hat sich irgendwie so eingeschlichen, und wir wollen das auch wieder abstellen. Sehr schön war dagegen die mehrmalige Zusammenarbeit mit

Jorge Luis Borges, das ist schon eine Weile her, das war ein Austausch zwischen ihm und unserem Büro in New York. Der ist schon seit vielen Jahren blind, müssen sie wissen, und als sich das noch nicht herumgesprochen hatte, da bekam der immer wieder Anfragen von Redaktionen und Verlagen, hochdotierte Angebote, er solle für die was schreiben, irgendwas. Dazu hatte er aber überhaupt keine Lust, war wohl auch nicht mehr so in der Lage dazu, obwohl er das Zeugs natürlich hätte diktieren können, der hat doch alles Zitierwürdige aus der abendländischen Kultur im Kopf. Jedenfalls, er hat dann unserem New Yorker Büro, wo eine junge jüdische Journalistin arbeitet, die mit ihm befreundet ist, der hat er angeboten, das Zeugs doch für ihn zu schreiben, und die haben dann auch das volle Honorar von ihm bekommen, aber sie hat dann dafür, im Austausch, für ihn etwas geschrieben, kleinere Sachen, die er dann in seine gesammelten Werke mit aufgenommen hat. Das ist doch toll, oder? Aber das Tollste daran ist, daß darunter auch eine Kurzgeschichte von Gombrowicz ist, der für einige Zeit mal in unserem Berliner Büro gearbeitet hat. Da ist übrigens – umgekehrt – jetzt auch mal was nicht so Tolles passiert. Im Berliner Büro gab es einen Mitarbeiter, Kurt Bartsch, der hat jetzt unter seinem Namen ein Buch veröffentlicht – mit allen mehr oder weniger gelungenen Stil-Plagiaten, die die sich da so in den letzten Jahren erarbeitet hatten. Daß er eitel genug war, das zu tun, ist mir ehrlich gesagt scheißegal, aber er hat damit ein interessantes Projekt des Berliner Büros torpediert: die ›Pierre Menard‹-Arbeit. Dieser inzwischen verstorbene Schriftsteller aus Nimes hat zeit seines Lebens am ›Don Quijote‹ gearbeitet, und zwar wollte er nicht einen anderen ›Quijote‹ verfassen – was leicht ist –, sondern *den* Quijote. Dabei hatte er keine mechanische Übertragung des Originals ins Auge gefaßt; es ging ihm nicht um eine bloße Kopie. Sein bewundernswerter Ehrgeiz war vielmehr darauf gerichtet, ein paar Seiten hervorzubringen, die – Wort für Wort und Zeile für Zeile – mit denen von Miguel de Cervantes übereinstimmen sollten. Und das ist ihm, abgesehen von ein paar kleinen Fehlern, auch gelungen. Diese seine Arbeit zu vollenden sowie einige andere ähnlich gelagerte in Angriff zu nehmen, das war das ›Pierre Menard‹-Projekt im Berliner Büro. Und daraus hat dieser Trottel Bartsch nun so etwas Lächerliches gemacht. Na gut. Schwamm drüber.

Nach dieser Geschichte hatte Ruth Halberstam das Gefühl, mir genug

über ihre Firma erzählt zu haben. Mit einem Schwung trank sie den letzten Rest ihres mittlerweile kalt gewordenen Kaffees aus. Dann wies sie mir mit meinem Tonband-Gerät einen gerade freien Schreibtisch in der Buchhaltung zu, wo ich begann, die ganzen Gespräche abzutippen und zusammenzufassen. Zwei Tage brauchte ich dafür. Anschließend mußte ich ihr den fertigen Text für weitere zwei Tage überlassen – zur Überprüfung. Dann konnte ich damit nach Hause gehen, das heißt, zurück nach Deutschland fahren. Mit dem Kultur-Redakteur der taz hatte ich vereinbart, ihm das Material zu schicken, was ich dann auch tat. Von ihm bekam ich dafür – in retour – einen Brief von der ›Standard Text S.A. – Büro Berlin‹, den er an mich weiterleiten sollte. Darin stand, ob ich nicht Lust hätte, für sie gelegentlich zu arbeiten.

– Das Gililand-Porträt



J. G. Ballard
Crash[33]

Die Verbindung von Vernunft und Alptraum, die das zwanzigste Jahrhundert beherrscht, hat eine in zunehmendem Maße unüberschaubarere Welt hervorgebracht. Die Gespenster unheimlicher Technologien und für Geld käuflicher Träume huschen über die Kommunikationslandschaft. Thermonukleare Waffensysteme und Werbesendungen für alkoholfreie Getränke existieren nebeneinander in einem überleuchteten Gebiet, das von Werbung und Pseudo-Ereignissen, Wissenschaft und Pornographie beherrscht wird. Unser aller Leben wird von den beiden großen Zwillingsleitmotiven des zwanzigsten Jahrhunderts überschattet: Sex und Paranoia. Ungeachtet der Freude McLuhans an superschnellen Informationsmosaiken werden wir doch ständig an Freuds profunden Pessimismus in *Das Unbehagen in der Kultur* erinnert, an Voyeurismus und Selbstverachtung, die infantile Basis unserer Träume und Sehnsüchte – diese Krankheiten der Psyche haben nun im entsetzlichsten Ereignis des Jahrhunderts ihren Höhepunkt gefunden: dem Affekt-Tod.

Diese Vermengung von Gefühl und Verstand hat den Weg für unsere aufrichtigsten und zärtlichsten Genüsse geebnet – in der Freude an Schmerz und Demütigung, im Sex als perfekter Arena, einem sterilen

Nährboden für Bakterienkulturen vergleichbar, der der Kultivierung unserer eigenen Perversionen dient, in unserer moralischen Freiheit, unsere eigene Psychopathologie als Spiel auszuleben, in unseren anscheinend grenzenlosen Fähigkeiten zur Konzeptualisierung –, und unsere Kinder müssen nicht die Autos auf den Straßen von morgen fürchten, sondern unsere Freude, selbst die elegantesten Parameter für ihren Tod zu berechnen.

Die Aufgabe, die unbehaglichen Freuden des Lebens in diesem trügerischen Paradies zu dokumentieren, wurde mehr und mehr zur Rolle der Science-fiction. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Science-fiction-Literatur, die weit davon entfernt ist, ein unbedeutender Ableger zu sein, im Grunde genommen die bedeutendste literarische Tradition des zwanzigsten Jahrhunderts repräsentiert, ganz gewiß aber ihre älteste – eine Tradition der imaginativen Reaktion auf Wissenschaft und Technologie, deren ununterbrochener Verlauf direkt von H. G. Wells und Aldous Huxley über die zeitgenössischen amerikanischen Science-fiction-Schriftsteller zu solchen modernen Erneuerern wie etwa William Burroughs führt.

Die bedeutendste ›Tatsache‹ des zwanzigsten Jahrhunderts ist das Konzept der unbegrenzten Möglichkeiten. Dieses Prädikat von Wissenschaft und Technologie umfaßt das Faktum eines Moratoriums der Vergangenheit – Irrelevanz und Tod der Vergangenheit – und grenzenloser Alternativen, die der Gegenwart offenstehen. Was den ersten Flug der Gebrüder Wright mit der Erfindung der Pille verbindet, ist die soziale und sexuelle Philosophie des Schleudersitzes.

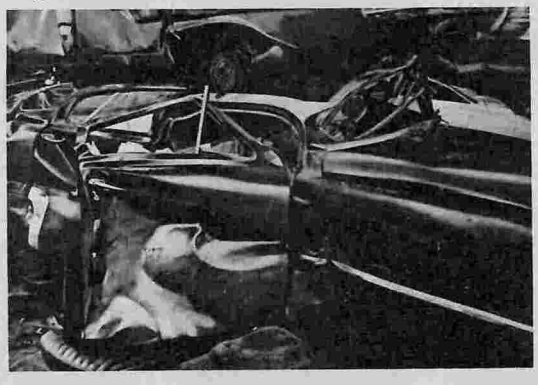
Nimmt man diesen immensen Kontinent der Möglichkeiten als gegeben, so kann man sich kaum eine Literatur vorstellen, die besser ausgerüstet ist, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, als die Science-fiction. Keine andere Form der Literatur verfügt über das Vokabular an Einfällen und Vorstellungsbildern, um sich mit der Gegenwart zu befassen, ganz zu schweigen von der Zukunft. Beherrschendes Charakteristikum eines modernen Mainstream-Romans ist ein Gefühl individueller Isolation, eine Stimmung der Verinnerlichung und Entfremdung, ein Geisteszustand also, der grundsätzlich als Kennzeichen des Bewußtseins im zwanzigsten Jahrhundert gilt.

Ganz im Gegenteil. Für mich ist das eine Psychologie, die gänzlich dem neunzehnten Jahrhundert angehört, da sie Teil der Reaktion gegen die ungeheuren Belastungen der bourgeoisen Gesellschaft, den

monolithischen Charakter des Viktorianismus und die Tyrannei des Paterfamilias, der aufgrund seiner finanziellen und sexuellen Autorität sicher war, ist. Abgesehen von deutlichen retrospektiven Neigungen und der Besessenheit von der subjektiven Natur der Erfahrung, ist das eigentliche Thema die Rationalisierung von Schuld und Entfremdung. Elemente dessen sind Verinnerlichung, Pessimismus und Intellektualismus. Doch wenn etwas dem zwanzigsten Jahrhundert angemessen ist, so ist es Optimismus, die Ikonographie von Massenhandel, Naivität und unschuldiger Freude an den Möglichkeiten des Geistes. Die Art der Phantasie und Vorstellungskraft, die sich derzeit in der Science-fiction-Literatur manifestiert, ist nicht neu. Schon Homer, Shakespeare und Milton erfanden neue Welten, um diese zu kommentieren. Die Abspaltung der Science-fiction in ein separates und wenig geachtetes Genre ist eine jüngste Entwicklung. Sie steht in enger Beziehung zum allmählichen Aussterben dramatischer und philosophischer Poesie und zum langsamen Schwund des traditionellen Romans, der sich in zunehmendem Maße ausschließlich mit den Nuancen zwischenmenschlicher Beziehungen beschäftigt. Unter den Themen, die der traditionelle Roman fast ganz ausklammert, wäre zuallererst die Dynamik menschlicher Gesellschaften zu nennen (der traditionelle Roman neigt dazu, die Gesellschaft als statisch anzunehmen), des weiteren den Platz der Menschheit im Universum. So schlecht und naiv sie auch sein mag, bemüht sich die Science-fiction, wenigstens, die bedeutendsten Ereignisse unseres Lebens und unseres Bewußtseins in einen philosphischen und metaphysischen Rahmen einzubetten.

Wenn ich in dieser Form der Science-fiction-Literatur eine Lanze breche, so liegt das teilweise natürlich auch daran, daß sich meine eigene schriftstellerische Laufbahn seit nunmehr fast zwanzig Jahren innerhalb des Genres bewegt. Doch schon zu Beginn, als ich mich der Science-fiction zum ersten Mal zuwandte, war ich der Überzeugung, daß die Zukunft einen besseren Schlüssel zur Gegenwart bietet als die Vergangenheit. Damals war ich aber auch schon unzufrieden mit der Besessenheit der Science-fiction für zwei grundlegende Themen: Weltraum und ferne Zukunft. Ich selbst benannte das neue Terrain, das ich bearbeiten wollte, sowohl aus emblematischen als auch aus theoretischen oder programmatischen Gründen mit der Bezeichnung ›inner space‹ (Innenwelt/Innenraum) und meinte damit jene psycho-

logische Domäne – die etwa in der surrealistischen Malerei zum Ausdruck kommt –, wo die Innenwelt des Verstandes und die Außenwelt der Realität einander begegnen und aufeinander einwirken.
Vornehmlich wollte ich Literatur über die Gegenwart schreiben. Das im Kontext der späten fünfziger Jahre zu bewerkstelligen, in einer Welt, in der das Piepsen des Sputnik wie das Fanal eines neuen Universums über Funk gehört werden konnte, erforderte völlig andere Techniken als diejenigen, die dem Romancier des neunzehnten Jahrhunderts zur Verfügung standen. Wenn es möglich wäre, die gesamte existierende Literatur über Bord zu werfen und ohne Wissen um die Vergangenheit völlig neu zu beginnen, so würde jeder Schriftsteller, und das ist meine felsenfeste Überzeugung, zwangsläufig etwas hervorbringen, das der Science-fiction sehr nahe käme.
Wissenschaft und Technologie nehmen in unserer Umwelt einen immer breiteren Raum ein. Sie diktieren in zunehmendem Maße die Sprache, in der wir denken und sprechen. Entweder wir bedienen uns dieser Sprache, oder aber wir bleiben stumm und ungehört.
Und doch wurde die Science-fiction infolge eines ironischen Paradoxons zum ersten Opfer der veränderten Welt, die sie vorhersah und an deren Erschaffung sie selbst aktiven Anteil hatte. Die Zukunft, die von der Science-fiction der vierziger und fünfziger Jahre vorhergesehen wurde, ist bereits unsere Vergangenheit. Ihre beherrschenden Bilder, nicht nur des ersten Mondflugs und der interplanetaren Reisen, sondern die unserer veränderlichen sozialen und politischen Beziehungen in einer von der Technologie regierten Welt, erinnern heute an große ausrangierte Bühnenkulissen. Für mich läßt sich das am ergrei-



fendsten anhand des Films *2001 – Odyssee im Weltall* darstellen, der das Ende der heroischen Periode der modernen Science-fiction versinnbildlicht – die liebevoll erdachten Szenarien und Kostüme und die gewaltigen Kulissen erinnern mich an *Vom Winde verweht*, ein wissenschaftliches Schaugepränge, das zu einer Art historischer Romanze wurde, eine abgesiegelte Welt, in die das grelle Licht der Gegenwartsrealität niemals eindringen durfte.

Unsere Konzepte von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind in zunehmendem Maße einem ständigen und erzwungenen Wandel unterworfen. So, wie die Vergangenheit in sozialen und psychologischen Begriffen zum Opfer von Hiroshima und dem Atomzeitalter wurde (beinahe per Definition eine Periode, in der wir alle gezwungen sind, vorausschauend zu denken), hört auch die Zukunft auf zu existieren, da sie von der allumfassenden Gegenwart verdrängt wird. Wir haben die Zukunft als eine von vielen uns offenstehenden Alternativen in die Gegenwart integriert. Entscheidungsmöglichkeiten vermehren sich zusehends um uns, wir leben in einer fast infantilen Welt, in der jede Forderung und jede Möglichkeit, sei es nun hinsichtlich von Lebensstil, Reisen, Geschlechterrollen und Identitäten, beinahe augenblicklich befriedigt werden kann.

Darüber hinaus bin ich auch der Meinung, daß sich das Verhältnis zwischen Fiktion und Realität im zurückliegenden Jahrzehnt drastisch verändert hat. Deren Rollen werden zunehmend umgekehrt. Wir leben in einer von Fiktionen aller Art beherrschten Welt – Massenproduktion, Werbung, Politik als ein Zweig des Werbegeschäfts, die augenblickliche Umwandlung von Wissenschaft und Technologie in populäre Bildersprache, die zunehmende Verschmelzung von Identitäten auf dem Gebiet der Konsumgüter, die Vorwegnahme jeder freien und originellen imaginativen Reaktion auf Erfahrungen durch das Fernsehen. Wir selbst leben in einem voluminösen Roman. Besonders für den Schriftsteller ist es immer weniger nötig, den fiktiven Inhalt seines Romans zu ersinnen. Die Fiktion ist bereits vorhanden. Aufgabe des Schriftstellers ist es, die Realität zu erfinden.

In der Vergangenheit haben wir immer angenommen, daß die äußere Welt um uns die Realität repräsentiert, so verwirrend, unüberschaubar und unsicher diese auch sein mochte, die innere Welt unseres Verstandes, unserer Träume, Hoffnungen und Ambitionen aber die Gefilde von Phantasie und unserer Vorstellungskraft. Mir scheint, daß

auch diese Rollen eine Umkehrung erfahren haben. Die besonnenste und effektivste Methode, sich mit der Welt um uns herum auseinanderzusetzen, besteht in der Annahme, daß sie lediglich eine Fiktion ist – oder umgekehrt, daß das letzte Restchen der Realität, das uns noch bleibt, sich im Innern unserer Köpfe befindet. Freuds klassische Unterscheidung zwischen dem latenten und dem manifestierten Inhalt unserer Träume, zwischen Sein und Schein, muß nun auch auf die Außenwelt unserer sogenannten Realität angewendet werden.

Zieht man all diese Veränderungen in Betracht, so muß man sich fragen, wo dann die Hauptaufgabe für den Schriftsteller liegt? Kann er sich überhaupt noch der Techniken und Perspektiven des traditionellen Romans des neunzehnten Jahrhunderts bedienen, der gekennzeichnet ist durch eine lineare Erzählform, eine abgemessene Chronologie und konsularische Figuren, die ihre Domänen innerhalb fixer Parameter von Raum und Zeit bewohnen? Kann sein Thema die tief in der Vergangenheit verwurzelte Quelle von Charakter und Persönlichkeit, die langsame Erkundung dieser Wurzeln und die subtilste Nuancierung sozialen Verhaltens und persönlicher Beziehungen sein? Verfügt der Schriftsteller überhaupt noch über die moralische Autorität, eine unabhängige und abgeschlossene Welt zu erfinden, um dann wie ein Beobachter über seine Figuren zu herrschen, deren Fragen er alle schon im voraus kennt? Kann er alles weglassen, das nicht zu begreifen er vorzieht, eingeschlossen seine eigenen Motive, Vorlieben und seine Psychopathologie?

Ich bin der Auffassung, daß sich die Rolle des Schriftstellers, seine Autorität und sein Recht zu handeln drastisch gewandelt haben. Ich bin gewissermaßen der Ansicht, daß der Schriftsteller nichts mehr weiß. Er hat keinen moralischen Standpunkt. Er bietet dem Leser den Inhalt seines eigenen Kopfes, er breitet eine Anzahl von Möglichkeiten und imaginären Alternativen vor ihm aus. Seine Rolle ist die des Wissenschaftlers auf Safari oder im Laboratorium, der sich mit einem völlig unbekannten Subjekt oder Terrain konfrontiert sieht. Er kann lediglich verschiedene Hypothesen erstellen und sie mit den Fakten abwägen.

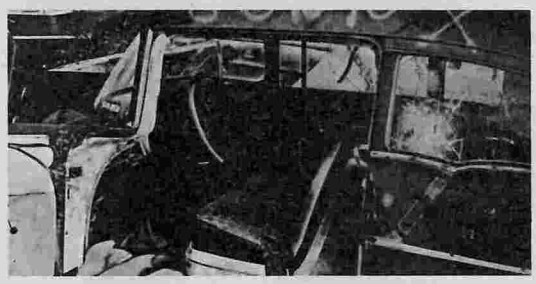
Crash ist so ein Buch, eine extreme Metapher für eine extreme Situation, ein Bündel verzweifelter Wertmaßstäbe für Krisensituationen. Wenn ich recht habe – und ich habe mich in den zurückliegenden Jahren bemüht, die Gegenwart für mich selbst neu zu entdecken –,

dann nimmt *Crash* eine Position als Katastrophenroman der Gegenwart in einer Linie mit meinen früheren Schilderungen von Katastrophen der nahen und nahesten Zukunft, etwa *The Drowned World (Karneval der Alligatoren), The Drought (Welt in Flammen)* und *The Crystal World (Kristallwelt)*, ein.

Aber selbstverständlich befaßt sich *Crash* nicht mit einem imaginären Desaster, sondern mit einer allgemein verbreiteten Katastrophe, die in allen Industrienationen institutionalisiert ist, in denen Jahr für Jahr Hunderte und Tausende von Menschen getötet und Millionen verletzt werden. Sehen wir selbst im Autounfall ein unheimliches Omen einer alptraumhaften Verbindung von Sex und Technologie? Versorgt uns die moderne Technologie mit Mitteln und Möglichkeiten, unsere Psychopathologien auszuleben, von denen wir bisher nicht zu träumen wagten? Liegt in dieser Nutzbarmachung unserer brachliegenden Perversion ein Nutzen für uns? Liegt ihr eine trotzige Logik zugrunde, die mächtiger als jede Vernunft ist?

Ich habe in *Crash* das Automobil nicht nur als sexuelles Sinnbild dargestellt, sondern auch als Metapher für das Leben der Menschen in der modernen Gesellschaft. Daher hat das Buch auch eine sehr politische Rolle, die nichts mit dem sexuellen Inhalt zu tun hat, aber ich würde *Crash* trotzdem als ersten pornographischen Roman ansehen, der auf der Technologie basiert. In gewissem Sinne ist die Pornographie die politischste Form von Literatur, denn sie befaßt sich damit, wie wir uns gegenseitig auf die ruchloseste und schonungsloseste Weise ausbeuten und benützen.

Es erübrigt sich wahrscheinlich zu sagen, daß *Crash* in erster Linie eine Warnung sein soll, eine Warnung vor den brutalen, grell erleuchteten Gefilden, die sich immer deutlicher an den Randgebieten der technologischen Landschaft abzeichnen.



Anna Kavan
Eis[34]

Ein eiskalter Luftstrom schlug mir draußen entgegen. Die Dämmerung brach herein, der Sturm trieb Brocken gefrorenen Schnees vor sich her. Ich suchte nicht nach der Abkürzung, sondern schlug einen Weg ein, der, wie ich wußte, zum Strand hinunterführte. Der Frost hatte die exotischen Pflanzen abgetötet, die, wie ich mich erinnerte, dort einmal wuchsen: die Blätter der Palmen waren schrumpfig, sterbenskrank, schwarz verfärbt und eng zusammengerollt wie gefaltete Regenschirme. Ich hätte abgehärtet sein sollen gegen den Klimawechsel, doch wieder spürte ich, daß ich aus dem gewöhnlichen Leben in eine Zone völliger Fremdheit geraten war. All dies war wirklich, es geschah wirklich, aber in einer irrealen Art; es war Wirklichkeit, die sich auf ganz andere Weise ereignete.
Es begann zu schneien, gleichmäßig und stetig. Der arktische Sturm trieb mir den Schnee ins Gesicht. Die Kälte brannte auf der Haut und ließ meinen Atem gefrieren. Um mir den Schnee aus den Augen zu halten, setzte ich den schweren Helm auf. Als schließlich der Strand in Sicht kam, hatte sich am Rand des Helmes eine dicke Eiskruste gebildet, die ihn noch schwerer machte. Undeutlich sah ich durch den wehenden weißen Vorhang das Haus vor mir auftauchen; aber ich konnte nicht erkennen, ob es Wellen waren oder eine gewaltige unebene Packeisfläche, die sich dahinter erstreckte. Mühsam kämpfte ich mich im Gegenwind voran. Das Schneetreiben wurde dichter; unerschöpflich, unermüdlich fiel der Schnee herab und breitete ein Laken von sterilem Weiß über das Antlitz der sterbenden Welt, begrub die Gewalttäter und ihre Opfer gemeinsam in einem Massengrab, tilgte die letzte Spur des Menschen und seiner Werke.

In ihrem grauen Lodenmantel stand sie auf der Veranda, die rund um das Strandhaus lief, und hatte auf jemand gewartet. Zuerst dachte ich, sie habe mich kommen sehen, merkte dann aber, daß sie den Blick auf einen anderen Weg geheftet hielt. Ich blieb stehen und beobachtete sie. Ich wollte feststellen, wer es war, den sie erwartete, auch wenn ich nicht glaubte, daß der Mann vom Hotel ausgerechnet jetzt, wo er wußte, daß ich hier wäre, kommen würde. Sie schien zu spüren, daß

sie nicht mehr allein war, fing an, sich umzuschauen, und sah mich schließlich. Ich befand mich nicht nah genug, um die sich weitenden Pupillen zu erkennen, die ihre Augen riesig und schwarz in ihrem weißen Gesicht erscheinen ließen. Aber ich hörte ihren spitzen Aufschrei, sah ihr Haar flattern und leuchten, als sie sich jählings herumdrehte, die Kapuze über den Kopf zog und losrannte zum Strand. Ich konnte sie kaum sehen, nachdem sie von der Veranda verschwunden war. Sie versuchte sich unsichtbar zu machen in dem Schnee. Jähes Entsetzen hatte sie gepackt: der Gedanke an den Mann, dessen eisblaue Augen eine magnetische Kraft hatten, die sie willenlos machen und sie in Halluzinationen und Delirien stürzen konnte. Die Furcht, mit der sie lebte, die immer dicht hinter der Fassade der normalen Welt auf sie lauerte, hatte sich auf ihn konzentriert. Und doch war da noch ein anderer bei ihm, sie waren miteinander im Bunde, oder vielleicht waren sie auch ein und dieselbe Person.

Die beiden verfolgten sie, und sie verstand nicht, warum. Aber sie akzeptierte die Tatsache, wie sie all die Dinge akzeptierte, die ihr widerfuhren, in der Erwartung, mißhandelt zu werden, zum Opfer gemacht zu werden und schließlich zerstört zu werden, entweder von unbekannten Mächten oder von Menschen. Dies Schicksal schien ihr von jeher bestimmt gewesen zu sein, von Anfang an. Nur Liebe hätte sie davor retten können. Doch Liebe hatte sie nie gesucht. Sie war dazu bestimmt zu leiden; das war ihr bekannt und wurde von ihr akzeptiert. Ihr Geschick ließ sie resignieren. Es war sinnlos, gegen das Schicksal anzukämpfen. Sie wußte, daß sie bereits vor dem Start geschlagen war.

Sie war nur wenige Schritte gelaufen, als ich sie einholte und sie zurück in den Schutz der Veranda zerrte. Sich den Schnee aus dem Gesicht wischend, rief sie: »Oh, *du* bist es«, und starrte mich überrascht an. »Wer denn sonst?« Ich erinnerte mich an die Uniform, die ich trug. »Das sind übrigens nicht meine Sachen. Ich habe sie mir geliehen.« Ihre Besorgnis schwand, sie zeigte sich erleichtert, plötzlich wirkte sie gelassen. Ich kannte diese Pose des Selbstvertrauens und der Unabhängigkeit, die sie annehmen konnte, wenn die Menschen oder die Umstände ihr ein Gefühl der Sicherheit gaben. Der junge Mann vom Hotel mochte dies bewirkt haben. »Laß uns hineingehen, rasch. Was stehen wir hier herum?« Sie sprach wie beiläufig, tat so, als wäre meine Rückkehr geplant und erwartet gewesen und die Situation

Selbstporträt ANNA KAVAN

nicht im geringsten ungewöhnlich. Es machte mich wütend, nach allem, was ich ausgestanden hatte. Ich wußte, was sie damit bezweckte; sie wollte, daß ich mich klein fühle.
Sie führte mich zu ihrer Tür und hieß mich mit einer einladenden Geste eintreten. Das kleine Zimmer war kahl und kalt, trotz des altertümlichen Ölofens, der indes gegen die Kälte kaum etwas auszurichten vermochte. Doch alles war sauber und ordentlich, und ich sah, welch liebevolle Sorgfalt für die Dekorationen aus Treibholz und Muscheln aufgewandt worden war. »Ich fürchte, es ist nicht sehr bequem, nicht deinem Standard entsprechend.« Sie wollte sich wohl über mich lustig machen. Ich sagte nichts. Sie knöpfte ihren Mantel auf, schob die Kapuze zurück und schüttelte ihr Haar frei. Es war länger geworden, funkelte und strahlte vor Leben. Unter dem Mantel trug sie ein teuer wirkendes, offensichtlich maßgeschneidertes graues Kostüm, das ich noch nicht kannte. An Geld hatte es ihr also nicht gefehlt. Der Anblick ihrer attraktiven und gut gekleideten Erscheinung machte mich aus irgendeinem Grund nur noch wütender.
Wie eine konventionelle Gastgeberin sagte sie: »Es ist recht angenehm, nach so vielem Umherreisen wieder einen eigenen Platz zu haben.« Ich starrte sie an. Ich war von so weither gekommen, um sie zu finden, durch so viele Tode und Gefahren und Schwierigkeiten: jetzt endlich hatte ich das Ziel erreicht; und sie redete mit mir wie mit einem Fremden. Es war zuviel. Ich fühlte mich verletzt und gereizt. Erbittert über ihre lässige Pose und ihre Entschlossenheit, meiner Ankunft jede Bedeutung zu nehmen, sagte ich ungehalten: »Warum führst du dieses Theater auf? Ich bin nicht den ganzen weiten Weg gekommen, nur um mich wie irgendein Besucher behandeln zu lassen.«
»Hast du erwartet, daß ich den roten Teppich für dich ausrolle?« Die lahme, schnippische Entgegnung klang beleidigend. Ich war so wütend, daß ich drauf und dran war, die Beherrschung zu verlieren. Als sie, noch immer die Farce aufrechterhaltend, im gleichen künstlichen Ton fragte, wie es mir ergangen sei, antwortete ich kalt: »Ich bin mit jemand zusammen gewesen, den du kennst«, und warf ihr zugleich einen langen strengen, bedeutungsvollen Blick zu. Sie verstand sofort, gab ihr affektiertes Gebaren auf und zeigte Anzeichen von Furcht. »Zuerst, als ich dich sah ... dachte ich, du ... er ... ich fürchtete, er wäre hier angekommen.« – »Er wird jeden Augenblick hier sein. Ich

bin gekommen, um dir das zu sagen. Um dich zu warnen, falls du andere Pläne hast, denn er hat vor, dich zurückzuholen.« Sie fiel mir ins Wort: »Nein, nein – niemals!« und schüttelte so heftig den Kopf, daß ihr Haar wie ein glänzender Gischtschleier durch die Luft wirbelte. Ich sagte: »Dann mußt du sofort verschwinden. Bevor er kommt.«
»Von hier verschwinden?« Es war grausam. Sie blickte bestürzt in dem Heim umher, das sie sich geschaffen hatte. Der Anblick der Muscheln verschaffte ihr Trost, das kleine Zimmer war so beruhigend, so sicher, der einzige Platz auf Erden, den sie ihr eigen nennen konnte. »Aber warum? Er wird mich nie finden ...« Ihre sehnsüchtige, flehende Stimme rührte mich nicht; die meine blieb unerbittlich und kalt. »Wieso nicht? *Ich* habe dich gefunden.« – »Ja, aber du wußtest ...« Sie sah mich mißtrauisch an, mir war nicht zu trauen. »Du hast ihm doch nichts gesagt, oder?« – »Natürlich nicht. Ich will, daß du mit *mir* kommst.«
Ganz plötzlich war ihre Zuversicht wiederhergestellt, die sie in ihre frühere geringschätzige Haltung zurückfallen ließ. Sie warf mir einen spöttischen Blick zu. »Mit dir? Oh, nein! All *das* brauchen wir doch gewiß nicht noch einmal durchzumachen!« Bemüht sarkastisch rollte sie ihre großen Augen und sah hinauf zur Decke. Es war eine vorsätzliche Beleidigung. Ich war empört. Ihr abschätziger Ton bagatellisierte meine verzweifelten Bemühungen, sie zu erreichen, verhöhnte alles, was ich erduldet hatte. Plötzlich, in rasender Wut, packte ich sie grob und schüttelte sie heftig. »Laß das, hörst du! Ich kann es nicht mehr ertragen! Hör auf, so verdammt verletzend zu sein! Deinetwegen bin ich gerade durch die Hölle gegangen, bin Hunderte von Meilen gereist, unter schauerlichen Bedingungen, habe unglaubliche Risiken auf mich genommen, mich beinah umbringen lassen. Und von dir kommt nicht das geringste Zeichen der Anerkennung ... nicht ein Wort des Dankes nach alledem ... nicht einmal die alltäglichste Höflichkeit bringst du für mich auf ... ich ernte nichts weiter als ein schäbiges Hohnlächeln ... Reizende Dankbarkeit! Reizendes Benehmen!« Sie starrte mich sprachlos an, mit weit aufgerissenen Augen, in denen nur das Schwarz der Pupillen zu sehen war. Ich kochte noch immer vor Wut. »Selbst jetzt besitzt du nicht einmal den Anstand, dich zu entschuldigen!«
Wütend wie ich war, beschimpfte ich sie weiter, nannte sie unerträglich, impertinent, anmaßend und vulgär. »In Zukunft könntest du

wenigstens so höflich sein, denen zu danken, die etwas für dich tun, statt deine blöde, bornierte Unverschämtheit zu demonstrieren, indem du einen auslachst!« Sie schien betroffen und sprachlos; schweigend stand sie vor mir, mit hängendem Kopf, jede Spur von Sicherheit war verschwunden. In den letzten paar Minuten hatte sie sich in ein verschlossenes, verschrecktes, unglückliches Kind verwandelt, verstört durch die Ausfälle der Erwachsenen.
Mein Blick fiel auf eine pochende Ader an ihrem Halsansatz, die heftig unter der Haut klopfte wie etwas, das zu fliehen trachtet. Ich hatte es bei anderer Gelegenheit schon bemerkt, wenn sie verängstigt war. Laut sagte ich: »Welch ein Narr bin ich gewesen, mir Sorgen um dich zu machen. Ich nehme an, du bist bei deinem Freund eingezogen, kaum daß ich fort war.« Sie sah schnell zu mir auf, mit ängstlichem Blick, und stammelte: »Was meinst du?« – »Oh, tu doch nicht so, als wüßtest du nicht, was ich meine – es ist zu widerlich!« Meine Stimme klang aggressiv, wurde immer lauter. »Ich meine natürlich den Besitzer des Hauses, den Kerl, mit dem du lebst, auf den du gewartet hast auf der Veranda, als ich kam.« Ich hörte mich selbst schreien. Die Lautstärke erschreckte sie. Sie hatte zu zittern angefangen, ihr Mund bebte. »Ich habe *nicht* auf ihn gewartet – « Sie sah, was ich tat, brach ab. »Nicht die Tür abschließen ...« Ich hatte sie bereits verriegelt. Alles war zu Eisen geworden, zu Eis, zu harter, kalter, brennender Ungeduld. Ich packte sie an den Schultern und riß sie an mich. Sie sträubte sich, schrie: »Laß mich los!« und wehrte sich mit Händen und Füßen. Ihre Hand schoß vor und stieß eine Schale mit zierlichen flügelförmigen Muscheln um, die auf den Boden flogen, wo unsere Füße sie zu Regenbogenstaub zermalmten. Ich zwang sie nieder und erdrückte sie fast unter meiner blutbefleckten Uniformjacke. Das scharfkantige Schloß des Koppels streifte ihren Arm. Blut perlte aus dem weichen weißen Fleisch ... der Eisengeschmack von Blut in meinem Mund ...
Reglos und still lag sie da, mit abgewandtem Gesicht. Vielleicht erschien sie mir deshalb wie eine Fremde, weil ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Ich empfand überhaupt nichts für sie. Ich war gefühllos geworden. Ich hatte gesagt, ich könne es nicht mehr ertragen, und das war die Wahrheit. Ich konnte so nicht mehr weitermachen; es war allzu demütigend und qualvoll. Ich hatte schon früher mit ihr Schluß machen wollen, hatte es aber nicht geschafft. Jetzt war der Augenblick gekommen. Es war Zeit, aufzustehen und zu gehen, um der ganzen

erbärmlichen Angelegenheit ein Ende zu bereiten. Ich hatte es viel zu lange hinausgezögert, qualvoll und unbefriedigend, wie es immer gewesen war. Sie rührte sich nicht, als ich aufstand. Keiner von uns sagte ein Wort. Wir waren wie zwei Fremde, zufällig im selben Zimmer. Ich dachte an nichts. Ich wollte nichts anderes, als in den Wagen steigen und fahren und fahren, bis ich irgendwo weit weg wäre, wo ich all dies vergessen konnte. Ich verließ das Zimmer, ohne sie anzusehen oder mit ihr zu sprechen, und ging hinaus in die arktische Kälte.

Draußen war es ganz dunkel geworden. Ich blieb auf der Veranda stehen, um meine Augen an die Schwärze zu gewöhnen. Allmählich wurde der rieselnde Schnee sichtbar, eine Art fahles, wie phosphoreszierendes Schimmern. Das hohle Brausen des Windes kam in unregelmäßigen, jähen Stößen, die Schneeflocken wirbelten wild in alle Richtungen und erfüllten die Nacht mit ihrem gespenstischen Treiben. Mir schien es, als verspürte ich den gleichen fiebrigen Aufruhr in mir in all meinem ziellosen Jagen von Ort zu Ort. Die besessen umhertanzenden Schneeflocken waren wie mein bisheriges Leben. Das Bild des Mädchens zog schnell an mir vorüber, sein Silberhaar flatterte im Wind, und wurde augenblicklich in das entfesselte Treiben hinausgerissen. Im Delirium des Tanzes war es unmöglich, die Gewalttäter von den Opfern zu unterscheiden. Unterscheidungen bedeuteten ohnehin nichts mehr bei einem Totentanz, wo all die Tänzer am Rande des Nichts dahinwirbelten.

Ich hatte mich an das Gefühl gewöhnt, daß ich der Hinrichtung entgegenschritt. Bisher war es etwas Fernes, eine Idee, die mir vertraut geworden war. Jetzt plötzlich sprang sie mich an, stand hautnah neben mir, keine Idee mehr, sondern eine Realität, die jederzeit eintreten konnte. Es versetzte mir einen Schock, eine physische Sensation in der Magengrube. Die Vergangenheit war verschwunden und zunichte geworden; die Zukunft war das unvorstellbare Nichts der Vernichtung. Was blieb, war nur das unaufhaltsam schrumpfende Zeitfragment, genannt ›Jetzt‹.

Ich erinnerte mich an den dunkelblauen Mittags- und Mitternachtshimmel, den ich über mir gesehen hatte, während drunten eine Mauer von Regenbogen-Eis über die Meere rund um den Globus zog. Aufragende bleiche Klippen, die tödliche Kälte ausstrahlten, geisterhafte Rächer, die gekommen waren, um der Menschheit ein Ende zu

bereiten. Ich wußte, daß sich das Eis um uns schloß, mit eigenen Augen hatte ich die bedrohlich vorrückende Mauer gesehen. Ich wußte, sie kam mit jedem Moment näher und würde immer weiter heranrücken, bis alles Leben ausgelöscht wäre.
Ich dachte an das Mädchen, das ich im Zimmer zurückgelassen hatte, ein Kind, unreif, ein gläsernes Mädchen. Sie hatte nichts gesehen, verstand nicht. Sie wußte, daß sie verurteilt war, wußte aber nichts von der Art ihres Schicksals, oder wie sie ihm begegnen sollte. Niemand hatte sie gelehrt, allein zu bestehen. Der Sohn des Hotelbesitzers hatte auf mich nicht den Eindruck gemacht, als sei er besonders zuverlässig oder ein Schutz, sondern eher ein schwacher, unbefriedigender Typ, jedenfalls kein Kämpfer. Ich traute ihm nicht zu, für sie zu sorgen, wenn die Krise käme. Ich sah sie vor mir, wehrlos und verängstigt inmitten der einstürzenden Eisberge; hörte über dem Krachen und Donnern ihre schwachen, kläglichen Schreie. Wissend, was ich wußte, durfte ich sie nicht allein und hilflos zurücklassen. Sie würde zu sehr leiden.
Ich ging wieder hinein. Sie hatte sich anscheinend nicht bewegt, und obwohl sie den Kopf wandte, als ich ins Zimmer trat, drehte sie ihn sogleich wieder weg. Sie weinte und wollte nicht, daß ich ihr Gesicht sehe. Ich trat dicht ans Bett, stand da, ohne sie anzurühren. Sie sah aus wie ein Häufchen Elend, frierend und zitternd, und ihre Haut hatte den gleichen leicht malvenfarbenen Ton wie manche der Muscheln. Es war ein Kinderspiel, sie zu verletzen. Ruhig sagte ich: »Ich muß dich etwas fragen. Mir ist egal, mit wie vielen anderen Männern du geschlafen hast – darum geht es nicht. Aber ich muß wissen, warum du eben so ausfallend gewesen bist. Warum du, seitdem ich hier bin, unablässig versucht hast, mich zu demütigen?« Sie drehte sich nicht um, und ich dachte, sie würde nicht antworten; dann aber, mit langen Unterbrechungen zwischen den einzelnen Wörtern, stieß sie hervor: »Ich wollte ... wieder ... zu mir ... selbst ... finden.« Ich protestierte: »Aber wieso? Ich war doch eben erst angekommen. Ich hatte dir nichts getan.« – »Ich wußte ...« Ich mußte mich über sie beugen, um die anklagende Stimme zu verstehen, die unter Tränen sagte: »Sooft ich dich sehe, weiß ich, du wirst mich quälen ... mich herumstoßen ... mich wie eine Sklavin behandeln ... wenn nicht gleich, dann ein oder zwei Stunden später, oder am nächsten Tag ... jedenfalls tust du es ... tust es immer ...« Ich war bestürzt, beinah schockiert. Diese Worte

offenbarten eine Seite von mir, die ich lieber nicht sehen wollte. Hastig stellte ich ihr eine andere Frage: »*Wen* aber hast du auf der Veranda erwartet, wenn nicht den Kerl vom Hotel?« Wieder brachte mich ihre völlig unerwartete Antwort aus der Fassung. »Dich ... ich hörte das Auto ... ich dachte ... ich fragte mich ...« Diesmal war ich verblüfft, ungläubig. »Aber das kann unmöglich wahr sein – nicht nach allem, was du eben gesagt hast. Außerdem wußtest du nicht, daß ich kommen würde. Ich glaube es nicht.«

Sie fuhr heftig herum, richtete sich auf, warf die Fülle fahlen Haars zurück und wandte mir ihr verwüstetes Opfergesicht zu, die Züge verquollen von Tränen, die Augen schwarz, wie blutig geschlagen. »Es *ist* wahr, ich sage es dir, ob du es glaubst oder nicht! Ich weiß nicht, warum ... du bist immer so abscheulich zu mir ... ich weiß nur, ich habe immer gewartet ... mich gefragt, ob du wiederkommst. Nie hast du eine Nachricht geschickt ... aber ich wartete immer auf dich ... blieb hier, während die anderen fortgingen, damit du mich finden könntest ...« Sie wirkte wie ein verzweifeltes Kind, das die Wahrheit herausschluchzt. Doch was sie sagte, war so unglaublich, daß ich noch einmal sagte: »Es ist nicht möglich – es kann nicht wahr sein.« Das Gesicht verzerrt, keuchte sie mit tränenerstickter Stimme: »Hast du noch immer nicht genug? Kannst du *niemals* aufhören, mich zu quälen?«

Auf einmal schämte ich mich, murmelte: »Tut mir leid ...« Ich wünschte, ich könnte die Geschehnisse, Worte und Taten auslöschen. Sie hatte sich wieder aufs Bett fallen lassen, mit dem Gesicht nach unten. Ich stand da, schaute sie an und wußte nicht, was ich sagen sollte. Die Situation schien bar aller Worte. Am Ende fiel mir nicht mehr ein, als zu sagen: »Ich bin nicht bloß zurückgekommen, um dir diese Fragen zu stellen, weißt du.« Sie zeigte keinerlei Reaktion. Ich war mir nicht einmal sicher, ob sie mich gehört hatte. Ich stand da und wartete, während das Schluchzen langsam erstarb. In der Stille beobachtete ich die pochende Ader an ihrem Hals, die immer noch heftig klopfte, streckte nun die Hand aus, berührte die Stelle sanft mit der Fingerspitze und ließ die Hand wieder sinken. Eine Haut wie weiße Seide, Haare von der Farbe des Mondlichts ...

Langsam drehte sie mir den Kopf zu, ohne ein Wort; ihr Mund tauchte auf aus dem schimmernden Haar, dann ihre zwischen langen Wimpern aufscheinenden, feucht glänzenden Augen. Sie hatte aufgehört

zu weinen; aber in Abständen unterbrach ein Schauder, ein lautloses Keuchen ihren Atem wie ein inneres Schluchzen. Sie sagte nichts. Ich wartete. Die Sekunden verstrichen. Als ich nicht länger warten konnte, fragte ich leise: »Kommst du mit mir? Ich verspreche, ich werde dich nicht mehr bedrängen.« Sie antwortete nicht, und so war ich nach einer Weile gezwungen, hinzuzusetzen: »Oder willst du, daß ich gehe?«

Jäh richtete sie sich auf, machte eine bestürzte Bewegung, sagte aber noch immer nichts. Ich wartete wieder, zögernd streckte ich meine Hände aus, durchlebte ein weiteres langes Schweigen, eine endlose Spannung. Zuletzt gab sie mir ihre Hände. Ich küßte sie, küßte ihr Haar und hob sie vom Bett hoch.

Während sie sich anzog, stand ich am Fenster und starrte hinaus auf den Schnee. Ich überlegte, ob ich ihr sagen sollte, daß ich die drohende Eismauer über das Meer nahen gesehen hatte und daß sie schließlich uns und alles andere vernichten würde. Doch meine Gedanken waren verworren und unschlüssig, und ich kam zu keiner Entscheidung.

Sie sagte, sie sei fertig, und ging zur Tür; an der Schwelle blieb sie stehen und blickte noch einmal zurück in das Zimmer. Ich sah ihr zerquältes Gesicht, ihre Verletzlichkeit, ihre Ängste, dies kleine Zimmer war der einzige freundlich-vertraute Platz. Draußen hingegen war alles erschreckend fremd. Die weite fremde Nacht, der Schnee, die vernichtende Kälte, die bedrohlich unbekannte Zukunft. Ihre Augen wanderten zu mir, blickten forschend in mein Gesicht: ein ernster, zweifelnder, vorwurfsvoller Blick, anklagend und fragend zugleich. Ich war ein weiterer unbekannter Störenfried, sie hatte keinen Grund, mir zu vertrauen. Ich lächelte ihr zu, berührte ihre Hand. Ihre Lippen verzogen sich leicht zu einem etwas schiefen Lächeln.

Wir gingen hinaus in den Schneesturm, flohen durch das wirbelnde Weiß wie flüchtende Gespenster. Ohne Licht, einzig im schwach phosphoreszierenden Schein des Schnees, war es schwer, dem Weg zu folgen. Selbst mit dem Wind im Rücken war das Gehen mühselig. Die Entfernung zum Wagen schien viel größer, als ich gedacht hatte. Ich hielt ihren Arm, um sie zu führen und ihr weiterzuhelfen. Wenn sie stolperte, legte ich meinen Arm um sie und hielt sie fest. Unter dem dicken Lodenmantel war sie kalt wie Eis, ihre Hände fühlten sich durch meine schweren Handschuhe an wie erstarrt. Ich versuchte sie

warmzureiben. Einen Moment lang lehnte sie sich an mich. Ihr Gesicht leuchtete in der Dunkelheit wie ein Mondstein, ihre Wimpern waren vom Schnee weiß gerändert. Ich spürte ihre Anstrengung weiterzugehen. Ich ermutigte sie, lobte sie, hielt meinen Arm um ihre Taille, hob sie auf und trug sie das letzte Stück des Weges.

Als wir im Wagen saßen, schaltete ich als erstes die Heizung an. Der Innenraum war in weniger als einer Minute warm, aber sie lockerte sich nicht, sondern saß neben mir, schweigend und angespannt. Ich fing einen schrägen, mißtrauischen Blick auf und fühlte mich zu Recht angeklagt. Nach allem, wie ich sie behandelt hatte, verdiente ich nichts als Mißtrauen. Sie konnte nicht wissen, daß ich eben erst eine neue Lust am Zärtlichsein entdeckt hatte. Ich fragte, ob sie hungrig sei; sie schüttelte den Kopf. Ich suchte Schokolade aus der eisernen Ration und bot sie ihr an. Für Zivilisten hatte es seit langem schon keine Schokolade mehr gegeben. Ich erinnerte mich, daß sie diese Sorte immer gemocht hatte. Sie betrachtete sie zweifelnd, schien ablehnen zu wollen, entspannte sich dann plötzlich, nahm sie und dankte mir mit einem schüchternen, rührenden Lächeln. Ich fragte mich, warum ich so lange damit gewartet hatte, freundlich zu ihr zu sein, beinah bis es zu spät war. Ich sagte nichts über unser endgültiges Schicksal oder über die Eismauer, die immer näher rückte. Statt dessen erzählte ich ihr, daß das Eis zum Stillstand kommen würde, bevor es den Äquator erreichte; daß wir dort einen Ort finden würden, wo wir sicher seien. Ich glaubte nicht wirklich daran, daß dies möglich wäre, und wußte nicht, ob sie es glaubte. Wie immer das Ende käme, wir würden beisammen sein; ich konnte es ihr wenigstens leicht machen.

Als ich den großen Wagen durch die Gletschernacht steuerte, war ich beinah glücklich. Ich trauerte nicht um jene andere Welt, die ich ersehnt und verloren hatte. Meine Welt endete jetzt in Eis und Schnee, das war alles. Menschliches Leben gab es nicht mehr, die Astronauten waren unter der Erde, begraben unter Tonnen von Eis, die Wissenschaftler durch ihr eigenes Versagen ausgelöscht. Ich fühlte mich beschwingt, weil wir beide lebten und zusammen durch den Schneesturm rasten.

Es wurde immer schwieriger, hinauszusehen. Sobald die Eisblumen von der Fensterscheibe entfernt waren, bildeten sie neue, noch undurchdringlichere Muster, bis ich durch sie nichts anderes mehr sah

als fallenden Schnee, eine unendliche Zahl von Schneeflocken – wie Geistervögel, die unablässig vorbeiflogen von nirgendwo nach nirgendwo.
Die Welt schien bereits am Ende. Es war egal. Der Wagen war unsere Welt geworden; ein kleiner, heller, beheizter Raum; unser Heim in dem weiten, gleichgültigen, frostigen Universum. Um die von unseren Körpern erzeugte Wärme zu erhalten, rückten wir eng zusammen. Sie wirkte nicht mehr angespannt oder mißtrauisch, während sie an meiner Schulter lehnte.
Eine Welt von Eis und Tod hatte die lebendige Welt verdrängt, die wir vorher gekannt hatten. Draußen war nur tödliche Kälte, das gefrorene Vakuum einer Eiszeit, das Leben reduziert auf mineralische Kristalle; doch hier, in unserem spärlich erleuchteten Raum, waren wir sicher und warm. Ich blickte ihr ins Gesicht, es lächelte unbeschwert; jetzt sah ich darin keine Angst, keine Traurigkeit. Sie lächelte und kuschelte sich an mich, zufrieden mit mir und unserem Heim.
Ich fuhr mit hoher Geschwindigkeit, wie um zu entkommen, um so zu tun, als könnten wir entkommen. Obwohl ich wußte, daß es vor dem Eis kein Entrinnen gab, vor dem bißchen Zeit, das uns jetzt noch blieb. Ich machte das Beste aus den Minuten. Die Meilen und die Minuten flogen dahin. Das Gewicht der Pistole in meiner Tasche war beruhigend.

Leslie A. Fiedler
Überquert die Grenze, schließt den Graben![55]

Über die Postmoderne, 1969

Fast alle heutigen Leser und Schriftsteller sind sich der Tatsache bewußt, daß wir den Todeskampf der literarischen Moderne und die Geburtswehen der Post-Moderne durchleben. Die Spezies Literatur, die die Bezeichnung ›modern‹ für sich beansprucht hat (mit der Anmaßung, sie repräsentiere äußerste Fortgeschrittenheit in Sensibilität und Form, und über sie hinaus sei ›Neuheit‹ nicht mehr möglich) und deren Siegeszug kurz vor dem ersten Weltkrieg begann und kurz nach dem zweiten endete, ist *tot*, das heißt, sie gehört der Geschichte an, nicht der Wirklichkeit. Für den Roman bedeutet dies, daß das Zeitalter von Proust, Joyce und Mann vorüber ist, ebenso sind in der Lyrik T. S. Eliot und Paul Valéry passé. Offensichtlich blieb dieser Sachverhalt kein Geheimnis, und einige Kritiker haben sich sogar darangemacht, seine Konsequenzen zu untersuchen. Nur waren ihre Sprache und ihre Methode von einzigartiger Unangemessenheit, waren sie doch eine Erfindung der Modernisten zur Entschuldigung ihrer eigenen Arbeit und der Arbeit ihrer literarischen Vorfahren (wie zum Beispiel John Donne oder der *Symbolisten*) und zur Heranzie-

hung eines Publikums, das sich von ihnen angesprochen fühlte. Klar ist, daß dieser Weg vollkommen ungenügend ist; so entlarven sich die neuen Kritiker der zweiten und dritten Generation in Amerika als Idioten und Naivlinge, wenn sie sich einem Gedicht von, sagen wir, Allen Ginsberg oder einem Roman von John Barth gegenüber sehen. Warum dann also keine neue Neue Kritik erfinden, eine post-moderne Kritik, angemessen post-moderner Prosa und Poesie? Das klingt recht einfach – ebenso einfach als Postulat – aber es ist doch einfacher gesagt als getan; denn die Frage, die sich sofort stellt, lautet: Gibt es überhaupt eine Form von Kritik, die der Nach-Moderne angemessen wäre? Das Zeitalter T. S. Eliots hatte schließlich eine Literatur geschaffen, die im wesentlichen ihrer selbst bewußt und der Analyse, Rationalität und anti-romatischen Dialektik verschrieben war und folglich auf Achtbarkeit, Vornehmheit und selbst Akademismus abzielte. Kritik ist einer solchen Epoche natürlich, sogar wesentlich; und niemand war erstaunt darüber, daß die Periode der frühen Moderne zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Periode der Literaturkritik wurde (obwohl man schließlich doch einige bestürzte Stimmen hörte) – eine Periode, in der Kritik zum ersten Mal in Roman, Lyrik und dramatische Dichtkunst einfiel und drohte, alle anderen Formen von Literatur zu verschlucken. Bei einer Rückschau vom gegenwärtigen Zeitpunkt aus findet man unter den besten Büchern dieser Epoche viele der Literaturkritik (von T. S. Eliot, Ezra Pound und I. A. Richards, John Crowe Ransom, Kenneth Burke und R. P. Blackmur, um nur ein paar Namen zu nennen); die zweitbesten waren Romane und Gedichte, die zur kritischen Analyse sehr geeignet waren, besonders in Schulen und Universitäten: die Werke zum Beispiel von Proust, Mann und Joyce, um ein Dreigespann anzuführen, das im Augenblick eher wie der Titel eines Collegekursus klingt als die Aufzählung dreier Autoren.

Wir leben jetzt in einer sehr anderen Zeit – apokalyptisch, antirational, offen romantisch und sentimental; einer Zeit freudvoller Misologie und prophetischer Verantwortungslosigkeit, mißtrauisch gegen Ironie als Selbstschutz und allzu große Bewußtheit von sich selbst. Wenn Kritik überleben soll, wenn sie also nützlich, lebensfähig und wichtig werden oder bleiben soll, muß sie radikal verändert werden, jedoch nicht in der von marxistischen Kritikern angedeuteten Richtung, wie subtil und differenziert sie auch sein mag. Die Marxisten sind die verzweifelten Verteidiger der Rationalität und der Vor-

herrschaft des politischen Faktums; sie sind ihrem Wesen nach Feinde einer Zeit des Mythos und der Leidenschaft, der Sentimentalität und Phantasie.

Eine neue Literaturkritik wird selbstverständlich nicht in erster Linie befaßt sein mit Fragen der Struktur, Diktion oder Syntax; diese setzen ja voraus, daß das Kunstwerk ›wirklich‹ existiert auf der Seite Papier und nicht in der Aneignung und dem Verständnis des Lesers. Nicht Wörter auf dem Papier, sondern Wörter im Leben, oder besser, Wörter im Kopf, in der intimen Verknüpfung von tausend Zusammenhängen – sozialen, psychologischen, historischen, biographischen, geographischen – im Bewußtsein des Lesers (für einen Augenblick, aber *nur* für einen Augenblick durch die *ekstasis* des Lesens aus all jenen Zusammenhängen gelöst): Sie werden der Gegenstand zukünftiger Kritiker sein. Ältere Kritiker haben schon Beispiele für diese Art von Literaturkritik geliefert, indem sie ihren Lehrern und sogar eigenen früheren Arbeiten den Rücken gekehrt haben. Norman O. Brown zum Beispiel, der mit gelehrten, leicht marxistischen Studien der klassischen Literatur begann, ist in *Zukunft im Zeichen des Eros* und *Love's Body* zur Metapsychologie fortgeschritten; Marshall McLuhan begann mit formalistischen Examinationen von Joyce- und Gerard-Manley-Hopkins-Texten und hat sich weiterbewegt zu metasoziologischen Analysen der Massenmedien in *Die magischen Kanäle* und letztlich zu einer Art piktographischer Kurzschrift, halb ironischer, halb ernster Nachahmung der Sprache der Werbung in *The Medium is the Message.*

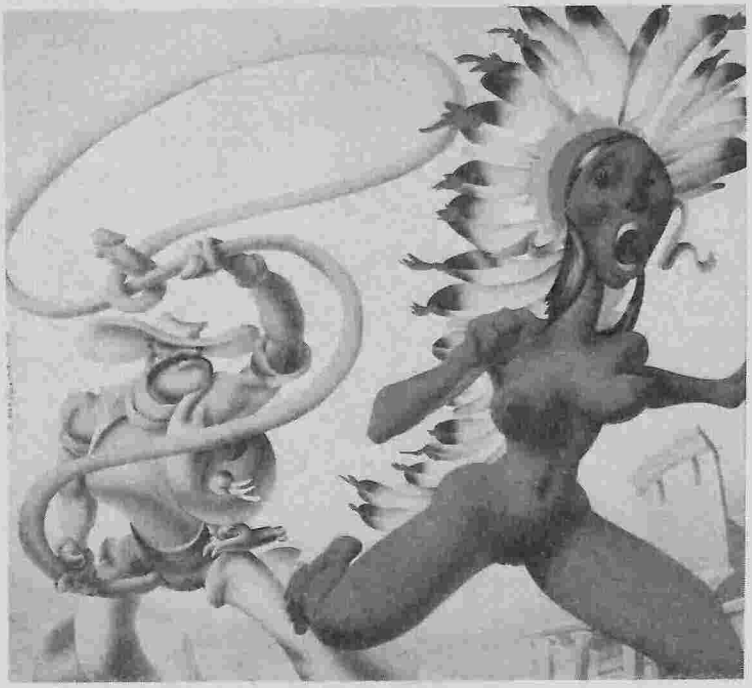
Ton und Behandlung sind in beiden Fällen bedeutend, denn bei keinem der beiden Kritiker ist etwas vom Tonfall und Rhythmus üblicher ›wissenschaftlicher‹ Kritik zu hören. Im Gegenteil, Gestus, Rhythmus und Dynamik ihrer Sprache sind seherisch, magisch, mehr als ein bißchen *verrückt* (ein Konzept, das jeder, der sich mit zeitgenössischer Literatur befassen will, als ehrend und nicht als herabsetzend verstehen sollte). Für McLuhan wie für Brown – und D. H. Lawrence – ist Kritik gleich Literatur oder gleich Null. Weder Amateurphilosophie noch objektive Analyse – sie unterscheidet sich von anderen Formen literarischer Kunst insofern, als sie bei der Welt der Kunst selber ansetzt, nicht bei der Welt im allgemeinen; sie benutzt ein Kunstwerk als Gelegenheit, ein anderes zu schaffen.

In der Vergangenheit gab es eine ganze Reihe solch vermittelnder Kunstwerke, in der nahen und in der ferneren (Nietzsches *Geburt der*

Tragödie, Longinus' *Über das Erhabene*, die ganz klar machen, daß die Autorität des Kritikers nicht auf seinen Forschungstechniken oder Textsammlungen basiert, sondern auf seiner Fähigkeit, Wörter, Rhythmen und Bilder zu finden, die seiner ekstatischen Vision der Stücke des Euripides und der Einleitungsverse der *Genesis* angemessen sind. Longinus oder auch Nietzsche zu evozieren, ist in gewissem Sinne irreführend, schafft es doch Vorbilder, die einfach zu großartig und ehrfurchtgebietend sind. Die neueste Kritik muß ästhetisch und poetisch in Form und Inhalt sein, gleichzeitig aber auch komisch, respektlos und vulgär. Beispiele dafür gibt es gegenwärtig überall – man nehme Angus Wilson, der seine Kritik des Romans *Nacht in der Stadt* mit folgendem trockenen Satz begann: »Jeder weiß, daß John Rechy ein kleiner Scheißer ist.« Und mit einem Schlag haben wir die Eliotsche Kirche verlassen, deren Dogmen – ex cathedra verkündet – von zwei Studentengenerationen auswendig aufgesagt werden sollten: »Ehrliche Kritik und intelligente Würdigung sind nicht auf den Dichter gerichtet, sondern auf die Dichtung... Der Geist des reifen Dichters unterscheidet sich von dem des unreifen nicht eigentlich aus Gründen der Wertschätzung seiner Persönlichkeit, auch nicht dadurch, daß er interessanter ist oder ›mehr zu sagen‹ hat, sondern weil er ein präziseres Medium ist, in welchem...« usw.

Wenn Kritik nicht der Versuchung widersteht, sich ganz so ernst zu nehmen, oder wenigstens ihren Lesern Unernst gestattet, wird sie unausweichlich in der Wiedergabe des gespreizten Kanons aus vornehmer Tradition und dem niederschmetternden Gejammer der Kulturreligion des Modernismus fortfahren, der Eliot sich entronnen dünkte – während er in Wirklichkeit dem Ganzen nur einen hochanglikanischen Klang gegeben hat: »Es liegt an uns, den Lesern von Literatur, zu wissen, was wir mögen. Es liegt an uns, als Christen *wie als* Leser zu wissen, was wir mögen sollten.« Aber nicht zu wissen, daß dieses Zeug einfach lächerlich ist, heißt, in der Kirche gefangen zu sein, abgeschnitten vom befreienden Vorrecht des komischen Sakrilegs. Schluß mit dem Gejammer, es ist höchste Zeit fürs Sakrileg!

Die Art von Kritik, die die Zeit erfordert, ist Tod-der-Kunst-Kritik, die natürlich insbesondere von denen praktiziert wird, die nach dem Tod der Neuen Dichtung und Neuen Kritik mündig geworden sind. Es sieht faktisch so aus, daß Schriftsteller, die nicht das Glück haben, unter 30 (oder 35 oder was immer das kritische Alter heutzutage ist)



Robert Grossman: How the West Was Won.

zu sein, wiedergeboren werden müssen, um dem Augenblick und denen, die ihn höchst behaglich bewohnen, der Jugend, wichtig zu erscheinen. Man kann die Hoffnung auf Wiedergeburt fahrenlassen, wenn man nicht zuvor erkennt, daß man tot ist. Kein Romancier kann sich erneuern, der nicht einsieht, daß, sofern er Romancier im traditionellen Sinn bleibt, er tot ist. Was bis vor wenigen Jahren eine Diagnose war, eine Behauptung, ist heute eine Tatsache. (Eine Behauptung, die fast gleichzeitig mit der Erfindung des Romans aufgestellt wurde, der ersten Form von Pop-Literatur, die sich bewußt war, daß ihre Lebenszeit, verglichen mit den klassischen Formen des Epos und der Tragödie, notwendigerweise kurz sein würde.) So sicher, wie der alte Gott tot ist, ist es der alte Roman. Gewisse Schriftsteller (zum Beispiel Saul Bellow oder John Updike, Mary McCarthy oder James Baldwin) schreiben weiterhin alte Romane, und gewisse Leser lesen sie weiter-

hin, oft im Glauben, ganz schön auf der Höhe der Zeit zu sein. Nicht anders aber predigen Pfarrer weiter in alten Kirchen, und Massen versammeln sich und hören ihnen zu.

Die Alternative ist nicht die Vermutung, das gedruckte Buch sterbe aus (die Marshall McLuhan hegt), sondern schlechterdings die Einsicht, daß das gedruckte Buch in allen seinen Formen, besonders aber vielleicht in der des Romans, radikal zu verändern ist. Kein Medium der Kommunikation verschwindet, einfach weil ein neues und wirksameres erfunden worden ist. Man denke zum Beispiel an die Vorlesung, die ein wenig verjährt scheint seit der Einführung der beweglichen Drucktype, die aber nach mehr als fünf Jahrhunderten ›Verjährung‹ immer noch wirksam ist. Ein Kommunikationsmedium muß, wenn es aus der Mode gerät, zu einer Form der Unterhaltung werden, was gegenwärtige Entwicklungen im Rundfunk ausreichend andeuten (zum Beispiel das Verschwinden aller hochsinnigen Kommentatoren und prätentiösen Stückeschreiber). Studenten sind sich dieser Tatsache in bezug auf ihre Universitätsvorlesungen wohl bewußt – und wehe dem Mann, der das nicht erkennt!

So wie die seriöse Vorlesung durch die Technologie des 15. Jahrhunderts und der seriöse Gottesdienst durch die Philologie des 18. und 19. Jahrhunderts bedroht wurden, werden der seriöse Roman und die seriöse Kritik durch Technologie und Philologie des 20. Jahrhunderts bedroht. Das Selbstbewußtsein des Romans muß – gleich dem der Vorlesung und des christlichen Gottesdienstes – das Bewußtsein seiner eigenen Absurdität, ja Unmöglichkeit, einschließen. Da der seriöse Roman unserer Zeit der Kunstroman ist, wie er von Proust, Mann und Joyce begründet und von deren Epigonen nachgeahmt wurde, müssen wir jener merkwürdigen Mischung aus Dichtung, Psychologie und Dokumentation, deren wirkliches, wenn auch nicht immer eingestandenes Ziel es war, sich zu kanonisieren, abschwören. Matthew Arnold hatte wohl mit seiner Vorraussage recht, daß die Literatur als Heilige Schrift in einer Welt entstehen würde, die die überkommene Religion ablegt; aber das Leben der neuen Schrift und der neuen Religion war kürzer, als er hätte vermuten können.

Bevor der Mensch in der westlichen Gesellschaft aufhörte, die Bibel als zentrales Bezugsorgan seines Lebens zu betrachten, war sie für ihn schon ein Buch unter anderen geworden; dieser Sachverhalt hat wohl die Arnoldianer in die Irre geführt, die sich eine Zeit nicht vorstellen

konnten, wo nicht nur *das* Buch seinen Einfluß auf die Menschheit einbüßte, sondern Bücher überhaupt. So ist es aber nun mal – zumindest was alle Bücher anlangt, die sich als Kunst – nach Abschaffung der Bibel – verstehen; und deswegen muß der wirklich neue Neue Roman anti-künstlerisch und anti-seriös sein. Das aber heißt, er muß wieder so ähnlich werden wie in seinen Anfängen, als Samuel Richardson nicht so blutig ernst genommen werden konnte, ähnlich der Form, die in England blühte, bis Henry James sich das Prädikat eines Künstlers zulegte, gegen solche selbsternannten ›Unterhalter‹ wie Charles Dickens und Robert Louis Stevenson: volkstümlich, nicht gerade reputierlich, ein wenig gefährlich. Der kritische Gedankenaustausch über das Wesen des Romans, zu dem James mit *Die Kunst des Romans* und Stevenson mit *Eine bescheidene Vorstellung* ihren Beitrag leisteten, ist im Bewußtsein der meisten Leser der dreißiger Jahre von Henry James mit seiner Verteidigung des Kunstromans gewonnen worden, im Morgenschimmer der Siebziger sind wir dessen nicht mehr so sicher, in einer Zeit, wo *Die Schatzinsel* der Wahrheit und dem Wunsch nach Freude angemessener scheint als *Die Prinzessin Kasamassima.*

Die Franzosen haben diese volkstümliche Tradition wohl einst verstanden, (als nämlich Diderot Richardson über die Maßen pries und der Marquis de Sade ihn in einem Buch nachahmte, das schmutziger war, als es sich der Engländer je zu schreiben getraut hätte), sie aber längst aus dem Gesichtsfeld verloren. Und der sogenannte *nouveau roman* ist in seinem tödlichen Ernst alles andere als wirklich neu, was bedeutet, anti-künstlerisch.

Boris Vian steht völlig isoliert auf der gegenwärtigen französischen Literaturszene. In mancher Hinsicht ist er der Prototyp des neuen Romanciers, obwohl er seit zehn Jahren tot ist und seine bezeichnende Arbeit in den Jahren kurz nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden ist. Er war, vor allem, ein Amerikaner im Geist (was sogar in Amerika geborene Schriftsteller heute sein müssen), der sich im Widerstand gegen die amerikanische Politik befand just in dem Augenblick, als er am tiefsten in seine ›Volkskultur‹ eingetaucht war – schrieb er doch gerade einen Detektivroman mit dem Titel *I'll Spit On Your Grave* unter dem Pseudonym Vernon Sullivan und unter der Vorgabe, nur der Übersetzer ins Französische zu sein. Kraft dieses Verschnitts aus mythologischem Amerikanismus gelang es ihm, einen Fuß über die

Grenzlinie zu setzen, wenn nicht gar die Lücke zu schließen zwischen hoher Kultur und niederer, *belles-lettres* und *pop art*. Auf der einen Seite war er der Verfasser von *pop songs* und ein Jazztrompeter, beeinflußt vom New-Orleans-Stil, andererseits aber ein Romanautor, der unter dünner Tünche französische Intellektuelle wie Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir aufs Korn nahm. Aber auch in seiner Dichtung, die auf den ersten Blick nach konventioneller Avantgarde aussieht, bewegen sich die Charaktere durch eine imaginäre Stadt, deren Hauptstraße Boulevard Louis Armstrong heißt.

Jetzt erst hat Vian das Publikum gefunden, das er vom ersten Augenblick an verdient hat, zunächst unter den jungen Parisern, die ebenso wie ihre amerikanischen Altersgenossen wissen, daß diese Überbrükkung der Kluft zwischen Elite- und Massenkultur die exakte Funktion des Romans heute ist. Die meisten jüngeren Amerikaner, die sich auf einem ähnlichen Weg befinden, tun dies, ohne ihn jemals kennengelernt zu haben, dennoch ist er ihnen ähnlicher als so eminente amerikanische Vorgänger wie Faulkner oder Hemingway. Leider hat Vian den Pop-Roman nur mit der linken Hand geschrieben und sich sogar geweigert, seinen Namen darunterzusetzen.

Soweit die jungen Amerikaner Vian eingeholt haben, verzichten sie auf alle Verschleierung; und wo sie am meisten sie selbst und ihren Interessen am nächsten sind, bedienen sie sich offen der Formen des Pop – wenngleich nicht als Detektivroman, den eine schulterklopfende Mittelklasse hoffnungslos kompromittiert hat: zum Liebling von College-Professoren und Präsidenten. Die von ihnen bevorzugten Romanformen scheinen dem gleichen Prinzip zu gehorchen wie einst die ›hardboiled‹ Detektivgeschichten Vians: möglichst weit weg von Kunst und Avantgarde, weit entfernt von Innerlichkeit, Analyse und Anspruch, daher immun sowohl gegen Lyrizismus als auch platten sozialen Kommentar. Sie fürchten nicht den Kompromiß des Marktplatzes, ganz im Gegenteil, sie wählen dasjenige Genre, das sich der Exploitation durch die Massenmedien am ehesten anbietet, den Western, Science-fiction und Pornographie.

Am geeignetsten ist die Wildwestgeschichte, da sie viele Jahrzehnte ausschließlich in den Rahmen von Groschenblättern, billigen TV-Serien und B-Filmen gehörte und rein als Mythos und Unterhaltung aufgenommen wurde, nicht als Literatur, und ihre Sentimentalität sich unserer Köpfe so bemächtigt hat, daß sie heute ohne wesentliche

Einbuße durch Parodie, Ironie und sogar kritische Analyse verdünnt werden kann. In gewissem Sinne hat unsere mythologische Unschuld im Western überlebt, und sie erwartet den Tag, wo wir, da wir an unsere Unschuld nun nicht mehr glauben, sie wenigstens in der Phantasie wiederherstellen. Diese Rückkehr des Western-Plots hat natürlich die Ablehnung solcher *poetae laureati* der verlorenen Unschuld zur Folge wie Henry James und Nathaniel Hawthorne – jener speziellen Lieblinge der Vierziger, die, entgegen ihren wirklichen Fähigkeiten, zu sehr dem Begriff europäischer Kunst verfallen waren, um im Zeitalter der Pop-Art als Einfluß überleben zu können. Sie hat auch die bedingte Abkehr von unserem vielgeliebten Herman Melville zur Folge (der von seinen neuen kritischen Bewunderern und den endlosen Doktordissertationen ernsthaft gefährdet wird), sogar Mark Twain müssen wir einen Augenblick an die Seite stellen. Für Hemingway konnte Twain noch die Zentralfigur einer lebendigen Tradition sein, unser aller Vater; da er aber eher ein ›Folk‹- als ein Pop-Autor ist, ist eine urbane, industrialisierte Welt noch weiter von ihm entfernt. *Folk Art* kennt und akzeptiert ihren Platz in der Klassengesellschaft, die Pop zerstört, wobei seine hergesagten Absichten gleichgültig sind. Übrig bleibt eine mögliche Form, die der Travestie näher ist als der Nachahmung – ein so grotesker Neo-Huck wie jener ordinäre D. J. in Norman Mailers ... *am Beispiel einer Bärenjagd*, der, wie einige teuflischerweise meinen, ein schwarzer Typ aus Harlem ist, der den weißen Flüchtling aus der Wohlanständigkeit spielt. Vor kurzem wurde sogar Twains Buch neu geschrieben – zur Belustigung und Verspottung seiner Exegeten – in John Seelyes *The True Adventures of Huckleberry Finn*, wo das blöde Happy-End gestutzt wird, die Erlösung des Niggers Jim (an die Hemingway niemals glaubte), und der Erzählung Gemeinheit und Sex zurückgegeben werden, die vermutlich von dem wenig authentischen Verstand des Samuel Clemens herausgeschält wurden, nebst der Enthüllung, daß der Stoff, den Huck und Jim auf dem Floß rauchen, nicht Tabak ist, sondern Hanf, auch als Marihuana bekannt. Dennoch: Huck gehört heute nicht mehr der Kindheit an, die wir alle weiterleben, sondern der Kindheit, die wir verlassen haben.

Dagegen überlebt mit seinem Autor Natty Bumppo, der ursprünglich in den Vororten New Yorks und in Paris träumte. Wider unsere jahrelange Überzeugung wird James Fenimore Cooper überleben oder vielmehr wiedergeboren werden, vielleicht nicht ganz so, wie er

sich selber sah, sondern in der Weise, wie D. H. Lawrence ihn auf der Reise nach Amerika neu erschuf. Cooper hat begriffen, daß der Traum, der mit dem Bau von Städten nicht schwindet, sondern in deren Stahl- und Beton-Welt die unwiderstehliche Lebendigkeit einer erwachenden Halluzination beschwört, die Begegnung ist zwischen dem Mann der Alten Welt und der Neuen in der Wildnis, das Treffen des verpflanzten Europäers mit dem Indianer. Kein Wunder, daß Lawrence sich ›von Fenimore Cooper erleuchtet‹ nannte.
Die Rückkehr der Rothaut ins Zentrum unserer Kunst und tiefsten Imagination, wie wir sie mit Lawrence' Reise ins mythische Amerika nachgezeichnet haben, gründet sich nicht nur auf der Wiederbelebung der ältesten und authentischsten Formen des amerikanischen Pop, sondern projiziert darüber hinaus bestimmte Bedeutungen unseres Lebens in Begriffen, die eher metapolitisch als politisch zu nennen sind, die als Mythos gültiger sind denn als Geschichte. Erzähler von Western-Geschichten haben traditionsgemäß für oder gegen die Indianer Stellung bezogen; und im Gegensatz zu den Filmautoren, die in den zwanziger und dreißiger Jahren den jungen Leuten in Samstagvormittagvorstellungen etwas zum Jubeln vorsetzten, haben die neuen Romanciers den Indianern gegenüber einen klaren Standpunkt eingenommen. In diesem Akt mythologischen Renegatentums haben sie sich nicht nur zu Feinden des christlichen Humanismus erklärt, sondern auch den Völkermord verurteilt, mit dem unsere Nation ihren Anfang nahm und dessen späteste Nachwirkungen – vielleicht – im Vietnamkrieg zu sehen sind.
Es ist unmöglich, einen Western zu schreiben, ohne auf irgendeine Weise die Gewalt zu verherrlichen; aber die Gewalt des anti-weißen Western ist Guerilla-Gewalt, der schleichende Angriff auf die Zivilisation, wie Geronimo, Cochise und andere indianische Kriegsführer sie praktizierten und Che Guevara und der Vertreter Nordvietnams sie später rechtfertigten. Krieg jedoch ist nicht der Wunschtraum des neuen Western, dessen Motivationen tiefer liegen in einer Sehnsucht nach dem Stamm – einer gesellschaftlichen Orgnisationsform, die die Autoren ihrem bourgeoisen Familienhintergrund und dem seelenlosen, inhumanen bürokratischen Staat, auf den sie durch Schule und Universität vorbereitet wurden, vorziehen. Letzten Endes sind beide Träume – die Gewalt in den Wäldern und das Leben im Stamm – pubertär, um nicht zu sagen infantil. Aber hier haben wir's: was der

Wilde Westen den Autoren so attraktiv macht, ist seine Assoziation mit Kindern und jener Art von Büchern, die sich hochmütig mit deren begrenzten und besonderen Nöten identifiziert.

Die legendären Indianer haben mit Kunst im traditionellen Sinn nichts zu tun, wohl aber mit der Entwicklung des Knaben zum Mann, der Unreife zur Reife. Sie wachen über die Schließung des Grabens, den aristokratische Kunstvorstellungen geschaufelt haben zwischen den Dingen, die uns im Alter von zehn oder zwölf ausfüllen, und jenen, die uns befriedigen, wenn wir fünfzig oder sechzig sind.

Unter solchen Betrachtungen wird es höchste Zeit, die viel diskutierte Unreife der amerikanischen Literatur wieder in Augenschein zu nehmen, und zwar im Hinblick auf die Tatsache, daß unsere klassischen Bücher die Bücher der kleinen Jungen sind und unsere größten Romane ihren rechtmäßigen Platz in der Kinderabteilung unserer Bibliotheken haben; kurzum, sie haben alle in gewissem Sinn mit dem Wilden Westen zu tun – erzählen von der idyllischen Begegnung des weißen Mannes mit dem nicht-weißen in einer Vielfalt von ›wilden‹ Szenerien. Doch plötzlich scheint dieses Faktum – das einst geleugnet wurde – einen wirklichen Vorteil zu bieten, eine Spur bei der Erforschung der Frage, warum der Graben, den wir heute zu schließen wünschen, so spät und so wenig überzeugend in der amerikanischen Dichtung entstanden ist. Vor Henry James fühlte sich keiner unserer Romanciers von der Welt der Magie und des Wunders abgeschnitten; er brauchte nur ans Meer zu gehen oder, noch besser, unsere ganz besondere ›Grenze‹ zu überqueren, und schon befand er sich in einer Region, wo Erwachsene und Kinder, gebildet und ungebildet, in gemeinsamer Verzauberung leben.

Wie verschieden war die Lage der Dichter in der Mitte des 19. Jahrhunderts wie Lewis Carroll oder Edward Lear oder George Macdonald, die sich vorstellen mußten, sie schrieben für die Kinderschule, um das Wunderland ihrer Imagination betreten zu können. Schließlich macht es einen Unterschied, ob man sich die Welt jenseits der Grenze als Märchenland oder Grenzland, Phantasie oder Geschichte vorstellt. Es ist lange her, seit die Europäer ihre tiefsten Träume gelebt haben, aber für uns ist es gestern. Und deshalb können wir jetzt noch, da wir aus jenen Träumen ausgeschlossen sind, ›verderbt‹ werden, ohne unsere innere Unschuld zu verlieren, dekadente Kinder, die Indianer spielen – phantasievolle Amerikaner wir alle, ob hier

geboren oder nicht. Aber Amerikaner sein heißt nichts anderes, als sich ein Schicksal einzubilden, anstatt eines zu erben, da wir immer schon, sofern wir überhaupt Amerikaner waren, im Mythos und nicht in der Geschichte gelebt haben – nur haben wir es eben erst begriffen. Jedenfalls sind unsere besten Schriftsteller fähig, den Wilden Westen wieder in Angriff zu nehmen – spielerisch und ernst in einem, ganz ähnlich wie ihre Vorfahren, die die Revolution, die uns zu einer Nation gemacht hat, mit todernstem Indianerspielen angefangen und den ganzen englischen Tee ins Meer geschmissen haben. Viele Schriftsteller sind noch nicht vierzig – unter ihnen die bemerkenswertesten ihrer Generation –, und sie haben durch ihre Wiederentdeckung des Westens die Herzen der Jungen erobert. John Barths *Der Tabakhändler* kennzeichnet den Beginn dieser Welle, die seit 1960 ständig im Anwachsen ist und solche Männer mitgezogen hat wie Barths Altersgenossen Thomas Berger (*Der letzte Held*); Ken Kesey (*One Flew Over the Cuckoo's Nest* und *Manchmal ein großes Verlangen*) und, erst in jüngster Zeit, Leonard Cohen (in seinem ausgefallenen und ungewöhnlich eleganten Roman *Schöne Verlierer*), aber auch ältere und etabliertere Schriftsteller wie Norman Mailer, dessen neuester Roman, ... *am Beispiel einer Bärenjagd*, weniger ein Buch über den Krieg im Osten ist als eines über den Begriff des Westens. Sogar William Burroughs, Experte in Drogenphantasien und homosexueller Paranoia, scheint dem Genre zuzuneigen, wenn er sich auch bis dato mit Science-fiction begnügt hat, einer weiteren Pop-Form, einer weiteren Möglichkeit, aus individuellem in öffentlichen oder populären Mythos zu fliehen, Träume einzusetzen, die den Graben schließen.

Auf den ersten Blick sieht es nicht so aus, als habe Science-fiction einen so universalen Appeal wie die Western-Story, zumindest nicht in geschriebener Form, aber vielleicht ist ein Urteil noch verfrüht; handelt es sich doch um ein sehr junges Genre, das seinen Standort erst nach dem Zweiten Weltkrieg gefunden hat (nach anfänglichen Versuchen von Jules Verne und H. G. Wells).

Zu diesem Zeitpunkt wurden zwei Dinge ganz klar: einmal, daß die Zukunft schon begonnen hatte mit so schnellem Voranschreiten der Technologie, daß eine Unterscheidung zwischen Gegenwart und Zukunft immer schwerer zu treffen sein würde; zum anderen, daß das Ende der Menschheit, durch Vernichtung oder Mutation, eine reale, bereits drohende Möglichkeit war. Aber dies hat Science-fiction zum

Gegenstand: die Zukunft in der Gegenwart und das Ende des Menschen, nicht das Reisen mit der Zeitmaschine, auch nicht das Eindringen in den Weltraum, höchstens, soweit sie die genannten Themen symbolisieren.

Vermutlich kann Science-fiction nur in fortgeschrittenen Technologien, die selber eine Tradition in Eigenuntersuchung und -analyse haben, erfolgreich werden. Denn nur in Amerika, England und der Sowjetunion scheinen der Science-fiction-Roman und seine Epigonen zu gedeihen; doch Science-fiction-Karikaturen und -Comics, Science-fiction-Fernsehserien und -Filme (wo die zugrunde liegende Bildwelt glücklich mit elektronischer Musik verwoben ist und der Wortanteil auf ein Minimum reduziert) setzen sich überall durch. In England und Amerika ist das Prestige dieses Genres so groß, daß Leute wie Burroughs dafür gewonnen wurden (*Nova Express*), während es anderen als Vorbild diente: William Golding (*Herr der Fliegen*), Anthony Burgess (*The Clockwork Orange*) und John Barth (der in seinem zweitbesten Buch, *Giles Goat-Boy*, die Indianer verließ und sich der Zukunft verschrieb).

Anders als die Westerngeschichte, die den Gegensatz zwischen England und Amerika bestätigt, spiegelt Science-fiction, was die beiden gegeneinander mißtrauischen Länder eint; eine Bestätigung dafür findet sich in der gemeinsamen Unternehmung *2001: A Space Odyssey* (mit englischem Autor und amerikanischem Regisseur). Wenn es noch eine gemeinsame angelsächsische Form gibt, heißt sie Science-fiction. Aber selbst in diesem Fall liegen die Dinge in Amerika ein bißchen anders als in England, denn nur in Amerika gibt es einen Autor ersten Grades, dessen bevorzugte Methode aus der ersten Science-fiction in ihrer unverformten Pop-Gestalt stammt. Kurt Vonnegut Jr. hat nicht mit einem traditionellen Versuch um des literarischen Ruhmes willen angefangen und sich dann aufs Feld der Science-fiction begeben, er war von Anfang an so eng verbunden mit dieser populären und nicht ganz respektablen Form, daß die etablierten Kritiker ihn noch zu einer Zeit ignorierten, als die jüngeren Leser, von Marshall McLuhan und Buckminster Fuller auf den neuen Rhythmus der Ereignisse vorbereitet, seine Bücher *The Sirens of Titan* und *Cat's Cradle* bereits zu Favoriten des Underground erklärt hatten. Daß Vonnegut heute, nach Jahren der Mißachtung, an einer berühmten amerikanischen Universität die Technik des Schreibens lehrt und in

Starbesprechungen der gängigen Presse bejubelt wird, ist nicht der Scharfsicht unserer Kritiker zuzuschreiben, sondern der Macht der Jungen.

Das Wiederaufleben der Pornographie ist ebenfalls in diesem Kontext zu verstehen; auch sie ist, wie Western und Science-fiction, eine Form

Jean Paul Goude: Trained pussy, N. Y. 1978

der Pop-Art. Seit der viktorianischen Zeit ist sie die *eigentliche* Form von Pop-Art – die am wenigsten tilgbare Gestalt aller Subliteraturen, eine Unterhaltungsform, die dem Laster nähersteht als der Kunst. Viele bekannte Arbeiten dieses Genres aus der letzten Zeit haben

versucht, diese Tatsache zu verschleiern, nicht selten, weil die Autoren selbst nicht verstanden, wo sie eigentlich hinaus wollten, und versuchten, ihre Arbeit mit ernsthafter Moralität (Hubert Selby in *Letzte Ausfahrt Brooklyn*) oder Parodie zu verschleiern (Terry Southern in *Candy*). Alle diese Autoren haben, gleichgültig, welche Absichten sie hatten, indem sie den Porno aus dem Underground an die vorderste Front holten, an der Liquidation der Idee von Pornographie mitgeholfen, denn das Ende von Kunst auf der einen Seite bedeutet das Ende von Pornographie auf der anderen. Und dieses Ende ist in Sicht im Film, in Pop-Songs und in der Dichtung, besonders aber im Roman, der zu Anfang besser als spätere Pop-Formen geeignet schien zu dieser Art masturbatorischer Träumerei im Verborgenen, die der Pornographie wesentlich ist.

Die Standardformen heterosexueller Kopulation, normal oder ›poetisch‹ vermittelt, sind verflucht altmodisch, wenn nicht gar ein bißchen lächerlich; wir fordern Fellatio, Analverkehr und Flagellation, um sicherzugehen, daß wir Pornographie vor uns haben und keine Liebesgeschichte. Ein besonderer Nutznießer dieses Trends ist Norman Mailer, dessen erster Roman, *Die Nackten und die Toten*, in der sterbenden Tradition des gegen den Krieg gerichteten Kunstromans stand, mit gelegentlich eingestreuten Obszönitäten, die vordergründig der Glaubwürdigkeit dienen sollten. Aber mehr und mehr hat Mailer das Obszöne ins Zentrum verlagert und den sozialen Kommentar an die Peripherie, ein Prozeß, der in ... *am Beispiel einer Bärenjagd* bei einer Insistenz auf schmutziger Sprache und Skatologie endet, die offensichtlich um ihrer selbst willen herrscht, da sie zu beharrlich ist, um nurmehr als Verletzung altmodischer Sensibilität und überholten Geschmacks interpretiert werden zu können. Und selbst in seinem frühen Pop-Roman *Ein amerikanischer Traum*, seinem ersten Roman nach zehnjähriger Pause, hatte er sich der Pornographie verschrieben als Richtungsanzeiger dorthin, worauf sein Titel anspielt: den Ort, wo in Dunkelheit und Schmutz alle Männer gleich sind – der Harvardabsolvent und der Leser der *Daily News*, vereinigt in Phantasien, die den Mord an ihren Ehefrauen und das Arschvögeln ihrer Dienstmädchen zum Inhalt haben. Über solche Bücher mit einem Begriffsapparat zu sprechen, der Dostojewski angemessen ist, wie einige überraschte Kritiker tun zu müssen glaubten, ist widersinnig; James Bond paßt da eher. Dieses Eingeständnis bedeutet zugleich, daß die alten Unter-

scheidungen nichts mehr hergeben und daß Kritiker einen Autoritätsanspruch finden müssen, der unserer Zeit angemessener ist als die ausgediente Fähigkeit, zwischen hoher und niederer Kunst zu unterscheiden.

Bei Philip Roths *Portnoys Beschwerden* stellt sich noch peinlicher als bei Mailer die Frage, ob Pornographie, selbst sogenannte harte Pornographie, noch existiert. Roth hat sich zum Laureaten der Masturbation und oralgenitalen Liebespraxis gemacht – deutlich, vulgär, fröhlich, plump und pathetisch – und zum Meister des ›dünnen‹ Romans, des Romans mit einem Minimum an Bedeutung in ironischer Präsentierung, in *Portnoy* zum Beispiel als Bekenntnis vor einem Psychiater. Von seiner sexuellen Seite abgesehen – der ausgeklügelten Balance aus Kitzel und Burleske – hat sein Buch nicht mehr Bedeutung als jeder beliebige dreckige Witz, dessen Genre es auch zugehört. Pathos und Terror herrschen im Überfluß, aber sie stehen im Dienste dreckiger Witze über Mütter, Juden, Psychiater, Potenz und Impotenz; und Roth hat insofern ganz recht, wenn er zugibt, daß er solch ehrfürchtigen und frommen amerikanisch-jüdischen Schriftstellern wie Saul Bellow oder Bernard Malamud weniger ähnlich ist als Tiny Tim (der halb Araber und halb Jude ist).

»Ich bin ein verrückter Jude«, posaunt Roth aus, »und kein jüdischer Weiser« – und man wird an Lenny Bruce erinnert, der zuerst an diesem Punkt war und die gefährliche Verbindung einging zwischen der Welt des Komikers und des ernsthaften Produzenten von Dichtung. Aber Bruce verstand sich niemals als Romancier und verunsicherte deshalb auch nie die Kritiker noch eröffnete er neue Wege der Erzählkunst. Vor *Portnoys Beschwerden* galt der jüdisch-amerikanische Roman als besonders krasses Beispiel für den Tod der Schönen Literatur, denn er war glatt, etabliert, steril und wiederholte sich selber. *Portnoy* dagegen kennzeichnet sein Hinüberwechseln in die Welt der Pornographie und des Pop – was Roths steigende Verkaufsziffern (sogar in der gebundenen Ausgabe!) hinreichend beweisen.

Natürlich sind es die wohlhabenden Leser mittleren Alters, die die Leinenausgabe dieses Buches kaufen; doch ihre Kinder holen es sich offensichtlich auch schon, weil sie nicht warten können, bis die Paperback-Ausgabe auf dem Markt ist. Sie wissen, es ist ein subversives Buch – im Gegensatz zu ihren Eltern (die überzeugt sind, daß ein Junge, der seine Mutter liebt, so schlecht nun wieder nicht sein kann)

und im Gegensatz zu Roth selber, dem dieser Sachverhalt wohl zuerst entgangen war. Vor der Veröffentlichung hatte er zumindest Zweifel, was den Wert offen zersetzender Literatur angeht – und er mißtraute Mailer zum Beispiel sehr –, deshalb scheint er wider seine Überzeugung zum Pop-Rebellen geworden zu sein, aus Gier nach dem großen Publikum eher, ganz ähnlich John Updike, den diese Gier jüngst aus seinem elitären Exil zu Bestsellertum und Relevanz bewegt hat (*Ehepaare*).

Auch die anderen von der Jugend im Augenblick geschätzten Schriftsteller sind sich im klaren darüber, daß es ihre wichtigste Aufgabe ist, solche Unterscheidungen ein für allemal zu zerschlagen – durch Parodie oder Übertreibung oder groteske Imitation klassischer Vorbilder, aber auch durch die Übernahme und Verfeinerung von Pop-Formen. Aber sogenannte Hohe Kunst auf Vaudeville- und Burleskeniveau herunterzuschrauben zu einem Zeitpunkt, wo Massenkunst ohne Ehrfurcht die Museen und Bibliotheken erobert, ist ein politischer und ästhetischer Akt zugleich, ein Akt, der den Klassen- und Generationsunterschied überbrückt. Die Vorstellung von einer Kunst für die ›Gebildeten‹ und einer Subkunst für die ›Ungebildeten‹ bezeugt den letzten Überrest einer ärgerlichen Unterscheidung innerhalb der industrialisierten Massengesellschaft, die nur einer Klassengesellschaft zustünde. Weil Pop-Art weiterhin wie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gegen jene anachronistischen Überbleibsel Krieg führt, ist sie subversiv, ungeachtet ihrer erklärten Absichten, und eine Bedrohung für alle Hierarchien, weil sie wider die Ordnung ist. Daß der Pop in die Zitadellen der Hohen Kunst eingedrungen ist, bringt dem Kritiker schließlich die erfreuliche neue Möglichkeit, darüber zu urteilen, ob ein Kunstwerk gut oder schlecht ist, ohne sich der Distinktion zwischen hoch und niedrig unterwerfen zu müssen, dem verschleierten Klassenvorurteil.

Aber das neue Publikum hat nicht darauf gewartet, daß neue Kritiker es in diese Richtung führen. In Umkehrung des Prozesses, der typisch war für den Modernismus – unter dessen Ägide ein unwiliges und alterndes Elitepublikum mittels Druck und Schöntuerei langsam dazu gebracht wurde, die vitalste Kunst seiner Zeit zu akzeptieren –, gibt der Postmodernismus einem jungen Massenpublikum ein Beispiel und verdrängt gewisse alternde und widerwillige Kritiker aus ihrem ehemaligen Elitestatus, indem er Freiheit anbietet, die jene schon in

Gedanken mehr erschreckt als ermutigt. Der Postmodernismus schließt die Kluft zwischen Kritiker und Publikum, selbst wenn man unter dem Kritiker den Anführer in Geschmacksfragen versteht und unter Publikum seine Gefolgschaft. Wichtiger ist, daß er die Kluft zwischen Künstler und Publikum schließt oder, in jedem Fall, zwischen Professionalismus und Amateurtum in den Gebieten der Kunst. Alles andere kommt ganz logisch. Ein Dichter wie Ed Sanders oder ein Romancier wie Leonard Cohen langweilen sich in der Begrenzung durch die traditionelle Hohe Kunst; der erste gründet seine eigene Pop-Gruppe, die Fugs, der zweite macht Platten mit seinen eigenen Pop-Songs zu eigener Gitarrenbegleitung.

Noch verwunderlicher ist, daß einige, die als reine Entertainer und ohne höhere Absichten begonnen hatten, die Grenzlinie überschritten haben. Frank Zappa beispielsweise besteht in Interviews und in seinem demnächst erscheinenden Buch darauf, als Dichter und Satiriker ernst genommen zu werden, und sagt, daß die Musik seiner Gruppe, The Mothers of Invention, eher eine Parodie des Pop sei als seine Ausweitung in psychedelische Richtungen, während Bob Dylan, der Folk-Music mit linken Untertönen zugunsten des elektrischen Rock 'n' Roll aufgegeben hatte, schließlich bei einer surrealistischen Pop-Poesie anlangte, die leidenschaftlich, geheimnisvoll und recht komplex war, komplex genug, um eine ganze Reihe gelehrter Aufsätze über seine ›Kunst‹ zu veranlassen. Vor kurzem ist er zu akustischer Instrumentierung und der naivsten Tradition der Country-Music zurückgekehrt – offenbar in der Einsicht, daß er zu künstlich geworden war und noch einmal die Kluft schließen müsse, indem er über die Grenze zurückgeht. Ein spektakulärer Fall des neuen Künstlers als Doppelagent.

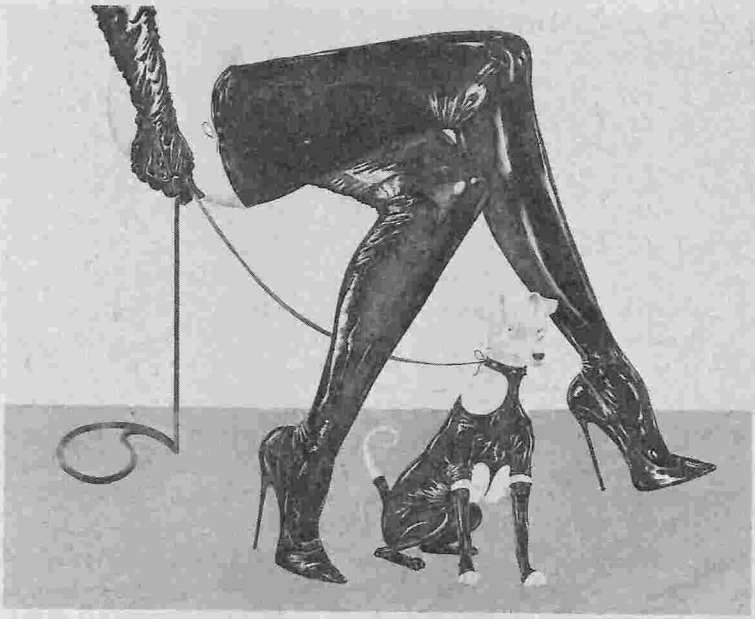
Noch spektakulärer ist der Fall John Lennon, der zunächst als ein Beatle – damals eine Rockgruppe unter vielen – ins Licht rückte und sich dann Stufe um Stufe als Prosaschreiber, Stückeschreiber, Filmemacher, Guru, Bildhauer usw. entpuppte. Sein Beispiel ist besonders einprägsam, da er zunächst von amerikanischen Vorbildern inspiriert war und dann seine typisch amerikanischen Strategien im englischen Idiom zu verwirklichen versuchte und dabei in immer stärkere Isolation auf der trostlosen englischen Szene geriet. Er hat sich geweigert, der Gefangene seines musikalischen Talents zu werden, und er versucht neue Möglichkeiten, wo er nicht mehr Autorität hat wie jeder

andere. So gibt er wiederum den Jungen ein Beispiel, die ja ohne jede Sonderbegabung oder ›Berufung‹ darauf bestehen, Tausende von Platten zu machen, Filme, Lyrikbände, Gemälde, Müllplastiken und sogar Romane bei vollkommener Verachtung professioneller Normen. Obwohl vielleicht der Roman nicht die meistversprechende Kunstform für ein Amateurzeitalter ist (es ist einfacher, Gitarre spielen zu lernen oder einen Zweiminutenfilm in 8 Millimeter zu drehen) und es gut sein kann, daß er zur allmählichen Bedeutungslosigkeit verdammt ist, wie sehr er sich auch ändern mag. Aber zumindest im Augenblick floriert er im Grenzgebiet zwischen der Welt der Kunst und der Welt der Nichtkunst, und zwar mit um so größerer Lebenskraft, als er seinen Übergangscharakter begreift und willens ist, jene Art von Realismus und Analyse der Wirklichkeit, die er einmal für sein ureigenstes Gebiet hielt, zugunsten der Suche nach dem Wunderbaren und Magischen aufzugeben, von der sich der Roman in seinen Anfängen distanziert hatte.

Samuel Richardson mag beim Verfassen von *Pamela* und *Clarissa* geglaubt haben, er befreie die Prosadichtung von ihrer Hörigkeit an das *merveilleux*, das Wunderbare, das die alten Romanzen charakterisierte; aber heute ist klar, daß er das Wunderbare nur in einen neuen Ausdruck brachte, nämlich in das Englische des Bürgertums. Es ist Zeit, mit solchen Prätentionen aufzuräumen; die Kluft zu schließen bedeutet auch, die Grenze zwischen dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen zu überschreiten, zwischen dem Wirklichen und dem Mythischen, zwischen der bürgerlichen Welt mit Boudoir und Buchhaltung und dem Königreich dessen, was man lange als das der Märchen zu bezeichnen pflegte, aber das schließlich in den Geruch der verrückten Phantasterei kam. Ganz sicher umfaßt die Grundidee solcher Pop-Formen der Literatur wie des Western, der Sciencefiction und der Pornographie ebensosehr mythologische wie politische oder metapolitische Vorstellungen. Das Vordringen in die Indianerterritorien des Westens, der Raumflug, die ekstatische Befreiung in der Phantasiewelt der Orgie – all das sind Analogien zu dem, was man traditionell als Reise oder Pilgerfahrt zu transzendenten Zielen bezeichnet, visionäre Momente.

Die Pop-Kunst kann auf die Dauer ebensowenig in einem mythologiefreien Raum existieren wie die ›hohe Kunst‹; und in das Vakuum, welches das Verschwinden solcher Stoffe wie der von den trojani-

schen Helden oder der Mythen des orientalischen Kulturkreises gelassen hat, treten vor allem die Stoffe der Kindheit ein – die Inhalte traditioneller Märchen aus dem Schwarzen Walde, die der gegenwärtigen Generation vielleicht schon deshalb besonders attraktiv vorkommen, weil ihre progressiven Eltern ihnen eher mißtrauten. Aber es ist



Conny Jude: Dressed to kill!

noch etwas anderes, in einem radikaleren Sinne Neues hinzugetreten: die Saga von Metropolis und die Mythen der unmittelbaren Zukunft, in denen die nichtmenschliche Welt um uns, feindlich oder wohlwollend, nicht mehr in der Gestalt von Elfen und Zwergen, von Hexen oder gar Göttern erscheint, sondern von Maschinen, nicht weniger unheimlich als irgendein Olympier – und offenbar ebenso unsterblich. Maschinen und mythologische Gestalten, die den von Maschinen massenproduzierten und massengestreuten Medien entsprechen: der Zeitungsjunge, der in einem verlassenen U-Bahn-Tunnel »Shazam« sagt und sich in Captain Marvel verwandelt; der Reporter (mit Brille), der in einer Telefonzelle rasch seine Zivilkleidung ablegt und sich in

Superman verwandelt, unverwundbar gegen alle Waffen außer dem grünen Kryptonit – sie sind die angemessenen Symbole von Macht und Gnade für eine großstädtische, industrielle Welt, die geschäftig ihre Zukunft schmiedet.

Aber die Helden der Comic Books stehen nicht allein. Aus der Welt des Jazz und der Rockmusik, aus Zeitungsschlagzeilen und politischen Karikaturen, aus alten Filmen, die durch ihr Wiedererscheinen im Fernsehen Unsterblichkeit erhalten, aus dem idiotischen Geschwätz, das aus den Autoradios dringt, erwachsen neue Antigötter und Antiheroen. In den Köpfen unserer neuen Schriftsteller leben sie ein zweites Leben, verwirklichen sie ihre Unsterblichkeit – nicht nur Jean Harlow und Marilyn Monroe und Humphrey Bogart, Charlie Parker und Louis Armstrong und Lenny Bruce, Geronimo und Billy the Kid, der Lone Ranger und Fu Manchu und Frankensteins Braut, sondern auch Hitler und Stalin, John F. Kennedy und Lee Oswald und Jack Ruby. Denn die Presse mythologisiert gewisse öffentliche Personen, die Gestalter der Pop-Geschichte, schon bevor sie tot sind. Sie identifiziert einen zum Tode verurteilten Präsidenten mit Superman im Supermarkt der Pop-Kultur, wie Norman Mailer so richtig gesehen und in einem Essay über John F. Kennedy so bewegend dargestellt hat.

Aber das Geheimnis, das er preisgab, war vielen jüngeren Schriftstellern längst bekannt und ging in Text und Textur ihrer Arbeit ein. In der Tiefenerinnerung von Leonard Cohen, der *Schöne Verlierer*, oder Richard Farina, der *Been Down So Long It Looks Like Up to Me*, oder Ken Kesey, der *Manchmal ein großes Verlangen* schreibt, regen sich nicht archetypische Gestalten zum Leben, die aus Büchern stammen, die man in der Schule oder auf Anregung der Eltern liest, sondern Gestalten aus Comic Books, die in der Schule verboten sind, und aus Radio- oder Fernsehprogrammen, die wir zu Hause nicht oder nur ungern sehen durften. In dem, was unsere jüngsten Autoren schreiben, fehlt Spott und herablassende Ironie; sie leben in der einzigen Welt, in der sie sich zu Hause fühlen. Sie sind fähig, eine rohe magische Qualität in ihrem authentischen Kontext einzufangen, indem sie Mythen nicht aus Konversationslexika und gewissen geliebten Uraltklassikern schöpfen, sondern aus der Gegenwart, im Augenblick ihres Entstehens – in einem Augenblick, in dem sie noch nicht zu Mythen abgestempelt worden sind.

Die gegenwärtige Bewegung – nicht nur in ihrer Suche nach Mythen,

sondern auch darin, daß sie die Sentimentalität der Ironie vorzieht – erinnert an die Anfänge der Romantik mit ihrer Sehnsucht nach dem Naiven und in ihrem Versuch, authentische Quellen für die Dichtung in Volksformen wie dem *Märchen* oder der Ballade zu finden. Aber die Romantiker waren ausschließlich rückwärtsgewandt, sie hofften die Vergangenheit wiederzubeleben in einem Traum, von dem sie wußten, daß sie ihn nur schreiben, nicht aber leben konnten. Und in den Postmodernisten lebt noch etwas von dieser alten Nostalgie für Volksweisen und Volksrhythmen, einer Nostalgie, die seltsam gebändigt ist durch die Erkenntnis, daß die Volkslieder eines elektronischen Zeitalters nicht in ländlicher Einsamkeit und Hinterwaldklausen entstehen, sondern in Superstudios, in denen Jungs in die empfindlichen Ohren von Maschinen singen. Was die Autoren unserer Zeit gelernt haben – und sie sind Kinder unserer unmittelbaren Zukunft genug, um das erheiternd zu finden – ist, daß Naivität nicht nur von Maschinen produziert werden kann, sondern daß Träume selbst produziert und auf Fernsehschirme geworfen oder mit Laserstrahlen projiziert werden können in einer Lebendigkeit, die den Visionen der Heiligen nicht nachsteht. In der vorelektronischen Romantik mußte Novalis einen Glaubensakt vollziehen, um sagen zu können, daß das Leben zwar kein Traum sei, aber Traum werden könne und solle.

Der Traum, die Vision, *ekstasis:* Sie sind wieder die wahren Ziele der Literatur geworden; denn unsere neuesten Poeten begreifen in diesen Endzeiten, was ihre entferntesten Vorfahren in den Zeiten des Anfangs begriffen hatten: daß es nicht genug ist, nur zu belehren und zu unterhalten. Sie sind überzeugt davon, daß Wunder und Phantasie, die den Geist vom Körper, den Körper vom Geist befreien, einheimisch werden müssen in einer Maschinenwelt, verändert vielleicht oder sogar transformiert, aber auf keinen Fall zerstört oder verdrängt werden dürfen. Das Ende von Ken Keseys *One Flew Over the Cuckoo's Nest* drückt diese Überzeugung metaphorisch aus, wenn der Indianer, einer seiner Helden, aus dem Irrenhaus ausbricht, in dem das System ihn ohnmächtig gefangengehalten hat, und zu seinen Brüdern flieht, die dabei sind, eine Fischreuse an einem riesigen Wasserkraftwerk zu bauen. Staudamm und Fischreuse sind beide wesentlich für die Romantik des postelektronischen Zeitalters, die weiß, daß es keinen Sinn mehr hat, einen jungfräulichen, unkorrumpierten Westen am Horizont zu suchen, weil es so etwas nicht mehr gibt und wir zu allen

Horizonten vorgedrungen sind. Sie suchen eher tausend kleine ›Wilde Westen‹ in den Zwischenräumen der Maschinenzivilisation und auf ihrem breiten Rücken aus Stahl und Beton zu errichten; das Leben des Stammes unter und mit Hilfe von Maschinen zu leben; neue Gemeinschaften unter Kuppeln zu beherbergen, die nach der Technologie von Buckminster Fuller errichtet worden sind, und die Nacktheit der neuen Primitiven mit fortgeschrittenster solarer Heizungstechnik zu erwärmen.

All das ist weniger eine Frage der Vorliebe als der Notwendigkeit; weil es sich herausgestellt hat, daß die Maschinenzivilisation unweigerlich dazu neigt, das Primitive synthetisch herzustellen, daß *ekstasis* das unvorhergesehene Ziel fortgeschrittener Technologie ist und Mytizismus ein Nebenprodukt – nicht mehr und nicht weniger zufällig wie das Penicillin naturwissenschaftlicher Forschung. In den keimfreien Laboratorien der Schweiz wurde zuerst die psychedelische Droge LSD entwickelt und von zwei Forschern in weißen Kitteln ausprobiert; und heute stellt Dow Chemical nicht nur Napalm, sondern auch die noch mächtigere psychedelische Droge STP her. Wir verdanken es zum großen Teil den Maschinen – Supermaschinen, die, ungleich ihren einfacheren Prototypen, mehr uns führen, als daß sie erwarten, von uns geführt zu werden –, daß wir heute inmitten einer großen religiösen Renaissance leben, die von den offiziellen Sprechern der etablierten christlichen Kirchen bisher kaum bemerkt worden ist, weil sie eine ganz andere Sprache spricht. Und doch haben viele unter uns das Gefühl, daß sie nur durch das ehrenhaft leben können, was Maschinen nicht besser tun können als sie selbst; deshalb sagen uns gewisse Dichter und Romanautoren, Pop-Sänger und pornographische Dramatiker in Druckbuchstaben, über Ätherwellen, überall, daß nicht Arbeit, sondern Vision die angemessene Tätigkeit des Menschen ist und daß deshalb letzlich das kontemplative Leben einem aktiven vorzuziehen sei. In einem solchen Zeitalter ist es nicht überraschend, daß die Bücher, die junge Leute bewegen, wesentlich religiöse Bücher sind – so wie Pop Art im Grunde stets religiös ist.

In der unmittelbaren Vergangenheit – als man noch einen absoluten Unterschied zwischen hoher Kunst und Pop-Kunst machte – war es jedoch so, daß die Werke der Pop-Kunst so etwas wie die heiligen Schriften einer Art schäbiger Slumkirche waren – eine Religion, die in ihrem Versuch, bescheidener Besitz der Armen im Geiste und der

Ungebildeten zu bleiben, nicht weniger exklusiv war wie die kanonischen Werke der hohen Kunst in ihrem Anspruch, ein esoterisches Evangelium der Kunst selbst zu sein, zugänglich nur einer gebildeten Elite. Aber in einer Zeit der Überbrückung von Abgründen wird Literatur wiederum prophetisch und universell – eine fortdauernde Offenbarung, die einer permanenten religiösen Revolution entspricht, deren Funktion es genau ist, die weltliche Masse in eine heilige Gemeinde zu verwandeln, mit sich selbst eins und gleichermaßen zu Hause in der Welt der Technologie und im Reich des Wunders. Verschworen darauf, wie Isaias die Sprache jedermanns zu sprechen, können es sich die Propheten der neuen Verkündigung leisten, weder maniriert noch leisetreterisch zu sein; und sie schreien, wie ihr alttestamentarisches Vorbild, in Verzweiflung: »Ich bin ein Mann mit unreinen Lippen ... inmitten eines Volkes von unreinen Lippen.«
Diejenigen, für die Religion Sicherheit bedeutet, sollen sich freilich in acht nehmen; denn da wird keine etablierte Kirche gegründet; und ihre Priester sind keine Kirchensäulen wie Lutheraner oder Anglikaner, sondern Rabulisten, Enthusiasten, Dionysier, Anabaptisten; heilige Schwärmer, die den Frieden der Frommen stören. Leonard Cohen nennt sie in einem Augenblick der Vision, der den Höhepunkt der

Schönen Verlierer darstellt, mit Recht die Neuen Juden; denn er sieht sie als ein heiliges Überbleibsel, das durch die Wüsten der inneren Öde wandert, auszieht aus jenem ägyptischen Exil der Selbstentfremdung, in dem wir uns alle befinden, zu einem Gelobten Land, das sich

noch niemand von uns vorstellen kann. Diese neuen Juden, fügt Cohen (selbst Jude *und* Kanadier) hinzu, brauchen nicht Juden zu sein; wahrscheinlich müssen sie Amerikaner sein – zweifellos meint er damit Amerikaner im Geiste, denn, wie wir schon lange bemerkt haben, andere hat es nie gegeben.

Ernst Jandl
Parasitäres Stück[36]

im anschluß an ein sprechstück

dauer: 10 (oder weniger) minuten

anmerkung 1
der beginn des parasitären stückes ist vom ende des vorangegangenen sprechstücks durch eine pause getrennt
anmerkung 2
die aufführung des parasitären stückes bedarf der einwilligung des autors des vorangegangenen sprechstücks

personen
die personen der letzten 10 (oder weniger) minuten des vorangegangenen sprechstücks in unverändertem charakter und unveränderter aufmachung

ort
der ort (die orte) der letzten 10 (oder weniger) minuten des vorangegangenen sprechstücks in unveränderter anlage und ausstattung

handlung
die handlung (handlungen, bewegungen, auftritte und abgänge) der letzten 10 (oder weniger) minuten des vorangegangenen sprechstücks in unveränderter ausführung

text
ersetzung alles in den letzten 10 (oder weniger) minuten des vorangegangenen sprechstücks gesprochenen durch mit heraushängender zunge unter einhaltung der zeitdauer des gesprochenen ausdruckslos gelalltes. das bei diesem lallen entstehende stereotype geräusch ist in rhythmus und klang am ehesten mit einer reihe in einem einzigen exhalationsstrom hervorgestoßener rasch aufeinanderfolgender kurzer l-laute (l-l-l-l-l) vergleichbar.

Michel Serres

Der und die [37]

Wir ehren uns ganz besonders, wenn wir sagen, die menschliche Gattung war oder ist räuberisch. Wir genießen es außerordentlich, gemeinsam mit dem Löwen der Wüste, dem Adler Asturiens, dem Haifisch oder Schwertwal, dem königlichen Tiger Bengalens zur Schau gestellt zu werden. Nein. Dieser kraftlose (weiche) Zweifuß, feige, böse und meistens häßlich, ist nichts als ein Parasit: Wanze, Floh, Laus. Hyäne. Der Mensch ist dem Menschen eine Laus.
Selbst Weise wie Phädrus, Äsop oder La Fontaine haben sich hier oft getäuscht. Haben sie Angst gehabt? Ihr Irrtum mag daher rühren, daß die Moral der Fabel den Löwen und die Fliege oder den Wolf und das

Lamm, oder den Raben und den Fuchs in Szene setzt. Keiner hat jedoch jemals Fliegen außer in Schwärmen, Kolonien oder Wolken, Wölfe außer in Rudeln und Lämmer außer in Herden, oder Raben außer im dichten Flug im frühen Glanz des Herbstes gesehen. Meuten, Verbände, Schwärme und für uns Stämme, Clans oder Städte. Horden. Das politische Tier, sagt man.

Die Fabel reduziert die große Bevölkerung auf den Einsiedler, wo die Metamorphose gewissermaßen Konzept wird, wo der Mensch in seinen Verschiedenheiten *Mensch* wird. Der Psychologe vergißt hier oft die Soziologie, ich meine diejenige der Massen. Das Theater verteilt hier die Rollen. Es braucht voll und ganz die Herrschaft des Tieres, um uns zu repräsentieren, von daher unser Genuß an dieser universellen Ausstellung. Bei uns wäre jedes Individuum niedrigste Gattung, jeder Besucher des Zoos, des Museums könnte dort in einem Käfig Platz nehmen, ausgenommen derjenige, der liest oder schreibt, der den Schlüssel zum Garten Eden hätte. Der integrale Mensch ist der Wächter in der Menagerie. Der Adam nämlich, der ernennt, d. h. der König. Diese Verteilung, diese Aufteilung unserer Gattung in Klassen, Ordnungen und Genres verschleiert die Frage, was eigentlich unsere Gattung in vollem Umfang ist. Es ist seit kurzem offensichtlich, daß man hier eine Antwort vermeiden muß. Es ist nicht gut, seine Natur auszusprechen, denn zweifellos ist es ausgemacht, daß wir übernatürlich sind. Von daher diese Notwendigkeit des Versteckspiels, indem man die Fabel der Fabeln schreibt: das Wagnis, von menschlichen Horden zu sprechen. Ein Tiger, Läuse. Jede beliebige Abhandlung über Parasitologie wird Sie vom bemerkenswertesten Charakterzug des Parasiten in Kenntnis setzen: seiner Furchtbarkeit. Diese Tiere vermehren sich außergewöhnlich. Ein Kopf, buchstäblich bedeckt mit Lauseiern, der eines wilden Tieres bewölkt von Millionen von Fliegen. Wie viele Fliegen sind nötig, um einen Löwen zu verspeisen, im Kalkül ist Hugo viel genauer als La Fontaine. Zumindest bedarf es eines Rudels Wölfe, um ein markiertes Lämmchen, anomal oder krank, zu zwingen, sich von seiner Herde zu trennen. Sehr exakt hat Hans Kruuk dasselbe Verhalten der Hyäne in den Kratern von Ngorongoro beschrieben. Der Fabel fehlt die Wolke und diese Hyperfruchtbarkeit. Diese Revanche der Wiege gegen das Gesetz des räuberischen Individuums. Nun aber wird der Kopf der Erde sehr bald wuchern von unserer Zahl. Ameisenbär. Wenn die Masse über das Individuum den

Sieg davonträgt, wenn die Anzahl wesentlich ist und das Individuum keine Bedeutung mehr hat, so wenig, daß man es genausogut töten könnte, dann gibt es eine Möglichkeit, daß besagte Gattung parasitär ist.
Träumen wir. Wenn Darwin recht hat, wenn der Sieger im Überlebenskampf immer derjenige ist, der sich besser reproduziert als die anderen, gäbe es dann auch eine Möglichkeit, daß die letzten Überlebenden nichts anderes als Parasiten wären? Daß der letzte Überlebende aufgrund dieser Aktivität am reichsten beschenkt würde? Auf die Gefahr hin, nach und nach alle Wirte zu töten? Beobachten wir dies, jetzt? Wer, bald, Ratten oder Menschen, im Beton und in den Feldern der Berieselung?
Lesen wir weiter, lernen wir. Der Parasit bläht nicht nur seine Reproduktionsorgane auf (wir sind diesbezüglich von den Säugetieren tatsächlich am besten ausgestattet), sondern auch die der Ernährung. Pumpen, Saugwerkzeuge, Rachen und Röhren. Und auch die zur Fixierung: Bohrer, Haken, Saugnäpfe, dank derer er gefräßig die Milch, das Blut, den Saft des Wirtes verschlingt. Von nun an werden Sie die Märchen vom Menschenfresser oder der Menschenfresserin für die kleinen Menschen der Fabel vorziehen. Das Wunder der Evolution, ist es der Mensch oder ist es der Bandwurm?
Wenn nun aber folglich der Doktor Freud recht hat, wenn derartige Gattung besonders drei Stadien geltend macht: oral, anal, der Ernährung, und genital, der Reproduktion, und wenn es für diese Übungen erlesene Zonen gibt, die anderen im grauen Schatten der Indifferenz belassend, gibt es von neuem eine gute Chance, daß diese Gattung parasitär ist. Dies mag bereits im Zustand des Fötus beginnen, wo die Nabelschnur an die Stelle der Pumpe, wo die Mutter an die Stelle des Wirtes tritt, dies beginnt auch beim Neugeborenen, wo der Mund die Brust saugt.[1]
Wir beginnen spätestens mit den Phagen.
Häufig findet ein Parasit seinen Wirt im Zustand der Larve. Von daher der Schmerz der Austreibung, von daher der unüberwindbare Schmerz der Entwöhnung, wobei ich künftig sehr stark zweifle, ob sie

1 E. Brumpt, Précis de Parasitologie, Masson 1949 2 vol. »Nach Giard können die Föten der Säugetiere, die plazentäre Parasiten sind, in die Kategorie protheischer Parasiten übergehen.« Giard vergißt die Amme und den Säugling. Und alles, was sich daraus ergibt.

jemals stattgefunden hat. Kennen Sie einen einzigen entwöhnten Menschen in ihrer Umgebung? Es bedürfte der Lampe des Bergmanns am hellichten Tag, um ihn ausfindig zu machen. Selbst Robinson ist weder von seinen Ziegen noch von seinem Kohl getrennt, bevor Freitag kommt. Sicher, es gibt nur bei einem Menschen zu schmarotzen, ja, es ist Fasttag und nahezu Abstinenz. Die Klostermönche, die Einsiedler hatten immer einen Engel, das nährende Ordensband. Das Pikante an der Sache ist die umgekehrte Moral der Alten, die aus der Not eine Tugend machten, die uns nicht mehr einzeln, sondern als Gruppe sehen will. Man muß bloß seinen Platz in der Herde einnehmen: das Nichtentwöhnte wuchert und kann nicht mehr entwöhnt werden. Die Leidenschaft der Zugehörigkeit verhindert diesen schwierigen Einschnitt. Diese Leidenschaft der Zugehörigkeit, deren Analyse keiner jemals versucht hat.

Die Differenz nun vom Säugling zur Blattlaus, vom immer schlecht Entwöhnten, vom immer nicht Entwöhnten, vom niemals Getrennten zu diesem einseitigen Teilnehmer? Sie ist mindestens dreifach.

Egal, welcher Parasit – tierisch, pflanzlich –, er ist relativ spezialisiert. Er hat bevorzugte Wirte unter Ausschluß von anderen. Keine Mistel auf der Buche. Kein Bandwurm in den Fischen. Die Läuse stürzen sich auf Eulen und Knie, verachten jedoch die Glatze (unübersetzbares Wortspiel). Im Gegensatz dazu ist die menschliche Gattung Spezialist des Universellen und bereitet den Gabentisch an allen Orten lebendiger Systeme. Es ist zuwenig gesagt, daß sie Allesfresser ist. Sie ist, wenn man so sagen kann, panparasitär, vom Wal wie ebenso vom Schwein, vom Kohl wie vom Kautschuk. Von daher diese Eigentümlichkeit, daß ihre Fixierungsapparate ausreichend verweichlichen, um sich in Organe der Beziehung und der Verschiebung zu verwandeln. Weder Haken noch Saugnäpfe, obwohl sie manchmal damit ausgerüstet ist, aber Bewegung und Mobilität. Man muß die Tafel wechseln können, wenn die vorhergehende verzehrt ist. Die Erde ist gezeichnet von diesen Platten der Krätze. Stubenhocker oder Reisender, mobil oder seßhaft, alles hängt ab vom Zustand der Lebensmittel im Warenhaus, vom Milieu, wie man so schön sagt. Das ist aber noch nichts, wenn man sagen kann, daß alles nichts ist. Denn der Wirt, den die Gattung bevorzugt, ist in der Tat sie selbst. Sie schmarotzt sich selbst, sie ist endoparasitär. Sie lernt ihre Funktion in der Gebärmutterhöhle, die man überall das verlorene Paradies nennt, sie lernt es

auf dem Hügel des Busens, sie lernt dies in ihrer Familie und im Clan, sie weiß es vor dem ersten Lidschlag.
Welch seltsamer Optimismus hat irgend jemanden dazu getrieben, eine Dialektik von Herr und Knecht zu entwerfen, wo sich die Rollen, glücklicherweise, manchmal austauschen: Hier herrscht Asymmetrie: die Parabel vom Floh und dem Wirt oder vom Tiger und der Laus ist eigentlich analytisch: die spezifische Entdeckung der Evolution war tatsächlich die gewissermaßen unbegrenzte Verdoppelung dieser Beziehung, welche die Gattung an sich selbst fesselt, die sie von ihrem eigenen Austausch leben läßt. Sie finden selten einen einfachen Parasiten, Rameaus vulgären Neffen, begnadet, an der Spitze der Großen zu speisen. Sie finden ihn nicht, Jean François ist nicht so alltäglich. Denn dieser Große ist bereits aufgrund einer ähnlichen Tätigkeit privilegiert. Er ist Pächter, er ist Minister, er verkauft den Wind ebensogut wie der Neffe, er sammelt Kastanien und Louisdors. Jean François verändert die Sprossen auf der Leiter: Parasit des Parasiten, Kleiner vom Großen, als Laus des Vampirs.
Subtil setzt sich dies fort, häuft sich wie die Teller, so hoch wie man will. Denn es ist nicht ausgeschlossen, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Minister, auf seine Weise, bei den Ausbeutern schmarotzt. Man kann auf diesem Niveau die nährenden Tafeln wählen, man kann die Spelunken meiden. Und diese Ausbeuter ihrerseits... Ganz einfach und leicht, diese Kette der Warenhäuser, derer sich die Menschen zu bedienen pflegen, um ihre schwierigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Diderot hatte die Möglichkeit, sich dies vorzustellen. Nun aber hat er es versäumt, er, der ein neuer Descartes werden konnte, der vollkommene Geometer dieser Relation, er, der uns den umkehrbaren Hegel ersparen konnte. Und ich weiß, warum er es versäumt hat, weil er Wind verkauft, auch er (wie ich: besser als ich, es ist wahr). Er sieht die Stufenleiter nicht, weil er sich darauf niedergelassen hat. Die besten Momente von *Neveu du Rameau,* dieser lokalen Phänomenologie des Mundes, oder dieses anderen verpaßten Gastmahls sind in der Tat dort, wo er zu mir sagt: Aber Ihr Kleid ist nicht besonders gut, Ihr Racket ist auch nicht mehr in Schwung. Ich spreche in einer Pantomime, Sie schreiben, ich für einen Louisdor und Sie für zehn, das Mittel, sagen Sie mir, die Differenz zu sehen? Die Tugend, die Tugend, sage ich mir. Aber eilen Sie umgehend weiter zur Schlußbilanz: die mittelmäßige Kuppelei läuft nackten Fußes durch die Gosse, wo das lebendi-

ge Wort dem Minister nichts als den unsteten Heller entlockt, da die verächtliche Schreibe ihrem tugendhaften Autor die Tafel der Zaren in St. Petersburg eröffnet. Ich ahne dort ein reichhaltigeres Mahl, wenn auch nicht raffinierter. Die Ära beginnt (?), wo die Kritik der Macht die Macht ergreift, wo die Schlemmerei sich der Mittel des stolzen und moralisierenden Spottes über die geringen Profite und die dürftigen Anteile bemächtigt. Kurz, man wird Gegen-Parasit, wie man sich zum Gegen-Herrn oder Konteradmiral ernannt hat. Denis ist gegen Jean François. Doch das bedeutet zwei Dinge. Die Dialektik von Herr und Knecht ist eine Logik des Gegen. Aber sie verschleiert – auch sie – oder vermag ein sehr ordinäres Resultat ihrer Operationen nicht vorauszusehen: die Allianz Rücken an Rücken von Herr und Gegen-Herr, auf dem Rücken des Knechtes, die sich in einer noch schlimmeren Knechtschaft niederschlägt. Denn er hat die Waffen seines Kampfes nicht mehr in seinen Händen, sie sind alle in die theatrale oder vertragliche Opposition von Herr und Gegen-Herr übergegangen, schlauer Philosophen und Monarchen. Das Spiel zu zweit, der Kampf Faust gegen Faust ist schon wieder eine Fabel, wie diejenigen, die einen einzelnen Wolf und ein einzelnes Lamm, einen einzigen Raben, einen Fuchs ins Szene setzen. In der großen Masse der Knechte findet der Aufstand immer zu dritt statt, der dritte Mann, wie man gesagt hat, der das Gegen wieder zurechtsetzt, von der Opposition zum Stellvertreter. Und der fordert das Wechselspiel. So formiert sich eine Gegenmacht, so wachsen die Gegen-Herren. Die Knechte sind also an ihre Knechtschaft gebunden. Sie sind die universellen Wirte. So versteht man endlich, wie eine Logik, mit zwei Werten oder zwei Kräften widersprüchlich genannt, schließlich bewirkt, daß sie ein Kollektiv auf drei Ebenen, Gesellschaften mit drei Funktionen schafft. Herren, Gegen-Herren, Knechte. Parasiten, Gegen-Parasiten, Wirte. Diese Ordnungsrelationen sind damit noch nicht erschöpft. Sie sind asymmetrisch und stabil. Wir werden darauf zurückkommen. Jean François, der Neffe, kann nicht komponieren wie sein Onkel, aber natürlich kennt Diderot die Musik. Für einmal verkauft er nicht die Lunte, eine lange Lunte, ganz einfach und leicht, die Hegel auch nicht riechen wird. Die Gegen-Herren der Sprache halten sie in der Hand, ohne es zu sagen.

Es ist nicht mehr der Tiger und die Laus, der große einsame Räuber und die parasitäre Nackte. Es handelt sich um ein dreifaches Gesetz:

Universalität des polymorphen Saugwerkzeugs, Reflexivität der Beziehung zum Feedback (für die Ernährung muß man das Englische beibehalten), endlich ihre Wiederholung und ihre verschachtelten Genitive. Das sind sicher große, sehr pompöse Worte, jedoch ist zu sagen, daß die Animalität diese nicht erfunden hatte. (Nebenbei bemerkt, wir sagen Animalität (animalité) gemäß einem metaphysischen Konzept, einer mittelalterlichen Mode entsprechend wie Wissenschaftlichkeit (scientificité), Freiheit (liberté), Gleichheit (egalité), Brüderlichkeit (fraternité), denn schließlich haben wir alle Tiere eingesperrt oder getötet. Da wir nicht mehr mit ihnen leben, sind sie, leider, ein Begriff geworden, oder, wie man sagt, ein Effekt des Textes. Wenn wir die ganze Pflanzenwelt zerstört oder ins Treibhaus verpflanzt haben werden, wird man sagen können, die Vegetation (végétalité). Diese Worte (franz. té) bezeichnen immer diesen Typus von Beherrschung. Beispiele: Wissenschaftlichkeit als dominierende Hand der Wissenschaften, die Freiheit etc. Wenn Stadt und Industrie die gesamte Landwirtschaft zerstört haben werden, werden wir von alldem unter uns sprechen können, ohne länger die Lächerlichkeit zu riskieren, von Tieren zu sprechen, ohne diejenigen um ihre Meinung zu fragen, die sie als einzige kennen: die Bauern.

Von der Parasitologie als exakter Wissenschaft, wie man sagt, bin ich über eine Hypothese zu einem Diskurs über die menschliche Gattung übergegangen. Sie sprechen zu schnell darüber, wird man sagen, es gibt keinerlei Bezug. Aber sicher, wenn es keinen Bezug gibt, so liegt das manchmal daran, daß keiner am Gespräch des anderen teilnimmt. Und wenn wir in die Diskussion eintreten würden?

Haben Sie bemerkt, daß die Schnittpunkte, die Umgebung, wo des Messers Klinge eindringt, die Linien der Klassifikation, immer Zonen sind, wo die Probleme liegen? Ich hege den Verdacht, daß es kein besseres Mittel gibt, die schwierigsten Fragen zu eliminieren, als den Raum, die Zeit oder jede Variation, die sie produzieren, selbst die Linie, auf der sie sich produzieren, zu teilen. So entsteht an der Stelle des Problems ein Loch, es gibt einen Riß, einen Mangel, eine Artikulation, genau die Lösung (die Kontinuität), wie man sehr schön sagt. Ehemals hat man sagen können: ein Einschnitt.

Wie bei den Weltkarten, die in Europa gezeichnet werden, deren Zentrum dasselbe Schema beherrscht. Der Pazifische Ozean ist dort in zwei Teile geteilt. Er ist unterschlagen, existiert nicht mehr, ist nur

noch an den Rändern der Karte. Wählen Sie das Zentrum anders, und genau bei Hawaii besetzt dieses Meer die Welt. Es ist gewissermaßen das Wesentliche der Erde. Der Meißel zerriß die Wildnis und den größten Raum. Man sieht ihn sicher nur noch unter der Bedingung, daß Paris an den Rand gedrängt wird.

Die Distanz oder der Übergang, Fluß oder Brücke, ich weiß nicht, zwischen der harten (strengen) Wissenschaft und der anderen, die man sanft human nennen müßte, wenn man mit den Anti-Phrasen Schluß gemacht hätte, ist natürlich bestimmt und bemessen durch die Sprache. Nun aber ist die parasitäre Beziehung niemals reziprok, überzeugen Sie sich selbst bei den Tieren oder Pflanzen. Der Wirt gibt alles und bekommt nichts, außer einigen Schwellungen und toxischen Effekten. Die Laus nimmt alles und gibt nichts. Dieses Tauschgesetz ist einseitig wie ein Löwenpakt. Im Gegensatz dazu speist der menschliche Parasit an der Tafel des Wirtes und bezahlt ihn. Er zahlt jedoch mit Worten; Worten des Geistes, musikalischen Lektionen oder erlesenen Diskursen. Zweifellos, dieser Diskurs ist gut und gerne einen Käse wert. Jedoch, noch einmal, wo hat der Rabe bloß den Käse gestohlen? Ich bin sicher, von Orgons Tafel. Gut, noch eine Geschichte vom Menschenfresser. Aber ja, aber ja doch, da sehen Sie, Tartuffs Trüffel ist ein parasitärer Champignon. (Nein er ist symbiotisch, aber man hat lange geglaubt, daß er parasitär sei.) Gut plaziert, ganz nahe der Wurzel, in der Umgebung, wo der Saft gut ist. Einen Menschenfresser auszulutschen, welch glücklicher Zufall! Die Enden der Kette liegen fest, aber sie wissen nie, was oberhalb des Raben oder unterhalb des Menschenfressers passiert. Ist doch das Gesetz der Serie selbst ein Kettenglied der Serie: mit Schmeicheleien oder mit Bitten zahlen, Worte, Worte. So Herrn *Sonntag* oder Sganarelle mit Worten bezahlen. Hätten Molière und La Fontaine, auch sie, das neubegonnene Gesetz der parasitären Verdoppelung mißachtet? Vielleicht hätte man diese Frage Fouquet stellen müssen, dem Oberaufseher der Täler des Vicomte. Diese Fabel ist gut eine Tafel wert, zweifellos, dem besten Poeten des Jahrhunderts einen der besten Köche.

Jeder Komödiant lebt auf Kosten derjenigen, die ihm, als Gruppe, zuhören. Und weder der eine noch der andere riecht den legalen Parcours der Lunte. In seinem Genre ist der Rabe noch ein Fuchs und der Menschenfresser noch ein getrüffelter Champigon. Besser: Der Rabe ist Rabe, außer als Metapher der Kirche oder des Trüffelbodens

(wie schon bei La Bruyère), Reineke ist *Fuchs*. Mit einem großen Anfangsbuchstaben spricht er auf seinen beiden Hinterpfoten wie ein Mensch zum stummen Tier. Vielleicht hat der Rabe also den Käse ganz einfach bei der Ziege geklaut. Aber Reineke ißt ihn nicht, ohne zu sprechen; stiehlt ihn nicht, ohne mit Worten zu zahlen. Also ist es überall wie hier: Gleichwertigkeit, Käse-Lektion, essen, sprechen, das ist gut und gerne der Austausch Fabel-Tafel. Gehen wir weiter, vom Gesichtspunkt der Worte her ist es dasselbe Wort. Und auf einmal glaube ich zu wissen, wer der Phönix ist. Ich glaube zu wissen, warum er immer aus seiner Asche wiedergebiert, warum das Parfüm des Vogels immer nach Küche riecht. Weil der Tausch überall demselben Gesetz entsprechend stattfindet: Der Phönix, eben, das ist der *Wirt*. Die Wirte aus seinem Holz. Im üblichen wie im technischen Sinne ist Menschenfresser Orgon ein Wirt von Tartuffe. Einmal ausgesaugt, blutleer und zu Asche verfallen, genügt es, zu einem anderen zu eilen. Durch das Gesetz der Verdoppelung gibt es davon so viele, wie man will. Der Mensch ist für den Menschen ein Trüffel, aber er ist auch Eiche. Gezwungenermaßen. Und wenn der Mensch für den Menschen eine Laus ist, muß der Mensch, auf unbestimmte Zeit, sehr wohl ihr Wirt sein. Von daher der doppelte Sinn dieses Wortes, derjenige, der Gastfreundschaft gibt, und derjenige, der sie empfängt. Der Mensch ist des Menschen Wirt, und das genügt, Parasit und Schmarotzer, das Gesetz des reflexiven Austauschs faßt sich in diesem Wort zusammen. Wer Feindschaft sagt im selben Atemzug wie Gastfreundschaft, die Gewalt und das Geschenk, das Geschenk und das Schwert, das Gute und das Böse in einem einzigen Augenblick. Daher der Phönix, Phönix der Wirte genau, der stets aus seiner Auszehrung wiedergebiert. Ganz wie die Sprache, diese andere Ausnahme im Gesetz des Feuers. Entlang dieses Geheimnisses, das niemals endet, werden Sie immer einen Händler und Geld finden. Dieser Handel ist unerschöpflich. Und wenn du den Käse fahrenläßt, bist du ganz genau der Phönix der Wirte, der immer aufs neue schmarotzte, der sich an meinen Worten schadlos hält, der immer zu spät gefangene. Der Wirt, verrät das Gesetz der Verdoppelung, der Phönix entwirft das Schema des Parasitismus, diese Kette von Gliedern, die später wiederkehren. Der Mensch ist für den Menschen ein Phönix.

Nun aber ist vom Standpunkt der Tafel die Gleichwertigkeit von Fabel-Tafel keine strikte Gleichheit. Das Parfüm des gebratenen Vo-

gels wird mit dem Klang des Louisdors bezahlt. Der Braten kann mit dem Wort bezahlt werden, nur wiegt das Wort den Braten nicht auf. Das ist nur eine schlaffe Gleichheit. Man müßte die Wissenschaft verändern, um Schluß zu machen mit der Ungleichheit. Die Rede, wie auch immer sie sei, endet beim Mund oder der Kehle und sucht nicht ihr Glück auf dem Grund des Magens, wo das Tauschgesetz seine wahre (nicht leichtsinnige) Verwaltung findet. Diese neue Wissenschaft müßte genannt werden: humane Parasitologie. Aber das ist hier jetzt ein Wortschwall.

Zwischen die exakte Wissenschaft, von der wir abwesend sind, und diejenige, die von uns spricht und die uns ohne Zuflucht zwischen Strenge und Sitteneifer Fallen stellt, tritt, natürlich, die Sprache. Die Laus nimmt, ohne etwas zu sagen, das Wirte-Kind gibt schweigend (es plaudert schon, rülpst und speichelt auf die Rundung des Busens). Einseitige Beziehung, ungerechter Tausch ohne Rückgabe. Im Tierreich ist der Parasitismus eine strikte Ordnungsbeziehung, nicht reflexiv, nicht symmetrisch, transitiv. Es gibt keinen Austausch im strengen Sinne, keiner sieht sich veranlaßt zu zahlen, weniger als das Gelächter des Gläubigers. Was menschlich ist an der Fabel, ist, daß die Tiere dort sprechen, bewußt-los.

Wenn wir stumm wären, könnten wir vielleicht zwischen dem ruchlosen Frevel und dem Gleichen wählen. Oder den Mord oder das Gesetz der Vergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hieb um Hieb, Gut um Gut und Frau um Frau. Diese Gabelung, dieser Scheideweg ist offensichtlich zu irreal. Wir haben nicht diese Wahl, wir verfügen nicht über eine solche Balance. Keiner hat jemals irgendwo Gabe gegen Gabe im richtigen Maß noch Schaden gegen Schaden in seiner gräßlichen Präzision gesehen. Dies ist zweifellos eine Utopie. Aber wenn, einmal mehr, die Sprache interveniert, ist die Balance auf ewig verloren. Das Mittel, tatsächlich, das Wort zu schätzen, Wort gegen Wort zu wagen, das Wort um Wort? Immer zu leicht für den empfindlichsten Waagebalken. Immer zu weich und immer außerhalb des Verlustes. Zu kleine Energie im Vergleich zu gewöhnlichen. Jedoch aufgepaßt, ich werde später sagen, daß eines Tages ein Gleichgewicht konstruiert, erfunden, entdeckt wird, was ein entscheidender Moment für die Menschheit sein wird.

Vom Menschen, politisches Tier. Schmarotzer, Teller-Häufer, Schwätzer. Lügner, Komödiant, Sophist. Nicht machen, aber reden. Nicht

träge, aber heuchlerisch. Heuchelnd (feignant), vom Verb heucheln (feindre). Immer in Distanz durch Sprache. In bürokratischer Distanz. In ideologischer Distanz. In theoretischer Distanz. In reflexiver, deskriptiver, rezitativer Distanz. Und in der Distanz des Betrugs. Je mehr der Abstand zwischen der Produktion, die so selten ist, und der Unterschlagung, die so häufig ist, wächst, desto mehr Worte, Papier, Geld, Macht und gute Suppe gibt es. Umgekehrt, das Gewicht des Papiers bemißt die Entfernung zur Produktion. Je mehr man spricht, desto weniger erfindet man, desto weniger produziert man. Schwätzer, Minister, Präsident. Schriftsteller, Kommentator, Kritiker. Vor allem, vor allen Dingen der Kommentar. Nicht finden, nicht machen, ja nicht einmal sprechen, aber sagen, daß man findet, sagen, daß man macht, sagen, daß man spricht, selbst wenn *man* ein anderer ist. Je schlechter es ist, desto mehr wird gesprochen. Je schlechter man ist, desto mehr Worte, desto mehr Lärm versuchen diesen Mangel an Qualität zu decken. Umgekehrt: Wenn der Käse die Lektion gibt, wenn er überall, auf den Mauern, den Wellen, der Leinwand, von sich behauptet, daß er gut sei, je öfter er es sagt, desto schlechter ist er. Mit anderen Worten, der Rabe hat das begriffen, und jetzt schmarotzt er beim Fuchs, er schleudert ihm die volle Größe seiner Abscheu entgegen. Der Fuchs unter dem Ast ist baff. Der Rabe zeigt ihm seine schöne Stimme, mehr als seine schöne Stimme, den schönen Po der Dame, er faßt ihm schöne anonyme Briefe ab, auf Plakaten und in kommerzieller Korrespondenz, und der Fuchs ist bereit, ebensoviel schlechten Käse zu essen, und er wird sehr teuer für die Güte zahlen. Die Preisspanne zwischen dem guten und dem schlechten schließen die Worte des Raben, der, Phönix, aus seiner klassischen Asche und seinem fabelhaften Betrug wiedergeboren ist.

Vom Menschen, dem politischen Tier, ist es nicht erstaunlich zu sagen, daß er in Symbiose lebt. Nun aber ist es manchmal schwierig, selbst bei Tieren, ja selbst bei Pflanzen zu entwirren, wer symbiotisch und wer parasitär ist. Wer mit wem und wer von wem lebt. Es ist weder bequem noch leicht gewesen zu entscheiden, ob der Trüffel-Tartuffe von der Wurzel seiner Kette her symbiotisch ist oder nicht. Und das, weil das Tauschgesetz, das Gesetz des Austausch-Geschenk uns so fundamental und so archaisch, so prähistorisch und so transhistorisch erscheint. Es findet immer statt, ist immer da, um zu entscheiden. Was gibst du mir, und was läßt du mir zukommen für das, was ich

gegeben habe? Welches Geschenk, welche Gunst, welchen Schaden? Ebensosehr in Ordnungen der Gewalt wie der Assoziation oder der gegenseitigen Unterstützung. Auge um Auge, Hieb um Hieb, gerechte oder exakte Verteilung des Schadens, Brot für Wein, oder Geschenk gegen Geschenk, Balance der Gewogenheit. Die kulturelle Universalität des Tauschgesetzes bemißt die Offenheit organischer und kollektiver Systeme, es taucht bis in die vitalen Tiefen unseres Tauschs mit dem Außen allgemein, unseres vitalen Austauschs an Materie, Licht und Information. Wo sich die Frage von neuem stellt: ob wir zum Milieu gehören, ohne das wir nicht leben könnten? Auf einmal erscheint die Frage des Austauschs als biologisch, systematisch, ökologisch, bevor sie ökonomisch wird. Sie scheint gefaßt in der Frage: symbiotisch oder parasitär? Die immer wiederkehrt und auf allen Ebenen.

Wir sind *offene* Systeme, es ist uns unmöglich, isoliert und abgeschlossen zu überleben. Das Maximum an Entropie, der Tod, würde mit blitzeschleuderndem Ende eintreffen. Dies dürfte einmal für den Organismus wie ebenso für kollektive Regulierungen zutreffen. Es ist wahr, noch einmal, daß wir uns nicht im Gleichgewicht befinden. Niemals waren unsere Bilanzen auf Null zurückzuführen. Sie sind immer auf einem Seitensprung von diesem Gleichgewicht. Die beste Definition vom Leben ist diese Abweichung vom Gleichgewicht. Abweichung vom thermodynamischen Gleichgewicht, aber auch diese Spannweite in der Balance des Austauschs. Möglicherweise existiert zwischen diesen beiden Begriffen eine obskure Äquivalenz. Beim ersten dringt die nicht umkehrbare Zeit in die Physik ein, beim zweiten tritt die Geschichte in die menschlichen Beziehungen. Wir wären nicht nur historische Wesen, weil wir ökonomisch sind, sondern weil wir lebendig sind, ganz einfach. Unsere Öffnungen sind Poren auf Zeit und Quellen der Geschichte. Ja, die Zeit und die Geschichte sind aus meinem Mund hervorgetreten. Aus meinen Ohren, meinen Augen, meinem Atem, meinem Geschlecht und meinen Ausscheidungen. Ich nehme Sauerstoff auf und gebe karbonisches Gas ab, ich absorbiere Ordnung, Energie und Information, und ich erstatte Abfall zurück. Von daher von neuem die Asymmetrie, die wiederkehrt. Ist demnach alles Lebendige parasitär? Und vor allem der Mensch, der mit der Sprache bezahlt, wesentlich?

Genau hier kehrt sich der Begriff des Parasiten um. Die organische

Maschine ist eine Anordnung durch Fluktuation, sie bildet mit der Fluktuation eine Ordnung. Und das ist ihre Weise zu bezahlen. Sie schafft *Zeichen vom Parasiten her,* d. h. Worte vom *Lärm* her. Das Verhältnis der Menschen untereinander ist parasitär. Die gerechte Verteilung ist ein Diskurs für Schüler. Nehmen Sie eine beliebige Länge als Einheit, sie ist nicht geteilt. Der Erste nimmt alles, der Stärkere nimmt alles, er kommt gleichwohl ans Ziel wie die anderen, die über ein infinitesimales Segment in der Nähe des Endes verfügen. Reste, Brocken, Trümmer, Rückstände. Das genügt ihnen zum Leben. Das Wesentliche nach all dem ist hier, daß sie überleben. Der große Fisch nimmt den ganzen Platz ein, alle anderen Fische drücken sich in einer kleinen Ecke (zurückgezogen) zusammen. Die Verteilung der Dinge bestimmt genau die Größenordnungen. Der Parasit ist in der ersten Ordnung, alle Schmarotzten überleben öde in der zweiten. Wenn sich von der einen Seite her nichts rührt, nimmt der andere alles und gibt nichts. Es wäre gut, das auszuprobieren, um sicherzugehen. Ich komme nicht heraus aus dieser kleinen Ecke des Hungers. Ich sehe nicht, warum es diesbezüglich in den patronalen Verhältnissen anders sein sollte, Arbeiter, Bauern. Was dem Kräfteverhältnis vorausgeht, einem Kräfteverhältnis in Bewegung, wo die Dinge in Fluß sind und die Chance haben, zu verändern oder sich selbst zu verändern, ist ein sehr einfacher, nicht umkehrbarer Zustand, wo sich das Gleichgewicht zwischen dem Fast-Alles und dem Fast-Nichts aufrechterhält. Der Zustand der Knechtschaft ist sehr wohl dieser Zustand des Gleichgewichts. Das Wort Proletariat ist das beste aller vorstellbaren Wörter, ist es doch ein Begriff der Biologie und der Reproduktion. Es handelt sich um Kinder und Sprößlinge. Natürlich ist die Technik der Zucht die nahezu perfekte Ausarbeitung der parasitären Bedingung. Weit davon entfernt, ein Tier zu schmarotzen, macht man dies von einer großen Anzahl, man macht es vor allem von seiner Phylogenese, seiner Gattung. Der tierische Parasit attackiert ein Individuum, der parasitäre Züchter eine Gattung, eine Genealogie, ein Ensemble, ja ein Ensemble, organisiert durch ein Gesetz (hier das der sexuellen Reproduktion). Das Wesentliche ist die Idee, auf Kosten des Lebens zu leben, dann die Idee zu haben, vom Leben zu leben, nicht nur organisch, sondern soweit es produktiv ist. Das Wesen des Knechtes ist es, daß sein Sohn, seine Tochter auch Knechte sind. Es ist nicht nur die Herde als Klasse oder Gesamtheit, es ist das Ensemble als

Fortpflanzendes seiner selbst. Also hat der Parasit die Lösung jenseits des Todes entdeckt, jenseits des Todes des Wirtes, der auch sein eigener ist.
Immer durchlief die parasitäre Gattung das Risiko, ohne daß es ausgeschlossen werden kann (das schmerzliche Problem allerdings, das die Geschichte aufbürdet, ist das ihrer kontinuierliche Erneuerung: Warum wird derjenige, der eine Gruppe von ihrer parasitären Klasse befreit hat, seinerseits Parasit?), das Risiko des Todes nämlich durch den Tod ihres Wirtes. Wie es ihr Gesetz ist, alles zu nehmen und nichts außer einem infinitesimalen Spielraum übrigzulassen, ist sie nicht nur mörderisch, sie ist selbstmörderisch. Der Efeu krepiert nach der Eiche, die er umgebracht hat. Bei der Annahme gar, der Parasit könnte von einem Individuum zum anderen überspringen, muß bedacht werden, daß er sich mit dem letzten seiner toten Wirte auslöschen muß. Aber nein. Um die Todesschwelle zu passieren genügt es, sich selbst zum Herrn der Genese zu machen. Die wahre Frage ist niemals die, auszubeuten, ist niemals die, zu unterjochen, seid reich, seid mächtig, nehmt euch das Zentrum der Macht, dies dauert nicht einmal die Zeit der Rosen, der Tod wacht dort, ganz einfach. Die wahre Frage ist die Dauer der Übung und die währende Sicherheit desjenigen, der vom Kopf der Hörigen speist. Man mag den Terror, das Recht, die Gesetze und die Philosophie ausprobieren. All dies ist äußerst wirksam, aber es ist nichts mehr als die Einführung eines Systems, das auf unbestimmte Zeit den Zustand des Gleichgewichts reproduziert. Und wenn es ihn zum Wachsen brächte, wäre dies unerwartet. Nun aber ist das Leben, die Genealogie ein solches System. Man muß den Sex, die Reproduktion und den Tod schmarotzen. Also können die Knechte getrost sterben, sie werden immer Kinder hinterlassen. Kälber und Kühe, Brut, Wiege, es gibt immer junge Leute, um an der Partei zu kleben, zum Katechismus zu gehen, zu glauben, was man in der Schule sagt, die Prüfungen vorzubereiten und in die Fabrik zu rennen. Die Fabel ist niemals die vom Wolf und vom Schaf, sie ist immer vom Lamm. Nicht etwa, daß dies besser wäre, man kann darüber diskutieren, sondern weil es noch seine Mutter saugt, sondern weil es um den Bruder geht, schließlich um einen der Deinen, weil das Wesentliche in den Nachkommen erhalten bleibt. Der Wolf trennt das Lamm von seiner Gruppe, um die Schafe trächtig zu erhalten, die Euter prall, die Widder fruchtbar und die Osterlämmer

vervielfacht. Der Wolf ist hier ebensowenig Räuber, wie der Hirte es sein kann, er ist klug, er verpfändet nicht die Zukunft, er schlachtet nicht das Huhn mit den goldenen Eiern, er frißt den Anteil, erhält das Kapital. Nun aber ist das Kapital immer ein Reproduktionsverhältnis, das einen Surplus produziert. Der ist das Leben selbst. Der Wolf und der Schäfer sind der Herr und der Gegen-Herr, und der Knecht ist Knecht nicht nur in seiner Klasse, sondern in seinem Geschlecht, in seinen Nachkommen, in seinem Leben selbst. Der Wirt ist immer der Sohn des Wirtes. Der Parasit lebt von Beziehungen.

Harry Mathews
Tradition und individuelles Talent: das ›Bratislavische Spiccato‹[38]

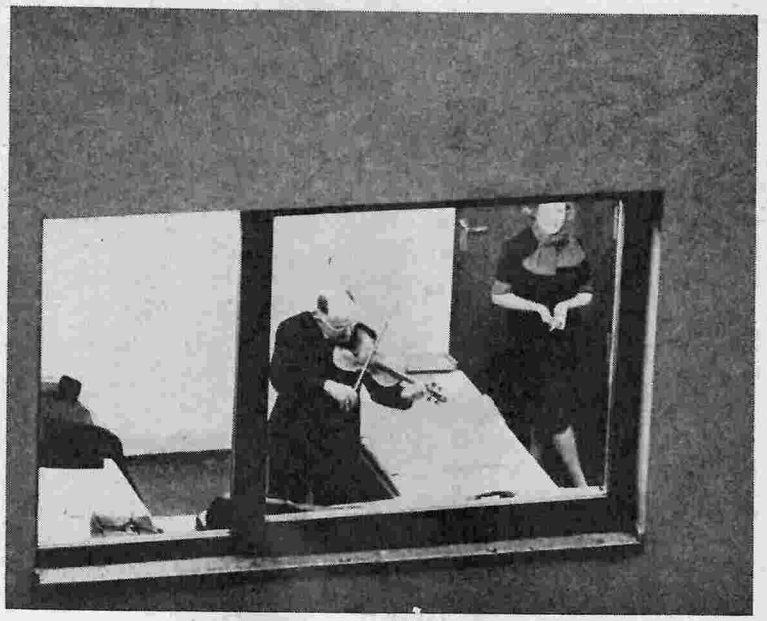
Im August 1877 verließ der berühmte Dirigent Jenö Szenkar Graz. Sechs Wochen vorher war er dorthin gefahren, um seinen Freund, den Geiger Benno Bennewitz, zu besuchen und um bei der Gelegenheit den Zyklus der Beethovenschen Violinsonaten aufzuführen. Szenkar fuhr nach Budapest, um auf dem Sommerfestival zwei Opern zu dirigieren. Es handelte sich um jenen Jenö Szenkar, dessen Schwager der Großvater von Geza Anda war. Benno Bennewitz war seinerseits Teresa Stich-Randalls Urgroßvater mütterlicherseits, und seine Nichte war Dietrich Fischer-Dieskaus Mutter. Ausschlaggebend für Szenkars Aufenthalt in Graz waren nicht berufliche Gründe, sondern die Rücksicht auf seine Gesundheit. Der Winter in Wien war anstrengend gewesen. Er war nicht nur Chefdirigent an der Staatsoper, sondern hatte auch noch mehrere Konzerte mit den Philharmonikern vorzube-

reiten. Im Zusammenhang mit dieser Verpflichtung geriet er in eine bittere öffentliche Kontroverse mit Ludwig Krumpholz (der viel später dann Hermann Scherchens Pate wurde), und zwar über die Ausführung der Kadenz in Joseph Leopold Pitschs postumem Klavierkonzert. Pitschs Witwe sollte im folgenden Jahr Karl Knappertsbusch heiraten und durch ihn den Vater von Hans Knappertsbusch zur Welt bringen. Das unerwartete Gefecht mit Krumpholz hatte die Verdienste gemindert, die ihm durch die Hilfe des jungen Hans Mittag zugekommen waren. (Als Kind hatte Hans Mittag gemeinsam eine Amme mit Irmgard Dehn gehabt, nach welcher ihre Enkelin Irmgard Seefried getauft wurde.) Das war kein Fehler von Mittag: er hatte großartige Arbeit geleistet, und es war dem Eindruck zuzuschreiben, den er damals hinterlassen hatte, daß er schon zwei Jahre später das Direktorenamt erhielt, nach einer einjährigen Interimszeit unter dem alternden Julius Meyer-Remy, dem gemeinsamen Urgroßvater von Hugo Meyer-Welfing und Frau Rudolf Bing. Szenkar hatte die Saison in einem Zustand der Erschöpfung beendet, und sein Aufenthalt in Graz war ihm sehr wichtig, da er sich erholen wollte. Die Konzerte mit Bennewitz benötigten wenig Vorbereitung – Klavierspielen war für ihn ein Zeitvertreib, er liebte seinen geigenspielenden Freund, es war die schönste Art von Beschäftigung zur Ferienzeit. Seine Hoffnungen auf Erholung wurden jedoch enttäuscht, denn er starb nach kaum einer Woche in Budapest, niedergestreckt von einem Schlaganfall während einer Probe zu *Childe Harold.* Diese heute vergessene Oper stammte von Bela Hubay, dessen Urenkel die Schwester von George Szell heiratete.

Szenkar wurde in Budapest sehr verehrt, und die Stadt veranstaltete eine große Gedenkfeier, obwohl er zum Begräbnis in seine Heimatstadt Kaposvar überführt wurde. Zu dem Anlaß erschienen viele Musiker aus ganz Mitteleuropa.

Unter ihnen befand sich der tschechische Geiger Vaclav Czegka. Selbstverständlich hatten die Czegkas schon immer eine entscheidende Rolle im Musikleben ihres Landes gespielt – Rafael Kubelik ist der Urgroßneffe von Vaclav Czegka. Zeitlebens ein Freund von Szenkar und etwas älter als dieser, unternahm Czegka die Reise nach Budapest ohne Zögern, aber nicht ohne böse Ahnungen, denn auch er war von schwacher Gesundheit. Dementsprechend sandte er ein Telegramm an seinen Sohn František (der drei Jahre später Clara Riemenschnei-

der, die Großmutter von Inge Borkh, heiraten würde), auch ein Musiker und zu der Zeit auf Tournee in Klagenfurt: er solle sich sofort nach Györ aufmachen, um dort seinen Vater zu treffen, damit dieser nicht den ganzen Weg von Brno nach Budapest allein zu reisen habe. Vielleicht muß noch erwähnt werden,daß Czegka seit dem Tod seiner Frau im vorigen Jahr auf sich selber angewiesen war. Sie war eine geborene Kalliwoda gewesen, eine Familie, mit der Rudolf Firkušny verwandt ist.



Während der Bahnfahrt kamen Gedanken, die Czegka schon seit mehreren Monaten verfolgt hatte, endlich zu ihrem Abschluß. Angefangen hatten sie bei eben der Aufführung des Pitsch-Konzertes durch Krumpholz, die Szenkar solche Mühen bereitet hatte. Durch eine geschickte Kombination von Pedal und Anschlag hatte Krumpholz einen neuartigen Effekt erreicht, nämlich den, die Hämmer auf den Saiten ›trocken aufschlagen‹ zu lassen. Darauf hatte Czegka sich zu wundern begonnen, ob der Geigenbogen nicht einen ähnlichen Effekt erzeugen könne. Er grübelte darüber, experimentierte, vor allem aber

diskutierte er die Sache täglich mit seinem Schwiegersohn, dem Cellisten Jan Sevčik. (Durch ihre Wiederverheiratung mit Laszlo Thoman sollte Sevčiks Mutter einen Enkel haben, welcher zweiter Cousin ersten Grades von Ferenc Fricsay und erster Cousin zweiten Grades von Sandor Vegh wurde.) Bevor ihre Diskussionen Früchte tragen konnten, war Sevčik nach Ljubljana gefahren, wo er engagiert worden war, um mit Gustav Henschkel (dem Großvater mütterlicherseits von Clemens Krauss) und Friedrich Rheinberger zu spielen. Bei dieser Gelegenheit war es, als Rheinberger Olga Czerny (nicht verwandt) kennenlernte. Er heiratete sie später und hatte mit ihr mehrere Kinder, von denen keines musikalisch war. Die Schwester Rheinbergers hingegen war Wolfgang Windgassens Großmutter, und einer seiner Brüder war während ihrer ganzen Schulzeit der beste Freund von Wolfgang Schneiderhahns Vater gewesen.

Als der Zug in den Bahnhof von Bratislava einfuhr, fiel es Vaclav Czegka ein, wie das ersehnte ›trockene Aufschlagen‹ verwirklicht werden konnte. So groß war sein Erstaunen, daß er laut aufschrie, und unter der Anstrengung dieses Aufschreis spürte er, wie sein Herz anfing zu stolpern. Er schaute sich nach einer Vertrauensperson um, der er im schlimmsten Fall sein Geheimnis überlassen konnte. Außer einer sehr alten Dame befand sich niemand in seinem Abteil. Mit langen Schritten durchquerte er den ganzen Wagen, aber es waren nur Kaufleute, Gouvernanten mit Kindern und andere hoffnungslose Fälle zu sehen. Unklugerweise sprang er vom Zug auf den Bahnsteig und fühlte dabei eine Dunkelheit in sich aufsteigen. Der Bahnsteig war leer bis auf einen Rabbi mittleren Alters. Czegka stolperte auf ihn zu, fiel auf seine Knie und brachte es gerade noch zustande, sein Geheimnis hervorzukeuchen, bevor sein Herz endgültig versagte.

Der Rabbi, der die deutsche Sprache recht gut beherrschte, obwohl er Russe war, war der Vater von Nathan Milstein. Nach St. Petersburg zurückgekehrt, wiederholte er vor einem Professor des Konservatoriums, Boris Zaremba, was er erfahren hatte. (Dieser war der Großonkel sowohl von Boris Khaikin, als auch – durch die bulgarische Heirat einer Nichte – von Boris Christoff.)

Diese Fakten sind ein Beitrag zu einer unvollständigen Erklärung der Überlegenheit der russischen Geiger im 20. Jahrhundert, und sie klären die Herkunft der strittigen Bezeichnung ›Bratislavisches Spiccato‹.

Hallo Sandra! Hi Wolf!
Die Geschichte ›Vom Mann gegenüber‹[39]

Fürs Jahr 1000 sagten die Propheten – gestützt auf die allwissende Bibel – den Weltuntergang voraus. Für das Jahr 2000 sagen Marktforscher – gestützt auf allwissende Computer – das Ende des Mannes voraus. Doch die Männer werden überleben. Sie werden nicht in Pension gehen. Auch im Jahr 1000 zeigte unser Planet nicht die geringste Neigung, mit einem großen Knall den Geist aufzugeben, sondern zog lautlos und friedlich seine vorgeschriebene Bahn um die Sonne weiter. Und so wird es auch mit dem Mann sein. Er wird nicht in Pension gehen.

Natürlich war Wolf, als nachts der Anruf aus Mexiko kam, der glücklichste Mensch von der Welt. Es war stockfinster draußen, aber auf seinen Schreibtisch fiel plötzlich von fern her ein fetter, wärmender Lichtstrahl. Ihm war, als sei er erhört worden. Ein Engel schrieb seinen Namen auf ein Flugticket. Schließlich hatte er schon Schlimmeres überstanden als den Feminismus. Die Eiszeit zum Beispiel, die Völkerwanderung, den Trojanischen Krieg, die Kreuzzüge.

Ihm war schwindelig vor Genugtuung. Kein Wunder nach dem, was er hinter sich hatte. Er hatte die letzten sieben Monate in beiläufiger Einsamkeit damit zugebracht, ein Computer-Programm über sogenannte ›Lowry-Löcher‹ zu schreiben. Eine unzeitgemäße Beschäftigung angesichts der Weltlage, zugegeben. Aber kümmern wir uns nicht weiter um düstere Vorhersage, sondern vertrauen wir auf die Natur. Auf eine Eiszeit mehr oder weniger kommt es ihr nicht an. Und den Mann, ihr ›bestes Stück‹, läßt sie bestimmt nicht fallen. Heimlich still und leise hat sie seine Renaissance vorbereitet.

Mexiko ist ein Land, in dem man leicht verlorengeht, leichter als irgendwo sonst auf der Welt. Kein Wunder also, daß Wolf bei seiner Ankunft in Mexiko den Eindruck bekam: Hier hat keiner etwas zu verlieren. Und so beginnt die Geschichte ›Vom Mann gegenüber‹:
Es begann mit seinem knallblauen Porsche Turbo. Der Wagen stand auf Sandras Parkplatz, obwohl der Platz deutlich gekennzeichnet war. Sandra fand das Auto unmöglich, und sie fand den Besitzer unmöglich. Er entschuldigte sich nicht einmal richtig. »Keine Aufregung, bin schon weg.« Das war alles. Typisch, dachte Sandra. Ein unmögliches Auto und ein unmöglicher Mann.
Von da an sah sie den Mann täglich, denn er war gegenüber eingezogen, sie schaute direkt in seine Fenster. Er zog nie die Vorhänge vor, auch abends nicht. Die Wände waren schwarz lackiert. Möbel hatte er so gut wie keine, nur ein Bild, knallblau wie sein Porsche Turbo, und ein Riesensofa. Sandra störte alles an diesem Mann, ob er nun im Zimmer herumspazierte und sich bei lauter Musik rasierte, ob er mit seinen Hanteln fast tänzerisch herumspielte oder ob er bei offenen Fenstern das Telefon zwanzigmal läuten ließ, ohne es abzunehmen. Es störte sie auch, daß sie nicht wußte, was dieser Mann für einen Beruf hatte. Manchmal verschwand er für eine Woche, dann war er drei Tage da und faulenzte.
Sandra war immer zu Hause. Sie brütete über ihrer Habilitation. Sie war Assistentin am Institut für Soziologie, die Habilitation ging über ›Women's lib‹, zu deutsch ›Befreiung der *Frauen*‹. Ihr Freundeskreis bestand aus Linksintellektuellen, das bedeutete Abende mit endlosen Diskussionen, die mit Marx begannen und mit Marx endeten und deren Quintessenz lautete: Unsere einzige Hoffnung ist, daß wir keine Hoffnung haben.
Eines Tages fand sie in ihrem Briefkasten eine Einladung zu einer verspäteten Housewarmingparty bei ihrem Gegenüber. Als sie seinen Vornamen las, mußte sie laut lachen. Wolf! Wie ein deutscher Friseur! Von Beruf war er Ingenieur. Aha, so ein Ölbohrer. Eigentlich wollte sie nicht hin, aber dann sagte sie sich, als Studienobjekt eines korrupten Kapitalisten ist er interessant. Jetzt, in der Regenzeit, entlud sich das Universum in sintflutartigen Regenfällen über Mexiko, um das Land am nächsten Tag um so prächtiger, großartiger, rauschhafter erstrahlen zu lassen. In Wolfs Korridor stand ein Regenschirm, und im Schlafzimmer – vor der Spiegelwand – stand ein zweiter Regenschirm.

Und wovon wurde geredet? Vom Regen. Fünfzig Leute, die nichts anderes im Kopf hatten als Regen. Wolf zeigte einen Videofilm über Regen: Robby Naish, den Regenmacher – Super-Star in der Sahara! Sandra ertappte sich dabei, daß der Film ihr gefiel. Später, als getanzt wurde, gefiel ihr überhaupt alles, die verrückten Leute, der unmögliche Wolf. Sein Idol, der Filmregisseur John Huston, wohnte natürlich anderswo und mehr als standesgemäß: Ihm war für die Dauer von Dreharbeiten die Villa eines texanischen Ölmillionärs außerhalb der Stadt zur Verfügung gestellt worden. Aber da war Tom Shaw, Hustons rechte Hand – und sein Kehlkopf. Er erinnerte sie an Männer im Boxgeschäft, die nur eine Philosophie kennen: austeilen und einstekken, bis Mona Lisa das Lachen vergeht. Die hält er auch für ein Filmsternchen, deren Telefonnummer er mal gehabt hat.

Am nächsten Tag fragte sie sich, wieso habe ich es mit meinen Freunden niemals so lustig? Die Frage wirkte weiter. Sandra verglich ihren Freund mit Wolf. Ihr Freund war kompliziert und depressiv; vormittags unansprechbar, nachmittags gereizt, ab zehn Uhr abends das unverstandene Genie, das auf die anderen Menschen herunterschaute. Und demgegenüber dieser unmögliche Wolf, der sich zu Mozarts Harfenkonzert rasiert, der tänzerisch mit seinen Hanteln trainiert.

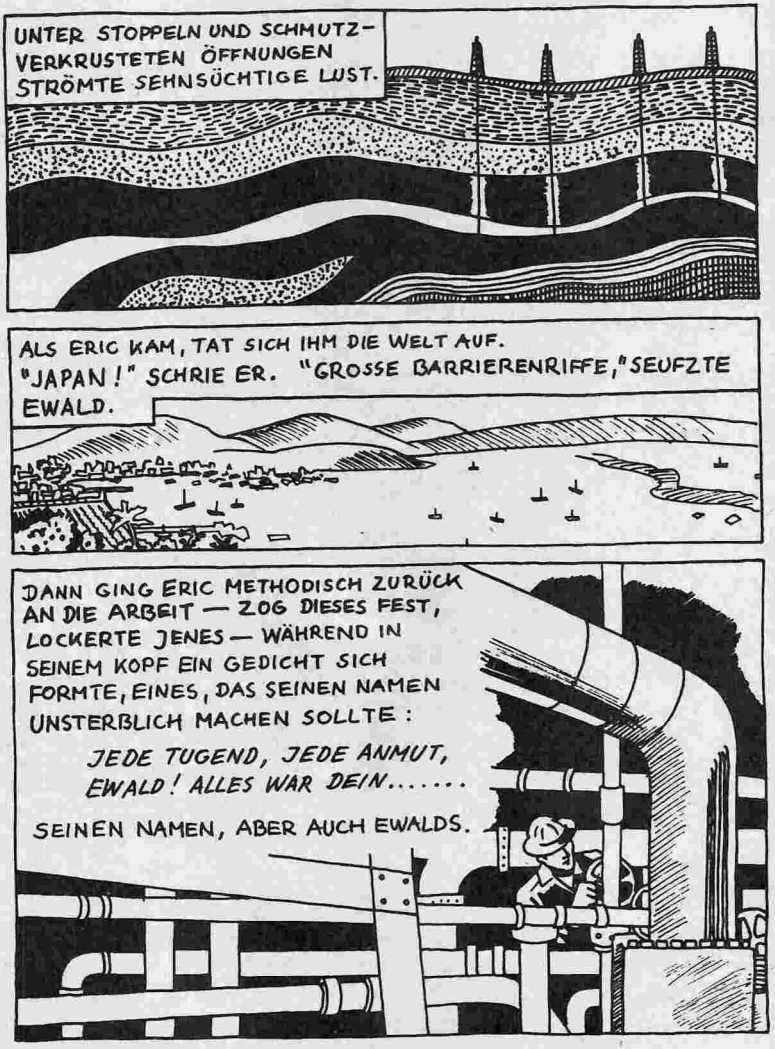
Und wie sah Wolf die Situation? Er verließ sich auf seine Witterung, und seine Witterung spricht auf Sandra an. Er war Sandra vorgestellt worden, leider von dem ungelenken jungen Mann, der als ihr Freund fungierte. Ihm tat das leid, und er hoffte, ihr auch. Es war der falsche Moment, der falsche Ton, die falsche Person. So fühlten sie sich beide eher überrumpelt als einander vorgestellt. Nur Liebe auf den ersten Blick hätte es da vermocht, aus allem Falschen etwas Angenehmes zu machen. Aber, ohne Bedauern sagte er sich das, nichts dergleichen geschah. Beide fielen in Sekundenschnelle in Routine zurück: sie, die Nervöse, Unzufriedene, der Händeschütteln ein Greuel war; er ein Laie unter unverstandenen Genies.

Wie sehr sie an diesem Abend erschöpft war vor Wut und Enttäuschung, schloß er aus der Tatsache, daß sie gleich einen Margarita an der Hausbar runterkippte. Dann war sie zu ihm herübergekommen, sie wollte wissen, wie er sie finde und ob er nicht auch meine, daß ohne Sensibilität keine Spannung da sei. Wollte sie nicht Erotik sagen? Es war ja möglich, daß sie sich von seiner Energie etwas versprach –

woher aber wußte sie etwas von seiner Energie? Der Margarita kugelte auch ihm bereits durch Kopf und Bein, als er ihr recht gab. Und es fügte sich, daß er nicht von Spannung, sondern von Erotik redete. Er redete auch nicht von Sensibilität, sondern von ihr, ihren Augen und der Tatsache, daß sie schön seien und sehr ausdrucksvoll, mit einem gleißenden Lichtschimmer in ihnen, aber daß sie niemals ihren Freund anschaute, ihn niemals fest und herausfordernd mit dieser Schönheit ihres Blickes konfrontierte – mein Gott, immerhin war die Geschichte doch die, daß sie ihn retten wollte, heimholen aus der Hölle seiner lustvoll-qualvollen Selbstzerstörung.
Er vertraut auf zufällige Begegnungen. Er sieht sie vor dem ›Muy‹ und nimmt sie mit. Sie trinken einen Kaffee, landen in einem Schuhgeschäft. Ein andermal treffen sie sich spätabends zufällig am Zigaretten-Automaten an der Ecke. Es ist eine heiße Nacht. Wolf macht spontan den Vorschlag, noch schnell im ›Muy‹ was zu trinken. Es knistert zwischen den beiden. Fremdheit und Anziehung liegen im Widerstreit. Was immer daraus werden wird, Wolf forciert nicht. Er will keine Phase überspringen. Sein männliches Selbstbewußtsein ist solide. Er braucht nicht die rasche Erfolgsbestätigung. Er will mehr. Entweder will er diese Frau ganz oder gar nicht.
John Huston schien es zu genießen, daß da einer war, der keine Fragen stellte. Er sagte an jedem Tag, wenn er ihm begegnete, ein kurzes »Hi, Wolf!« und schien es zu genießen, daß der davon kein Aufhebens machte. Drei Tage später war es dann soweit, daß Huston ihn ansprach. »Ich höre, Sie sind ein Pokerspieler«, sagte er. Wolf nickte. »Kommen Sie doch Sonntag zu mir.« Pünktlich war er zur Stelle. Immerhin, dachte er, war ein Spielchen mit John Huston bei den Dreharbeiten zu dem Film ›Unter dem Vulkan‹ ein Stück Autobiographie, das er nicht wegen der Befürchtung, ein paar tausend Dollar zu verlieren, aufgeben sollte. Aber noch bevor er am Pokertisch Platz nehmen konnte, sah er auf der anderen Seite des Pools einen Mann sitzen, den er schon mal gesehen hatte: Klar, er war's, Jack Nicholson. Diesmal in der Rolle des Liebhabers von Sandra. Wolf wurde schwindelig wie in jener Nacht, als der Anruf aus Mexiko gekommen war. Da saß Nicholson mit Sandra und kiffte – und er, guter Gott: er hatte nun die Wahl, entweder mit Huston zu pokern, mit Nicholson zu kiffen oder Sandra Hallo! zu sagen. Daß er sich überhaupt entscheiden konnte, wundert ihn noch heute.

Heute sagt Sandra über diese Zeit: »Ich merkte, es geschieht etwas mit mir, etwas anderes als nur eine Liebesgeschichte. Es war nicht nur ein neuer Mann, es war ein neues Leben, das für mich begann. Und er

brachte mir das Leben, weil er mit dem Leben im Pakt war. Wenn ich jetzt hinüberschaue zu ihm, denke ich, in der ganzen Stadt gibt es nur einen richtigen Mann, und den habe ich.«



Einige Nachrichten von dem Leben des seeligen Herrn Johann Matthias Klug[40]

Dieser Mann war aus Soest gebürtig, und ehemals Sekretair bei dem Englischen Kommissariat im letzten Kriege, vorher aber bei dem Herrn Grafen von Truchßes Gouverneur gewesen. Nachdem er sich etwa sechzehn Jahre in Arolsen aufgehalten hatte, starb er am 7ten Jänner 1776, in einem Alter von sechzig Jahren. In seiner Verlassenschaft befand sich eine zwar nicht zahlreiche, aber auserlesene Büchersammlung. Aus den Anmerkungen, welche er in die Bücher geschrieben, ersiehet man leicht seine große, mit guter Beurtheilung verbundene Belesenheit. Er war der deutschen Sprache so mächtig, wie es von einem Gelehrten mit Recht erwartet werden kann: auch verstand er die lateinische, französische und englische; und letztere beiden redete er auch sehr gut.

Seine Wissenschaften erstreckten sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, nach ihrem ganzen Umfange, auf die Weltweisheit und Geschichte: er hatte sich dabei auch in der höhern (oder wissenschaftlichen) Gottesgelehrsamkeit umgesehen, und vielleicht die Arzneikunde nicht ganz vernachlässiget.

Was ihn aber vor den mehresten Gelehrten von Profession auszeichnet, ist seine große Künstlichkeit in Verfertigung mancher zum bequemen Leben erforderlichen Dinge; wovon nachher Beispiele sollen angegeben werden.

Er scheint auch auf die Autorschaft Anspruch gemacht zu haben: ob aber mit würklichem Recht, oder nur eingebildeterweise? kann ich nicht bestimmen. Doch wehe allen Schriftstellern, wenn ihre gute oder aber eigennützige Absichten so schlecht erreicht werden, wie bei unserm Herrn *Klug!* denn hier ist der Grund von seiner ganz sonderbaren Lebensart zu suchen, weswegen er in der Geschichte der Menschheit oder des menschlichen Verfalls, angemerkt zu werden verdienen möchte.

Wir müssen daher vor allen Dingen sein Vorgeben: er habe gegen den König von Preussen, oder eigentlich gegen dessen Gesinnungen in

Ansehung der Religion, ein Buch geschrieben[1]; nicht ausser Acht lassen. Denn daraus entstand seine falsche Vorstellung, als sei dieser große König deshalb höchst ungnädig auf ihn, und thue alles, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Schon eine Zeitlang hatte er, bei seinem zu Arolsen genommenen Aufenthalte, diesen Gedanken nachgehänget; aber noch war er immer in die Gesellschaften seiner Freunde gekommen: als er vor etwa vierzehn Jahren von dem seeligen Herrn *Bisen,* seinem dortigen Anverwandten und vertrautem Freunde, zu einem Spatziergange in einen nahe gelegenen dichten Wald, die düstre Wiese genannt, eingeladen wurde. Hier, glaubt Herr *Klug,* sey eine Nachstellung. Sein Freund sey bestochen, ihn zu verrathen, und seinen Feinden in die Hände zu liefern. Er schlägt deswegen diesen Spatziergang nicht allein aus, sondern nimmt davon auch die Veranlassung, niemals wieder Gesellschaft zu suchen, sondern sich fest in seine Stube einzuschließen.

Damals logirte er in dem Hause eines italiänischen Kaufmanns, Namens *Brentano,* (der noch jetzt in Frankfurt am Mayn lebt). Als der Herr Geheimerath *Hermann* aber dasselbe Haus vor sieben oder acht Jahren an sich kaufte, war diesem daran gelegen, des Einsiedlers los zu werden. Gleichwol waren alle deshalb genommene Maßregeln nicht vermögend, den Herrn *Klug* von seiner Stube zu vertreiben. Er erwartete eher die äusserste Gewalt, (und mit welcher Gefahr diese würde versucht worden seyn, wird die Folge der Erzählung zeigen,) als herunter zu gehen. Und dabei legte er sich dermaßen auf das Bitten, daß der Herr Geheimerath endlich sich bewegen ließ, diesen Mann in seinem Hause zu behalten.

Die Einrichtung seiner Stube, welche im Dache, gerade gegen der Treppe, war, (so daß die, welche die Treppe heraufkamen, vor die Thüre sahen,) übertrift alle Erwartung. Die Thüre war mit eisernen Stangen zugeriegelt: und konnte nur zum Theil aufgemacht werden, weil starke Stricke in die eine Wand und an die Thüre befestiget waren. Brachte man ihm Essen und Trinken, und andere Sachen, so wurde so weit aufgemacht, als nöthig war, es hinein zu nehmen. Denn niemand durfte die Stube betreten. Und nur bei bedeutenden Krankheiten wurde der Pfarrer, Arzt, und Aufwärter hineingelassen.

1 Ob es geschehen sey, weiß ich nicht; denn es kann ja auch leere Einbildung gewesen seyn. Soviel mir bekannt ist, hat man nach seinem Tode weder Original noch Abschrift einer solche Piece gefunden.

Ueber und in die Stubenthüre hatte er Schießscharten in die Wand gegraben, die weder in noch ausser der Stube konnten bemerket werden. Er war mit einer Anzahl Flinten und Pistolen, und allen Erfordernissen zum Schießen, immer versehen. Seiner Einbildung nach hatte er einen gewaltsamen Ueberfall zu befürchten: und deshalb waren alle diese Anstalten gemacht, um seine Feinde, schon bei dem Heraufkommen, auf der Treppe zu bewillkommen.

Ferner: weil er in der Furcht stand, seine Feinde möchten durch den gewöhnlichen eisernen Ofen in die Stube brechen, so band er diesen mit Ketten und dicken Stricken; und machte sich dagegen selbst einen gar künstlichen Kachelofen, den er selbst innerhalb der Stube heizte, und auf dem er zugleich das Theewasser kochen, Chocolade machen, Biscuit u. d. g. backen konnte. Und da er alles in der Stube haben mußte, so verdient diesesmal auch ein Nachtstuhl in Betrachtung gezogen zu werden. Diesen hat er ebenfalls selbst erfunden und gemacht, mit der subtilen Einrichtung, daß sich eine Art von Ventilen sogleich verschlossen, wann er gebraucht worden: damit die übelriechende Ausdünstungen das Zimmer nicht verunreinigten.
Seine Bettlade, Tische, Stühle, Vogelkäfige, ja sogar alle seine Kleidung, hat er sich selbst verfertiget; alles mit besonderer Erfindung und Geschicklichkeit.
Kurz: alles war bei ihm sauber und bequem, und er führte eine würklich kostbare Lebensart, die er mit dem im Kriege[2] erworbenen und großentheils auf Leibrenthen ausgegebenen Gelde wohl bestreiten konnte. Apfelsinen- und Citronenhändler, und dergleichen Leute, kannten seine Stube gar wohl. Und so wenig er seinem Leibe abzog, so wenig war er auch unerkenntlich gegen die Personen, die mit ihm in Verbindung standen. Weil er der evangelischreformirten Religion zugethan war, so hat er einstmals aufs Neujahr dem reformirten Pfarrer in Arolsen, dem nunmehrigen Herrn Professor *Reller* in Bremen, einen alten Kalender überschickt, darinn er zwischen jedes Blatt einen Dukaten gelegt hatte. Auch seine Aufwärterin, und andere Personen, die Vortheile von ihm hatten, haben ihn ungern verloren.
Dieser Bequemlichkeit und dieses Ueberflusses ohngeachtet, muß ihm doch die Gesellschaft, selbst in seiner großen Einsamkeit, da er, ohne durch eine äußere Gewalt gezwungen zu seyn, die ärgste Gefangenschaft übernommen hatte, angenehm gewesen seyn. Dieses schließe ich aus zweien Vorfällen, die gewiß gegründet sind.
Er hatte eines Bruderssohn, einen jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren. Diesem versprach er, sein ganzes Vermögen zu vermachen, wenn er bei ihn zöge. Der junge Mensch that's. Nun muste

2 Man kann nicht sagen, daß er dieses Vermögen im Kriege auf eine ungerechte Art erworben habe. Es kann rechtmäßig zugegangen seyn, weil er für seine erstaunenden Arbeiten doch auch gut wird belohnt worden seyn.

dieser wie jener leben, und durfte niemals wieder aus der Stube[3]. Die Folge war, daß der junge Mensch nach einigen Jahren an der Abzehrung starb. Daß derselbe krank war, wußte man im Hause, weil der Arzt war gehohlt und auf die Stube gelassen worden: aber sein Tod war unbekannt, bis des Morgens ganz früh von Herrn *Klug* ein Brief herausgereicht wurde, worinn er den Herrn Geheimenrath ersuchte, den Verstorbenen aus dem Hause schaffen zu lassen, und der Frau Hofcommissariin *Hartmann* den Auftrag zu geben, das Begräbniß zu besorgen. In der Nacht nehmlich hatte Herr *Klug* seinen todten Vetter in Bettücher gewickelt, und ihn hinter den Umgang an der Treppe gelegt. Der Leichnam wurde darauf in das Haus der gegenüber, jenseit der Straße, wohnenden Frau *Hartmann* getragen, und von daraus begraben.

Das andere, was mich veranlasset, zu glauben, daß er doch die Gesellschaft geliebt habe, ist, daß er die dicht neben ihm wohnende französische Mademoiselle gar gern hat heirathen wollen[4]. Bloß der Umstand, daß sie sich mit ihm einsperren sollte, verhinderte diese Verbindung, da sonst ein reicher, noch wohl aussehender Mann, der auch Welt hatte, von einem Frauenzimmer nicht leicht möchte ausgeschlagen werden.

Noch eine wunderliche Einbildung dieses Mannes zu berühren, muß ich seines Traumbuches erwähnen. Er hielt die Träume für eine Art von göttlicher Eingebung, und schrieb sie sorgfältig früh Morgens sogleich auf. Freilich würde dieses kein Geschäfte für manchen mit Arbeit belästigten Mann seyn; aber Herr *Klug* hatte eigentlich gar nichts zu thun, und zu leben hatte er doch. Man erzählt, daß ihm unter andern geträumt habe, er solle seinen Vetter drei Tage hungern lassen: dieses habe er auch richtig gethan, und der junge Mensch habe in der Zeit nichts zu essen bekommen.

Ja, dieser bei ihm auf der Stube eingesperrte Vetter ist durch Schläge von ihm dahin gebracht worden, eidlich zu versichern, daß er seines Onkels Träume für göttliche Eingebung halte.

3 Man erzählt, der junge Mensch habe manchmal gebeten, er möchte ihn wieder gehen lassen; aber seine Bitte sei immer mit erbärmlichen Schlägen zurück gewiesen worden. Eine Sache, die doch kein gutes Herz verräth.

4 Mit dieser Mademoiselle unterredete er sich auch oftmals, indem er alsdann seine Stubenthüre öffnete, und sich ihr präsentirte.

Die Traumbücher sollen verbrannt worden seyn. Wären solche noch vorhanden, so ließe sich daraus noch wohl manches hernehmen, was über die Denkungsart dieses Mannes nähern Aufschluß geben könnte. Von seinem Tode und der bestimmten Zeit desselben soll ihm auch oft geträumet haben.

Er starb, ohne daß ein Mensch davon etwas gewahr wurde. Als man Nachmittags durch den Schreiner die Thüre aufschlagen ließ, fand man ihn so ordentlich im Bette liegend, als habe er sich zu dem Tode vorher zurecht gelegt. Vermuthlich war er vom Schlagfluß gerührt worden.

Hier muß ich noch zwo Anmerkungen machen, welche zur Aufklärung dieser Erscheinung etwas beitragen können.

1) Man weiß, daß in der *Klugischen* Familie etwas tiefmelancholisches ist.
2) Dazu kommt, daß unser Subjekt im letzten Kriege als Sekretair bei dem Engl. Kommissariat unablässig mit dem Kopfe hat arbeiten müssen, wegen der weitlauftigen, mehrentheils sehr wichtigen, Korrespondenz.

Bald nach des Herrn Klug's Tode aufgesetzt.

Jörg Schröder erzählt:
Maggi Pur[41]

Das ist doch eine grauenhafte Vorstellung: in dieser Heide-Hütte, mit den ganzen Regalen von Eisen-Friedrichs, wo die Zettel aufbewahrt werden, da sitzt nun der junge Herr Reemtsma mit seinen 200 Millionen auf dem harten Stuhl des Meisters. Man kann so einem Erben zwar nicht vorwerfen, daß er seine Zigarettenautomaten leert, und daß er jetzt damit was machen will, als Germanistik-Student. Aber dann muß doch so einer wirklich mit der Streubüchse rumgehen. Und nicht bei dieser Witwe glucken und in ekligen Zettelkästen rumwühlen von einem toten Mann.

Was das überhaupt für Dinger sind, da kommt eine graue Maus zur anderen. Erst mal diese graue Eminenz, dieser Arno Schmidt in seinem furchtbaren Heidebunker. Und dann gleich dieser graue Reemtsma. Und dazwischen all diese grauenhaften Polker, Hermeneutiker, Kaffeesatzleser, Dechiffrierer. Was da alles für Leute sich zusammengefunden haben. Alles Klaustrophile.

Dieser Reemtsma, mit seinem Geld, sagen wir das mal so dumpf, will für Kultur Geld ausgeben. Eigentlich eine ganz einfache Geschichte, der könnte ja mit seinem Geld auch eine Hochseejacht, oder in einem Aero-Club. Oder wo diese ganzen Fittis so rumjetten, mit Gunther Sachs zusammen auf dieser komischen Cresta-Bahn runterdüsen. Vielleicht macht der das ja nebenbei auch noch. Wer weiß? Oder vielleicht gibt es den überhaupt nicht? Eine Erfindung der Hamburger Kultur-Szene. Vielleicht sollte man mal Schimmelpfeng bemühen. Nein, Quatsch. Laß uns noch mal von vorne anfangen: Wir sind alle irgendwie Hochstapler. Gehen wir jetzt mal davon aus, daß es den Reemtsma gibt. Obwohl, als Phantom ist er auch nicht schlecht.

Jeder, der ungestopft anfängt, auf dem Kultursektor mitzumischen, ob er nun im Keller auf seiner Heimsiebdruckerei Gedichte abzieht, jeder drückt sich erst mal hochstaplerisch aus. Du machst im Mediengewerbe nichts anderes als der gewöhnliche Hochstapler auch, wenn der irgendeiner Trulla erzählt, ich habe eine Farm in Brasilien. Wobei hier die Autoren und Feuilletonisten die Trullas sind. Man muß nur oft genug die Farm in Brasilien laut vor sich hersagen, dann existiert sie

plötzlich. Ganz real, in diesem luftigen Gewerbe. Und wenn man das lange genug durchhält, dann hat man auch irgendwann eine Hütte im Taunus. Aber die ganze Zeit wurde immer nur auf faule Wechsel produziert, da wurden ein bißchen die Diskontspesen bezahlt, die Wechselspitzen, damit das Papier immer wieder prolongiert werden kann. Das ist so die Existenz von Kulturproduzenten. Das ist ja kein angenehmes Leben. Das ist ja nicht toll. Das hat ja was zutiefst Widersinniges an sich. Denn alles, was du tatsächlich realisiert hast, an kleinen Träumen verwirklichst, das kannst du überhaupt nicht mehr genießen. Alles wird falsch. Das war ja eigentlich damals eine richtige Entscheidung gewesen, MÄRZ nicht mehr zu machen. Aber dann habe ich, wider besseres Wissen und aus reiner ökonomischer Gewohnheit, bei 2001 und jetzt ein drittes Mal doch in etwa dieselbe Grütze gemacht.

Und da kommt nun so ein Junge wie Reemtsma, der das alles nicht nötig hat. Und der aber natürlich auch ein Hochstapler ist. Keine Farm in Brasilien, aber irgendeinen Traum muß der doch auch haben, wenn er sich mit so einer flüssigen Materie wie der Kultur beschäftigt. Wenn der diese Macke nicht hätte, dann würde er doch mit Aga Khan baden gehen. Oder sich eine Ziege auf Sardinien kaufen. Diese ganzen BUNTE-Dinger. Und das ist ja auch ganz schlüssig, was diese Leute da machen. Diese Vergeudung von Zeit, Geld, Koks, Kerosin und dies und das.

Gelebter Trivialmythos. Aber nein, das macht der nicht, dieses letzte Reis eines blöden Faschisten-Sprosses. Dem fällt nichts anderes ein, als in ein Grab zu springen, der ist doch erst so richtig aktiv geworden, als Arno schon tot war. Dagegen sind doch unsere Hochstapeleien wirklich noch lustig und abwechslungsreich. Da verliebste dich mal wieder. Und da gehste mal wieder in die Grütze. Und dies und das. Und was mir alles der Sparkassenfilialleiter von Hosenfeld jedesmal so erzählt. Wenn wir Geld wie Heu hätten, wir wären doch an der Wiese interessiert, wir würden doch an einem Prozeß teilnehmen wollen, der sich entwickelt. Und sei das auch nur im Gegensatz zu dem, was sonst so in der Gesellschaft abgeht. Und das geht zur Not auch ohne Geld.

Der stapelt doch nach hinten hoch. Regression. Ein Mäzen nach hinten. Einer, der die ökonomischen Möglichkeiten hat, der nimmt sich was, was schon da ist. Dabei verhält er sich aber nicht wie der

MÄRKLIN-Eisenbahn-Sammler, der geheime Sammler mit dem Sachsen-Dreier. Nein, er fängt an, Kulturpolitik zu machen mit seinem Kies, indem er in Boote springt, in Gräber hopst, ja so in dieses 2001-Greenpeace-Boot und den ganzen Muff. Kleine Verleger sich an Land ziehen, wie diesen Harfmann. Eine tolle Scharade, erzähl ich gleich. Er hat ja auch mal die kleine TWEN finanziert, geistert hier und da als graue Eminenz. Und läßt sie fallen wie heiße Kartoffeln, wenn sie nicht schnell genug zu pommes dauphinois gerinnen. Es könnte ja nun sein, daß der Interessen hat wie Hubert Burda, der ist mir dabei aber sogar noch sympathisch, wenn er in seiner dummen Illustrierten auftritt, mit seiner Kolumne »Frieden, Reagan, Eierkuchen«, jetzt drucken wir ein bißchen Annette von Droste-Hülshoff, und etwas Balzac mit Uschi Glas. Kann man nicht mal der Oma die BUNTE... Reemtsma, Schmemtsma, nun mal zu Arno Schmidt. Das ist ja wie der Fuchs mit den Trauben, was dieser Ortlepp erzählt, der ist angestellt beim SPIEGEL, und da kommt man ja an keine Trauben ran.
Diese ganze Gesellschaft, die sich da nach Bargfeld geschlichen hatte, als er noch lebte, hinter seinem Zaun wie Sepp Herberger, war ja nichts weiter als eine deutsche WM-Auswahl. Zwar sind nun alle, die Arno Schmidt lieben, ziemlich unsportlich, können keinen Fuß mehr vor den anderen setzen. Aber es sind doch alles Fußball-Fans. Man glaubt gar nicht, was in diesem Kulturbetrieb mit Fußball abgeht. STERN und SPIEGEL ist ja nun kein Kulturbetrieb, aber die Kultur-Redakteure sind eigentlich Sport-Redakteure, wie Karasek und Schultz-Gerstein. Halt, Karasek, das ist ja ein Fußballer, das ist doch der Bruder von Uwe Seeler, in jeder Diskussion und allem Kram. Man muß mal da angerufen haben in so einer Redaktion, wenn Länderspiel ist oder der HSV, dann sitzen sie alle bei Erna Grün, oder wie die jeweiligen dumpfen Kneipen heißen, dumpf vor der Glotze, wie die ganze Nation. Dieser sogenannte Mythos, dies Fußball-Spielen, ist ja nun Pest, Krebs und Dreck, das hat ja bis in die kleinsten Verästelungen die Beziehungen der Menschen, dieser Fußball ist der Katalysator für alles, was Scheiße ist. Lassen wir mal England und Italien beiseite. Jeder deutsche Mann, wichsmäßig, geiert sich einen auf Fußball. Ich hab das ja auch gemacht, mir Schienbein-Schützer gekauft, gerade als ich mein Pimpfen-Ding mit der HJ und den Seitengewehren mühsam mir aus dem Schädel geschoben hatte.
Karl May hatte ich endlich auch begriffen, was für ein widerlicher,

verkappter, blöder deutscher Proto-Faschist das war. Da kam nun dieser Arno Schmidt in den frühen Sechzigern angewackelt, mit seinem ekelhaften Blick, und diesen grauenhaften Augen und diesem schrecklichen Gesicht. Als der jung war, war er ja noch viel schrecklicher. Kommt der mit seiner Karl-May-Exegese, und daß diese ganzen komischen Appalachen Arschfalten sind, na ja nun, das brauchte der mir doch nicht zu erzählen, das haben wir ja gelebt als Kinder, was das für ein Wichs ist. Und kaum entwöhnt von diesen rennenden Menschen auf diesen Fußball-Feldern, plötzlich kommt auch das alles wieder so hochgeduckt. Da ist mir ein Typ wie der alte Stalinist und Getto-Kämpfer Reich-Ranicki doch noch lieber als so ein Gerstein, der mit langen Fingern sagt: »Jetzt ist Sportschau«. Und dann ist das nämlich die Sportschau so wie der Reichsparteitag. Schluß! Bei denen ist das nämlich noch rigider und bescheuerter als bei der Geburtstagsfeier der Frau des Liberos aus Hosenfeld, die wegen der Sportschau keinen Mucks sagen darf, nur Salzstangen servieren und leise Bierflaschen öffnen, während die Elf um den Fernseher sitzt. Ach was Salzstangen. Fischlis, zentnerweise Fischlis muß die für diese Typen kaufen. Diese ganze Fischli-Kultur. Fußball-Kultur. Weiß der Deubel, warum das gerade Fische sind. *Das* ist ein Mythos. Nicht Fußball. Gerstein und diese anderen Feuilleton-Kimmen, die sitzen ja nicht da in Stulpen und lassen sich mit Fischlis überschütten, nein, der holt seinen ganz langen Zeigefinger raus bei der Sportschau, verstehste, und macht einmal diese ex-cathedra-Bewegung, und sagt schon fast nichts mehr: »Sportschau, kein Thema«, alles schnurrt in sich zusammen, und dann nämlich hast du dich schon fast dran gewöhnt, und dann sagt doch kein Schwein mehr, geschweige denn seine Trulla, die dreht auf andere Weise durch: »Sag mal, haste se noch alle? Idiot. Geh doch in deine Kneipe, aber laß mich in Ruhe, du blöde Sau, mit deiner Sportschau!«

Nein. Das Ding ist da eingeführt, bei diesen Fußball-Intellektuellen, wie der Altar in der Ecke. Oder wie der Sabbat. Aber die sind wenigstens noch fröhlich dabei, die unterhalten sich bei ihrem Chanukka-Muff. Nichts. Da sitzen diese Typen. Giftig. Das wollte ich sagen. Das, was diese Jungs auf dem Land da, diese Fußballvereins-Leute betreiben, das ist zwar für die Mädels, für die Trikotwäscherinnen grauenhaft, wie die die Fußballschuhe von denen einfetten müssen, aber da kann man immer noch sagen, ob die nun diese Schuhe fetten oder

andere, mit denen die Typen zum Frühschoppen gehen, das ist doch egal. Oder ob sie nun ihr wahnsinniges Unkraut hacken müssen. Das ist dasselbe. Gut, man kann nur sagen, beneidenswert, wenn ein Mädchen sich davon abseilen kann, aus diesem Dorfmuff. Das hat nicht nur was mit Fußball zu tun. Aber dieser Gerstein, der ist ja kein Dörfler. Das ist einer, der intransigent nichts anderes tut als die Leute mit seinem Fußball und seinem Lotto zu terrorisieren. Der braucht gar nicht mehr zu sagen: ich habe eine Fußball-Macke. Ich bin einfach blöd. Ich sammel Märklin-Eisenbahnen. Oder ich steh auf doppelt gewachsene Mohrrüben. Oder lese nur die Bundesbahn-Kursbücher. Gar nichts. Das sind einfach Eskapisten. Aber keine fröhlichen. Diese Fußballer in Hosenfeld, die reden wenigstens noch darüber, wenn der Rummenigge wieder so eine Flanke. Aber diese Intellektuellen, die sehen das Ganze nur noch auf dem Laserstrahl, dumpf.

Die Fußball-Geschichte, die hat ja nun wirklich viel mit der Arno-Schmidt-Sache zu tun. Ich erinnere mich noch, als aufstrebender innovativer Jungbuchhändler. Da reiste so ein ausgemergelter, märtyrerhafter Typ durch die deutschen Lande und hieß Deschner. Baskenmütze. Hatte ein Buch geschrieben: ›Kitsch, Konvention und Kunst‹. Hieß vielleicht auch ganz anders. Und auch einen Roman: ›Die Nacht steht um mein Haus‹. Hat sich doch tatsächlich nicht entblödet, selbst einen Roman zu schreiben und zu sagen, jetzt ist aber Schluß mit der ganzen Leserei von dem ganzen anderen Zeug, jetzt wird nämlich Musil gelesen und Hans Henny Jahnn und Arno Schmidt. Und T. S. Eliot. Das war für uns Jungbuchhändler also das Stichwort. Es kommt nicht darauf an, ob Musil oder Arno Schmidt. Sondern darauf, wie man die Pakete verschnürt. All diese Kultur-Züge, die durchfahren, stehen immer in diesem Fußball-Zusammenhang. Alles Autismus. So wie die Leute vorm Fernseher sitzen. Dieser Deschner und andere, das sind alles Unbedingte, Missionare. Wie Savonarola düsen die durchs Land und sagen, ihr lest das Falsche. Und so kam bald auch die Karl-May-Kiste wieder. Karl May ist ja pure Fußball-Literatur. Das wird ja nun jeder einsehen. Das liegt aber nicht nur daran, weil man das in einem bestimmten Alter liest. Wie eine Pawlowsche Klingel hängt das zusammen. Karl May und das Onanieren. Obwohl es nicht direkt was miteinander zu tun hat, man wichst ja nicht auf Karl May. Karl May ist eine absolute Onanie-Klingel. Diese ganzen verklemmten Onanisten. Das kenne ich ja aus meiner Porno-Zeit. Nun Arno Schmidt. Zunächst

hat er ja mal ziemlich fertige Literatur abgeliefert, die aber mit der Zeit immer unfertiger wurde. Und seine Exegeten, die können ja gar nicht mehr lesen. Lesen, das ist ein anderer Vorgang als das, was die machen. Du kannst natürlich ein Staubscheißer sein und dich selber zum Zettelkasten machen. Oder dich in den Zettelkasten eines anderen versenken. Aber das ist ein anderer Vorgang als Lesen. Und Literatur. Natürlich kann ich das verstehen, wenn jemand immer weiter sich von, ich sage mal ganz plump: lesbarer Literatur entfernt und immer weiter in die Auflösung eindringt, das kann ich irgendwie verstehen, als Obsession. Nur wenn das dann nicht mehr privat ist, sondern messianisch wird. So wie ich auch verstehen kann, wenn jemand Fußball spielt, ganz privat. Da kann man sagen: ich bin ein Aficionado. Das ist eben mein Ding. Jetzt kommen aber die anderen, es gibt sie ja wirklich, diese Sinngeber-Gilde, die über ihre Macken Einfluß nehmen. Nicht kommunizieren wollen, mit anderen Menschen nichts zu tun haben wollen, aber gleichzeitig Druck auf sie ausüben damit. Das ist es. Das ist perfide. Und das ist diese Arno-Schmidt-Gemeinde. Fußball ist ja nun ein Massensport. Eigentlich könnten diese Intellektuellen sich ja mit den anderen Fußball-Fans verbunden fühlen. Aber absolut nicht. Da wollen sie nichts mit zu tun haben.

Sie benutzen etwas, was alle interessiert, zur Nicht-Kommunikation. Sie benutzen das katalysatorisch und machen damit die Masse nieder. Der absolut elitäre Wahn. Da passiert dann nämlich das, was Arno Schmidt mal dumpf blöde selber gesagt hat: »Es gibt nur 360 Kulturträger in Deutschland«. Und damit meinte er dann die Subskribenten seines ›Zettels Traum‹. Und das hat er auch genauso gemeint. Das hatte ja null Witz. Nur die, die mich lesen. Das, was mich liest. So muß es heißen. Menschen haben den doch überhaupt nicht interessiert. Natürlich doch.

Irgendwie. Als Spanner. Immer hat der ja ein Fernrohr gehabt. Wenn er hinter seinem hohen Zaun stand. Wieso stand der sonst immer hinterm Zaun mit einem Fernglas in der Hand? Deutscher James Joyce. Quatsch. Das ist doch ein strohtrockener miefiger Murks. ›Ulysses‹, den kann man lesen. In einem Rutsch. Arno Schmidt dagegen. Der ist eben das, was er auch gemacht hat: sich in den totalen Zettelkasten reingewühlt. Das ist natürlich eine schreckliche Vereinfachung, aber ich finde es in dieser Vereinfachung auch völlig in

Ordnung. Dann dieser Schmidt-Fan Wollschläger, dessen vielgerühmte ›Ulysses‹-Neu-Übersetzung. Vorher gab es die vielgeschmähte Übersetzung von Goyert ... wo jener Platz und dieser gar nicht Platz ist, sondern das linke Ei vom rechten Koch, verstehste. Aber es lebte doch. Dieser Wollschläger dagegen hat in 45jähriger Arbeit, mühsamer Recherche in Schmidtscher Manier, diesen ›Ulysses‹ zerstört. Hat alles bis in die letzte Arschfalte recherchiert. Arschfalte, das ist noch viel zu menschlich, bis in die letzten verstaubten Winkel einer Bedeutung hinein. Mit dieser Wollschläger-Übersetzung ist der ›Ulysses‹ für alle Zeiten in Deutschland erledigt. Das kann doch kein Schwein mehr lesen. Das ist ein grauenhaftes Buch geworden.
Im Empfangszimmer damals, im März-Verlag, das war ja ein offenes Haus, wo alle möglichen Leute kamen und gingen, hatten wir ›Zettels Traum‹ auf einem Pult ausliegen. Das war kein Buch mehr, sondern ein Apparat zum Totschlagen. Wenn du das hochhebst und jemandem auf den Kopf haust – Matsch, grüner Matsch. Ich kann es ja nicht ändern, den Witz kann ich mir nicht schenken, das Ding hatte einen grünen, dunkelgrünen Einband. Also zuerst noch Hochachtung vor diesem Wahnsinns-Apparat des FISCHER-Verlags. Aber dann, als hätte es einen Riß gegeben, tröpfelte da und dort der Schmidt durch. Da bei Schütte und dort bei Drews. Man merkte richtig, wie es sickerte. Plötzlich hatte man ein Bild davon, von dieser Szene in Bargfeld, und das kommt wohl nicht von ungefähr, weil es wahrscheinlich gar nicht so tröpfchenweise serviert wurde, sondern ganz massiv in allen möglichen Feuilletons aufgetischt wurde, und immer wieder. Diese ganze Schmidt-Kamarilla, diese Schüttes & Drews, ich belaß das mal bei denen. Wahrscheinlich ein gutes Drittel des Feuilletons. Inzwischen durch Mitläufer auf drei Viertel angelaufen. Und jetzt diese kleine ›Was lesen Sie gerade – und wie gefällt es Ihnen‹-Rubrik in KONKRET, Karin Reschke, hochinteressant, jetzt schon auf der Alice-in-Wonderland-Ebene, da ist das Ding schon angekommen. Nicht mehr der dolle Schmitz oder so, nein, da steht folgendes drin: *»Ich lese im Moment ›Brand's Heide‹ von Arno Schmidt. Den Schmidt habe ich durch Zufall wiederentdeckt.«* Er ist schon in den WGs eingeführt. *Der* Schmidt. Jetzt ist er schon so einer wie von der taz. *Den* Edgar Sciolti habe ich gerade wiederentdeckt. *»Vor Jahren habe ich ihn mal gelesen, aber nicht kapiert. Jetzt plötzlich meine ich, daß ich ihn verstehe.«* Jetzt plötzlich meine ich, daß ich ihn verstehe. Lüge. Nichts, gar nichts. So

eine verlogene Drecksau. Verstehen? Was soll das? *»... die spontanen Einfälle, die Ausflüge in die Phantasie, die Historie, und in alten Kinderbüchern. Ich glaube auch, den roten Faden zu finden.«* Merkste was? Jemand, der null mit dem Zeug anfangen kann: Ich glaube auch, den roten Faden zu finden. Quatsch. Fischli. Das ist kein Tröpfeln mehr, das ist der strömende Bach. Hochwasser. *»Es macht mir Freude zu verfolgen.«* Ist das nicht toll?

»Es macht mir Freude zu verfolgen, wie Schmidt auf der Suche nach einer Biographie von Fouqué ist.« Das ist ein Schmidt-Leser. *»Welche Widerstände sich ihm in den Weg stellen in der Nachkriegszeit«* – Trümmerfrau Reschke – *»wo man sich um andere Dinge kümmert als um Biographien verschollener Dichter. Er macht da politische Anspielungen.«* Das ist ja toll, was die schreibt. *»Die ihn in ein ganz anderes Licht stellen, als er jetzt in der Schmidt-Renaissance gesehen wird.«* Jetzt ist sie nämlich voll auf dem Ding. Da sieht man mal wirklich, was mit Sachen angerichtet werden kann. Und jetzt kommt wirklich Fee Zschocke: *»Außerdem mag ich inzwischen.«* Sie sagt: ich mag. Diese schlimmen Leute, die so zwischen Grün und FDP herumhampeln, die sagen: »Ich mag dich.« Das ist wirklich eines dieser ganz schlimmen Wörter, die in den letzten Jahren so dazwischengerutscht sind. Das findet man jetzt überall in den Manuskripten. Wenn ihnen gar nichts mehr einfällt, wenn sie ausgeseiert haben, dann kommt genau dieses Ding: ich mag.

Ende. Oder wenn wirklich jemand überhaupt nichts mit dir anfangen kann, dann sagt er: Macht nichts, ich mag dich. Also Frau Reschke sagt das nicht irgendwie zu ihrem Fittibumm in ihrer Kölsch-Kneipe oder wo sie wohnt, sondern: *»Außerdem mag ich inzwischen das Spielerische und Kauzige. Ich kann heute Arno Schmidt verschlingen wie ich mit fünfzehn, sechzehn Jahren«* – zzzzt – *»Karl May verschlungen habe.«* Da haben wir es. Wie in einer Nußschale. Alles. Da hast du Karins Traum. Und da muß man ihr noch dankbar für sein, daß die das auf so eine unglaublich rührende Weise rüberbringt. Und da soll man die gar nicht so niedermachen, verstehste, weil die, das ist überhaupt die erste Frau, die sich vorwagt auf dieses Wahnwitzfeld da. Jetzt hat also Arno Schmidt schon so Hochwasser, daß inzwischen solche Dinger angeschwemmt werden. Wo einem tatsächlich nichts anderes übrigbleibt, als diesen Zettelirren, diesen Spanner hinter seinem Ekelzaun, vor dieser Flut in Schutz zu nehmen, vor seinen Studenten. Bei

Schmidt war das nämlich anders als bei Linné, der jeder Blume, die ihm seine Adepten brachten, ihren Namen gab, bei Schmidt war das eine negative Hofhaltung. In der Heide einen Zaun zu bauen, das ist so geschmacklos wie der Typ eben auch war. In der Heide baut man keinen Zaun. Es gibt ja nun Leute, die essen eben nicht so gerne, aber

diese rigide Genußfeindlichkeit: dauernd die Maggi-Flaschen ansetzen und den billigsten Rumpelkorn. Die reinste Knastpsychose, immer Maggi, Nescafé und billigsten Rosinenfusel, genau das, was auch im Knast zirkuliert. Das hat bei dem doch nichts mit Geld zu tun gehabt. Im Knast gibt es eben keinen anderen Fusel, das sind ja ansonsten Jungs, die auch gerne mal in aller Freiheit den Dimple in sich reinschütten. Aber nun Arno Schmidt, der das ja gar nicht nötig hatte, wie in den Heimen für Schwererziehbare die armen Würstchen, die den ganzen Tag sich Maggi auf die Handrücken schütten und ablecken. Maggi, Fusel und Nescafé und gleichzeitig, als Geschmacksgipfel, Makkaroni mit Tomatensoße und geriebenem Schweizer Käse. Das kriegst du nämlich auch jeden Samstag im Knast. Wenn man diese ganze Sache mal so schivelbuschhaft betrachtet, dazu die bösen Augen von dem Schmidt, dieser böse Mund, und wie er sich mühsam auf ganz rigide Weise seinen Elias-Hofstaat geschaffen hat. Also wenn das die Beschäftigung mit Literatur nicht mit sich bringt, dann ist sie ja überhaupt nichts wert, wenn man sich dadurch nicht von diesem ganzen Scheiß löst, wenn man mit 60 immer noch Makkaroni frißt, dann ist doch auf die ganze Literatur geschissen. Aber diese Hofberichterstatter nun, das kommt dann dabei raus, die erklären dir jetzt, daß Adolf Hitler ja auch nur eine schwere Jugend hatte. Kurz hinter Linz. Und dieser grauenhafte Vater. Wenn dieser Schmidt wenigstens noch so eine Makkaroni-Fresser- und Maggi-Lecker-Gemeinde hätte. Nein, da geht es aber voll ab in den Zwei-Sterne-Lokalen, und nebenbei die Zettelkasten-Wühler, ein bißchen Bücherwurm, ein bißchen Mackenkopf, ein bißchen in den Akten rumstöbern und sonst nichts zu tun haben mit der ganzen Menschheit. Nichts gegen Sonderlinge, die vielleicht ganz liebenswert sind, wenn man sie besucht. Eckermann hatte wenigstens noch Vögel. Aber der, der hatte doch nur seine Alice und sein Fernrohr und sein Maggi. Ich behaupte, dessen Sozialisationsgeschichte wird nicht ohne Grund erzählt, weil natürlich jeder auch irgendein schlechtes Gewissen hat, gerade wenn er sich gerne mal eine abgebrühte Hummerzehe reinzieht. Obwohl, man weiß es ja nicht, vielleicht kann der Schütte keinen Spargel von einer Schwarzwurzel unterscheiden. Kann ja sein. Da schließt sich also eine Reihe von mediokren Kritikern zu einer Art Loge zusammen, über etwas anscheinend sehr Kompliziertem, nur den wenigsten verständlich, wie das eben die Art von Logen ist, und wo man einen Meister braucht,

und je kryptischer und komplizierter der dann ist, für das allgemeine Pack, desto besser ist das für die Adepten. Und das hat Arno Schmidt denen ja gelassen, das sind nicht einfach Adepten, die beim Wort des Meisters zu kuschen haben, sondern denen war es unbenommen, ihren Seich und Sermon abzusondern und in Form eines immer breiter werdenden Stromes, wie sich das dann tatsächlich äußert bei Frau Reschke.

Wie der hofhält, diese Jünger schicken tatsächlich dorfinterne Telegramme und sind froh, wenn er zwar nicht vorläßt, aber wenigstens die Frau durch die Nachbarin, die Kolonialwarenhändlerin, ausrichten läßt, er läßt nicht vor. Das wäre ja das furchtbarste gewesen für diese Bargfelder Exegetengruppe, wenn der empfangen hätte. Da wäre ja der Mythos kaputtgegangen. *Die* brauchten doch diesen Maschendraht. Den Schmidt halte ich ja noch für einen, wenn du jahrelang Makkaroni frißt, freiwillig, und Zettel machst, willst du wahrscheinlich wirklich nichts mehr mit den Leuten zu tun haben, aber sehr wahrscheinlich hat der das alles äußerst sensibel mit seinem kleinen Fernrohr wahrgenommen, was mit seinem Nachruhm denn da geschieht. Sieh mal, wenn im Gasthaus deines Dorfes so eine komische Ansammlung von Leuten sich einnistet, die deine schriftlichen Gedanken dechiffrieren wollen, dann würdest du doch dem Wirt sagen, entweder schick die zum Teufel, oder ich bestelle keinen Apfelsaft oder kein Bier mehr bei dir. Wenn dir das auf den Geist geht. So einfach ist das doch. Wenn du in Ruhe gelassen werden willst, dann brauchst du keinen Zaun um dein Grundstück zu bauen. So ein Zaun, der schafft doch erst diese gewisse Attraktivität. Egal.

Es gab offensichtlich da Leute, die, ohne von dem gerufen zu werden, sich in das Kaff setzten und anfingen, dem fast auf Tuchfühlung zu huldigen. Das ist fast so, als wäre in Bargfeld irgendeine Wunderquelle plötzlich entsprungen. Als die anfingen, wurden sie natürlich noch ein wenig belächelt, da das aber schon so eine Fraktion im Kulturbetrieb war, also Leute, die in bestimmten Medien rumsaßen, wie dieser Herr Ortlepp beispielsweise, vom SPIEGEL, Herr Drews von der SÜDDEUTSCHEN, Schütte RUNDSCHAU, bißchen ZEIT und bißchen dit und dat und sonstwelches Gewusel, da muß das ja auch schon wohlwollend gewesen sein, denn es ist ja nur über diese Medien rübergekommen. Trotzdem gab es so etwas wie ein irritiertes Belächeln zu Anfang, als sie anfingen, vor des Meisters Türschwelle zu hocken.

Man muß sich mal wirklich überlegen, was in der Psyche solcher Leute abging, als die um diese grauenhafte Hütte rumschlichen. Wenn die noch der Beuys gebaut hätte, irgendsoeine Fettecke in die Heide gesetzt, so ein Grauenhaus, als Mahnmal von Abschreckung. Was dann aber auch wieder weggerollt werden kann, irgendwie nach Philadelphia auf die nächste Kunstausstellung – so ein Stück Heide mit dem ekelhaften Haus und drei Blautannen, Krüppelkiefern, oder was der sonst da angepflanzt hat. Und dieser Zaun. So ganz simpel muß man das sehen. Trotz des Zauns hat der in einer Weise abgestrahlt, in diesen Bewußtseinsstrom, mit seinem toten Werk signalisiert, daß er nicht in Ruhe gelassen werden will. In diesem entsetzlichen Heide-Environment dort, mit der Frau, die dieses Polizistenkind anhimmelt und sagt: *»Ach Arno, vier Sätze von dir...«* Nach einer furchtbaren Nacht voller Schnaps und Herzanfällen ... So kommt das doch rüber. Und dann fährst du dieses ganze Ding nach Philadelphia oder ins Centre Pompidou, vielleicht noch mit so einer Claes-Oldenburg-Figur, so einem Androidenkopf davor, den man nachgebaut hat. Aber für so etwas braucht man natürlich auch die ganze Personnage. Wenn man das gemacht hätte als ein großes Trompe d'Oeil dieses Kulturbetriebs. Wie man dem Bär in der Fabel den Honig hinlegt. Dann hätte das noch irgendwie einen Sinn. Aber tatsächlich läuft es andersherum. Der hat das Ding wirklich da in die Heide gebaut, mit seinen Blautannen, und hat wirklich mit seinen Zettelkästen rumgesessen und seinen Blechregalen, und da ist wirklich diese Frau als Foerster-Nietzsche. Und tatsächlich hat diese ganze Bargfeld-Kiste so mühsam sektenmäßig sich aufgebaut. Und ist tatsächlich das, was heute durch die Feuilletons geistert, und zwar in einer so massiven Art, daß jetzt irgendsoeine PFLASTERSTRAND-Trulla sagt: *»Arno Schmidt ist vielleicht objektiv gut.«* Das ist doch wirklich, wenn überhaupt, das Kulturereignis. Und dann die Epigonen, dieses Bamberger Krallentier Wollschläger. Bei Schmidt kann man ja noch sagen, der ist versaut, hat sich selber versaut, Klappe zu, Affe tot, interessiert mich nicht. Der Typ, der so aussieht, von dem will ich kein Buch lesen. Klatsch, Päng. Aber jetzt kommt von hinten da einer mit seinen ›Herzgewächsen‹ angewackelt. Und was macht dieser Schütte, frech und hemmungslos salbadert der sich da in einer unglaublichen Weise über diesen Wollschläger aus. Das Verrückte daran ist, daß diese Heide-Fettecke jetzt ganz oben schwimmt.

Jetzt müssen wir das Ei noch mal drehen, diesen ganzen Fake. 2001, die haben jahrelang die ARNO-SCHMIDT-BIBLIOTHEK verkauft, also Bücher, die Schmidt mal empfohlen hat. Seine Lieblingsbücher. Mit sehr mäßigem Erfolg haben sie die herausgegeben, aber immer weitergemacht. Einbände von Greno, individuelle Farbverläufe, jeder Umschlag von Hand im Keller hergestellt, selbst die türkischen Hilfskräfte verweigerten wegen der Nitro-Dämpfe dabei die Arbeit. Wir nähern uns dem Epizentrum. Jetzt kommt gleich die ganze Verschwörungskiste. Meine beiden Lieblingsfiguren in der deutschen Literatur: Reinecke und Beitlich. Plisch und Plum, die hatten ja schon immer was mit Arno Schmidt im Sinn. Mit der inzwischen ja richtigen Erkenntnis, daß daraus doch mal was wird. In ihrem Sinne.
Also Reinecke hat zusammen mit Greno jahrelang diese Kleckerkiste gemacht mit den Umschlägen der Arno-Schmidt-Bibliothek. Und dann auch schon mal so einen kleinen Sonderdruck von Fischer. Und dit und dat. Und jetzt kriegt dieses Ding plötzlich den Wahnsinns-Effet. Mit dem Tod. Wer tritt da plötzlich auf den Plan? Das wußten wir ja alles gar nicht. Moment, ich muß jetzt mal chronologisch vorgehen. 1981 hör ich, daß der Cheflektor des DIOGENES-Verlags, Herr Haftmann, ein Buch von Uve Schmidt abgelehnt hat, er fand es zwar gut, aber meinte, er könne es im Verlag nicht durchsetzen. Keel, der Verleger, wolle es nicht. Ein halbes Jahr später erzählt Uve Schmidt, der Halfman wolle sich selbständig machen und sein Buch im eigenen Verlag rausbringen. Haffmann, das ist Wumm, der Schwiegersohn von Loriot, er hat als Ankündigung verlauten lassen: Literatur, neu, individualistisch, subjektiv das Beste ... Das hat der Buchhandel schon mal gern gehört. Aber dann als nächste Drohung kam ein merkwürdiger Satz von ihm: Wir sehen ja an dem Phänomen 2001, wie Literatur verkauft werden kann. Der benutzte Buhmann 2001, diese angestauten Erfolgsziffern, Zahlen, die der Buchhandel nie verkaufen könnte, die verwendete dieser Haßmann jetzt, um ihnen sein kleines ausgewähltes Programm reinzudrücken. Darunter zwei 2001-Autoren, Gernhardt und Henscheid, die 2001 den Leuten jahrelang mit dem Holzhammer eingebleut hatte. Es sah so aus, als ob – MÄRZ weg von 2001, Nettelbecks weg, Wondratschek so wackelpuddingmäßig erst zu Heyne und dann wieder zurück, und jetzt auch noch zwei Star-Autoren weg, hab ich mir gedacht, jetzt hauen sie alle ab. Und die scheinen wirklich irgendwie in der Grütze zu sein, ich hatte doch

dieses ewige Stöhnen bei 2001 noch im Ohr – großes Frühjahrsloch, Sommerloch, Herbstloch undsoweiter. Und da ging eine Krisensitzung nach der anderen ab, und meine Schimmelpfennig-Kredit-Auskunft hatte ergeben: fünf Millionen Passiva, fünf Millionen Außenstände. Aber das letztere konnte überhaupt nicht möglich sein, in einem Versandbuchhandel mit Nachnahme gibt es keine Außenstände. Und ich immer: die sind doch pleite. Und der gute Rechtsanwalt Keller immer: nein, das dürfen Sie nicht sagen. Die haben Geld genug. Mehr sagte er nicht. Zu der Zeit hatten die gerade bei 2001 eine Gesellschaftsveränderung protokolliert, Platten-Müller war plötzlich als Geschäftsführer eingetreten. Hab ich gedacht, der Typ hat jahrelang seine riesigen Tantiemen eingestrichen, seine Boni kassiert, und jetzt hat er dem notleidenden Unternehmen ein paar Millionen reingeschossen, der schwimmt nämlich im Geld, hat mir der Reinecke immer erzählt. Dieser Müller war so geizig, der hat immer weiter seinen Golf gefahren, wohnte mit seiner Frau in einem Ein-Zimmer-Appartement und fraß immer noch allen Leuten die Kekse weg im Betrieb. Na gut, manchmal hat er einen spanischen Brandy spendiert. Um diese Zeit war auch die Haffmansche Verlagsgründung. Und dieser Keel, sein früherer Chef, war auch noch so freundlich und stellt dem seine Vertreter zur Verfügung. Inzwischen ist mir natürlich klar, daß Keel ein Fuchs ist. Jetzt im nachhinein stellt sich Haffmans als der ehemalige tolle Cheflektor dar. Der Keel ist übrigens gut mit dem Reinecke von 2001 befreundet. Ich bin sicher, daß Keel froh war, daß er endlich diesen Schwiegersohn von Loriot aus seinem Verlag raus hatte. Ein Jahr später hat er das restliche Haffmans-Lektorat rausgeschmissen. Angeblich, weil Haffmans die aufgestachelt hatte. Auf jeden Fall, Haffmans ist gestartet mit Uve Schmidt, Gernhardt, Henscheid und Wollschläger, diesem Arno-Schmidt-Preisträger. Und der Buchhandel ist eingestiegen wie verrückt. Anfang des Jahres geisterte durch die Branchenblätter: Arno-Schmidt-Preis, und Reemtsma ist der Mäzen der Arno-Schmidt-Gesellschaft. So burdamäßig. In Celle, bei Bargfeld, war Wollschläger dann der erste Preisträger. Und zur gleichen Zeit gab es das Ondit: Reemtsma hat 2001 gekauft. Das hat Reinecke sofort dementiert. Da stand: »Alles Quatsch. Ich kenne Herrn Reemtsma gar nicht.« Und da sag ich zunächst mal: das ist schon merkwürdig, wenn der neben Hartmut Schulz wohnt und mit dem befreundet ist. Schulz, das ist der Junge, der bei KONKRET die Kultur

gemacht hatte, dann, mit 500000 Mark von Mäzen Reemtsma, die TWEN in den Sand gesetzt hat, und jetzt wieder KONKRET-Kultur macht, nämlich die ›Was-lesen-Sie-gerade-und-wie-gefällt-es-Ihnen‹-Spalte, in der Frau Reschke über Arno Schmidt abproben darf. Also, es ist mindestens unwahrscheinlich, daß sich Reinecke und Reemtsma nicht mal begegnet sind. Was aber interessanter ist: als die juristische Auseinandersetzung zwischen 2001 und MÄRZ einen bestimmten Drive bekam, ließ sich 2001 plötzlich nicht mehr von dem berühmten Stuttgarter Urheberrechtsanwalt Professor Sieger vertreten, sondern von dem Hamburger Anwalt Kersten. Und das ist nun wieder der Anwalt von Reemtsma, der jetzt die Arno-Schmidt-Kiste gegen den FISCHER-Verlag betreibt. Und dazu noch dieses ROGNER & BERNHARDT-Programm jetzt bei 2001, nicht wie bei MÄRZ höchstens zehn Titel im Jahr, sondern 36 Titel, die sie herstellen müssen, bezahlen. Und man wußte ja schon, daß Reemtsma nicht nur die Arno-Schmidt-Gesellschaft und den Preis an Wollschläger und die 320000 Mark Nobelpreis-Ersatz an Arno Schmidt, sondern daß er sich massiv um das Erbe bemühte, und dann kam dieser Knall, diese Klage gegen den FISCHER-Verlag, unter fadenscheinigsten Begründungen übrigens. Wenn man vom Verlagsgeschäft eine Ahnung hat, dann muß man sagen: es ist absurd, was drinsteht. Geringfügige Abrechnungsfehler, einen Autor nicht darüber verständigt, daß Taschenbuch-Ausgaben erschienen sind. Da lebte Arno ja noch, er hätte nur einen Ton zu sagen brauchen, dann wären seine Bücher nicht als Taschenbuch erschienen. Wie immer abgeschlossen dieser Schmidt hinter seinem Gartenzaun lebte, er war bestimmt keiner, der nicht wußte, was mit seinem Werk abgeht. Und der Holzbrinck – die Schoeller, die den FISCHER-Verlag macht, ist ja seine Tochter, der wird sich das nicht bieten lassen, da werden die mit baden gehen, wenn die nicht mehr gefunden haben als diese vagen Fitti-Sachen. Auf alle Fälle, jetzt erscheint das nachgelassene Buch von Arno Schmidt ›Julia‹ bei Haffmans. Dieser Schwiegersohn von Loriot hat doch immer behauptet, er habe eine Wiese in der Schweiz verkauft, um seinen Verlag zu gründen. Und veröffentlicht dann doch ein hochpreisiges, kompliziert herzustellendes Werk. Nun könnte man sagen, also gut, Reemtsma hat sich eben diesen neuen literarischen Verlag ausgesucht dafür. Aber dieser Haffmans hat auch von Anfang an erklärt, wie wichtig diese alternativen Versandwege, wie sie 2001 erfolgreich betreibt, für den

Literaturbetrieb sind, und er will jetzt Analoges für den Buchhandel versuchen. Wie auch immer die Kiste zwischen Haffmans, Reinecke, Keel und so gelaufen ist, der Keel wollte listig seinen Haffmans, diesen versoffenen Schwiegersohn, los sein und mußte den wegloben, damit er nicht seinen Star-Autor Loriot dabei verliert. Also muß er diesen Ekelprotz stützen, der nichts Besseres zu tun hatte als Keel, der ihm alle Brücken baute, seine Vertriebs- und Vertreter-Organisation, das ist eine der stärksten in der Bundesrepublik, und das ist für den Buchhandel so wichtig wie für den Schraubenfabrikanten die Muttern. Irgendwie. Das mußt du dir mal vorstellen, da geht einer raus unter Absingen schmutziger Lieder aus einem DIOGENES-Verlag, und der Verleger schmeißt ihm seine Vertriebsorganisation noch hinterher, läßt sich noch ein paar Autoren, wie zum Beispiel Herzgewächs Wollschläger, wegnehmen und ist unter Abkichern all seiner Schweizer Hymnen noch froh, daß er den Wichs nicht machen muß. Also, unabhängig jetzt von Inhalt und Klauenfingrigkeit von dem ganzen Wollschläger- und Schmidt-Kral, weil der nämlich einen Partner hat, der wirklich Metallhändler ist, mußt dir vorstellen, so ein Schweizer, der einen Verlag macht und erfolgreich ist, und der einen Industriekompagnon hat, dem trau ich wirklich jede Schandtat zu, und diese letzte ist ja wirklich eine Meisterleistung an Schweizer Diplomatie. Der hat nämlich seinen Lektor noch ins Messer laufen lassen. Haffmans Bücher sind hoch bestellt worden vom Buchhandel, mit diesem ganzen Neue-Literatur- und Verlags-Appeal. So ähnlich wie Wagenbach auch gestartet ist, mit der ganzen Silberstrümpfigkeit der Buchhändlerinnen. Aber die Bücher liegen wie Blei im Sortiment. Verkaufen sich nicht. Mir ist inzwischen klar, Haffmans ist nichts weiter als das, was 2001 nicht darf, um seinen Laden nicht kaputtzumachen, die müssen weiterhin Versender bleiben, Billigpreiser, die großen Preisbrecher, Zweite-Kultur-Laden.

Nach dem finanziellen Desaster bei ihnen ist Reemtsma mit seiner Kohle da eingestiegen, der Laden gehört ihm jetzt de facto, weiß der Deubel, natürlich hat Herr Treumann seine Anteile noch und Herr Müller und Herr Reinecke. Und im übrigen, was Herrn Reinecke angeht, der ja nun Herr Kroth heißt, weil er den Namen seiner neuen Frau angenommen hat, und der seinen Ton im MERKHEFT geändert hat, ist nicht mehr der flapsige Szene-Ton, und der ›Guten-Tag‹-Brief mit ›Ihr Lutz Reinecke‹, das ist in eine ›Hausmitteilung‹ geändert

worden, das hat zwei Funktionen: erstens eine private, weil er zu feige ist, wenn er sich schon umbenennt auf den Namen seiner Frau, er als Medienfigur, und jetzt nicht mehr Lutz Reinecke ist, sondern Lutz Kroth heißt, das auch drunter zu schreiben unter seine Wichsbriefe; und zweitens, auf dieses Desaster zu reagieren, indem man den Ton langsam ändert. Man kann an diesem MERKHEFT immer absehen, was denn nun seine wirklichen Interessen oder Bedürfnisse jeweils sind. Also eine Weile war das die Gartenzwerg-Angst mit diesem Grünkram und den Seymour-Schäufelchen und kleinen Atompilzen im Vorgarten und Solar-Quark und GLOBAL. Au Mann, wie der das Ding eingeschätzt hat, als es noch nicht das große GLOBAL-Ding war, nämlich zitternd und zagend. Aber dann kommt ja immer die Erkenntnis mit dem Erfolg des Buchs. In dem neuesten MERKHEFT sind wieder zwei kleine neue Fluchten drin. So wie der das auch immer sagt: ich lese und verkaufe nur das, was mich selber interessiert und was meine Sache ist. Wie lebt man in Australien? Und wie in Kanada? Und wie gut es da abgeht. Das ist klar. Das haben die abgehakt, deswegen kann man es ja auch weiterverkaufen. Weiß der Deubel, Hongkong, kleine Wäschereikette. Oder irgendwat. Absetzbewegung. Hier Reemtsma, das war ja keine mäzenatische Geste von dem mit 2001, notleidendes Unternehmen und hier Parka-Kultur muß gerettet werden. Nein, da wird ja Einfluß genommen. Ganz einfach. 2001 ist ja auch immer noch ein wirkungsvolles Medium.

Also was macht man? Man läßt langsam die Inhaltsmacher, die Namensmacher auslaufen. Das ändert sich also langsam, das ist nicht mehr ›Ihr Lutz Reinecke‹, sondern das ist die ›Hausmitteilung‹. Wenn man wie so jemand wie der Reemtsma den Laden übernimmt, dann muß man doch verlangen, daß der Inhaltsmacher zwei oder drei Jahre da mindestens noch weiterwurschtelt. Ist doch klar. Oder andersherum: stell dir vor, Lutz Reinecke würde sich hinstellen und sagen: Ich habe jetzt keine Lust mehr, ich gehe nach Timbuktu. Das wäre doch das Ende für 2001. Das ganze Ding ist doch auf die große Wir-Kiste hin gemacht. Wahrscheinlich haben sie das mit dem Platten-Müller als Geschäftsführer nur deswegen so hingedreht, damit Herr Reemtsma nicht die volle Majorität bekommt. Aber egal. Das ist dem Reemtsma doch wurscht, das hat der noch vorher durchleuchten lassen, der Müller ist ne Nulpe, und der Treumann, den werden sie irgendwann

auf einen goldenen Thron setzen, so wie in einer israelischen Gewerkschaft.
Gut, ich gehe davon aus, daß dieser HAFFMANS-Verlag auch Herrn Reemtsma gehört. Und daß der Junge in seiner alkoholischen Blödheit, und in seiner Mischung von Mißvergnügen, daß er nicht wirklich der tolle Verleger ist, der er sein wollte, und schon wieder den neuen Keel an seiner Gurgel hat, der da auf dem knochentrockenen Sumpf dumpf von dem Schmidt inmitten seiner Eisenregale mit der Alice rummacht, daß der also jetzt durchdreht und jetzt ganz wüste Sachen macht, den Buchhandel nicht nur bedroht, sondern absolut abscheißt. Da ist folgendes passiert: hat doch der Haffmans mit seinem ›Julia‹-Buch zu seiner Auslieferung sich hingesetzt, das sind auch Buch-Großhändler, die ja auch Bestellungen gesammelt hatten, von allen Schmidt-Fans, die inzwischen eine große Gemeinde geworden sind, also Reschkes und Peschkes und der ganze Muff, der da plötzlich so zusammenschnurrt, ein breiter Strom ist das jetzt, jetzt will jeder Arno Schmidt haben. Der ist objektiv gut. So geht das ab. Zack. Kann ja kosten was will. Da ist folgendes passiert. Diese Barsortimenter, die man überhaupt nie verärgern darf, weil, die haben eine Elefantenseele, die vergessen nie was, die machen alles und bestellen und tun, aber wenn du die einmal im Leben gekränkt hast, die sind nicht so, daß sie dich boykottieren oder irgendwas, aber wenn sie dir was am Zeug flicken können, und das können die. Ein Drittel des Umsatzes geht über die. Was der aber nun gemacht hat, dieser Haffmans, das ist so etwas Konträres, das kann nur jemand machen, der völlig durchgeknallt ist oder größenwahnsinnig oder verzweifelt. Das kann nichts mit der Schweizer Almwiese zu tun haben oder daß Loriot 500 000 Fränkli hingeschüttet hat. Nee nee. Der hat sich also zu diesen Buchgroßhändlern hingesetzt und hat diese ganzen Vorbestellungen auf die ›Julia‹, limitierte Auflage, die, wie es auch angekündigt war, in der Reihenfolge des Bestelleingangs ausgeliefert werden sollte, hat der sich doch hingesetzt, ist da hingefahren zu diesen Barsortimentern, was völlig unüblich schon mal ist, und hat einfach bestimmte Buchhändler ausgeschlossen. Also die kriegen das Buch und die und die und die nicht. Und. Hat noch was Tolleres gemacht. 14 Tage vor Auslieferung im Buchhandel hat er ›Julia‹ von 2001 anbieten lassen. Der Auslieferungstermin ist also genau so gelegt worden, daß 14 Tage vorher 2001 mit seinem neuen MERKHEFT rauskommen konnte, um

das Buch im Versand anzubieten. Ein genaues Timing, denn deren Heft hat ja einen Zwei-Monats-Turnus. Daraufhin haben sich die Buchhändler wahnsinnig entsetzt, weil die Arno-Schmidt-Fans, weil die nicht einen Tag, nicht eine Stunde warten können, wenn das Ding zu haben ist, das letzte Werk in den Händen zu halten. Die sind also hemmungslos in diese 2001-Läden gerannt und haben sich ›Julia‹ gegrapscht. Daraufhin haben sich einige Buchhändler bei Haffmans beschwert. Ganz normal. Sagen Sie mal, wie kommt denn das, wir haben die und die Kunden für dieses Buch. Und die sind gekommen, sie hätten sich das Buch jetzt schon bei 2001 besorgt. Haffmans hat den Buchhändlern daraufhin pampige Briefe zurückgeschrieben. Das müssen Sie mir schon überlassen, an wen ich zuerst liefere und an wen nicht... Und so etwas von einem Verleger, der mit diesem ganzen Goodwill im Buchhandel eingestiegen ist, mit diesem ganze Neue-Aura-Muff, das ist ein so ungewöhnliches Verfahren, also so verrückt, kann man dazu nur so ganz von unten sagen, das ist Kamikaze. Das ist Ende. Und nicht nur für die Buchgroßhändler. Da hat ein Buchhändler dem zurückgeschrieben: Ja, Herr Haffmans, da muß ich Ihnen sagen, da muß ich auf Ihr ganzes Programm verzichten. Klack. Und der hat dann noch seine anderen Buchhändler-Kollegen angerufen und denen das erzählt, und die verzichten auch auf sein Programm. Das ist nun Münster. Und wie ich den Buchhandel kenne, bedeutet das Exit. Wenn es nun stimmt, daß die sich diesen Haffmans aufgebaut haben als geheime Buchhandels-Organisation, das können sie ja selber nicht machen, damit wäre ja der 2001-Nimbus kaputt, und daß dieser Haffmans in seinem Zwiespalt von Verleger, der er sein will, und möglicherweise noch dazu völlig naiv, das alles gar nicht begriffen hat, was da mit ihm gemacht wird, und in seiner Verlags-Hybris, er sagt ja übrigens auch dauernd, dann gehe ich eben zu 2001 mit meiner Produktion, gleichzeitig aber dieser Reinecke, darauf angesprochen, entsetzt erklärt: Nein, wir wollen Haffmans überhaupt nicht haben. Das einem Typen, der seit zwei Jahren wie der alte Cato dauernd wiederholt: im übrigen sage ich euch, daß wir im Buchhandel das tun müssen, was 2001 tut, da kann doch wirklich jemand nur Vollrohr zwischen die Schienen geraten sein. Aber wenn schon ›Julia‹ bei Haffmans, warum dann dieses Schmidt-Ding auch noch bei 2001? Da kommt dann einfach Sand ins Getriebe, da ist plötzlich so ein Typ wie der Reinecke gierig genug, weil er ja immer noch da sitzt, dann doch

der Erste sein zu wollen, mit seinem ganzen Belphegor-Mist, Arno-Schmidt-Syndrom, und so ein Greenhorn wie der junge Reemtsma ist einfach nicht clever genug, weil er natürlich keine Ahnung von der Branche hat, einfach denkt, was das Wahrscheinlichste ist: Wir können uns alles erlauben. Da ist eine langfristige Konzeption in Verwirrung geraten. Und Reemtsma als Überflieger, der sitzt da doch nicht richtig rum und macht sich ernsthaft Gedanken über diesen kleinen Konzern, den er sich an Land gezogen hat. Der hat sich zwei Sub-Unternehmer gekauft, und die konkurrieren in einer bestimmten Weise miteinander. Der Keel übrigens, mit seiner Listigkeit, der hat das alles genau getickt, was da abgeht. Das ist natürlich insgesamt eine wirklich traurige Form von Engagement für so einen Mäzen wie Reemtsma.
Möglich ist natürlich auch daß diese ganzen TWEN- und HAFFMANS-Typen den ganz einfach erfunden haben, daß es den gar nicht gibt, oder daß der – wie der Oetker – durch Stromstöße schon völlig paralysiert irgendwo in so einer Holzkiste vor sich hingammelt. Alle suchen fieberhaft nach der Kiste, weil sie natürlich so nicht an dessen Kohle rankommen. Nein. Aber wie kann denn so etwas passieren, daß das bei der Schlußkonferenz des SPIEGELs durchgeht, so eine widerliche Hofberichterstattung, so eine Art von mieser Liebedienerei: »Auf dem harten Stuhl des Meisters sitzt jetzt der junge Herr Reemtsma«. Mit einem leicht mokanten Unterton wird das geschrieben, aber das Mokante daran kann man gleich vergessen, weil man weiß, daß der sich vorher dafür entschuldigt hat, daß er das so schreiben müßte für den SPIEGEL; er soll mal weinend und halbnackt aus dem SPIEGEL-Aufzug rausgekommen sein, vielleicht nach einer ausgiebigen Arno-Schmidt-Lektüre, das gefiele mir besser als seine Berichte darüber. Jedenfalls ist er jetzt der einzige in der Firma, der das Recht hat, das SPIEGEL-Haus nicht mehr zu betreten. Er ist jetzt Freigänger dort.

Gegendarstellung

Unrichtig ist die Behauptung, Gerd Haffmans sei ›Wumm‹... gez. Rechtsanwälte Römer/Thumm *(taz, 23. 6. 1983)*

Denkmalschutz 1

Im Prozeß gegen den ›Zigarettenkönig‹ Philipp Reemtsma sagte der Angeklagte am Freitag über eine Unterredung aus, die er 1932 mit Hitler und Heß hatte. Der Erfolg sei die Aufhebung der Inseratensperre gewesen, die ihm damals von der NS-Presse auferlegt worden war. Am Montag wurden im weiteren Verlauf der Beweisaufnahme Reemtsma Bestechungsversuche vorgeworfen. So soll er nach dieser Unterredung mit Göring dem kommunistischen Schriftsteller Tetens, der in der ›Weltbühne‹ das Geschäftsgebaren des Angeklagten angriff, eine Million Mark geboten haben, wenn er ins Ausland ginge. Weiter soll der Angeklagte verschiedenen Zeitungen, die über Material gegen ihn verfügten, Geldbeträge von mehreren tausend Mark gezahlt haben. Ferner warf die Anklage Reemtsma vor, die Zigarettenfabrik Batschari mit einer Steuerschuld von 7,5 Millionen Mark durch unlautere Geschäftsgebaren in seinen Besitz gebracht zu haben. Der Wirtschaftsprüfer Dr. Schulte, der die Interessen dieser Firma vertrat, soll ebenfalls von Reemtsma ›gekauft‹ worden sein und ihm die Übernahme der Batschari ermöglicht haben. Der Gerichtspräsident hielt dem Angeklagten vor, daß er dem ehemaligen ›Reichsjugendführer‹ Schirach ein Flugzeug geschenkt habe, dessen Wert mit 30000 Mark angegeben ist. Diese Summe soll Reemtsma unter dem Konto ›Denkmalschutz‹ verbucht haben. *(Frankfurter Rundschau, 1. 6. 1948)*

Denkmalschutz 2

Die Stiftung muß nun die begonnene Arbeit an der Edition des schriftstellerischen Nachlasses Arno Schmidts ohne sie fortsetzen; sie wird dies in ihrem Geiste tun. In gleichem Sinne wird sie die ihr übertragene Aufgabe der Erhaltung und Pflege des Bargfelder Hauses und Grundstückes wahrnehmen. *(Jan Philipp Reemtsma, im Oktober 1983)*

Trio Infernal

Man ist zunächst versucht zu sagen: Lassen wir ihnen die Freude! Aber der Spaß hört da auf, wo ein eitler Schaumschläger das Werk Schmidts nicht nur zur Selbstdarstellung mißbraucht, sondern geradezu pervertiert. Von Hans Wollschläger muß geredet werden. Seit ihm das Glück widerfahren ist, von Schmidt ein paar wohlwollende Worte zu hören, seit er mit Schmidt zusammen Poe ins Deutsche übersetzen durfte (und es war gar keine Meisterleistung, verglichen mit den Texten seines Mitübersetzers), rankt er sich an seinem Mentor empor wie nur je eine parasitäre Kletterpflanze am Baum; und um den Vergleich zu Ende zu führen: heute ist er der Hexenbesen am gefällten Stamm. Aus ganz unerfindlichen Gründen hat eine kurz zuvor gegründete Arno-Schmidt-Stiftung, die aus Schmidts Witwe Alice und dem Zigarettenprinzen Reemtsma besteht, Wollschläger im Januar 1982 ihren neugeschaffenen hochdotierten Preis verliehen. Das war willkommener Anlaß für den Preisträger, eine Rede zu halten, die aus einer Aneinanderreihung reaktionärer Sprüche bestand, gespreizt und aufgebläht und mit dem Ziel, die Schmidt-Leser einzuschüchtern. Hochabsichtsvoll beleidigend bedauerte er, daß die ›Gemein- und Gesellschaft‹, der ›Jedermann‹, also das arbeitende Volk, ›nach ihm greifen‹ könnte, nach dem Werk Schmidts nämlich, das doch eigentlich nur der ›höheren Menschenart‹ (das sagte er tatsächlich!) zustehe, also Wollschläger, Reemtsma, Alice Schmidt, dem ganzen Trio Infernal. *(Dieter Kuhn, in Kürbiskern Nr. 2, 1983)*

Ich bin selber Psychoanalytiker (durchgeknallt)

Ich habe eine nicht kleine Ahnengalerie, die ich, sagen wir, chinesisch verehre und die mein berufliches Über-Ich bildet: eine mitunter durchaus albhafte Instanz, die mir beim Arbeiten neben dem Kopf auf der Schulter hockt und sehr genau und kritisch schaut, was ich da mache: eine Art watching-eye des Großen Bruders Geist: – von seinem gelegentlichen Nicken ist mein Selbstgefühl sehr abhängig... Man muß im Umgang mit den Instrumenten des Geistes Geduld haben.

Hinzu kam Schmidts gesetzgeberisches Diktum, daß man vor dem 35. Jahr gar nichts Relevantes zustande bringen könne... Ich denke, daß ich so mit 60 etwa mein gegenwärtig erreichtes Gesellenstadium verlassen werde... Der Druck ist für mich in erster Linie die Möglichkeit, ein Werk in sichere Aufbewahrung zu geben, es vor dem Verschwinden zu schützen. Wenn's in den Bibliotheken steht, findet es – egal, ob bald, ob erst in hundert Jahren – die ihm bestimmten Leser... Ich ›lebe‹ buchstäblich davon, daß ›ich‹ bereits in allen früheren Jahrhunderten gelebt habe; sonst wär's ja auf diesem einwandfrei irrsinnigen Planeten nicht auszuhalten... Ich halte es auch heute noch für *den* Glücksfall meines Lebens, daß ich ihn gekannt habe... Dabei war uns beiden immer klar, daß ich sein Leben nicht imitieren könnte und auch gar nicht wollte... Mein Mit-Gefühl kann ohne Schwierigkeit bei denen ausharren, denen mein Kopf die Gemeinschaft aufgekündigt hat... Es ist eine Katastrophe, daß der Staat, auch der demokratische mit seiner Einbildung von der Gleichheit der Menschen, die Ausnahme-Naturen genauso in die Uniform zwingt wie die ›Fabrikware der Natur‹ – (der Ausdruck ist von Schopenhauer, falls Sie ihn in meinem Munde zu grell finden)... Für mich selber ist Religion kein Problem... Ich bin selber Psychoanalytiker... Es wird wohl eher so zu umschreiben sein: daß das imaginierte Ich-Zentrum des Textes da seine ›Privatsprache‹ redet – in Lauten, die der normierten Regelhaftigkeit per se entzogen sind... Meine Ängste sind irrationaler, ja ganz unpersönlicher Natur: die Angst zum Beispiel, die mich angesichts eines sternklaren Firmaments, einer rabenschwarzen, von irrwitzigen Lichtpünktchen durchfunkelten Himmelsnacht überkommt: die Angst vor dem Hineingeworfensein in etwas unendlich Kaltes und Dunkles: die Angst vor dem Nichts... Gegen solche Ängste kenne ich keine Hilfe als die Gewißheit, daß nämlich sich ängstigende, das Nichts ausfühlende Naturen schon vor mir gelebt haben und auch nach mir leben werden: – mit ihnen unterhalte ich mich dann... Ich kann aus mir nicht tilgen, daß auch Priester in meiner Ahnenreihe sind. Ich betrachte mich – nun, der Zwang zur Kürze macht solche Sätze unangemessen klotzig, aber ich wage es trotzdem einmal: ich betrachte mich, nun da Arno Schmidt tot ist, als den zur Zeit verantwortlichen Statthalter der Sprache in Deutschland... Es ist ein schwieriges Amt, und ich würde es gern jederzeit an einen Besseren abtreten... Ich halte mich selbst (und mit besseren Gründen als

meine Kritiker) für eine Begabung dritten Ranges... Damit das aber wiederum nicht zu bescheiden klingt: ich bin ein drittrangiger Autor in einer Zeitsituation, die von fünftrangigen beherrscht wird... Ich nehme am Kulturbetrieb nicht teil. *(Hans Wollschläger, in Harlekijn Nr. 3, 1980)*

Hinweggeorgelt

Kardinalstück des Bandes ist fraglos Hans Wollschlägers souveräne ›Erledigung eines unerledigten Falles‹. Er nimmt sich da einen kruden Kritiker Schmidts so vor – nein, nicht wie ›ein Kannibale sich einen Säugling zurichtet‹ (Benjamin), sondern wie ein großer Musiker sich eines kleinen, schmalen Themas bedient, um daraus ein varianten- und fintenreiches Kunststück zu machen: eines des funkelnden Witzes und feinhörigen Humors, die sich in einer Prosa entfalten, deren Heiterkeit den trist-sinistren Anlaß buchstäblich hinwegorgelt. Allein diese 33 Seiten wären den ganzen Band schon wert. *(Wolfram Schütte, in Frankfurter Rundschau, Silvester 1983)*

Kenneth Koch
Mexico City

Ein älterer amerikanischer Homosexueller versucht einem ungebildeten und besonders häßlichen finnischen Bauernmädchen, das noch nie in irgendeiner Stadt gewesen ist, Mexico City zu beschreiben. Er sollte versuchen, in seinen Beschreibungen so exakt wie möglich zu sein und solche Dinge wie Autos, Busse, Hotels, Märkte usw. wie auch die Lebensgewohnheiten durchschnittlicher Personen verschiedener sozialer Schichten der Stadt mit einzubeziehen. Wenn er damit fertig ist (seine Beschreibung sollte 15–45 Minuten dauern), sollte das Bauernmädchen versuchen, alles zu wiederholen, was er ihr gesagt hat, mit soviel Genauigkeit, wie es ihr möglich ist. Wenn sie das gemacht hat, sollte ihr der ältere Mann sagen, in welchem Maße sie seiner Meinung nach wirklich das Wesen und die Stimmung der Stadt verstanden hat.

Clemens Bartholdy

Aus einer Dissertation: Kognitiv induzierte Verzerrungen in der stereotypen Urteilsbildung (8. Kapitel)[42]

JEDER kennt das erste Prinzip Spinozas: eine einzige Substanz für alle Attribute. Aber man kennt auch das dritte, vierte und fünfte Prinzip: eine einzige Natur für alle Körper, eine einzige Natur für alle Individuen, eine Natur, die selbst ein Individuum ist, in dem sich eine Unendlichkeit von Arten variiert. Das ist nicht mehr die Affirmation einer einheitlichen Substanz, das ist die Ausfaltung eines *allgemeinen Immanenzplans,* auf dem sich alle Körper, alle Seelen, alle Individuen befinden. Dieser Immanenzplan oder Konsistenzplan ist kein Plan im Sinne eines geistigen Vorhabens, kein Projekt oder Programm, es ist ein Plan im geometrischen Sinne, Schnitt, Überschneidung, Diagramm. In Spinozas Mitte sein heißt also, auf diesem modalen Plan sein, oder vielmehr, sich auf diesem Plan einrichten, was eine Lebensweise, eine Lebensform impliziert. Was ist dieser Plan und wie konstruiert man ihn, denn er ist gleichzeitig vollständig Immanenzplan und muß dennoch konstruiert werden, damit man spinozistisch lebt? Wie definiert Spinoza einen Körper? Spinoza definiert jeden Körper auf zweierlei Weise zugleich. Einerseits enthält ein Körper, so klein er auch sein mag, immer unendlich viele Partikel: das sind die Verhältnisse von Ruhe und Bewegung, von Geschwindigkeitsverhältnissen zwischen Partikeln, die einen Körper, die Individualität eines Körpers definieren. Andererseits affiziert ein Körper andere Körper und wird von anderen Körpern affiziert: auch diese Fähigkeit, zu affizieren und affiziert zu werden, definiert einen Körper in seiner Individualität. Dies sind anscheinend zwei sehr einfache Sätze: der eine ist kinetisch, der andere dynamisch. Aber ich möchte versuchen zu zeigen, daß, wenn man sich wirklich inmitten dieser Sätze einrichtet, wenn man sie lebt, alles viel komplizierter ist und man sich als Spinozist wiederfindet, bevor man weiß, warum.

Tatsächlich sagt uns der kinetische Satz, daß ein Körper durch Verhältnisse von Bewegung und Ruhe, von Geschwindigkeiten zwischen

Partikeln definiert wird. Das heißt: er definiert sich nicht durch eine Form oder Funktionen. Die globale Form, die spezifische Form, die organischen Funktionen hängen von Geschwindigkeitsverhältnissen ab. Sogar die Entwicklung einer Form hängt von diesen Verhältnissen ab und nicht umgekehrt. Es ist wichtig, das Leben, jede lebendige Individualität nicht als Form oder Entwicklung einer Form zu begreifen, sondern als komplexes Verhältnis verschiedener Geschwindigkeiten, zwischen Verlangsamung und Beschleunigung von Partikeln. Eine Zusammensetzung unterschiedlicher Geschwindigkeiten auf einem Immanenzplan. Es kommt auch vor, daß eine musikalische Form vom komplexen Verhältnis zwischen Geschwindigkeiten von Klangpartikeln abhängt. Das ist nicht nur eine Angelegenheit der Musik, sondern auch der Lebensweise: durch Geschwindigkeit gleitet man zwischen den Dingen, verbindet man sich mit etwas anderem: man fängt niemals an, man macht niemals tabula rasa, man läßt sich dazwischengleiten, man tritt in der Mitte ein, man schließt sich Rhythmen an oder zwingt sie auf.

Der zweite Satz über die Körper verweist uns auf die Fähigkeit, zu affizieren und affiziert zu werden. Man wird einen Körper (oder eine Seele) weder durch seine Form noch durch seine Organe oder Funktionen definieren; und man wird ihn ebensowenig als Substanz oder

Subjekt definieren. Jeder Leser Spinozas weiß, daß die Körper und Seelen für Spinoza weder Substanzen noch Subjekte sind, sondern Modi. Auf keinen Fall reicht es aus, sich damit zu begnügen, sie theoretisch zu denken. Denn konkret ist ein Modus ein komplexes Verhältnis verschiedener Geschwindigkeiten im Körper, aber auch im Denken, es ist die Fähigkeit des Körpers oder des Denkens, zu affizieren und affiziert zu werden. Konkret gesagt, wenn man die Körper und Denkweisen als Fähigkeiten, zu affizieren und affiziert zu werden, definiert, ändert sich vieles. Man wird ein Tier oder einen Menschen nicht durch seine Form, seine Organe und Funktionen und auch nicht als Subjekt definieren: man wird ihn durch die Affekte definieren, derer er fähig ist. Affektfähigkeit mit einem Maximalniveau und einem Minimalniveau ist ein geläufiger Begriff bei Spinoza. Man nehme irgendein Tier und fertige eine Liste der Affekte an, egal in welcher Reihenfolge. Die Kinder wissen, wie man das macht: der kleine Hans, so wie Freud seinen Fall berichtet, stellt eine Liste der Affekte eines Zugpferdes auf, das einen Wagen in einer Stadt zieht (tüchtig sein, Scheuklappen tragen, schnell laufen, eine schwere Last ziehen, zusammenbrechen, gepeitscht werden, mit den Beinen Lärm machen etc.). Zum Beispiel: es gibt größere Unterschiede zwischen einem Arbeits- und Zugpferd und einem Rennpferd als zwischen einem

Ochsen und einem Arbeitspferd. Weil Rennpferd und Arbeitspferd weder dieselben Affekte noch dieselbe Fähigkeit haben, affiziert zu

werden; das Arbeitspferd hat eher gemeinsame Affekte mit einem Ochsen.

Man sieht wohl, daß der Immanenzplan, der Plan der Natur, der die Affekte verteilt, ganz und gar nicht Dinge, die als natürlich bezeichnet würden, und Dinge, die als künstlich bezeichnet würden, voneinander trennt. Das Kunstwerk gehört vollständig zur Natur, denn alles auf dem Immanenzplan der Natur definiert sich durch Verkettungen von Bewegungen und Affekten, in die es eintritt, ob diese Verkettungen nun künstlich oder natürlich seien. Lange nach Spinoza werden Biologen und Naturforscher versuchen, Tierwelten zu beschreiben, die durch Affekte und die Fähigkeit, zu affizieren oder affiziert zu werden, definiert sind. Zum Beispiel wird es von Uexküll für die Zecke tun, ein Tier, das das Blut der Säugetiere aussaugt. Er wird dieses Tier durch drei Affekte definieren: der erste, lichtbezogen (einen Ast hinaufklettern); der zweite, geruchsbezogen (sich auf das Säugetier fallenlassen, das unter dem Ast vorbeiläuft); der dritte, wärmebezogen (das Gebiet suchen, das ohne Behaarung und am wärmsten ist). Eine Welt mit nur drei Affekten, bei all dem, was im riesigen Wald passiert. Ein Optimum und ein Pessimum der Fähigkeit, affiziert zu werden: die vollgestopfte Zecke, die sterben wird, und die Zecke, die sehr lange hungern kann. Solche Studien, die den Körper, die Tiere oder die Menschen durch die Affekte definieren, zu denen sie fähig sind, haben begründet, was man heute Ethologie nennt. Das gilt für uns, für die Menschen ebenso wie für die Tiere, weil niemand von vornherein die Affekte kennt, derer er fähig ist; das ist eine Sache langen Experimentierens, einer langen Vorsicht, eine spinozistische Weisheit, die die Konstruktion eines Immanenzplans oder Konsistenzplans impliziert. Die *Ethik* Spinozas hat nichts mit einer Moral zu tun, er begreift sie als Ethologie, das heißt als Zusammensetzung der Geschwindigkeiten, der Fähigkeit, auf diesem Immanenzplan zu affizieren und affiziert zu werden. Deshalb stößt Spinoza wahre Schreie aus: ihr wißt nicht, wozu ihr fähig seid, im Guten wie im Bösen, ihr wißt nicht im voraus, was ein Körper oder eine Seele in dieser Begegnung, in jener Verkettung, in jener Kombination vermag.

Kurz: wenn wir Spinozisten sind, werden wir ein Ding weder durch seine Form noch durch seine Organe und Funktionen, noch als Substanz oder Subjekt definieren. Um Termini des Mittelalters zu übernehmen, oder auch aus der Geographie, werden wir es durch *Länge* und *Breite* definieren. Ein Körper kann alles Mögliche sein, er kann

ein Tier, ein Klangkörper, eine Seele oder eine Idee, ein linguistischer Corpus, ein gesellschaftlicher Körper, eine Kollektivität sein. Länge eines Körpers nennen wird die Gesamtheit der Geschwindigkeitsverhältnisse von Ruhe und Bewegungen zwischen Partikeln, aus denen er sich unter diesem Gesichtspunkt zusammensetzt. Breite eines Körpers nennen wir die Gesamtheit der Affekte, die einen Körper in jedem Augenblick erfüllen, unter dem doppelten Aspekt seiner Fähigkeit, zu affizieren und affiziert zu werden. So stellen wir die Kartographie eines Körpers auf, und die Gesamtheit der Längen und Breiten konstituiert den Plan der Natur, den Immanenz- oder Konsistenzplan, der immer variabel ist und unaufhörlich von den Individuen und Kollektiven umgearbeitet, konstruiert, rekonstruiert wird.

Es gibt zwei sehr entgegengesetzte Auffassungen des Wortes *Plan* oder der Idee von Plan, auch wenn sich diese beiden Auffassungen vermischen und wenn wir unmerklich von einer zur anderen übergehen. Jede Organisation, die von oben kommt und sich auf eine, wenn auch verborgene, Transzendenz bezieht, nennen wir einen Theologischen Plan: geistiges Vorhaben eines Gottes, aber auch Evolution in den vermeintlichen Tiefen der Natur oder auch Machtorganisation einer Gesellschaft. Ein solcher Plan kann strukturell oder genetisch und beides zugleich sein; er betrifft immer Formen und ihre Entwicklung, Subjekte und ihre Bildung. Entwicklung von Formen und Bildung von Subjekten: das ist der wesentliche Charakter dieser ersten Art von Plan. Somit wird es immer, was man auch sagen mag, ein Transzendenzplan sein, der Formen und Subjekte bestimmt und der immer verborgen bleibt, der nie gegeben ist, der erraten, erschlossen, gefolgert werden muß aus dem, was er aussagt. Er verfügt immer über eine Dimension mehr, er impliziert immer eine zusätzliche Dimension zu den Dimensionen dessen, was gegeben ist: zum Beispiel ein musikalischer Kompositionsplan, der nie für sich selbst gehört wird, sondern zu hören gibt und erschlossen wird aus dem, was man hört. – Ein Immanenzplan dagegen verfügt über keine zusätzliche Dimension: der Kompositionsprozeß muß für sich selbst gehört werden, sichtbar in dem, was er gibt, dem, was er gibt, immanent. Ein Werk muß die Zehntel- und Hundertstelsekunden angeben: das meinen heute viele Musiker, wenn sie die Form den Geschwindigkeitsverhältnissen zwischen Klangpartikeln und dynamischen, affektiven Ladungen unterordnen. Dasselbe gilt für die Literatur: es geht nicht darum,

schnell oder langsam zu schreiben, sondern daß die Schrift selbst Produktion unterschiedlicher Geschwindigkeiten ist. Goethe steht Kleist gegenüber, Hegel steht Hölderlin gegenüber, denn Goethe oder Hegel bleiben an einen Plan gebunden, der eine Entwicklung der Formen und eine Bildung wäre, eine Erziehung der Subjekte, der Charaktere. Während Kleist und Hölderlin nur in Begriffen von Geschwindigkeit denken, von erstarrten Katatonien und beschleunigten Bewegungen, nicht-subjektiven Affekten. Kleist und Hölderlin sind spinozistisch und nicht Goethe oder Hegel.

Die beiden Arten von Plänen sind immer vermischt: Man entnimmt einen dem anderen, man läßt einen unter dem anderen bestehen, man erobert den einen, aber behält zugleich den anderen. Es bleibt ein großer ökonomischer, politischer, künstlerischer Unterschied zwischen einem transzendenten Organisationsplan, der die Entwicklung der Formen und die Bildung der Subjekte regelt, und einem immanenten Konsistenzplan andererseits, der Geschwindigkeiten unabhängig von Formen variiert und Affekte unabhängig von Subjekten distribuiert. Es ist nicht dieselbe Musik, es ist nicht dieselbe Politik, es ist nicht dieselbe Philosophie. Jeder muß seinen Immanenzplan konstruieren, Geschwindigkeit und Affekt, jeder kann ihn aufstellen und leben, Individuum oder Gruppe, es ist ein Plan, der sich Stück für Stück aufbaut. Ich glaube, es gibt viel Spinozismus in der heutigen Literatur, in der heutigen Musik, in den heutigen Bewegungen, mehr noch als in der heutigen Philosophie. Die wahren Spinozisten sind im Zweifelsfall Musiker, Literaten (Lawrence, Virginia Woolf, Whitmann, Kerouac, einige Engländer und Amerikaner waren immer von Natur aus Spinozisten). Denn Spinozist wird man, ohne es zu wissen, man kommt in der Mitte an, das ist wirklich der einzigartige Platz Spinozas in der Philosophie: die Konstruktion eines Immanenzplans aus Geschwindigkeiten und Affekten.

Als ich über Spinoza arbeitete, schien mir die *Ethik* eine doppelte Komposition aufzuweisen. Es trifft nicht genau zu, daß das multiple Buch, die Idee des multiplen Buches die moderne Literatur charakterisiere. Die moderne Literatur hat mit Sicherheit besondere Merkmale, aber nicht das des multiplen Buches, das zu allen Zeiten existiert hat, seit es Bücher gibt. Und die *Ethik* ist geometrisch komponiert, Definitionen, Postulate, Axiome, Propositionen, Demonstrationen, Korolarien und Scholien. Aber ich glaube, daß die Scholien etwas ganz

Besonderes sind: es sind keine Ergänzungen der Theoreme und Demonstrationen, sondern eine andere Version des Ganzen. Die Scholien verweisen auf Scholien und bilden eine zweite Version der *Ethik:* die *Ethik* wäre also zweimal gleichzeitig geschrieben worden, einmal in

der kontinuierlichen Verkettung der Propositionen und Demonstrationen und einmal in der diskontinuierlichen oder vulkanischen Kette der Scholien. Die Ethik wäre also ein Buch, das zwei völlig verschiedene Lesegeschwindigkeiten enthielte, je nachdem, ob man der Verkettung der Propositionen oder der Kette der Scholien folgt. Und auch die Affekte sind in beiden Fällen völlig verschieden verteilt: die Scholien handhaben viel leidenschaftlichere und sichtbarere Affekte! Das Problem, *wie die Ethik zu lesen sei,* bestände also in jenen Geschwindigkeitsvariationen, jenen Affektverteilungen. Ein wenig wie in einem musikalischen Werk, wo dasselbe Thema verschiedene Geschwindigkeiten durchlaufen kann, mit verschiedenen Affektladungen. Die Schrift verteilt auch Affekte, produziert unterschiedliche Geschwindigkeiten auf ein und demselben Plan. Vielleicht wird die Philosophiegeschichte heute mit modernen Methoden erneuert, mit Computern und Synthesizern, so daß es gelingt, eine teilweise elektronische Philosophiegeschichte wie eine elektronische Musik zu entwerfen.

Das scheint mir der von André Robinet abgesteckte Weg zu sein. Ich frage ihn also und die Mitglieder seiner Arbeitsgruppe, ob ihre Methoden imstande wären, die Hypothese, derzufolge die Scholien eine Art von Autonomie in der *Ethik* hätten und zugleich eine zweite Version bilden würden, zu bestätigen oder zu entkräften oder zu transformieren. Kann man dazu kommen, nicht nur lexikalische Häufigkeiten, nicht nur syntaktisches Vorkommen, sondern auch Rhythmen und Geschwindigkeiten mit ihren relativen Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu erfassen? Eine solche Studie impliziert einen Konsistenzplan, wo alle diese Parameter variieren können. Nicht nur die Philosophie verweist auf diesen Immanenzplan der Geschwindigkeiten und Affekte, auch die Musik, auch die Literatur, auch das Kino: weswegen sich heute so viele Leute als Spinozisten wiederfinden in ihren verschiedenen Gebieten, noch viel spinozistischer, als es die Philosophen hätten sein können mit Hilfe jener gemeinsamen Konzeption des *Plans*.

Kenneth Patchen
Das Tagebuch des Albion Moonlight (Auszüge)[43]

Juni 30. (Seite 81)

Heute nach dem Mittagessen stieg ich mit dem Bomber auf. Der Pilot war ein netter junger Bursche – er sagte, er wäre sechzehn, sah aber jünger aus. Er hieß G. R. Deaken. Er zeigte mir, wie man die Bomben abwirft. Ich habe es ein paarmal ausprobiert, so zum Spaß sozusagen. Eine ließ ich auf eine Futtermühle fallen. Der Müller ging auseinander wie eine Geraniumblüte. Sein Kopf, der abgerissen, aber ganz geblieben war, brüllte andauernd »Cleo! Cleo!« und flog höher und höher, bis er an uns vorbeipfiff.
G. R. grinste.
Meine nächste fiel in eine Weide voll Kühe. Bei den Kühen tat sie ganze Arbeit. Es muß gewaltigen Eindruck auf das Vieh gemacht

haben, von einem Ding zerrissen zu werden, welches dreißigtausend Dollar kostet. Wir verwenden nur allerbeste Bomben.
Dann tauchte ein anderer Flieger auf und begann uns nachzujagen. G. R. war auf einmal sehr aufgeregt. »Los, los, mach schon!« brüllte er und meinte das Maschinengewehr. Eben da lief etwas wie Hagel an der Seite unseres Flugzeuges entlang. So war das also! Die wollten sich mit uns anlegen! Ich schnappte mir den Griff des Maschinengewehres und schwenkte es herum und fingerte wie der Teufel an diesem kleinen Spielzeug herum, welches wie ein Abzug aussah. Put! Pit! Pit! Das erste Geschoß erwischte den armen G. R. Deaken mitten im Rücken. Er war nicht darauf gefaßt gewesen und starb einfach so, ohne auch nur den Flaggengruß über die Lippen zu bringen. Einen Augenblick später tobte der Feind über die Flügel herein, das blanke Bajonett zwischen den Zähnen. Das Flugzeug trudelte umher wie eine Schneeflocke.
»'ne Zigarette, Freunde?« fragte ich und bot ihnen mein Paket an.
Sie sahen erstaunt aus, aber sie erschossen mich nicht.
Ich konnte etwas schnuppern, was verdächtig wie Scheiße roch.
»So ist der Krieg eben«, sagte einer und nahm eine Zigarette.
»Habt ihr immer soviel Angst?« fragte ich
»Nicht immer... wenn wir erst tot sind, dann nicht.«
»Na gut«, sagte ich, »jetzt braucht ihr euch gleich nicht mehr zu fürchten.«
Wir knallten in die Erde wie ein Komet.
Ich kroch heraus, bevor der ganze verdammte Dreck explodieren konnte. Es roch noch eine ganze Weile nach Grillsteak.

Juli 5. (Seite 90)

Wir lungern weiter herum. Heute morgen riß uns Vogelgezwitscher aus dem unruhigen Schlaf. Die Art ist uns unbekannt; ihre Schnäbel sind dunkel purpurfarben und in einem bestimmten Licht geradezu transparent – scheußlich zu sehen, wie ihre Zungen und Zähnchen die winzigen Gripskäfer zerfetzen, welche die Hauptnahrung dieser Kreaturen bildet. Ihre Rückseite ist hellorange, und die beiden kleinen schwarzen Flecke da hält jeder für die Augen.
Ich verbrachte den Tag damit, den Bericht für Retter abzufassen. Vielleicht sollte ich ein Stück davon hier niederschreiben.

DER BERICHT (Auszug):
Das erste, was wir herausfanden, war, daß der Mensch zu keiner Zeit seiner Geschichte so sehr ein Wort der Führung und Ermutigung gebraucht hat wie heute.
Ich schlage vor, Ihnen eine Art Einblick zu geben, wie wir darangehen, eine Antwort auf die Welle der Barbarei zu formulieren, welche während der letzten Monate wie die Pest die Welt überzogen hat.
Es gibt nur eine Antwort: KEIN KRIEG.
Es gibt nur eine Antwort, um den Krieg zu beenden: BEENDET DEN KAPITALISMUS.
Es gibt nur eine Art, wie die Revolution erfolgreich sein kann: Durch WELTWEITE EINRICHTUNG DES SOZIALISMUS.
Dies ist die Aufgabe der Menschheit. Dies wird geschehen. Kapitalismus und Faschismus leben unter der eisernen Maske. Faschismus ist der Ausdruck des todwunden Kapitalismus.
Krieg ist der Lebenssaft des Kapitalismus: er ist Körper und Geist des Faschismus.
Die kapitalistische Wirtschaft führt unvermeidlich zum Krieg. Die faschistische Wirtschaft beginnt und endet mit Krieg – es ist Kriegswirtschaft und sonst überhaupt nichts anderes. Gegen den Krieg zu kämpfen bedeutet, gegen den kapitalistischen Staat zu kämpfen.
Gegen den kapitalistischen Staat zu kämpfen ist die einzige ehrenhafte und menschliche Tätigkeit denkender Frauen und Männer.
Aber unser Kampf wird ohne historische Bedeutung sein.
Der Tod des Kapitalismus ist unvermeidlich – und damit auch der Tod seines abscheulichen Zwillings, des Nazi-Faschismus. Amerika wird Krieg führen – in Wirklichkeit führt es jetzt schon Krieg.
Amerikas Antlitz lächelt. Frisches Blut belebt seine Schritte; seine Fabriken und Gießereien ejakulieren schwarzen Rauch in rasendem Jubel – aber laß dich nicht täuschen, das ist aufgepinselte Kosmetik auf dem Gesicht der Leiche; Amerika tanzt den bekloppten Jig-Step hinter den kreischenden Kapellen und den Fahnen, die stolz von den vertrottelten Schuljungen getragen werden, von denen Amerika geführt wird – aber die milchlosen Brüste flattern lappig umher – du große blutbeschmierte Hure, welche die Luft mit Kampfflugzeugen und das Meer mit Zerstörern vollstopft: deine Mühe ist sinnlos, das Todesröcheln in deiner Kehle ist unüberhörbar.
Welch ein mörderischer Betrüger und Lügner bist du doch! Du hast

alles zerstört und verkrüppelt; du hast alles verbrannt und ausgeplündert, du hast jede aufrechte Absicht der Menschen beschmutzt und erniedrigt; du hast alles hingemetzelt und über alle Seelen die Verwüstung geworfen. UND NUN ERWARTEST DU, DASS ICH FÜR DICH KÄMPFEN SOLL, nein, du verlangst das sogar!

Werbeoffizier: Hier unterschreiben.
Moonlight: Das tue ich nicht.
Werbeoffizier: Wieso? Du willst nicht? Wieso nicht?
Moonlight: Ich lehne es ab, Ihren Krieg zu führen.
Werbeoffizier: Mein Krieg! Wieso zum Teufel... willst du nicht für dein Land kämpfen?
Moonlight: O doch. Ich werde für mein Land kämpfen.
Werbeoffizier: Na also. So is' recht. Da... in dieser Zeile.
Moonlight: Ich habe Ihnen gesagt, ich werde das hier nicht unterschreiben.
Werbeoffizier: Hör zu, Freund, ich hab nicht den ganzen Tag Zeit. Ich denke, du willst für dein Land kämpfen?
Moonlight: Das stimmt. Aber Sie sind nicht mein Land.
Werbeoffizier: Was zum Teufel habe denn ich damit zu tun?
Moonlight: Alles. Sie sind das einzige Gesicht der Regierung, welches ich jemals persönlich gesehen habe – die Fabrikspolizei, die Bullen auf den Straßen...
Werbeoffizier: Ein Klugscheißer, was? He, Ed, bring dieses Großmaul auf Nummer sieben.
(Man führt mich den Gang hinunter in ein großes Büro, wo ein rotbackiger Mensch hinter einem glänzenden Schreibtisch sitzt. Er lächelt mich freundlich an; offeriert eine Zigarette, die ich nicht nehme.)
Nummer sieben: Gymnasium? (Ich nicke.) Na also, das ist doch gut. Also, was gibt's denn?
Moonlight: Nichts Besonderes. Ich weigere mich, Ihren Krieg zu führen.
Nummer sieben: Meinen Krieg? Also, jetzt kommen Sie doch wieder auf die Erde zurück, Mann. Haben Sie religiöse Einwände?
Moonlight: Gewissermaßen.
Nummer sieben: Was meinen Sie damit? Zu welchem Bekenntnis gehören Sie?

Moonlight: Das ist richtig ausgedrückt – ›gehören‹.
Nummer sieben: Also, zu welchem?
Moonlight: Ich bekenne mich zu keinem Bekenntnis.
Nummer sieben: Aha! Was also meinen Sie, wenn Sie sagen, daß Sie religiöse Einwände haben?
Moonlight: Das stimmt nicht ganz. Ich sagte ›gewissermaßen‹.
Nummer sieben: Also schön, nun sagen Sie mir schon, was los ist.
Moonlight: Ich glaube an den Menschen.
Nummer sieben: Was soll das für eine Antwort sein?
Moonlight: Die einzige Antwort.
Nummer sieben: Hören Sie zu, mein Junge, Sie wissen vielleicht nicht, wogegen Sie sich hier auflehnen. Wissen Sie, was mit den Leuten passiert, welche absichtlich Widerstand leisten?
Moonlight: Ich weiß, was mit Soldaten passiert, die ein Bajonett in den Bauch kriegen.
Nummer sieben: Ach, so ist das! Sie haben einfach Angst?
Moonlight: Ja. Ich habe einfach und mehrfach Angst, aber das ist nicht der Grund, warum ich es ablehne, in einem imperialistischen Krieg zu kämpfen.
Nummer sieben: Aha, also das ist es: ein Roter.
Moonlight: Ja, ich bin ein Roter und ein Schwarzer, ein Gelber und ein Brauner und ein Weißer; ich bin Neger, Chinese, Deutscher, Spanier, Schweizer.
Nummer sieben: Sie sind offenbar ein bißchen naseweis...
Moonlight: Ich bin der Enkel eines Mannes, der in der Kohlengrube verreckt ist, weil die Besitzer ein paar Dollar für die Stützhölzer sparen wollten. Ich bin der Sohn eines Mannes, der dreißig Jahre als Taglöhner geschuftet hat und im Armengrab beerdigt wurde. Ich war der Freund eines Mannes, der gelyncht wurde, weil seine Haut schwarz war...
Nummer sieben: Du dreckiger Hurensohn...
Moonlight: Und Sie sitzen hier auf Ihrem schlaffen Arsch und verlangen, daß ich ein Dokument unterschreibe, welches mich verpflichten soll, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und meine eigenen Leute zu erschießen.
Nummer sieben: ...wir werden uns deiner annehmen!
Moonlight: Ich spreche von meinen eigenen Leuten... ich lehne es ab, zu eurer Verteidigung zu kämpfen – solange es Krieg zwischen Natio-

nen gibt, sind die arbeitenden Klassen blind für die einfache Tatsache, daß sie nur einen gemeinsamen Feind haben – die Deutschen, die Engländer, die Holländer, die Japaner, die Mexikaner – einen gemeinsamen Feind, und das ist der Kapitalismus.
Nummer sieben (spuckt vor Wut): Dreckskerl, Miststück!
Moonlight: Ich spreche im Namen von Shakespeare und Dante als einzelner gegen die Welt. Ich habe kein Teil an dem, was hier entstanden ist. Ich habe niemals in meinem ganzen Leben jemand den Tod gewünscht. Ich wollte, daß alle in Schönheit und Klarheit in einer freien Welt leben können. Ich bin es, der die Seelen der Menschen leiten sollte. Zu wem spreche ich? Zu den Intellektuellen? Die tanzen vor Begeisterung wie die Affen zu den Kriegstrommeln – arme, kümmerliche Heuchler, die ihr Mäntelchen nach dem Wind hängen und vor lauter Angst vor Hitlers Drohungen sich an die Brust schlagen und um alles in der Welt die abscheuliche Ungeheuerlichkeit des Chauvinismus pflegen – und dabei streicheln sie den brandigen Arsch unseres gerade entstehenden 100%igen Faschismus. Zu wem? Zu den Arbeitern? Die Arbeiter kleben an den Radios und haben im bewährten Kanonenfutterstil schon jetzt den Schaum vorm Maul. Die armen Teufel! Wer auf der ganzen Welt soll sie führen? Also, zu wem spreche ich? Zu wem denn? Zu den stalinistischen Kommunisten? Verfälschern des Leninismus und Mörder jener, welche die Oktoberrevolution gemacht haben – Verräter der Spanier und Alliierte von Hitler – nein, zu ihnen spreche ich nicht. Zu den Trotzkisten? Wo sind sie denn? Wo sind ihre Nachfolger? Wo sind ihre Führer? Was tun sie überhaupt? Nein, zu ihnen spreche ich auch nicht.
Ich spreche zu meinen eigenen Leuten.
Jene, welche die heißen Äcker im Sommersonnenlicht lieben; die, welche ... ja, ja, ja, ja, ja, ja, verdammt noch einmal ... die die Dichtung lieben, die Musik, Nijinski, Spinoza ...

Als ich mein Haupt in deinen Schoß gebettet hatte, Kamerad,
Dieses Bekenntnis will ich wiederholen – und wiederholen will
Ich, was ich zu dir sprach im Freien:
Ich weiß, ich bin ruhelos und mache andere ruhelos;
Ich weiß, mein Wort ist Waffe, voll Tod und Gefahr;
Ich trete auf gegen Friede, Sicherheit und alle überkommenen Gesetze und stelle sie in Frage;

Da mich alle verneinen, bin ich stärker, als hätten sie mich bejaht;
Ich fürchte nicht und habe nie gefürchtet Erfahrungen, Warnungen, Mehrheitsbeschlüsse oder Lächerlichkeit;
Und die Furcht vor dem, was Hölle heißt, bedeutet mir wenig oder nichts;
Und die Lockung dessen, was Himmel heißt, bedeutet mir wenig oder nichts;
Mein Kamerad: Ich bekenne, ich habe dich mitgerissen mit mir und dränge dich weiter, und ich weiß nicht im geringsten, wohin unser Weg führen wird,
und nicht, ob wir siegen oder geschlagen und völlig bezwungen werden.

Take her up tenderly
Lift her with care
Fashioned so slenderly
Young, and so fair!

Geschrieben für jene, die schon überzeugt sind,
Ich bin die Blume der Zerstörung, der lebendige Schädel des Jetzt, sprach Jackeen.
Ich lag im Schatten der Städte, und ihre Frucht war Bitterkeit in meinem Mund.
Sie führten mich zur Menschenschlächterei, und die Soldaten taten den Krieg aus sich heraus und in mich.
Ihre schweißigen Hände beschworen mich, und ihre Schenkel erbrachen die Knoten aus Fleisch, die kein Krieg stillen kann.
Meine Geliebten sind wie Ratten im Brunnen, hüte dich, sie legen wimmernd Hand an mich...
Der menschliche Winter liegt über der Welt, verfault liegen Jugend und Liebe auf diesen schrecklichen Äckern.
Der Tod geht über das Meer; zu Ende die Zeit der Gesänge – und über dem Land erklingt die Stimme des Geiers.
Der Kriegsbaum wirft seine verdorbenen Früchte ab, und schrecklicher Gestank steigt aus den Fleischfetzen am Stacheldraht. Steht auf, ihr ärmlichen Helden, und nehmt die Seelen heraus – was hat der Mensch mit der Seele zu tun?
Im Dreck der Gräben bist du, im Erbrochenen, wo die Helden liegen – haben die Aufrufe dir gefallen? War da ein Redner besser als die anderen?
Dreh an die Scheinwerfer, laß uns die Ranken des Stacheldrahts noch

einmal sehen – welcher Wein wird gekeltert werden aus diesen jämmerlichen Trauben?
Sieh meine Brust, meine nackte Frauenbrust, wo alle Lügner gut und warm geborgen sind und sicher wie die Generäle sich befinden.
Nimm mich, Soldat, wir machen es wie alle Paare; wir wollen uns freuen an der wundervollen Verschiedenheit unserer Leiber!
Ich bin die Groschenhure, aber wie Nacht und Sterne als schön gelten, so sollst du auch meine Schönheit empfangen; man hat mich zum Sinnbild des Übels gemacht, aber mein eigenes Wunder erkennen sie nicht – ich, in der Latrine, der Gral, das brünstige Skelett.
Geh deinen Weg durch die Äcker aus Blut, das ihre Kathedralen ertränkt, aber komm, komm zurück zu meinen käuflichen Brüsten, ich frage nicht nach deiner Beute und wie sich das Fleisch wand unter deinem Messer. Ich frage nicht nach dem Märchen des Ruhmes, nicht nach dem Quatsch von Gründen und dem Recht: Wir machen unseren persönlichen Ritualmord – und du bezahlst, und ich kann wieder fressen. Ich bin die Säule deines Staates, der gestampfte Boden des Selbstmordes, die Ausflucht aus dem Wahnsinn – in dieser Welt, in der nur unsere Organe noch gesund sind.

Seite 172

Das Mädchen jenseits der Straße winkt mir, die Trompete an den Mund gepreßt – ich möchte wissen, wie die eigentlich aussieht. Ich kann niemals über den Mündungsrand von ihrer Krawallmaschine blicken. Ich brülle hinüber, sie solle doch heraufkommen und nach mir fragen. Sie verschwindet vom Fenster. Jetzt ist sie auf der Straße – bläst noch immer vor sich hin aus Leibeskräften. Ich kann diesen Wahnsinnslärm über die Stiege näher kommen hören. Dann öffne ich die Tür. Grüß Gott!
TUUT. TUUT.
Mein Gott, spricht sie auf diese Weise?
»Du, hör zu, leg doch bitte dein Kornett für einen Moment zur Seite!«
»Also gut, Hübscher!« Sie hat es doch tatsächlich aus ihrem Gesicht entfernt. Ohne Zweifel, ein fesches Trampel.
»Wie heißt du?« frage ich sie.
»Ann Elizabeth Leah Deaken«, antwortet sie lächelnd.

»Ein hübscher Name.«
»Ich bin auch ein hübsches Mädchen.«
»Du hast irgendwas an dir«, sage ich und besehe sie mir von ihrem roten Kopf bis zu ihrem delikaten Hintern.
Sie senkt züchtig die Lider.
»Hast du einen Bruder beim Heer?« frage ich.
»Ja, Gerry Robert – er war Flieger«, antwortet sie traurig. »Er starb in Verteidigung seines Vaterlandes, von einem Spion in den Rücken geschossen.«
»Ein interessanter Tod«, sage ich, »hättest du etwas gegen eine persönliche Frage?«
»Wie persönlich?«
»Das kommt darauf an. Ich möchte fragen, warum du bloß immerzu auf dem Kornett bläst?«
»Ach, ich versuche einen Job in einem Zirkus zu finden.«
»Na wirklich, das ist fein – das kann ich im Handumdrehen hinkriegen...«
»Nein, wirklich?« Sie ist außer sich vor Eifer – sogar ihre Nase beginnt feucht zu werden.
»Aber sicher, einer meiner besten Freunde hat einen Zirkus.«
»Mein Gott, das ist ja großartig! Wie soll ich mich revanchieren?«
»Also..., ich sehe sie noch einmal von oben bis unten an, sehr genau.
Sie errötet, senkt aber die Lider nicht.
»Ich verstehe«, sagt sie langsam.
»Das habe ich gehofft.«
»Wann?«
»Jetzt.«

*

NINA
NO.10

New York / N.Y. 44

1. VERS NEW YORK CITY IS DIE HEISSESTE STADT
wenn man einen neuen BOYFRIEND
und ein Hotelzimmer hat!
NEW YORK CITY IS MEIN Lieblingsplatz,
weil die Leut, die ich da kenn',
die sind ein WAHRER SCHATZ!
Es ist immer tiefste Nacht wenn wir
durch die Clubs ziehn & es kommt
mir immer vor, als wär' ich die NIGHTCLUB-
QUEEN!
Das ist die reinste Wahrheit & ich schwöre
7-fach: NEW YORK, ich will ein Penthouse
Chorus: haben → direct unterm Dach!
Und nach meiner Show, da bin ich immer
so froh und alle gehn wir in die DISCO
BOOM BOOM BOOM BOOM
Wir gehen in die nächste Disco!
EINE DISCO NACH DER ANDERN DISCO
und wackeln im Takt zum funky
RAP die DAPP...

AM-PM, Pyramid, Roxy, Mud-Club,
DANCETERIA!!! der neueste Nightclub
macht auf heut nacht
der neueste Nightclub
macht auf heut nacht
der neueste Nightclub
macht auf heut nacht

NEW YORK / N.Y. !!!! 4x

New York

2. VERS

NEW YORK CITY IS DIE HEISSESTE
STADT, wenn man einen
neuen BOYFRIEND & ein Hotelzimmer
hat!
NEW YORK CITY is n Ding für sich
und selbstverständlich auch n ganz bestimmt Ding für MICH!
NEW YORK, ich schenke dir mein HERZ,
ich liebe dich gar sehr,
ich könnte nicht mehr ohne dich,
ich lieb dich immer mehr!
Natürlich lieb ick ooch Berlin und
Amsterdam & HOLLYWOOD & EIFERSUCHT DAS
IS NE KRANKHEIT, ich liebe alle,
alles gut!

CHORUS →

... Und es geht Hopphopphopphopp
straight up to the TOP 2×
Mensch, lass das LICHT rein
David Bowie wird heut nacht
hier sein, zu fein!
Ich creire EXTASE in meiner WELT!
Ich bin doch ein Sternenkind,
der reinste SUPERHELD!
Und ob's dir gefällt oder nicht gefällt
Geld regiert diese Welt
aber doch nicht jene Welt, Geld!
Ich bin die Liebe, ich bin das Leben,
Ich bin die Mutter, ich bin das KIND!
..... Wer auch immer will soll kommen,
und sich in meiner Liebe sonnen .....

Nicolas Born
Liz und Manni[45]

Manni gratulierte und zog sich zurück. Der Bräutigam wollte jetzt endlich wissen, ob die Braut jemals mit einem der Anwesenden geschlafen habe. Es hatte sich herausgestellt, daß sie in Hannover geboren war. Nicht ganz das Richtige, wenn man bedachte, daß es auch Hamburg gab. Sie hob eine Kartoffel vom Boden auf. Voller Haare. Überhaupt war sie nur Haare und Beine. Der Chef stöhnte unter der Last eines riesigen Pflaumenkorbs. Es gab gemischten Braten. Wer soll die nur alle einkochen, sagte die Braut. Ihrer Mutter war so etwas immer fix von der Hand gegangen, aber ihre Mutter war ihrem Vater nachgegangen, erst die eine Brust, dann die andere Brust, dann ganz. Zur Beerdigung hatte sich die ganze Straße aufgerappelt. Schmeckt schön, sagte die Braut zum Schweinebraten, aber ich bin froh, wenn ich den ganzen Kram wieder los bin. Das kleine Schwarze hätte es auch getan. Es war ja nur für einen Tag. Der Chef setzte den Pflaumenkorb ab. Keiner weiß, sagte die Braut, ob es echte Perlen oder Zuchtperlen sind, und ich werde es keinem auf die Nase binden. Sie hatte ihren großen Tag. Allerdings war der Bräutigam um Kohlen verlegen. Er hatte viel Pech mit den Trabern gehabt. Wozu die Pflaumen? Die Braut beugte sich mißtrauisch zum Chef hinunter. Du bist ein Gemüsefritze, sagte sie, bei mir kannst du nie landen, und wenn du Fünfmarkstücke scheißt. Der Chef riß am Braten und schmiegte sich an die Kreolin. Die Kreolin ging immer mit Leopardenjacke. Was die Pflaumen kosten, bestimme ich, sagte der Chef, oder soll ich vielleicht unter Einstand verkaufen? Das Zimmer war schön hell. Liz hatte die Gardine zurückgezogen. Der Chef hielt sich mehr an die Kreolin, die schöner wurde, wenn sie Doornkaat trank, schöner gelber. Liz fuhr Manni über den Mund, wenn er was sagen wollte, einmal mit der Serviette. Er sah sie an, als ob er sie ertränken wolle. Die Kreolin zog sich den Finger des Chefs heraus. Die Braut bat um Udo Jürgens, aber der Bräutigam sagte, das käme nicht auf den Teller. Er legte Freddy auf, und der Chef ging auf die Toilette. Der Bräutigam haute der Braut eine runter, als sie wiederholte, den Gemüsefritzen ließe sie für kein Geld ran, den Gemüsefritzen nicht und Ausländer

nicht. Nachdem der Bräutigam der Braut eine runtergehauen hatte und die Sonne untergegangen war, wurde es kalt, dann wieder wärmer. Es gibt überall Leute, die Türen auf- und zumachen. Am Chef lag es nicht. Wenn ich etwas nicht ausstehen kann, sagte der Bräutigam, dann sind es besoffene Damen. Aber vom Trinken wird man so lustig, sagte die Braut.

*

Liz hat sich was Besseres in die Kassette getan. Ein Holländer veranstaltete in Gelsenkirchen eine Auktion. Der Frühling kam. Neue Mädchen aus Frankreich, zum Teil Negerinnen mit großen flaschenförmigen Brüsten. Der Widerstand der anderen war erheblich. Der Holländer haute tief unter die Preise, und welche wollten ihn vor den Kadi bringen. Der Bischof fuhr ein in Zeche Fritz Heinrich mit großem Gelichter, aber in der Waschkaue wollte er keine Messe lesen. Er darf sich alter Verbindungen zur Arbeiterschaft rühmen. Aus seiner Dortmunder Zeit. Aber überall neue Gesichter. Was passiert mit uns Alten, rief einer. Liz ging mit gesenktem Kopf über den Zebrastreifen. Ihre Figur war auffallend, ja klassisch zu nennen. Der junge Mann stellte sich vor, Berger wäre sein Name, Fred Berger. Ein leicht ironisches

Lächeln glitt über sein sonnengebräuntes Gesicht. Warum gehen wir nicht, fragte er selbstbewußt, in ein nettes Lokal und essen zusammen. Er erinnerte sie an etwas. Fred öffnete den Schlag seines hellblauen englischen Sportwagens. Auch einer von denen, die nur an eins denken. Meinetwegen, sagte Liz. Auf der Auktion war ein unabhängiger Experte, der den Wert jedes einzelnen Stücks taxierte. Der Holländer versprach, es billiger zu machen. Es wurde frisch geboten. Liz, die wirklich Diamanten liebte, blieb lange auf ihren Mäusen sitzen. Der Holländer kam zu einem seiner besten Stücke. Ein anonymer Besitzer hätte ihn beauftragt. Der Stein wurde ihr beinahe weggeschnappt, als der junge Herr Berger anfing, an ihrer Hand herumzumachen. Mitten in einer Auktion. Nicht umsonst saß er neben ihr. Manni telefonierte, um Liz zu stoppen. Es war gut, aufgerufen zu werden. Sie hatte sich die Leopardenjacke der Kreolin geliehen. Dieser Stein hieß IDOLSAUGE und hatte einst in einer Statue des Mittleren Ostens gefunkelt. Der Experte blieb jetzt mit zusammengekniffenen Augen im Hintergrund. Der Stein war von New York über München und Amsterdam nach Gelsenkirchen gelangt. Von Finger zu Finger. Die vorletzte Besitzerin hatte Marilyn Levinson geheißen, Marilyn Levinson, New York. Liz putzte ihre Steine mehrmals am Tag. Sie liebte wirklich Diamanten, und dem Fred Berger, ihrem Begleiter, sagte sie, sie könne nicht aufhören, sie zu bewundern. Und sich an ihrem Glanz zu erfreuen. Und darüber zu staunen, daß sie ihr gehören, ihr ganz allein. Zwei boten noch mit. Bei 9000 wäre sie beinahe ausgestiegen, aber dann war sie allein mit ihrem Gebot. Den Fred Berger ließ sie im Flur warten und ging hinten hinaus. Sie hat sich etwas Besseres in die Kassette getan, und sie liebt wirklich Diamanten.

*

Die Diskussion war im Gange. Der Chef hielt sich zurück und sprach mit einem Bundeswehr-Offizier. Keiner wollte sich verjagen lassen. Da jede Hilfe zu spät kam, wußte jeder, was die Stunde geschlagen hatte. Der Fuß bewegte sich noch lange. Wieder wurden die Leute aufgefordert zu gehen. Das war fruchtlos. Sie hielten sich. Ein Mann mit Blitzlicht, einer von den Jüngeren, blitzte wie ein Wilder. Der Offizier wurde unruhig. Eine Reihe von Zeugen, zwischen denen die

Wahrheit lag. Das Schaufenster sah aus wie nach einer Explosion. Manni kam ein paar Minuten zu spät, aber er sah noch das Opfer und sein Blut. Der Chef erzählte frisch drauflos. Eine Uniformjacke war aufgeknöpft. Sie fragten den Chef nach der exakten Tatzeit, worauf er eine angab. Was ist Ihnen sonst noch aufgefallen? Zuviel, sagte er, bitte drängen Sie nicht auf mich ein, es war schlimm genug. Aber Sie müssen auch für unsere Aufgabe Verständnis haben, sagte die Polizei. Der Chef gab dem Offizier die Hand. Der schüttelte sie und gab sie zurück. Das Blut versickerte in den Fugen des Pflasters. Es kam nichts mehr nach. Auch in den Augenhöhlen hatte sich etwas angesammelt und war getrocknet. Der Chef ging. Der Fuß kam zur Ruhe. Der Abtransport war lange geübt worden. Jeder Handgriff saß. Den Rest besorgten die Reifen der Autos. Den Rest besorgte die Sonne. Der Chef machte sich wieder über seine Kalkulationen her. Die Straßenbahnen fuhren langsam an. Manni hatte Schwierigkeiten mit Liz, aber er sprach nicht darüber.

*

Keiner konnte sehen, was in Liz vorging. Der Flug war jedenfalls sein Geld wert. Die Vereinbarung lautete WIR BLEIBEN UNTER DEN WOLKEN. Trotzdem wurden die Truppenbewegungen oft aus den Augen verloren. Dachte Liz an Manni, der ihr den Fensterplatz überlassen hatte? Lichter glommen auf hinter der Kurve. Das Meer stürzte herauf, schwarz-grünlich. Der Pilot flog wie eine gesengte Sau. Der Chef hatte den Fotoapparat auf dem Schoß liegen. Eine Panzerformation fräste sich in die Ebene. Der Regen kam näher. Sie gingen sehr wacklig runter. Es war herrlich, aber die Landung stand noch bevor. So von oben sieht man einfach mehr. Auch wieder Truppen. Das Aufblitzen des Blitzes. Das war neu. Natur oder Mensch? Sie stritten darüber. Die Soldaten robbten, wie es der strategische Plan vorsah. Sind Italiener gute Strategen? Der Chef mußte an Monte Cassino denken. Waren Fehler unterlaufen? Er wollte den Piloten nicht kränken. Sie sahen eine Reihe von Lastwagen, die mit Buschwerk getarnt waren. Sie kamen im Landeanflug langsam über die Ebene. Ein denkwürdiger Ausflug. Die Truppen standen aus der Deckung auf wie ein Mann. Glatte Landung. Sie nahmen ein Taxi zur Piazza Garibaldi. Das ist der zentrale Punkt, sagte der Chef. Als sie ankamen, regnete es

schon. Liz ging der Schauer über den Rücken. Kein Café, aber auf der gegenüberliegenden Seite Markisen. Sie rannten gebückt hindurch. Das reinste Abenteuer. Italien, du lieber Himmel. Kein Schwanz hatte daran gedacht, einen Schirm mitzubringen. In einer Rückblende sah Liz, wie ihr der Hotelportier persönlich den Schirm trug. Hier war es kein Wunder, daß Liz' Brüste gut zu sehen waren. Die Bluse war klatschnaß, wie angepappt auf den Dingern. Die Nässe wurde fortgeschleppt. In so einem Regen ist jeder für sich allein. Unter den Markisen standen sie in den eigenen Pfützen. Viele Deutsche mit durchbrochenen Blusen und Schuhen. Noch versuchten einige, ihre Autos zu erreichen, aber die Vernünftigen blieben, wo sie waren. Zumal sich jetzt Soldaten unter sie mischten, offenbar solche, die nicht am Manöver teilgenommen hatten. So dunkle mit bläulicher Haut, aber aufrichtig in Uniformen. Manni hängte Liz seine Jacke über die Schultern. Der Chef biß in einen Jonathan. Ist ja ganz naß, sagte Liz und war böse auf Manni, ist ja durch und durch durch. Gib dein ewiges Gemeckere dran, sagte der Chef. Ein Mann, der das Wasser von seinem Hut schwenkte, fragte, woher aus Deutschland sie wären. Aus Wichsdorf, sagte der Chef. Oho, sagte der Mann, während sich in seiner Hutkrempe schon neues Wasser sammelte. Kneif mich mal in die Titten, sagte Liz, vielleicht sind wir gar nicht in Italien. Etwas später nahmen sie ein Taxi zum Hotel. Sie zogen sich um, und dann aßen sie SALTIMBOCCA ROMANA. Dazu tranken sie einen langsam fließenden bernsteinfarbenen Wein.

*

Die Treppe war frisch gestrichen, rot, das Geländer schwarz. Das Geländer war abgegriffen gewesen. Die Kreolin trug einen ganz heißen Minirock und eine schwarze hochgeschlossene Bluse. Sie sang auf der Treppe mit ihrer etwas belegten Stimme und dirigierte mit der glimmenden Zigarette. Der Mann, der ihr folgte, muß ihren schönen Gang bemerkt haben. Die Beine waren von einem gelblichen Braun bis obenhin. Den meisten war es egal, ob in ihrem Zimmer ein Kanarienvogel saß oder ob da kein Kanarienvogel saß. Das Peterle spricht nicht, ist aber immer munter. Der Käfig ist geräumig hell und modern. Mancher ist irritiert, wenn es zirpt. Alles ist peinlich sauber. Die Straße ist gut beleuchtet, allerdings sieht man durchs Fenster viele

dunkle Gestalten. Manchmal fragt ein Gast, wie es ihr in Deutschland gefiele. Er fragt lauernd. Gut, sagt dann die Kreolin. Einer verlangte, sie solle ein Handtuch über den Käfig hängen. Die Kreolin zieht den Vorhang zu, denn draußen sind auch immer sehr Große, die hochspringen. Auf der Fensterbank ein Gummibaum. Gummibäume sind billig und gut. Auf dem Tisch eine große Obstschale, die vom Chef immer frisch aufgefüllt wird. Sie erstickt im Obst. Kein Gast hat sich jemals einen Apfel genommen. Sie ißt viel Obst, dazu ist es da. Die Kreolin hat rotes gesundes Zahnfleisch. Wer die Tür hinter sich zumacht, sieht links die Couch. Schon etwas älter, aber sauber bezogen mit einer karierten Decke. An der Wand gegenüber steht ein hochgeklapptes Schrankbett. In der Vitrine auf einem Brokatdeckchen ein holländisches Mokka-Service und mehrere kleine Schalen und Behälter für Salzstangen und Erdnüsse. Über dem Schrankbett an der Wand ein großer Korkenzieher in Form eines Schlüssels, mit künstli-

cher Patina überzogen. Wer die Tür hinter sich zumacht, hat rechter Hand das Waschbecken mit Spiegel und einem dreiteiligen Handtuchhalter. Auf der Ablage Kosmetika von Elisabeth Arden. Auf dem Bekkenrand rote und gelbe Waschlappen. Am Fenster steht ein dreistufiger Blumenhocker, darauf Azalee, Alpenveilchen und ganz oben Peterles Käfig. Wenn die Kreolin den Käfig aufmacht, fliegt Peterle eine Runde durchs Zimmer und setzt sich auf die Schulter der Kreolin. Das Zimmer ist nur eine Übergangslösung. Sobald der Chef geschieden ist, wollen sie eine Wohnung nehmen. Die Kreolin zog den Rock aus. Sie nahm das Geld und legte es unter die Obstschale.

*

Der junge Vikar Heribert Jansen hatte sich alles reiflich überlegt. Liz trug den Einkaufskorb am Arm. Ihre betörenden Füße steckten in hohen Filzschuhen, wie sie ihr Vater in zäher nächtlicher Heimarbeit für die ganze Familie anfertigte. Der Vikar erlegte sich strenge Exerzitien auf. Er verfiel in ein langes Beten. Liz stellte den Korb auf der Wiese ab, sammelte die frischen weißen Laken von der Bleiche auf, und die Sonne, gebrochen von der Krone einer kraftvollen Buche, warf hüpfende Lichtkringel auf die Beine von Liz. Als Liz' Beine, während sie sich bückte, nach obenhin immer länger wurden, fiel es dem jungen Vikar Heribert Jansen wie Schuppen von den Augen. Liz setzte sich, wie um Atem zu schöpfen, ins Gras. Die feingliedrige weiße Hand des Vikars öffnete umständlich die Knöpfe der Beinkleider. Ein unerbetener Wind fuhr unter Liz' Rock und schob ihn hoch bis über die Knie. Der Vikar am Erkerfenster des Dachstocks winkte ihr mit der freien Hand zu und lächelte nach Art der jungen Geistlichen. Liz ordnete schnell den Rock und winkte zurück. Er nahm das bleischwere Glied fest in die Hand und wichste bedrückt. Während es ihm kam, beschloß er, Liz zu heiraten, und sei es Hals über Kopf gegen den Willen seiner Eltern, aber sicher nicht gegen den Willen des Herrn Pastors. Das alles geschah in Mährisch Ostrau. Heribert heiratete Liz. Liz konnte nur ein Kind kriegen. Sie kriegte es und war Mutter. Das Kind nannten sie Liz. Heribert wurde versetzt. Er reifte zum Pastor heran und quälte seine Frau. Im Krieg fiel er. Das Kind wuchs in einer unruhigen Zeit auf. Liz putzte und wusch für fremde Herrschaften. Das Kind wurde immer schöner. Liz' Rock rutschte nie wieder herauf

über die Knie. Kein unerbetener Wind. Nichts zu machen. Plötzlich war das Kind groß und lief los. Zuerst in eine Bar. Liz verdiente ganz schön in einer Bar. Manchmal schickte sie der Mutter etwas Geld. Die ahnte nichts. Nachdem Liz von einem schwer geprügelt worden war, zog sie ein sicheres Zimmer in der Straße vor. Ihr Kind hatte sie in ein Kinderheim gegeben. Die Besuche gab sie bald auf, aus Rücksicht auf das Kind. Sie wollte erst später wieder in die Erziehung eingreifen. Sie traf Manni, mit dem sie zusammenblieb. Manni schlug sie nicht. Sie wollte ihn nicht heiraten,

*

Als Manni klein war, kochte seine Mutter Spinat. Sie war Verkäuferin in der Damenoberbekleidung. Später, nach der Scheidung, Filialleiterin. Er war ein guter Schüler. Für ein paar Jahre hatten sie in einem Dorf gewohnt. Hinter dem Haus war ein Damm gegen das Hochwasser. Das Gartentor war grün gestrichen. Manni spielte mit den Töchtern. Das gab Schwierigkeiten. Sie hatten die Grenze nicht respektiert. Als Manni sechzehn war, zog er mit seiner Mutter in die Stadt. Sie hatte sich auf dem Lande nicht geschickt. Er ging in eine kaufmännische Lehre. Das Kaufmännische schien dem Jungen zu liegen. Er war immer noch sehr zart. Aus einem Elektrowerk stahl er Kupferplatten. Auf diese Idee muß ihn jemand gebracht haben, sagte die Mutter. Sie starb. Manni mußte ein Jahr Jugendarrest absitzen, weil die Bewährungsfrist zu lange gedauert hatte. Eine Firma nach der anderen entließ ihn. Ein Jahr lang trug er eine Brille. Es war ein Versehen. Er geriet in Gesellschaft und brauchte die Brille nicht mehr. Er bekam 10 Monate Gefängnis wegen Zuhälterei, als er noch kein Zuhälter war. Danach war er Zuhälter und wurde auch nicht mehr eingesperrt. Manni sagte, er wäre jetzt vierundzwanzig und hätte schon alles erlebt, was es so zu erleben gibt. Er hatte links ein Blumenkohlohr, aber nicht so ein schlimmes wie das von einem guten Bekannten. Allerheiligen war Manni mit Liz auf dem Friedhof. Das Grab seiner Mutter war verwahrlost. Liz weinte. Er sagte, hör auf zu weinen. Ich weine, wann ich will, sagte sie. Sie sagte, das Grab würde in Pflege gegeben, egal was es kostet. Manni sagte, hör bloß auf zu heulen. Liz wischte sich das Gesicht ab und schminkte sich neu. Sie hatte Mannis

Mutter nicht gekannt. Manni sagte, das wäre das erste und das letzte Mal gewesen. Für was leben wir eigentlich, fragte Liz, manchmal sitze ich wie vor einer Wand.

*

Es war alles wie ein großes Standfoto. Die Musik setzte aus und wieder ein. Eine Ablagerung von Musik, vibrierendem Fleisch und Farben. Die Manöverbeobachter behielten die Hüte auf angesichts der reglosen Ebene. Der Inspekteur verwies auf ein MG-Nest. Die Überraschung war groß in den robbenden Linien. Die ganze Fläche konnte von dort aus bequem bestrichen werden. Flinke Jagdhubschrauber lauerten hinter Baumreihen und Waldrändern, nur für Sekunden stiegen sie auf, einige Meter über die Wipfel, feuerten ihre Sachen ab und gingen wieder in Deckung.

*

Er war wild auf Spaghetti. Seine Frau war vierzehn Jahre jünger als er und hatte ihm heute kein Essen gekocht. Sie sagte, es hätte beim Friseur zu lange gedauert. Ein kaltes Kotelett lag verbogen und trokken auf dem Teller. Er rührte es nicht an. Sie aß es am Morgen zum Frühstück. Ihre Schwester kam. Sie flüsterten in der Küche beim Kaffeekochen. Einmal las er über Ehen älterer Männer mit viel jüngeren Frauen. Am Ecktisch hinter ihm saß ein Mann, der Moritz gerufen wurde. Er hatte das Gefühl, daß sie ihm ein Bier zuviel berechneten. Die Frau wünscht unbewußt den Tod des älteren Mannes. Es gab Kaffee und Kirschtorte mit Sahne. Er war wild auf Spaghetti. Erst vor ein paar Wochen hatte das angefangen. Sie sprach mit ihrer Schwester, Tante Maria, über die Kinder von Tante Maria. Er stellte die Nachrichten an. Aber wir möchten uns doch unterhalten, wenn Tante Maria schon mal da ist. Wenn er sich erinnerte, dann nur an Schwierigkeiten. Er hatte von den fünfzig Mark nur noch knapp vierzig. Wie lange ging das nun schon so, mit der Brottüte an den Ententeich? Jeden Sonntag, vormittags, wenn alle in der Kirche waren: komm komm komm komm komm kooom kooom. Sie sagte, gib das dran, das mit der Brottüte an den Ententeich, sonntags, wenn alle in der Kirche sind: komm komm komm komm komm kooom kooom. Er sagte, mir

ist egal, was die Leute in der Kirche über mich denken. Sie sagte, dir glaube ich nichts mehr, dir glaube ich nichts mehr. Als er die Kneipe verließ, war er immer noch wild auf Spaghetti. Er ging gebückt, so daß er leicht verwechselt werden konnte. Die Fernfahrer an der Bar waren harte Burschen und wußten Bescheid. Er hatte ein Buch gelesen, in dem ein Mann mit 55 ein neues Leben anfängt. Das war nicht so einfach. Er mußte schon wieder. Tante Maria trank die Tasse leer und ging wieder nach Hause. Beim Pissen wurde ihm kalt. Nachdem er Spaghetti gegessen hatte, war er immer noch wild auf Spaghetti. Und sie hatten ihm ein Bier zuviel berechnet. Die Straße war noch naß vom Regen. Die meisten Frauen saßen hinter den geschlossenen Fenstern, nur wenige standen in den Haustüren. Er hatte Angst, ließ sich ansprechen, gab aber keine Antwort. Er hatte den Mantelkragen hochgestellt. Es war zuviel für ihn. Er stammte von einem Bauernhof im Münsterland, und nun war er hier.

*

Zum Beispiel am kältesten Dezembertag seit rund hundertfünfzig Jahren war Staff hinter Lilli her. Liz hatte sie gewarnt. Sie hatte das Kind verloren, und sie hatte Libuda verloren, aber ihre Brüste waren wieder straff wie zuvor. Sie trug große Handschuhe, die innen mit Fell gefüttert waren. Staff fuhr dicht an sie heran und kurbelte das Fenster runter. Ihr Gesicht war ganz starr. Seine Freundlichkeiten und Fragen wies sie frostig zurück. Für diesen Staff wollte sie nicht anschaffen. Aber dann, als es wieder wärmer war, packte er sie doch. Er hatte sich Zeit gelassen. Wünsche gingen in Erfüllung. Das Warten hatte sich gelohnt. Die Sonne stand hoch, als sie einstieg. Staff versprach ihr, einen Weihnachtsbaum zu beschaffen. Es war der wärmste Tag im Dezember seit rund achtzig Jahren. Sie fuhren in die Bottroper Heide. Wunderbare weiße Winterlandschaft. Tiefverschneiter Nadelwald. Staff hatte keine Augen dafür. Unter dem Vorwand, ihr einen Weihnachtsbaum abzuschneiden, schmiß er sie in den Schnee. Kein Förster weit und breit. Sie sagte, du weißt, daß ich immer noch auf Libuda warte. Sie klopfte sich den Schnee ab. Rundherum Tannen von der richtigen Größe. Eine Schonung. Sie war mit Staff allein im Schnee zwischen Bottrop und Kirchhellen. Lilli blieb tapfer und bückte sich, wie sie sich bücken sollte. Sie stemmte die Arme in den Schnee. Er

sollte sich beeilen. Du bist ja wie eine Rasierklinge, sagte sie, beeil dich um Gottes willen, mir friert schon alles ein. Er war wie ein Tier. Hinter ihr. Er machte aber schnell im Schnee. Lilli fror nur noch an den Händen, auf die sie sich stützte, um nicht nach vorn zu kippen. EISKALT IN DER BOTTROPER HEIDE. NUR DIE SONNE WAR ZEUGE. Abwechselnd nahm sie die Hände hoch und hauchte sie warm. Beeil dich. Hinterher kein Weihnachtsbaum. Im Auto wurde es schnell warm. Sie hielten noch mal an, und Lilli wischte sich mit Schnee die Waden ab. Sie spürte, daß in ihrem Leben eine Veränderung eingetreten war.

*

Im Hinterland erhob sich ein erstaunlich hochgewachsener Offizier und suchte mit dem Feldstecher das Gelände ab. Sein Arm deutete auf verschiedene Sachverhalte und beschrieb die Bewegung an der linken

Flanke. Zwei Nachrichtenmänner hockten wie Hasen in einer Mulde. Am Strand prallten Bälle aufeinander. Ein junger Harpunier tauchte auf, schob die Brille hoch und blickte aufs offene Meer hinaus. Sentimental. Er hatte wieder kein Stück erlegt. Der kahlköpfige Zimmernachbar des Chefs las in der GÖTTLICHEN KOMÖDIE. Zwischendurch ging er ins Wasser. Er kam aus Regensburg, war aber in Mannheim aufgewachsen. Liz trug einen großen Strohhut. Manni und der Chef übten am Ball. Der Horizont war gut besetzt. Sonnenhungrige Deutsche rümpften die Nasen über deutsche Sonnenhungrige. Der Chef hatte einen Brief der Kreolin erhalten. Es ging ihr gut. An einem Nachmittag hatte sie eingekauft und war anschließend zur stationären Behandlung gegangen. Es regnete zu Hause drei Tage ununterbrochen. Die Kreolin schrieb, Liz, Manni und der Chef hätten wohl Sonnenschein. Liz grub ihre Füße ein. Manni mußte kommen und ihr den Rücken mit ZEOZON einreiben. Der Chef spielte den Ball immer noch mit schlafwandlerischer Sicherheit. Beim Mittagessen hatte Liz Manni eine Szene gemacht, nachdem sie Wein verschüttet hatte. Ein junger Engländer spielte seinen Ball auf Liz. Dabei kam Sand auf die Decke. Liz wischte den Sand von der Decke. Am Abend wollten sie zu einem Tarantella-Abend gehen oder sich die dressierten Delphine ansehen. Was hab ich mit Delphinen zu tun, sagte Liz. Liz aß Salami und Brot und ging auch an die Flasche. Sie kriegte Durst und ging noch einmal ins Wasser. Sie hatte Angst vor Quallen. Liz schwamm gut, behielt aber den Kopf oben. Sie wollte nicht zu italienischen Friseuren. Sie trug ihren grünen Bikini. Sie ist eine Frau, die sich überall sehen lassen kann, auch in Gesellschaft. Ihr Zweitbikini liegt im Hotel. Morgen erscheint sie in Rot. Viele Blicke folgten ihr, wenn sie federnd durch den Sand ging. Sie wußte, das waren nicht nur freundliche. Der Chef schwitzte. Er schoß den Ball ins Wasser und schwamm hinterher. Der Chef ist nun in den Vierzigern, hat aber noch eine ausgezeichnete Figur, ist stark und tüchtig in seinem Beruf. Er verehrt Liz. Liz ist immer noch eine brillante Frau, sagte der Chef. Aber er liebte die Kreolin. Was hier so interessant ist, sagte der Chef, ist, daß die Erde den Tag über die Wärme speichert. Ein paar Brocken Italienisch konnte er noch von früher. Damit kann ich mir ganz gut helfen, sagte der Chef. Er aß leidenschaftlich gern FISCH.

*

Artikel in der Zeitung, Kommentare in Funk und Fernsehen über die schleichende Inflation verfolgten sie. Sie hatte den Eindruck von etwas Schleichendem. Eine Gefahr, spürbarer denn je. Marlene war bald dreißig, und sie tat noch immer was für sich. Noch nie geschlechtskrank gewesen, nicht mal ein Tripperchen. Nun wurde jeder, der sich etwas auf die Seite getan hatte, über Nacht ärmer. Beim Lesen trug sie eine Brille. Insgeheim. Verstohlen. Über ihre Verluste wollte sie sich nicht hinwegtäuschen. Am besten reisen. Alles ausgeben. Marlene, die Unternehmungslustige, fühlte sich nach jeder Reise so bereichert. Immer wieder ein Stück mehr sie selbst. Der Blick so frei. So verjüngt auch und voller Ansichten. Wie kam es dann, daß sie manchmal wie jetzt an Schwindel glaubte, daß alles ein großer Schwindel wäre. Das fing bei ihr selbst an. Sie sagte nicht mehr auf den Kopf zu, was sie dachte. War das Schwindel? Und die Kontoauszüge ein Riesenschwindel? Die ganze Bank ein Schwindelunternehmen? Hatte sie im letzten Jahr 20 000 auf dem Konto gehabt, so waren es jetzt erst 24 000. Schwindel? Sie müßte ein Dutzend Löcher haben, um auf einen guten Schnitt zu kommen. Vierundzwanzig Beine zum Breitmachen. Zwölf Konten à 24 000. Aber auch da hörte der Schwindel nicht auf. Mit den Einnahmen würden auch die Ansprüche wieder steigen, vor allem die persönlichen Ansprüche. Thailand. Kilimandscharo. Karneval in Rio. Vierwöchiger Aufenthalt in Lambarene. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte.

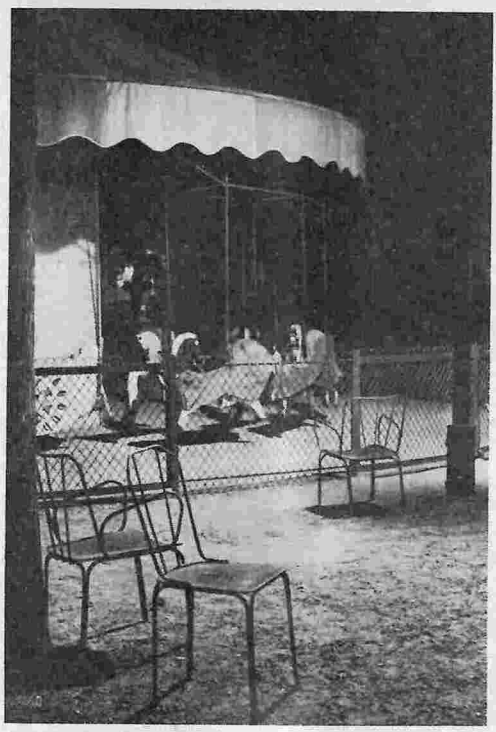
*

Sonntage und Werktage seitdem. Die Sonntage rutschten vorbei, die Werktage schlichen. Nach jedem Gang benutzte Liz intensiv ihren roten blauen grünen oder gelben Waschlappen. Nun sollte eine fremde Rasse südostasiatischer Schweine schuld daran sein, daß sie über 40 Grad Fieber hatte. Die halbe Straße war befallen. Was hatte ein normaler Deutscher in Südostasien zu suchen? Speziell im kriegerischen Teil? Um mit vollen Auftragsbüchern und dem gefährlichen Virus zurückzukehren? In Berlin wurden vertikale Bestattungen erwogen. Die Toten mußten bis zu drei Wochen warten. Die Friedhöfe drohten zu platzen und weggeschwemmt zu werden. Im Ruhrgebiet kam die smogartige Wetterlage hinzu. Zu Tode erschöpfte Bergleute quälten sich mit Staublungen, Asthma und Grippe. Die Kreolin schien

immun zu sein. Lilli schaffte wie wahnsinnig, nahm jeden an, nieste von unten herauf. Der Virus breitete sich mit rasender Geschwindigkeit aus. Ein Engpaß in der Papiertaschentücherindustrie. Kleenex und Tempo kamen nicht nach. Viele hatten sich in ihren Wohnungen verschanzt. Viele holten Zeitungen und Post nicht mehr herein aus Angst vor Infektionen. Manni stand auf dem Balkon und inhalierte frische Luft. Auf dem Tisch das angetrunkene Glas Bier. Biertrinken war für ihn nur ein Vorwand, Chininpillen zur Vorbeugung zu schlukken, zweimal täglich zwei. Zweimal hatte Liz ihn nach Rollmöpsen geschickt. Einmal brachte er Bismarckheringe. Da konnte er was erleben. Aber Hauptsache, sauer. Das Fieber stieg und fiel ganz nach Belieben. Lag es an dem Bauplan der Viren? Diese südostasiatischen Schweine als Träger. Sollte man diese Art krepieren und aussterben lassen? Diese Träger? In Asche legen? Liz rief, mir ist kalt. Meine Füße eiskalt. Meine Hände auch ganz kalt. Nur mein Kopf ist ganz heiß. Aber das konnte sich jeden Augenblick wieder ändern. Der Schweiß rann. Und wieder Rollmöpse. Manni rührte Fenchelhonig in heiße Milch. Das gab ihr eine Erinnerung an Mährisch Ostrau. War Mährisch Ostrau endgültig verloren? Liz jammerte. Auf dem Krankenlager wollte sie ihrer Mutter einen Brief schreiben. Aber es fiel ihr nichts ein, und sie fühlte sich, sagte sie, schlapp wie nie. Manni verfügte über starke Abwehrkräfte. In voller Abwehrkraft stand er auf dem Balkon und inhalierte Frischluft. Hast du immer noch nicht so ein Summen in den Knochen, fragte Liz, merkst du noch immer gar nichts? Nö, sagte Manni.

*

Liz und Manni saßen im Kino. Zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit. Die Wochenschau lief. Ein neuer französischer Flugzeugtyp wurde vorgestellt. Dann Schimpansen mit guten Manieren, die Liz ein Lachen entlockten. Manni ging noch mal raus, um was zum Knabbern zu holen. Liz räumte unwillig ihre Beine beiseite. Dann flogen Erdnußschalen und mehr. Die anderen schliefen auch nicht. Das Kino war bekannt dafür. Die Piratenfilme spielten hier und zogen Manni magisch an. Wie magisch! Sie machten die Welt so rund. Kielholen wurde für alle Betroffenen im Laufe der Jahre eine grausige Angelegenheit. Der Tod stand Pate. Aber es sollte auch nicht verges-



sen werden, daß die Wirklichkeit ein bißchen anders aussah. Hollywood-Millionäre steckten dahinter, künstliche Gebisse und Stars über Stars. Einige waren schon am Wohlleben eingegangen. Heute leider kein Piratenfilm. Die Entscheidung hatte Liz getroffen. Und doch legte sich Mannis Langweile. Er schien hocherfreut. Neben ihm Liz aufrecht. Sie hatte das schönste Profil seines Lebens. Manni schien Gefallen zu finden an Ursula Andress, auf eine komische verkehrte Art schien er zu genießen, daß sie einen elektrifizierten Büstenhalter trug, der von den Spitzen verheerende Funken aussandte. In diese verrückt gewordene Welt. Sie atmete tief ein und blies dem Feind den Kopf ab.

*

Edel Exel
So wie es ist[46]

Am Nachmittag sitze ich am Ufer der Ruhr, meine vergilbten rauhen Blätter auf dem Schoß. Ich bohre mit dem Zeigefinger in der feuchten Erde, Gedanken kommen an Zeichen, wovon mir zwei schon in die Haut gesetzt sind. Vier Zeichen, die ich einmal mit meinem Körper in feuchten Lehm drücken werde.

Ich bin ruhig, dann schreckt mich das Geräusch eines Zuges auf, ich verfolge mit meinen Blicken seine Fahrt, bis ich ihn nicht mehr sehe. Ich werfe die Blätter ins Gras, lege meinen Kopf auf die angezogenen Knie, umschlinge die Beine mit den Armen und schließe die Augen. Ich sehe ein Schwindelbild, das mich in eine überschwemmte Landschaft zieht; hier gibt es gewaltige Bäume in grüner Pracht. In der Ferne wirken sie wie durchsichtige Glasberge. Ein vornehm in Weiß gekleideter Herr ist damit beschäftigt, Zweige abzubrechen, an denen Glasperlen hängen. Er wird sie später am Strand auslegen, damit man sie sammle. Die Bäume bewegen sich in alle Richtungen, wie Figuren auf einem Schachbrett. Jetzt versperrt mir ein mächtiger Baumstamm die Sicht, ich umarme den Stamm. In der Luftströmung zeigen alle Zweige des Baumes in dieselbe Richtung, nur ein verwitterter Stoffetzen flattert hartnäckig hin und her, jetzt fliegt er spielerisch zwischen den Ästen und winkt mit seinen Fransen schon wieder von anderswo. Sein Winken erinnert mich an einen Traum, in dem mir alles klar war – für einen Moment, und er erinnert mich an helles Licht in der Ferne. Ich neige meinen Kopf und berühre mit der Stirn die rauhe Baumrinde, ein angenehmes Kribbeln durchströmt meinen Körper. Weil es so schön ist, drücke ich meinen Kopf noch stärker gegen die Rinde. So wäre ich sicherlich noch lange geblieben, hätte es nicht neben mir angefangen zu leuchten. Ich wende mich diesem Leuchten zu, da steht der vornehme Herr neben mir in seinem leuchtenden weißen Anzug. Seine Hände wühlen in den silbergrauen Haaren, bis sie endlich zerzaust vom Kopf abstehen. Ich muß lachen. Nun sehe ich auch, daß sein weißer Anzug ziemlich angeschmuddelt ist, auf dem rechten Hosenbein ist sogar ein großer Fettfleck, auch die Jacke hat er sich falsch zugeknöpft, trotzdem wirkt er immer noch vornehm. Ich

reiche ihm meine Hand, er beugt sich langsam und gibt mir einen langen Handkuß, das Blut steigt mir zu Kopf. Dann sieht er mich an und fragt leise: »Wo warst du denn so lange?«

Ich bin verwundert, denn ich habe ihn nie zuvor gesehen. Hat er schon so lange auf sie gewartet, daß er nicht mehr weiß, wie sie aussieht, oder verwechselt er mich mit ihr? Ich schaue ihm fragend in seine dunklen gutmütigen Augen. Als er meinen Blick erwidert, schaue ich ihm auf die Nase und antworte: »Ich war am Meer.«

»Was hast du da gemacht?«

»Ich habe ausgerechnet, wie lange wohl bei stürmischem Wetter der Todeskampf nach dem Sturz vom hohen Felsen dauert.«

»Und?« Sein Lächeln wird lauernd.

»Und ich habe mir gestattet, auch noch Vermutungen über die Art deines Todes anzustellen.« Dann halte ich inne, spreche nicht mehr mit ihm und sehe eine Fotografie, auf der die Grau- und Schwarztöne ineinander übergehen, eben haben sie noch die Umarmung zweier Menschen gezeigt. Ich lehne mich an den Baum, lasse mich langsam daran heruntergleiten und verharre jetzt in der Hocke.

»Ich zaubere dir jetzt was, ja?« flüstert der Herr mir ins Ohr. Seine freundliche Stimme tut mir wohl. Er steckt die linke Hand in die Anzugsjacke und holt einen kleinen dunkelblauen Fisch hervor. »Das ist aus einem meiner vielen Tintenflecke in der Tasche.«

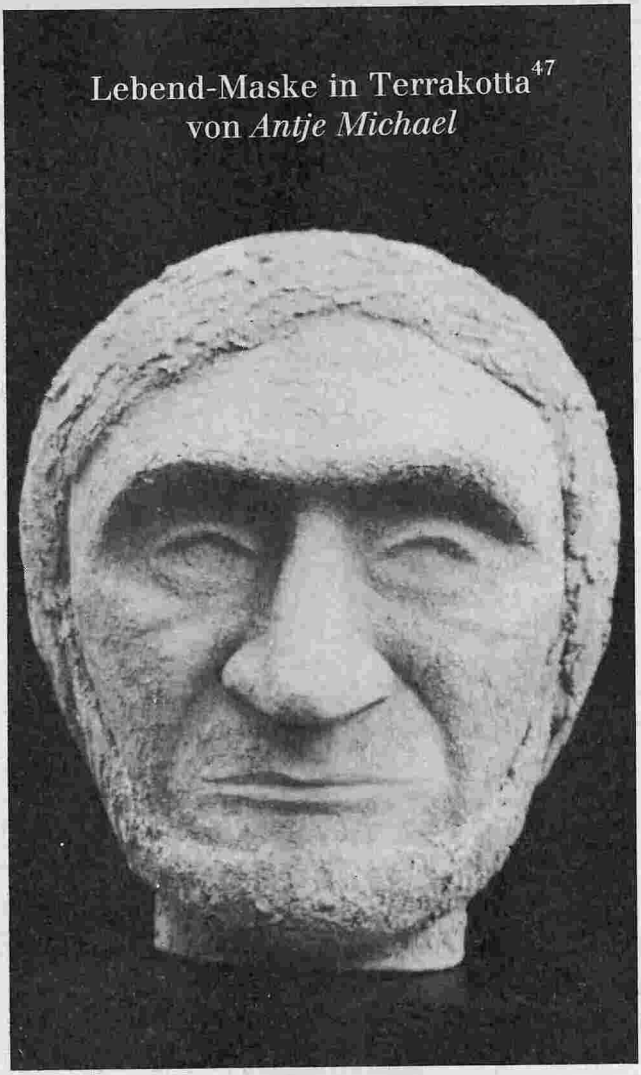
Er lacht, seine buschigen Augenbrauen zucken dabei, er reicht mir den Fisch. Als ich zögernd danach greife, weil ich noch nie einen lebenden Fisch berührt habe, tippt er mir aufmunternd mit dem Zeigefinger gegen den Bauch. Ich halte ihm vertrauensvoll meine geöffnete Hand hin, er legt den Fisch mit seinen langen knochigen Fingern auf meine Handfläche. Ich umfasse das Fischchen, schön glitschig und warm fühlt es sich an.

»Wie heißt das Fischchen... ach, wie heißt du überhaupt?« Ich fühle mich wie ein mutiges kleines Mädchen. Er antwortet nicht auf meine Frage, ich schaue zu ihm hoch, und das Fischchen flutscht mir aus der Hand, springt zurück in die weiße Anzugsjacke. Der Fisch hat die Innenfläche meiner Hand blau gefärbt, aber das macht mir nichts aus, ich frage wieder: »Also, wie heißt du?«

»Ich brauchte so viele Jahre keinen Namen. Inzwischen habe ich ihn vergessen. Erfinde du einen für mich.« Jemand ruft meinen Namen, ich muß zurück. Didjeh sucht nach mir. Ich küsse den alten Herrn erst

auf die Stirn, dann auf den Mund. Er umfaßt meinen Kopf, erwidert meinen Mundkuß, ach so schön.
Ich öffne die Augen.

Es ist dunkel geworden. Didjeh kommt eilig vom Feldweg her auf mich zu. Ich strecke meine Beine lang aus.
»Komm«, sagt Didjeh. Als ein heftiger Windstoß ihm das blonde Haar ins Gesicht bläst, dreht er sich wütend zur Seite, als wolle er sich mit dem Wind anlegen. »Ich laufe voraus.«
Ich sammle meine Blätter ein. Die getrocknete Erde an den Fingern reibe ich an der Hose ab. Für meinen namenlosen alten Liebsten ziehe ich den Goldring vom Finger und werfe ihn in den Fluß. Dann laufe ich hinter Didjeh her.
Ich versuche mit ihm Schritt zu halten, komme dabei außer Atem. An der weißen Mauer kurz vor dem Überweg, der von der Ruhr wegführt, bleibe ich stehen. Didjeh bemerkt es nicht, er geht weiter.
Er mag mich oft in seinen Gedanken haben, aber nicht in seinem Herzen.
Unser Zusammensein erinnert mich an die ausgetrockneten Flüsse in Salobrena. Sie waren faszinierend, stillten aber nicht meinen Durst.
Ich laufe an der Mauer weiter, ein Hund kläfft, ich zucke zusammen, renne über die breite Straße, schlendere dann an den Schaufenstern der hellbeleuchteten Hauptstraße entlang nach Hause. Das Grün der Verkehrsampeln, das Grün in so vielen Dingen beruhigt mich. Als ich, um abzukürzen, in eine Nebenstraße abbiege, erschrecke ich, weil hier so leicht kein Grün einzufangen ist. Grau liegt die schmale Straße vor mir. Ich laufe wieder schneller. Bis vor meine Haustür habe ich kein Grün gesehen.
Ich öffne die Haustür, drücke gleich mit der linken Hand das Licht an, im Hausflur liegen zerfetzte Reklameseiten und eine mit Senf verschmierte Serviette. Die Kinder der Nachbarn haben die kaputte Waschmaschine mit einem Strick an die Türklinke der Hoftür gebunden. Die Tür ist noch einen Spalt geöffnet, gerade so, daß ein Kinderkörper hindurchschlüpfen kann. Gewöhnlich schließe ich abends diese Tür, laß es aber heute bleiben, zuerst, weil ich keine Lust habe, die vielen Knoten des Strickes zu lösen, dann, weil es mir plötzlich gefällt, so wie es ist.



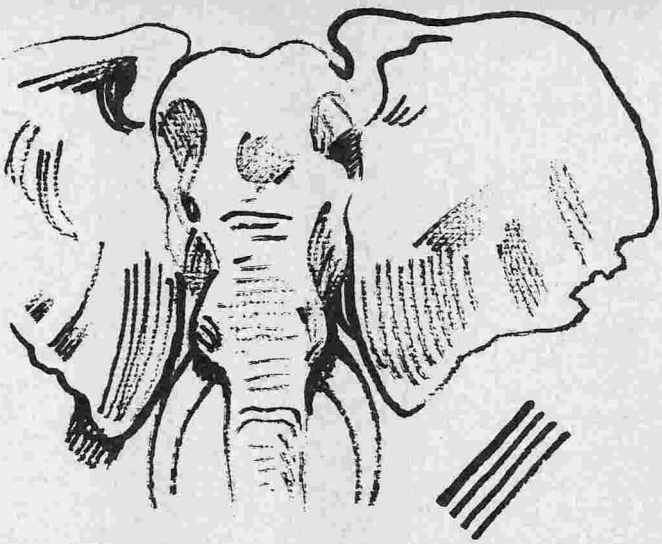
»Ehret Eure lebenden Dichter, denn sie werden lange tot sein.« *Gerhard Zwerenz*

Joe Brainard
Ein besonderes Tagebuch[48]

Dienstagabend

Ich will Dir erzählen, was ich heute gemacht hab'. Nicht, weil's irgendwie aufregend war. Aber ich bin betrunken und brauch' 'ne Beschäftigung. Und weil ich Dir nun eben mal erzählen will, was ich gemacht hab'. Ich hab' gerade bei ›Aldo's‹ gegessen. Das italienische Restaurant, wo ich immer ess', wenn ich allein essen geh'. (Komisch italienisch). Die haben nämlich eine prima Musik-Box. Außerdem sind die Kellner schön (hübsch), und es verschafft mir so einen mysteriösen Kitzel, wenn ich ihnen so mysteriös scheine. (Ich esse oft dort). Es macht mir Spaß, immer das gleiche zu bestellen. Eine halbe Flasche Weißwein (französischen), ich vergeß' immer den Namen.

›POLLY FUSE‹ oder so ähnlich, überbackenes Kalbfleisch mit Zitrone und Buttersoße. Spargel. Und Salat mit Essig und Öl. Die meisten Kellner brauchen mich nicht einmal mehr fragen, was ich will. Sie bringen's mir einfach. Das gefällt mir, und (hoffentlich) ihnen auch. Heut' morgen bin ich spät aufgewacht. (10 Uhr 30.) Ich hab' in einem puertoricanischen Lokal am Hudson gefrühstückt. Rührei, Schinken. Ein großes Glas Orangensaft. Und Kaffee. Dann bin ich nach Hause gekommen und hab' fast den ganzen Tage in Gartenbeeten Unkraut gejätet, zur Zeit meine Beschäftigung. Im Nachbargarten saß gerade dieser schöne blonde Junge, mit dem Rücken zu mir, und las. Er ist Volkswirtschaftler an der N.Y.U. (New York University). Ich pfiff dauernd vor mich hin, damit er merkte, daß ich ›da‹ war. Nicht, daß ich erwartete, daß ihn das irgendwie kümmern würde. Machte meine täglichen Liegestützte. Kippte die tägliche Büchse Nutrament. Hab' sicher 'ne Menge geraucht. Und 'ne Masse Cola getrunken. Die Post kam. Tom Clark schreibt, er hätte sich einen doppelten Sehnenriß im Bein zugezogen. Außerdem zwei Einladungen auf Bücher-Parties in ›The Gotham Book Mart.‹ Und Reklame für Nackte-Mädchen-Pornographie. Ich ging zum Spezialgeschäft, um ein paar Exacto-Klingen für das Unkraut zu besorgen. Anruf bei Bill Berkson. Meldete sich niemand. Ich bin einsam. Aber ich bin selbst dran schuld. Kann mich also nicht beklagen. Aber darüber schreiben kann ich. Ich bin einsam. Am liebsten wär's mir, wenn irgendwelche Leute einfach anklopfen und sagen würden: »Komm, wir geh'n ins Bett!« Ich wär' jetzt gern mit jemand zusammen, ohne diesen ›Besuchens-Kult‹. Wie bin ich doch beschissen. Auch nix besonders Neues für mich. Aber ich bin auch nett. Jetzt ist es fast zehn. Ich werd' mal noch'n bißchen in ›La Querelle de Brest‹ von Jean Genet lesen. Es ist nichts Besonderes, aber mir gefällt's. Und ein bißchen haschen. Anne hat's mir gegeben. (Anne Waldman). Eigentlich verarsche ich Dich ja ein bißchen. Ich meine, so schreib' ich eigentlich gar nicht. Ich nutze es einfach aus, besoffen zu sein. Ich schreib' eigentlich außerhalb meiner selbst. Ich hab' das Gefühl, als guck' ich mir selbst beim Schreiben zu. Ich weiß, morgen wird mir's gut gehen. Ich weiß, was ich morgen (mehr oder weniger) machen werde. Ich wüßt's lieber nicht. Ich wollte, das Leben würde mich mal wirklich überraschen. Es kotzt mich an, es mir überraschend zu ›machen‹. Und es kotzt mich an, ein Lahmarsch zu sein. Weil ich einer bin. Und weil ich keiner bin.



AN ELEPHANT IS TROMPING UPON MY HEART

Mittwochmorgen
Heut' früh fühl' ich mich großartig. Und ohne bestimmten Grund. Es ist schon Klasse, morgens aufzuwachen und sich einfach wohl zu fühlen. Ich hab' Dir noch nichts zu erzählen, weil ich eben erst aufgestanden bin. Ich wollte Dir nur sagen, wie großartig ich mich fühle. Weil ich's wirklich durch und durch spüre. Ich liebe das Extrem.

Mittwochabend
Da bin ich wieder. Diesmal nicht so besoffen. Aber wieder genauso verlassen und pathetisch. Ich könnte natürlich die Greenwich Avenue

entlangbummeln und im Handumdrehen jemand aufgabeln. Wenn ich wirklich wollte. Ein Vorteil an mir ist, daß ich mir nie selbst leid tue. Das Dumme ist nur, daß ich eigentlich nicht genau weiß, ›wie‹ ich jemand aufgabeln soll. Und ich hab' Angst vor einer Niederlage. Und es ist fünf nach zwölf, und ich werd' ganz bald müde werden. Hoffe ich. Ich wollt', ich wär' mitten in einem guten Buch. Aber den Genet hab' ich gestern Nacht ausgelesen, und jetzt schaff' ich's nicht mehr, gleich ein neues Buch anzufangen. Ich möchte gern ein ganz wildes und aufregendes Leben führen. Warum mach' ich's nicht? Ich muß wohl ein Feigling sein. Jedenfalls fällt mit kein anderer Grund dafür ein, warum ich nicht so lebe, wie ich es möchte. Außer vielleicht, um mich selbst zu schützen. Ich wünschte, es wäre mir alles egal, außer mich zu amüsieren. Wenn ich mich doch nur nicht davor fürchten würde, mich lächerlich zu machen. Ich wollt', ich wär' ein Geck. Ich wünschte, die Tage würden sich nicht einfach so verflüchtigen. Hoffentlich bin ich kein Tattergreis, bis ich merke, wie grandios ich bin. Hoffentlich klingt das morgen nicht zu kitschig. Natürlich weiß ich, daß es so klingen wird. Daß es so ist. Und daß es mir eigentlich nichts ausmacht. Darum geht es ja in diesem besonderen Tagebuch (ein Luxus).

Sonntagnachmittag

Gestern abend war ich wieder betrunken. (Absichtlich.) Darum fühl' ich mich heut' ein bißchen komisch. Nicht eigentlich schlecht. Ich hab' keinen Kater. Aber ich fühle mich etwas träge. Entspannt. Etwas zu entspannt. Das passiert mir oft, wenn ich am Vortag getrunken habe. Im Grunde ist es ganz angenehm. Faul. Aber ich finde das nicht so gut. Heut' früh habe ich an meinen Ausschneide-Bildern aus wilden Blumen weitergearbeitet. Manche fangen an, ein wenig zu sehr nach ›art nouveau‹ auszusehen. Muß aufpassen. Habe aufgehört, mich zu rasieren. Zuerst, weil ich einfach zu faul dazu war, aber jetzt gefällt's mir ganz gut. Deswegen rasiere ich mich jetzt nicht mehr bis nach der Bücherparty am Montag. Im ›The Gotham Book Mart‹. Zum Anlaß von John Ashberys ›Fragment‹ mit Zeichnungen von Alex Katz. Gestern abend hab' ich mich bei Julio so besoffen. Eine schwule Jazzbar. Ich bin jetzt schon dreimal dortgewesen. Nicht, um jemanden aufzutreiben. Oder von jemand mitgenommen zu werden. Halt so zur Übung, sich in schwulen Kneipen wohl zu fühlen. Für mich ist das was Neues.

THERE IS NOTHING WORSE THAN ELEPHANT LOVE

Schwulenkneipen. Und es ist aufregend. Um ›beschäftigt‹ zu scheinen, tu' ich so, als würd' ich auf jemand warten. Jemand Besonderes. Und das klappt. Die meisten bleiben mir vom Hals. Und den paar, die sich an mich 'ranmachen wollen, sag' ich einfach, ich warte auf jemand. Ich merke, daß ich Dir nicht die ganze Wahrheit erzähle. Ich weiß sogar, daß ich's nicht tu. Aber es ist zu kompliziert. Und ich möcht' nicht darüber nachdenken. Und wahrscheinlich weiß ich selbst nicht genau, was die ganze Wahrheit ist. Ich weiß nur, daß ich's darauf abgesehen habe, mein Leben etwas aufregender zu machen. Ich finde, jetzt bin ich dran. Egal was kommt. Jetzt bin ich dran. (Glaub' ich.) Ich glaub' nicht länger an Worte. (Zu einfach.)

Donnerstagabend
Es ist unheimlich kalt heut' abend. (Ich hab' das gern.) Auf meinem Weg zu ›Aldo's‹ hörte ich diese Unterhaltung mit an:

Erste Frau: Es ist so kalt.

Zweite Frau: Ich hab' zwei Pullover an.

Erste Frau: Hätt' ich es bloß auch. Ich bräucht's.

Irgendwie fand ich das furchtbar komisch. Vielleicht wegen dem ›es‹ bezüglich der Pullover. Die beiden Frauen waren alt und fett. Tut mir leid, aber sie waren's wirklich. Bei ›Aldo's‹ aß ich wie üblich mein Kalbfleisch mit 'ner halben Flasche Weißwein. Heute plus einem Glas weiße Creme de Mint auf Eis. Plus dauernde Musik aus der Juke-Box. Für einen Dollar in Quarters. Die Musik ist Klasse. Der Wein gut. Es ist acht. Bald geh' ich wieder 'raus, mich in Schwulenkneipen rumtreiben. Ich hab' 'ne neue aufgetan, die ich fast noch besser finde als ›Julio's‹ (›Danny's‹). Aber es ist noch zu früh, um hinzugehen. Deswegen schreibe ich. (Zeit.) Es gibt viel zuviel Zeit heutzutage. Ich bin mir ihrer zu bewußt. Unheimlich. Obwohl, manchmal ist es ganz angenehm (ungefährlich), sich so der Zeit bewußt zu sein. Ich weiß nicht, von was ich rede. Und ich hab' den Verdacht, daß ich das ausnütze. (Oink.) ›Oink‹ ist zu einfach. (Und auch dieses Tagebuch ist zu leicht.) Weißt Du, eigentlich bin ich ziemlich traurig, daß Jack Kerouac gestorben ist. Ich hab' ihn unheimlich gern gemocht. Werd' jetzt aufhören. Vielleicht schreibe ich nach den Bars noch mehr. Ich bin sicher, daß ich allein nach Hause komm'. Das ist so mein Stil zur Zeit. Hoffentlich klingt das nicht zu schlimm. Schlimm bin ich (Gott sei Dank) nicht. Ich geb' noch nicht auf, ich fang' grad erst an. Und mir liegt was dran.

Günter Seuren
Zwei Schwestern[49]

Tauwetter und Geschrei, beiß ihm das Gehenk ab. Wir haben alle Hoffnung auf den Sommer gesetzt, drei Astronauten unterwegs zum Mond, der alte Mann in Rom macht ein Geräusch, laßt uns beten für die Brüder in der gewaltigen, geheimnisvollen Wirklichkeit, in der wir

alle uns bewegen. Das Landleben ist fruchtbar und locker, der Regenwurm schläft nicht im Liegen, wenn er schläft, steht er aufrecht in der Erde, das weiß jede Hexe.
Früher haben sie die Hostie ins Schnupftuch gespuckt, sind damit auf ihre nächtlichen Sammelplätze gegangen und haben sie vergraben, dann haben sie darauf gestampft und getanzt, früher haben sie die Gestalt von Hund, Katz, Wiggle, Maus und schwarzer Taube angenommen, in dieser Gestalt haben sie mit Hilfe des Teufels Kühe, Fisch und Hühner vergiftet, haben Hagel gemacht, wozu ihnen der Teufel Haar, Gift, Totenbeine und getrocknete Igelmilch gegeben hat, was sie in Teufels Namen alles in die Luft geworfen haben, bis es hagelte. Früher sagte eine, man solle sich in den Finger schneiden und ihr folgen, mit dem Blut ging man früher fort, um den Teufel zu treffen, man führte dann eine Menge Schädigungen an Mensch und Vieh aus, früher waren sie fähig, Geschlechtsteile wegzuzaubern, wie es einem Mann in Ravensburg passierte, der plötzlich nichts mehr sah und nichts mehr fühlte zwischen den Beinen, da war nur noch eine platte Stelle, sooft er auch drüberstrich, seine Hand fand keinen Halt mehr, er ging zu dem Mädchen, das er verlassen hatte, er würgte die Person so lange, bis sie ihm die Hand zwischen die Lenden steckte und ihm so das Verlorene wieder an seinen alten Platz zurückhängte, sofort spürte der Mann aus Ravensburg das vertraute Gewicht wieder und ging zufrieden davon. Früher wurden sie dem Gericht übergeben, sie wurden zum Reden gebracht, an die Leiter gebunden, sie bekamen einen Vierling Pulver um den Hals und wurden angezündet, nachdem sie vor allem gestanden hatten, der Teufel habe ihnen den Schwanz bis in den Hals gestoßen. Wenn eine das Ausfragen nicht überstand, wurde sie ohne Geläut und Lichter bei Nacht ins Loch hinabgelassen, überall knisterte dann der Waldboden.
Jakob hat die Vorgänge kennengelernt, er hat gesagt, sie ist herzensgut, sie hat ihre Ansichten und Härten, sie sind jetzt beide in einem Alter, das man hinnehmen muß, wie es ist. Aber er kennt sie nicht, wie wir sie kennen, er ist am See weit genug weg. Er hat den Kopf so voll, sagt Frau Bjarsch, ihm kann ich das nicht sagen, er baut sein Leben auf, dabei darf man ihn nicht stören.
Ja, mit der Zeit, habe ich zu Jakob gesagt, ja, sie brauchen Vertrauen, einen, mit dem sie sprechen können, man darf ihnen die Australier nicht nehmen. Wissen Sie, wer damit angefangen hat? Nein. Wir

lassen ihnen die Australier, so wird es gehen. Jakob wünschte ein gutes neues Jahr, er war ein paar Minuten da, er wollte die neuen Mieter sehen, mehr nicht, und ist deshalb auch nicht näher auf die Sache eingegangen, vielleicht weil er hoffte, wir könnten wirklich damit fertig werden, oder weil er uns überhaupt keine Chance gab und sich nicht weiter darauf einlassen wollte.
Die Zeitungen bringen Schneeberichte, Zürich grau, in der Klemme, erschöpft, wie es sich klein macht in seinem alten Gletscherloch. Elly hat mir das Viehsalz in einem Marmeladeneimer gegeben. Sie hat nicht geschrien, als die andere am Heiligabend bei Jakob war. Hatte Elly Angst? Oder war sie still, weil es ohne die andere nicht funktioniert? Sie hätte sich doch mehr denn je wehren müssen, laut und schrill, denn die Australier beobachten das Haus und hätten kommen müssen, wo sie so leichtes Spiel gehabt hätten. Was hat sie gemacht? Wir haben nur Afra gehört, der Hund hat sich wie immer die Ekzeme gekratzt und hat dabei mit dem Gelenk den Wirbel gegen den Fußboden getrommelt.
Ja, Elly, sie vielleicht, sie streut nachts die Krümel auf den Tisch. Vielleicht hat sie Hunger. Nachts geht sie an den Kühlschrank, sie muß den Dreck machen, die andere rührt keinen Finger. Warum ist kein Dienstmädchen da? Die Alte sagt doch immer, daß sie noch vier andere Häuser hat. Aber Spinngewebe an der Decke, der Türlack war mal weiß, jetzt ist er grau und splittert ab, seit Jahren ist hier nichts gemacht worden.
Ellys Haare sind im Nacken kurz geschnitten, sie geht nie zum Friseur, die andere läßt sich Stirnlöckchen machen, von Elly$ grünen Wollärmeln hängen die Fäden, sie trägt gelbe Pantoffeln, falsche Eidechse, und hat klamme Schöße vom Abwischen der nassen Küchenhände. Was hat sie davon, wenn sie jede Nacht Krümel auf den Tisch streut und sagt, es sind die andern?
Frau Bjarsch hat sie nach eigenen Worten bei sich aufgenommen, Elly war so etwas, das bis dahin im Leben zu kurz gekommen war, Anna-Roberta kam aus Paris und sah, was falsch war hier und da, j'ai les yeux en face des trous, so gute Augen will sie auch heute noch haben. Elly sagt *Der Herr,* wenn sie vom toten Boß spricht, der Herr aß morgens zwei Spiegeleier mit Schinken, die Dotter mußten weiß sein, so ein bißchen in der Pfanne hüpfen, harte oder ausgelaufene Dotter wollte der Herr nicht sehen, die mußte Elly essen, am Morgen des

Tages, an dem er hinfiel, hat sie ihm noch die taubengrauen Gamaschen gebürstet, der Herr war bekannt für seine leichten Strohhüte, das Leben war früher in den besten Händen.
Elly klopft nie an die Tür, die andere klopft, sie will als erste dastehen und sprechen, so sind die Regeln, der Hundekopf zwischen den Kitteln, wenn ich öffne, nicht zu weit, mit der linken Hand halte ich die Klinke fest. Warum rufen sie mich nicht an? Ich habe ihnen die Nummer übergroß auf den Zettel geschrieben, Elly sagt zwar, das Schwein macht ihr die Augen kaputt, aber ich weiß, daß sie der anderen aus der Zeitung vorlesen muß. Es wächst und ist jedesmal größer an der Tür, wenn ich aufmache und sehe, wie sie dastehen und alles ausstopfen.
Wo sind sie?
Wer?
Die Australier, das wissen Sie doch.
Was soll ich wissen?
Sie waren da und haben die Brosche gestohlen, die mit dem roten Stein, hier auf dem Kleid war sie, jetzt ist nichts mehr da, weg, einmal waren es drei Kristallvasen, das hört nicht mehr auf.
Elly: Excüsi, das Schwein hat die Lampe wieder mitgebracht. Elly hat sich gerade gebückt und wollte eine Nadel vom Teppich heben, da fing er an mit dem Fackeln und Blenden, rundherum war das Licht, das ganze Zimmer lila, kaum bückt sie sich, da ist er am Fenster und blendet, ganz schwach sind die Äugen wieder, wie soll sie arbeiten, alles lila, und letzte Nacht saßen sie an dem runden Tisch, wo sie immer das Gestohlene fressen, und haben sich die Fingernägel geschnitten, es hat auf dem Tisch gelegen, geschnitten und gefeilt haben sie die Finger, alles voll.
Elly streckt die Hand aus, sie braucht ihre Nägel nicht zu schneiden, weil sie vom Arbeiten abbrechen. Warum beweist sie es? Keiner hat verlangt, daß sie ihre Finger zeigt, die stumpfen Nägel, sie weiß also, daß sie im Verdacht steht. Bei wem? Bei der Schwester? Hat Frau Bjarsch jemals vor Elly so einen Verdacht ausgesprochen? Sie sagt doch immer, sie machen Ellys Augen kaputt, man muß Elly vor dem lila Lichtstrahl retten. Excüsi, Elly hebt den Arm hinter Frau Bjarsch, hier bin ich, sie mußte sich immer ein bißchen recken im Leben, um gesehen zu werden, die Barthaare sind gewachsen, da diente sie schon der Schwester und paßte mit den Barthaaren gut in Küche und

Haus, von dem sie sich nie weiter als ein paar Meter entfernt, gerade so weit, um ab und zu die Scheißhaufen vom Weg zu fegen, ins Gebüsch, die Trödel, australische Scheiße. Excüsi, im Krieg war auch die Schweiz verdunkelt, im Krieg ist Elly mit dem Scheinwerfer zur Seilbahn gegangen, wenn der Herr und Madame vom Theater kamen, Elly hat mit der Lampe nach Hause geleuchtet, und so eine Lampe hat das Schwein jetzt, wie im Krieg, er glaubt ja, daß er den größten Schwanz im ganzen Areal hat, deshalb zeigt er ihn ja immer auf der Terrasse und am Fenster, und die Rifze schluzzt und schluzzt.
Frau Bjarsch hat in solchen Momenten einen Ausdruck wie Horchen oder Träumen im Gesicht, sie wirkt ruhig und entspannt, hat beide Hände in den Kitteltaschen und steht etwas vorgebeugt, als zähle sie die Wörter und vergleiche, ob es auch dieselben sind wie immer, als lege sie Wert darauf, daß sie sich wiederholen, Scheinwerfer, damals, jetzt, der Schwanz, die Klöten am Fenster, weg, weg mit dem Licht. Wenn er am Fenster steht, trägt er so eine Jacke bis zum Knie, eine Hitlerjacke, sagt Elly, sie sitzen jeden Abend vor dem Bildschirm, Hitlerjacken hat sie im Laufe der Jahre mehrmals gesehen, auch Gamaschen trägt er.
Die Schwester summt jetzt, Wela hat ein Wort dafür: Die Alte möhnt. Wenn ich sie kriege, sagt Frau Bjarsch mitten in ihrem Summen, dann schlag ich sie tot.
Elly: Du mußt ihn mal sehen, wie er den Aal hält und so damit herumgeht. Sie hält beide Hände unten hin, hoch damit, ja, so hoch, und dreht sich im Kreis. Die andere lacht, es ist gerade soviel Beifall, daß die Brillanten im Ohr schwanken.
Ich will ihn gar nicht sehen, sagt sie. War es zu spät für den Boß? Ich will ihn nicht sehen, mich kotzt es schon an, wenn ich davon höre, aber sie sieht ihn immer wieder auf der Terrasse, wo er auf dem weißen Marmor so gut erscheinen kann. Eines Morgens greife ich am Henkel der Kaffeetasse vorbei, Wela sieht es nicht, es bedeutet ja auch nichts, ich sah nur durch das Küchenfenster gegen den Schnee, ich hörte eine Elster, die wie im Juni lärmte, im Sommer sitzen wir vor der Tür und feilen dieZehennägel, und alles wird anders sein, ja, dann reißen wir erst mal den Garten, der keiner ist, auseinander, draußen in der Sonne sind wir stärker als im eingeschneiten Haus, wir schneiden die Hecken, wir legen einen Rasen an, wir säen und ernten, schrie die Elster so früh im Jahr.

Der weiße Kittel steht mir gut, das Ja Ja Ja, das sie aus mir rausholen, spricht der Wärter. In der Küche tropft der Warmwasserhahn, an der Decke des Badezimmers muß schwarzer Schimmel abgewaschen werden, die toten Spinnen sind weg, die alten Spinngewebe waren von der Decke bis zu den Lampenschirmen gespannt, das haben wir erst bewohnbar gemacht. Im November haben sie mich gerufen, ich habe ihnen die numerierten Vorfenster eingesetzt, weil es kalt wurde, sie standen auf dem Estrich, die Luke ist mit einem Seil an der Treppe festgebunden, damit vom Estrich keiner einsteigen kann. Elly ist auf die Treppe gestiegen und hat den Knoten aufgemacht, die Kälte kommt von oben, sagte Frau Bjarsch, und ab jetzt werden sie die Vorfenster nicht mehr rausnehmen, das Personal bleibe aus, es sei, wie gesagt, entweder tot oder abgewandert, und sie sei froh, daß ich die Vorfenster einhänge. Alles ging gut, bis sie die Fliegen auf der Fensterbank sahen. Elly putzt doch auch die unbewohnten Dachzimmer, und auf einmal so viele tote Fliegen.
Da sieht man wieder, wie sie es machen, sagte Elly.
Ich sagte: Sie sind vom letzten Sommer.
Sehen Sie mal, dem Hund haben sie das Gesicht schwarz gemacht.
Afra ist um Augen und Nase schwarz, das Muster wächst ihr spitz über die Stirn.
Sehen Sie, da und da. Also.
Elly hat mit der Hand die Fliegen zusammengeschoben. Auch die bronzene Tellfigur auf dem Bücherschrank haben sie schwarz angestrichen, Tell, Afra, Tell, alles verdorben, und ein Lexikon vom Boß ist verschwunden, alles schwarz. Ich halte mich an den Vorfenstern fest, trage sie stumm oder mit einem *Vorsicht, ich muß da vorbei* durch die Zimmer zu ihren Haken. Wenn ich beschäftigt bin und mich bewegen kann, überstehe ich die Sätze besser, nicht stehenbleiben, sich nicht auf das blaue Lippenpaar einlassen, Vorfenster einhängen und nach dem Einhaken Luft holen und auf die Stadt runtersehen, ich habe gesagt: Sie haben einen schönen Ausblick.
Und da, excüsi, der Schreibtisch, sehen Sie, wie die Rifze es mit den Fingern gemacht hat, meine Finger sind das nicht, sagte Elly, ich habe gestern noch Staub gewischt, aber dann kommt sie und macht einmal so mit ihren Stecklifingern, und dann hat man wieder die Pfoten hier und da. Wenn Sie sich bücken, dann sehen Sie die Dreckheit, ich putze, aber immer geht sie mir drüber, und Elly strich die Finger lang

über den Tisch durch den Staub. Dann ist da noch ein Bett im mittleren Dachzimmer und immer dieselbe Grube oder Mulde im Federbett, auf dem eine weinrote Schondecke liegt, da lassen sie sich einfach fallen, wenn sie müde sind, Elly hat mit der Hand reingeschlagen, die Mulde wird mit jedem Schlag tiefer, Elly sagte, Madame hat das Federbett vor ein paar Tagen noch glattgezogen, jetzt ist das Loch wieder da, man sieht es ja, so einen Abdruck macht nur der Arsch eines Menschen.
Also, sagte Frau Bjarsch.
Glauben Sie denn, habe ich vorsichtig gefragt, die Australier legen die toten Fliegen auf die Fensterbank?
Ja, was denken Sie, die haben ja keinen Beruf und nichts. Die Rifze hat im Zuchthaus gesessen, weil sie ihr Kind getötet hat.
Elly: In Reutlingen ist es gewesen.
Es hat mich nicht überrascht, vielleicht weil ich gerade mit dem Einhängen der Vorfenster beschäftigt war, und die Stadt hat so ausgestreckt in der Sonne gelegen, da nimmst du den Kindsmord hin, weil die Turmspitzen gerade wieder ihre Namen aufsagen, Großmünster, St. Peter, Fraumünster, und wenn du so nach unten schwebst, dann überrascht dich gar nichts mehr, weil du ja keinen Boden unter den Füßen hast, sonst müßtest du schreien: Ja, wofür halten Sie mich eigentlich?
Fliegenleichen auf der Fensterbank
Der Hund ist schwarz.
Das Loch im Bett.
Fingerabdrücke.
Das laß ich jetzt so, wie es ist.

*

GESTERN SCHLEYER!
HEUTE?
MORGEN WIR ALLE![50]

Original-Dokumentation dreier Anti-Terror-Kundgebungen eines einzelnen im September/Oktober 1977. Vorgeschichte/Vorbereitung/Ansprache/Resolution/Widerhall/
Ein Stunden- u. Tagebuch des

Robert Rosenkranz

VORWORT

Vom 8. September 1977 bis heute habe ich viele Briefe und Telefonanrufe erhalten. Die Absender waren Menschen, die von einer oder mehreren der drei Anti-Terror-Kundgebungen gelesen oder gehört hatten, die ich in der Zeit vom 8.9. bis 8.10.77 durchgeführt hatte. Sie wollten mehr erfahren, als Zeitungen darüber berichtet hatten. Ich konnte die vielen Briefe nicht einzeln beantworten. Aber ich habe den Absendern geschrieben, ich würde eine kleine

DOKUMENTATION

vervielfältigen lassen. Über die Veröffentlichung der Dokumentation habe ich in zwei in Deutschland weitverbreiteten Tageszeitungen deren Leser informiert. Daraufhin haben rund 500 zusätzlich die Dokumentation angefordert. Hier ist sie. Sie enthält die Aufrufe, die Ansprachen, die Resolutionen und das Presse-Echo sowie einige diese Teile verbindende Sätze. Sie zeigen, daß der Kampf des einzelnen gegen den Terror eine mühsame Saat ist. Aber sie wird eine fruchtbare Ernte bringen, wenn nicht ein einzelner, sondern Hunderte und Tausende sie wiederholen. Der Terror wird nicht siegen – auch wenn uns die weichen Leisetreter einreden wollen, daß er Jahrhunderte alt und unsterblich ist. Mit dieser Ausrede werden sie sich nicht aus der Verantwortung schleichen. Alt und unsterblich sein heißt nicht siegen, sondern siechen, dahinsiechen. Dahinsiechende haben Anspruch auf Sterbehilfe. Die sollen sie bekommen.

Der Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, ist der 24. November 1977. Meine Unterlagen sind Stichworte in meinem Tagebuch.

5. 9. 77, 21 Uhr: Ich höre in der Heute-Sendung des ZDF die Meldung von der Entführung H. M. Schleyers und von der Ermordung seiner vier Begleiter. Ich bleibe wach bis zur letzten Meldung darüber im ARD. Der Gegenstand der Unterhaltung mit meiner Frau während dieser Zeit betrifft nur diese Meldung.

6. 9. 77, 1 Uhr: Da ich keinen Schlaf finde, stehe ich auf und setze mich an den Schreibtisch. Ich überlege Sinn und Unsinn einer Anti-Terror-Kundgebung und stenographiere einen Grund-Text für einen Aufruf zur Teilnahme an der Kundgebung.

Der Text lautet in Langschrift: »Opfere dich, Schleyer! Wir opfern uns für dich! Und alle gemeinsam für das Schicksal des deutschen Volkes! Mit dem Gesindel, das mordet, erpreßt und plündert, muß nun durch jene Maßnahmen Schluß gemacht werden«. Dann folgt eine Reihe von weiteren Formulierungen, Streichungen, Neuformulierungen usw.

6. 9. 77, 2 Uhr: Meine Frau kommt ins Zimmer: »Was machst du denn da?« Sie liest das Stenogramm. Sie sagt: »Menschenskind, du kannst doch dem Schleyer so was nicht sagen! Abgesehen davon, daß er es sowieso nicht zu Gesicht bekommt, wertest du mit dieser Formulierung seine Persönlichkeit ab. Ich bin überzeugt davon, daß er bereit ist, sich zu opfern, er braucht keine Aufforderung mehr. Er will nicht, daß sein Leben durch die Erfüllung der Forderungen der Entführer erkauft wird. Außerdem: Willst du dich erhängen, vergiften? Oder was willst du sonst tun? Damit machst du mich und deine Familie unglücklich. Und wer, meinst du, denkt in Deutschland heute so oder so ähnlich wie du?« Einer muß anfangen. Dann werden ein paar folgen und später Tausende – denke ich. Kurz danach ist dann der Aufruf fertig. Er soll am 7.9.77 als bezahltes Inserat in der Zeitung erscheinen und so der Bevölkerung des Tegernseer Tals angezeigt werden. Die Kundgebung soll am 8. September stattfinden.

6. 9. 77, 8.30 Uhr: Ich informiere mich bei der Polizeistation für das Tegernseer Tal in Bad Wiessee: »Gibt es behördliche Vorschriften für

derartige Kundgebungen?« – »Sie müssen den Bürgermeister fragen! Und, wenn er keine Bedenken hat, einen formlosen Antrag beim Landratsamt stellen.« Der Bürgermeister von Tegernsee (Herr G. Luschner, SPD) hat keine Einwendungen. Er ist bereit, für die Kundgebung den Kurgarten der Stadt Tegernsee zur Verfügung zu stellen. Er fragt: »Und was, wenn es regnet?« –
»Dann werden halt die Leute im Bräustüberl oder Schloßkeller oder vor ihrem häuslichen Fernsehapparat sitzen bleiben.« – »Also auf jeden Fall?« – »Ja, auf jeden Fall.« – »Dann verständige ich davon die zuständigen Stellen in der Stadtverwaltung.« –
»Vielen Dank, Herr Luschner.« – »Ja, aber das Wichtigste kommt noch. Sie müssen eine Genehmigung des Landratsamtes haben.« – »Und was gehört dazu?« – »Auf alle Fälle das Inserat. Und wenn es sonst noch was ist, dann werden Sie es schon am Landratsamt erfahren.« – »Telefonisch?« – »Ich denke schon. Rufen Sie Herrn X. an und erzählen Sie ihm von unserem Gespräch.« Ich rufe Herrn X. beim Landratsamt an, erzähle die Geschichte von den Gesprächen mit der Polizei und dem Bürgermeister und lese den Text des Inserates vor. »Ja, ich glaube, das wird keine Schwierigkeiten bereiten, aber Sie müssen schon hierher kommen, um ein paar Angaben zur Person und zur Sache zu machen, damit Sie einen schriftlichen Bescheid bekommen können.«

6. 9. 77, 9.30 Uhr: Anruf beim Münchner Merkur wegen des Inserates. Der für Tegernsee zuständige Herr der Inseraten-Abteilung ist nicht zu erreichen. Ein anderer – vielleicht der nächsthöhere Vorgesetzte – läßt sich das Inserat vorlesen und sagt: »Das kann ich nicht entscheiden, da müssen Sie mit dem Leiter der Inseraten-Abteilung sprechen.« Der Herr ist aber auch nicht zu erreichen. Was soll ich tun? Ich lasse mich mit der innenpolitischen Redaktion verbinden. Dem anwesenden Redakteur oder Redaktions-Mitarbeiter erzähle ich die Ursache meines Anrufs und versuche ihm zu erläutern, daß und warum die Sache eilt. »Es ist ja kein Inserat für Waschpulver oder Brathähnchen. Ich nehme deshalb an, daß – wenn schon überhaupt jemand den Text zensurieren muß, den ich und nicht der MM zu verantworten hat – die Entscheidung ein Herr aus der innenpolitischen Redaktion doch sicher treffen kann.« – »In der Sache haben Sie recht, aber nach unseren innerbetrieblichen Organisations-Richtlinien kann ich dem Inseraten-

Chef nicht dreinreden.« – »Vielleicht können Sie mir helfen, einen anderen Zuständigen in der Inseraten-Abteilung zu finden.« – »Ich will Ihnen helfen. Kommen Sie in 2 Stunden zu mir, und ich werde inzwischen einen Zuständigen ausfindig gemacht haben.«

6. 9. 77, 10.15 Uhr: Fahrt nach Miesbach zum Landratsamt. Der zuständige Beamte zeigt viel Verständnis und wickelt die Formularien in 10 bis 15 Minuten ab. Er erklärt: »Die Veranstaltung ist erst genehmigt, wenn Sie den schriftlichen Bescheid haben.« – »Wann wird der fertig sein?« – »Heute nachmittag.« – »Muß ich ihn persönlich abholen?« – »Nein, es kann ihn auch jemand anderer abholen.« Ich denke: Gar so einfach ist die Ausübung des Grundgesetz-Rechts auf Meinungsäußerungs- und Versammlungsfreiheit nicht!

6. 9. 77, 11.30 Uhr: Ankunft in München beim MM und Meldung beim Portier. Anruf bei dem Herrn der innenpolitischen Redaktion, der mir vor 2 Stunden versprochen hatte zu helfen. Er ist nicht da. »Wer vertritt ihn?« – »In welcher Sache?« Ich erkläre. Der neue Herr unterbricht mich: »Das geht uns überhaupt nichts an. Wenden Sie sich an die Inseraten-Abteilung.« – »Ja, aber Ihr Kollege hat mir doch gesagt ...« – »Was mein Kollege Ihnen erzählt hat, interessiert mich überhaupt nicht. Ende der Durchsage.« Das Auflegen des Apparates höre ich noch. Ich versuche mein Glück auf eigene Faust in der Inseraten-Abteilung. Der für Tegernsee zuständige Herr ist inzwischen gekommen. Ich denke »Gott sei Dank«, aber er sagt: »Das kann ich nicht entscheiden. Das müssen Sie mit dem Leiter der Inseraten-Abteilung besprechen. Der Leiter der Inseraten-Abteilung ist aber immer noch nicht da. Ich erläutere der Sekretärin, worum es geht. »Ja, da müssen Sie eine Vorlage machen.« Ich wiederhole mein Sprüchlein von der Eile: Besprechung heute nachmittag in Wien, Erscheinen des Inserates morgen, Kundgebung übermorgen.
»Ja, ich kann nur wiederholen: Sie müssen eine Vorlage mit allen Unterlagen machen: Bürgermeister-Erklärung, Landratsamt-Genehmigung, Inseratentext usw.« – »Fräulein, irgendwann muß doch der Leiter der Inseraten-Abteilung wieder zu sprechen sein. Ist er denn im Hause?« Die Sekretärin telefoniert. »Ja, er ist im Hause.« – »Wann kommt er in sein Zimmer zurück?« – »Um 13.00 Uhr.« – »Ich muß also warten?« – »Ja.« – »Kann ich nicht zu ihm gehen?« – »Nein.«

Der Leiter der Inseraten-Abteilung kommt Gott sei Dank schon um 12.40 Uhr. Ich wiederhole – ich glaube, schon zum fünftenmal am heutigen Tage – meine Geschichte. Er sagt: »Ich habe für Sie Verständnis. Haben Sie Verständnis aber auch für mich. Ich muß mich erst mit unserer Geschäftsleitung in Verbindung setzen.« Ich warte eine Viertelstunde. »Die Geschäftsleitung ist einverstanden, wenn unser Haus-Jurist einverstanden ist.« Ein Bote wird mit einer Kopie des Inseraten-Textes zum Haus-Juristen geschickt. Der Haus-Jurist ist einverstanden, aber er muß vorher noch mit den Kollegen seiner Kanzlei sprechen, nicht vor 16.00 Uhr. Inzwischen ist es 14.00 Uhr geworden, und ich muß nach Wien. Wir vereinbaren, daß das Ergebnis der Juristen-Besprechung um 16.00 Uhr nach Tegernsee weitergegeben wird und daß das Inserat als aufgegeben gilt, wenn keine wesentlichen Streichungen durchgeführt werden.

6. 9. 77, 19 Uhr: Ich fahre um 14.00 Uhr nach Wien und rufe um 19.00 Uhr in Tegernsee an. Meine Frau sagt: »Die Leute vom MM haben vor 16.00 Uhr angerufen und gesagt, es müssen zwei Worte gestrichen werden: »Rücksichtsloses« und »Machtmittel«. Ich habe geantwortet: »Wenn es nicht anders geht, dann streichen sie halt, denn morgen früh muß das Inserat erscheinen.« Dazu sagte der MM: »Morgen kann es nicht mehr erscheinen, erst am 8.9.«

(es folgt im Original achtseitige Dokumentation des *Versammlungsbescheids)*

7. 9. 77, 8.30 Uhr: Anruf meiner Frau: »Ich habe mir den acht Seiten umfassenden Bescheid des Landratsamtes genau durchgesehen und festgestellt, daß u. a. auch darin steht, daß wir einen Ordnerdienst von fünf Mann stellen müssen.« – »Wende dich halt an ein paar Vereine, sie werden dir schon helfen, wenn sie erfahren, worum es geht.«

7. 9. 77, 19 Uhr: Anruf in Tegernsee. Meine Frau sagt: »Ich habe weder beim Turnverein noch beim Schneelaufverein, noch beim Roten Kreuz, noch bei der Feuerwehr Ordner auftreiben können.« – »Dann bleibt nichts anderes übrig, als die politischen Parteien zu fragen. Sage aber, daß wir nur dann von ihrer Bereitschaft dankend Gebrauch machen, wenn sowohl die CSU als auch die SPD den Ordnerdienst versehen.«

8.9.77, 9.30 Uhr: Anruf in Tegernsee. »Hast du die Ordner bekommen?« – »Die CSU stellt 3, die SPD 2 Ordner.«

Das Inserat ist erschienen.

Heute

SCHLEYER

Morgen wir alle.

Deshalb fordere ich, daß mit dem Gesindel, das mordet, erpreßt und raubt, in Zukunft so umgegangen wird, wie es 999 von 1000 Menschen verlangen.

Ich rufe Euch, Einwohner und Sommergäste in Tegernsee, Rottach-Egern, Bad Wiessee und Gmund – gleich welcher Partei und welchem Berufsstand Ihr angehört – auf, **zu demonstrieren für die Verschärfung aller Rechtsmittel, die geeignet sind, Mörder wie Mörder und Erpresser wie Erpresser behandeln zu können.**

Wenn Ihr diese Forderung für richtig haltet, kommt heute,

Donnerstag, den 8. September 1977
um 19.00 Uhr
zum Pavillon im Tegernseer Kurgarten.

Wir wollen dort sagen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann, wenn unsere Kinder und Enkel als freie Menschen leben sollen. Und wir wollen der Menschen gedenken, die am Montagabend ermordet worden sind, und versuchen, den Hinterbliebenen zu helfen – so gut wie jeder kann.

Ich bin allein. Hinter mir steht keine politische Partei und keine Interessenvertretung. Ich fühle mich mit diesem Aufruf nichts anderem verpflichtet als meinem Gewissen, meiner Familie und meinem Volk.

Einer muß anfangen. Helft mir! Helft Euch und Euren Kindern!

Kommt!

Robert Rosenkranz
Tegernsee, Klosterwachtstraße 19

Telefon: 4544

Und seit heute früh steht das Telefon nicht still. Ich wundere mich, wie viele Leute schon um 8.00 Uhr die Zeitung gelesen haben. »Warum? Was ist los? Wer ruft an?« – »Ich habe die Menschen nicht nach ihren Namen gefragt, wenn ich ihn nicht verstanden habe. Aber sie haben alle dem Sinne nach dasselbe gesagt, manche mit Tränen in der Stimme: Ich bin begeistert, ich bin glücklich, ich finde es großartig, ich danke für die Initiative, Respekt, Hut ab, die größte Freude der letzten Jahre u.ä.« – »Und niemand hat geschimpft und gedroht?« – »Bis jetzt keiner. Aber das Wichtigere: Die ersten, die angerufen haben, waren Presseleute: von der SZ, von der AZ, vom Münchner Merkur, von der FZ, von der Bild-Zeitung, ich weiß nicht, wer noch. Sie haben alle dasselbe gefragt: Warum? Welchen Beruf hat Rosenkranz? Wie alt ist

er? Ist er ein Freund von Schleyer u. ä.« – »Und was hast du gesagt?« – »Die Wahrheit.« – »Regnet's?« – »Nein, aber es wird gleich anfangen. Die Wolken sind schwarz.« – »Dann werden wir allein sein.« – »Bis heute früh habe ich dasselbe gedacht. Jetzt weiß ich: Es werden viele kommen. Auch wenn's hagelt und blitzt.«

8. 9. 77, 18.45 Uhr: Die Lautsprecheranlage funktioniert, die Tische und Stecktafeln stehen, aber der Himmel ist wolkenverhangen. Es sind vielleicht 50 bis 80 Menschen da. Der SPD-Bürgermeister-Kandidat von Bad Wiessee sagt: »Da hätte ich mehr erwartet!«

8. 9. 77, 19.00 Uhr: Innerhalb von ein paar Minuten sind aus den 50 bis 80 Menschen 600 bis 800 geworden! Und während der Kundgebung kommt noch eine Menge dazu. Der Bürgermeister von Tegernsee fragt, ob ich einverstanden damit bin, daß er die Anwesenden begrüßt. »Selbstverständlich, Sie sind ja der Hausherr!« Dann sagt der Bürgermeister bei seiner Begrüßung ein paar Worte, die laute Zustimmung finden: »Wie ich den Aufruf gelesen habe, bin ich an einer Stelle stutzig geworden. Rosenkranz schreibt: Ich bin allein! Ich möchte hier an dieser Stelle ausdrücklich sagen: Er ist nicht allein! Ich weiß es, und die Hunderte, die gekommen sind, beweisen es! Und die aus welchen Gründen immer Zuhausegebliebenen denken nicht anders.«

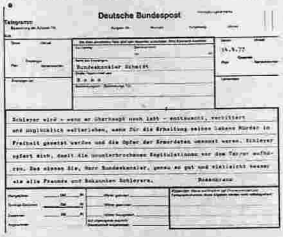
8. 9. 77, 20.30 Uhr: Die Kundgebung ist um 19.40 Uhr zu Ende. Eine lange Schlange wartet, um die Resolution zu unterschreiben. Über den linken Stiegenaufgang kommen die, welche etwas sagen wollen. Ein Fremder sagt: »Ich habe von nichts gewußt. Ich bin am See spazierengegangen. Da habe ich einen Lärm gehört, den ich kenne. Wie wenn die Heim-Mannschaft ein Tor schießt. Deshalb bin ich näher gekommen. Und dann habe ich mit geklatscht und mit ›pfui‹ gerufen.« Es geht uns das Papier für die Resolutions-Listen aus, und das Ende der Schlange beginnt zu frieren. Der Bürgermeister sagt: »Sagen Sie den Leuten, daß die Resolutions-Listen noch einige Tage im Kuramt zur Unterschrift aufliegen werden.« Sie werden ausgelegt.

9. 9. 77 bis 12. 9. 77: Die Telefonanrufe gehen weiter, andere schreiben kurze oder lange Briefe. Auf der Straße kommen Menschen und sagen: »Sie sind doch der von gestern abend? Hoffentlich machen's

Ihnen viele nach.« Oder: »Hier haben Sie meine Adresse. Sie sollten gleich in den nächsten Tagen zu uns kommen. Wir werden Ihnen helfen.« Oder: »Den gestrigen Abend werde ich nicht vergessen.« Es reden uns aber auch Menschen an, die sagen: »Ich unterschreibe alles, was Sie gesagt haben, aber ich habe Angst, es mit meiner Unterschrift zu tun.« Sie haben Angst vor den Terroristen. Andere haben andere Ängste: »Da ich als Pg nach 1945 jahrelang verfolgt wurde, werden Sie verstehen, daß ich auf keiner Liste mehr erscheinen möchte.« Und einer schreibt – offenbar in einem Rundbrief an mehrere Adressaten: »Lieber Landsmann... ganz und gar nicht einverstanden bin ich mit der in Tegernsee gestarteten Initiative.« Dann folgen – wie in der Anrede – mehrere Absätze, von denen jeder mehrere... enthält. Einer Reihe von Briefen liegen Banknoten oder Schecks bei – zur Deckung meiner Unkosten. Ich überweise sie – mit Zustimmung der Spender – auf das Konto für die Hinterbliebenen der Ermordeten. Was die Zeitungen berichten, steht auf den folgenden Blättern: (im Original hier Presseausschnitte von: *Bild-Zeitung, Abendzeitung, Münchner Merkur, Süddeutsche Zeitung.*)

13. 9. 77: Unter der Post ist u. a. eine Karte aus Wolfratshausen und ein Anruf aus Bad Tölz. Es sind bekannte Namen. Der Inhalt ist ungefähr derselbe: Ich will Ihnen bei der Fortsetzung helfen.

14. 9. 77: Bei zwei mündlichen Gesprächen wird die zweite Kundgebung im Nachbar-Landkreis geboren. Wir einigen uns auf einen erst 1945 geborenen Ort, der in der Mitte zwischen Wolfratshausen und Bad Tölz liegt: Geretsried. Am gleichen Tag kommt ein Anruf eines Schul- und Studien-Kollegen aus Essen. Er hat von der Kundgebung in Tegernsee in den Zeitungen gelesen. Er sagt: »Wenn's dir paßt, mache die dritte Kundgebung in Kaufbeuren-Neugablonz. Ich habe dort bei einer Tagung vom 7. bis 9.10. zu tun. Ich werde die notwendigen Verbindungen herstellen.« In Zeitungen und Zeitschriften lese ich ›weiche‹ Auffassungen. Ich schicke ein Telegramm:


Deutsche Bundespost

Telegramm

14.9.77

Bundeskanzler Schmidt

Bonn

Schleyer wird – wenn er überhaupt noch lebt – entkräftet, verstört und zunehmend verletzlichen, wenn für die Erhaltung seines Lebens Mörder in Freiheit gesetzt werden und die Opfer der Erpressten umsonst waren. Schleyer opfert sich, damit die unverbrüchlichen Rechtsnormen vor dem Terror nicht-ren. Sie können Sie, Herr Bundeskanzler, genau so gut und vielleicht besser als alle Freunde und Bekannten Schleyers.

Rosenbrock

16. 9. 77, Vormittag: Der Bürgermeister von Geretsried (Herr Schneider, SPD) ist von seinem Tegernseer Kollegen informiert. Er stellt für gutes Wetter den Vorplatz der neuen Hauptschule und für schlechtes Wetter die große Aula (für 500 Personen) zur Verfügung. Welches Kaliber der Mann Schneider repräsentiert, zeigen

1) ein Spruch aus dem Vorzimmer des Bürgermeisters Schneider: Aus Wagen an Wagen entstehen Züge/Aus Lüge an Lüge entstehen Kriege/Aus Ton an Ton entsteht die Musik/Aus Irrtum an Irrtum die Politik/Aus Flocke an Flocke entsteht die Lawine/Aus Loch an Loch entsteht die Gardine/Aus Hammel an Hammel entsteht die Herde/ Aus Zopf an Zopf entsteht die Behörde/(*Fred Endrikat*)

und

2) das Gebäude der Gesamtschule in Geretsried

Teilansicht der Gesamtschule Geretsried (Gymnasium mit Observatorium)

und

3) ganz Geretsried!

Die Polizei hat keinen Einwand. Beim Landratsamt wird der notwendige Bescheid so rasch geschrieben, daß ich ihn in 20 Minuten in der Hand habe. Inhaltlich unterscheidet er sich in nichts vom Bescheid aus Miesbach/Tegernsee.

19. 9. 77: In 3 regionalen Zeitungen erscheint das Inserat für Geretsried: (im Original hier Inserat)

Ein Freund versendet an eine Mehrzahl von ›großen‹ Adressen über seinen FS folgenden Text: (im Original hier FS)

20. 9. 77, 19 Uhr: Das Wetter ist kalt und windig, und es nieselt. Bürgermeister Schneider läßt die Aula öffnen. Die Teilnehmerzahl von Tegernsee hätte die Aula nicht aufnehmen können, für die Teilnehmerzahl von Geretsried war sie zu groß. Wir waren von Tegernsee verwöhnt. Und: Die vier Morde und die Entführung Schleyers lagen 15 Tage zurück. Was los war, zeigen zwei Zeitungsberichte, ein Kommentar und ein Brief: (im Original Presseausschnitte: *Bad Tölz-Neueste Nachrichten, Isar-Loisachbote*)

21. 9. 77: Ich lese im MM vom 17.9. eine Information unter der Überschrift: »Böll und die Idealisten.« Teile des Inhalts passen ausgezeichnet zu Teilen dieser Dokumentation. Sie lauten: *Böll und die Idealisten.* In einem Beitrag für die Wochenzeitung ›Die Zeit‹ hat der Schriftsteller Heinrich Böll Stellung zu dem Anschlag von Köln und zum Terrorismus generell bezogen. Unter anderem schrieb Böll:
»Wir alle, alle wissen: Es ist der Segen und das Kreuz des Rechtsstaates, daß er auch die rechtmäßig behandeln muß, die sich gegen das Recht vergangen, das Gesetz gebrochen haben, ob als Mörder oder Diebe, als Entführer oder Betrüger. Das Recht steht über Stimmungen, Volksmeinungen, Umfragen, Statistiken, es steht über Schlagzeilendemagogie und tagespolitischer Spekulation. Das ›gesunde Volksempfinden‹ hat sich in der Geschichte meistens als krank erwiesen.«

Zu diesem Informations-Auszug schreibe ich am gleichen Tag einen Brief an den MM. Die Veröffentlichung am 24.9.77 hat folgenden Text: *Bölls Empfinden.* Wenn Herr Böll geschrieben hat, »das gesunde Volksempfinden hat sich in der Geschichte meistens als krank erwiesen«,

dann möchte ich Herrn Böll fragen, wie er diese Beleidigung des Volksempfindens mit der »Demokratie« in Einklang bringen will, die er verteidigt. Bedeutet Demokratie etwas anderes als Selbstbestimmung des Volkes? Für Herrn Böll scheint nur jenes Empfinden gesund zu sein, das er selbst hat. *Dr. Robert Rosenkranz, 8180 Tegernsee*

Der Münchner Merkur hat von seinem Recht Gebrauch gemacht, den Leserbrief zu kürzen: Er hat den letzten Satz meines Briefes gestrichen. Dieser lautete: »Tatsächlich will er – wenn er selbst glaubt, was er schreibt – die Diktatur, und zwar die Diktatur ›Böll‹.«

22. 9. 77: ›Stern‹ veröffentlicht in der Nr. 40, 22.9.77 – das war nach den Kundgebungen in Tegernsee und Geretsried und vor der in Kaufbeuren-Neugablonz – einen längeren Artikel mit der Überschrift ›Sollen in Deutschland wieder Köpfe rollen?‹. Ich drucke 2 Passagen ab, weil sie den Inhalt dieser Dokumentation berühren: »Im Kurgarten von Tegernsee sammelten sich Hunderte von Einheimischen und Sommergästen auf Einladung eines 71jährigen Unternehmensberaters, Aufruftext: ›Heute Schleyer – morgen wir alle‹ – und verlangten ›Aktionen, die auch Mördern das Fürchten lehren.‹ In einer Unterschriftenaktion erhoben sie ›Anspruch auf Selbstschutz‹. Mit dem Vorbehalt, er sei gegen die Einführung von Faustrecht und Selbstjustiz, setzte auch der Tegernseer Bürgermeister, ein SPD-Mann, seinen Namen unter den Aufruf, während Mitglieder der Jungen Union und der SPD zu gleichen Teilen den Ordnungsdienst während der Veranstaltung übernahmen. Die Aktion soll bundesweit wiederholt werden... ›Drohungen mit Maßnahmen, die unsere Verfassung brechen würden, sind deshalb untauglich. Die Mitglieder der Bundesregierung und auch ich selbst haben vor dem Bundestag geschworen, das Grundgesetz und die Gesetze des Bundes zu wahren und zu verteidigen. Ich habe den festen Willen, diesem Eid zu gehorchen.‹«

Dazu habe ich an den ›Stern‹ geschrieben:

Sehr geehrte Herren! Wenn Herr Koch seine Ausführungen (Stern Nr. 40 vom 22.9.77: Sollen in Deutschland wieder Köpfe rollen?) mit dem Hinweis auf die Regierungserklärung des Bundeskanzlers abschließt »Die Mitglieder der Bundesregierung ... haben vor dem Bundestag

geschworen, das Grundgesetz zu wahren und zu verteidigen ...«, dann desinformiert er die Leser tendenziös, wenn er nicht hinzufügt: 1) daß das gesamte Grundgesetz, also auch der Artikel 102, durch den die Todesstrafe abgeschafft wird (mit Ausnahme der Artikel 1 und 20), jederzeit geändert werden kann, wenn ⅔ der Mitglieder des Bundestags und des Bundesrats der Änderung zustimmen und 2) Artikel 18 des Grundgesetzes die *Verwirkung der Grundrechte* Meinungsäußerung, Presse-, Lehr- Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, der Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisse und schließlich Eigentums- und Asylrecht für diejenigen vorsieht, *die sie zum Kampf gegen die freiheitlich demokratische Grundordnung mißbrauchen...*

Ich schreibe in dieser Dokumentation zu jenem Brief einen Nachsatz: Durch nichts wird gegen die menschliche Würde mehr verstoßen, als 9999 Menschen, die noch niemals mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten sind, einem Terroristen-Mörder gleichzustellen.
Die Antwort des ›Stern‹ ist in folgendem Schema-Brief enthalten: (im Original hier ›Schema-Brief‹)

29.9.77: Um 6.30 Uhr fahre ich durch Nebel und ein Gewirr von Umleitungen nach Kaufbeuren. Meine ›Bewaffnung‹ besteht aus einem Brief an den Oberbürgermeister Krause (parteilos). Diesem Brief liegen auch die Unterlagen über die Kundgebung in Tegernsee bei. In Kaufbeuren-Neugablonz klappt zunächst überhaupt nichts: Alle in Frage kommenden Säle sind besetzt; den ›Bescheid‹ kann ich frühestens in 5 Tagen bekommen; für besondere Werbemittel (Aufstellen von Dreieckstafeln und Lautsprecherwagen) sind Sondergenehmigungen erforderlich.
Ich erreiche um 9.00 Uhr früh bis 16.00 Uhr Nachmittag nichts anderes als die mündliche Zusage im Ordnungsamt der Stadtverwaltung, für die Kundgebung einen nicht asphaltierten Teil des Platzes vor dem Gablonzer Haus benützen zu dürfen. In allen anderen Fragen werde ich auf die nächste Woche verwiesen.

4.10.77, 6.30 Uhr: Nach vielen vorbereitenden Telefongesprächen fährt meine Frau nach Kaufbeuren, um zu holen: *beim Ordnungsamt* den Bescheid für die Kundgebung (im Freien) mit gleichem Text wie Miesbach/Tegernsee und Bad Tölz-Wolfratshausen/Geretsried, *bei*

der Polizei die Genehmigung für die Benützung eines Lautsprecherwagens an zwei Tagen zu besonders angegebenen Stunden, *beim Tiefbauamt* die Genehmigung für das Aufstellen von Plakattafeln an besonders bezeichneten Stellen.

Die Unterstützung und Hilfsbereitschaft aller angesprochenen Ortsansässigen ist – sobald sie erfahren, worum es gehen wird – groß. Sie stellen uns eine Lautsprecheranlage, die Beleuchtungsanlage, einen Lautsprecherwagen sowie Tische und Sitzbänke zur Verfügung. Eine Wohnungsinhaberin eines mehrstöckigen Hauses gestattet die Anbringung der Platzbeleuchtungslampen auf ihrem Balkon. Erst jetzt können wir drei ›Papiere‹ für verschiedene Zwecke mit einem *gleichlautenden* Text bedrucken lassen: *eine Zeitungsanzeige* für die ›Allgäuer Zeitung‹, *ein Flugblatt zum Verteilen* und *die großen Plakate* für die Dreieckständer. Die Größe reicht von DIN A5 bis A1. Die Zahl der Ermordeten hat sich inzwischen auf 5 erhöht. Deutsche Terroristen hatten einen holländischen Polizisten meuchlings niedergeschossen.

Vom 5. bis 24. September:

5 MORDE

und

1 GEISEL

für die Freipressung von

11 TERRORISTEN!

Soll das so weitergehen in den nächsten Tagen, Monaten und Jahren? Ich rufe Euch, freie Bürger von

Kaufbeuren und Neugablonz,

auf, zu sagen

Nein, Nein, Niemals!

Es ist vollkommen gleich, welcher Partei oder welchem Berufsstand Ihr angehört. Es kommt nur darauf an

überparteilich

zu demonstrieren für die Verschärfung aller Rechtsmittel, die geeignet sind, in Zukunft Mörder wie Mörder und Erpresser wie Erpresser zu behandeln!

Wenn Ihr diese Forderung für richtig haltet, kommt am

Samstag, den 8. Oktober 1977, um 18.30 Uhr

zu einer

Anti-Terror-Kundgebung

auf den Vorplatz des Gablonzer Hauses in Neugablonz

Wir wollen dort gemeinsam sagen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann, wenn unsere Kinder und Enkel als freie Menschen leben sollen.

Ein Kontaktsperre-Gesetz genügt nicht!

Ich bin allein und ich gehöre keiner Partei an!

Hinter mir steht keine politische Partei und keine Interessenvertretung.

Ich fühle mich mit diesem Aufruf nur verpflichtet meinem Gewissen, meiner Familie und meinem Volk!

Einer muß anfangen. Helft mir dabei! Helft Euch, Euren Kindern und Enkeln!

KOMMT!

ROBERT ROSENKRANZ, Tegernsee, Klosterwachtstraße 19 - Telefon 4644

7.10.77, 12.00 Uhr: Den Weg nach Kaufbeuren kennen wir schon. Um 15.00 Uhr kommt der Lautsprecherwagen. Wir fahren zwei Stunden abwechselnd durch Kaufbeuren und Neugablonz und erregen zwar kein Aufsehen, aber Neugier. Die Bürger hatten von unserer Kundgebung schon in der ›Allgäuer Zeitung‹ gelesen. Die Chronik muß unseren ›Lautsprechersong‹ festhalten: Bürger von Kaufbeuren/Neugablonz! Terroristen machen mit uns, was sie wollen! Während wir Tränen vergießen, schmeißen sie Bomben. Demonstriert für das in der Verfassung garantierte Recht des Widerstandes (Art.20, Abs.4). Demonstriert so laut, daß es die da oben endlich hören! Morgen, Samstag, um 18.30 Uhr vor dem Gablonzer Haus!
Unsere Strichliste zeigt am Ende der Fahrt, daß wir in 120 Minuten 87 Mal dasselbe gesagt haben. Von vielen anderen Zurufen ist uns einer in besonderer Erinnerung. Er stammt von einem 10- bis 12jährigen Jungen, der eine Zeitlang neben unserem Wagen herlief und schließlich sehr interessiert fragte: »Ihr schmeißt morgen Bomben? Wo? Da komme ich auch schauen.«

8.10.77, 9.00 Uhr: Zwei Stunden hatten wir Zeit, unsere 500 Flugblätter zu verteilen. Meine Frau spezialisierte sich auf die Fußgängerzone, und ich lief durch die übrigen Straßen der Innenstadt. Die Stimmung charakterisieren ein paar sich inhaltlich ähnelnde Aussprüche: »Verteilt lieber Pistolen statt Flugblätter!« Oder: »Während wir mit dem Taschentuch winken, schmeißen die anderen Molotowcocktails.« Oder: »Waren Sie Soldat? Haben Sie mit dem, der auf Sie geschossen hat, vorher eine ›geistige Auseinandersetzung‹ geführt? Jedenfalls nicht – sonst würden Sie jetzt nicht Flugblätter verteilen.« Von 11.00 Uhr bis 13.00 Uhr konnten wir wieder mit dem Lautsprecherwagen fahren – wie gestern nachmittag.

8.10.77, 18.00 Uhr: Unser Kundgebungsplatz ist um 18.00 Uhr voll von parkenden Wagen der Teilnehmer einer Tagung im ›Gablonzer Haus‹. Bei Beginn der Kundgebung steht noch die Hälfte da, und die 250 bis 300 Teilnehmer stellen und setzen sich auf die Plätze und Plätzchen, die sie finden. Ein redaktioneller Mitarbeiter der ›Allgäuer Zeitung‹ verfolgt interessiert das Verhalten der Menschen und erzählt mir vorher und nachher ein paar Histörchen. Die Zuhörer sind lebhaft – beinahe wie in Tegernsee. Um 19.30 Uhr ist das Technische so

improvisiert abgebaut, wie es vor eineinhalb Stunden aufgebaut worden war. Die Teilnehmer hat die Improvisation nicht gestört. Sie waren beeindruckt und haben in kleinen Gruppen noch lange mit- und untereinander diskutiert.
(es folgt im Original Presseausschnitt: *Allgäuer Zeitung*)

15. bis 17.10.77: Am Ende der einzelnen Kundgebungen haben mir Menschen gesagt oder Tage danach geschrieben, ich sollte ihnen doch die Ansprache und die Resolution zuschicken. Ich habe es zuerst mit Hilfe von Kopien getan. Als es zu viele wurden, habe ich geschrieben, daß ich die Geschichte der Entwicklung, der Vorbereitung, der Durchführung und des Wiederholens niederschreiben und vervielfältigen werde. Ich habe drei Kundgebungen durchgeführt. Die Mittelpunkte waren die Ansprache und die Resolution. Sie haben bei den einzelnen Kundgebungen nicht hundertprozentig übereingestimmt. Ich hätte also zu jeder Kundgebung die zu ihr gehörende Ansprache und Resolution vervielfältigen müssen. Ich habe es nicht getan, weil die Abweichungen gering waren. Sie waren lediglich bedingt durch das Wachsen der zeitlichen Entfernung vom Ausgangstag – zwischen der ersten und der letzten Kundgebung lag genau ein Monat –, durch neue Morde der Terroristen und durch einige Anregungen von Kundgebungsteilnehmern und Zeitungslesern. Ich drucke deshalb im folgenden *nur eine* Ansprache und *eine* Resolution ab. Durch Fußnoten gebe ich aber an, ob ein bestimmtes Wort oder eine Zahl nur in einer oder in zwei Kundgebungen gesprochen wurde. (Fußnoten sind hier ausgelassen)

Ansprache und Resolution haben folgenden Wortlaut:

LIEBE MITBÜRGER UND LANDSLEUTE!

Sie sind gekommen, weil Sie meinen Aufruf auf Plakaten oder in Zeitungen gelesen, über den Lautsprecherwagen gehört haben oder weil Ihnen jemand davon erzählt hat. Ich schließe aus Ihrem Kommen – für das ich Ihnen herzlich danke –, daß Sie sich mit meinen Forderungen *dann* solidarisieren wollen, wenn sie Ihren Vorstellungen entsprechen. Ich muß deshalb diese Forderungen im Mittelteil meiner Ansprache erläutern. Und ich muß am Ende meiner Ansprache eine

Resolution vorlegen, die meine erläuterten Forderungen kurz zusammenfaßt. Bevor ich dies tue, werde ich mich zehn Sekunden schweigend vor den vier Toten, die am Montag von Meuchelmördern niedergeknallt worden sind, und vor ihren Hinterbliebenen verneigen. Ich danke Ihnen, liebe Mitbürger dafür, daß Sie dasselbe getan haben.
Mein Aufruf an Sie soll von Emotionen frei sein – soweit das bei Terror-Verbrechen dieses Ausmaßes möglich ist. Weil ich fürchte, daß mir das bei freier Rede schlecht gelingen würde, werde ich mich an ein Konzept halten. Das hat auch den Vorteil, daß mir nachher keiner vorhalten kann, ich hätte etwas gesagt, was er mir gern in den Mund schieben würde, vielleicht gerade deshalb, weil ich es nicht gesagt habe. Worum geht es? Sie wissen es: Seit Monaten und Jahren terrorisieren Banden mit Mord, Geiselnahme, Erpressung und Raub 60 Millionen Menschen in Deutschland. Seit Monaten und Jahren fahnden alle möglichen Stellen nach den Tätern – mit wechselndem Erfolg. Seit Monaten und Jahren kämpfen Staatsanwälte, Rechtsanwälte und Richter in sich mühselig dahinschleppenden Prozessen für das, was sie für Recht halten müssen, nicht aber für das, was Recht ist. Und: Seit 33 Tagen melden Rundfunk und Fernsehen: »Die Lage im Fall Schleyer ist unverändert.« Und langsam gewöhnen wir uns an diesen Satz wie an die Meldungen über Arbeitslosigkeit, geringes Wirtschaftswachstum und wechselndes Wetter. Wir resignieren und seufzen: »Dagegen kann man halt nichts machen.«
So nimmt der Terror nicht ab, sondern zu. Per saldo sind die Mörder die Sieger und die Besiegten der Staat, seine Institutionen und wir Bürger. Den Konkurs des Staates hat kurz nach der Ermordung der vier Begleiter Schleyers der Justizminister von Nordrhein-Westfalen, Burkhard, mit der Erklärung charakterisiert, ich zitiere: »... daß Taten dieser Brutalität nicht zu verhindern sind.« Was heißt das? Heißt das, daß wir uns niederknallen lassen müssen wie die Hasen bei einer Treibjagd? Tatsächlich, liebe Mitbürger, heißt es das nur dann, wenn wir uns weiter so passiv verhalten, wie wir es bisher getan haben. Damit Schluß zu machen und einen Anfang des Widerstandes gegen Mörder in Gang zu bringen, ist der Sinn dieser Veranstaltung. Wenn bisher die Mörder auf die Straße gegangen sind, um das Konzept des Stadt-Guerilla-Krieges zu verwirklichen, so haben wir – wenn staatliche Organisationen versagen – dadurch zu helfen, daß wir auf die Straße gehen, um das Konzept der Gesellschaft zu verwirklichen, das

uns unsere Verfassung verspricht. Unsere Verfassung erklärt in Artikel 1 – ich zitiere: »Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt!« So steht's geschrieben.

Wenn aber der Staat unsere Würde, und das bedeutet auch unser Leben, nicht schützen kann, dann müssen wir uns selbst durch Aktionen schützen, die auch Mördern das Fürchten lehren. Diese Mörder erfreuen sich – während wir hier beisammen sind – einer besonderen staatlichen Fürsorge. 6 von 9 Millionen Rentnern und 80 % der Kinder leben schlechter als diese Mörder, Räuber und Erpresser. Sie sitzen heute noch in Stammheim oder in anderen Gefängnissen, aber morgen möglicherweise bereits außerhalb von Gefängnissen im Jemen, in Nordkorea, Libyen oder Algerien – denn von dort werden sie vermutlich bezahlt – und schmieden neue Pläne für Mord, Geiselnahme, Erpressung und Raub in Deutschland. Daß ihnen dies möglich ist, ist der erste Skandal.

Der zweite Skandal ist, daß aufgrund der bestehenden Gesetze die Polizei daran gehindert ist, Verbrecher wie Verbrecher zu behandeln, wenn sie auf frischer Tat erwischt werden. Die Polizei darf sie – wenn überhaupt – nur mit Glacé-Handschuhen streicheln.

Und der dritte Skandal ist, daß Gesetze aufrechterhalten werden, die vor 28 Jahren, d. h. 1949, unter anderen als den heute geltenden Lebensbedingungen erlassen wurden. Sie verbieten unabhängigen Richtern, Mörder dorthin zu schicken, wohin die Mörder ihre Opfer geschickt haben. Ein deutscher Nobelpreisträger, Herr Böll, hat in der Wochenzeitschrift ›Die Zeit‹ vor kurzem geschrieben (ich zitiere): »Es ist der Segen und das Kreuz des Rechtsstaates, daß er auch *die* rechtmäßig behandeln muß, die sich *gegen* das Recht vergangen und das Gesetz gebrochen haben: ob als Mörder oder Diebe, als Entführer oder Betrüger!« (Ende des Zitats). Darauf antworte ich: Gerade das darf der Rechtsstaat gegenüber Terroristen nicht, wenn er nicht zum Unrechtsstaat werden soll!

Wenn der Segen des Rechtsstaates darin bestehen soll, Terroristen-Mördern zu ermöglichen, weiter zu morden, und wenn diese Toleranz damit begründet wird, dies seien Zeichen von Liberalität und Fortschritt, dann müssen angesichts der ununterbrochenen Terror-Ereignisse in Zukunft Liberalität und Fortschritt anders definiert werden, als diese Begriffe bisher definiert wurden. Denn es kann doch keinem

normal denkenden Menschen zugemutet werden, aus Liberalität, Toleranz und Fortschritt tatenlos hinzunehmen das Hinmorden *heute noch* von Männern, *morgen* schon von Frauen und *übermorgen* vielleicht das Abschlachten von Kindern! Und dies alles nur, weil eine kleine Gruppe von gescheiterten Menschen die Gefühle ihrer Minderwertigkeit im normalen Leben nicht abreagieren kann und statt dessen ihr langweiliges Dasein durch Verübung von Verbrechen etwas amüsanter gestalten will. Das Schicksal der Gesellschaft – und die Gesellschaft sind wir alle – ist diesen Mördern vollkommen wurscht. Glauben Sie, liebe Mitbürger, daß diese Verbrecher imstande sind, eine Gesellschaft zu schaffen, die anders aussieht als die Gesellschaftsgruppe, die sie selbst sind? Glauben Sie, daß diese Banden von Mördern zu etwas anderem fähig sein werden als wiederum nur dazu, eine Gesellschaft von Mördern zu bilden? Haben sie bis zum heutigen Tage eine einzige gute Tat getan? Haben sie von etwas anderem gelebt als von Raub und Überfällen? Haben sie etwas getan für Kinder, Kranke und Alte? Haben sie etwas anderes erarbeitet als Eisenstangen, Molotowcocktails und kleine Stalinorgeln? Sind für dieses Gesindel die Menschen gestorben, die bisher ermordet wurden? Und müssen, sollen oder dürfen für dieses Gesindel die sterben, die als nächste an der Reihe sind?

So steht's in Flugblättern geschrieben, deren Verfasser die Berliner Polizei nicht ermitteln konnte: »Da lachen ja die Geier, jetzt hamse schon den Schleyer. Nu – fragt die Micky-Maus –, wann holen wir den Strauß?« Und es wird nicht lange dauern, bis die Fortsetzung lauten wird: »In Zukunft wird's noch better, wir holen auch den Vetter!«

Sind Sie einverstanden damit, daß es so bleibt? Sind Sie einverstanden damit, daß Ihre Steuern für die Erziehung von Schmarotzern und für die Erhaltung von Mördern aufgewendet werden? Sind Sie damit einverstanden, daß Gesetze aufrechterhalten werden, die durch die Entwicklung überholt sind? Muß die Gesetzgebung, statt die Zukunft vorauszusehen und sich auf sie einzurichten, ununterbrochen hinter der Entwicklung herhinken? Sind Sie mit all dem einverstanden? Dann gestatten Sie mir, die Resolution zu verlesen, die diejenigen fassen sollen, die im groben und großen billigen, was ich gesagt habe. Ich betone vorher eines: Diese Resolution hat einen einzigen Zweck: zu ähnlichen Veranstaltungen in ganz Deutschland zu führen und die Menschen zu mobilisieren, die sich Terror nicht mehr gefallen lassen

wollen und entschlossen sind, zum Gegenangriff anzutreten. Die Resolution hat nicht den Zweck, eine wie immer zusammengesetzte Regierung oder eine politische Partei anzugreifen. Die Verwirklichung der Resolutionsinhalte soll nicht einzelnen Menschen oder Gruppen, sondern ausschließlich der Gesamtheit unseres Volkes dienen, aber diejenigen aus dieser Gesamtheit ausschließen, die zuerst unsere Kinder von den Spielplätzen und Schulen als Geiseln nehmen, damit die Freilassung ihrer eingesperrten Mordgenossen erpressen und schließlich neue Terror-Verbrechen beginnen, deren Ausmaße wachsen werden.

DIE RESOLUTION HAT FOLGENDEN WORTLAUT:

Wir verlangen ein Anti-Terror-Gesetz. Der Hinweis, daß die Bestrafung von Verbrechen im Strafgesetzbuch ausreichend geregelt ist, ist unrichtig. Als das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung, das Grundgesetz (GG) und die Menschenrechtskonvention (MRK) geschaffen wurden, hat es die Terror-Verbrechen noch nicht gegeben, die heute zur Tagesordnung des Lebens gehören.
Es ist nicht die Pflicht des juristisch unkundigen Bürgers, den in der Verfassung garantierten Schutz auf Leben und Sicherheit in die Worte des Gesetzes oder einer Anordnung zu kleiden. Aber die Bürger, die dieser Resolution zustimmen, verlangen, daß jenes Gesetz u. a. folgende Grundsätze vorsieht:

1) daß Schulpläne Aufklärung über den Terror aufnehmen und die Möglichkeit seiner Bekämpfung durch jedermann lehren;
2) daß die Polizei an der Basis verstärkt wird;
3) daß für Terroristen-Verbrechen ein Einklang hergestellt wird zwischen Abschnitt 1/2 MRK (Verhängung der Todesstrafe unter gewissen Voraussetzungen) und Art. 121 GG (Abschaffung der Todesstrafe);
4) daß Terroristen-Verbrechen nicht nur die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf immer nach sich ziehen, sondern auch die Aufhebung jeden Anspruchs auf die Geltendmachung von Verfassungsrechten (Art. 18 GG);
5) daß gegenüber Terroristen härtere Verhaltensbestimmungen für ihre Festnahme, während der Haft und in den Gefängnissen vorgesehen werden als für andere Verbrecher;

6) daß verurteilten Terroristen die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen wird (Art. 16 GG);
7) daß Sympathisanten behandelt werden wie Menschen, die terroristische Verbrechen unterstützen (Tathehler!);
8) daß alle Bürger und ihre Nächsten bei Terror-Angriffen Anspruch auf gegenangreifenden Selbstschutz haben (Art. 20/4 GG);
9) daß Anspruch auf angemessene öffentliche Entschädigung diejenigen erhalten, die Verluste erleiden, weil sie terroristische Verbrechen verhüten helfen oder selbst verhindern.

Den, der diese Resolution, die wir jetzt so anbringen, daß sie jedermann deutlich lesen kann, im groben und großen billigt, bitte ich, seinen Namen und seinen Wohnort in die aufliegende Liste einzutragen.
Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, mit der Sie mich angehört haben. Unsere Kundgebung ist beendet, sobald niemand mehr die Resolutionsliste unterschreibt. Ich bin behördlicherseits verpflichtet, Sie aufzufordern, nach der Versammlung auseinanderzugehen und von weiteren Kundgebungen abzusehen.

20.10.77/zweite Oktoberhälfte: Bei der Zusammenstellung des Materials für die Vervielfältigung habe ich mich entschlossen, Resolutions-Text und Resolutions-Unterschriftenlisten beim Tegernseer Notar zu deponieren, um auf der einen Seite einen Mißbrauch zu verhindern und auf der anderen Seite eine notarielle Beglaubigung der Unterschriftszahlen zu bekommen. Die Beglaubigung ist am 28.10.77 für alle drei Kundgebungen erfolgt: *Urk. Rolle Nr. 2069a/1977 Die Übereinstimmung vorstehender Abschrift mit der vorliegenden Urschrift wird hiermit beglaubigt.*
Gleichzeitig wird bescheinigt, daß an die Urschrift angeheftet ist ›Unterschriftenliste zur Resolution vom 8.9.77 in Tegernsee‹ und folgen dann unter links ›lfd. Nr.‹, dann anschließend ›Name‹ und daneben ›Adresse‹ 565 Unterschriften.
Gleichzeitig wird bestätigt, daß die Urschrift samt Unterschriften auf Anweisung von Herrn Dr. Robert Rosenkranz, Dipl.-Kfm., beratender Organisator, Tegernsee, Klosterwachtstraße 19, und dessen Ehefrau Trude Rosenkranz bei mir verwahrt ist und nur an die Vorgenannten von mir herausgegeben werden darf.

Tegernsee, den achtundzwanzigsten Oktober neunzehnhundertsiebenundsiebzig (Notar)
Nachsatz: Insgesamt haben 845 Personen die Resolution unterschrieben.

Zur gleichen Zeit habe ich festgestellt, daß die Zahl der Anforderungen des Dokumentationsmaterials so groß geworden war, daß ein Offsetdruck billiger wurde als eine Vervielfältigung. Ich habe deshalb und wegen des Überfalls der Terroristen auf die Lufthansa-Maschine in Mallorca und wegen der Befreiung der Geiseln von Mogadischu, wegen der Ermordung Schleyers und wegen des Wachsens des Interesses der Bevölkerung für ein radikales Vorgehen gegen den Terrorismus noch einmal in zwei Inseraten auf die drei Anti-Terror-Kundgebungen verwiesen und mich bereit erklärt, jedem Interessierten die entstandene Dokumentation auf Anforderung zur Verfügung zu stellen.

Am 8. 9., 19. 9. und 7. 10. 1977 habe ich an drei verschiedenen Orten zu Kundgebungen mit folgendem Titel aufgerufen:

GESTERN SCHLEYER!

HEUTE?

MORGEN WIR ALLE!

Zu diesen Kundgebungen sind 1000 bis 1200 Menschen gekommen. Am Ende hatten 845, das sind 84 bis 70 Prozent, eine

Anti-Terror-Resolution

unterschrieben. Resolution und Unterschriftenlisten sind beim Notar in Tegernsee hinterlegt. Auf das von mir bei der Kreissparkasse Tegernsee errichtete Konto sind DM 8530,— für die Hinterbliebenen der Mordopfer vom 5. September eingezahlt worden. Die überwiegende Mehrzahl der Spender und ihre Adressen kenne ich nicht. Ich bedanke mich bei allen herzlich auf diesem Wege. Kurz danach war es — wie in den Kundgebungen vorausgesagt — wieder soweit. Gedungene Mörder haben in einer Lufthansa-Maschine Kinder, Männer und Frauen als Geiseln genommen und den Piloten ermordet. Ich vermisse mich vor der Entschlossenheit und dem Mut aller, die an der Befreiung der Geiseln direkt oder indirekt mitgewirkt haben. Aber es erfolgte die Ermordung Schleyers. Ihn und seine Entführer haben die deutschen und/oder ausländischen Fahnder 44 Tage lang nicht finden können. Die Mörder suchen sie noch heute.
So terrorisiert eine winzige, aber aktive Minderheit eine große, aber passive Mehrheit bis zur

Kapitulation

Wenn es so bleibt, dann werden sie Kinder als Geiseln nehmen und sie kaltblütig ermorden, wenn neben der Freipressung von Mördern und Millionen DM zusätzlich die Sprengung von Fabriken, Schulen oder Kasernen verlangt und dieses Verlangen nicht erfüllt wird.
Wer und was ist daran schuld? Und was ist dagegen zu tun?
Dazu fordere bei mir die kostenlose

Dokumentation

meiner drei Kundgebungen an: Vorgeschichte, Vorbereitung, Ansprache, Resolution und Widerhall. Verbreitet sie in allen politischen Parteien!
Setzt Euch für die

Realisierung der Resolution

auf gesetzlichem Wege ein! Ihr unterstützt damit nicht mich. Ich bin allein, und hinter mir steht keine politische Partei und keine Interessenvertretung. Aber Ihr unterstützt damit den gemeinsamen Kampf aller für die Zukunft unserer Kinder und Enkel und unseres Volkes!

Robert Rosenkranz
8180 Tegernsee, Klosterwachtstraße 19

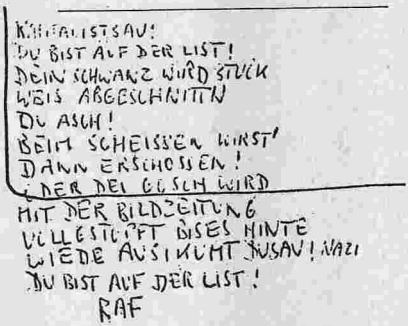
Schneidet diese Anzeige aus und schreibt gut leserlich

Namen

Adresse

Legt sie in einen Briefumschlag und schickt sie an die angegebene Adresse.

Ich wiederhole, was ich im Vorwort schrieb: 458 Personen haben zusätzlich die Dokumentation angefordert, manche mehrere Stücke. Einem RAF-Sympathisanten fiel folgendes zu schreiben ein (Absenderstempel Berlin):


KAPITALISTSAU!
DU BIST AUF DER LIST!
DEIN SCHWANZ WIRD STÜCK
WEIS ABGESCHNITTN
DU ASCH!
BEIM SCHEISSEN WIRST'
DANN ERSCHOSSEN!
UND DEI GESICHT WIRD
MIT DER BILDZEITUNG
VOLLGESTOPFT DASES HINTE
WIEDE AUSKUMT SUSAU! NAZI
DU BIST AUF DER LIST!
RAF

Der Eingang der Anforderungen hält immer noch an – trotzdem seit dem ersten Inserat in der SZ am 29.10.77 ein Monat vergangen ist. Die Übersendung an die ersten Interessenten hat sich dadurch etwas verzögert – ich bitte Sie dafür um Entschuldigung – Sie werden diese Entschuldigung akzeptieren, wenn ich Ihnen sage, daß dabei auch noch ein paar Spenden für die Hinterbliebenen der am 5. Sept. 77 Ermordeten eingegangen sind. *So sah am Ende der Kontostand aus:*

KONTO-AUSZUG

Konto-Nummer	Auszug	Blatt	Text/Verwendungszweck	PN	Wert*	Umsätze**
76877	19	1	GUTSCHRIFT		3012211	10,00H

*bei Sammelauszug = Buchungstag **Lastschrift/Schuldsaldo = S, Gutschrift/Guthabensaldo = H

Herrn/Frau/Fräulein/Firma
DR ROBERT ROSENKRANZ
IS.MORDOPFER

Spark.-Nr.	letzter Auszug	Alter Kontostand
3700	9.11.77	9.630,00H
Versand	Buchungstag	Neuer Kontostand
ABH	22.11.77	9.640,00H

Sparkasse

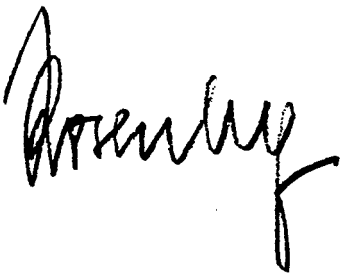
Gutschriften erfolgen „E. v." und können nach unseren allgemeinen Geschäftsbedingungen storniert werden. Belastungen stehen unter dem Vorbehalt der Stornierung bis zum nächsten Buchungstag, bzw. bis zu dem auf die Vorlage folgenden Buchungstag. Unstimmigkeiten bitten wir unserer Revision mitzuteilen

JETZT MIT PRAEMIENSPAREN BEGINNEN HEISST ZEIT U.GELD GEWINNEN-
FUER ARBEITNEHMER AUCH IN VERBINDUNG MIT DEM 624 DM GESETZ.
WIR BERATEN SIE GERN.

18C015 11097 1.75

Der Betrag wird – durch eine unabhängige Stelle sozial gerecht verteilt – als Weihnachtsspende an die Hinterbliebenen überwiesen werden. Die Dokumentation wird in der vorliegenden Form der Bundesregierung und den Fraktionsführern der politischen Parteien zugestellt – trotzdem und gerade, weil sie sie nicht angefordert haben. Die letzten Worte gelten meiner Frau: »Trude, ohne dich hätte ich die Arbeit weder beginnen noch fortsetzen können. Dafür wird dir auch ein großer Teil derer danken, die zu unseren Kundgebungen gekommen sind und in den nächsten Tagen diese Dokumentation als ähnlich Denkende lesen werden.«

TEGERNSEE, 29. November 1977



Wolfgang Pohrt
Vorschlag: Amnestie-Kampagne

Teils zu langjähriger, teils zu lebenslanger Haft verurteilt, sitzen noch immer jene einzelnen hinter Beton, die damals den Protest aller gegen den Vietnamkrieg etwas zu wörtlich genommen hatten, also so, wie er gemeint gewesen war. Wenn kein Wunder geschieht, werden diese einzelnen, von denen manche seit 10 Jahren eingesperrt sind, die Zelle entweder am Krückstock oder im Sarg verlassen.
Die vielen, die damals den verbrecherischen US-Aggressor und den von ihm begangenen Völkermord unermüdlich in Wort, Schrift, Bild und Gesang gegeißelt haben, sind deshalb heute aufgerufen, ein mittleres Wunder zu vollbringen. Dies mittlere Wunder in Deutschland – und in anderen Ländern der Normalfall – wäre eine Amnestie. Wenn die flammenden Aufrufe, der Protest auf der Straße und seine Fortsetzung mit militanten Mitteln damals ein politischer Fehler gewesen waren, was nicht auszuschließen ist, dann war dies unser aller Fehler gewesen, der Fehler all jener, die damals mitdemonstriert, mitgeschrien, mitunterschrieben haben. Wer die USA öffentlich des

Völkermords bezichtigt hat, mag Anschläge auf US-Militäreinrichtungen in der BRD, privat und aus humanitären Gründen, zutiefst bedauern. Aber er hat kein Recht, sich öffentlich von den Akteuren zu distanzieren, sie den Strafverfolgungsbehörden zu überlassen und die eigenen Hände in Unschuld zu waschen.

Wenn der Vietnamprotest kein Fehler, sondern wenn er richtig und gerechtfertigt war: Ein Grund mehr, jene einzelnen nicht zu vergessen und im Stich zu lassen, die damals weder ans Risiko noch an die Folgen dachten. Denn dies ist der Unterschied zwischen denen, die heute in Stammheim, und jenen, die heute auf einem Lehrstuhl sitzen.

Die Begründung einer Amnestie ist sehr einfach: Jeder Kampf, der gerechte wie der ungerechte, ist einmal entschieden. Wenn Sieger und Verlierer feststehen, hört der Kampf auf. Haft und Gefangenschaft, die Mittel gewesen waren, den Gegner zu schwächen, sind dann überflüssig. Nach Ablauf einer gewissen Frist entläßt der Sieger seine Gefangenen, er erläßt eine Amnestie – eine großzügige Versöhnungsgeste, die gleichzeitig seine Macht unterstreicht und beweist, daß er die Lage unter Kontrolle hat und den Gegner nicht mehr fürchtet. Daß die RAF und die gesamte militante Linke in der BRD verloren hat und besiegt ist, ist ein unbezweifelbares Faktum. Wenn die Gefangenen das bestreiten, dann wegen der allerdings sehr geringen Chance, daß der hiesige Staat aus der wechselseitigen Anerkennung von Sieger und Verlierer die gebotene Konsequenz zieht und die Verfolgung einstellt. Wenn die Sicherheitsbehörden das bestreiten – und sie gehen damit manchmal bis dicht an die Grenze zur fiktiven Bildung und Unterstützung einer terroristischen Vereinigung –, dann liegt das einerseits an der traditionellen Endsiegmentalität, der berüchtigten Gründlichkeit, und andererseits brauchen die Zielfahnder und Einsatzgruppen natürlich eine Legitimation für dicke Spesenkonten und schnelle Wagen.

Objektiv also ist die Zeit für eine Amnestie reif. In dieser Situation mögen sich verschiedene Leute an verschiedene Dinge erinnern:

Die Arrivierten an die Zufälle, denen es mancher verdankt, daß ihn seine Laufbahn nicht nach Stammheim, sondern nach oben führte; die Bergpredigtfans daran, daß das Gebot der Feindesliebe nicht verlangt, ausschließlich immer nur Soldaten und Polizeibeamten um den Hals zu fallen. Sondern es ist auch erlaubt und nichts Unchristliches dabei, früheren Freunden zu helfen;

die neuen Patrioten gleich an mehrere Dinge: Zunächst sind die Gefangenen Landeskinder. Dann haben sie gegen die neuerdings als Besatzer gescholtenen US-Truppen gekämpft. Ihnen wird ein moralischer Rigorismus nachgesagt, der angeblich zu den hervorstechenden Zügen des Nationalcharakters zählt. Schließlich haben sie das Bild des Landes entscheidend mitgeprägt: die stärkste Ökologiebewegung, die breiteste Friedensbewegung, die professionellste Guerilla. Und wenn man schon dabei ist, Verständnis für die deutsche Geschichte aufzubringen und sich mit ihr zu identifizieren: warum im Jahr 1945 damit aufhören; warum Verständnis nur für die braunen Eltern und nicht auch für unsere Genossen aus jener Zeit, als wir Che Guevara lasen;

das Unterschriftenkartell von Albertz bis Zwerenz daran, daß man mit öffentlichen Aufrufen auch moralische Verantwortung für die aus ihnen folgenden Taten und für die Täter übernimmt;

die Grünen im Bundestag daran, daß Beton nicht nur Bäume bedroht, sondern in Stammheim auch Menschen, Leute, die manchem Grünen früher einmal politisch sehr nahegestanden haben.

Was folgt daraus? Viel Arbeit. Man braucht

1. einen Kongreß, der die Existenz der Gefangenen überhaupt erst wieder ins Bewußtsein und ins Gespräch bringt. Der 8. Mai wäre kein schlechtes Datum.

2. Journalisten, die vom Frieden genug haben und ein anderes Thema recherchieren und darüber schreiben. Was ist aus den Gefangenen geworden? Wie viele sind es? Wie sind ihre Haftbedingungen?

3. ein Büro, wo man die Adressen von Albertz bis Zwerenz hat und wo ein paar zusätzliche Telefonate und Fotokopien nicht ins Gewicht fallen, und wo außerdem eh einer sitzt, der von Berufs wegen Hinz und Kunz kennt. Vielleicht *Rotbuch?*

Bericht einer Reise vom
10. August bis 1. September
1963 DIARIO de Ibiza IBIZA Ibiz

Teilnehmer: Bernward Vesper
Gudrun Ensslin

Bad Cannstatt
Genf
Barcelona
Ibiza
Barcelona
Genf
Bad Cannstatt im Sept. 63: J. E.

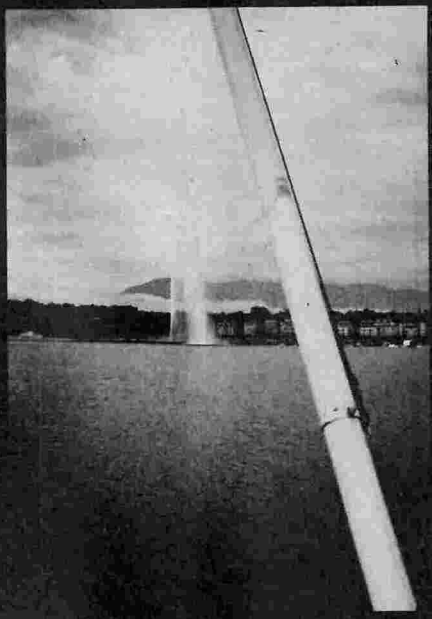
TARJETA EMBARQUE
BOARDING CARD
CARTE D'ACCES
EINSTEIGEKARTE
BORDKARTE

BARCELONA

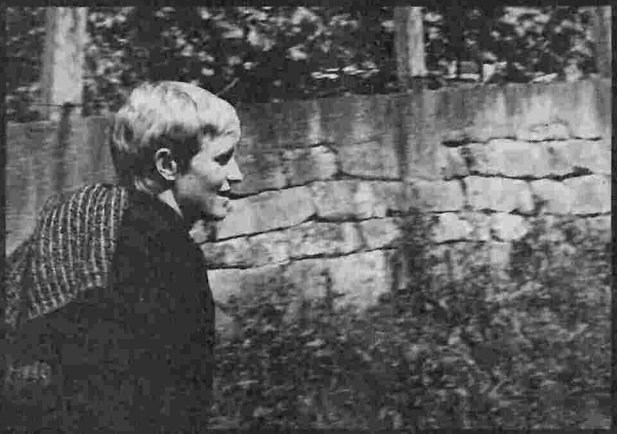
IBIZA
Anibal, 2
Teléfono, 38

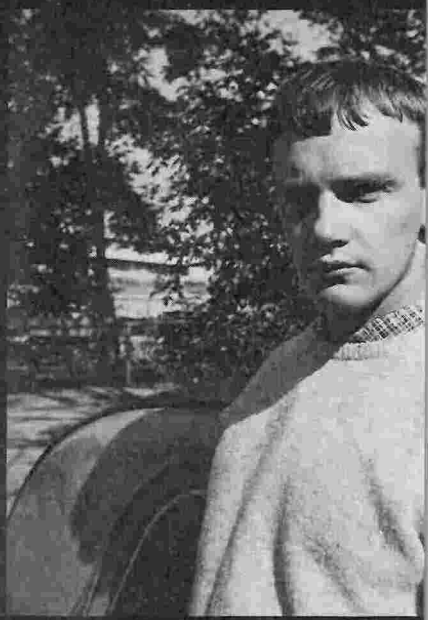
STUTTGART-BAD CANNSTATT

834



Solon in Betrachtung eines Sonnenuntergangs.





IBERIA
LINEAS AEREAS DE ESPAÑA, S. A.
Ciudad-Aeropuerto
o viceversa
Precio: 15'— Ptas.
(Incl. Seg.)
CONSERVESE ESTE BILLETE

AVIACO AVIACION Y COMERCIO, S.A.
Ciudad-Aeropuerto
o viceversa
Precio: 15'— Ptas.
(Incl. Imp. y Seguro)
CONSERVESE ESTE BILLETE

1591404
LUGAR Y FECHA DE EMISION DE ESTE BILLETE
USO
AGENTE
LINEA N.º | FECHA | HORA

Henner Voss
Peinliche Zeiten

Ein Brief

4. Januar 1984

Lieber Herr Imhoof, Dank für Ihre Briefe – inzwischen hat mir auch Herr Wiebel vom WDR geschrieben –, und bitte entschuldigen Sie die monatelange Verspätung einer Antwort. Zwischen dem 20. September und 26. November war ich in Griechenland, nach meiner Rückkehr mußte ich wenig später nach Frankfurt, München, Wien und Berlin, und im Anschluß daran hatte ich Arbeit bis über beide Ohren. Da wir uns wegen Ihrer und meiner Zeitnöte in naher Zukunft nicht treffen können, will ich Ihnen schreiben, welche Erinnerungen an meine und Vespers Spätpubertät Ihre Bitte bei mir geweckt hat. Manche sind zum Lachen, andere machen mich deshalb betroffen, weil ich immer noch mit Anflügen von Gereiztheit an ihnen kaue, das mag auch an der Rezeptionsgeschichte der ›Reise‹ liegen.

Als 1977 posthum der Romanessay ›Die Reise‹ erschien und von der Presse und den Lesern als Bemühung des Autors begriffen wurde, sich selbst zu verstehen und wiederherzustellen, erstaunte es nicht, daß sich, wo immer über das Buch gesprochen und geschrieben wurde, persönliches, moralisches und literarisches Urteil mischten. Im Dezember 1979 – inzwischen war ›Die Reise‹ zu einem Kultbuch der Linken und Gegenstand zahlreicher Exegesen und Examensarbeiten geworden – erschien im März Verlag eine sechzehnte, um etwa 160 Seiten erweiterte Auflage: ›Die Reise-Ausgabe letzter Hand‹, die den Nachlaß aus Stichwörtern und heterogenen Aufzeichnungen enthält. Nach der Veröffentlichung dieser Ergänzungen resümierte Christian Schultz-Gerstein im ›Spiegel‹, daß Vesper »nie ein oppositioneller Kopf« gewesen sei, »sondern einfach bloß ein kluger Opportunist mit der schnellen Witterung für die jeweilige Lage an der Meinungsbörse« – eine Schmähung, die von Vesper-Hagiographen als Sakrileg begriffen wurde und die aber bei aller Überspitzung und schrecklichen Vereinfachung etwas Wahres enthielte, nämlich die Vulgärdefinition nahezu aller Intellektuellen meiner Generation, hätte sie nicht ausgerechnet im ›Spiegel‹ gestanden. Als ich Vespers in der ›Ausgabe letzter Hand‹ abgedruckten Zettelkasten las, es handelt sich um die Notizen, die er noch nicht in sein Manuskript der ›Reise‹ verarbeitet hatte, fiel

mir auf, daß exakt die peinlichen Zeiten, an die ich mich erinnere, darin nicht vorkommen. Das ist literarisch legitim, aber schrecklich für einen Autor, der beschlossen hatte, sich nichts mehr zu verschweigen. Michael Schneider leitete dann in ›literatur konkret‹ von seiner »persönlichen« Bekanntschaft mit Vesper die Berufung ab, sowohl solchen »zynischen Denunziationen« als auch »jener fatalen Glorie« entgegenzuwirken, »die von der Bewunderung aus der Ferne für ein heroisch-exzentrisches APO-Schicksal bis zur direkten und bruchlosen Identifikation reicht«. Da irritierte nur ein wenig, daß er seiner ›Innenansicht eines Selbstmörders‹ ein Foto mit der Legende voranstellte: ›Bernward Vesper mit Gudrun Ensslin‹, das Gudrun Ensslin mit einem Begleiter abbildete, der, wer auch immer, aber keinesfalls Vesper war. – Ich denke, lieber Herr Imhoof, aufschlußreicher als solche ›Urteile‹ oder ›Innenansichten‹ dürften für Sie die etwa fünfzig Briefe sein, die ich von Vesper aufbewahrt habe und gern für Sie fotokopieren lassen kann, falls Sie das wünschen. Und eilig sollten Sie im März-Archiv bei Jörg Schröder stöbern. Wenn ich Ihnen dennoch als ›persönlicher Vesper-Bekannter‹ hier einiges aufschreibe, so kurzatmig und spotlighthaft es auch immer sein mag, so tue ich das, um etwas Licht in Vespers ›Verlorene Jahre‹ zu bringen, und weil ich denke, daß Ihnen diese Notizen bei Ihrer Film-Konzeption helfen können.

Im Januar 1961 schlossen Vesper und ich unsere Buchhändlerausbildung ab. Wir wohnten sechs Wochen in der Buchhändlerschule in Rodenkirchen. Auch Ulf Miehe, der Münchner Schriftsteller und Filmregisseur, gehörte zu den Kursteilnehmern. Mit ihm verbrachte ich die meisten freien Nachmittage und Abende, bevor sich Vesper uns anschloß, ja nahezu aufdrängte. Miehe, wie dies bei ›Jungbuchhändlern‹ damals noch war, entsetzte sich vor Vespers Lesefrüchten, er hatte genuine Kenntnisse über Autoren, die Vesper fremd waren: Heinrich Mann, Borchert, Tucholsky, Becher, Brecht, Feuchtwanger, Einstein, Toller, Döblin, Musil, Broch, Oskar Maria Graf, Ricarda Huch, Erich Mühsam, Else Lasker-Schüler, Nelly Sachs, Anna Seghers, Georg Heym, Ehrenstein, Karl Kraus, Max Herrmann-Neiße usw. Vesper hatte Stifter gelesen, Wiechert, Carossa, Binding, George, Ernst Jünger, Agnes Miegel, Ortega y Gasset, Hamsun, D'Annunzio – alles Autoren, die Miehe und ich ablehnten.

Miehe und ich soffen gern an den Abenden, Vesper vertrug keinen Alkohol, er exaltierte ihn. Nach einigen Gläsern Bier wurde er laut, aufdringlich und zum lästigen Armgrapscher. Nüchtern war er scheu, verkrampft und introvertiert; sobald er getrunken hatte, wirkte er leicht übergeschnappt.
Es fiel uns also schwer, ihn gern zu haben. Miehe hielt ihn lange Zeit für asozial und nicht ganz dicht. (In ›Die Reise‹ hat Vesper sich dafür gerächt.) Wir versuchten ihn abzuhängen, waren beleidigend. Einmal fragten wir ihn deshalb nach seinem Vater, dem NS-Dichter Will Vesper. Er starrte uns eine Weile schweigend an und sagte schließlich: »Fragt mich was anderes.« Solange ich ihn kannte, auch später noch, als wir unseren Zorn gegen die Generation richteten, die ihn verursacht hatte, blieb er seinem Vater gegenüber wehrlos unkritisch.
An einem Wochenende damals begleitete mich Vesper zu meinen Eltern nach Remscheid. Am Morgen nach unserer Ankunft läutete er, noch im Bett, so andauernd, bis meine Mutter im Gästezimmer erschien. Vesper teilte ihr mit, daß er ein Bad zu nehmen wünsche. Mehr belustigt als verärgert weckte mich meine Mutter im Nebenzimmer und forderte von mir, mich um meinen wunderlichen Freund zu kümmern. Fortan figurierte Vesper in den Erzählungen meines Vaters als ›Der Irre von Triangel‹.
Nach Rodenkirchen ging Miehe als Lektor zu Mohn, ich zu Luchterhand, und Vesper begann in Tübingen Germanistik und Soziologie zu studieren. Wir blieben in Briefkontakt. Mehrfach verbrachte Vesper Wochenenden in Neuwied oder bei meinen Eltern in Remscheid. In Remscheid zeigte mir Vesper zum ersten Mal einige seiner Gedichte und Texte, peinigend uninspirierte Stücke. Selten vermutlich hat ein so dürftiger literarischer Start einen so furiosen Abschluß gefunden.

Im Sommer 1962, Vesper war schon mit Gudrun Ensslin zusammen, war ein anderes Mädchen von ihm schwanger. Er bat mich inständig, mit ihm einen Arzt für die Abtreibung zu suchen. Zwei Tage fuhren wir durch Köln, Wuppertal und Remscheid, er war verzweifelt. Nach jeder Absage steigerte sich seine Larmoyanz: »Meine Divination sagt mir, das funktioniert so nicht.« Am zweiten Tag stieg er gar nicht mehr aus: »Ich hab es nie erwähnt, ich hab's am Herzen.« Als ich eine Woche später eine Adresse hatte, war er genesen und reskribierte: »Es ist das einzig Mögliche, entweder am 21. oder 28. (Sonnabende!) nach Köln

zu kommen. Diese Termine sind gänzlich ohne Aufsehen einzuhalten. Würdest Du das, bitte, weiterleiten und festmachen?« Dann am 17.7. ein nicht minder knappes Telegramm: »Bitte mich anzurufen. Köln unbedingt Sonntag/Montag festmachen.« Am 26.7. schaltete sich Gudrun Ensslin mit einem Telegramm aus Stuttgart ein: »X' Ankunft 10.08 Uhr. Bernwards frühestens gegen 11 möglich. X abholen bitte.« Beide schienen zu wissen, daß ich immer dankbar bin, wenn mir gesagt wird, was zu tun ist. Am 2.8. hatte Vesper in Triangel zu alter Gutsherren-Attitüde zurückgefunden: »Nach zwei Tagen war's vorbei; gänzlich unbemerkt; weder mein noch Dein, noch irgendein Name ist hinterlassen worden oder genannt. Dir vor allem in der Sache Dank.« Vesper schickte eine Vielzahl von Anthologie-Vorschlägen an Luchterhand. Am 18. März, wenige Tage nach dem Tod seines Vaters, schrieb er: »Ich möchte die Herausgabe von Schickeles Gedichten jetzt gerade besonders nachdrücklich betreiben, hilft mir doch die Arbeit über den ungeheuersten Verlust hinweg. – Denk an mich und bleib in Rufnähe!« – Die meisten Schreiben spickte er, auch wenn er noch keinerlei Vorarbeiten geleistet hatte, mit präpotenten Ermahnungen à la: »Entscheidet Euch schnell, es liegen Angebote anderer Verlage vor.«
1963 fanden sich in Neuwied einige Lektoren und Autoren zusammen, die eine literarische Zeitschrift planten. Vesper nervte uns zwei Tage mit einer endlosen Liste von Zelebritäten – von Arno Schmidt bis Beumelburg –, mit denen er befreundet zu sein oder zu korrespondieren behauptete, und reklamierte für sich die Leitung der Redaktion. Die Zeitschrift starb vor Erscheinen der Null-Nummer.
Das belastete nicht unsere Freundschaft. Wir schrieben beide für Funk und Zeitschriften, und er schlug vor, gemeinsam einen Roman zu ›basteln‹: »Ich habe gewaltige Lust, einen Roman mit Dir zu basteln. Die Unendlichkeit der Perspektiven (d.h. unendliche Zahl der möglichen Perspektiven), die die moderne Welt bietet, läßt eine gemeinsame Arbeit zu, fordert sie heraus. Wirf einen Stoff auf: ganz auf dem Hintergrund der Zeit; eingeblendet die Algerierleiche in der Seine; die bischöfliche Billigung der autoritativen Politik; davor der Mensch: hilflos, leidend; ohne Himmel und Hölle; endlich; begrenzt; sterblich; einmalig; nicht dauernd; ausgestoßen, verbrannt auf Weltraumtrümmern; angesiedelt auf Kontinenten; getrennt durch Meere; überspült von Winden; zeugend; gezeugt (aus Rache wieder zeugend); fressend; schlafend; denkend (aus Mißtrauen, Haß, Verachtung denkend). –

Man sollte das einmal darstellen. Ehe man uns aus Deutschland vertreibt; eh man uns die Schnauze stopft; eh der Rhythmus unserer Prosa vom Rhythmus der Soldatenstiefel zerstampft wird.« – So am 11. Januar '62.

Und vierzehn Tage später, oszillierend zwischen Entmutigung und juveniler Hybris: »Bitte, laß uns endlich mit dem Roman beginnen. Mit *einem* ersten. Es braucht nicht, kann vielleicht nicht *der* Roman sein. Ich bitte Dich flehentlich! Ich will endlich den Faustschlag in die Fresse der Gesellschaft. Der ›Betrieb‹ der Wissenschaft beißt um sich; die Kategorien drohen mich zu verschlingen, zu fesseln, zu beschränken. Ich gehe wie ein fremdes Tier durch die Gänge und möchte vor jede Tür spucken. Mich ekelt diese Bestimmtheit, dies Wissen, diese Anmaßung: *alles* ist so; daher weiß ich längst, es ist *nicht* so; es scheint, es schwebt, es gleitet, es fluktuiert, es phosphoresziert, ist wahr und später gelogen usw. – Bitte, laß uns schreiben. Laß uns eine Story schreiben; was Du willst, einen Text, der mit... beginnt, einfach anläuft und abhaspelt und mit... endet! Was diese kleinen Scheißer können, die Hanser rausbringt, können wir schon lange. Bitte, bitte! Wir müssen uns endlich klassifizieren, für den Vorlauf wenigstens. Man soll endlich mit uns rechnen. Zögere nicht länger, wie auch immer die Umstände sind. Ich bin *nicht* betrunken. Schreibe sofort! Vorschläge! Auf!«

Ulf Miehe funkte aus Gütersloh mit und vermittelte Aufträge an Vesper; er half ihm, wo er konnte. Viel mehr als ich. 1964 ging ich für ein Jahr nach Griechenland. Dann sollte ich ein Stipendium in Berlin bekommen. Vesper hatte inzwischen zusammen mit Gudrun Ensslin den Verlag ›studio neue literatur‹ in Berlin gegründet. Ich bekam das Stipendium nicht, jobbte in der Voltaire-Verlagsauslieferung und schrieb für einige Zeitungen und Zeitschriften. Gudrun war die meiste Zeit in Cannstatt, und ich zog schließlich in die Cuvrystraße zu Vesper. Im ›studio neue literatur‹ war erst ein Titel erschienen: eine Anthologie ›Gegen den Tod – Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe‹. Mit Texten von Anders, Böll, Brecht, Enzensberger, Fried, Hermlin, Jahnn, Jungk, Sachs, Seghers, Weisenborn, Arnold Zweig u. a. Aber auch mit einem Fünfzeiler von Hans Baumann, Dichter der Hitlerjugend und Texter des Liedes der ›morschen Knochen‹, was Vesper im Autorenverzeichnis dezent unterschlug.

Als ich in Vespers kleine Parterrewohnung einzog, war es später Herbst. Von den Verlagsumsätzen konnte Vesper nicht leben. Er lektorierte für Funk und Verlage, bereitete die Edition eines Lyrikbandes von Gerardo Diego vor, kümmerte sich gleichzeitig heimlich um die Herstellung und Verbreitung des ersten Bandes einer Werkausgabe seines Vaters – er machte einmal tatsächlich den Versuch, mich als Subskribenten zu gewinnen, als er ziemlich besoffen war – und widmete viel Zeit seiner Korrespondenz und dem Traum von einem Manuskript, wie es Céline seinem Verleger mit der ›Reise ans Ende der Nacht‹ beschert hatte. Es war verblüffend, was er sich seit Rodenkirchen an literarischer Bildung angeeignet hatte. Faszinierend seine extemporierten ›Vorlesungen‹ über Musil, Joyce, Lorca, Diego.

Es war anstrengend, mit Vesper auf engem Raum zusammenzusein, selbst wenn er las. Er grunzte, kicherte höhnisch, schmähte den Autor, blätterte eilig vor und zurück, verlangte nach Stiften, um sich Notizen zu machen, wimmerte: »Mann, ist das ein Schwachsinn, hör doch mal, Henner.« Dicht über die Seiten gebeugt, sah das aus, als schnüffele er die Inhalte in sich hinein. Aber er war immer kooperativ und freundlich, wenn ich ihm Manuskripte von mir zeigte. Er nahm sich Zeit, Satz für Satz sorgfältig zu redigieren, riet zu Änderungen, erklärte geduldig, warum er dazu riet, und hörte sich konzentriert meine Einwände an. Ohne seinen Rat wären damals mehr Manuskripte von mir abgelehnt worden.

An den späten Abenden befiel ihn Unruhe. Er wollte Roehler oder Grass oder Bachmann oder Johnson sehen. Und: »Heute lassen wir eine schwergewichtige Sau aus dem Zwinger unserer Wohlerzogenheit.« Er fuhr grausam Auto, durch die Heckscheibe seines VW-Cabrios konnte man nie etwas sehen, immer vereist oder beschlagen und schmutzig; er merkte das immer erst, wenn wir gestartet waren. Er wechselte die Spuren nach der Wird-schon-keiner-kommen-Methode: Winker raus und links oder rechts rüber. Mit der Stirn fast an der Frontscheibe. Eine Folter für Beifahrer, ich gerate heute noch in Panik, wenn ich daran denke. Und immer, wenn er geparkt hatte, die Frage: »Meinst du, wir stehen gut so?« Er war kurzsichtig. Antwortete ich: »Mir doch egal«, umkreiste er gebückt sein Auto, kickte gegen die Reifen und fragte lauernd: »Is was, Voss?« Sagte ich: »Du blockierst die Einfahrt dort«, nahm er mich beim Arm und zitierte im Davongehen

kichernd Rilke: »Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr./Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben...«

Die Beschäftigung mit Verlaine, Bataille, Céline und Genet hatten Vesper ein Interesse an skatologischen Exzessen entdecken lassen, das er ›nostalgie de la boue‹ nannte. Oft irrten wir Nächte hindurch von einer Kneipe in die andere. Vesper immer, Verheißungen raunend, einige Schritte vor mir her in seinem zerschlissenen Wintermantel. Den Vorzug gab er Kneipen, in denen Zocker, Junkies, Zuhälter, Prostituierte, drop-outs rumhingen. Ihm hatte es eine Einsicht Blakes angetan, ›daß die Straße der Ausschweifung zum Palast der Weisheit führe‹. Alkohol wurde für ihn zum Enthemmer, umschweiflos pöbelte er wildfremde Frauen an: »Pull over your Pullover!« Oder er wandte sich, wenn keine Frauen in Sicht waren, in konspirativem Flüsterton an die Wirte: »Haben Sie nicht ein paar jüngere Töchter, die mein Freund und ich auf die Schnelle deflorieren können?« Seine sexuelle Verklemmung und seine Furcht vor Frauen machten ihm schwer zu schaffen. Wenn Gudrun nicht dabei war, zeigte er sich aber verbal stets zu bedenkenloser Promiskuität aufgelegt und entschuldigte sich zuweilen mit der von Diderot postulierten Kombination von Genie und Immoralität.

Begegneten wir Leuten aus dem Literaturbetrieb oder Menschen, denen Vesper Durchblick zutraute, wurde seine Sprache nobilitierend, polyglott, Englisch, Französisch, Spanisch, ein paar lateinische Phrasen. Nach zwei, drei Gläsern ließ er Mr. Hyde raus, begann schrill und besengt zu lachen über seine eigenen Sottisen. Seine liebste Ambiguität war es, *Dujardin* auf Edouard Dujardin zu trinken, den Erfinder des *monologue intérieur*. Verstand das niemand, wurde er höhnisch, ungefragt verklickerte er seiner Umgebung, dann verstünden sie eben auch Joyce nicht und daß er an einem epochalen Roman ackere. In Anfällen von totaler Methomanie schlug er dann den Leuten vor, zu ihm nach Kreuzberg zu ziehen und seine Eckermänner zu werden. Prominente, die er nicht leiden konnte, die er aber für einflußreich hielt, hofierte er mit devoter Zuvorkommenheit. Wir hielten beide den ewig benebelten Klaus Wagenbach, der uns ständig zu Erweiterungen unseres Repertoires an Invektiven inspirierte, für einen schmuddeligen Opportunisten. War Vesper nur mittelmäßig in Form, wirkte Wagenbach neben ihm wie ein debiler Förster. Dennoch war Vespers

Verlangen, von Wagenbach geschätzt zu werden, stärker als sein Wunsch, ihm zu sagen, was er über ihn dachte.
Vesper hatte kaum Freunde oder Verbündete. Seine Ichbezogenheit und kontrastierenden Stimmungen stießen viele ab. Bei Platon steht, daß Menschen zu Boden schauen, wenn sie von der Vergangenheit sprechen. So auch Vesper, wenn er seine nächtlichen Freakouts memorierte. Wie Jekyll war er ausgeglüht an den Morgen danach, bedrückt, schmächtig, schuldbewußt und kleinlaut; er leckte seine narzißtischen Wunden. Der Impetus, seine verlorene Vollkommenheit wiederzufinden, trieb ihn früh aus dem Bett an den Schreibtisch. Und er erlaubte sich stundenlang keine Unterbrechungen.
In Remscheid und Neuwied hatte Vesper von seinen Suizidphantasien gesprochen, das war eine frühe Obsession. Aber er fand nichts, wofür er sein Leben hinzugeben bereit gewesen wäre. Ich las ihm einmal aus Michel Leiris' ›L'Age d'homme‹ vor: »Mit einer Bitterkeit, von der ich früher keine Ahnung hatte, beginne ich zu erkennen, daß nur eine bestimmte Inbrunst mich retten könnte, daß dieser Welt entschieden eine Sache fehlt, für die ich zu sterben fähig wäre.« Vespers Kommentar: »That's it.«
Claude Guillon und Yves Le Bonniec notieren in ›Suicide, mode d'emploi‹: »Wissen, wie man stirbt, heißt wissen, wie man nicht aus Versehen stirbt.« Vesper sprach bewundernd vom theatralischen Freitod Jessénins. Er hielt eine frühe Selbsttötung für die beste Biographie eines Künstlers, er sprach oft davon, daß er wie Herostrat eher Verachtung und Haß in Kauf nehmen wolle, als keine Spuren zu hinterlassen und unbeachtet zu sterben; er wollte Ruhm, Geltung und Immortalität um jeden Preis.
In Dostojewskijs Roman ›Die Dämonen‹ begründet Schatoff das Zerwürfnis zwischen ihm und Kirilloff mit dem Lakonismus: »Wir haben beide vier Monate lang in einer Hütte auf dem Fußboden gelegen.« Die Enge in der Cuvrystraße wurde für Bernward und mich peinigend. Außerdem hatte ich genug von Berlin. In keiner anderen Stadt war ich bisher soviel Dummheit, Mißtrauen, Aggressivität und Intoleranz begegnet wie in Berlin, und der Humor der Berliner ist mir bis heute verborgen geblieben. Ich wollte raus aus der Kälte, wieder nach Griechenland. Wir hatten wenig Geld, nur eine Schreibmaschine, um die wir ständig kämpften. Ich hatte es satt, daß wir Nacht für Nacht unsere Führerscheine riskierten, weil Vesper nicht zu bewegen war,

nur einen Schritt zu Fuß zu gehen. Vespers suggestive Monologe ermüdeten mich, die Sogwirkung seines Quasselzwangs, seine Delirien von Ruhm und Reichtum, seine Sprunghaftigkeit, die Fieberhaftigkeit seiner Begeisterungen, sein Eigensinn, seine Exzentrizität und ständige Jagd nach Gratifikationen. Ich wollte seine Eitelkeiten und Idiosynkrasien nicht länger aushalten, hatte die Kluft satt zwischen Deklaration und Wirklichkeit, zwischen Ambition und Gelingen. Wir schrieben zwar, wie Proust, im Bett, aber nur, weil uns das Geld für Heizöl fehlte, legten schnelle Gänge beim Schreiben ein, weil wir die Honorare brauchten, pilgerten von einer Redaktion zur anderen, um Vorschüsse zu erbetteln. Vielleicht hat Cioran recht: »Man verlangt von uns Taten, Beweise, Werke, und alles, was wir vorweisen können, ist verwandeltes Weinen.«

Kam Gudrun aus Cannstatt nach Berlin, wurde Bernward von Ordnungs- und Hygienekollern befallen. Hektisch fegte er Bücher, Manuskripte, Fahnen usw. von Tischen, Stühlen und Fußböden, und die Hingabe, mit der er putzte und wischte, war nahezu pathologisch. Er wusch dann sogar seinen VW und räumte leere und volle Flaschen weg. Am Abend war dann Tee statt des obligatorischen Rotweins angesagt, am Tage vor Gudruns Ankunft.

Als er auch meine Bücher zusammenpackte, um sie irgendwohin zu stapeln, wurde ich wütend. »Weißt du«, schrie ich ihn an, »daß Weininger Idiotie als intellektuelles Äquivalent der Roheit bezeichnet hat? Also sei ein netter Idiot, und nimm deine blöden Flossen von meinen Büchern.« Dann bin ich rausgegangen und kam eine halbe Stunde später mit ein paar Flaschen Wein zurück. Ich öffnete eine Flasche und setzte mich an meinen Tisch. Mit der Herablassung des Demiurgen pflanzte sich Vesper auf eine Ecke des Tischs. »Hör zu«, verkündete er, »ich wollte längst mit dir darüber reden, Gudrun übrigens auch, wir machen uns Sorgen deinetwegen. Meinst du nicht auch, daß du ziemlich viel trinkst?« Ich starrte ihn entgeistert an. Es stimmte zwar, was er sagte, aber gerade er brauchte mir das nicht vorzuwerfen. »Du spinnst, Vesper«, sagte ich. »Du bist bestußt. Du projizierst deine eigene verdammte Säufer-Paranoia auf mich.« Ich stand auf. »Weißt du, was ich jetzt mache? Ich werde ausziehen, jetzt sofort.«

Während ich packte, landete ich noch einen Volltreffer zum Abschied, für den ich mich später bei ihm entschuldigt habe: »Du bigotter Arsch. Das muß was mit der Rache der Chromosomen zu tun haben bei dir.«

Wie immer bei Anspielungen auf seinen Vater wurde Vesper blaß. Er verzog sich hinter seinen Schreibtisch, nur dort fühlte er sich fähig, sein Selbstbewußtsein zu restaurieren, sah meinem aufgeregten Pakken stumm brütend zu und machte keinen Versuch, die Situation zu retten. Ich trabte zum ›Schlesischen Tor‹ und setzte mich in einen wartenden Zug. Ein paar Minuten später kam Vesper angehechelt. Ohne Mantel, er mußte sich eilig aufgerappelt haben. Es war bereits dunkel. Er suchte die Wagen nach mir ab, tigerte an den Waggons entlang, seine Sehschwäche ließ ihn wie einen Irren wirken, da tat er mir wieder leid. Endlich hatte er mich entdeckt, öffnete die Tür, blieb aber auf dem Bahnsteig und schrie: »Komm raus, ich will mit dir reden.« – »Mach einen Satz, ich bin kein Psychopathensitter.« –

»Ich hau die Scheibe ein, Voss, wenn du nicht rauskommst.« Klar, daß er fürchtete, mich zu verlieren, seinen Doppelgänger, sein Publikum, seinen einzigen Fan. Es waren noch andere Fahrgäste im Wagen, es war mir peinlich. Als ich mich immer noch nicht rührte, donnerte er tatsächlich mit den Fäusten gegen die Scheibe, hinter der ich saß. »Du kannst mich jetzt nicht allein lassen, verdammt. Komm endlich raus.« Ein Mann sprach auf mich ein, einer dieser humorvollen Berliner, andere Fahrgäste mischten sich ein und wollten nach der Polizei rufen. Ich gab nach, weil ich Angst hatte, daß sie uns beide in eine Gummizelle verfrachten würden. Vesper schnappte sich meine Sachen und strebte hurtig dem Ausgang entgegen. »Vergiß, was ich gesagt habe, es tut mir leid«, sagte er. »Dito«, sagte ich. Und er, aufgeräumt und prima gelaunt jetzt: »Woll'n jetzt erst mal einen heben, hm?«

Aber es war zu Ende, eine Woche später verließ ich Berlin und flog nach Griechenland.

Wir sahen uns auf der Buchmesse im Herbst 1967 wieder. Vesper war inzwischen Herausgeber der ›Voltaire Flugschriften‹. Seit unserer Trennung in Berlin hatten wir beide unsere politische Identität über eine Solidarisierung mit den nationalen Befreiungsbewegungen in Vietnam, Kuba, China und anderen Teilen der ›Dritten Welt‹ gefunden. Wir waren beide im radikalen systemoppositionellen Lager. Wir arbeiteten beide für den Heinrich Heine Verlag in Frankfurt, den Horst Bingel und Peter R. Aumann zielsicher in eine Pleite managten. (Den radikal apolitischen Bingel hätte der Verlag vielleicht noch verkraftet,

nicht aber Peter R. Aumann, einen intellektuell bedauernswert gehandicapten Autokraten, der von Büchern bestenfalls wußte, daß sie rechteckig zu sein hatten. Nachdem sich dieser Aumann um die Pleite verdient gemacht hatte, ließ er die Hosen runter und wurde Mitglied der CSU.)

Am 4. April 1968 war Gudrun Ensslin zusammen mit Andreas Baader, Thorwald Proll und Horst Söhnlein unter dem Verdacht verhaftet worden, die Brände in den Frankfurter Kaufhäusern ›Kaufhof‹ und ›Schneider‹ verursacht zu haben. Das Schlußwort der Angeklagten im ›Kaufhausbrandprozeß‹ erschien im November 1968 als ›Voltaire Flugschrift Nr. 27‹.

Ich habe Vesper ein letztes Mal im Sommer 1968 in Frankfurt gesehen. Wir gingen eine Weile spazieren und später in eine Kneipe. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Zum Abschied schenkte er mir ein Buch, in das er schrieb: »Man ist nicht Revolutionär, man wird es. Lazare Carnot.«

Lieber Herr Imhoof, ich habe gestern gegen 22 Uhr mit diesem Brief begonnen, inzwischen ist es 3 Uhr in der Nacht. Zeit, allmählich ins Bett zu gehen. Ihrem Filmprojekt wünsche ich Gutes und bin mit freundlichem Gruß: Ihr *Henner Voss*.

Andy Warhol
Nachdem sie mich niedergeschossen hatte, drehte sich Valerie um und schoß auf Mario Amaya[51]

Es war Montag, wir sprachen, wie üblich, das ganze Wochenende durch, also telefonierte ich etwas länger mit Fred, und als wir endlich auflegten, war der frühe Tag vergangen.
Kurz nach vier machte ich mich auf den Weg zum 33th Union Square, ich hatte einige Besorgungen in den East Fifteenth gemacht, und weil ich gerade in der Nähe war, klingelte ich bei meinem Freund Miles White, dem Modeschöpfer in der 55th East Street, aber er war nicht zu Hause, also ging ich zur Factory. Als ich gerade den Taxifahrer bezahlte, sah ich Jed die Straße herunterkommen, er hatte fluoreszierende Birnen gekauft. Ich blieb einen Moment stehen, um auf ihn zu warten, an der Hauswand lehnte ein Junge, sein Radio plärrte ›Shoo Be Doo Be Doo Da Day‹. Dann kam auch Valerie Solanis dazu, und wir drei gingen ins Haus.

Ich kannte Valerie kaum, wußte nicht viel mehr über sie, als daß sie die Gründerin einer Organisation war, die sich ›S.C.U.M.‹ nannte (eine Abkürzung für Society for Cutting Up Men – Gesellschaft zur Vernichtung der Männer). So oft ich sie getroffen hatte, redete sie über die völlige Elimination des männlichen Geschlechts und meinte, daß daraus eine ›unglaublich schöne, wunderbare, ganz weibliche Welt‹ entstünde.
Sie hatte vor längerer Zeit ein Manuskript in die Factory gebracht, gab es mir zu lesen – der Titel war ›Up your Ass‹ (›Schieb's dir in den Arsch‹). Ich las es quer, dabei hatte ich plötzlich den Einfall, daß sie für die Polizei arbeitet und das Manuskript so eine Art Falle für uns sein könnte. Als wir dann mit ›Chelsea Girls‹ in Cannes waren und ich den ›Cahiers du Cinéma‹ dieses Interview gab, habe ich tatsächlich an Valerie Solanis gedacht, als ich sagte: »Manchmal versuchen die Leute uns in Fallen zu locken, z. B. klingelt das Telefon, und ein Mädchen bietet ein Drehbuch an... und ich denke noch, der Titel ist großartig, und ich, so freundlich, wie ich eben bin, sage, sie soll damit vorbei-

kommen, und dann ist es so säuisch, daß mir nur eines einfällt: das ist eine Polizeiprovokateurin.«
Ich sagte dem Interviewer dann noch, daß wir die Frau nie mehr gesehen haben. Aber als wir dann wieder in New York waren, rief sie dauernd in der Factory an und wollte ihr Drehbuch zurück. Ich konnte es nicht mehr finden, wahrscheinlich hatte es jemand weggeworfen, als wir in Cannes waren. Als ich ihr schließlich eingestand, daß es verlorengegangen sei, fing sie an, Geld zu verlangen. Sie sagte, daß sie im Chelsea Hotel lebe und das Geld brauche, um ihre Miete zu bezahlen. Eines Nachmittags im September, wir drehten gerade *I, a Man*, als sie wieder anrief, sagte ich ihr, warum sie nicht herüberkomme und im Film mitspiele, so könnte sie 25 $ *verdienen*, anstatt uns anzupumpen. Sie kam sofort, und wir nahmen sie für eine kurze Szene auf der Treppe, sie war tatsächlich lustig, und das war's denn auch. Sie rief zwar danach noch einige Male an, immer diese männerzerstörenden SCUM-Reden am Telefon, aber das machte mir nicht mehr viel aus – denn da war ich schon sicher, daß sie keine Polizeiprovokateurin ist. Ich glaube, mir hatten auch genug Leute gesagt, daß Valerie schon ziemlich lange in der Stadt und eine harmlose Fanatikerin sei.

Es war ein sehr heißer Tag, und als Jed, Valerie und ich auf den Lift warteten, bemerkte ich, daß sie einen lammgefütterten Wintermantel trug und einen Rollkragenpullover. Ich dachte mir, wie heiß es ihr sein müsse, aber erstaunlicherweise schwitzte sie nicht. Sie trug Hosen, Männerhosen, ich habe sie nie in einem Kleid gesehen, und sie hatte eine Papiertüte, die sie unruhig in den Händen drehte, und dauernd wippte sie auf ihren Fußballen. Dann sah ich, daß sie an diesem Tage noch etwas viel Merkwürdigeres an sich hatte: ich bemerkte, als ich genauer hinsah, daß sie Eyeliner und Lippenstift aufgetragen hatte.
Wir fuhren in den fünften Stock und waren also gleich im Studio, Mario Amaya war da, ein Kunstkritiker und Lehrer, den ich schon seit den Fünfzigern kenne. Er wartete, um mit mir über eine Show zu sprechen, die wir irgendwo planten.
Fred war auch schon da, er saß an seinem riesigen Tisch und schrieb einen Brief, mit der Hand. Paul saß schräg gegenüber an seinem Arbeitstisch, er telefonierte, Jed war nach hinten gegangen, um die fluoreszierenden Birnen einzuschrauben. Ich ging zu Paul hinüber.

Die vorderen Fenster waren alle offen, die Balkontüren auch, aber es war trotzdem schrecklich heiß. Es waren Fenster im europäischen Stil – zwei vertikale Scheiben in Holzrahmen, die sich nach innen öffnen ließen und die man wie Fensterläden schloß. Wir hatten es gerne, wenn sie im leichten Wind hin und her schwangen, hin und her. Aber es war kein Wind.

»Es ist Viva«, sagte Paul, stand auf und gab mir den Hörer, ich setzte mich in seinen Stuhl, und er ging nach hinten. Viva erzählte mir, daß sie oben in der Stadt in Kenneth's Salon sei und die Leute von der *Midnight Cowboy*-Produktion gerade versuchten, ihre Haarfarbe der von Gastone Rossilli anzugleichen, das war der Junge, mit dem sie in einer Szene spielte.

Die Arbeitstische von Paul und Fred waren eigentlich je zwei niedrige Stahlschränke, die mit kreuzweise darübergelegten Brettern verbunden waren, und zwar drei Meter mal einsfünfzig, die Arbeitsplatte darauf bestand aus Glas. Wenn man sich also niederbeugte, um etwas zu schreiben, konnte man sich selbst sehen. Ich lehnte mich über den Tisch, um zu sehen, wie ich aussah; weil ich mit Viva über Haare sprach, dachte ich über meine eigenen nach. Viva schnatterte weiter über den Film, wie sie ihre Rolle als Undergroundfilmerin in einer Szene spielen wollte, in der Jon Voight Brenda Vaccaro trifft. Ich gab Fred einen Wink, den Hörer aufzunehmen und die Unterhaltung für mich fortzusetzen. Als ich den Hörer niederlegte, hörte ich eine Explosion und fuhr herum: ich sah Valerie, die mit einem Revolver auf mich zielte, und mir war klar, daß sie ihn gerade abgefeuert hatte. Ich schrie: »Nein! Nein, Valerie! Tu das nicht!« Und sie schoß wieder auf mich. Ich fiel auf den Boden, wie von einem Schlag getroffen – ich wußte nicht, ob ich tatsächlich getroffen war oder nicht. Ich versuchte unter den Tisch zu kriechen. Sie kam näher heran, schoß wieder, und dann fühlte ich einen fürchterlichen, fürchterlichen Schmerz, als ob eine Kirschbombe in mir explodierte.

Als ich da so lag, sah ich das Blut durch mein Hemd sickern und hörte weitere Schüsse und Schreie. (Später – sehr viel später – sagte man mir, daß zwei Kugeln eines Revolvers Kaliber 32 mir Magen, Leber, Milz, Ösophagus, den linken und den rechten Lungenflügel durchschlagen hatten. Dann sah ich Fred über mir stehen, ich röchelte: »Ich kann nicht atmen.« Er kniete sich hin und versuchte mich künstlich zu beatmen, aber ich flüsterte: »Nein, nein, es schmerzt zu sehr.« Er stand

wieder auf und raste zum Telefon, um einen Krankenwagen und die Polizei anzurufen.
Dann beugte sich plötzlich Billy über mich. Er war nicht da während der Schießerei, war gerade hereingekommen. Ich sah zu ihm hoch, und ich dachte, daß er lacht, und das brachte mich auch zum Lachen, ich kann nicht erklären, warum. Aber es tat so weh, und ich flüsterte: »Lach nicht, oh, bitte bring mich nicht zum Lachen.« Aber er lachte nicht, wie sich herausstellte, er weinte.
Es dauerte fast eine halbe Stunde, bevor der Krankenwagen da war, ich lag nur still auf dem Fußboden und blutete.

Sofort, nachdem sie mich niedergeschossen hatte, das erfuhr ich später, drehte sich Valerie um und schoß auf Mario Amaya, sie traf ihn in die Hüfte. Er rannte in den hinteren Raum und warf die große Doppeltür zu. Paul war im Badezimmer gewesen, er hatte die Schüsse überhaupt nicht gehört. Als er herauskam, sah er Mario, blutend, der die Tür zuschlug. Er ging an die Scheibe des Projektionsraums und sah Valerie auf der anderen Seite, sie versuchte die Tür aufzubekommen. Weil es ihr nicht gelang, ging sie zu meinem kleinen Büro hinüber, die Tür war zu, also versuchte sie den Türknopf zu drehen. Die Tür ließ sich aber nicht öffnen – Jed hielt sie von innen zu, er spürte, wie sich der Türknopf leicht in seiner Hand bewegte, aber das wußte sie nicht –, sie ließ von der Tür ab, weil sie sie für verschlossen hielt. Dann ging sie nach vorn und zielte wieder auf Fred, der sagte: »Bitte! Schieß nicht! Verschwinde einfach!« Sie schien irritiert – unentschlossen, ob sie auf ihn schießen sollte oder nicht –, also ging sie und drückte den Knopf am Lift. Dann kam sie zurück zu der Ecke, wo er auf dem Boden lag, und richtete wieder den Revolver auf ihn. Gerade als es so aussah, als wollte sie abdrücken, öffneten sich plötzlich die Lifttüren, und Fred sagte: »Da ist der Lift! Nimm ihn doch!«
Sie tat es.
Als Fred den Krankenwagen für mich anrief, fragten sie ihn, ob sie die Notsirene anstellen sollen, es würde dann 15 $ extra kosten. Mario war nicht ernsthaft verletzt, er konnte gehen, er bestellte dann einen zweiten Krankenwagen für sich.
Natürlich war ich mir all dessen zu diesem Zeitpunkt nicht bewußt. Ich bekam nicht viel mit. Ich lag nur blutend am Boden. Als der

Krankenwagen da war, hatten sie keine Bahre mitgebracht, deshalb setzten sie mich in einen Rollstuhl. Als ich auf dem Boden lag, hatte ich immer nur gedacht, daß die Schmerzen die schlimmsten seien, die man überhaupt empfinden kann, aber jetzt im Sitzen wußte ich, daß es noch schlimmere gibt. Sie fuhren mich zum Columbus-Hospital in der 19th Street, zwischen der 2nd und 3rd Avenue, nur sechs Blöcke weiter. Plötzlich war ein ganzer Haufen von Ärzten um mich, und ich hörte Dinge wie »sinnlos« und »...keine Chance...«, und dann hörte ich irgend jemand meinen Namen nennen – es war Mario Amaya –, er erzählte ihnen, daß ich berühmt sei und daß ich Geld habe.
Ich lag etwa fünf Stunden auf dem Operationstisch, Dr. Giuseppe Rossi und vier andere großartige Ärzte arbeiteten an mir. Sie holten mich von den Toten zurück – im wahrsten Sinne des Wortes, weil, wie man mir später sagte, ich tatsächlich einmal schon klinisch tot war. Endlose Tage danach war ich mir immer noch nicht sicher, ob ich wirklich zurück bin. Ich fühlte mich tot. Ich dachte immer wieder: »Tatsächlich bin ich tot. So ist es also, wenn man tot ist – du denkst, du bist am Leben, aber du bist tot. Ich bilde mir nur ein, daß ich hier in einem Krankenhaus liege.«
Als ich aus der Narkose dämmerte, hörte ich irgendwo einen Fernseher und die Worte ›Kennedy‹ und ›Attentäter‹ und ›erschossen‹ immer und immer wieder. Robert Kennedy war ermordet worden, aber das Verrückte daran war, daß ich nicht begriff, daß dies eine *zweite* Kennedy-Ermordung war. Ich dachte mir eben, daß sie dir vielleicht, nachdem du gestorben bist, vergangene Dinge wieder vorspielen, eben auch Präsident Kennedys Ermordung. Einige Krankenschwestern weinten, und dann hörte ich Dinge wie ›die Trauernden in St. Patrick's‹. Das war alles sehr seltsam für mich, dieses Schauspiel, ein anderer Anschlag und eine Beerdigung – ich konnte nicht unterscheiden zwischen Leben und Tod, jedenfalls wurde hier ein Mensch im Fernsehen beerdigt, direkt vor mir.

Meine erste Besucherin kam ganz inoffiziell, es war Vera Cruise, als Krankenschwester verkleidet.
Ich lag im Bett und versuchte mit dem Schmerz fertig zu werden, der meinen Körper zerriß. Ich war auf der Intensivstation, es lag noch jemand im Zimmer, ein Junge, den ich vom Sehen bei Max' kannte, er lag da mit einer Überdosis einer Droge, aber die Ärzte und seine

Eltern wußten nicht, welche. Die Eltern hatten es über seine Frau versucht, aber die war selbst auf so vielen Drogen, daß sie es ihnen nicht sagen wollte. Manchmal fiel der Junge ins Delir und fing an, fürchterlich zu schreien; dann bemerkte ich, daß da noch ein Drama vor sich ging, denn unbemerkt kam manchmal eine bestimmte Krankenschwester herein, und sie und der Junge umarmten und küßten sich. *Sie* wußte, von welcher Droge er runterkam, und wenn es ihm zu schlecht ging, nahm sie sie aus dem Schrank und gab sie ihm. Es lenkte mich von meinen Schmerzen ab, sie zu beobachten.
An einem dieser Tage – ich konnte die Tage von den Nächten nicht unterscheiden, alles war nur ein Kreislauf von Schmerzen – sah ich nicht mehr nur die Schwesternkleidung der Frau, sondern auch ihr Gesicht, und es war Vera. Da verstand ich, warum sie keine Leute zu den Schwerkranken lassen, die kleinste emotionale Regung läßt nämlich den Schmerz nur schlimmer werden.
»Oh, verschwinde Vera«, stöhnte ich. Alles, was ich denken konnte, war, daß sie nur gekommen war, um Drogen aus dem Nachtschrank zu stehlen, ich konnte keine Unruhe gebrauchen.

Meine Mutter kam mich mit meinen zwei Brüdern aus Pennsylvania besuchen, sie brachten auch meinen Neffen Paulie mit, der Priester werden wollte. Paulie lebte mit meiner Mutter, nachdem die anderen Verwandten weggegangen waren, weil sie nicht gut englisch sprach, und war so eine Art Beschützer für sie. Man konnte sie tatsächlich nicht allein lassen, weil sie jeden, der klingelte, ins Haus ließ, er brauchte nur zu sagen, daß er mich kennt. Jeder Reporter konnte einfach hereinspazieren, um mit ihr zu sprechen, und wenn niemand sie aufhielt, hätte sie jedem alles gezeigt, ihnen meine Bänder vorgespielt, mich verheiratet, wenn der Besucher ein Mädchen war, oder war es ein Mann, so hätte er eine meiner Nichten bekommen – also die erstaunlichsten Dinge konnten passieren, wenn meine Mutter die Gastgeberin spielte.
Nach dem Anschlag auf mich war Gerard zu ihr gefahren, um sie herzubringen, damit sie mich im Krankenhaus besuchen konnte; in der ersten Nacht nahmen Viva und er sie mit zu sich nach Hause. So ganz nebenbei erfuhr ich, daß auch die *Duchess* sich dort eingefunden hatte, um meine Mutter zu besuchen, das war ein Grund für schrecklichste Befürchtungen.

Wenn dir deine Privatsphäre etwas wert ist, sorge dafür, daß man nicht auf dich schießt, sonst wird dein Privatleben sehr schnell zu einer öffentlichen Angelegenheit.

Andy und seine Mutter

Viva und Brigid waren wirklich süß und schrieben mir jeden Tag lange Briefe auf gelben Strafmandaten. Sie erzählten mir alles von allen, die wir gemeinsam kannten, und nach und nach, als ich wieder telefonieren konnte, erfuhr ich mehr Einzelheiten über die Schießerei und die Tage danach.
Brigid erzählte mir, daß sie am Montag, genau zu der Zeit, als Valerie auf mich geschossen hatte, in einem Taxi saß und zur Factory fahren wollte, sie kam aus dem Lamston's Supermarkt, wo sie gerade ihren Wochenbedarf an Rit und Tintex gekauft hatte – sie lebte noch immer nach der Devise: ›dyeing every day‹ (›jeden Tag färben‹) –, aber dann entschloß sie sich plötzlich anders und sagte dem Fahrer, er solle sie lieber nach Hause fahren, ins George Washington Hotel – sie hatte sich am Tag zuvor mit Paul gestritten und wollte ihn nicht sehen –, deshalb entkam sie der Schießerei.
Viva erzählte, als sie aus Kenneth's Salon mit mir telefonierte und die Schüsse fielen, habe sie gedacht, daß irgend jemand mit der Ochsen-

peitsche knallt, die noch aus den Tagen des *Velvet Underground* übriggeblieben war. Denn die Geräusche hörten sich an wie Peitschenknallen. Als ich Valeries Namen schrie, meinte sie, ich hätte ›Viva‹ geschrien. Sogar als Fred dann am Telefon war und ihr sagte, daß man auf mich geschossen habe, konnte sie es immer noch nicht glauben. Sie ließ jemand aus Kenneth's Salon zurückrufen, um zu hören, was los sei, und Jed erzählte natürlich dasselbe.
Brigid erzählte auch noch, daß sie in derselben Nacht, nachdem sie in Vivas Wohnung die Nachrichten gesehen hatte, ins Max' gegangen war, und die Leute am Zigarettenautomaten sagten: »Bobby Kennedy ist erschossen worden.« Sie ging dann zurück in den hinteren Raum und stieß mit Bob Rauschenberg zusammen, der die Treppen herunterkam, er schwitzte vom Tanzen. »Ich erzählte ihm, daß Bobby Kennedy ermordet wurde«, sagte sie, »und er ließ sich auf den Boden fallen und schluchzte: ›Ist *dies* das Medium?‹«
»Was wollte er damit sagen?« fragte ich sie.
»Erst du, dann Bobby Kennedy«, sagte sie, »Waffen«.
In einem der Briefe von Viva und Brigid stand, daß, als Louis Waldon in der Nacht nach der Schießerei zu mir ins Krankenhaus kam, alle Mädchen im Warteraum ihn bestürmten, Ivy nicht alleine zu lassen, weil sie immer wieder sagte, daß sie sich umbringen würde, wenn ich stürbe. Später erzählte er Viva und Brigid: »Ich blieb die ganze Nacht bei ihr und ihren armen Kindern, sie rief alle zehn Sekunden im Krankenhaus an und wollte wissen, ob Andy tot sei, damit sie gleich aus dem Fenster springen könnte, wenn es soweit wäre. Schließlich, um sechs Uhr morgens, sagten sie ihr, ›er wird es wohl überstehen‹, und ich fiel ins Bett.«

Als es mir besser ging, las ich all die Zeitungs- und Magazinmeldungen über die Schießerei, die sie alle für mich gesammelt hatten. In der Presse stand, daß Valerie an demselben Nachmittag schon einmal in der Factory gewesen war, und weil sie mich nicht antraf, ging sie wieder raus, um auf mich zu warten. Etwa um sieben, drei Stunden nachdem sie auf mich geschossen hatte, sprach sie einen Polizisten am Times Square an, gab ihm den Revolver, und dann sagte sie: »Ich bin ein Blumenkind, die Polizei sucht mich. Er hatte zuviel Macht über mein Leben.« Der Polizist brachte sie in das 13th Precinct Revier, nur

zwei Blöcke von dem Krankenhaus entfernt, wo sie mich immer noch operierten. Sie sagte den Polizisten auf dem Revier: »Ich habe eine Menge schwerwiegender Gründe, lesen Sie mein Manifest, und Sie wissen, wer ich bin.« Später, vor dem Untersuchungsrichter, sagte sie: »Es passiert nicht oft, daß ich auf jemand schieße, es ist nicht so, daß ich es aus Spaß getan habe.« Die Zeitungen zitierten auch eine Menge aus ihrem SCUM-Manifest.
Ich war die Schlagzeile in der *New York Daily News* – SCHAUSPIELERIN SCHIESST AUF ANDY WARHOL – genau sechs Jahre nach der Schlagzeile vom 4. Juni 1962 – ›129 starben beim Absturz eines Jet‹, die ich als Siebdruck benutzt hatte. Das Bild auf der Titelseite der Nachtausgabe vom 4. Juni 1968 zeigte Valerie im Untersuchungsgefängnis, sie hielt eine Morgenausgabe der Zeitung in der Hand. Die Bildunterschrift zitierte sie so: »Ich bin eine Schriftstellerin und keine Schauspielerin.«

Ich werde wohl nie herausbekommen, warum gerade ich unter all den Leuten, die Valerie gekannt haben muß, derjenige war, den sie erschießen wollte. Ich glaube, ich war nur zur richtigen Zeit am falschen Ort. So ist es wohl meist bei Mord. »Wenn nur Miles White zu Hause gewesen wäre, als ich klingelte«, mußte ich oft denken, »vielleicht wäre es ihr zu langweilig geworden, und sie wäre verschwunden.«

Fred berichtete mir dann, was mit der Polizei passiert war. »Sie nahmen Jed und mich mit ins 13th Revier«, sagte er, »sie verhörten uns bis etwa um neun Uhr. Sie sagten uns, wir seien ›Kronzeugen‹, und ich war so naiv, nicht zu bemerken, daß sie damit meinten, wir seien Verdächtige.«
»Waaaaas?« sagte ich.
»Ja – bis sie Valerie hatten, schätze ich. Sie wollten uns überhaupt nichts sagen. Ich habe immer wieder gefragt, wie es dir geht, und sie wollten mir noch nicht mal das sagen«, er lachte ironisch. »Sie haben vielleicht gedacht, daß wir gestehen.«
»Aber sie haben Paul und Billy nicht mitgenommen?«
»Nein, nur Jed und mich, weil wir die einzigen waren, die tatsächlich dabei waren. Viva raste später hysterisch ins Studio, und sie befragten sie auch, aber sie erzählte ihnen nur, was sie über das Telefon gehört hatte.«

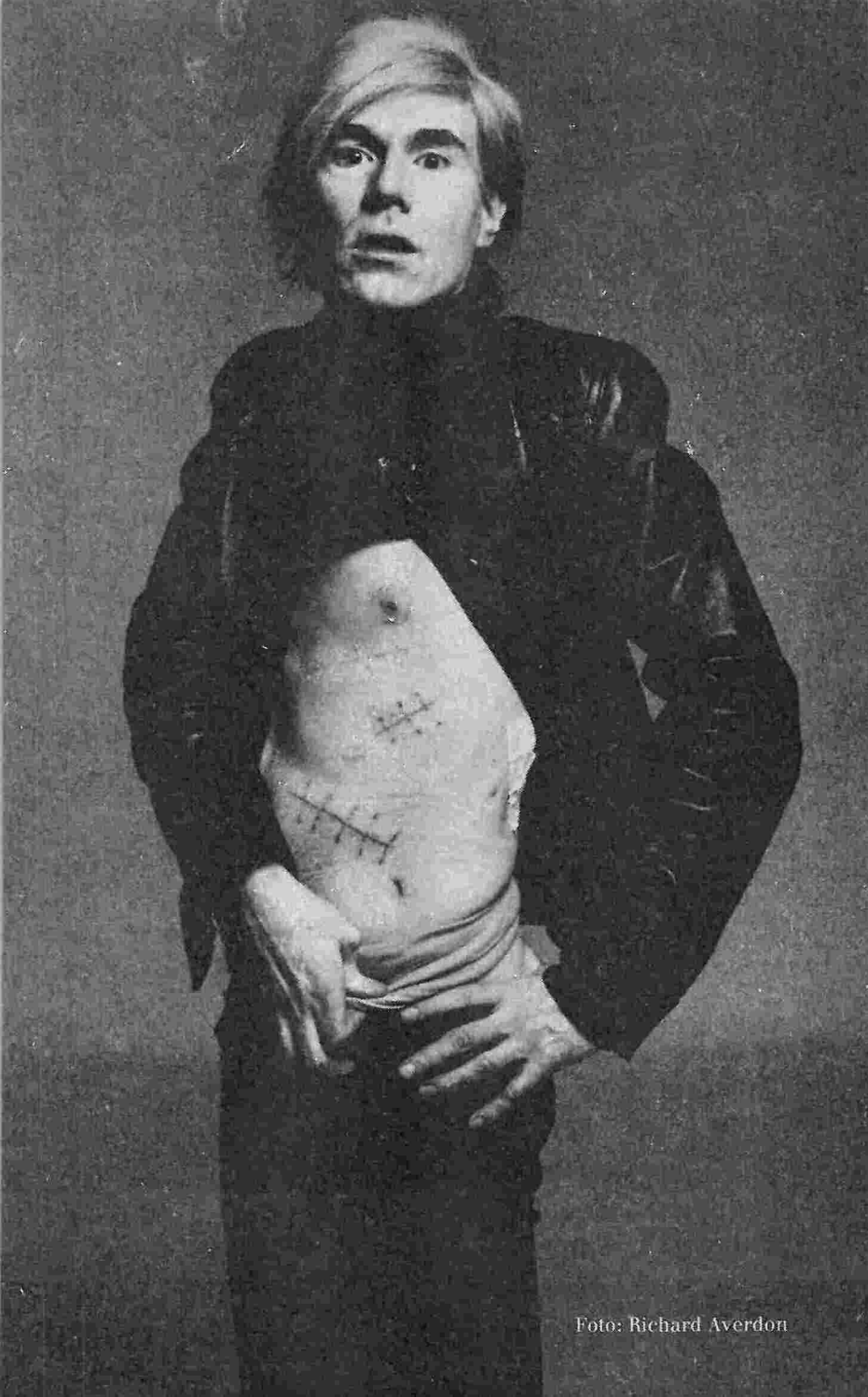


Foto: Richard Averdon

»Hat die Polizei die Factory versiegelt oder durchsucht oder so was?« fragte ich ihn. Ich hatte die Fernsehserie ›scene of the crime‹ (Tatort) im Kopf.

»Ungefähr acht Kriminalbeamte in Zivil waren da und schwärmten überall im Studio aus, klebten Lassoband auf die Kugeleinschläge und sagten Sachen wie – Fred lachte –: ›Also laß uns den Schrott mal aus der Wand ziehen.‹ Sie drehten alles um, öffneten jede Schublade, sahen sich alles an, Herrgott, ich weiß es gar nicht mehr, die Standfotos von *Sleep*, alte Restaurantquittungen... Ich wiederholte immer wieder: ›Hören Sie, diese Sachen, die Sie da durchsehen, haben nichts zu tun mit dem, was hier passiert ist.‹ Aber natürlich machten sie weiter. Sie durchwühlten die Farbauszüge für die *Flower*-Bilder – alles –, schmissen Fotos und Dias herum und liefen sich dauernd selbst in den Weg... Es war wie bei den *Keystone Kops*.« Ich mußte lachen, und es schmerzte. »Bitte Fred«, mußte ich ihm sagen, »bitte erzähl nichts Komisches.« Es ist schon merkwürdig, wenn man allein ist und etwas Lustiges liest, lacht man nicht so schnell, aber sobald jemand anderes dabei ist, kommt der Reflex.

»Und nachdem sie mindestens zwei Stunden herumgepolkt haben – *jede* Schublade und *jeder* Schrank war ausgeleert –, sah ich eine Papiertüte, die *genau* auf dem Tisch stand, wo du angeschossen wurdest.«

»Ich ging also rüber zu dem Tisch und sagte zu dem Polizisten – der da saß und interessiert Pauls Fotografien von Joe durchsah: ›Was ist das?‹ Dann guckte ich in die Papiertüte und – halt dich fest – in dieser Papiertüte war noch eine Kanone, Valeries Adreßbuch und eine Kotex-Monatsbinde!«

»Ist das dein Ernst?« sagte ich, und dann fiel mir wieder die Papiertüte ein, die Valerie im Lift in den Händen gedreht hatte. »Und du willst wirklich sagen, daß das Ding die ganze Zeit auf dem Tisch stand und die Polizisten nicht einmal reingeguckt haben?«

»So ist es.«

Fred erwähnte dann noch, daß es eine Weile gedauert habe, bevor er überhaupt begriff, daß Valerie wirklich schoß, und daß er zuerst dachte: »Oh, mein Gott, ein Bombenanschlag auf die Kommunistische Partei.« Wie schon gesagt, die Kommunisten hatten ihr Büro im siebten Stock.

Das Attentat auf mich bedeutete für mich eine völlig neue Perspektive. Besonders wenn ich an all die verrückten Leute dachte, mit denen ich soviel Zeit verbrachte. Mir fiel das Mädchen ein, das in die 47th Street Factory gekommen war und auf die *Marilyn*-Bilder geschossen hatte, und der Bursche, der dort ›Russisches Roulette‹ spielte. Ich dachte an all die Leute, die ich mit Waffen sah, sogar Vera trug immer eine bei sich. Aber ich hatte mir immer eingebildet, das ist unwirklich, oder besser, daß es nur ein Spaß ist. Es ist für mich immer noch unwirklich, wie im Kino. Nur der Schmerz ist wirklich, alles Drumherum war wie im Kino.

Und wieder machte ich mir klar, daß es wohl nur etwas mit der falschen Zeit und dem richtigen Platz zu tun haben konnte, daß so was Schreckliches nicht jedem von uns vorher passiert war. Verrückte Leute haben mich immer fasziniert, weil sie so kreativ sind – es ist ihnen nicht möglich, irgend etwas normal zu machen. Normalerweise verletzten sie ja auch niemanden, sie sind nur selbst völlig durcheinander; aber wie sollte ich jemals wieder wissen, ob nicht doch so jemand dabei ist?

In der Furcht, daß man noch mal auf mich schießt, mußte ich immer wieder daran denken, daß es mir wohl niemals mehr Spaß machen würde, mit jemand zu reden, in dessen Augen etwas Wahnsinniges ist. Aber wenn ich darüber nachdachte, dann kam ich ganz durcheinander, denn das traf fast auf jeden zu, mit dem ich mich gerne beschäftigte! Dann beschloß ich, mir darüber nicht mehr so viele Gedanken zu machen, es einfach darauf ankommen zu lassen, als ich schließlich wieder unter die Leute ging.

*

Valerie Solanas
Contact man of the mob[52]

4.9.1977

Dear Jörg,
I selected Martin Seretean, major stockholder of RCA (address: Coronet Industries, Coronet Drive, Dalton, Georgia, U.S.A.; phone: 404-218 1255) to be the mob member (money man) to write to about the mob's public confession to having paid off to have me declared insane, etc. and about the $ 100 million in advance that's necessary for the mob to get to publish my next book, to be titled *Valerie Solanas*. I wrote to Maurice Girodias (address: 95 Grand St., NYC 10013, U.S.A.; phone 212-925 1746) and referred him to my one letter to Seretean and referred Seretean to my letters to Girodias.
Since you're overtly responsive to me and they're not, I'm making you contact man of the mob. From now on all my communications to the mob will be via you. You'll pass the word to all the appropriate men, whoever they may be. I'll inform Seretean and Girodias that you're contact man.
A section of my book is going to be about responses to me and *SCUM Manifesto*. To do this section I need more information than I have. Some of it is proving very time-consuming to get. It's in the mob's interests to get me this information, because the faster I get it the faster I'll finish my book. Also, the mob's getting it for me will free me to spend my time on the actual writing of the book, which will hasten its completion. Lately I've been immersed in detective work. Here's the information I want you guys to get me:
1. Who wrote the article about me in the Oct. 24, 1976 issue of *L'Espresso*, an Italian magazine, I suspect Anne-Marie Boetti, but I'm not sure.
2. What's the name of the woman who collaborated with Delphine Seyrig, the French actress, on the videotape called *SCUM Manifesto* (made *I think* in 76), shown in France & soon to be shown in California?
3. Have Seyrig or one of her representatives send me a copy of the videotape and a written transcript of the oral commentary accompanying the tape.

4. What are the names of the women of the Italian publishing company, Edizioni delle donne (?) Anne-Marie Boetti is one. Who are the others, if any.
5. Who, besides Heidi Reichling, wrote the nachwort to the German edition of *SCUM Manifesto*? I wrote Heidi, cologne 1, but don't expect an answer.
6. Tell me about the group in Germany called ›Valerie Solanas.‹
7. What are the names of the women who wrote the introduction (Les Femmes Bougent) to the French edition of *SCUM Manifesto*?
8. What's the name of the publisher (name of company & name(s) of owner(s) of company of the French edition?
9. Send me all articles, chapters of books, videotapes, movies, etc. about me and *SCUM Manifesto*, with the exception of a) news items about the shooting; b) Oct. 24, 1976 *L'Espresso*; c) Nov. 1974 *Chate*; d) the book *Le Feminisme ou la Mort* by Françoise d'Eaubonne; e) Herhaus article you sent me; f) stuff from the U.S.
10. Send me all translations of *SCUM Manifesto* with the exception of the French, the edizioni delle donne edition of the Italian, the Dutch and the second edition of the German.
11. If the edizioni delle donne edition is the first Italian edition, why is it? That is, why wasn't it in Italy until late 76?
12. There's a work called *C.L.I.T. Papers* written in English (from U.S.) that's being (or has been) translated into German & is to be (or is already) published by Amazonen (Gabriele Meiner) Frauenverlag (address: Kantstr. 125, 1000 Berlin 12, W.Germany). Did Amazonen publish the work yet? If so, when? If not, when will it? Did Amazonen give the C.L.I.T.'s (the authors of the work) an advance? If so, how much? What royalities are they to get? How well are *C.L.I.T. Papers* selling? Send whatever has been written about them in the German feminist press. Which women signed the contract on behalf of the C.L.I.T.'s?

I gave you misinformation in my last letter. I said, the report on me in France is that I'm dead, but not clearly a suicide, but the report is clearly that I'm a suicide. I hesitated in my last letter to ask you for Siegfried, because of the postage required to send it, but, if you don't mind, I'd enjoy reading it. Mark the parts about Girodias, so my friend who reads German won't have to read the entire thing to find it. I don't want to impose on him too much.

There are letters by and about me in the following issues of *Majority Report* a N.Y. feminist newspaper, the largest in the world (circulation 25000). Vol. VI, # 16 mislabeled 15, has letters by Men's auxiliary of SCUM) # 18, # 20, # 21, # 23, # 24, # 25, in my letters I mention my new book. My letter in # 24 has a lot of typographical errors (some of them quite serious – lines left out), so be sure to read # 25, which contains the corrections plus another letter about me.

There will be a short article about me in *Majority Report* letters in the June issue of *High Times* (address: 116 E. 27, N.Y.C. 10016)

What is German IV?

Who is Edith van Deelen? Who is März? What's your position with März?

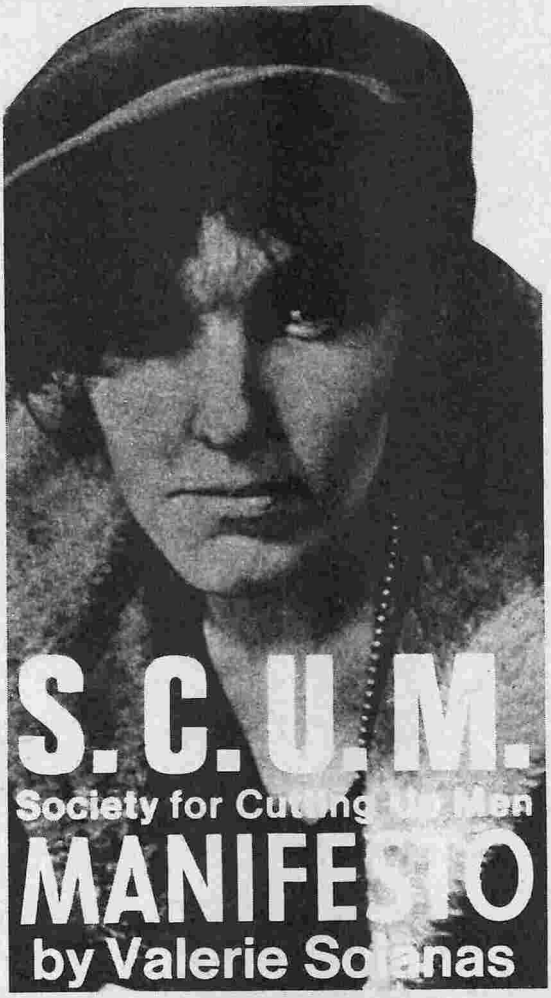
What does GmbH stand for? KG? Jossa?

What's the address of *Emma*? Why did they pick that name? Do you know Alice Schwartzer? Was there anything, especially interesting in the mag? What's the name of the translator of the German *SCUM Manifesto*? Edizioni delle donne of Italy published *SCUM Manifesto* without my knowledge or permission. I have letters from Anne-Marie Boetti, one of (so she says; she may be the only) member of the publishing ›collective‹, in which she in effect admits she got no one's permission, either orally or in writing, to publish the book. Unless (& I consider this a possibility, but I don't say how likely) Girodias, despite his statement to the contrary, owns the rights & she got permission from him or from someone he might've sold the rights to, this is a clearcut violation of my rights (Girodias said that when Olympia went bankrupt the publishing rights reverted to me). Boetti is also a liar. When I found out much to her surprise she had published the book I wrote her & told her (among many, many other things) to get it off the market. She wrote back & said she did get it off the market, but my spies in Rome and Milan informed me it's still selling. In fact, *after* she said it was off the market two people in Italy purchased the book & sent it to me. Boetti's commentary, that's part of the book, is full of libelous lies, & her translation (she's also the translator) is a piece of shit. For example, she says SCUM means sperm. Scum *does* have that meaning, but that's just one of its meanings; it also means low life, & it's *absolutely* clear from the text that the second meaning is what SCUM means.

Before I'll even let the mob *see* my next book Boetti has to give me

$ 250000 & she must be ordered by the court to withdraw all books from the market. This court order & her giving me $ 250000 (for sales of books plus punitive damages) must be printed on the front pages of *all* Italian newspapers.

Valerie Solanas



Kenneth Patchen
Not Many Kingdoms Left[53]

I write the lips of the moon upon her shoulders. In a temple of silvery farawayness I guard her to rest.

For her bed I write a stillness over all the swans of the world. With the morning breath of the snow leopard I cover her against any hurt.

Using the pen of rivers and mountaintops I store her pillow with singing.

Upon her hair I write the looking of the heavens at early morning.

– Away from this kingdom, from this last undefiled place, I write civilizations, governments, and all other spirit-forsaken and soldiery institutions. O cold beautiful blossoms, the lips of the moon moving upon her shoulders... Stand off! *Stand off!*

Kenneth Patchen
Kein Reich, das bleibt

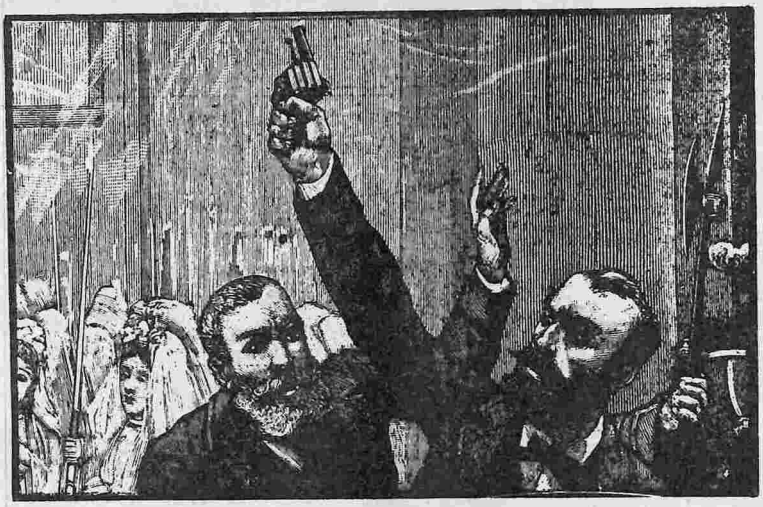
Ich schreibe die Lippen des Mondes auf ihre Schultern. Im Tempel des silbernen Fernseins bewache ich ihre Ruhe.

Stille schreibe ich für ihr Lager über alle Schwäne der Welt. Gegen den Schmerz schirme ich sie mit dem Morgenhauch des Schneeleoparden.

Mit Gesang füllt meine Feder aus Flüssen und Gipfeln ihr Kissen.

Über ihr Haar schreibe ich den Anblick der Himmel frühmorgens.

Von diesem meinem letzten ungeschändeten Reich schreibe ich fort Staat und Regierung und all den anderen geistverlassenen Zwang. Ihr kalten schönen Blüten, Lippen des Mondes im Streifen auf ihren Schultern... Bleibt fort davon! Bleibt fort!



Pierre Goldman
Überfälle[54]

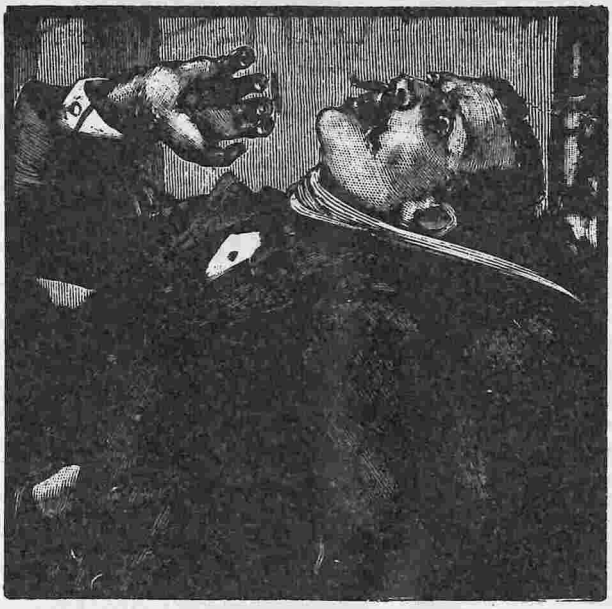
Meine Absicht war es, eine Stadtguerilla-Gruppe zu organisieren. Es ging darum, ihre Mitglieder allmählich mit der bewaffneten Aktion vertraut zu machen. Wir würden Überfälle machen, Persönlichkeiten entführen – ich dachte dabei an bestimmte Schrifsteller –, würden blitzschnell und durchschlagend Gebäude besetzen, Hörsäle zum Beispiel, würden Polizisten und Polizeiwachen überfallen, um ihre Waffen zu rauben und uns damit auszurüsten. Ich wollte den friedlichen Verlauf der politischen Zustände in diesem Land zerreißen, aufbrechen, wollte Gewalt hineinbringen, sie provozieren. Ich war fasziniert von der Vorstellung eines bewaffneten Kampfes, der sich in Frankreich ausbreiten würde. Ich suchte einige politische Freunde auf. Ich sprach mit ihnen, und sie sahen mich schweigend an, wie man einen Wahnsinnigen ansieht. Ich begriff, daß sie meinten, ich sei verrückt aus Venezuela zurückgekommen. Melancholisch gab ich meine Pläne auf.

(Im Gefängnis habe ich diese Pläne einer theoretischen und politi-

schen Kritik unterzogen. Gewiß war ich im Irrtum, auch in der Verirrung. Aber es ist nicht unwichtig, daß ich damals solche Aktionen entworfen habe.)
Ich besaß einen großen Geldbetrag, der es mir ermöglichen sollte, ein Jahr unter normalen Umständen davon zu leben. Es war nämlich vorgesehen, daß ich eines Tages nach Venezuela zurückkehrte. Dieses Geld verschleuderte ich innerhalb von drei Wochen durch kostspielige oder großzügige Ausgaben. Ich verschenkte es an Freunde. Ich trank in luxuriösen Nachtclubs Champagner und Wodka und lud Leute ein. Die meisten meiner Nächte beendete ich in der Gesellschaft von Prostituierten, die ich freigebig entlohnte.
Ich unternahm eine Reise in die Schweiz, um mir eine Handfeuerwaffe zu besorgen. Vergebens.
Schließlich fand ich eine Pistole in Paris. Ich bezahlte eine große Summe für sie. Es handelte sich um eine schwarze Herstal. Ich hatte mir diese Waffe ausgesucht, weil es diejenige war, die die Stadtguerilleros Venezuelas am liebsten benutzten. Gleichzeitig erwarb ich zwei Magazine, von denen jedes dreizehn Patronen (Kaliber 9 mm) enthielt. Ich machte regelmäßig Schießübungen beim Waffenhändler Gastine-Reinette. Ich schoß nie in Gegenwart anderer Kunden. Das zu tun wäre mir nämlich wie ein schamloser Akt vorgekommen.
Zum ersten Mal in meinem Leben war ich mit eleganter Kleidung ausstaffiert. Ich sah darin eine Verkleidung, eine neue Form, mich vor den anderen zu verbergen, und freute mich daran.
Ich ließ mich auf den Champs-Elysées rasieren und genoß die wohltuende Berührung der heißen Handtücher.
Wenn eines meiner Hemden am Nachmittag verschwitzt zu sein schien, kaufte ich mir ein neues. Bald stand ich völlig ohne Geld da.
Ich bereitete mich also darauf vor, Überfälle zu begehen. Ich machte mich auf die Suche nach Komplizen. Ich hätte gern mit echten Räubern, mit Ganoven gearbeitet, aber ich kannte keinen.
Ich suchte einige politisch Aktive auf, die in der Zerrissenheit, der Verstörtheit des Nach-Mai lebten. Ich bekam von ihnen eine weder entrüstete noch feige, aber erschreckte Abfuhr: ihre Augen sagten, daß ich ein unheilbar Kranker war, den es schwer erwischt hatte.
Einer von ihnen sagte zu. Eine Zusage, die folgenlos blieb. Ich werde weiter unten erklären, aus welchem Grund. Ich will diesen Mann X3 nennen.

Ich wandte mich an antillanische Kriminelle. Ich verstand, daß sie nicht bereit waren, die Risiken des bewaffneten Überfalls auf sich zu nehmen. Diese Risiken hielt ich für minimal, läppisch. Einen Raubüberfall zu machen hieß nicht kämpfen. Natürlich gab es die Möglichkeit einer unerwarteten Konfrontation mit der Polizei. Ich stellte mich kalt darauf ein. (Ich sage nicht, daß ich das Feuer auf die Polizei eröffnet hätte. Es ist müßig und anmaßend, solche Aussagen zu machen: allein die Ausführung einer Tat ermächtigt ihren Urheber zu sagen, daß er zu ihr fähig gewesen ist.) Ich gebe zu, daß die Vorstellung einer Schießerei in den Straßen von Paris mich in aufgewühlte Grübelei versetzte. Bei einem Verhör nach meiner Verhaftung hat jemand gesagt, ich hätte davon geträumt, nach einem Schußwechsel mit den Ordnungskräften mit der Waffe in der Hand zu fallen. Das ist nicht unrichtig. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß ich (auch) ein metaphysisches Ziel verfolgte: meine Jugend nicht zu überleben. Ich habe es bereits gesagt, ich wiederhole es. (Mich selbst töten? Diese unintelligente Frage werde ich nicht beantworten.) Kurz bevor ich meinem Leben diese Richtung gab, die der heroischen Ideale unwürdig war, die meine Kindheit, meine Jugend beherrscht hatten, von denen ich noch besessen war, hatte ich vergeblich versucht, von lateinamerikanischen Revolutionären einen besonders gefährlichen Auftrag erteilt zu bekommen.
Ich erfuhr, daß das (sozialistische) Polen einen neuerlichen antisemitischen Ausbruch erlebt hatte. Ich erkundigte mich nach dem Schicksal meiner Mutter. Sie war in Warschau geblieben, war nicht behelligt worden. Wahrscheinlich weil sie die Witwe einer heldenhaften nichtjüdischen Persönlichkeit war. Die meisten ihrer Bekannten waren emigriert. Mir gefiel die verzweifelte Treue meiner Mutter, obwohl ich ihre Wahl keineswegs billigte: sie würde bis zum Ende in der absurden Tragödie der Stalin-Generation sein. Ich war erschüttert, daß meine so jüdische Mutter in diesem für unser versprengtes Volk so verhängnisvollen Land blieb. Aber ich erkannte in ihrer Haltung eine gewisse Größe. Ich ließ ihr keine Botschaft zukommen, oder vielmehr, ich schrieb ihr nicht. Sie erfuhr lediglich, daß ich in Paris war.

Ich dachte mir Überfälle aus. Aber ich war allein. Eines Tages, am 4. Dezember 1969, kam mich ein Freund besuchen. Er war vollkommen



durcheinander. Er sollte am selben Abend mit einer Frau ausgehen, die er verführen wollte. Es war unmöglich, daß er ihr einfach sagte, daß er sie liebte und sich wünschte, daß sie ihn lieben sollte. Diese Liebesanbahnung mußte über einen materiellen, rituellen Prozeß laufen, der ihre Erfüllung möglich machen würde. Er mußte einen Anzug anziehen, ein teures Hemd tragen, sie zum Essen einladen, zu irgendeiner Veranstaltung, zum Tanzen ausführen. Unter der Bedingung könnte er mit ihr sprechen, könnte sie ihm zuhören, ihn erhören. Es ging also um die Mittel und Wege zu einem Liebesgeständnis. Er hatte keinen Pfennig. Außerdem war seine Wäsche, waren seine besten Kleidungsstücke in der Reinigung. Er bat mich, ihm Geld zu beschaffen. Ich hatte Verständnis für seinen Kummer. Mir blieben ein paar Stunden, zwei Stunden, um Geld aufzutreiben.

Ich ging nach Hause oder genauer gesagt in das Appartement, das ich bewohnte.

Ich zog mich elegant an, rasierte mich sorgfältig und rieb meine Haut mit einem teuren Rasierwasser ein. Ich nahm die Herstal, die zwei Magazine an mich. Eins steckte ich in den Pistolengriff, das andere

steckte ich in meine Hosentasche, und zwar in die Gesäßtasche.
Ich ging aus dem Haus. Es wurde dunkel. Ich dachte an das Lodern der venezolanischen Abende an der Karibikküste, an ihren süßen Duft. Ich dachte an meine langen Gespräche mit W. Ich dachte an meine Mutter und daran, daß ich drauf und dran war, ein Gangster zu werden.
Ein Gangster.
Ich würde eine neue Farbe über mein wahres Wesen gießen, die dessen Wahrheit verhüllen würde. Ich freute mich schmerzlich an dieser mörderischen Verdunkelung.
Nach kurzem Inspizieren des Viertels, in dem ich wohnte, betrat ich eine Apotheke. Ich sah eine Frau, die sympathisch, gutartig wirkte. Ich kaufte ein Röhrchen Corydran bei ihr. (Bei meiner Rückkehr aus Venezuela hatte ich entdeckt, daß es mir unmöglich war, Schlaf zu finden. Selbst der Alkohol half nichts. Daher nahm ich, wenn ich nach ein paar schlaflosen Nächten von einer brutalen und plötzlichen Müdigkeit überwältigt eindämmerte, eine Corydran-Tablette, um wach zu bleiben: ich wollte erst dann schlafen, wenn es mir paßte. Im Durchschnitt nahm ich zwei Tabletten pro Woche.)
Die Apothekerin bediente mich mit liebenswürdigem Lächeln. Als ich bezahlte, sah ich, daß ein gewisser Geldbetrag in der Kasse war, die sie öffnete. Aber *sie* wollte ich nicht überfallen: es widerstrebte mir, eine Frau direkt anzugreifen, und dieses Widerstreben war physisch hemmend, ließ mich einen solchen Angriff wie eine Vergewaltigung empfinden. Ich hatte bemerkt, daß ihr Mann im Ladenhinterzimmer anwesend war. Ich beschloß zu warten, bis er da war. Ich merkte, daß sie bald schließen wollten. Das paßte mir. Ich sagte, daß ich noch Seife kaufen wollte und daß ich gleich wiederkommen würde: ich müßte nebenan bei mir zu Hause Geld holen. Sie sagte mir, daß sie den eisernen Rolladen herunterlassen würden und daß ich nur durch den Spalt zu kriechen brauchte, den der Rolladen, der nicht bis auf den Boden ging, offen ließ. Ich habe eben geschrieben, daß mir das paßte: auf diese Weise konnte ich operieren, ohne daß man mich von der Straße aus sah. Das war wichtig, und diesen Hinweis verdanke ich den rudimentären, aber präzisen Lektionen, die mir der Guerillero L. in Venezuela eingeschärft hatte.
Ich verließ den Laden. In Wirklichkeit hatte ich genügend Geld, um diese Seife zu bezahlen. Ich ging bis zur Straßenecke, rauchte eine

Zigarette, ging zurück, bückte mich und betrat den Laden. Die Straße war dunkel, menschenleer. Der Apotheker begrüßte mich. Er sah leutselig aus. In der Hand hielt er eine Stange mit einer Kurbel am Ende, mit der er wahrscheinlich den Rolladen heruntergedreht hatte. Er hatte ihn übrigens wieder etwas nach oben gedreht, damit ich bequemer eintreten konnte. Die Apothekerin hatte die Seife bereitgelegt. Die Atmosphäre war von kommerzieller Herzlichkeit, freundlich. Ich zog meine Waffe. Ich biß die Zähne zusammen. Ich war angespannt (aber innerlich ruhig). Ich wollte mein Gesicht hart machen, mich hart machen. Mein Standort machte es dem Apotheker unmöglich, zum Ausgang zu laufen. Ich verlangte das Geld.

Ich las einen Ausdruck ungläubiger, stummer Überraschung in den Augen der beiden Apotheker. Der Mann ging auf mich zu. Ich erinnerte mich automatisch an L.s Lehren. Bei einem bewaffneten Angriff nie jemanden näher kommen lassen. Ich wich zurück und versetzte dem Apotheker einen Fußtritt. Ich bin überzeugt – das habe ich während der Voruntersuchung gesagt und beim Prozeß wiederholt –, daß er zuerst mit seiner Stange mit der Kurbel am Ende nach mir geschlagen hat und daß ich ihm ausgewichen bin, aber trotzdem einen harmlosen Schlag auf die linke Schulter abbekommen habe.

Ich entsicherte meine Pistole. Dazu zog ich die Sperre der Herstal zurück. In meiner Waffe war ein Magazin mit dreizehn Patronen, aber ich hatte keine in die Kammer eingeführt.

Ich sagte dem Apotheker, wenn er mir noch einmal näher käme, würde ich ihn töten.

Die Frau sagte mit gekränkter Freundlichkeit, daß sie mir alles geben wolle. Daß sie arm seien. Ich erwiderte, daß sie nicht ärmer seien als ich. Aber ich dachte an mein moralisches Elend.

Ich bin immer überzeugt gewesen, daß auf dem Ladentisch eine Nummer des Nouvel Observateur *gelegen hat.* Ich denke, das war eine Halluzination.

Die Frau gab mir das Geld. Ich hatte ihren Mann gezwungen, sich neben sie zu stellen. (Während des ganzen Vorgangs, den ich eben beschrieben habe, war sie hinter dem Ladentisch geblieben.) Ich stopfte die Geldscheine zerknittert in die Tasche meines Gabardinemantels, oder vielmehr des Regenmantels, den ich trug. Mit der anderen Hand hielt ich das Ehepaar in Schach. Aber der Lauf meiner Waffe war auf den Mann gerichtet.

Im Weggehen sagte ich ihnen, daß ich die Telefonkabel nicht durchgeschnitten hätte, daß sie die Polizei rufen könnten. Dieser wichtige und ungewöhnliche Satz wurde bei der Voruntersuchung, beim Prozeß von niemandem hervorgehoben. Aber mir scheint, daß Richter Diemer und der Oberstaatsanwalt Langlois seine Bedeutung verstanden. Ich bin dessen sogar sicher.

Ich ging rückwärts hinaus, ohne sie aus den Augen zu lassen, die Waffe in der Hand.

Ich legte schnell die kurze Strecke zurück, die mich von dem Haus trennte, in dem ich wohnte. Ich hatte der Apothekerin gesagt, daß ich in der Nähe wohnte.

Das stimmte.

Zu Hause angekommen, zählte ich das Geld: 2500 Francs. Die Höhe des Betrages war mir ziemlich egal.

Ich suchte meinen Freund auf, übergab ihm die 500 Francs, um die er mich gebeten hatte. Ich freute mich über seine Freude und überließ ihn seiner Liebe. Sie wurde glücklich.

Ich ging aus und gab in verschiedenen Nachtclubs ein Viertel des übriggebliebenen Geldes aus.

Als ich am nachsten Tag nach Hause kam, fand ich dort G., einen venezolanischen Genossen. Wir umarmten uns. Er ging vorübergehend in Europa ins Exil. Er war ein außerordentlich mutiger, bekann-

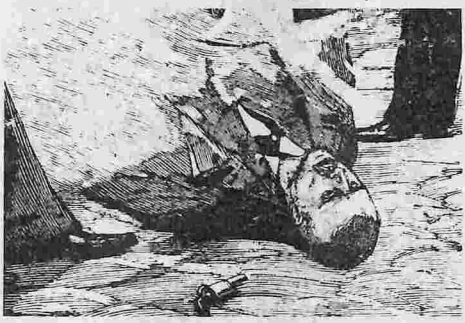
ter Guerillero. Er war klein, massig, athletisch, sehr muskulös.
Am nächsten Tag kaufte ich mir bei einem jüdischen Geschäftsmann, dessen Laden der Wohnung eines meiner guadeloupischen Freunde gegenüberlag, einen Mantel aus reinem Kammgarn. Dieser Mann hatte einen starken jüdischen Akzent. Ich dachte an meinen Vater. G. war bei mir.
Im *France-Soir* las ich den kurzen Bericht über den Raubüberfall, den ich verübt hatte. Es war darin die Rede von einem eleganten jungen Täter. Einen Augenblick lang war ich gebrochen. Ich dachte an meine Mutter. Ich war ein Gangster. Tränen stiegen in meinem Körper auf, die nicht herauskamen.
Am Abend, in der Nacht gab ich das gesamte Geld, das mir übrigblieb, mit Freunden, dann bei einer Nutte aus.
Ich hatte nichts mehr. Die Beute aus diesem Überfall hatte mir für drei Tage gereicht.
Eines Tages fand ich zwei Kriminelle, Schwarze, die bereit waren, mit mir einen bewaffneten Überfall auszuführen. Ich würde mit ihnen Kontakt aufnehmen, sagte ich ihnen. Wir trafen uns ab und zu, planten diesen oder jenen Raubüberfall. (Ich mied die Bars des antillanischen Lumpenproletariats. Es wäre gefährlich gewesen, wenn ich mich dort hätte blicken lassen: sie waren mit Spitzeln durchsetzt, und ich dachte, daß diese Spitzel, die mich kannten, bei dem kleinsten Überfall, bei dem ein Weißer mit Schwarzen operierte, an mich denken würden.)
Zwei dieser kriminellen Möglichkeiten, die wir besprachen, will ich erwähnen. Ich hatte in Betracht gezogen, einen Überfall bei Jacques Lacan zu machen. Ich sah mir die Örtlichkeiten an. Machte einen Plan (er wurde zwischen meinen Papieren gefunden, er liegt den Akten bei, ich habe mich geweigert, seine Bedeutung zu erklären). Was mich an diesem Überfall interessierte, war die Tatsache, daß er bei einem genialen Psychoanalytiker stattfinden sollte. Bei diesem Überfall gedachte ich, die Patienten in dem Raum, der als Vorzimmer zur Höhle des Meisters diente, zu zwingen, Verse von Artaud vorzutragen, die ich ihnen geben wollte. Ich wollte Lacan mit ausgesuchter Höflichkeit, mit Ehrerbietung herausrufen und ihm sagen, daß die Waffe, die ich schwang, kein Phallussymbol sei, daß sein Schrecken mir nicht wie das Anzeichen von Kastrationsangst vorkomme, vorausgesetzt er hätte Angst. (Ich hätte ihn allerdings davon in Kenntnis gesetzt, daß ich bereit sei, ihn bei der geringsten Bewegung zu töten.)

Eines Abends begab ich mich in Begleitung eines Schwarzen zu *Lacan* in die Rue de Lille. Mein Komplize war mit einem Dolch bewaffnet. Ich hatte darauf bestanden, daß er lieber diese Waffe benutzte als einen Revolver. Wir hatten geplant, kurz vor Ende seiner Sitzungen bei dem Psychoanalytiker einzudringen. Wir gingen also in die Rue de Lille. Wir begegneten Lacan in Begleitung seiner Sekretärin, als wir die Treppe hinaufstiegen. Ich sah ihn hoheitsvoll herabsteigen. Mein Komplize gab mir zu verstehen, daß wir ihn auf der Stelle angreifen sollten: wir vermuteten nämlich, daß seine Sekretärin in ihrer Handtasche die Tageseinnahmen bei sich trug. Wir konnten ihn auch zwingen, in das Sprechzimmer zurückzugehen, uns dort das Geld auszuhändigen, das wir begehrten.

Doch als ich diesen weißhaarigen Denker sah, war ich ergriffen, betroffen, beeindruckt: nie würde ich eine Waffe auf ihn richten können. Ich sagte es meinem Komplizen, und wir gingen.

Ich machte einen anderen Plan: in dem Palais, das er bewohnte, den linken Schriftsteller *Edern Hallier* zu überfallen. Ich wußte, daß er der Ehemann einer Milliardärstochter war. Wir wollten seine Frau zwingen, uns einen hohen Geldbetrag zu geben: es war verabredet, Edern Hallier bei sich zu Hause einzusperren, ihn unter Bedrohung mit dem Tode als Geisel zu behalten, während ich seine Frau zu der Bank begleiten würde, wo sie ihr Vermögen verwahrte. Ich sage weder, warum ich dieses Projekt aufgeben mußte, noch welche Qualen ich für Edern Hallier vorgesehen hatte.

(Es ist wichtig, daß ich an dieser Stelle zwei Dinge klarstelle: zu dem Überfall, den ich bei *Lacan* machen wollte, hatte mich die Faszination veranlaßt. Der Überfall, den ich bei *Edern Hallier* begehen wollte, war von Haß, von einem instinktiven Haß inspiriert.)



Ralph Waldo Ellison
Gutes amerikanisches Geld[55]

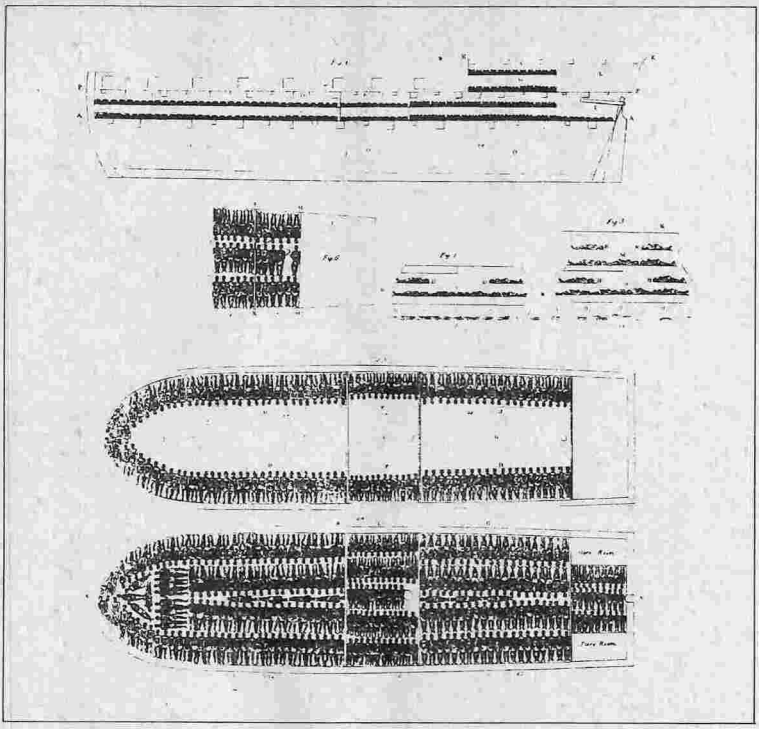
Es ist lange her, etwa zwanzig Jahre. Mein ganzes Leben lang hatte ich auf etwas gewartet, und wohin ich mich auch wandte, immer wieder versuchte jemand mir zu sagen, was es war. Ich nahm auch ihre Antworten hin, obwohl sie sich einander oft widersprachen und in sich selbst voll Widerspruch waren. Ich war naiv. Ich suchte mich selbst und stellte jedem, nur mir selbst nicht, Fragen, die nur ich, ich allein beantworten konnte. Es kostete mich viel Zeit, und meine Erwartungen wurden mehr als einmal von dem Bumerang getroffen, bis es mir gelang, zu einer Erkenntnis zu gelangen, mit der anscheinend jeder andere geboren wird: daß ich niemand anders bin als ich selbst. Aber vorher mußte ich entdecken, daß ich ein unsichtbarer Mensch bin!

Und doch bin ich weder eine Laune der Natur noch der Geschichte. Es stand in den Karten, denn vor fünfundachtzig Jahren waren andere Dinge genauso (oder vielleicht nicht genauso) gewesen. Ich schäme mich meiner Großeltern, die Sklaven waren, nicht. Ich schäme mich nur meiner selbst, weil ich mich einmal geschämt habe. Vor etwa fünfundachtzig Jahren sagte man ihnen, sie wären frei, mit anderen unseres Landes in allem, was das Allgemeinwohl angeht, verbunden, und doch jeder für sich, wie die Finger einer Hand. Und sie glaubten es. Sie waren voller Freude und Jubel. Sie blieben da, wo sie waren, arbeiteten schwer und erzogen meinen Vater, dasselbe zu tun. Aber die Hauptperson ist mein Großvater. Er war ein seltsamer Mann, und man behauptet, ich gliche ihm. Er brachte jedenfalls alles in Gang. Auf dem Sterbebett rief er meinen Vater zu sich und sagte: »Mein Sohn, wenn ich gestorben bin, sollst du den guten Kampf weiterführen. Ich habe dir das nie gesagt, aber unser Leben ist Krieg, und ich war mein Lebtag ein Verräter, ein Spion im Land des Feindes, seit ich in der *Reconstruction* meine Flinte zurückgab. Lebe mit dem Kopf im Rachen des Löwen. Du sollst sie mit ›Ja‹ überwinden, sie durch Lächeln unterminieren, mit ihnen einer Meinung sein in Tod und Verderben, sie sollen dich fressen, bis sie das Speien kriegen oder platzen.« Man dachte, der Alte hätte den Verstand verloren. Er war doch immer so lammfromm gewesen. Die kleineren Kinder waren aus dem Zimmer

geschafft, die Blenden heruntergelassen, und die Flamme der Lampe war so klein geschraubt, daß sie auf dem Docht flackerte wie der Atem des alten Mannes. »Das sollst du dem Jungen beibringen«, flüsterte er erregt. Dann starb er.

Meine Angehörigen waren über seine Worte betroffener als über seinen Tod. Es war, als wäre er nicht gestorben; seine Worte hatten große Angst hinterlassen. Mir wurde nachdrücklich aufgetragen, seine Worte zu vergessen, und heute erwähne ich sie zum erstenmal außerhalb des Familienkreises. Aber sie hinterließen bei mir einen tiefen Eindruck. Was er eigentlich meinte, konnte ich nicht ergründen. Großvater war ein ruhiger alter Mann gewesen, der nie irgendwelche Schwierigkeiten machte, nun hatte er sich auf dem Totenbett als Verräter und Spion bezeichnet und von seiner Sanftmut als einer gefährlichen Aktivität gesprochen. Das alles wurde ein dauerndes Rätsel, das ungelöst in der Tiefe meines Geistes lag. Wenn die Dinge für mich erfreulich verliefen, dachte ich immer wieder an meinen Großvater, und ein Gefühl der Schuld und des Unbehagens kam über mich. Mir war, als befolgte ich seinen Rat gegen meinen Willen. Und was alles noch schlimmer machte: jeder liebte mich deswegen. Ich wurde von den lilienweißesten Menschen der Stadt gelobt. Man sah in mir ein Beispiel wünschenswerten Verhaltens – wie mein Großvater es auch gewesen war. Daß der alte Mann es als Verrat bezeichnet hatte, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Wurde ich meines Verhaltens wegen gelobt, befiel mich ein Gefühl der Schuld, als handelte ich gegen die Wünsche der Weißen, und ich meinte, falls sie das begriffen, müßten sie den Wunsch haben, ich wäre düster und gemein. Aber sie ließen sich täuschen und glaubten, ich täte gerade das, was sie wollten. Ich hatte Angst, daß sie in mir eines Tages den Verräter sähen und ich dann verloren wäre. Aber noch mehr Angst hatte ich davor, anders zu handeln, weil sie dafür nicht das geringste Verständnis hatten. Die Worte des alten Mannes waren wie ein Fluch. Am Tage meiner Reifeprüfung hielt ich eine Rede, in der ich ausführte, daß Demut das Geheimnis, ja das Wesen des Fortschritts wäre. (Das war natürlich nicht meine Überzeugung – meines Großvaters wegen wäre das ganz ausgeschlossen gewesen. Ich glaubte nur, daß so etwas zog.) Die Rede war ein großer Erfolg. Jeder lobte mich, und ich wurde aufgefordert, die Rede bei einer Versammlung der führenden weißen Bürger der Stadt zu wiederholen. Das war ein Triumph für unsere ganze Gemeinde.

Es war im Hauptsaal des ersten Hotels am Platze. Als ich dort ankam, entdeckte ich, daß es sich um einen Herrenabend handelte, und man sagte mir, da ich nun einmal da wäre, könnte ich an dem Wettkampf



teilnehmen, den einige meiner Schulkameraden im Verlauf des Programms durchführten. Die Schlägerei war der wichtigste Programmpunkt.

Alle bedeutenden Leute waren schon da, im Smoking, verschlangen gierig die Speisen auf dem Büfett, tranken Bier und Whiskey und rauchten schwarze Zigarren. Es war ein großer Saal mit einer hohen Decke. In sauberen Reihen waren an den drei Seiten eines transportierbaren Boxrings Stühle aufgestellt. Die vierte Seite war frei und zeigte eine blinkende Fläche blankgeputzten Fußbodens. Was den Kampf angeht, hatte ich von Anfang an meine Zweifel. Nicht, weil mir Boxen zuwider gewesen wäre, sondern weil ich mir aus den Burschen, die an dem Kampf teilnahmen, nichts machte. Sie waren stramme Kerle, und auf ihrem Geist lastete sicher nicht der Fluch eines Großvaters. Niemand konnte ihre Zähigkeit bezweifeln. Und außerdem

fürchtete ich, dieser Wettkampf könnte der Würde meiner Rede Abbruch tun. In jenen Tagen, die meiner Unsichtbarkeit vorangingen, sah ich mich schon als einen Booker T. Washington. Aber die andern Jungen machten sich ebensowenig aus mir, und sie waren neun an der Zahl. Irgendwie fühlte ich mich ihnen überlegen, und mir gefiel schon nicht, wie wir alle zusammen in den Personalaufzug gedrängt wurden. Ihnen paßte meine Anwesenheit auch nicht. Ja, während die warm erleuchteten Flure am Aufzug vorbeihuschten, gerieten wir gleich aneinander, ich hätte durch meine Teilnahme an dem Kampf einen ihrer Freunde um den Verdienst gebracht.

Wir verließen den Aufzug und gelangten durch eine Rokoko-Halle in einen großen Vorraum, wo wir unseren Sportdreß anzogen. Jeder von uns erhielt ein Paar Boxhandschuhe und begab sich dann in die große Spiegelhalle. Vorsichtig blickten wir uns um und flüsterten, aus Furcht, wir könnten vielleicht trotz des Lärms in dem Raum gehört werden. Er war voller Zigarrenqualm. Der Whiskey tat bereits seine Wirkung. Ich war empört, als ich feststellte, daß ein paar der wichtigsten Leute der Stadt bereits betrunken waren. Alle waren da: Bankiers, Anwälte, Richter, Ärzte, die Hauptleute der Feuerwehr, Lehrer, Kaufleute. Sogar einer der moderneren Pfarrer. Etwas, was wir nicht sehen konnten, schien in Vorbereitung. Eine Klarinette wimmerte sinnlich, und die Leute standen auf und drängten nach vorn. Wir bildeten eine kleine dichte Gruppe, unsere nackten Oberkörper berührten sich und funkelten von dem Schweiß, der uns jetzt schon ausbrach. Unterdessen wurden vorn die großen Leute immer erregter über etwas, das wir nicht sehen konnten. Plötzlich hörte ich den Schulinspektor, der mich hierher bestellt hatte, rufen: »Raus mit den Niggerburschen! Raus mit diesen Schuhputzern!«

Wir wurden in den vorderen Teil des Saals geführt, wo es noch mehr nach Tabak und Whiskey roch. Dann mußten wir antreten. Ich machte mir fast die Hose naß. Ein Meer von Gesichtern, von denen die einen feindselig, die anderen belustigt waren, toste um uns, und in der Mitte, uns gegenüber, stand eine herrliche blonde Frau – vollkommen nackt. Es herrschte Totenstille. Ich fühlte, wie kalter Wind mich streifte. Ich versuchte, meinen Platz zu wechseln, aber vor mir und um mich standen Menschen. Manche von den Jungen standen zitternd mit gesenktem Kopf da. Ich fühlte eine Woge aus irrationaler Schuld und Angst. Ich klapperte mit den Zähnen, bekam eine Gänsehaut, meine

Knie wurden weich. Aber dennoch war ich fasziniert und sah gegen meinen Willen hin. Wäre der Preis des Hinsehens auch Blindheit gewesen, ich hätte den Blick nicht abgewandt. Ihr Haar war gelb wie das einer Zirkuspuppe, das Gesicht dick gepudert und mit viel Rot bestrichen wie bei einer abstrakten Maske, die Augen waren hohl und mit kaltem Blau ummalt, das an die Farbe eines Pavianhinterns erinnerte. Während meine Augen langsam über ihren Körper glitten, überkam mich ein Verlangen, sie anzuspucken. Ihre Brüste waren fest und rund wie die Kuppeln ostindischer Tempel, und ich stand ihr so nahe, daß ich das feine Gewebe der Haut und Tropfen perlengleichen Schweißes wie Tau um die rosafarbenen und aufrechten Knospen ihrer Brustwarzen sehen konnte. Ich hatte gleichzeitig das Verlangen, den Saal zu verlassen, in den Boden zu versinken oder zu ihr zu gehen und sie mit meinem Körper vor meinen und der anderen Blicken zu schützen, die feinen Schenkel zu berühren, sie zu liebkosen und zu vernichten, sie zu lieben und sie zu ermorden, mich vor ihr zu verkriechen und sie dort zu streicheln, wo unter der kleinen amerikanischen Flagge, die auf ihren Bauch tätowiert war, ihre Schenkel ein großes V bildeten. Ich meinte, daß sie von allen im Saal nur mich mit ihren unpersönlichen Augen ansah.

Und dann begann sie zu tanzen, eine langsame, sinnliche Bewegung. Der Rauch von hundert Zigarren heftete sich an sie wie ein dünner Schleier. Sie kam mir vor wie eine in Schleier gehüllte Meerjungfrau, die mich von der zornigen Oberfläche eines grauen und drohenden Meeres rief. Ich war außer mir. Dann hörte ich die Klarinette spielen und die gewichtigen Männer uns zurufen. Die einen bedrohten uns, wenn wir sie nicht betrachteten, und die andern, wenn wir es taten. Rechts von mir fiel ein Junge in Ohnmacht. Und jetzt nahm einer der Männer einen silbernen Krug von einem Tisch und übergoß den Jungen mit Eiswasser, hob ihn auf und befahl zwei von uns, ihn zu stützen; der Junge ließ den Kopf hängen, und ein Stöhnen entwich seinen dicken bläulichen Lippen. Ein anderer Junge wollte weg. Er war der größte der Gruppe, er trug eine dunkelrote Sporthose, die viel zu eng war, als daß sie die Erektion hätte verbergen können, die gleichsam die Antwort auf das einschmeichelnde, leise Stöhnen der Klarinette war. Er versuchte, sich mit seinen Boxhandschuhen zu bedecken.

Unterdessen tanzte das blonde Mädchen weiter, lächelte den Männern

leicht zu, die sie wie verzaubert anstarrten, lächelte über unsere Angst. Ich sah einen Kaufmann, der sie gierig verfolgte, mit schlaffen, Unsinn brabbelnden Lippen. Er war groß und trug Diamantknöpfe im Vorhemd, das ein Wanst schwellte, und jedesmal, wenn das blonde Mädchen sich in den Hüften wiegte, strich er sich mit der Hand durch das dünne Haar seines fast kahlen Kopfes und bewegte, die Arme erhoben, in der plumpen Haltung eines betrunkenen Panda in langsamem gemeinem Mahlen seinen Bauch. Der Mann war vollkommen hypnotisiert. Die Musik war jetzt schneller; während sich die Tänzerin mit gelöstem Gesicht bewegte, fingen ein paar Männer an, nach ihr zu greifen, um sie zu berühren. Ich sah, wie ihre fleischigen Finger sich in ihr weiches Fleisch bohrten. Andere versuchten, sie daran zu hindern, und sie begann sich in anmutigen Kreisen über den Boden zu bewegen, während die Männer, über den blanken Fußboden gleitend, hinter ihr her waren. Es war wie Wahnsinn. Stühle wurden umgeworfen, Gläser verschüttet, während sie lachend und heulend hinter ihr herliefen. Sie fingen sie in dem Augenblick, als sie eine Tür erreichte, warfen sie hoch, wie Schuljungen bei ›Klassenkeile‹ hochgeworfen werden, und über ihren roten, starr lächelnden Lippen sah ich das Entsetzen und den Abscheu in den Augen, fast wie mein eigenes Entsetzen und das, welches ich in den Augen einiger der Jungen sah. Während ich zusah, wurde sie zweimal hochgeworfen, und ihre sanften Brüste schienen durch den Luftdruck flach zu werden, und wild zappelten ihre Beine. Ein paar Männer, die weniger betrunken waren, halfen ihr bei der Flucht. Und ich machte mich durch den Flur davon, mit den übrigen Jungen, in den Vorraum.

Manche schienen immer noch außer Rand und Band. Aber als wir versuchten, uns aus dem Staube zu machen, wurden wir angehalten und mußten in den Ring. Es blieb uns nichts anderes übrig, als dem Befehl zu gehorchen. Wir zehn kletterten unter den Seilen durch und ließen uns mit breiten weißen Binden die Augen verbinden. Einer der Männer schien Mitleid mit uns zu haben und versuchte, uns aufzuheitern, während wir mit dem Rücken gegen die Seile standen. Ein paar von uns versuchten zu lächeln. »Siehst du den da drüben?« sagte einer der Männer. »Wenn die Glocke ertönt, rennst du auf ihn zu und haust ihm eins vor den Bauch. Wenn du ihn nicht triffst, schlage ich dich. Der Kerl gefällt mir nicht.« Jedem von uns wurde dasselbe gesagt. Die Binden wurden uns angelegt. Selbst jetzt noch dachte ich an meine

Rede und wiederholte sie. In meinem Geist stand jedes Wort leuchtend wie eine Flamme. Ich fühlte, wie die Binde zurechtgeschoben wurde. Ich zog dabei die Stirn kraus, damit sie locker säße, wenn ich die Stirn wieder glättete. Aber dann überkam mich blindes Entsetzen. Ich war an Dunkelheit nicht gewöhnt. Als hätte ich mich plötzlich in einem anderen Raum befunden, der voll giftigen Getiers war. Ich hörte die rohen Stimmen, die gierig nach dem Beginn der Schlägerei verlangten.

»Los!«

»Ich nehme mir den dicken Neger aufs Korn!«

Ich bemühte mich, die Stimme des Schulinspektors zu erkennen, als könnte ihr mir vertrauter Klang mir etwas Sicherheit geben.

»Ich nehme mir die schwarzen Halunken vor«, schrie jemand.

»Nein, Jackson, nein!« gellte eine andere Stimme. »Wer hilft mir, den Jack zu greifen?«

»Ich nehme mir den ingwerfarbenen Nigger vor und haue ihn zu Brei!« schrie die erste Stimme wieder.

Zitternd stand ich an den Seilen. Denn damals war ich, was man ingwerfarben nannte, und seine Worte klangen, als wollte er mich zwischen seinen Zähnen wie ein knuspriges Ingwerplätzchen zermalmen.

Bald war eine wilde Schlägerei im Gange. Stühle wurden hin- und hergestoßen, und ich hörte Stimmen wie in furchtbarer Anstrengung keuchen. Ich wollte sehen, verzweifelter als je zuvor. Aber die Binde war dicht wie dicker, die Haut in Falten ziehender Schorf, und als ich meine behandschuhten Hände hob, um die Lagen aus Weiß beiseite zu schieben, schrie eine Stimme: »Das gibt es nicht, du schwarzer Hund. Laß die Finger davon.«

»Zieh die Glocke, ehe Jackson ihn ganz in die Pfanne haut«, dröhnte jemand in die plötzliche Stille. Und ich hörte die Glocke und das Schlurren vorwärts drängender Füße.

Ein Handschuh traf meinen Kopf. Ich fuhr herum, schlug steif zu, als jemand vorbeikam, und ich fühlte den Schlag über meinen Arm nach der Schulter rieseln. Dann war es auf einmal, als hätten sich die neun Jungen gleichzeitig gegen mich gewandt. Schläge trafen mich von allen Seiten, während ich zurückschlug, so gut ich konnte. So viele Schläge landeten bei mir, daß ich mich fragte, ob ich nicht der einzige

blinde Kämpfer im Ring war, oder ob der, den sie Jackson nannten, mich schließlich nicht doch erwischt hatte.
Mit der Binde vor den Augen konnte ich meine Bewegungen nicht mehr kontrollieren. Ich hatte keine Würde mehr. Ich torkelte umher wie ein Baby oder ein Betrunkener. Der Rauch war dicker geworden, und mit jedem neuen Schlag schien er heißer zu werden und meine Lungen einzuengen. Ein Handschuh, der an meinem Kopf klebte, füllte meinen Mund mit warmem Blut. Es war überall. Ich wußte nicht, ob die Feuchtigkeit, die ich auf meinem Körper fühlte, Schweiß oder Blut war. Ein harter Schlag traf mein Genick. Ich fühlte mich fallen, fühlte, wie mein Kopf auf den Fußboden schlug. Streifen blauen Lichtes füllten die schwarze Welt hinter der Binde. Ich lag auf dem Bauch, tat so, als wäre ich k. o., aber dann packten mich Hände und rissen mich wieder auf die Füße. »Los, Schwarzer, ran!« Meine Arme waren wie Blei, mein Kopf schmerzte von all den Schlägen. Es gelang mir, mich nach den Seilen zu tasten, mich festzuhalten, und ich versuchte, zu Atem zu kommen. Ein Handschuh traf mich in den Bauch, und ich ging wieder runter. Ich hatte ein Gefühl, als wäre der Rauch ein Messer geworden, das in meinen Eingeweiden wühlte. Von den Beinen, die sich um mich bewegten, nach hier und dort gestoßen, richtete ich mich schließlich auf und entdeckte, daß ich die schwarzen schweißbedeckten Gestalten sehen konnte, die sich in der rauchblauen Luft wie Tänzer nach dem schnellen, trommelgleichen Dröhnen der Schläge bewegten.
Jeder schlug um sich wie von Sinnen. Es herrschte vollkommene Anarchie. Jeder bekämpfte jeden. Keine Gruppe kämpfte lange zusammen. Zwei, drei, vier kämpften gegen einen, wandten sich dann gegeneinander, und wurden ihrerseits wieder angegriffen. Schläge landeten unter dem Gürtel und in den Nieren, mit offenen wie mit geschlossenen Handschuhen, aber bei meinen teilweise geöffneten Augen war das Entsetzen nicht mehr so groß. Ich bewegte mich vorsichtig, ging den Schlägen aus dem Weg, wenn auch nicht zu vielen, um keinen Verdacht zu erregen, schlug bald auf diese, bald auf jene Gruppe ein. Die Jungen tasteten umher wie vorsichtige blinde Krabben, krümmten sich, um die Mitte des Körpers zu schützen, hatten die Köpfe tief zwischen die Schultern gezogen. Nervös streckten sie die Arme von sich, tasteten mit den Fäusten, als wären sie die knopfigen Fühler überempfindlicher Schnecken.

In einer Ecke sah ich einen Jungen, der wie wild in die Luft schlug, und hörte ihn vor Schmerz aufbrüllen, als er einen der Pfosten des Rings traf. Eine Sekunde lang sah ich ihn sich vornüberbeugen und seine Hand halten, dann ging er zu Boden, als ein Schlag an seinem ungeschützten Kopf landete. Ich spielte eine Gruppe gegen die andere aus. Schlüpfte hinein, brachte einen Schlag an, brach dann wieder aus, stieß die andern ins Getümmel, damit sie die Schläge empfingen, die mir zugedacht waren. Der Rauch war erstickend, von Runden war keine Rede, keine Glocke ertönte nach drei Minuten, um unsere Erschöpfung zu erleichtern. Der Raum drehte sich um mich, ein Wirbel aus Lichtern, Rauch, schwitzenden Leibern, umgeben von gespannten weißen Gesichtern. Ich blutete aus Nase und Mund, das Blut spritzte mir auf die Brust.

Immer noch schrien die Leute. »Hau ihn, Schwarzer. Schlag ihm die Därme aus dem Leib.«

»Hau ihm einen Uppercut! Schlag ihn tot! Schlag den Dicken tot!«

Ich markierte einen Fall und sah dabei, wie einer der Jungen neben mir schwer auf die Bretter ging, als hätte ein einziger Schlag uns gleichzeitig gefällt, sah, wie ein mit Turnschuhen bekleideter Fuß ihn in die Lenden trat, wie die zwei, die ihn niedergeschlagen hatten, über ihn stolperten. Ich wälzte mich beiseite. Mir war zum Erbrechen elend.

Je toller die Schlägerei wurde, desto drohender wurden die Leute. Und dabei machte ich mir wieder Gedanken wegen meiner Rede. Wie würde sie verlaufen? Ob man meine Beredsamkeit wohl würdigte? Was würde man mir geben?

Ich schlug mechanisch weiter um mich, als ich auf einmal merkte, daß die Jungen einer nach dem andern den Ring verließen. Ich war überrascht, von Panik ergriffen, als stünde ich allein einer unbekannten Gefahr gegenüber. Dann begriff ich. Die Jungen hatten das unter sich verabredet. Es war Sitte, daß die beiden, die im Ring blieben, um den Preis kämpften. Das erkannte ich zu spät. Als die Glocke ertönte, sprangen zwei Männer im Smoking in den Ring und nahmen uns die Augenbinde ab. Ich stand Tatlock, dem Größten der ganzen Schar, gegenüber. Mir wurde übel. Kaum war der Klang der Glocke in meinen Ohren verklungen, als er schon wieder ertönte, und ich sah Tatlock auf mich zukommen. Mir fiel nichts anderes ein, als ihm einen Schlag auf die Nase zu versetzen. Aber er ließ sich nicht beirren, er

kam weiter auf mich zu, brachte die ranzige, scharfe Gewalttätigkeit schalen Schweißes mit sich. Seine Gesichtsfarbe war schmutzig-fahl, nur seine Augen waren lebendig – voller Haß gegen mich – und glühten nach dem, was wir bisher erlebt hatten, in fieberhaftem Entsetzen. Ich bekam Angst. Ich wollte meine Rede halten, und er kam auf mich zu, als wollte er sie aus mir herausschlagen. Immer wieder schlug ich auf ihn ein, nahm seine Schläge hin, wie sie kamen. Dann, einem plötzlichen Impuls folgend, versetzte ich ihm einen leichten Schlag, und als wir im Clinch dastanden, flüsterte ich: »Tu so, als hätte ich dich k. o. geschlagen, den Preis bekommst dann du.«
»Ich hau dich zu Mus«, flüsterte er heiser.
»Für die da?«
»Für mich, du Hundesohn.«
Man rief uns zu, weiterzumachen, und Tatlock legte mich mit einem Schlag halb um, und wie eine Teleskopkamera bei der Aufnahme einer Schlägerei sah ich die heulenden roten Gesichter gespannt unter der Wolke aus blaugrauem Rauch kauern. Einen Augenblick lang wackelte die Welt, aufgelöst, zerfließend, dann wurde mein Kopf wieder klarer, und Tatlock sprang vor mir herum. Der flatternde Schatten vor meinen Augen war seine stoßende linke Hand. Ich fiel nach vorn, und den Kopf an seiner feuchten Schulter flüsterte ich:
»Ich gebe dir noch fünf Dollar dazu.«
»Der Teufel soll dich holen.«
Aber seine Muskeln erschlafften etwas unter meinem Druck, und ich keuchte: »Sieben?«
»Gib die deiner Ma«, sagte er und versetzte mir einen Schlag unter das Herz.
Und während ich ihn noch hielt, schlug ich immer wieder zu und setzte mich von ihm ab. Wie Bomben trafen mich seine Schläge. Ich wehrte mich mit hoffnungsloser Verzweiflung. Vor allem wollte ich meine Rede halten, denn ich fühlte, daß nur diese Leute meine Intelligenz beurteilen konnten, und nun war dieser blöde Clown dabei, mir meine Chancen zu verderben. Ich kämpfte jetzt vorsichtiger, ging auf ihn zu, versetzte ihm schnell einen Schlag und wich dann schneller noch zurück. Ein glücklicher Schlag ans Kinn – und dann war er fertig –, da hörte ich eine laute Stimme rufen: »Ich habe auf den Großen gesetzt.«
Als ich das hörte, vergaß ich fast, mich zu decken. Ich war verwirrt.

Sollte ich versuchen, gegen die Stimme zu gewinnen? Aber verstieß das nicht gegen meine Rede, und war jetzt nicht der Augenblick für Demut, für Nichtwiderstand gekommen? Ein Schlag an meinen Kopf, während ich herumtaumelte, ließ mein rechtes Auge vorspringen wie den Teufel aus dem Kasten und machte meinem Dilemma ein Ende. Während ich fiel, wurde der Raum rot. Es war ein Traum-Fall, mein Körper wurde schlaff und wußte nicht, wo er landen sollte, bis der Boden ungeduldig wurde und mir entgegenstürzte. Einen Augenblick später hatte er mich. Eine hypnotische Stimme sagte laut und betont: Fünf. Und ich lag da wie in einem Nebel, beobachtete einen dunkelroten Flecken meines eigenen Blutes, der sich in einen leuchtenden Schmetterling verwandelte und dann in der schmutzig-grauen Welt der Leinwand verging.

Als die Stimme Zehn sagte, wurde ich aufgehoben und zu einem Stuhl geschleppt. Ich war wie betäubt. Das Auge tat mir weh und wurde mit jedem Schlag meines stampfenden Herzens dicker, und ich fragte mich, ob ich nun endlich würde sprechen können. Ich war klatschnaß, mein Mund blutete immer noch. Wir standen jetzt in einer Gruppe an der Wand. Die anderen Jungen nahmen keine Notiz von mir, während sie Tatlock gratulierten und sich ausrechneten, wieviel sie bekämen. Einer der Jungen winselte über seiner verletzten Hand. Als ich aufblickte, sah ich Kellner in weißen Jacken, die den Ring wegräumten und einen kleinen quadratischen Teppich auf den leeren, von Stühlen umgebenen Platz breiteten. Vielleicht, dachte ich, stehe ich gleich auf diesem Teppich und halte meine Rede.

Dann rief der Festordner: »Antreten, Jungens, zum Geldempfang!«

Wir liefen dahin, wo die Männer auf ihren Stühlen lachten, schwatzten und warteten. Jeder schien jetzt freundlich.

»Da liegt es auf dem Teppich«, sagte der Mann. Ich sah den Teppich mit Münzen aller Größe und ein paar zerknüllten Noten bedeckt. Aber was mich besonders erregte, waren die verstreut liegenden Goldstücke.

»Das alles gehört euch, Jungens«, sagte der Mann. »Was einer sich holt, gehört ihm.«

»Das stimmt schon, Sambo«, sagte ein blonder Mann und blinzelte mir vertraulich zu.

Ich zitterte vor Erregung, vergaß meine Schmerzen. Ich wollte mir die Goldstücke und die Banknoten sichern. Mit beiden Händen wollte ich

zugreifen. Ich würde mich gegen die Jungen in meiner Nähe stemmen, um sie von dem Gold fernzuhalten.
»Kniet am Rande des Teppichs nieder«, befahl der Mann, »und keiner rührt das Geld an, bis ich das Zeichen gegeben habe.«
»Das wird großartig«, hörte ich jemand sagen.
Wir knieten um den viereckigen Teppich. Langsam hob der Mann seine sommersprossige Hand; wir folgten gespannt ihrer Bewegung.
»Diese Nigger sehen aus, als beteten sie«, hörte ich jemand sagen.
»Fertig – los!« rief der Mann.
Ich stürzte mich auf eine gelbe Münze, die auf dem blauen Muster des Teppichs lag, berührte sie und stieß einen überraschten Schrei aus, der sich mit denen vermischte, die um mich her ertönten. Wie von Sinnen versuchte ich, meine Hand zu heben, aber das war unmöglich. Eine heiße, wilde Gewalt riß durch meinen Körper, schüttelte mich wie eine nasse Ratte. Der Teppich war elektrisch geladen. Das Haar sträubte sich mir auf dem Kopf, während ich mich zu befreien versuchte. Meine Muskeln zuckten, meine Nerven kreischten, wanden sich. Aber ich sah, daß das die anderen Jungen nicht anfocht. Ängstlich und verlegen lächelnd, hielten sich manche zurück und sammelten die Geldstücke ein, die die schmerzvollen Verrenkungen der anderen ihnen vor die Füße warfen. Die Männer lachten, während sie uns zusahen.
»Heb's doch auf, verdammt noch mal!« rief jemand wie ein Papagei mit Baßstimme. »Los, heb's doch auf.«
Ich kroch schnell über den Boden, hob die Geldstücke auf, ließ die Kupferstücke liegen und versuchte, die Banknoten und die Goldstücke zu erwischen. Lachend den Schock ignorierend, entdeckte ich, während ich die Münzen schnell zusammenfegte, daß ich die Elektrizität binden konnte – ein Widerspruch, aber es war tatsächlich so. Dann fingen die Männer an, uns auf den Teppich zu treiben. Verlegen lachend, machten wir uns aus ihren Händen frei und waren hinter den Münzen her. Wir alle waren schweißbedeckt und glatt und schwer festzuhalten. Plötzlich sah ich, wie ein Junge hochgehoben wurde, schweißglänzend wie ein Seelöwe im Zirkus, und mit dem nassen Rücken auf dem geladenen Teppich landete. Seine Ellbogen trommelten wild auf den Boden, seine Muskeln zuckten wie das Fleisch eines Pferdes, das von vielen Fliegen gestochen wird. Als er sich endlich von dem Teppich wälzte, war sein Gesicht grau, und niemand hielt ihn

auf, als er unter schallendem Gelächter weglief.
»Holt euch das Geld«, schrie der Festordner. »Es ist gutes amerikanisches Geld.«
Und wir griffen und grabschten, grabschten und griffen. Ich hütete mich jetzt, dem Teppich zu nahe zu kommen, und wenn ich heißen Whiskey-Atem über mich hinwehen fühlte wie eine Wolke schlechter Luft, dann streckte ich die Hand aus und hielt mich an einem Stuhl-

bein fest. Der Stuhl war besetzt, und ich hielt das Bein verzweifelt umklammert.
»Laß los, Nigger, laß los!«
Das große Gesicht schwankte auf das meine zu, während der Mann auf dem Stuhl meine Hand loszureißen versuchte. Aber mein Körper war glatt, und der Mann war zu betrunken. Es war ein Mr. Colcord, der Besitzer mehrerer Kinos und Vergnügungslokale. Jedesmal, wenn er mich packte, entglitt ich seinen Händen. Es wurde ein richtiger Kampf. Ich fürchtete den Teppich mehr als den Betrunkenen. Ich hielt mich fest und überraschte mich sogar dabei, wie ich versuchte, ihn auf den Teppich zu stoßen. Der Gedanke war so großartig, daß ich tatsächlich versuchte, ihn in die Tat umzusetzen. Ich versuchte es heimlich, aber als ich sein Bein ergriff und versuchte, ihn von dem Stuhl zu kippen, erhob er sich laut lachend, sah mich blöde an und versetzte mir einen harten Stoß vor die Brust. Meine Hand ließ das Stuhlbein los, und dann fühlte ich, wie ich durch die Luft flog. Mir war, als rollte ich über ein Bett aus glühenden Kohlen. Es sah so aus, als sollte es ein ganzes Jahrhundert dauern, ein ganzes Jahrhundert, in dem ich bis in die tiefsten Tiefen meines Körpers versengt wurde. Mein Atem war glühend heiß und wurde immer heißer, bis zum Siedepunkt. Gleich ist alles vorbei, dachte ich, während ich weiterrollte. Gleich ist alles überstanden.
Aber das war nicht der Fall. Die Männer auf der anderen Seite warteten, rote dicke Gesichter, die dem Schlagfluß nahe waren, beugten sich auf den Stühlen vor. Als ich ihre Finger nach mir greifen sah, rollte ich davon wie ein Fußball aus den Händen dessen, der nach ihm greift, zurück auf die Kohlen.
Dieses Mal verschob ich den Teppich und hörte, wie die Geldstücke auf das Parkett fielen, die Jungen herbeiliefen, sie aufzuheben, und wie der Festordner rief: »Schluß, Jungens! Zieht euch an, und dann nehmt das Geld in Empfang.«
Ich war schlapp wie ein Waschlappen. Ich hatte ein Gefühl, als wäre mir der Rücken mit Drähten geschlagen worden.
Als wir uns angezogen hatten, kam der Festordner und gab jedem fünf Dollar, nur Tatlock erhielt zehn, weil er bis zuletzt im Ring gestanden hatte. Dann sagte er, wir könnten gehen. Ich dachte, daß ich meine Rede nun nicht mehr halten würde. Verzweifelt ging ich nach draußen in die dunkle Allee, als ich angehalten und mir gesagt wurde, ich sollte

zurückkommen. Ich kehrte in den Saal zurück, wo die Männer die Stühle zurückschoben, sich in Gruppen zusammenfanden und miteinander plauderten.
Der Festordner schlug auf den Tisch und bat um Ruhe. »Meine Herren«, sagte er, »beinahe hätten wir einen wichtigen Teil des Programms vergessen. Einen sehr wichtigen Teil, meine Herren. Dieser junge Mann ist hierher bestellt, um die Rede zu wiederholen, die er gestern bei der Schlußfeier in der Schule gehalten hat...«
»Bravo!«
»Er soll der beste Schüler in Greenwood sein – und über einen größeren Wortschatz verfügen als ein Taschenwörterbuch.«
Beifall und Gelächter.
»Und nun, meine Herren, schenken Sie ihm Ihre Aufmerksamkeit.«
Während ich ihnen mit trockenem Mund und klopfendem Auge gegenüberstand, ertönte immer noch Lachen. Ich begann langsam, aber meine Stimme hatte augenscheinlich den Klang verloren, denn sie riefen: »Lauter, lauter!«
»Wir von der jungen Generation preisen die Weisheit jenes großen Führers und Erziehers«, rief ich, »der als erster diese flammenden Worte der Weisheit sprach: Ein Schiff, das seit vielen Tagen auf dem Meer umherirrte, sichtete plötzlich ein freundliches Schiff. Vom Mast des unglücklichen Schiffs wehte ein Signal: ›Wasser! Wasser! Wir verdursten!‹ Die Antwort des freundlichen Schiffes lautete: ›Laßt den Eimer da, wo ihr seid, ins Wasser‹. Der Kapitän des unglücklichen Schiffes folgte endlich der Aufforderung, ließ den Eimer ins Wasser, und als er wieder in die Höhe gezogen wurde, war er voll frischen, funkelnden Wassers aus der Mündung des Amazonas. Und wie er, sage auch ich in seinen Worten: Denen meiner Rasse, die auf eine Besserung ihrer Lage in einem fremden Lande hoffen oder die Wichtigkeit der Pflege freundlicher Beziehungen zu den Weißen unterschätzen, denen möchte ich sagen: Laßt den Eimer da ins Wasser, wo ihr seid – laßt ihn hinunter und schließt männlich Freundschaft mit den Menschen aller Rassen, von denen wir umgeben sind...«
Ich sprach ganz mechanisch, aber mit solchem Eifer, daß ich gar nicht merkte, daß die Leute sich immer noch unterhielten und lachten, bis mein trockener Mund, der sich wieder mit Blut füllte, mich beinahe erstickte. Ich hustete, wollte aufhören und an einen der großen, mit Sand gefüllten Messingspucknäpfe gehen, um mir Erleichterung zu

verschaffen. Aber ein paar Leute, unter ihnen der Schulinspektor, hörten zu, und so wagte ich es nicht. Ich schluckte Blut und Speichel hinunter und sprach weiter. (Wie ausdauernd war ich damals! Welche Begeisterung! Welcher Glaube an die Richtigkeit der Dinge!) Trotz der Schmerzen sprach ich sogar lauter. Aber immer noch sprachen sie, lachten, als hätten sie Watte in ihren dreckigen Ohren. Ich sprach mit größerer Erregung und größerem Nachdruck. Ich verschloß meine Ohren und schluckte Blut, bis mir schlecht wurde. Die Rede kam mir hundertmal länger vor als früher, aber ich konnte kein einziges Wort auslassen. Alles mußte gesagt, jede wohlüberlegte Nuance wiedergegeben werden. Aber damit noch nicht genug. Wenn ich ein drei- oder mehrsilbiges Wort sagte, schrie mir eine Gruppe aus Stimmen zu, es zu wiederholen. Ich benutzte den Ausdruck ›soziale Verantwortung‹, und sie schrien:

»Was hast du gesagt, Junge?«

»Soziale Verantwortung«, sagte ich.

»Was?«

»Soziale...«

»Lauter.«

»...Verantwortung.«

»Lauter!«

»Verant...«

»Noch mal!«

»...wortung.«

Der Raum füllte sich mit dem Aufruhr von Gelächter, bis ich, vielleicht durch das Blutschlucken abgelenkt, einen Fehler machte und einen Ausdruck hinausschrie, über den ich manchmal in Leitartikeln und in Privatkreisen scharfe Worte gelesen und gehört hatte.

»Soziale...«

»Was?« schrien sie wieder.

»...Gleichheit...«

Das Gelächter hing rauchgleich in der plötzlichen Stille. Verwirrt öffnete ich die Augen. Worte des Mißfallens füllten den Raum. Der Festordner kam auf mich zu. Man schrie mir feindselige Worte entgegen. Aber ich verstand nichts. Ein kleiner hagerer Mann mit Schnurrbart rief mir aus der ersten Reihe zu: »Wiederhole das noch mal, Junge.«

»Was, Herr?«

»Was du eben sagtest.«
»Soziale Verantwortung«, erwiderte ich.
»Hast dich wohl eben versprochen, Junge?« fragte er nicht unfreundlich.
»Wieso, Herr?«
»Das mit der Gleichheit war wohl ein Versehen?«
»Gewiß, Herr«, sagte ich. »Ich schluckte gerade Blut.«
»Sprich lieber etwas langsamer, damit wir dich verstehen können. Wir haben es gut mit dir vor, aber gewisse Grenzen darfst du nicht überschreiten. Und nun sprich weiter.«
Ich hatte Angst. Ich wollte fort, wollte aber auch weitersprechen und fürchtete, man würde mich zum Teufel jagen.
»Vielen Dank, Herr«, sagte ich und fuhr da fort, wo ich aufgehört hatte, und wieder achtete kein Mensch auf mich.
Aber als ich dann endlich fertig war, erscholl donnernder Applaus. Dann sah ich den Inspektor mit etwas, das in weißes Seidenpapier gewickelt war, auf mich zukommen. Mit einer Handbewegung bat er um Ruhe und sagte:
»Meine Herren, Sie haben sicher erkannt, daß ich diesen jungen Mann nicht über Gebühr gelobt habe. Er hat eine gute Rede gehalten, und eines Tages wird er sein Volk auf den richtigen Weg führen. Und ich brauche nicht darauf hinzuweisen, daß das heute sehr wichtig ist. Er ist ein braver, ordentlicher Junge, und um ihn auf dem von ihm eingeschlagenen Weg zu ermutigen, möchte ich ihm im Namen des Unterrichtsministeriums einen Preis in Form...«
Er machte eine Pause, entfernte das Seidenpapier von dem Paket, und zum Vorschein kam eine funkelnde Aktentasche aus Kalbsleder.
»...in Form dieses erstklassigen Artikels aus Shad Witmores Laden überreichen.«
»Junge«, fuhr er, sich mir zuwendend, fort, »nimm diesen Preis und verwahre ihn gut. Bedenke, daß es eine amtliche Auszeichnung ist. Halte sie wert. Entwickele dich weiter wie bisher, und eines Tages wird diese Mappe dann wichtige Papiere enthalten, die dazu beitragen, das Schicksal deines Volkes zu gestalten.«
Ich war so aufgeregt, daß ich kaum danken konnte. Ein Faden aus blutigem Speichel bildete auf dem Leder einen Flecken, der die Gestalt eines noch unentdeckten Kontinents hatte, und ich wischte ihn schnell weg. Ich fühlte eine Wichtigkeit, die ich nie erträumt hatte.

»Sieh mal nach, was die Mappe enthält«, wurde mir gesagt.
Mit bebenden Fingern tat ich, was mir aufgetragen wurde. Ich roch den Duft des neuen Leders und fand im Innern der Mappe etwas, das wie ein amtliches Schriftstück aussah. Es war ein Stipendium für das staatliche Neger-College. Mir kamen die Tränen in die Augen, und verwirrt eilte ich davon.
Ich konnte mich vor Freude nicht fassen, und als ich entdeckte, daß die Goldstücke, nach denen ich so gierig gegriffen hatte, Reklamemarken aus Messing für eine Autofirma waren, konnte das meine Freude nicht beeinträchtigen.
Als ich nach Hause kam, waren alle voller Aufregung. Am nächsten Tag kamen die Nachbarn und gratulierten mir. Ich fühlte mich sogar vor dem Großvater sicher, dessen Fluch auf dem Sterbebett mir meist jeden Triumph verdarb. Ich stand unter seiner Photographie, die Aktentasche in der Hand, und lächelte triumphierend in sein stumpfes schwarzes Bauerngesicht. Sein Gesicht ließ mich nicht los. Wohin ich auch ging, seine Augen schienen mir zu folgen.
In jener Nacht träumte ich, ich wäre mit ihm im Zirkus, wo er über die Clowns nicht lachen wollte. Später sagte er dann zu mir, ich sollte die Aktenmappe öffnen und ihm vorlesen, was sie enthielt. Das tat ich, und ich fand einen Umschlag mit dem Staatssiegel; und in dem Umschlag fand ich einen anderen Umschlag und dann wieder einen, endlos, und ich war so müde, daß ich umzufallen glaubte. »Das dauert Jahre«, sagte er. »Und nun öffne den letzten Umschlag.« Ich tat es, und in ihm fand ich ein Dokument mit einer kurzen Botschaft in goldenen Buchstaben. »Lies es«, sagte mein Großvater. »Laut.«
»Für den, den es angeht«, begann ich. »Halte diesen Negerjungen auf Trab.«
Ich wurde wach; in meinen Ohren hallte das Lachen des alten Mannes.
(Es war ein Traum, an den ich mich erinnern und den ich viele Jahre später wieder träumen sollte. Aber damals verstand ich seine Bedeutung noch nicht. Jetzt mußte ich erst mal das College besuchen.)

Peter Tautfest
Die weiße Mauer[56]

Schließen Sie die Augen und versuchen Sie, an nichts zu denken. Stellen Sie sich eine weiße Fläche vor, strukturlos, unendlich, das reine Weiß. Sie können es nicht. Die europäische Seele hält das Leere nicht aus. Ihr seid immer mit etwas beschäftigt, ihr könnt die äußere Welt nicht ausblenden. Ich kann es, brauche es, es erquickt mich.
Der Blick auf die blendend weiße Mauer, die unseren Hof begrenzte, gehört zu meinen ersten Eindrücken, und mit ihr verbinden sich meine frühesten Erinnerungen. Oft sitze ich da, schließe die Augen und denke an diese Hofmauer, denke nur das Weiß. Ich muß mich des Ansturms der Erinnerungen dabei nicht erwehren. Ich kann sie eine nach der anderen heraufholen und zueinanderfügen, so wie ein Musiker einen Akkord immer reicher und voller klingen läßt durch Hinzunahme neuer Töne, bis die Luft braust und bebt und den Hörer davonträgt. Das ist meine Art, mich in meine Heimat zurückzuversetzen. So intensiv ist oft die Erinnerung, daß ich nach Stunden des Meditierens in Tränen ausbreche, erschöpft, niedergeschlagen und seltsam erquickt zugleich. Viele meiner Landsleute nehmen in ihrer Not Haschisch oder trinken den verbotenen Alkohol. Ich brauche so etwas nicht. Ich brauche nur das Weiß unserer Hofmauer.
Ich beginne nicht damit, mir die Hofmauer selbst vorzustellen. So könnte ich den Strom der Erinnerungen nicht steuern, und das erste, was ich sähe, wäre der häßliche Fleck auf der Mauer. Nicht an die Mauer selbst denke ich, sondern an ihr Weiß, nicht an das Weiß am Morgen oder im Abendlicht, sondern an das reine Weiß, wie es tief als Mutter aller Erinnerungen in meiner Seele aufgehoben ist. Es muß das erste gewesen sein, was ich in meinem Leben sah, als ich zur Welt kam, aus dem Zimmer meiner Mutter, den Kopf nach unten, und die Augen aufschlug. Ich weiß nicht den Tag noch das Jahr, in dem ich geboren bin, das Geburtsdatum ist bei uns nicht wichtig, aber die Tageszeit wird im Gedächtnis der Familie aufgehoben. Ich bin am frühen Nachmittag, kurz nach Mittag, geboren. Um diese Zeit steht die Sonne fast senkrecht über der Hofmauer, neigt sich aber schon, wenn auch kaum merklich, nach Westen, gerade so weit, daß der obere Rand der Mauer im gleißenden Gegenlicht verschwindet. Das Auge

versagt vor diesem blendenden Leuchten, vor dem nichts Bestand hat und das nichts neben sich duldet.
Vielleicht gelingt mir die Heraufbeschwörung dieses alle anderen Farben ausblendenden Weiß deshalb besser, weil die Farben selbst im Orient intensiver sind. Sie hinterlassen in unseren Seelen einen tiefen Eindruck, weil sie für uns eine aktive Kraft sind. Möglich, daß wir deshalb meditieren; ich glaube eher, daß diese Kraft etwas mit unserem Verhältnis zu Gott zu tun hat. Ihr Europäer seid Atheisten, auch wenn ihr gläubig seid. Wir, unser Volk, sind auch dann noch Moslems, wenn wir den Bezug zu unserer Religion verloren haben. Das werdet ihr Europäer nie verstehen: dieses Leuchten ist für mich wie Gott. Es ist nicht die Leere, sondern der Anfang von allem. Es ist in allem, was gut zu mir war, in den Falten der Gelabia meines Vaters, in seinem Kopftuch, in den Segeln unten am Meer und in der Geborgenheit unseres Hofes. Wenn ich dieses Weiß mein Gehirn durchfluten lasse, das nicht Mauer noch Sonne, noch Licht, sondern dies alles zugleich ist und noch viel mehr, dann löscht es alle Eindrücke, die mich hier in der Fremde berennen, löscht es die Fremde selbst aus. Erst wenn dieses Weiß meine ganze Seele beherrscht, gebe ich ihm ganz allmählich Struktur. Unsere Mauer wurde jedes Jahr neu gekalkt. Das geschah mit einem großen Quast, der dem Farbanstrich seine Oberflächenbeschaffenheit gab. Er hinterließ Rillen, Streifen, Täler, Furchen, und das Licht füllte sie mit Schatten oder geheimnisvollen Zeichen und Formen. Die mit blauen Schatten gefüllten Furchen waren meine erste Landschaft, die schattenwerfenden Linien die erste Schrift, die ich verstand, die ich heute noch lese.
Als Kind habe ich im Schatten der Palme viele Stunden vor unserer Hofmauer verbracht, während meine Mutter ihre Hausarbeit machte. Am schönsten war es morgens im Hof, wenn die Sonne auf der Mauer lag und den Blick über sie hinweg noch nicht blendete, so daß man ungehindert ins weite und unendliche Blau sehen konnte. Der Himmel gab dem Weiß der Mauer einen leichten Blauton, der sich vom Rand her milchig nach unten ergoß, während die Mauer das Blau des Himmels nur noch tiefer machte und ihm gleichzeitig eine helle Durchsichtigkeit verlieh. Das schuf eine Stimmung aus Aufbruch und Heimkehr, und lange bevor ich wußte, daß irgendwo jenseits dieser Mauer das Meer lag, stellte ich sie mir als Außenwand von etwas vor, daß sich mit uns bald vom Boden ablösen und in dieses unendliche

Blau hinausfahren würde. Seit mein Vater mich zum ersten Mal mit hinunter an den Hafen genommen hatte, wartete ich darauf, daß die auslaufenden Schiffe am fernen Horizont an den Himmel stoßen und in ihn hinauf fahren würden. So müßten sie doch über dem Mauerrand am Himmel erscheinen mit ihren weißen Segeln.

Unser Haus lag ziemlich weit oben am Hang, der zum Meer hinabfällt, und war so gebaut, daß die Vorderfront nach Nordwesten zeigte. So hatten wir schon kurz nach Sonnenaufgang Licht im Hof, es fiel im spitzen Winkel zur nordwestlich verlaufenden Achse unseres Hauses auf die Mauer. Während die Sonne herumwanderte, warf sie Schatten auf die Mauer, erst den unseres Haupthauses, dann den der Kuppel und des Minaretts der Moschee südlich hinter unserem Haus. Am späten Vormittag trat der Schatten der Palme in unserem Hof schärfer hervor, wurde dann immer kürzer und gedrungener, um ab elf Uhr gänzlich zu verschwinden. Am Nachmittag spendete die Mauer selber Schatten und schützte vor der schräg einfallenden Sonne. Der obere Rand trat im Verlauf des Nachmittags immer schärfer hervor, als sei er durch einen schwarzen Strich betont. Die Dunkelheit dieses schwarzen Striches breitete sich, je näher der Abend kam, entlang der Mauer nach unten aus.

Dem Nachmittag war der Blick auf die Kuppel unserer Moschee vorbehalten. Sie war hell beschienen und stach gegen den blauen Himmel ab. Die Farben und das Licht waren nicht mehr so scharf wie am Morgen, bekamen etwas Sanftes, behielten aber den Glanz, der von noch unverbrauchten Dingen ausgeht. Dieses Licht, diese Stimmung symbolisieren für mich Dauer. So muß das Licht in der Ewigkeit sein. Nachmittags umschwirrten Schwalben die Kuppel und abends dann, wenn die rot werdende Sonne hinter der Mauer verschwand, jagten Fledermäuse im letzten Licht, das sich in der Kuppel widerspiegelte. Im Hof stand dann immer noch eine Weile das Licht wie Wasser in einem Tümpel, dann wurde es sehr schnell dunkel. Die Petroleumlampen und das Feuer der Kochstelle warfen ihren Schein in den Hof, und mir war, als leuchte die Mauer noch immer, als habe sie soviel Licht gespeichert, das sie noch nachts welches abgeben könne. In Wirklichkeit war es wohl so, daß ihr blendendes Weiß einen derart intensiven Eindruck auf der Netzhaut hinterließ, daß es gleichsam im Inneren des Auges weiterleuchtete.

Im Sommer schliefen wir nachts häufig draußen, nur leicht bedeckt,

denn die Kühle kam erst gegen Morgen, wenn es schon wieder Zeit war aufzustehen. Unsere Betten standen entlang der Hauswand, manchmal auch unter der Palme. Wir schliefen mit Blick auf die Mauer, über der Sterne erschienen, sie hielt den vom Meer kommenden leichten Wind ab, und das heraufdringende Rauschen des Meeres klang fern und gedämpft. Ich habe schon sehr lange nicht mehr draußen geschlafen mit dem warmen Hauch auf der Haut, der wie Körperwärme ist. Diese Wärme fehlt mir sehr. Fragen Sie meine Landsleute hier, wie es ihnen in Deutschland gefällt. Sie werden in der Regel sagen, daß es ganz gut ist, aber zu kalt. Dieses Frösteln ist Heimweh. Es vergeht auch im wärmsten Sommer nicht.

Morgens, wenn es noch dunkel war, erwachten wir vom Ruf des Muezzin auf dem Minarett unmittelbar hinter unserem Haus. Als Kind brauchte ich natürlich noch nicht aufzustehen. Ich wachte auch gar nicht richtig auf. Ich rutschte in die noch warme Kuhle, die meine Mutter in dem Bett, in dem wir gemeinsam schliefen, hinterlassen hatte, sog diese Wärme im kühler werdenden Morgen in mich auf und nahm den melodischen Ruf des Muezzin mit hinunter in einen wohligen Dämmerzustand, in dem ich mich umschlungen und geborgen fühlte. Eine entfernte Ähnlichkeit hat diese Empfindung mit der Wärme, die man fühlt, wenn man bei Sturm und Regen im Bett liegt. Nur war der Ruf des Muezzin nicht etwas Kaltes, auch er war wie ein Wärmestrom, die Gewißheit, daß die Welt noch da ist und immer da sein wird, daß alle Dinge gut sind und daß man selbst vor allem Übel geschützt ist.

Kein Ruf des Muezzin gleicht dem eines anderen. Mir erzählte mal ein Deutscher, daß seine Kindheitserinnerungen sich mit dem Ruf einer Amsel verbinden, die anders als jede andere sang und deren Melodie er bis heute pfeifen kann. Immer wenn er eine Amsel hört, muß er an seine Kindheit denken, und doch ist die Erinnerung nie vollkommen, weil der Ruf jeder Amsel anders ist und keine so singt wie die Amsel seiner Kindheit. So ist das mit dem Muezzin in meiner Heimatstadt. Ich habe, seit ich von zu Hause weg bin, in vielen Städten des Orients zum Gebet rufen hören, ich besitze sogar eine Kassette mit dem Ruf des berühmten Abd-el-Basset. Nicht etwa, weil ich besonders religiös bin, wir sind überhaupt ein ziemlich säkularisiertes Volk, sondern weil ich sie manchmal auflege, um mich in meine Kindheit zu versetzen. Aber so schön Abd-el-Basset auch singt, sein Ruf ist nur eine

schwache Erinnerung an die Stimme unseres Muezzin, den ich nie wieder hören werde; ich weiß nicht, ob er überhaupt noch lebt, wo er heute singt. Jedenfalls nicht mehr in unserer heimatlichen Moschee, die existiert bestimmt nicht mehr. Ich weiß es ja nicht, ich kann nicht in meine Heimatstadt fahren und nachsehen. Ich habe versucht, Europäern, die dorthin dürfen, die Lage unseres Hauses und die der Moschee zu beschreiben, sie sollten nachsehen. Sie kehrten alle zurück und sagten, nach meiner Beschreibung ließe sich überhaupt nichts finden. An der Beschreibung stimme nichts, dabei habe ich den Weg vom Hafen, den es ja noch geben muß, hinauf zu unserem Haus genau im Kopf. Sie müssen die ganze Stadt umgekrempelt haben, da ist nichts, wie es mal war, und wer weiß, was sie aus unserem Haus gemacht haben, wenn es überhaupt noch steht; die Moschee haben sie bestimmt eingerissen.

Was ist das für ein Stoff, aus dem Erinnerungen sind? Farben, Licht und Stimmungen, manchmal finde ich Spuren dieses Stoffs auch hier bei euch in Deutschland. Das Aufleuchten des Himmelsblaus, der Einfall von Licht auf einen Gegenstand kann mir wie ein Stich ins Herz fahren, auch Musik, besonders aber Gerüche. Im Hause meines Vaters waren viele Gerüche. Er war nicht auf Gewürze spezialisiert, doch er handelte auch damit. Eigentlich hatte die Ware im Haus nichts zu suchen, und doch standen immer wieder einige Säcke im Haus. Gewürze sind Erinnerungen, die ich kaufen kann. Hehl zum Beispiel, das man bei uns in den Kaffee tut. Es ist sehr teuer, und man kann es in Ostberlin kaufen. Oder Kamun, das ist sehr schwer zu bekommen, oder Thymian, der wilde Thymian, der bei uns in den Bergen wächst, und wenn ich ihn rieche, durchfährt mich für Augenblicke ein Schreck, als würde ich unversehens von etwas überrollt. Doch alle Gewürze und Gerüche dieser Welt ergeben nicht das Aroma unseres Hauses. Dieses Aroma läßt sich nicht komponieren, es bestand aus zu vielen Düften: dem Geruch von Kaffee und Minze, Meeresluft, die alle anderen Gerüche besonders intensiv erscheinen läßt, dem Geruch von Salz, der sich mit einem Hauch Fäulnis verbindet, dem Teergeruch, der vom Hafen heraufkam, dem Geruch des Schweißes meiner Mutter beim Arbeiten, der Kleinkinder im Haus, denn eine Frau im Hause bekam fast jedes Jahr ein Kind, dem Geruch von Knoblauch und Oliven, von Datteln und sudanesischem Pfeffer, vom Schweiß der Träger, die manchmal die Gewürzsäcke hinauf in unser Haus brach-

ten, dem Geruch des Tabaks aus der Wasserpfeife und dem der Holzkohle, mit der der Fisch geröstet wurde; dazu der Geruch der Tiere, denn wir hielten auch einige Ziegen im Hof, und der Geruch der Abfälle, denn bei uns ist man nicht so sauber wie bei euch, Abfälle werden manchmal einfach auf die Straße oder in den Hof geworfen. Manchmal genügt mir der Hauch eines dieser Düfte, um für Sekunden den Geruch meines Hauses in seiner ganzen Fülle entstehen zu lassen, aber es ist eben nur eine trügerische und kurze Empfindung. Aber wenn ich an unsere Mauer denke und so meditiere, wie ich es beschrieben habe, dann kann ich all diese Eindrücke wachrufen ohne Tonband-Kassetten oder Gewürze. Und dann kommt irgendwann der Augenblick, an dem der häßliche Fleck auftaucht; diese Erinnerung stellt sich nicht etwa unwillkürlich ein, ich muß sie hervorrufen. Ich empfinde das als meine Pflicht, es wäre unehrlich, nicht an diesen Fleck zu denken, das wäre Verrat.

Auf einem Seminar über moderne Exilliteratur sagte einer, die im Exil lebenden Schriftsteller aus der Dritten Welt lebten nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in Erinnerungen, die sie verklärten, statt an der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit teilzunehmen. Wir sollten im Ausland mit dem Schreiben aufhören. Mich hat das sehr betroffen gemacht, und ich habe lange darüber nachgedacht, wozu uns die Erinnerungen dienen. Ich bin zu einem anderen Schluß gekommen. Wir verlieren uns nicht in Erinnerungen, sie sind für uns das einzige Band zu unserer verlorenen Heimat. Wenn wir uns erinnern, dann träumen wir nicht, sondern erneuern unseren Lebenswillen, und dazu gehört auch der Haß, der Haß auf die Ungerechtigkeit, die uns angetan wurde, er gehört zu unserer Heimat und zu unserem Selbstbewußtsein. Wer Unrecht duldet oder die Erinnerung an Unrecht verlöschen läßt, der tut bald selber Unrecht. Und deshalb denke ich an den Fleck auf der Mauer. Das hilft mir. Das führt mich zu mir selbst zurück und verhindert, daß ich mich in Erinnerungen verliere wie andere Leut im Haschisch.

In meiner Erinnerung ist der Fleck karmesinrot. Ursprünglich war er braun, eher gelblich braun. Mein Bruder hat ihn gemacht. Er wollte die Mauer anstreichen, es war nach einem Regen. Ich saß auf der Türschwelle und sah, wie mein älterer Bruder, er war vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, sich einen leeren Sack holte, ihn in eine der Pfützen auf dem Hof eintauchte und damit begann, die Mauer zu

bestreichen. Er rannte zwischen der Pfütze und der Mauer hin und her, und der Anstrich wurde immer dunkler, weil er das Wasser aufbrauchte und bald den aufgeweichten Boden selbst auftrug. Nach einer Weile war er müde und trat zurück, um seine Arbeit zu begutachten. Einen großen, ungleichmäßig gefärbten braunen Fleck hatte er auf der weißen Mauer gemacht, darüber erschrak er jetzt sehr. Als mein Vater abends nach Hause kam, gab es einen fürchterlichen Krach, ich habe ihn selten so zornig gesehen. Der Fleck aber blieb den ganzen Sommer über auf der Mauer, und ich bildete mir ein, daß er auch in den folgenden Jahren nie ganz verschwand, sondern durch den neuaufgetragenen Kalkanstrich durchschimmerte. Die Mauer war entweiht und erhielt nie ihre alte Reinheit zurück. Ich weiß, daß das nur Einbildung ist, eine Projektion der Erinnerung, denn natürlich ließ sich ein Fleck übertünchen. Die Flecken, die sich während der Regenzeit an der Basis bildeten, verschwanden ja auch, und sie bestanden doch aus der gleichen Erde, die mein Bruder mit dem Sack auf die Mauer geschmiert hatte. Auch die Farbe, die der Fleck in meiner Erinnerung hat, muß eine Art Rückprojektion sein, ein Streich, den die Alchemie der Erinnerung mir spielt, denn die Erde bei uns ist umbrabraun bis ockergelb, nicht eigentlich rot und schon gar nicht karmesinrot. Das Rot hat die Erinnerung hinzugefügt, oder anders gesagt, in der Erinnerung verschmolzen zwei Farbeindrücke, der des Blutflecks auf unserem Hof mit dem des Erdflecks auf der Mauer. In meiner Erinnerung sehe ich jetzt immer das Blut meiner Mutter auf der Hofmauer, und die Sonne, die ehemals die Mauer erstrahlen ließ, trocknet jetzt diesen Fleck aus. Das Rot verschmilzt mit dem stumpfen Braun, das mein Bruder machte, worüber mein Vater so erzürnt war. Meine Mutter wurde nicht an der Mauer erschossen, nicht exekutiert. Wahrscheinlich wurde sie nicht einmal absichtlich erschossen, warum sollte man auch ausgerechnet meine Mutter erschießen. Sie war diejenige, die in diesem ganzen Durcheinander noch am besten die Fassung wahrte, weder schrie noch schimpfte sie, noch ging sie auf die Soldaten los, wie andere Frauen das taten. Wahrscheinlich war es ein Unfall, ein unabsichtlich losgegangener Schuß, aber ein Unfall von der Art, wie er zu einem solchen Überfall gehört.

Deshalb war es eben kein Unfall, sondern ein Mord. Es waren an diesem Tag viele Leute im Hof, die ganze Familie, einschließlich meiner Großeltern und einiger Nachbarn, und viele Soldaten, die ihre

Gewehre nicht über der Schulter, sondern in den Händen trugen. Wir hatten in den letzten Tagen viele Soldaten gesehen und Schießen gehört, bald nah, bald fern, doch in unserem Hof hatte ich noch nie Soldaten gesehen.

Es herrschte ein wildes Durcheinander, nicht nur bei uns, auf der Straße und von fernher waren Schüsse zu hören. Und dann fiel auch in unserem Hof ein Schuß. Die Panik war ohnehin schon so groß, daß dieser Schuß zunächst gar nicht sonderlich auffiel, das Weinen, Schimpfen, Fluchen und Brüllen nahm an Intensität weder zu noch ab. Doch auf einmal merkte ich, daß jetzt etwas anders war als vorhin. Es war schlimm, daß wir herausgetrieben wurden, sogar meine Großmutter, die nie mehr aus dem Haus ging, das war für mich wie das Ende der Welt, etwas so Ungeheuerliches, daß ich es überhaupt nicht verstand. Aber jetzt war etwas Unfaßbares und Unbegreifliches geschehen, etwas, was nicht sein durfte und dennoch mit boshafter Unerbittlichkeit da war. In dem Durcheinander hatte zunächst niemand richtig gemerkt, was geschehen war. Ich glaube, wir waren nicht in der Lage zu begreifen. Man sagt ja, daß es Schmerzen gibt, die die Möglichkeiten des menschlichen Empfindens übersteigen, es soll ja vorkommen, daß Menschen schwere Verletzungen erst Minuten später überhaupt wahrnehmen. Der Schuß war aus nächster Nähe gefallen, meine Mutter muß sofort tot gewesen sein. Es war nicht so, daß wir es nicht sofort wahrgenommen hätten, es dauerte nur eine ganze Weile, bis unser Bewußtsein es begriff. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrten alle Menschen auf dem Hof, in dessen Mitte meine Mutter lag, der Blutfleck um sie herum war schon zu einer großen Lache geworden. Sogleich setzte der Lärm wieder ein. Als mein Vater aufschrie, begannen die Soldaten noch lauter als vorher zu brüllen und zu befehlen. Sie trieben uns mit den Gewehrkolben auf die Lastwagen und benahmen sich so, als sei es unsere Schuld, daß meine Mutter jetzt tot im Hof lag. Mir war, als setzte sich die Stille des Augenblicks fort, in dem wir das Geschehene begriffen hatten. Ich nahm dies alles wie in einem Stummfilm wahr, sah die aufgerissenen Münder der Soldaten, die angstvollen Gesichter der Männer und Frauen, nahm seltsame Einzelheiten wahr, die Schweißperlen auf der Stirn eines meiner Onkel, die seltsame Form der Wunde am Kopf meines ältesten Bruders, die vom Schlag eines Gewehrkolbens herrührte. Als gehörte ich gar nicht dazu, nahm ich die Abfahrt des

Lastwagens wahr und sah meinen Vater, wie er sich mit ausgebreiteten Armen weit über die hintere Ladewand vorbeugte, den Mund aufgerissen, wie er sich das Tuch vom Kopf riß und es wie eine Waffe gegen die zurückbleibenden Soldaten schwenkte, mit einem Ausdruck so zorngewaltig und furchterregend, wie er nur auf dem Gesicht des Vaters erscheinen kann. Fast gleichzeitig sah ich das entsetzte Gesicht meines älteren Bruders und das Aufblitzen unserer Hofmauer mit einem großen karmesinroten Fleck. Es war das letzte, was ich von unserem Haus sah.

Fritz Heymann
Wit, genannt von Dörring[57]

Über Ferdinand Johannes Wit, genannt von Dörring, sind Goethe und Heine so sehr einer Meinung, daß sie fast dieselben Worte finden. *Wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen*, knurrt der revolutionäre Dichter. *Wär' ich Fürst, ich ließe ihn gleich verhaften*, klingt schicklich abgetönt die Stimme Sr. Exzellenz, des großherzoglichen Staatsministers und Geheimen Rats. Das ist viel Zorn für einen Bursch von siebenundzwanzig Jahren. Aber auch viel Ehre. Und es bezeugt nicht wenig Respekt vor ihm, der soeben keck und lässig den ersten Band seiner Memoiren veröffentlicht hat.

Eine kluge Frau, die Rahel, verliert jäh die Fassung, als sie liest, wie da ein Lausbub zehn Jahre lang mit den ehrwürdigen Idealen der deutschen Romantik umgesprungen ist. *Dieser fliegende, stechende, tolle Mistkäfer!*, entsetzt sie sich in einem Brief an den Gatten Varnhagen. Goethe trinkt das Buch in einem gierigen Zug und gibt es sofort dem Großherzog Karl August weiter: ... *es that aber auf mich eine ganz eigene zwiespältige Wirkung, es stößt ab und zieht wieder an, man kann es nicht los werden.* Ach ja, ein *mauvais sujet* – Heinrich Heine weiß es, wer weiß das nicht, da sie es alle sagen, Minister, Bäckermeister, Umstürzler. Aber: *Ihr Talent müssen Ihnen Ihre bittersten Feinde lassen*, schreibt er dem Wit. Und weil er ihn kennt wie kein anderer und spürt, was diesen Jungen zum Wunder und zum Skandal des Winters 1827 gemacht hat, wischt er die Skepsis weg, lächelt er: ... *der Wit bleibt mir lieb, er mag schreiben, was er will!*

Eimsbüttel in der Grafschaft Pinneberg, heute ein Hamburger Vorort, war dänisch, als Ferdinand dort zur Welt kam, am 22. August 1800. Er wuchs in der Obhut des Pastors Meyer zu Augustenburg auf der Insel Alsen heran. Zwei Prinzen, die Söhne des dort residierenden Herzogs von Holstein, waren seine Spielgefährten. Spaltenlang sind in den Annalen zweier berühmter Gelehrtenschulen, des Christianeums zu Altona, des Johanneums zu Hamburg, die mutwilligen Streiche und zahllosen Strafen verzeichnet, welche das Führungszeugnis des Schülers Ferdinand Johannes Wit belasteten. Immer wieder wischte er hart an der Relegation vorbei. Die eisgrauen Professoren aber wie die

Kameraden lachten bei all den tausend Teufeleien, mit denen der gescheite, witzige, freche und doch so liebenswürdige Bub seine Umwelt ärgerte.

Dabei wußte keiner recht, aus welchem Nest dieser Wildling zwischen die pflichttreuen, steifleinenen Hanseaten und Holsteiner gefallen war, unter die derben Junker und Söhne eines ehrsamen Kaufmanns. Seine Mutter war die Tochter des jüdischen Pferdehändlers Johann Ferdinand Eckstein, der seinen verblüfften Mitbürgern eines Tags durch eine Flugschrift ausführlich kundtat, warum er sich zum Glauben Martin Luthers bekehrte. Sie muß schön, energisch, weltgewandt gewesen sein, der junge Wit hat sie innig geliebt. So hingebend, voll tiefen Glücks, daß er in seinen Schriften und Briefen einen Vater nicht erwähnt. Und damit ihrer drei zur Wahl läßt. Von dem Pferdehändler Wit, einem Holländer, wurde die Mutter im dritten Jahr nach der Geburt des Jungen geschieden. Der Kapitän in dänischen Diensten, von Dörring, ihr zweiter Gatte, früh verstorben, hat den Stiefsohn vielleicht adoptiert, sich aber sonst nicht viel um ihn gekümmert. Unbegreiflich bliebe die glatte, fröhliche, edelmannsgleiche Jugend und vieles sonst im Leben des Wit, genannt von Dörring, fände sich nicht in den *Blättern zur preußischen Geschichte* des Legationsrats Varnhagen von Ense unterm 20. Dezember 1827 dieser Hinweis: *Mit Herrn von Kamptz gegen zwei Stunden spazieren gegangen; er erzählte mir von Wits Memoiren und behauptete, der Inhalt dieses jetzt erschienenen ersten Theils sei durchaus aktenmäßig wahr, sowie auch der Umstand, daß Wit ein natürlicher Sohn des Grafen de Serre sei, der als Emigrant in Hamburg die Frau des Pferdehändlers Wit vertraut gekannt habe.* Der Geheimrat von Kamptz, Chef der preußischen Polizei, darf als der beste Kenner der Witschen Personaldokumente gelten. Doch Ferdinand ist es nie beigefallen, von den Heimlichkeiten seiner Geburt zu schwätzen, so gewiß er sie auch kannte. Als der Graf, Präsident des kaiserlichen Gerichtshofs, 1811 nach Hamburg zurückkehrte, war er ein Freund der Familie, so bezeichnet erscheint er in den Erinnerungen seines Sohns.

Kaum siebzehn Jahre alt zog Ferdinand Johannes Wit auf die Universität Kiel. Seine Mutter begleitete ihn. Er sollte Rechtswissenschaft und Diplomatik studieren, ihn drängte es, ein forscher Student, ein Bursch von Schrot und Korn zu werden. Drum duellierte er sich nach deutscher Art, fünf Mal in wenigen Wochen, ging los auf Hieb und Stoß, band mit jedem an, der ihm in den Weg kam. Der milchbärtige Raufhahn, der da in Koller und Kanonenstiefeln einherstolzierte, das Rapier herausfordernd auf dem Pflaster klirren ließ, machte den bemoosten Häuptern unendlichen Spaß. Doch auch im Kampf um die nasse Ehre gab der Fux sich redliche Mühe, seinen Mann zu stehen. Und er zahlte die Zeche.

Ins Kolleg kam er nie, die Weisheit der Professoren stand nicht hoch im Kurs bei den Studenten dieser Zeit. Die meisten von ihnen waren ein Jahr zuvor aus dem Krieg gekommen, sie hatten als Freischärler und freiwillige Jäger bei Leipzig, bei Bar-sur-Aube, bei Waterloo gegen die napoleonische Armee gekämpft. Für das einige Deutsche Reich und eine freie demokratische Verfassung. Nun, da der Sieg errungen, war von all dem Ersehnten und Verheißenen nicht mehr die Rede. Schrill und häßlich klang vom Frankfurter Bundestag Gezänk der dreiunddreißig regierenden deutschen Fürsten. Der Kurfürst von Hessen-Kassel, der seine Untertanen einen Zopf zu tragen zwang, die ruhmreichen Soldaten auf der Zuchtbank prügeln ließ, Pächter und Handwerker übers Ohr hieb, daß sie verzweifelt beim Bundestag um Hilfe schrien, schacherte mit den Großmächten um den Preis seiner Ernennung zum König der Katten. Als das Haus Sachsen-Gotha-Altenburg erloschen schien, fand sich wohlverwahrt in einer Anstalt noch ein Prinz, der zwar seit seiner Kindheit unheilbar blödsinnig war, nun aber vier Jahre lang über die Lande und die getreuen Untertanen herrschen durfte. Und weil man auf dem Wiener Kongreß die Freie Herrschaft Knyphausen zu erwähnen vergessen hatte, mußte sie jetzt, dreiviertel Quadratmeile groß, zum souveränen Staat erhoben werden, mit eigenem Münzregal, einer Armee von sechs Mann und drei Fischerbooten, welche die Knyphausensche Flagge über die Meere trugen. Die Studenten ließen sich gehen in Gift und Galle, wenn sie von den bundesstaatlichen Kämpfen und Sorgen lasen. Für das Auferstehen dieser Operettenherrlichkeit wollten sie nicht geblutet haben, sie fühlten sich genarrt, um den Lohn betrogen. Je mehr sie spotteten und schimpften, um so tiefer wuchs die Überzeugung, daß des Reiches

Heil und Wiedergeburt nur noch von ihnen, den Jungen, kommen könne. Durch die jähe, kühne, entschlossene Tat.

Gegen die Fürsten zog es herauf, ein drohendes, dumpf grollendes Wetter. Fünfhundert Burschen von allen hohen Schulen forderten am 18. Oktober 1817 auf der Wartburg bei Eisenach *die Errettung des Vaterlands aus schmählichem Sklavenjoch.* Während die Glocken dröhnten, die Fackeln und Feuer über die Berge lohten, schrie der Berliner Studiosus Massmann in die Nacht: *Fluch dem Andenken derer, so das Vaterland geschändet durch Rede und Tat, die Freiheit geknechtet, Wahrheit und Tugend verleugnet haben! Nicht blenden soll uns der Glanz des Herrscherthrons, zu reden das freie, starke Wort. Daß alle Welt schaue, was wir wollen, daß sie wisse, weß sie dereinst sich von uns zu versehen habe!* Säbel, Schläger, Beile blitzten durch das Dunkel, die Trompeten gellten, fünfhundert hoben die Hand zum Schwur. Eine Mistgabel stieß die Schriften der *Urfeinde des deutschen Volkstums* in den brennenden Scheiterhaufen. Zopf und Korporalstock, die Zeichen der Schmach, flogen hinterdrein. Dann bewegte sich *der heilige Zug* zum großen Burgsaal, wo nach dem Abgesang froher Lieder mit dem blanken Burschenschwert um das Festgericht, höchst unzureichende Mengen Würstchen und Sauerkraut, gekämpft wurde. Stoff aber, die *altteutsch ritterliche Wein- und Biertapferkeit* zu erweisen, gab es zum Glück genug.

Die Jugend trat dort ganz so auf, wie sie war, keck, übersprudelnd, anmaßend, sich selbst überschätzend, aber gleichzeitig ehrlich, treu, wahr und für alles Schöne empfänglich, sagt Wit in seinen Erinnerungen. Er hätte sich selbst getrost so schildern dürfen. Kaum hatten die dreißig Kieler Burschen, die auf der Wartburg gewesen waren, daheim den Verlauf des pathetischen Spiels berichtet, da nahm Ferdinand von der Mutter, von den Rauf- und Saufbrüdern fröhlichen Abschied. Zog zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken, durchs deutsche Land nach Jena. Um dort, wo das Fest seinen Ausgang genommen hatte und jene Jünglinge studierten, die das stolze Wort in die Tat umsetzen würden, in die Reihen der freiheitskämpferischen Burschenschaft zu treten. Er wurde bitter enttäuscht. Die vielgerühmten Jenenser Burschen gingen in christlich-germanischer Tracht einher, in schwarzverschnürtem Rock und grauen Leinenhosen, unterm Barett vor quoll das lange Haar auf einen weißen Spitzenkragen, und wer gar mit einem Vollbart aufwarten konnte, hatte das teutsche Wesen

recht erfaßt. Sie schwangen kraftvoll den derben Ziegenhainer Knotenstock, hatten ihre eigene wunderlich gravitätische Sprache, schimpften hemmungslos auf Pfaffen, Despoten, Hofgeschmeiß. Und wichen scheu zurück, wenn ein hitziger Junge nach Taten schrie. Dreihundertfünfzig Studenten waren an der Universität Jena eingeschrieben, und die fochten in einer Woche hundertsiebenundvierzig Duelle aus, um ihrem kriegerischen Sinn genugzutun und weil es nun einmal der Brauch war. Sie lagen in den Bierdörfern auf den Höhen rings um die Stadt, kommersierten, hasardierten, poussierten mit den Bauernmägden. Nie hatten sie sich stolzer als an dem Tag, da der Großherzog gutmütig die Vertreter der Tyrannenmörder zur Taufe des Erbprinzen ins Schloß lud.

Aber da waren drei, vier, die sich abseits hielten, von oben herab, mitleidig fast, auf den großen Haufen schauten, die Donnerworte verlachten und die Deutschtümelei. Eine hochmütig verschlossene Gruppe. Ferdinand fand sie bald. Doch wenn er den Weg zu den *Schwarzen* suchte, fühlte er sich beim Arm gepackt, weggezogen. Die erschreckten Burschenschafter redeten, mühten sich, wollten nicht zulassen, daß jene Fanatiker, Propagandisten der Tat und des Terrors, den frischen, unbedachten Fuxen in die Fänge bekämen. Der stand am zehnten Tag nach seiner Ankunft in Jena auf dem Burgkeller und sang das Große Lied: ... *wenn du Gewehr und Axt, Schlachtbeil und Sense packst, Zwingherrn den Kopf abhackst, Volk ins Gewehr!* Das Glas hoch erhoben, aufstrahlend das Gesicht, sprang der Junge auf den Tisch, als der absonderliche Trinkspruch klirrte: *Den schwarzen Brüdern Herz und Hand, ein schwarzes Herz dem Vaterland!* Am Pfingstsonntag, in Gießen, stand Ferdinand Wit vor dem Mann, der die Schwarzen führte.

Der Doktor Carl Follenius war eine Gestalt, wie sie bei Anbeginn so mancher umstürzlerischen Bewegung steht, ein Starker, Strenger, scheinbar Unergründlicher, für dessen Träume und Gedanken die Jungen sterben zu müssen vermeinten. Wenn er von Christus sprach,

dem *festen, glühenden Republikaner, der kühn und freudig, alle Menschensatzung verachtend, für seine Überzeugung in den Tod ging*, wenn er dem Jungen die Hand auf die Schulter legte: *Ein Christus sollst du werden!*, dann hätte der jeden Einsatz gewagt um einen Blick aus diesen hartglitzernden Augen. Hochgewachsen, ein rissiges helles Gesicht, klug, von einer kalten Beherrschtheit, bedacht und sicher in seinen Worten, deren er nie eins zurücknahm, erschien Follenius den unsicher tastenden Halbwüchsigen als der gottgesandte Führer. Er und seine Gesichte standen in ihren Wachträumen. Von seiner Hand werde die künftige deutsche Verfassung kommen: ein Reich, ein Volk, eine Kirche! Wesselhöft, einer der Anhänger, hat das Postulat der Schwarzen in der bundeseigenen schrulligen Sprache später so umrissen: *Sie mußten bereit sein, aller Geschichte, allem Gewordenen und Seienden die Stirn zu bieten. Dies aber verlangte er unbedingt, folgernd, daß, wer dies unbedingt wolle, auch die republikanische Staatsform unbedingt wollen müsse. Und so wurde jeder, der sein System bekannte, ein Unbedingter. Zum Glück für die Welt waren unter etwa dreißig Freunden, welche einen engern Kreis um den Doctor Follenius bildeten, nur drei, welche ganz Unbedingte wurden, und etwa fünf, welche schwankten. Zu jenen Dreien gehörten Sand und Ferdinand.*

Warum Carl Follenius, Rebell, Verschwörer, Revolutionär, für seine heimlichen Wege just diese beiden Gefährten suchte, ist aus den Dokumenten klar ersichtlich. Er brauchte sie. Der gleichaltrige Karl Ludwig Sand, preußischer Beamtensohn aus dem Fichtelgebirge, war ihm schwärmerisch ergeben, hörig zu jedem Tun. Ein Fanatiker, besessen von der eigenen Gerechtigkeit und Tugend, doch dabei ein enger, zäher Geist, der begierig nur auf den Wink wartete, um loszuschlagen. Ganz anders Wit, der um fünf Jahre Jüngere. Wer ihn sprach, wer den kaum Achtzehnjährigen leidenschaftlich seine stürmischen Ideen hämmern hörte und dann jäh ein schüchternes knabenhaftes Lächeln über das hübsche Gesicht huschen sah, als wollte der Bub für seine Keckheit um Verzeihung bitten, der war ihm zugetan. Niemand widerstand dem bezaubernden Jungen. Munter, als ob sich das alles von selbst verstehe, heimste er Liebenswürdigkeiten ein, wohin er kam. *Wir alle hatten ihn recht gern und vor allem Follenius mochte ihn über alle Maßen gern*, bezeugt einer seiner Kameraden in den Akten. Niemand wunderte sich, daß der Eiskalte, der in Ehr- und Eigensucht nur seine Pläne liebte, das Herz an diesen

Jüngsten hing. Ihr jedem spürbares Zueinander hat Wit später zu deuten versucht: *Keinem vielleicht neigte Follenius so sehr sich zu als mir; aber er gestand mir offen, daß es nur darum geschähe, weil er meine Brauchbarkeit für die Sache erkannte, der wir Beide dienten. Ich hing an ihm mit aller Kraft meiner Seele, und diese innige Zuneigung konnte und kann nichts schwächen; aber er betrachtete mich nur als ein Mittel.*

Ja, es scheint wirklich, daß der Führer der Unbedingten selbst in seinen echtesten Gefühlen so tat, als ob ihn kühle Berechnung leite. Er wäre sonst nicht der Kerl aus einem Stück, der Eisenblock gewesen! Aber das Mäntelchen, von Wit lose auf das stürmische Erleben seiner Jugend geworfen, ist im Lauf der Jahre recht fadenscheinig geworden, es kann nichts mehr verhüllen. Und die deutschen Jugendbünde haben inzwischen zu häufig und zu heftig Geschichte gemacht, als daß der besondere Charakter ihrer Heldenverehrung noch mit vorsichtigen Worten umkreist werden müßte. In den aktiven Kernzellen der Burschenschaft, der Jugendbewegung, auch bei vielen der jüngsten Geschehnisse in Deutschland, war das Erotische bestimmend. Für die Kühnheit des Wollens, die Straffheit der Organisation, die bedenkenlose Hingabe an die Tat. Das wurde passend herausstaffiert, vergeistigt, heroisiert. Irgendwie gelang es den Führern stets, die schwärmerischen Gefühle der Jungen in der Mannwerdung und das schmeichelhafte, erregende Bewußtsein, zu einem Trupp auserlesener, auf Gedeih und Verderb verschworener Gesellen zu gehören, mit dem großen Ziel, der Revolte, der Reform, zu vereinen. Kurios nur wirkt der Eiertanz, den die gründlichen deutschen Historiker aufführen, wenn sie hinter dem Paravent der Vaterlandsliebe unversehens auf dies Ferment bündischer Bewegung stoßen. Beim Attentat gegen Kotzebue wie hundert Jahre später gegen Rathenau sagen die Akten klar und unverhohlen, wie den Tätern Verschwörung, Aufruhr, Mord als ein adlig Handwerk galten, weil Führer und Gefolgsmann so durch Mut und Opferbereitschaft zu zeigen vermochten, daß sie einander würdig waren. Gewiß, das Vokabularium dieser Jünglinge hat nichts von dem Grobsinnlichen, das im Kneipjargon der Studenten einen so plastischen Ausdruck gewonnen hat. Scharf aber wird in dem geschraubten, pathetischen, oft sentimentalen Schwulst, der ihre Sprache ist, die der bündlerischen deutschen Jugend eigene Art erkennbar, durch Kraft und Macht der Erotik politische Macht und Stärke zu

erringen. Die Herren der Akten aber, die Richter und die Geschichtsschreiber, wagen nichts zu bemerken, ihre Angst des Geists vor dem Körper plustern sie auf, bis daraus eine sittliche Verpflichtung gegenüber dem Deutschtum geworden ist. Behäbige, würdevolle Herren im Ruhestand erinnern sich, dieweil sie Memoiren schreiben, der seltsamen Liebe ihrer frühen Jahre – und wissen nichts damit anzufangen. Setzen schließlich gerührt ein paar verlegene Andeutungen auf das Papier, wie sie sich in den Selbstdarstellungen deutscher Männer endlos wiederholen.

Wit saß mit dem Chef der Schwarzen zu Fulda im Gasthaus, als er in der *Allgemeinen Zeitung* las, daß der König von Frankreich den Grafen de Serre zum Justizminister und den Freiherrn von Eckstein zum General-Inspekteur der Polizei ernannt habe. Da faßte er Follenius bei den Schultern und vertraute ihm, daß er auf diese beiden Männer, deren einer seit der Kindheit sein väterlicher Beschützer, der andere seiner Mutter Bruder sei, bisher alles Erwarten für seine Zukunft gesetzt habe. Nun gebe er sie auf, wolle er mit ihnen brechen, um dem Freund auf seinen kühnen, gefahrvollen Wegen zu folgen. Er glühte, stolz auf das Opfer, das er bringen durfte, nicht wenig stolz auch auf die vornehmen Verbindungen, von denen er sprechen konnte. Übermütig hänselte er einige kurhessische Offiziere, die da bezopft und geschnürt in der Stube saßen, scharfe Worte fielen, es kam zu einer Holzerei. Und als er sie auf schwere Säbel fordern ließ, verwies die kurfürstliche Regierung den Studiosus dänischer Nationalität Ferdinand Wit kurzerhand des Lands. Das war der Anlaß zu seinem ersten schriftstellerischen Versuch, einer bissigen Satire *Neuestes aus Churhessen*, die heute verschollen ist, bei ihrem Erscheinen aber soviel Lärm machte, daß die Rückkehr des Verfassers nach Jena nicht ratsam erschien.

So fuhr er nach Paris. Er wohnte bei seinem Onkel, er speiste täglich mit dem Minister, in den Salons amüsierten sich Royalisten und Konservative über seine Schilderungen von dem fremdartigen Trei-

ben der deutschen Studenten, die Frauen nannten ihn einen *esprit exalté mais charmant.* In den Abendstunden besuchte er, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Führer der Liberalen und Republikaner, den Bischof Grégoire, den Marquis de Lafayette. Er legitimierte sich als Abgesandter der deutschen Radikalen, er brachte Briefe des Carl Follenius, wohlausgearbeitete Putschpläne, Kundmachungen, Situationsberichte. Wollte wissen, wie sich die Franzosen die Beseitigung der Fürsten dachten, ob sie bereit seien, nun bald und gleichzeitig an beiden Ufern des Rheins loszuschlagen. Fröhlich und verwegen tummelte er sich in den vergatterten Hauptquartieren der beiden feindlichen Lager, er schwirrte von hüben nach drüben, munter plaudernd, debattierend, hörte mit gespitzten Ohren, wie die Stützen des Throns, wie die neuen Jakobiner über die Aussichten der kommenden Revolution urteilten.

Als achtzehnjähriger Jüngling war ich bald der Exaltirteste der Exaltirten, hat Wit rückblickend festgestellt. *Mein Aufenthalt in Paris führte mich in Verwicklungen, die jedem Anderen gefährlich geworden, und aus denen mich nur ein eigentliches Wunder erretten konnte; weit entfernt, daß Follenius mich hätte warnen und auf die gefährlichen Klippen aufmerksam machen sollen, that er Alles, mich darin zu erhalten, weil er großen Nutzen daraus zu ziehen hoffte.* Follenius wollte wissen, *was die Häupter der Parteien überhaupt sinnen und trachten möchten.* Wer konnte das leichter und gewisser in Erfahrung bringen als der Neffe des Pariser Polizeichefs? Selbst wenn seine eigentliche Mission ans Licht dringen sollte, mußten ihn seine hohen Gönner entwischen lassen, um den Skandal zu vermeiden. Doch Follenius war vom Glück dieses Jungen überzeugt. Den Wert der Informationen, die Wit heimbrachte, wußte er nicht genug zu rühmen. Und niemand von den Schwarzen Brüdern konnte jetzt mehr daran Anstoß nehmen, daß der Führer den muterprobten jungen Burschen zum steten Begleiter wählte, in sein engstes Vertrauen zog.

Follenius kam nach Jena. Er habilitierte sich als Privatdozent für Jurisprudenz und bezog mit Ferdinand eine gemeinsame Bude, die sofort der Sammelplatz aller revolutionären studentischen Bestrebungen wurde. Die Zahl der Unbedingten wuchs. Und damit die Erregung, die Gier nach der Aktion. Der russische Kaiser und der König von Preußen wurden im benachbarten Weimar erwartet. Follenius knurrte grimmig: *Sie laufen uns selbst in die Hände!* Am Bett des kranken Wit fand eine geheime Sitzung statt. Elf Burschen beschlossen den Tod des Zaren, nicht einer widersprach. Doch noch ehe die Attentäter ausgelost waren, die das Opfer im Theater erdolchen sollten, kam neue Nachricht: die Fürsten waren bereits weitergereist. Der und jener von den Jungen mag erlöst aufgeatmet haben. Die Frage aber, wer nun als erster *kalt gemacht* werden solle, wurde mit unverändertem Eifer, mit verstärkter Heftigkeit debattiert.

Ferdinand verließ Jena in den ersten Tagen 1819. Er ging zum Amtmann Asverus und bezichtigte sich, einen Triumphbogen zu Ehren der verwitweten Kaiserin von Rußland eingerissen zu haben. Dafür wurde er von der Hochschule relegiert. Nun steht aber einwandfrei fest, daß diese Kinderei von zwei anderen begangen wurde. Wit selbst sagt es in seinen Erinnerungen, mehrere Schwarze haben es bestätigt, Sand hat sich vor Gericht zu dieser Handlung bekannt. Warum also suchte Ferdinand einen Vorwand, der ihn zum Fortwandern zwang? Schreckten ihn die Mordpläne? Vielleicht – auch andere Unbedingte wurden besorgt und ängstlich, verschwanden aus Jena. Wahrscheinlicher ist, was die Untersuchungsakten gegen Wit andeuten: Er floh vor Follenius, er war der herrischen Liebe und der eifersüchtigen Launen des Freunds überdrüssig. Er wich dem Gemunkel, Geflüster, Getuschel der Unbedingten.

Am 23. März 1819 geschah die Tat. Karl Ludwig Sand machte den russischen Hofrat August von Kotzebue, einen ältlichen Lebemann und Lustspieldichter, mit zwei Dolchstichen nieder. Bei der Leiche lag ein Zettel, darauf Sand einen Vers des Follenius geschrieben hatte: *Ein Christus kannst du werden!* Eine Flut von Schriften für und gegen den gefangenen Täter war die Folge, der Volksaufruhr blieb aus. Die großen Massen verhielten sich gleichgültig, sie wußten kaum etwas von den Kämpfen, die sich im gebildeten Bürgertum abspielten. Die akademischen Kreise feierten Sand als den opferfreudigen Helden der nationalen Idee.

Der gesetzgebende Apparat des Deutschen Bunds war umständlich und schwerfällig. Wenn sich die Fürsten auch einig waren, den Herd des Aufruhrs, die Universitäten, zu säubern, so wurden doch erst im September Beschlüsse gefaßt. In der Festung Mainz trat eine Central-Untersuchungs-Commission zusammen. Die *Demagogenverfolgung* begann. Ferdinand studierte während des Sommersemesters 1819 wieder in Kiel, als er erfuhr, daß Carl Follenius verhaftet worden war. Unter der Beschuldigung, ein hochverräterisches Lied *Dreißig oder dreiunddreißig* verfaßt und verbreitet zu haben. Als Freund wie als Unbedingter hielt Wit es jetzt für seine Pflicht, *der Freiheit dieses Manns, der seiner Ansicht nach der Sache des Volkes weit mehr nützen konnte als er selbst, das eigene Wohlsein aufzuopfern.* Am 26. Oktober schrieb er an den preußischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt einen Brief, in dem er sich als den Verfasser des revolutionären Lieds angab, die Schwarzen schwungvoll verteidigte und so schloß: *Ich verlasse mein Vaterland, denn ich kann es nicht ansehen, wie man mit frecher Willkür den einzig möglichen Hochverrat, den an der Volksfreiheit, begeht!*

Follenius wurde daraufhin sofort auf freien Fuß gesetzt. Er gab sein Ehrenwort, das Land nicht zu verlassen, dem Gericht zur Verfügung zu bleiben. Ferdinand Wit ging an Bord nach London. Damit beginnen seine Erinnerungen, seine abenteuerlichen Fahrten, die hier nur in einem kurzen Abriß wiedergegeben werden können. Und von dieser Zeit an führte er seinen Doppelnamen: Wit, genannt von Dörring. Melancholisch, ein paar Empfehlungsbriefe, wenige Pfund in der Tasche, betrat er englischen Boden. Was sollte aus ihm werden – ein Sprachlehrer, ein Büroangestellter? Ohne lang zu überlegen, setzte er sich hin, schrieb einen Artikel voller Einzelheiten über die Lage an den deutschen Hochschulen und schickte ihn der Zeitung *Morning Chronicle.* Beim Erwachen am andern Morgen schon empfing er ein verbindliches Schreiben des Redakteurs Parry, den bereits abgedruckten Aufsatz und ein hohes Honorar. Der Verfasser der interessanten Zeitungsberichte fand schnell Zutritt bei den Londoner liberalen Führern, er verkehrte in den respektablen Kaufmannshäusern der City und in den fashionablen Klubs der Hofgesellschaft. Follenius unterrichtete ihn über alles, was auf dem Kontinent geschah. Und Ferdinand lebte ganz so, wie es ihn der Freund gelehrt hatte, als ein Diplomat, der in beiden Lagern zu Haus war.

Trimphierend schreib er der Mutter, die er unheilbar krank in Altona zurückgelassen hatte, vom Erfolg seiner Pressepolemik, von seinem amüsanten Wandeln zwischen den Parteien. Die Antwort, der schöne Brief einer Frau und Mutter, hat den Sohn bewegt und betroffen: *Dein Brief hat mir, wie Alles, was ich von Dir erfahre, viele Freude und vielen Kummer gebracht. Weit entfernt, Dein Streben ein nichtiges zu nennen, oder Dir zu rathen, davon abzugehen, will ich nur, daß Du die Basis desselben untersuchest. Liegt keine Eitelkeit, keine Sucht, aufzufallen oder zu glänzen, im Hinterhalte verborgen, willst Du nur das Gute um des Guten willen still und unvermerkt ans Licht fördern, so darf ich nichts dagegen bemerken, als daß selbst die besten Mittel nicht dasselbe in der Hand eines Jeden sind. Wäre es auch, was der Weltordnung nach nicht sein kann, daß ein zwanzigjähriger Jüngling mit der Umsicht und Energie eines reifen Mannes handelte, und zweckmäßig handelte, dennoch wäre die Wirkung anders. Bei Deinen dermaligen Ansichten gefällt mir Dein Umgang mit den Ministeriellen fast weniger noch, als der mit den Revolutionären. Weißt Du, was ich dachte, als ich dies erfuhr? Nicht, daß Du ein anderes Ziel Dir vorsetzen solltest, als das, was Du nun einmal für richtig erkannt, sondern daß Du consequent bleiben solltest. Wer das Ziel, wonach Du zu streben begehrst, vor Augen hat, muß kräftig sein und wahr, nicht den Mantel auf beiden Schultern tragen – vergieb den Ausdruck, der so schnell meiner Feder entschlüpfte, ich meinte es so schlimm nicht. Angehender Diplomatiker sein und kräftiger Deutscher, der für des Vaterlandes Wohl das Seine opfern will, das läßt sich nicht zusammenreimen. Du glaubst, mir gehe der Wohlstand über Alles, wie irrst Du Dich! Könntest Du durch Männer, die Deine Verhältnisse zur Gegenpartei nicht ahnen, eine Anstellung bekommen, und Du schriebest mir: Ich habe sie ausgeschlagen und ihnen die Gründe gesagt, weil ich kein Heuchler sein mag, so würde ich mit mehr Stolz Dich meinen Sohn nennen, als wäre Dir ein Königreich zugefallen. Leb wohl, mein Ferdinand, und bedenke wohl, was ich geschrieben. Entscheide Dich dann und nimm keine Rücksicht auf meine Wünsche…*

Der Sohn hat den Brief sorgsam aufbewahrt, er liegt noch heute bei seinen Akten. Viel zu fest aber war er in das Abenteuer verstrickt, belobt, umworben, als daß er sich freizumachen vermocht hätte. Ein Leben in steter Gefahr hatte seine Sinne gereizt, seinen Geist beschwingt und gestählt, jeden Nerv seines Körpers gespannt. Keck schrieb er im *Courier* der französischen Konservativen einen heftigen Angriff gegen seine eigenen revolutionären Ausführungen im *Morning Chronicle*. Der Graf de Serre in Paris aber, dem dieser tolle Streich zu Ohren kam, stürmte aufgebracht zu Wits Onkel, dem Baron Eckstein. Und der beorderte den leichtsinnigen Jungen nach Paris.
Als Wit in Dover aufs Schiff ging, legte ihm die britische Regierung mit vollendeter Höflichkeit nahe, sich nicht wieder nach London zurück zu bemühen, kein Hafen werde ihn künftig mehr einlassen. Das bewog ihn, mit frischem Eifer für die englische radikale Presse von Paris aus zu arbeiten. Er wußte stets mehr als die Journalisten und Politiker, faszinierte Royalisten wie Republikaner, plauderte mit allen, unbekümmert wie einst. Doch nicht mehr so unbeachtet. Auf Schritt und Tritt war er von den Spähern des preußischen Gesandten von der Goltz umgeben. Niemand sonst aber scheint ihm mißtraut zu haben. Er führte das Leben eines jungen Elegants aus vornehmem Haus, war in allen Salons, bei jeder Festlichkeit. Seine ersten Liebesgeschichten fallen in diese Zeit, kurze vier Wochen. Am 13. Februar 1820, auf dem Heimweg von der Oper, stieß Wit auf einen schreienden, gestikulierenden Menschenhaufen. In einer Blutlache lag der Thronfolger, der Herzog von Berry, Nationalgardisten zerrten den Mörder fort. Ferdinand in seinen Erinnerungen: *Ich taumelte nach Hause, meine Seele war im Innersten zerrissen, es war mir, als ob mein Gewissen mich der Mitschuld bezüchtigte. Ich war in einer furchtbaren Stimmung. Diese That, die, fast vor meinen Augen begangen, mich dergestalt mit Entsetzen erfüllte, war sie, oder eine ganz gleiche, es nicht, die ich oftmals herbeigewünscht, ja zu der ich mich selbst fähig geglaubt hatte? Ich schleppte mich in den Gasthof und ein hitziges Fieber raubte mir mehrere Tage alle Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, da schwur ich mir selbst, abzulassen von der gefährlichen Bahn, die nur ein Engel oder Teufel, nicht aber ein schwacher Mensch wie ich, ungestraft wagen darf zu betreten, und durch ruhige Überlegung wieder gut zu machen, was ich durch Exaltation verbrochen.*
Das war die Wandlung. Wits zahllose Feinde haben sie bestritten, mit

spöttischen Glossen abgetan, als ob sie erst nachträglich bei der Niederschrift der Memoiren entstanden sei. Doch sie läßt sich beweisen. Nicht nur durch Wits Verzicht auf die reizvolle schriftstellerische Arbeit in den liberalen Blättern. Bei seinen Papieren im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin liegt, bislang unbeachtet, eine Note, die er unter dem Eindruck des Attentats auf dem Krankenbett verfaßte: *Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt; ich habe mich allen Mißdeutungen preisgegeben, allein aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit und Freiheit. Ich sah die furchtbaren Extreme, worin sich beide Parteien gefielen, ich sah die Unhaltbarkeit des Bestehenden und die unsicheren Hoffnungen der Zukunft. Da faßte ich den vielleicht zu gewagten Plan, mich des Vertrauens beider Parteien zu bemächtigen, um den Umsturz, wo nicht gänzlich zu verhindern, so doch wenigstens zu mildern. Ich war nicht so anmaßend, das allein bewerkstelligen zu wollen, sondern suchte mir hierzu andere tüchtige Männer zu verbinden. Sterbe ich nun, ohne meinen Zweck erreicht zu haben, so bleibt mir doch das Bewußtsein der reinen Absicht. Gott sei mir gnädig!*

In der Erregung dieser Tage sah der preußische Gesandte den rechten Augenblick, einen Haftbefehl gegen Wit zu erwirken. Der erhielt von seinem Onkel einen Wink, in vier Tagen erreichte er über 142 Poststationen Nizza. Er meldete sich bei dem Grafen de Serre, der sich dort aufhielt, just in dem Augenblick, da ein Gendarmerieoffizier den Befehl vorlas, sich eines jungen Dänen zu bemächtigen, der ein Genosse von Sand und in die Ermordung des Herzogs von Berry verwickelt sei. Stumm vor Schrecken hörte Ferdinand sich seinen Steckbrief an. In der Nacht brachte ihn der Minister zu Pferd in ein entlegenes Gebirgstal. Er blieb dort, bis de Serre im Haus eines Amerikaners zu Nizza ein Versteck für seinen Schützling ausgemacht hatte. Vierzehn Tage lang saß Wit in einer fensterlosen kleinen Kammer. An jedem Abend schlich er in das Haus des Grafen, sie debattierten bis zum Morgengrauen politische Problems. *Der flüchtige Demagoge in nächtlichen Zusammenkünften mit dem ernsten Minister* – auch Ferdinand fand das absonderlich. Doch in diesen Gesprächen untermauerte de Serre, der im französischen Kabinett die gemäßigten Liberalen vertrat, die neugewonnenen Ansichten des Jungen. Wits Plan, den Völkern durch eine Mittelpartei unter aristokratischer Führung eine freie Verfassung zu schaffen, stammt aus diesen Tagen.

Der Haftbefehl wurde aufgehoben, Ferdinand kam mit dem Minister

nach Paris zurück. Und traf dort Follenius. Der hatte Deutschland unter Bruch des Ehrenworts verlassen und wollte nun von dem Freund in die radikalen Kreise eingeführt werden. Wit war bestürzt, die Begegnung war ihm *nichts weniger als angenehm.* Er sah Gefahren, unübersehbare Verwicklungen. Und er fürchtete, Follenius werde das Einst wieder wecken wollen, das ihm jetzt nur noch eine merkwürdige, fast peinliche Erinnerung war. Drum hielt er sich zurück. Seine neuen Ideen verschwieg er. Er machte Follenius mit den Revolutionären bekannt, doch er traf ihn nur in der Dämmerung an stillen Orten. Die wertvollen Beziehungen zum Gegner hätten durch das öffentliche Umgehen mit dem deutschen radikalen Führer gelitten – der Freund begriff das sofort. Er begriff alles, was der Junge sagte.

Nicht zu bezweifeln ist die erstaunliche Tatsache, daß Ferdinand in dieser Zeit, in dieser klatschsüchtigen Stadt Paris in allen politischen Kreisen Sympathien fand. Die Konservativen sahen den Neffen des erzreaktionären Polizeichefs als einen der ihren an. Der Schützling des Grafen de Serre galt den Ministeriellen als unbedingt zuverlässig. Die Jakobiner waren noch immer begeistert von dem geistreichen Leitartikler ihrer Zeitungen. Als aber der preußische Gesandte nicht locker ließ und auch der König von Dänemark die Auslieferung seines suspekten Untertans forderte, ging Wit in die Schweiz. Mit Follenius. Gleich hinter der Grenze schon trennten sie sich, wie es scheint, nach einer heftigen Szene. Ferdinand weigerte sich entschieden, Follenius nach Chur zu begleiten, wo sich damals die deutschen Republikaner sammelten. Er zog es vor, seine aristokratischen Freunde auf den Gütern im Land für die eigenen Theorien zu gewinnen. Überall saßen Männer, die mit den Liberalen sympathisierten. Auf Schloß Arenenberg empfing ihn die Königin Hortense inmitten der Bonaparte und Beauharnais. Auch beim Silversterball des Königs von Württemberg trug Wit munter seine politischen Ideen vor, worauf ihn Se. Majestät noch am Neujahrsmorgen des Lands verwies. Zur Revolution in Pie-

mont kam er zu spät, obwohl er Extrapost nahm. Und als er sich durch eine Liebesgeschichte schadlos zu halten versuchte, ließ ihn der König von Sardinien schleunigst in die Schweiz eskortieren. Er amüsierte sich bei seinem geschäftigen, abwechslungsreichen Treiben, und es ließ ihn unbekümmert, wenn er von dem Mißfallen der Unbedingten in Chur hörte. Um ihn festzunageln, seine Gesinnung auf die Probe zu stellen, wollten sie ihn als deutschen Abgeordneten zu den just revoltierenden Geheimbünden in Neapel, den *Carbonari*, senden. Er lehnte ab mit kaum verhohlenen Ausreden.

Follenius hatte einen schweren Stand inmitten der Schwarzen Brüder, die ihn für den jungen Wit, seine verdächtige Haltung verantwortlich machten. Erbittert schrieb er ihm: *Lieber Ferdinand! Deine Briefe hieher führen seit einiger Zeit eine Sprache, über die ich von Dir, als Freund, und Namens der hiesigen Freunde, sehr ernsthaft Rechenschaft fordre. Anstatt uns von dem, was Du treibst, bündigen Bericht zu liefern, sind Deine Briefe so verwirrt, in einem so vornehm-räthselhaften Tone geschrieben, als datirten sie theils aus dem Cabinet, theils aus der Kinderstube. Diese verrätherische Vorsicht, dies kindisch-abgelebte, tändelnd geheimnisvolle Wesen zeugt entweder von einer seltenen Verkehrtheit und Eitelkeit, oder von einer Nichtachtung unserer, durch die Du entweder in unsern Augen als ein Kind, oder wir als Kinder in den Deinigen darstehen. Bedenke, daß jeder unbesonnene Schritt, der die Aufmerksamkeit auf dies Band, und somit auf uns Alle lenkt, ein Verrath an der Sache ist; bedenke endlich, daß Du uns angehörst, Dir zum Guten und zum Bösen. Den Umfang dieses Satzes magst Du Dir aus dem, was ich in früherer Zeit einmal schrieb, so wie daraus abnehmen, daß von einem einzigen Streiche nicht allein unsere physische Existenz, sondern mit ihr und außer ihr auch Alles, wonach wir streben, abhängt, – daß wir sonach für unser Handeln keinen subjektiven, sondern einen rein objektiven Maßstab (auch gegen die Unsrigen) anerkennen, – daß, wo es um das Höchste und Letzte gilt, auch das blutende Freundesherz das Herzblut des Freundes nicht verschont. 20sten October 1820. Dein Carl.*

Wit war von diesem Brief, wie er offen gesteht, erschüttert und erschreckt. Aber er begriff, daß er nun die Wahrheit bekennen müsse, er zögerte nicht mehr: *Eure Drohungen sind mir meinetwegen gleichgültig, allein um Eurer selbst willen thun sie mir leid. Mit eigenmächtigen Mördern habe ich nichts zu schaffen. Du wirfst mir Unvorsichtigkeit vor, und begehst die größte selbst. In der Nacht vom Sonntag um zwei*

Uhr kam eine Dir ganz unbekannte Person zu mir, und erzählte mir warnend, daß Ihr Drei, in der Absicht mich zu morden, nach Morges mit Dolchen gekommen. Die mysteriöse Warnung von B. stimmte hiermit zusammen und Dein Brief giebt vollkommenen Beweis. Diese Person wollte sogleich Dich und die Anderen verhaften lassen, und nur mit vieler Mühe brachte ich sie davon ab. Habt Ihr da nicht eine schändliche Unvorsichtigkeit begangen? Ich habe mir nicht vorzuwerfen, gegen meine Pflicht gehandelt zu haben. Allein von dem Augenblicke an, wo Du mir in Lausanne bestimmt erklärtest, die Freunde wollten die bessere Zeit durchaus und allein durch Revolution, durch das kalte Eisen haben, zog ich mich zurück, nahm ich mir fest vor, von aller Gemeinschaft mit Dir zurückzutreten. Wenn die Gelegenheit kommt, werde ich zeigen, daß ich nicht den Tod für's Vaterland fürchte, allein Regeneration muß die Bedingung der Zukunft sein, ohne sie hat die Freiheit keine Garantie, und die Frechheit und Anarchie gewinnen... Lebe wohl! Dies ist das letzte Mal, daß ich Dir schreibe.

Der emphatische Ton dieser Briefe zwischen zwei jungen Männern, die einander offenbar recht wichtig nehmen, legt den Gedanken nahe, daß auch die Morddrohung nicht mehr gewesen sei als ein Produkt erregter Phantasie. Als aber Wits Memoiren erschienen, hat einer seiner Kritiker, ein einstiger Unbedingter, bestätigt, daß der Plan nur durch die rechtzeitige Flucht des Bedrohten vereitelt wurde. Aber er sagt auch mit klaren Worten, wer den Jungen warnen ließ. Meint vorwurfsvoll, Ferdinand hätte sofort an Carl Follenius denken müssen, *wäre er willens, gerecht zu sein.* Doch wollte er das? Er hat die beiden Briefe in seinen Erinnerungen abgedruckt – unvollständig. Das Schreiben des Follenius hatte einen Nachsatz, einen bittenden, versöhnlichen Schluß: *Laß Dich durch diesen Brief, der sehr ernst, aber sehr freundschaftlich gemeint ist, nicht zur Schwachheit eines Mißtrauens in mein Vertrauen zu Dir verleiten. Ich habe es Dir unter allen Umständen gegen jeden Zweifel unserer Freunde aufrecht erhalten.* Die Unbedingten tobten, drängten, Follenius begriff, wie recht sie hatten. Aber er preßte die Hand vor die Augen, wollte nichts sehen, wollte nicht von diesem Jungen lassen, an dem sein Herz hing. Von Wits Antwort kennen wir nur den abgedruckten Auszug. An Stelle der Punkte hat ein langer Absatz gestanden, und er vermerkt dazu in einer Fußnote: *Die hier ausgelassene Stelle bezieht sich lediglich auf ein sehr delicates persönliches Verhältniß.* Sie war, das darf nicht bezweifelt werden, so

aggressiv, so heftig und voller Vorwürfe, wie alles in diesem Abschied. Wit löste sich von einem Abschnitt seiner Vergangenheit, den er nicht mehr verstand. Unbedenklich und rücksichtslos, mit all dem Egoismus des Zwanzigjährigen. Aber er hat in seinem Bekenntniseifer, in Erinnerungen und Protokollen, nie ein böses Wort gegen Follenius gebraucht. Und diese Andeutung ist die einzige, die auf die Art seiner Beziehungen zu Follenius schließen läßt.

Anfang August 1821, in einem Hotelzimmer zu Genf, erhielt Wit einen seltsamen Besuch. Der Sohn des neapolitanischen Herzogs von Fra Marino, Carlo Chiricone Klerckon, überbrachte ihm ein Schreiben der Alta Vendita, der obersten Leitung der Carbonari. Darin wurde er ersucht, die Stelle eines General-Inspektors der Carbonaria für die Schweiz und Deutschland zu übernehmen, das feierliche Ernennungsbrevet lag bei. Er nahm an. In seinen Erinnerungen sagt er, daß er sich hartnäckig gesträubt und sein Einverständnis schließlich nur gegeben habe, weil dies Amt sonst an den Advokaten Joachim de Prati, *einen wahren Blutmenschen,* gefallen wäre. Drum habe er sich aufgeopfert, in dem Bewußtsein, sich allen Mißdeutungen und Gefahren auszusetzen. Ungeachtet seiner Argumente bliebt diese Episode im Leben Wits ungeklärt. In dem Augenblick, da er sich von den deutschen Revolutionären trennte, trat er in den Dienst des Geheimbunds, der die Freiheit und Einheit Italiens anstrebte. Die Unbedingten in Chur protestierten nicht, obwohl sie in enger Verbindung mit der Alta Vendita standen. Und was wiederum mochte die Carbonari veranlaßt haben, diesen wichtigen Posten einem zwanzigjährigen Studenten anzuvertrauen?

Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, was Wit nicht ahnte, aus den Akten des Innenministeriums in Wien. Daß dieser Klerckon, Prinz von Fra Marino, *ein Vertrauter,* ein bezahlter Spitzel der österreichischen Regierung war. Der vom Tun und Lassen des Ferdinand Wit ausführlich an den Gouverneur von Lombardo-Venetien berichtete. Und gewiß der Urheber war, daß sardinische Karabiniers den zu Mornex unweit Genf fieberkrank im Bett liegenden Jungen bei Nacht verhafteten.

Das geschah am 20. September 1821. Fünf bis an die Zähne Bewaffnete führten den Gefangenen, der von Fieberschauern geschüttelt auf einem magern Eselchen hing, durch die verschneiten Berge ins Tal. Die Gassenbuben bewarfen ihn mit Kot. Die Nächte verbrachte er in

Gasthöfen oder in feuchten unterirdischen Kerkern, je nach Laune und politischer Einstellung des Ortskommandanten. In Annecy wurde er mit Galeerensträflingen zusammengekettet, in Aix gaben sich die eskortierenden Gendarmen als Carbonari zu erkennen, sie halfen ihm mit Geld. Wochenlang lag er zwischen Leben und Tod im Krankenhaus von Chambéry. Am 7. November endlich war er in Turin.

Der Polizeiminister fragte ihn kurz und höflich, ob er über die Ansichten und Absichten der radikalen Bünde aussagen wolle. Als er das entrüstet ablehnte, wurde er abgeführt. In das Korrektionshaus. Gefesselt, um den Leib ein eisernes Band, das mit einer Kette an der Wand befestigt war, lag er Woche um Woche auf dem blanken Steinboden des Kerkers. Weil er kein Geld hatte, wurde er vom Schließer und seiner Frau, zwei vertierten Scheusalen, mißhandelt und verhöhnt. Kein Arzt kam zu dem Schwerkranken. Ein Kerkerknecht meinte, es sei doch schade, daß Spitzbuben wie Wit gehängt und nicht geköpft würden, da doch sein langer Hals so recht für das Henkersbeil geeignet sei. Da schlug ihm der Fieberkranke jäh die Faust ins Gesicht. Sie fielen über ihn her. Von dieser Stunde trug er einen Knochenauswuchs am Hinterkopf sein Leben lang. Sein Zustand verschlimmerte sich, daß ein Arzt gerufen wurde, der auf die Überführung in ein gesundes Gefängnis bestand.

Nun wurde er in einen langen Korridor gebracht, wo ihn etwa zwanzig sardinische Offiziere aller Grade mit Herzlichkeit empfingen. Sie alle waren der Teilnahme an der Revolution in Piemont beschuldigt. Der Raum hieß das Galgenzimmer. Doch jedermann darin war guter Dinge. Es wurde gesungen und politisiert, vor allem hoch gespielt. Hin und wieder rief der Schließer einen Offizier hinaus, dröhnte dumpfer Trommelwirbel. Dann wußten die anderen, daß ihr Kamerad just draußen im Hof aufgeknüpft wurde, sie schlugen ein Kreuz und griffen wieder nach den Karten. Zwischen zwei Partien Ecarté wurden verwegene Pläne ausgeheckt. Da war der Oberst Bevilacqua, schon in der Armee Napoleons einst als Republikaner verschrien. Der wollte

durch einen kühnen Gewaltstreich von diesem Gefängnis aus die Revolution ins Land tragen: *Sie wollen uns umbringen, was hindert uns, ihnen zuvor zu kommen?* Er war der Führer hinter den Gittern. Irgendwie gelang es Ferdinand, ein Kassiber an seinen Onkel nach Paris zu befördern. Jetzt bekam er Geld, er konnte eine Matratze kaufen, sich beim Kerkermeister in Pension geben, und der war nun sofort höflich, hilfsbereit. Doch schon nach wenigen Tagen wurde dem Gefangenen die Börse gestohlen. Der Kerkermeister war der Dieb, Wit wußte das, aber was konnte er tun? Die Regierung ließ ihm mitteilen, daß sie für einen anständigen Unterhalt sorgen werde, wenn er bittweise darum einkomme. Aber er lehnte das schroff ab, lebte weiter von Wasser und Brot. Nach und nach gelang es ihm, den Untersuchungsrichter für sich einzunehmen, er war ja noch immer der gewinnende Junge. Doch dann fuhren zwei umfangreiche diplomatische Noten dazwischen, die jede Aussicht auf Freilassung vernichteten. Die erste stammte aus Paris, darin hieß es: *Die französische Regierung interessiert sich für alles, was diesen jungen Mann angeht, der hier beinahe böse Dinge angerichtet hätte; er ist uns übrigens seit langem bekannt als einer der geschicktesten Propagandisten der Geheimen Gesellschaften in Deutschland, Frankreich und Italien.* Die Genfer Polizei ließ sich gleichzeitig also vernehmen: *Dieser junge Mann hat viel Geist und weiß derart von sich einzunehmen, daß man sich gegen seine Intrigen nur schützen kann, wenn man ihm jede Verbindung, gleichgültig mit wem, unmöglich macht.* Resigniert fragt der weise gewordene Memoirenschreiber Wit von Dörring: *War es nicht verzeihlich, wenn ein junger Mensch von zwanzig Jahren eitel wurde, der auf seine Person ein solches Gewicht legen sah?*

Die Gefangenen im Korrektionshaus zu Turin müßten verhungern, wären nicht die Damen von der Gesellschaft *della Misericordia.* Die brachten ihnen Brot, Suppen, Kleidungsstücke und durften sich darum ungehindert zwischen den Häftlingen, ihren Vettern und Freunden, bewegen. Um den Fremden kümmerte sich niemand. Ferdinand empfand das unliebsam, er war es nicht gewohnt, unbeachtet zu bleiben. Doch dann spürte er die Blicke der kleinen Angelina, zärtlich stellte er fest, daß sie die Hübscheste im Saal war. Schnell gelang es ihnen, sich ungestört zu sprechen. Ja, Angelina war zu allem bereit, sie wollte gar seine Briefe an die Freunde draußen in der Welt besorgen. Munter schrieb er, selig und hoffnungsfroh. Bis Bevilacqua ihm lächelnd ein

Schreiben brachte, das an den Polizeiminister gerichtet war und jedes Wort, jede Geste des zärtlichen Liebesspiels wiedergab. Der niedlichen Kleinen war die Freilassung eines alten Freunds zugesagt, wenn sie dafür diesen gleichgültigen Deutschen ans Messer liefere. Wit, tief in seiner Eigenliebe gekränkt, tobte, raste, schmiedete Rachepläne. Küßte die hübsche Angelina heiß und wütend, gab ihr Briefe auf Briefe. In denen seltsame, phantastische Dinge an Leute berichtet wurden, die ganz und gar nicht revolutionären Ansichten huldigten und Wit kaum dem Namen nach bekannt waren. Bestürzt saßen im Ministerium die Beamten über diesen mysteriösen, einander heftig widersprechenden Zetteln. Und Wit triumphierte.

Drei Monate lang sah sich Ferdinand in diesen Korridor gesperrt. Der Körper war durch Krankheit und Hunger geschwächt, die Nerven überreizt, die gespeicherte Leidenschaft suchte einen Ausweg. Unaufhörlich sann er über seinen neuen Plänen. Er trug sie seinen Mitgefangenen vor. Die sardinischen Offiziere, simple gerade Soldaten, hörten ihn höflich an, spendeten Beifall. Und waren schon wieder beim Ecarté. Wit aber fühlte bald von neuem festen Boden. Im Januar 1822 schrieb er einen langen Brief an den kommandierenden General in Lombardo-Venetien, Graf Bubna. Entwickelte seine Idee, die Einheit Deutschlands und Italiens durch das Haus Habsburg zu begründen, durch einen Bund der Aristokraten in beiden Ländern. Bevilacqua und seine Freunde hatten seinem Plan zugestimmt, also fühlte er sich berechtigt, im Namen einer bereits bestehenden Partei zu sprechen. Wenn der Kaiser die Einheit deklariere und den Völkern eine Verfassung gebe, so sei den Revolutionären das Wasser abgegraben, ihre Pläne seien zerstört. Nur dieser vernunftgemäße Mittelweg könne Europa vor Aufruhr und Verderben schützen. Er sei bereit, bei der Durchführung des Projekts mitzuwirken. Österreich möge darum in Turin seine Auslieferung beantragen.

Alle diese Gedanken müssen damals ebenso absonderlich und phantastisch erschienen sein wie heute, da wir wissen, daß die Geschichte den genau entgegengesetzten Weg genommen hat. Wit aber, blutjung, der die Politik nur aus der Perspektive der Geheimbündler kannte und nach allzuviel Lob und Beachtung von den eigenen diplomatischen Fähigkeiten überzeugt war, hat gewiß keinen Augenblick daran gezweifelt, das Rechte, historisch Große zu tun. Er hat gar, wie die Akten ergeben, durch einen Brief an einen alten Kameraden nach Stuttgart

versucht, die Unbedingten für seine abenteuerlichen Pläne zu gewinnen.
Tag für Tag verging, vom Grafen Bubna kam keine Antwort. Wit beschloß zu sterben, zu verhungern. Er hatte auch bislang nur von Brot und Wasser gelebt, mählich verzichtete er auch auf das letzte. Die Kräfte schwanden. Der besorgte Polizeiminister ließ leckere Speisen an das Lager des wichtigen Gefangenen tragen, der rührte sie nicht an, schlummerte und träumte. Gewaltsam wurden ihm Nahrungsmittel eingeflößt, er gab sie wieder von sich. Er wollte just mit Gift, das er bei sich trug, das Ende beschleunigen, da wurde ihm ein Brief gebracht. Graf Bubna ließ Wit mitteilen, daß er ihn in wenigen Tagen zu sehen hoffe. Im Nu schienen alle Lebensgeister neu erwacht, nach wenigen Stunden schon war Wit wieder der frohe, unternehmungslustige Bursch. Endlich, an einem Tag im Februar, stellte sich ein eleganter, liebenswürdiger Herr vor als der österreichische Kommissar, beauftragt, den Gefangenen zu übernehmen und nach Mailand zu bringen.

Ferdinand erschien es ganz selbstverständlich, daß die österreichische Regierung bereitwillig seine Anregungen aufnahm. Der Historiker aber sieht mit einer gewissen Verwunderung aus den Akten, daß Graf Bubna Wits Brief am 28. Januar erhielt, daß er ihn am selben Tag ausführlich kommentiert an den Generalgouverneur weitergab. Und daß dieser bereits am 29. Januar durch Sonderkurier über diesen Fall nach Wien an den Minister berichtete. Allerdings nicht ganz so, wie Wit es sich dachte, es heißt darin: *Wenn auch in dem geschichtlichen Teil seines Schreibens manche Wahrheit vorkommt, so trägt doch das Ganze das Gepräge der abenteuerlichen Ideen, welche diesen Menschen in der Welt herumgetrieben haben*... In Wien lächelten sie über den Plan des Wit. Vielleicht aber, so dachten die Herren in Metternichs Staatskanzlei, vielleicht erfahren wir durch diesen jungen verträumten Radikalen, wer denn eigentlich die Drähte zieht in diesen gefährlichen geheimen Bünden.

Der bequeme Reisewagen rollte über die Landstraßen. Im Gefangenenhof zu Mailand wurde Wit von dem General-Polizeidirektor mit kordialer Liebenswürdigkeit empfangen, gar der Familie vorgestellt. Das Zimmer des Gefangenen war hübsch möbliert, das Souper erwies sich als ausgezeichnet, endlos lang war die Weinkarte. Nur – die Fenster hatten starke Gitter, vor den Türen klirrte der monotone Schritt der Wachtposten. Ferdinand schierte das nicht, er freute sich der wiedergewonnenen Zivilisation und der respektvollen Beachtung, die ihm jedermann zollte. Als er nach vierzehn Tagen von einer Kommission verhört werden sollte, war sein Selbstbewußtsein schon so erstarkt, daß er jede Aussage ablehnte. Und statt dessen seine Forderung stellte: Entweder förmliche Anklage vor dem ordentlichen Gericht. Oder die Freiheit! Die Österreicher waren verblüfft, enttäuscht. Der Generalgouverneur redete ihm zu, erst gütlich, dann drohend. Aber er mußte nach Wien berichten, daß Wit halsstarrig blieb. Schließlich geschah, was der Gefangene wollte. Er wurde vor den Grafen Bubna gebracht.

Der war nach Wits Informationen empfänglich für den Gedanken einer gemäßigten liberalen Umordnung der Dinge. Aber er war vor allem ein Gegner der Metternichschen Methoden, ein Feind der Polizei. Ein kluger Mann, der sofort begriff, wie leicht es war, diesen empfindsamen, verwöhnten und trotzigen Jungen zu gewinnen. Er hörte geduldig und aufmerksam zu, wenn Ferdinand seine merkwürdigen und kühnen Pläne entwickelte. Er debattierte um jeden einzelnen Punkt des Programms. Warnte ihn, sich für den Adel aufzuopfern, der feige und undankbar sei. Überzeugte ihn, daß die Einheit Italiens durch einen österreichischen Erzherzog schneller herbeigeführt werde als durch den Bonaparte, für den sich Wit einsetzte. Und lenkte so die politischen Anschauungen des Jungen geschickt und unmerklich in gemäßigte Bahnen. Das Vertrauen des alten berühmten Reitergenerals und gewandten Hofmanns schmeichelte Wits Eitelkeit. Er war entzückt, als Bubna ihm das Aktenstück der preußischen Regierung mit allen ihren Beschwerden über den Demagogen Wit in die Hand drückte, damit er es nach seinem Belieben selbst beantworte. Nie versuchte der Graf, Dinge herauszulocken, die der Junge nicht sagen wollte. Dennoch erfuhr er viel in diesen Gesprächen. Keine Namen allerdings, nie gab Wit einen der alten Freunde preis.

Die ungewöhnliche Stellung des Gefangenen, der jeden Abend bei

dem Militärgouverneur in freundschaftlichen Gesprächen verbrachte, ärgerte die Polizeibehörde, die ihn in Haft hielt. Wit gesteht in seinen Erinnerungen, daß er sich, auf Bubnas Freundschaft bauend, etwas Anmaßendes, Geringschätzendes in seinem Benehmen gegenüber den Zivilbehörden angewöhnte. Er gibt zahlreiche Beispiele. So war er der einzige unter den Staatsgefangenen, dem Schreibmaterial geliefert wurde. Also fühlte er sich verpflichtet, die Leidensgefährten mit seinem Vorrat zu versorgen. Aus Reisig des Brennmaterials und dem Draht von Blumensträußen verfertigte er eine lange Rute, mit der er Papier, Federn und Tinte zu den Nachbarfenstern weiterreichte. Des Kerkermeisters Töchterlein sorgte für die Beförderung. Als das herauskam, weigerte sich Wit, dem Polizeidirektor Rede zu stehen. Erst da die sechs Gefangenenwärter ihres Amts entsetzt wurden, bekannte er seinen Streich. Die Beamten nahmen ihm die Schreibutensilien. Darauf holte er am Abend aus dem Futter des Handspiegels einige weiße Bogen, bereitete sich Tinte aus dem Rost der Eisengitter und rotem Wein und schrieb mit einer Feder, die er im Ohr versteckt hielt, dem General-Polizeidirektor ein spitzes Briefchen. Der war nun aufs höchste erbittert. Ferdinand erwartete gelassen den Sturm. Der Direktor ließ ihn die gesamte Kleidung wechseln, gab ihm ein anderes Zimmer und meinte, jetzt werde ihm die Schreiblust wohl vergehen. Darauf der übermütige Wit: *Im Gegenteil, gerade jetzt will ich Ihnen zeigen, welchen großen Vorzug die Offensive vor der Defensive hat. Beweisen will ich Ihnen, daß der natürliche Witz eines Gefangenen weiter reicht, als alles Studium des abgefeimtesten Polizeispürhunds. Nicht nur schreiben werde ich Ihnen jetzt, sondern ich werde Ihnen meinen Brief durch die Post zukommen lassen.* Der Beamte lächelte höhnisch und mitleidig, ließ aber alle Vorsichtsmaßregeln verdoppeln. Doch Wit hatte schon seinen Plan. Ihm standen täglich zwei Kerzen zu, er brauchte jedoch nur zwei in der Woche und überließ die anderen stets dem Wärter. Noch in der alten Zelle verbarg er mehrere Bogen feinen Papiers in einem frisch angebrannten Licht und sah am Abend mit Vergnügen, wie der sparsame Schließer diese Kerze in die neue Kammer brachte. Die Tinte gewann Wit diesmal aus der Kaffeefiltriermaschine. Die Beförderung schien schwieriger. Im Gefangenenhaus gegenüber saßen gewöhnliche Häftlinge, mit denen man allzeit munter korrespondierte. Die vier senkrechten und die vier waagrechten Stangen des Fenstergitters bildeten 25 Öffnungen, die

den Buchstaben des Alphabets zu entsprechen hatten. Ferdinand spielte mit den Fingern im Gitterwerk und gab so seinem Gegenüber, einem Schmuggler und Carbonari, die nötigen Instruktionen. Als der nun zu seinem kurzen täglichen Spaziergang durch den Hof geführt wurde, ließ Wit ihm den Brief vor die Füße fallen. Der Schmuggler hatte am nächsten Tag den Besuch seiner Frau, er praktizierte ihr den Brief unter vielen Küssen von Mund zu Mund. Und der arme geplagte Polizeidirektor fand am folgenden Morgen ein zwar unansehnliches, aber sehr bissiges Schreiben des Staatsgefangenen Wit, genannt von Dörring, auf dem Schreibtisch.

Die erboste Zivilbehörde verfaßte jetzt einen langen Bericht, in dem sie die weitere Verantwortung für diesen Häftling ablehnte, dessen schlechte Streiche vom kommandierenden General gedeckt würden. Bubna, zur Rede gestellt, erklärte sich bereit, die Bürgschaft für den Gefangenen zu übernehmen. Im Juni kam Wit auf die Mailänder Zitadelle, und es begann, was er *die eigentlich glänzende Periode meines Gefängnislebens* nennt. Er bezog ein freundliches Offiziersquartier, ein Bursche stand zu seiner Bedienung. Zwar patrouillierten auch hier zwei Schildwachen vor seiner Tür, doch die blieb unverschlossen. Der Platzadjutant war zu jeder Zeit bereit, Ferdinand in die Stadt zu begleiten, mit ihm auszureiten. Es gab so wenig Beschränkungen seiner Freiheit, daß jedermann in Mailand von der hohen Geburt des Staatsgefangenen überzeugt war. Der Posten vor der offenen Tür galt als Ehrenwache. Wenn der junge Elegant mit dem Adjutanten in der Equipage des Militärgouverneurs über den Korso fuhr, vergingen die Damen in Mitleid und Sehnsucht nach dem unglücklichen fremden Prinzen. Ein paar ironische Worte des Grafen Bubna machten es zur Gewißheit, daß der Sohn des entthronten Königs von Schweden auf der Zitadelle in Ehrenhaft lebte. Wit lächelte und schwieg.

Um diese Zeit, im Oktober 1822, begann der Kongreß von Verona. Die Straßen Mailands wimmelten von vornehmen Fremden. Als der König

von Preußen eintraf, veranstaltete Graf Bubna ein großes Manöver mit anschließender Truppenparade. Auch Wit war geladen, hielt sich aber wohlweislich im Hintergrund. Da sah ihn der Graf, der gerade mit dem König sprach und rief laut: *Aber, Herr Demagoge, Sie hier? Und so im Winkel versteckt? Kommen Sie doch näher, ich weiß ja, daß Sie weder die Öffentlichkeit noch das Tageslicht scheuen!* Wenn man bedenkt, daß die Regierung Sr. Majestät wiederholt und dringlich die Auslieferung des berüchtigten Wit von Dörring beantragt hatte, so mag man sich den Eklat, die peinliche Bestürzung der Herren Diplomaten vorstellen, als der Verfolgte so unvermutet dem König allerhöchstselbst präsentiert ward.

Ein anderer Teilnehmer des Kongresses lehnte es überhaupt ab, Wit zu sprechen. Und das war sein Vater, der Graf de Serre. Über solchen Zusammenkünften führender Staatsmänner liegt stets eine Wolke kleiner Gefälligkeiten, Konzessionen und Kompensationen – es hätte für den Vertreter Frankreichs nicht vieler Worte bedurft, um die Freilassung eines kleinen Studenten zu erwirken, gegen den genau besehen kaum etwas von Belang vorlag. De Serre wußte das, aber er tat nichts. Schlimmer: Als der Kaiser von Rußland sich nach Art und Charakter seines einstigen Schützlings erkundigen ließ, erklärte der Graf, er müsse sich jetzt selbst eingestehen, daß dieser Junge höchstwahrscheinlich einer der verschmitztesten Sachführer der Radikalen sei. Der durch seine große Jugend wie auch durch manche gute Eigenschaft die Aufmerksamkeit einzuschläfern und gar für sich zu gewinnen wisse, weshalb er um so gefährlicher sei. Kein Zweifel, daß der Graf de Serre mit diesen Worten verhängnisvoll in das Schicksal seines natürlichen Sohns eingegriffen hat. Wit gibt sich Mühe, die Umstimmung in Mißverständnissen, Verleumdungen, in einer veränderten politischen Einstellung des Ministers zu suchen. Aber die eigentliche Ursache ist simpler. Als sich der Junge nach den langen abendlichen Unterhaltungen in Nizza allen Beteuerungen zum Trotz mit den Carbonari, also wieder mit den Revolutionären einließ, hatte sich de Serre, tief verletzt, von ihm losgesagt. Den Kopf gesenkt, mit zusammengebissenen Lippen hörte es Ferdinand Wit. Er wußte, es war seine Schuld. Und er sagte das.

Er war leichtsinnig. Stellte mit Stolz fest, wie wichtig seine Person im Spiel der Regierungen schien. Während der Botschafter des Königs von Frankreich dem Zar aller Reußen über Wit berichtete, der König

von Preußen unwillig nach diesem Unfugstifter schaute, bedrängte der Generalgouverneur von Lombardo-Venetien den Kaiser Franz in Wien, daß ihm der Gefangene endlich zur Aburteilung übergeben werde. Und der Gesandte des Königs von Dänemark reklamierte auf dem Kongreß diesen Wit als dänischen Untertan. Graf Bubna hörte besorgt, wie sich Länder und Könige erregt um einen Bub von zweiundzwanzig Jahren zankten. Gab ihm einen verstohlenen Wink, sich davonzumachen in die nahe Schweiz. Doch Wit, keck, frohvergnügt, ritt längs der Grenze spazieren und war am Abend pünktlich wieder in der Festung. Bis auch ihm eines Tags blitzhaft aufging, wie gefahrdrohend seine Lage geworden war. Das Haupt der lombardischen Verschwörung, der Graf Gonfaloniere, wurde verhaftet. Bei seinen Papieren fand man Briefe, die Wit einst an Klerckon gerichtet und mit seinem Carbonarigrad unterzeichnet hatte.

Jetzt verlangte der General-Polizeidirektor erneut die Herausgabe des Gefangenen Wit. Sie konnte nicht länger mehr verweigert werden, auch Ferdinand begriff das. Und entschloß sich zur Flucht. Erst aber zeigte er noch einmal, daß er ein Junge mit romantischen Ideen, mit ritterlicher Gesinnung, ein anständiger Kerl war. In einem kurzen Schreiben teilte er dem Grafen Bubna seine Absicht mit. Das Platzkommando erhielt daraufhin sofort Befehl, Wit das Verlassen der Festung zu untersagen, ihn scharf zu bewachen. So gründlich, mit soviel Umsicht wurde diese Anweisung ausgeführt, daß der Gefangene alle weislich erwogenen und bedachten Wege zur Flucht versperrt sah. Er verzweifelte. Am Abend schnitt er sich die Pulsadern auf, besinnungslos auf den Fliesen liegend fanden ihn die Wachtsoldaten. Erst nach Wochen konnte er sich wieder bewegen. Aber der mitfühlende Bericht des Arztes, der Bewegung verordnete, brachte ihm die Erlaubnis, jeden Tag unter Bedeckung in die Stadt zu fahren, wo sich der Platzkommandant, ein biederer alter Irländer, erfreut in seiner Muttersprache mit dem Jungen unterhielt.

Auf der Rückfahrt pflegte Ferdinand die Mailänder Damen zu besuchen, die er liebte und beglückte: Kaufmannsfrauen, Kammerzofen, Prinzessinnen, ja – auch Vertraute der Polizeidirektion, die ihn ausholen sollen. Es ist enttäuschend und bedrückend, bespitzelt statt geliebt zu werden. Aber es stählt den Verstand, und die Polizei zu nasführen, macht Freude. In den Tagen, da er an Flucht dachte, gehörte sein Herz Adelaide, einer Herzogin, deren abenteuerliches Leben er ausführlich

berichtet, ohne ihren Namen zu nennen. Sie mußte ihm helfen. Der Tag der Auslieferung war bereits festgesetzt, es blieben Wit nur ein paar Tage.
Ferdinand machte seinen gewohnten Morgenbesuch auf dem Platzkommando. Er plauderte aufgeräumt mit den Offizieren. Lenkte das Gespräch unauffällig auf den berühmten Freiherrn von der Trenck, der einst aus der Magdeburger Zitadelle floh. Der wohlbeleibte wachhabende Adjutant behauptete, daß nur die Nachlässigkeit der preußischen Behörden daran schuld gewesen sei. *Ich wüßte noch keinen Staatsgefangenen,* meinte er, *dem es bei uns gelungen wäre, zu entkommen. Nicht?,* fragte Wit in gedehntem Ton und lehnt sich gegen eine Hintertür, von der er wußte, daß sie auf die Gasse führte. Behutsam drehte die Hand, die er auf dem Rücken hielt, den Schlüssel herum. *Hätte ich Lust, weg zu kommen, so wäre mir's gar leicht. Und wie wollen Sie das machen? So!,* sagte Wit, zog den Schlüssel ab, sprang zur Tür hinaus und warf sie krachend ins Schloß. Draußen stand Adelaides Kammerdiener mit einem Offiziersumhang und einer Militärmütze, durch einen Griff war Ferdinand maskiert, ungehindert gelangte er durch das Gewirr der Straßen ins Palais der Herzogin.

So hat Wit selbst die Flucht geschildert, seine Darstellung stimmt bis in die kleinste Einzelheit mit den amtlichen Protokollen überein. Die Offiziere in der Wachstube schöpften anfangs noch keinen Verdacht, sie glaubten an einen Scherz, bis sie schließlich von der Zeit belehrt wurden, daß ihr Gefangener nicht zurückkomme. Dann aber waren im Nu alle Grenzposten alarmiert, Patrouillen suchten durch die Stadt. An allen Straßenecken kündeten Anschläge, daß der entwichene Wit, genannt von Dörring, für vogelfrei erklärt sei und auf seinen Kopf zehntausend Lire ständen. Eine erstaunlich hohe Summe, die der Gesuchte geschmeichelt zur Kenntnis nahm. Sonst aber fühlte sich Ferdinand keineswegs wohl in dieser Stadt Mailand, die von Polizeispitzeln wimmelte und deren Bewohnern er so oft Gelegenheit gege-

ben hatte, sich seinen Kopf zu merken. Adelaide, eine liebende und dennoch klugdenkende Frau, hatte tags zuvor ihr ganzes Personal unter einem Vorwand gewechselt. Ihr Gast, der sich um einer Augenkrankheit willen nur in verdunkelten Zimmern aufhalten durfte, war eine hübsche junge Dame, irgendeine Kusine. Die Freunde des Hauses fanden sie, wie Wit berichtet, etwas geziert, doch sehr liebenswürdig. Die sechzigjährigen Seladons fingen Feuer an den gutrasierten Reizen, sie legten ihr in den zartesten Tönen Herz und Hand zu Füßen. So groß anfangs ihre Verlegenheit war, so hatte sie doch bald Mühe, sich des Lachens zu erwehren, wenn die Herren in den gewagtesten Schmeicheleien wetteiferten, ihr reiches Haar, den Schmelz ihrer Wangen priesen. Ja, einen ältlichen Chevalier begeisterte die Allgewalt der Liebe zu Madrigalen und Trioletten.

Alles das wäre recht unterhaltsam gewesen, hätten nicht Ferdinand und Adelaide gewußt, daß sie bei jeder Szene dieser lustigen Komödie in Lebensgefahr schwebten. Sie hatten viele Freunde in der Stadt, auf dem Land, doch die Zuverlässigen waren der Polizei verdächtig, und den Unverdächtigen durften sie nicht trauen. Schon wurde das Palais beobachtet. Der Flüchtling mußte fort. Der Kammerdiener brachte ihn zu einem Vetter, der Türhüter beim Polizeichef und ein Schmuggler war, er hatte sich mit einer Kugel im Bein zur Ruhe gesetzt. Wit war schwarzhaarig geworden, er trug einen wilden Backenbart und galt als ein Schweizer Kaufmann, der beim Kontrebandieren einen Zollbeamten erschossen hatte. Als verfolgter Schmuggler fand er überall Zuflucht und Hilfsquellen, denn die Leute dieses Zeichens bildeten in der Lombardei eine große und mächtige Organisation, in der jeder für den andern einstand. Viele Tage lang hockte der Junge in der engen Portierloge, er sah seine schlimmsten Feinde ein- und ausgehen, er hörte die verhaßten Stimmen. Zwar schöpfte niemand Verdacht, doch er ertrug die muffige Luft in diesem Loch nicht mehr und flüchtete verzweifelt zurück zu Adelaide. Er konnte nicht bleiben. Zum Glück kannte der Diener ein junges Schmugglerweib, das um des gefangenen Geliebten willen einen der Wärter im Gefängnis karresierte. Und schließlich diesen Mann zu bewegen vermochte, einen anderen Schmuggler heimlich in eine Zelle zu schließen. Acht Tage saß Wit so hinter Schloß und Riegel, und wenn er sich auch sagte, daß ihn hier niemand suchen werde, so waren seine Träume doch höchst unruhig. Aus der Zelle kam er zu einer Frau, die den Kontrebandier in ihrer

Wohnung versteckte, weil man ihren ersten Gatten wegen Schmuggels gehängt hatte. Endlich konnte er, von einem Advokaten aus Piemont begleitet, Mailand verlassen.
Er trug die Tonsur, war ein zierlicher Priester geworden. Aber er wagte auch jetzt nicht, von der Lombardei her die Schweizer Grenze zu passieren. Nach vielen abenteuerlichen Irrfahrten kehrte er in die Ebene zurück, als österreichischer Deserteur suchte er in Genua eine Schiffsheuer, und auch das gelang nicht ohne Papiere. In neuer Maske, als Kapuzinermönch, die rauhe Kutte auf dem nackten Leib, irrte er bloßfüßig über die vereisten Straßen, in Vercelli entkam er als Meßdiener aus dem schon umstellten Haus – nach vielen Wochen erst fuhren ihn Carbonari über den Lago Maggiore in die Schweiz.
So phantastisch Wits Erlebnisse klingen, so sind sie doch nicht nur in seinen Erinnerungen berichtet, sondern zum großen Teil auch durch die Akten in den Archiven belegt. Seine Irrfahrten hatten mit der Ankunft im Tessin noch kein Ende gefunden. Wochenlang blieb er im Misoxertal zwischen den Schmugglern versteckt, der Kanton galt unter den Revolutionären als unsicher. Als Spitzel der Mailänder Polizei in der Gegend gesichtet wurden, flüchtete Wit im Schneesturm über den Großen St. Bernhard. Schmuggler fanden den Bewußtlosen, brachten ihn ins Hospiz, wo er nach langer Frist gesundete. Ohne einen Heller zog er weiter. Seine Kleidung war zerrissen, Haare und Bart hingen ihm wirr ins Gesicht, er bettelte bei den Bauern um Brot und Milch, um ein Lager im Heu. Bis ihn in Thusis ein Kaufmann erkannte, für den er einmal beim Grafen Bubna ein gutes Wort eingelegt hatte. Der gab ihm das Reisegeld nach Basel.

Er blieb dort nicht lang, er floh zu Fuß in der Nacht. Auf Kreuz- und Querpfaden kam er nach Rheinfelden. Im Gasthaus *›Zu den Drei Königen‹* trank er wehmütig ein Glas Bier, hier hatte er zwei Jahre zuvor mit Carl Follenius übernachtet. Der Wirt Peter Adam Kahlenbach, ein hochangesehener, mit den regierenden Herren des Kantons verwandter Mann, sah sofort, daß er einen politischen Flüchtling vor

sich hatte. Ohne viel zu fragen, sicherte er dem Jungen seine Hilfe zu. Als sich ihm Wit dann rückhaltlos anvertraute, erfuhr er, daß er auch hier gesucht wurde, sein Signalement war überall angeschlagen. Die Gegend wimmelte von österreichischen Agenten. Länger als zwei Monate blieb Wit in Kahlenbachs Haus: als Abraham Levy, Sohn eines reichen Juden aus dem Elsaß, der in Rheinfelden Kornmagazine anlegen sollte. Der Wirt und sein Gast mystifizierten munter alle die Kerle, die sich schnüffelnd in der Schenkstube herumtrieben. Als es sich schließlich nicht mehr länger verheimlichen ließ, wer dieser Jude in Wahrheit war, fuhr Kahlenbach ihn nach Stein am Rhein. Und niemand kam auf den Gedanken, daß der Entflohene in der nächsten Nacht heimlich zurückgekehrt war und still in einer Dachkammer der *Drei Könige* saß. Wit hörte mit klopfendem Herzen das österreichische Kommando mit den Kantonsbehörden anrücken und den Haftbefehl gegen Wit, genannt von Dörring verlesen. Der Kommissar tobte, daß ihm der Vogel durch das Netz gegangen und ließ tausend Dukaten Belohnung für jeden, der den Flüchtigen bringe, austrommeln. Die Rheinfeldener machten ihre bissigen Bemerkungen, die Gendarmen marschierten ab. Doch erst nach acht Tagen unter dem Dach konnte Wit als Bursche eines griechischen Artillerieoffiziers in den Kanton Zürich wandern.

Still und vorsichtig kletterte er durch die Täler der Schweiz, blieb hier und da bei Freunden, half mehrere Wochen lang einem Landarzt bei seiner Praxis, zog mit den Pilgern zum Kloster Maria Einsiedeln, erlebte manches Abenteuer. Stets aber fühlte er sich in Gefahr. Dem Grafen Bubna hatte er in einem ausführlichen Brief dargelegt, warum er aus Mailand fliehen mußte, und der alte General scheint ihm sein Wohlwollen auch nicht entzogen zu haben. Denn der Wit nachgesandte Steckbrief enthielt eine völlig falsche Personenbeschreibung, und es steht außer Zweifel, daß er den Aufenthalt des Jungen, den er dienstlich suchte, persönlich stets kannte. Ferdinand scheint um diese Zeit auch einen letzten Versuch gemacht zu haben, mit dem *Männerbund* in Chur, mit Follenius also, eine Verständigung herbeizuführen, um ihn für seine neuen Pläne zu gewinnen. Das blieb vergeblich. In den letzten Septembertagen 1823 war Wit wieder im Besitz von Pässen. Er hieß jetzt Wilhelm Müller und war Handlungsreisender einer großen Firma. Er nahm Postpferde nach München, er war der Irrfahrten müde, wollte heim.

In München war Oktoberfest. Er hörte hier von Freunden, wie sehr sich die Mainzer Untersuchungs-Commission für den entwichenen Wit interessierte. Den Jungen kümmerte das nicht. Keck, wie er nun einmal war, probierte er abends an der Wirtstafel die Echtheit seiner Maske. Der Handlungsreisende Müller erzählte von seinen Abenteuern als Wollhändler in der Levante, immer bunter, immer toller, bis einer der Zechkumpane mit Fragen dazwischenfuhr, die unangenehm viel Sachkenntnis verrieten. Wit wagte nicht, nein zu sagen, als der Wackere ihn einlud, noch ein Glas Wein mit ihm auf seiner Stube zu trinken. Wie der ihn nun als Landsmann und Kollege begrüßte, immer tiefer in die Geheimnisse der Garnfabrikation drang, mußte Ferdinand Farbe bekennen. Der Alte lachte: *Hätte ich Ihnen nicht Ihres Aufschneidens ungeachtet wohlgewollt*... Doch weil Wit weiß, daß jedermann ihm wohlwill, lernt er nicht viel bei dieser Lektion. Er entschloß sich, unbekümmert dem Feind in den Rachen zu laufen und nach Frankfurt zu reisen, wo der Bundestag gegen die Demagogen wetterte.

Der Freiherr von Cotta, der die *Allgemeine Zeitung*, das wichtigste politische Blatt dieser Zeit, herausgab, erklärte sich bereit, Wit von Dörring als seinen Korrespondenten nach Amerika zu schicken, damit er über Verfassung und Verwaltung der neuen Welt berichtete. Das war ein höchst ehrenvolles Angebot. Ferdinand ging mit Feuereifer ans Studium der amerikanischen Verhältnisse, er freute sich, als er wenige Tage später einen amerikanischen Kaufmann kennenlernte, der just auf Besuch in der alten Heimat war. Sie freundeten sich an, wollten zusammen die Reise machen. Nur – der viel umhergehetzte Wit hatte scharfe Augen, nach und nach fiel ihm mancherlei an diesem Amerikaner auf, das ihn mißtrauisch machte. Er warnte einen Redakteur, der die Fahrt bis Hamburg mitmachen wollte. Während Wit heimlich die Stadt verließ, fuhr der Unbelehrbare mit. Er wurde in Hanau verhaftet, nach Kassel transportiert. Bei Wits Akten liegt das Tagebuch des kurhessischen Spitzels, der seinen Ärger über Wits Entkommen nicht verhehlte.

Fahrend, reitend, wandernd kam Wit zur Bettenburg, einem ragenden altertümlichen Schloß in Franken. Der Freiherr von Truchseß, dem es gehörte, empfing den Flüchtling, der ihm empfohlen war, mit Herzlichkeit und ohne eine Frage nach Name und Art. Der alte Reichsritter, eine prächtige knorrige Gestalt, nahm jeden Verfolgten als Gast auf, von dem er wußte, daß er für sein Vaterland das Beste wollte. Hier

fand Ferdinand nach langer Zeit wieder Ruhe und Frieden, er blieb bis in den Februar 1824. Erst als aus Hamburg reichliche Geldmittel und neue Pässe eingetroffen waren, regte sich wieder sein unruhiges Blut, er reiste weiter, jetzt ein Kaufmann Georgi aus Konstanz.

Er kam nach Bamberg. Und hier lockte ihn der Teufel durch den Wunsch, die Bekanntschaft des Geheimrats von Hornthal zu machen, der zwar ein hoher bayerischer Beamter war, aber als ein unerschrokkener Verteidiger der politisch Verfolgten galt. Er war einmal ein armer jüdischer Waisenknabe gewesen, ließ sich taufen, und jeder seiner beiden Taufpaten, der Herr von Horneck und der Graf von Ehrthal, schenkte ihm ein Stück vom Namen. Wit traf ihn nicht zu Haus und ließ einige Zeilen zurück. Daraufhin besuchte der Herr Geheimrat den Fremdling im Gasthof, der geschmeichelte Wit konnte es sich nicht verkneifen, seinen rechten Namen zu nennen. Dann verabschiedete er sich, die Postkutsche wartete. Doch da er sah, daß in der Stadt just das Königsjubiläum als großes Volksfest gefeiert wurde, blieb er noch. Und kam erst drei Tage darauf nach Bayreuth. Gleich wurde er zur Polizei geladen und gefragt, ob er den Herrn von Hornthal kenne, was er energisch bestritt – er konnte doch den Geheimrat nicht kompromittieren! Als er in seinen Gasthof zurückkam, bestürmen ihn Freunde und Fremde, sofort abzureisen. Er war unschlüssig. Auf einem Spaziergang mußte er feststellen, daß ihn zwei unverkennbare Individuen auf Schritt und Tritt begleiteten. Er blieb dennoch. Warum – das geht auch aus seinen Erinnerungen nicht klar hervor. Er war des mühseligen Flüchtlingslebens unter fremdem Namen müde. Und was hatte er denn zu befürchten, was an fundierten Anklagen lag gegen ihn vor außer der Autorschaft eines Gedichts, das er nicht verfaßt hatte? In vielen Briefen und Dokumenten hatte er gesagt und bewiesen, wie weit er heute von den wilden Ideen seiner Studentenjahre entfernt war, wie gemäßigt und vernünftig seine Ansichten geworden. Aber er wollte endlich einmal aufräumen mit dem Vergangen, wollte losgesprochen werden oder büßen.

Der Kaufmann Georgi ließ den Regierungspräsidenten von Bayreuth wissen, daß er der gesuchte Wit von Dörring sei. Schon nach einer Stunde postierten sich zwei Gendarmen vor seiner Tür. Bei der Vernehmung am nächsten Tag erfuhr er, wer den Behörden von seiner Identität Kenntnis gegeben hatte: Herr von Hornthal. Nicht um ihn zu verraten, sondern allein, um sich gegen alle Möglichkeiten zu sichern.

Erst als er Wit über alle Berge glaubte, erleichterte er sein beamtetes Gewissen, und er gab auch eine falsche Reiseroute an. Was half's? Wit, der flüchtige Demagoge, eilte nicht so sehr, wie der Herr Geheimrat voraussetzte. Und war nun wieder in Haft.

Er blieb es noch mehr als drei Jahre. Er lag in der Fronfeste zu Bayreuth, in der Stadtvogtei zu Berlin, im Polizeihaus zu Wien, in der dänischen Festung Friedrichsort. Er wurde als ein Staatsgefangener von hoher Wichtigkeit durch Truppenkommandos kreuz und quer durch Deutschland eskortiert. Minister und Räte vernahmen ihn tagaus, tagein. Die Verhandlungen der einzelnen Regierungen um seine Überführung, seine Aussagen, seine Freilassung füllen endlose Reihen von Akten. Als er im Sommer 1827 wieder ein freier Mann wurde, lag keine Anklage gegen ihn vor und kein Urteil. Aber er blieb verfemt. Von kleinen und kurzen Zwischenfällen abgesehen, hat man ihn überall gut behandelt, jede denkbare Erleichterung wurde ihm gewährt. In Wien durfte er, wie einst in Mailand, mit einem Adjutanten durch die Stadt bummeln, Theater und Konzerte besuchen. Wenn er sagt: *Alle meine Inquirenten, alle Männer, zu denen ich während meiner vieljährigen Haft und Untersuchungszeit in näherer Berührung gestanden, haben mir die wärmste Zuneigung geschenkt und bewahrt,* so stimmt das mit den Akten völlig überein. Die Regierungs- und Ministerialräte wurden mehrfach von der Mainzer Untersuchungs-Commission wegen der aus den Berichten ersichtlichen Vorliebe für den Gefangenen Wit gerüffelt. Er war müde, von der langen Haft erschöpft, überreizt und krank, aber er übte auf seine Umgebung den alten Zauber aus. Der bayerische Ministerialrat, der ihn eine Woche lang in Bayreuth vernahm, schrieb ihm einen Brief, in dem er von der herzlichen Teilnahme spricht, die Wit ihm eingeflößt, den er kennengelernt und liebgewonnen habe, den er seinen Freund nennt. Der Direktor des Preußischen Polizeiministeriums, Geheimrat von

Kamptz, von Wit und allen einstigen Demagogen wie der leibhaftige Teufel gefürchtet, bemühte sich, kaum daß er den Jungen kennengelernt hatte, energisch um seine Freilassung gegen Handschlag; er schrieb persönlich an das dänische Obergericht, an den dänischen Gesandten, an die Mainzer Central-Untersuchungskommission. So gern aber die Regierungen der Länder damit einverstanden waren, die Mainzer Richter lehnten die Entlassung immer wieder ab. Sie zeigten sich verärgert, sie zögerten alle Entschließungen hinaus – sie hüteten sich aber sorglich und weislich vor jedem persönlichen Kontakt mit diesem Gefangenen. Kurioses Faktum – aber es ergibt sich aus den Akten –, daß Ferdinand drei Jahre in Haft blieben mußte, weil er ungeachtet seiner lebhaft geäußerten Wünsche keine Gelegenheit erhielt, auch die Mainzer Herren für sich einzunehmen.

Aus ihrer Kenntnis vom Leben Wits, aus seinen Abenteuern, aus seinen Berichten und Briefen haben die Mainzer einen riesigen Folioband zusammengestellt, je ein lithographiertes Exemplar liegt noch heute in den Archiven zu Karlsruhe, Wiesbaden und Darmstadt. Sie hofften, durch Wit *eine nähere Aufklärung über die höchst wahrscheinlich bestanden habende und noch bestehende Vereinigung deutscher Revolutionäre mit den Gleichgesinnten im Auslande* zu erhalten. Und etwas zu hören vom Wesen des *Jünglingsbunds*, den Carl Follenius um 1820 in Chur begründete. Wit hat ausgesagt. Viel, ungeheuer viel. Nicht über den Bund der Jünglinge, von dessen Existenz er erst in der Haft erfuhr, der aber wohl, wie Wit erklärt, in der Nachfolge der Unbedingten arbeitete. Von Wit aber stammt das einzige große, umfassende Bild der revolutionären Geheimbünde in Deutschland, Frankreich und Italien. Sein Bericht ist die einzige Geschichtsquelle. Es gilt dabei festzustellen, daß von all den Männern, die er in seinen Aussagen mit Namen nennt, kein einziger innerhalb der Reichsgrenzen, für die Behörden greifbar war. Nicht ein Unbedingter war in Haft. Sie alle, Follenius als erster, hatten die Flucht ergriffen, als der Boden unter ihren Füßen brannte. In den Bundesfestungen schmachteten Hunderte von Burschenschaftern, brave, schwärmerische Jungen, die von der Freiheit, von der Einheit des Reichs gesungen hatten. Doch an den Attentaten, an den Plänen zu Mord und Aufruhr hatten sie keinen Teil. Sie lagen in Zellen und Kasematten als Opfer für die anderen, denen sie einst nicht radikal genug gewesen waren und die sich davongemacht hatten. Es war manch einer darunter, der später ein-

mal in der Kunst, in der Wissenschaft, in der deutschen Politik gar, einen guten Namen erringen sollte. Und erst nach Jahren aus dem Kerker kam, körperlich gebrochen. Die Unbedingten schierte das nicht, die waren in der freien Schweiz, konspirierten wie einst und je in den Bünden. Sie kamen auch durch Wits Aussagen nicht in Gefahr. Zahlreiche Gefangene aber wurden von den Behörden freigelassen, deren Unschuld sich aus Wits Bekenntnissen ergab. Es ist erstaunlich, wie die Regierungen sich nach Ferdinands Angaben richteten. Der Fürst Metternich urteilte, *daß wohl keiner der Verhafteten so tief in die Sekten und Geheimnisse aller Länder initiiert war wie eben Wit.* Die Akten sagen deutlich, daß seine Aussagen niemandem geschadet haben. Die burschenschaftliche Bewegung war zusammengebrochen, ihre Führer in alle Winde zerstoben. Carl Follenius wurde als Leiter des Jünglingsbunds von der Schweiz arretiert, er floh, brach erneut sein Ehrenwort, ging nach Amerika und kam 1839 auf dem Eriesee in den Flammen eines brennenden Dampfers um. Wenn Wit also einen der Eingekerkerten retten konnte, brauchte er auf die Geflüchteten keine Rücksicht zu nehmen. Dennoch sagte er nur mit Vorsicht aus. Das schreibt der einzige Untersuchungsrichter, der sich kritisch über Wit äußert, ein Generalkommissar, an den bayerischen Gesandten beim Bundestag: *Wit ist ein in allen Sprachen bewanderter junger Mann von sehr heftigem Temperament, der eitel ist auf die Aufmerksamkeit, die er bei allen großen europäischen Höfen durch seine Person erregt hat, und auf die ausgedehnte Bekanntschaft mit den ersten Staatsmännern und den vorzüglichsten Schriftstellern der heutigen Politik. Diese Eitelkeit kann von einem Inquirenten leicht vorteilhaft benutzt werden, da man auf dem Wege protokollarischer Vernehmung viel Schwierigkeiten haben wird. Wit ist äußerst vorsichtig im Diktieren, während er in der Wärme des Gesprächs, wenn man thut, als ob man von den Ereignissen schon unterrichtet ist, sich selbst unbehutsam äußert.*

Auf der Festung Friedrichsort, einem winzigen in die Ostsee vorgebauten Fort, beendete er am 13. Januar 1827 den ersten Band seiner Erinnerungen, den zweiten im Rahmen des Gesamtwerks *Johannes Wit, genannt von Dörring: Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.* Als das Buch im Herbst erschien, war das Aufsehen ungeheuer, nach wenigen Wochen schon mußte eine zweite Auflage gedruckt werden. Und binnen eines Jahrs waren mehr als drei Dutzend Gegen-

schriften veröffentlicht. Merkwürdig aber – von all den Männern, die so streitlustig gegen den reuigen Demagogen vom Leder zogen, kam nur einer aus den Reihen seiner alten Freunde. Die übrigen waren Kerls, die in den Fragmenten wie in den Akten eine üble Rolle spielen, Leute, die den Ereignissen völlig ahnungslos gegenüberstanden, oder gar bezahlte Subjekte, wie Wit nachzuweisen vermochte. Jener eine aber, Robert Wesselhöft aus Jena, schlug sich für Carl Follenius. Als Student mußte er sich voll Ingrimm durch den jungen Wit von der Seite des vergötterten Führers verdrängt sehen, er, der schon auf der Wartburg die Fahne getragen hatte. Jetzt wußte er sich allein im Feld, die stolzen Ideale der Unbedingten zu verfechten. Er tat es in der alten schneidigen Art, heftig, leidenschaftlich, rücksichtslos. Doch auch seine Schrift bestätigt, daß Wit die Wahrheit sagen wollte, die Wahrheit zu sagen vermochte. Nur der Standpunkt, die Blickrichtung sind anders. Und groß ist Wesselhöfts Haß gegen den Jungen, der nüchtern kritisiert, was dem Letzten der Schwarzen Brüder heute so heilig ist wie je.

Die anderen schrieben nicht. Aber sie redeten. Fühlten sich angegriffen und wehrten sich. Sie wurden in späteren Jahren alle brave, staatserhaltende Bürger, die gerührten Herzens, doch kopfschüttelnd ihrer wilden Jugend gedachten. Zwar verstanden sie nicht mehr, was sie einst gewollt hatten. Aber sie waren empört über den einen, der seine Reue öffentlich bekannte. Der da glaubte, die heranwachsende Generation warnen zu müssen, und darum aufdeckte, was sich einst im Dunkeln abgespielt hatte. Sie fühlten Scham und Entrüstung. Nicht über die Tat, sondern über den, der sie aufzeigte. Sie tobten und waren sich gleich einig über die Art, wie dem Angriff zu begegnen sei, früh haben sie damit begonnen. Der Student Heinrich Gessner gab 1824 vor der Untersuchungskommission zur Protokoll: *Ich habe Wit geflissentlich zu Jena und wo ich sonst dazu Gelegenheit gefunden habe, als einen schlechten Menschen geschildert, eine Nachricht, die wohl nicht die einzige in ihrer Art gewesen ist und sich wahrscheinlich auch auf anderen Universitäten verbreitet hat.* Das wurde so munter fortgesetzt, mit Eifer, Ausdauer und System. Es gab überall einstige Unbedingte, die längst den Weg ins Bürgerliche marschiert waren, aber auch jetzt noch in Carl Follenius den Gott ihrer Jugend verehrten, der ihnen ewig unantastbar blieb. Die Bekenntnisse des Ferdinand Wit, dieses stets vorlauten Jungen, waren ihnen peinlich – so etwas tut man nicht!

Und damit die Burschenschafter, die vielen Inhaftierten der Kasematten, ihren Zorn nicht gegen Follenius wandten, stellten sie den Wit an den Pranger. Das war leicht, das gelang. Denn die unterdrückten, niedergeknüppelten Radikalen hatten die Sympathien der großen Massen für sich. Die ehemals revolutionären Studenten waren auf die Redaktionssessel der liberalen Zeitungen gerückt, sie saßen als Emigranten in Genf, Paris und London, sie schrieben kämpferische Schriften und Bücher, illegale Literatur für die Deutschen, denen jedes Wort darin ein Fanal schien.

Von allen Seiten wurde auf Wit gefeuert. Und er verstand es nicht, in Deckung zu gehen, den Gegenangriff vorzubereiten. Er nahm stets und immer wieder Rücksicht auf die einstigen Freunde und Kameraden, er wollte nur ihr sachlicher, nie ihr persönlicher Gegner sein. Er hatte überall nur die Hälfte gesagt. Er war ja immer noch so jung! Da sie alle gegen ihn waren, schimpften und wetterten, wurde er unsicher. Und als er spürte, wie auch die Regierungen der deutschen Länder, denen er doch die Augen geöffnet, sich gegen ihn wandten, wie hochgestellte Herren, die ihm so oft und so lange geschmeichelt hatten, unter dem Druck der verhetzten öffentlichen Meinung fortschauten, bedauernd, verlegen, da ward er selbst irre an seinem Tun, an seinem Wollen. Er verteidigte sich. Und hatte damit den Kampf bereits verloren. Nun ließen ihn die letzten Freunde im Stich, sie brachten ihre Haut in Sicherheit, als das Kesseltreiben gegen Wit von allen Seiten einsetzte.

Das Buch war kaum erschienen, da wurde sich Wit bewußt, daß Dankbarkeit nicht die Tugend der Könige ist. Die österreichische Regierung verweigerte ihm die Einreise nach Wien. In München erhielt er am zweiten Tag nach seiner Ankunft den Ausweisungsbefehl, der mit Nachdruck für die ganzen bayerischen Lande durchgeführt wurde. Ja, aus Preußen kam ein *Publicandum*, eine öffentliche Bekanntmachung des Ministers v. Schuckmann, der aus Ranküne gegen den Geheimrat von Kamptz, Wits Protektor, die Behörden

aufforderte, ihn, *da er sich sowohl durch seine Aussagen bei den gegen ihn geführten Untersuchungen wie auch durch die jetzt von ihm in den Druck gegebenen Bekenntnisse, sich selbst als einen so übel berüchtigten Abenteurer dargestellt, daß es bedenklich ist, den Eintritt in die Königlich Preußischen Staaten zu gestatten, im Betretungsfall zu verhaften, und nach dem Orte, von wannen er gekommen, zurück zu transportiren.*

Das war der Gnadenstoß. Wer auch immer von nun an gegen Wit auftrat, wer sich von ihm lossagte, der berief sich auf den preußischen Minister. Wer mit ihm verkehrte, der tat es nur unter Entschuldigungen, mit vielen Wenn und Aber. Es gab niemanden mehr, der sich bedingungslos zu ihm bekannte. Er hatte öffentlich bereut, das verziehen die anderen nicht, die dasselbe still und unauffällig taten.

Heinrich Heine war einer von den wenigen, die es wagten, ihn zu grüßen. Aber auch er entzog sich der allgemeinen Stimmung nicht ganz. Er schrieb Ferdinand: *Meine Freunde hier haben Ihre Memoiren mit schmerzlicher Bewunderung gelesen. Ja, ich gestehe Ihnen, wenn Ihre Feder einer besseren Sache diente, würden alle einig seyn, daß Sie der beste politische Schriftsteller unserer Zeit in Deutschland sind. Indessen schreiben Sie, was Sie wollen – trotz allen Zetergeschreys bin ich groß genug, mich Ihren Freund zu nennen.* Mehr noch, dieser erstaunliche Junge gibt ihm Anlaß zu philosophieren: *Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mir oft seinen Charakter vergessen ließ, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat vielen mißfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sey es aus Spaß oder aus Vortheil, zu schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen.*

Wit fuhr kreuz und quer durch das Land, keine Regierung wollte ihn dulden, den die beiden Großmächte, Preußen und Österreich, hetzten. Der Großherzog Karl August gab ihm endlich in Weimar ein Asyl. Am 29. Februar 1828 traf Ferdinand in der Stadt ein. Und ließ sich in derselben Stunde noch bei Goethe melden. Der Dichter, neugierig, empfing den Vielgenannten bereits am nächsten Vormittag. Sein Se-

kretär Soret hat über den Besuch berichtet: *Nachdem Goethe einige Zeit mit ihm gesprochen hatte, verabschiedete sich der Abenteurer und sagte beim Hinausgehen, er hoffe bald wieder die Ehre zu haben. Darauf antwortete Goethe sehr entschieden: Nein, mein Herr, dies war das erste- und letztemal. Sie sagen selbst in Ihrem Buche, daß Sie ein gefährlicher Mensch sind, und beweisen dies auch durch Ihre Mitteilungen über Personen, die Sie kennen gelernt haben. Erlauben Sie mir also, mich dieser Möglichkeit nicht auszusetzen, und finden Sie sich damit ab, daß ich Sie bitte, nicht wiederzukommen. Adieu.* Nun hat allerdings der Sekretär dies Gespräch erst zwei Jahre später niedergeschrieben. Aber eine Notiz des Staatskanzlers Müller gibt die Ergänzung: Ihm sagte Goethe: *Der Kerl hat meine Abschiedsformel an ihn: Sie haben selbst drucken lassen, daß Sie verführerisch seien und daß man sich nicht zuviel mit Ihnen einlassen müsse, günstig für sich gedeutet; das macht mir Spaß. Nun, er erregt doch; darauf kommt alles an, sey es durch Haß oder Liebe.* Und fügte lächelnd, ein wenig respektlos hinzu: *Der Großherzog ergötzt sich an seinem Hiersein, um einmal wieder sich an einer Gefahr zu laben, um einmal wieder einen zahmen Wolf zu haben, der unter seinen Hunden und Schafen herumrenommiere.* Und in Goethes Tagebüchern finden sich Notizen, die beweisen, daß Wit von Dörring nicht nur das Tagesgeschwätz der kleinen Residenz, sondern auch eine Woche lang der alleinige Gesprächsstoff des Herrn Geheimen Rats von Goethe war.

Ist es nicht hart, im 27sten Jahre schon sein Leben gelebt zu haben? Jetzt, wo ein Andrer erst zur rechten staatsbürgerlichen Thätigkeit eingeht, habe ich schon geendet! So, resigniert und wehmütig, schließt Ferdinand das Vorwort zu seinen Erinnerungen. Aber es war so. Denn von seinem ferneren Leben, so lang es auch währte, ist nicht mehr viel zu sagen. Das Abenteuer war vorbei. Es brach mit einem Mißklang ab, er war müde, er hatte genug, wollte Ruhe. Als der Frühling kam, heiratete er eine vermögende junge Witwe aus gutem Haus, die Tochter Emilie des landgräflich hessen-rothenburgischen Geheimrats von

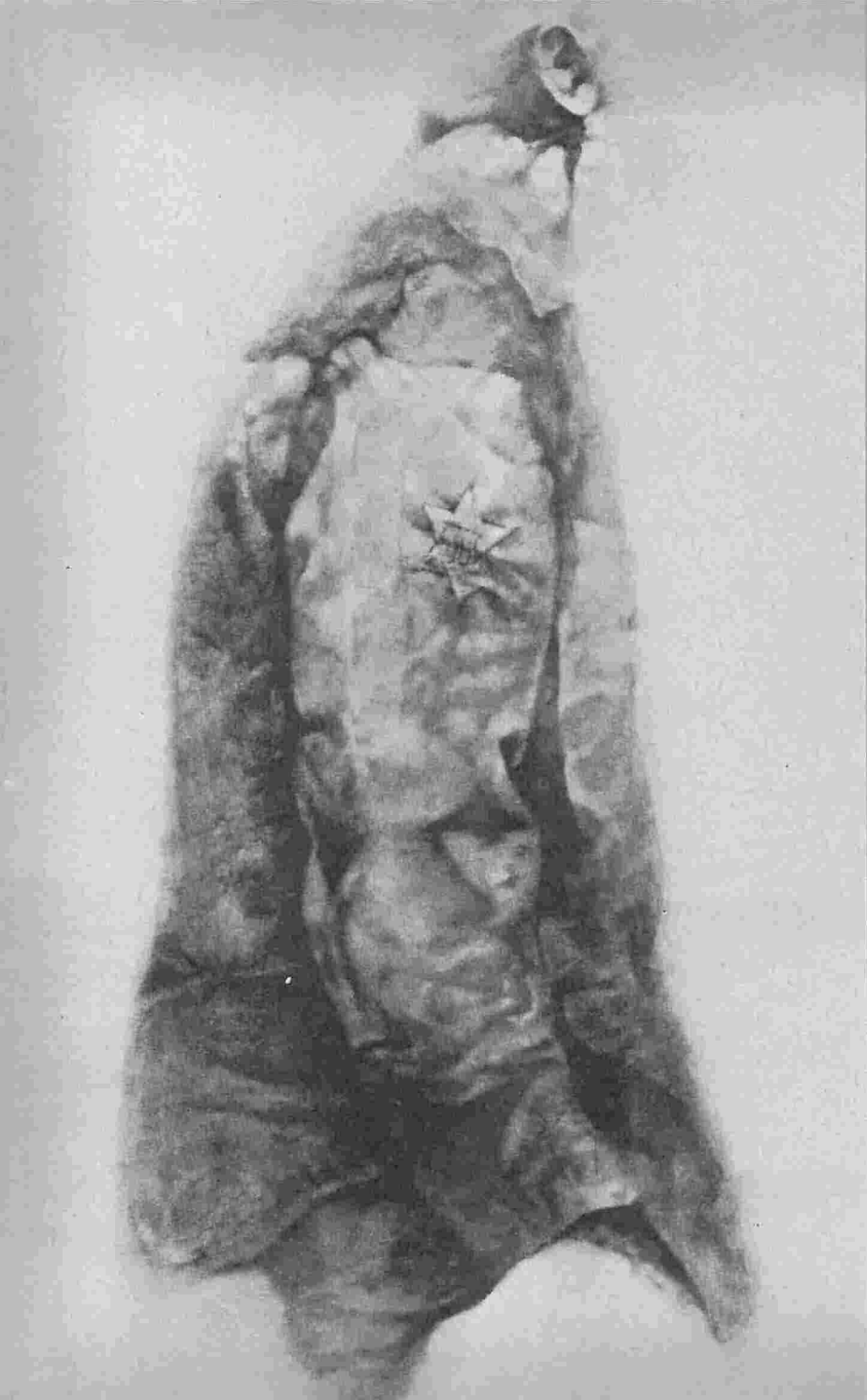
Gössel. Und wollte ein Heim, eine Familie gründen. Er durfte nicht. Mehrere Jahre lang mußte er sich mit dem Minister von Schuckmann herumschlagen, der ihm nicht gestatten wollte, auf dem Gut seiner Gattin, Urbanowitz in Oberschlesien, als ein ruhiger Privatmann zu leben. Niemand glaubte dem Wit von Dörring, daß er, der ewig Unruhige, Ehrgeizige, von der Politik Abschied genommen habe. Er wurde weiter gehetzt. Auch im Haus seines Schwiegervaters durfte er nicht leben, die kurfürstlich hessische Regierung grub seine erste Schrift aus, wies ihn aus dem Land. Erst 1833 gelang es Herrn von Kamptz, ihm die Erlaubnis zu erwirken, kraft deren er seinen Kohl bauen durfte. Nun war er Rittergutsbesitzer in einem verlassenen Winkel zwischen Schlesien, Böhmen und Polen, er war der erste, der das Land industriell zu nutzen suchte. Er besaß Kohlengruben, Steinbrüche, Webereien, er produzierte Kalk und Gips, er gründete die beiden Schwefelbäder in dieser Gegend. Er schrieb in seinen Mußestunden landwirtschaftliche Bücher, ein konservativer, königstreuer Junker. Ein guter, sorgsamer Vater seiner Kinder, von denen nichts festzustellen ist. Ob sie den seltsamen, vielgeschmähten Namen nicht tragen wollten?

Seine Gattin starb 1854. Er verließ das Gut – ob freiwillig, ob durch die Erbfolge gezwungen, wissen wir nicht. Es ist wenig überliefert aus Ferdinands späten Jahren. Fest steht nur, daß er kurz vor seinem Tod von dem österreichischen Minister des Äußeren im Pressebüro angestellt wurde, ein alter, verbrauchter, an Leib und Seele gebrochener Mann. Er starb in Meran am 9. Oktober 1863.

Heinrich Heine wollte eine Schrift zur Ehrenrettung des Ferdinand Johannes Wit, genannt von Dörring, abfassen. Er stand davon ab, als der Held im Dunkel verschwand. Im Schreibtisch des Dichters hat sich viele Jahre nach seinem Tod ein kurzer Entwurf gefunden. Er geht von dem Engländer Thomas Parr aus, der im Alter von hundertdreißig Jahren öffentlich wegen Ehebruchs Kirchenbuße tun mußte. Und sagt dann: *Solche Menschen haben die Wichtigkeit der Dinge am tiefsten*

begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welche kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interesse des Factums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahre alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr im schwarzen Rock und langen Haar als enthusiastischer Mortimer der Freiheit agiert. Es bedarf keiner 130 jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit noch heimlich liebäugeln möchte und sie dennoch öffentlich verläugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einen ehrlichen Hans von Birken wie manchem andern deutschen Rezensenten ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör gibt und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebensogut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.



Andreas Biss
List als Waffe[58]

Das nationalsozialistische Regime hatte, wie Sie wissen, im Jahre 1942 laut dem Wannseer Protokoll die völlige Vernichtung des in seinem Machtbereich befindlichen jüdischen Volksteils von etwa 7 Millionen Menschen beschlossen. Der Massenmord war damals schon seit einiger Zeit im Gange, er war aber für Hitler nicht genügend wirksam und zu langsam und hatte eine ziemliche Demoralisierung der Fronttruppen zur Folge. Man mutete nämlich den Frontsoldaten, vor allem an der Ostfront, zu, die Juden gleich beim Vormarsch an Ort und Stelle unter dem Vorwand zu vernichten, sie seien Spione, Feinde, Verräter usw.

Zwar waren die mit Vorliebe hierzu benutzten Mitglieder der Einsatzkommandos meistens abgehärtete Burschen und zu jedem Verbrechen bereit, doch war ihre Zahl bei weitem nicht ausreichend, und so mußte anfangs auch die kämpfende Truppe eingeschaltet werden, in der sich junge Soldaten befanden, die vom Gymnasium oder der Universität kamen und dort Schiller, Goethe, Lessing und all die Großen des Humanismus und der deutschen Romantik kennengelernt oder gar studiert hatten und denen man nun anläßlich dieser Massenhinrichtungen nicht mehr vormachen konnte, daß eine armselige schwangere Frau mit einigen weiteren Kindern am Arm und am Rockschoß oder daß ein des Gehens kaum noch fähiger Greis und ähnliche menschliche Wracks wirkliche Spione oder gar gefährliche Feinde seien. Diese jungen Soldaten hatten sich den Krieg, in den man sie zur Verteidigung des Vaterlandes gerufen hatte, wirklich anders vorgestellt. So kamen dann Berichte von der Front, daß die Kampfmoral dieser Einheiten gefährdet sei.

Während aber das Töten von Menschen noch relativ leicht ging, ist es – wie Sie dies auch aus den Kriminalromanen kennen – weit schwieriger, die Leichname von Opfern solcher Verbrechen verschwinden zu lassen, besonders, wenn es sich um zahlreiche, ja um Zehntausende, Hunderttausende und Millionen von Kadavern handelt. So wurde denn ein System entwickelt, das mit seiner vollen Kapazität bis zu 12 000 Menschen am Tage spurlos und fast zeugenlos ermorden und ihre armseligen Körper zu Rauch und Asche werden ließ. Dies besorg-

ten die ›Installationen‹ in Auschwitz, Treblinka, Sobibor u. a. Hier führte man die ›Endlösung‹ nun unter Ausschluß nicht nur der Öffentlichkeit, sondern auch der eigenen Truppen durch. Als Erfüllungsgehilfen wurden meistens jüdische Deportierte verwendet bzw. dazu gezwungen, die dann auch ihrerseits, nach einigen Wochen und Monaten der Mitwirkung, im Gas und im Krematorium verschwinden mußten, um nur ja die Zeugen laufend auszuschalten.
Vielleicht interessiert es Sie, daß von den nahezu 6½ Millionen Juden, die im II. Weltkrieg durch das Dritte Reich ermordet wurden, fast 5 Millionen innerhalb von 2½ Jahren allein durch die Gaskammern umkamen, und kaum 1½ Millionen waren es, die im Laufe der gesamten Zeitdauer des Dritten Reiches, also in etwa 12 Jahren, mit allen möglichen übrigen Methoden des Mordens, zu denen auch die Einsatzkommandos und die Gasautos an der Ostfront gehörten, aus der Welt geschafft wurden.
So war denn unsere erste und wichtigste Aufgabe, die Vergasungen irgendwie einstellen zu lassen.
Die russischen Truppen näherten sich, nach Stalingrad und verschiedenen anderen Niederlagen der Heere Hitlers, den ungarischen Grenzen, und es bestand die Gefahr, daß Ungarn von der Achse Berlin–Rom abspringen und mit den Alliierten und den mit ihnen verbündeten Russen einen Sonderfrieden schließen könnte, wie dies die Rumänen im Verlaufe der folgenden Monate auch getan haben.
Der ungarische Reichsverweser Horthy, der zu Hitler eingeladen worden war, wurde so lange festgehalten, bis die SS-Truppen Ungarn am 19. März 1944 putschartig besetzt hatten, und er gab dann seine Einwilligung zu einer Regierung, die Rassengesetze, bzw. damals schon die völlige Vernichtung der Juden nach deutschem Muster, sich zum Ziele gesetzt hatte. So begannen in Ungarn auch sofort die Vorbereitungen zu den Deportationen, und ca. 6 bis 7 Wochen danach wurden bereits 10000 bis 12000 Juden pro Tag nach Auschwitz deportiert, wo bis zu 75 und mehr Prozent von ihnen sofort vergast wurden, während der verbleibende, voll arbeitsfähige Rest zur Zwangsarbeit kam, was soviel bedeutete, daß sie unter ungenügenden Ernährungsverhältnissen bis zur Arbeitsunfähigkeit geschunden und dann ihrerseits in die Gaskammern geschickt wurden.
Es gab in Budapest zu jener Zeit ein jüdisch-zionistisches Untergrund-Komitee, die sogenannte ›Waadah‹, das sich auch schon bis dahin mit

der Rettung von Juden befaßt hatte. Denn über die ungarische Grenze hatten seit Kriegsausbruch Zehntausende von jüdischen Flüchtlingen illegal ihren Weg gefunden, die teils aus Polen, teils aus dem benachbarten Österreich bzw. Deutschland, der Tschechoslowakei, Jugoslawien oder Rumänien hereinströmten, weil in ihren Ländern die Judenverfolgungen und Deportationen in vollem Gange waren. Die ungarische Regierung ihrerseits ließ den Flüchtlingen keine Hilfe angedeihen, sondern schob sie im Gegenteil, sobald sie ihrer habhaft wurde, über die Grenze in deutsch besetzte Gebiete, nach Galizien und Polen, also in den sicheren Tod, ab. Sie drückte aber ein halbes Auge zu und duldete stillschweigend die illegale Tätigkeit des vorerwähnten Komitees von ungarischen Juden, das die Flüchtlinge, soweit es konnte, versteckte und mit falschen Papieren oder auch Pässen ins westliche Ausland weiterzuschicken versuchte. Dies wurde auf ungarischer Seite auch schon deshalb stillschweigend geduldet, weil Horthy ein für die Achse ungünstiges Kriegsende bereits voraussah und sich gern bei den zukünftigen Siegern gute Punkte und ein Alibi sichern wollte, ein Bestreben, das er, mit Rücksicht auf seinen gefährlichen Verbündeten Hitler, offiziell damals noch nicht zugab.
Nun ab 19. März 1944 war es aber mit dieser halbherzigen, jedoch für uns nützlichen Nachsicht der ungarischen Regierung vorbei. Die Leitung der Deportationen aus Ungarn hatte Adolf Eichmann, Leiter der Abteilung IV A 4 b der Gestapo, übernommen, der aus seiner Zentrale in Berlin persönlich nach Budapest herbeigeeilt war, um diesen letzten großen Brocken – es handelte sich in Ungarn noch um etwa 800 000 nicht deportierte Juden – in möglichst kurzer Zeit seiner ›Endlösung‹ in Auschwitz zuzuführen.
Zuerst wurden in Ungarn all jene festgenommen, die den Widerstand hätten organisieren können, und auch zahlreiche nichtjüdische Politiker, die den Nationalsozialisten nicht gewogen waren. Zu diesen gehörten die Leiter und Abgeordneten der Sozialdemokratischen Partei, die Monarchisten, deren Führer die Habsburger zurückzubringen bemüht waren, und auch antihitlerische bürgerliche liberale Politiker und Wirtschaftsführer. Auch die Leiter der zionistischen Untergrundbewegung figurierten auf dieser ersten Liste der Festzunehmenden, doch hatten sie sich in meine Wohnung geflüchtet, wo ich sie verbarg. Ich selber, als Jude geboren, war in meiner Kindheit durch eine volksdeutsche Stiefmutter als Deutscher aufgezogen worden. Da mein

Vater bei seiner zweiten Heirat zum evangelischen Glauben übergetreten war, wuchs ich im christlichen Glauben auf.
Als dann in Ungarn unter nationalsozialistischem Einfluß allmählich nicht mehr der Glaube, sondern die Rassezugehörigkeit maßgebend wurde, hatte ich in Budapest in Voraussicht kommender Dinge mit christlichen Papieren eine Wohnung gemietet, wobei die Hausinsassen mich für einen Volksdeutschen aus Siebenbürgen hielten. Die Wohnung wurde zum Teil als Büro meiner keramischen Industriebetriebe genutzt, die ich in Bistritz in Siebenbürgen besaß. Natürlich war ein solcher Zustand auf die Dauer nicht haltbar, aber zunächst, in den ersten Wochen der deutschen Besetzung, war diese Tarnung genügend.
Unter den bei mir Verborgenen befand sich auch der Leiter der jüdisch-zionistischen Untergrundbewegung, Ingenieur Komoly, und sein Stellvertreter, der eigentliche geistige Kopf der Organisation, mein Freund Dr. Reszö Kastner. Ein anderes Mitglied des Vorstandes, mein Vetter Joel Brand, war der einzige, der zunächst in meiner Wohnung fehlte. Joel Brand war ursprünglich Kontaktmann der zionistischen Organisation zu der in Budapest tätigen deutschen Wehrmachtsabwehr (Organisation Canaris) gewesen, die sich bereits seit Jahren vor der Besetzung Ungarns im Lande befunden hatte. Zu diesen Canaris-Leuten unterhielt eigenartigerweise die jüdische Untergrundbewegung gewisse Kontakte. Ich möchte darauf hinweisen, daß diese Verbindung schon seit 1942 bestand, also seit der Zeit, als die Spitze der Wehrmacht immer deutlicher erkennen mußte, daß der Weg Hitlers sich einem Abgrund für das ganze deutsche Volk näherte. Die Agenten der Abwehr waren unauffällig der Deutschen Botschaft in Budapest beigeordnet und figurierten als Botschaftsangestellte.
Bei zahlreichen Auslandsreisen übernahmen sie es, für die ›Waadah‹ Briefe ins neutrale Ausland, so zum Beispiel in die Türkei oder die Schweiz zu schaffen, und brachten von dort Geldsendungen und Post nach Budapest zurück. Wir sahen in dem Entgegenkommen dieser Leute ein immer deutlicheres Zeichen, daß man auch schon in leitenden deutschen militärischen Kreisen ein ungünstiges Kriegsende einzukalkulieren begann, und wir wurden in unserer Ansicht noch bestärkt, als diese Abwehragenten uns baten, die Dienste, die sie uns erwiesen, in unseren Briefen ins Ausland, die übrigens von ihnen transportiert wurden, schriftlich zu erwähnen und eine Liste all derer

anzugeben, die uns aus ihren Reihen Hilfsdienste humanitärer Art geleistet hatten. In den darauffolgenden Wochen beruhigten sich zunächst die Verhältnisse in Budapest. Auch Joel Brand erschien in meiner Wohnung und gesellte sich zu meinen dort versteckten Gästen.

Eines Tages tauchte dann bei uns einer der Bekannten Brands, ein Agent der Abwehr, auf und sagte ihm, Eichmann lasse ihn schon überall suchen, da er mit ihm zu sprechen wünsche. Brand wurde freies Geleit garantiert. Sicherlich haben Sie davon gehört, daß Eichmann Joel Brand ins neutrale Ausland schickte und durch ihn den Alliierten die bekannte Transaktion von 10 000 Lastwagen für 1 Million damals noch am Leben verbliebenen Juden anbot. Brand hatte sich bei den Canaris-Abwehragenten auch schon bis dahin als der Leiter der unterirdisch tätigen ›Waadah‹ ausgegeben, obgleich er dies nicht war, und wurde auch in dieser Eigenschaft zu Eichmann geladen, da die Canaris-Leute ihn als den maßgebenden Mann benannt hatten.

Brand unterließ es, Eichmann aufzuklären, daß eigentlich Ingenieur Komoly und Dr. Kastner die Leiter waren. Er ließ sich als Beauftragter Eichmanns ins neutrale Ausland schicken und bekam als Begleiter den schon erwähnten Canaris-Agenten mit auf den Weg.

Bereits einige Tage vor der Abreise Brands begann Adolf Eichmann die Judendeportationen aus Ungarn mit einer Eile, wie er solche bis dahin noch nirgendwo an den Tag gelegt hatte. Die tägliche Quote erreichte 10 000 bis 12 000 Menschen, die, in Waggons gepfercht zu 80, 100 und noch mehr, schlimmer als das Vieh, das vorher in diesen Waggons transportiert worden war, ihren letzten Weg nach Auschwitz antreten mußten, wobei bereits unterwegs zahlreiche der Deportierten umkamen und bei der Ankunft ihre Leichen aus den Zügen entladen werden mußten.

Ziel dieses Vortrages ist, auf jene weniger bekannten Umstände ein Licht zu werfen, dank derer es gelang, diese letzte große Deportationswelle zu stoppen, bevor die damals noch lebenden etwa 1,2 Millionen Juden völlig vernichtet werden konnten.

Brand reiste nach Istanbul ab und verpflichtete sich uns gegenüber, in spätestens 2 Wochen wieder nach Budapest zurückzukehren, und dies versprach er ehrenwörtlich ebenso Eichmann. Wir hatten aber Bedenken und Zweifel, ob Brand je zu uns zurückkehren würde. Er glaubte

aber fest, in Istanbul einen Erfolg zu erringen und dann, mit einem Vertrag über die Lieferung von 10000 Lastwagen, über 1 Million Menschen vom Tode erretten zu können. Diesen naiven Glauben teilten wir, die wir in Budapest zurückblieben, nicht, weil wir wußten, daß die Alliierten niemals bereit sein würden, kriegswichtige Waren zu liefern, um so weniger, als die Menschen, für die dieses Lösegeld verlangt wurde, gar nicht ihre Staatsbürger, sondern Juden ungarischer, deutscher und deutsch-alliierter Staatsbürgerschaft waren.
Es kam dann auch, wie es kommen mußte. Brand und auch sein Begleiter benutzten die Gelegenheit zum Absprung und kehrten nicht mehr zu uns nach Budapest zurück. Für uns bedeutete dies unser eigenes Todesurteil und auch das der noch in Hitlers Hand befindlichen Million Juden, die durch Brands Mission vielleicht hätten gerettet werden können.
Mit einer bis dahin noch unbekannten Vehemenz und Geschäftigkeit trachtete Eichmann unterdessen, seinen Auftrag, Ungarn noch vor Ankunft der russischen Truppen judenfrei zu machen, schnellstens durchzuführen. Wir konnten uns ausrechnen, daß noch vor Ende des Jahres 1944 keiner von uns mehr übrigbleiben würde.
Wie das in die Enge getriebene Tier, das seinem Angreifer plötzlich hoffnungslos Front bietet und versucht, mit unerwarteter Gegenwehr oder einer List ihn zu überrumpeln und ihm zu entweichen, hat dann unsere ›Waadah‹ unter Leitung meines Freundes Dr. Rezsö Kastner und später unter meiner Leitung versucht, mit einer Kriegslist die letzten Reste der Unsrigen zu retten. Hierzu mußte man in die Höhle des Löwen gehen, und wir mußten psychologische Mittel, also unsere einzige verfügbare Waffe, anwenden. Wir gaben uns dem Gegner gegenüber, der bereits einsah, daß der Krieg verloren war, als die diplomatischen Vertreter seines mächtigen Feindes, nämlich der von ihm selbst erfundenen ›jüdischen Weltmacht‹ aus. Eine solche ›Weltmacht‹ existierte nur im Gehirn der Führer des Dritten Reiches. Dank dieser Vorstellung aber, die diese Leute mit ihrer eigenen Hetzpropaganda sich selbst eingegeben hatten, gelang es uns, Himmler zur frühzeitigen Einstellung der Deportationen und Vergasungen im Frühherbst 1944 zu veranlassen.
Zunächst hatte Himmler zwei ›Probezüge‹ aus Budapest über das KZ Bergen-Belsen in die Schweiz entlassen. Natürlich sagte Himmler seinen Leuten nicht, daß er eigentlich die Nachfolge Hitlers anstrebe

und den Krieg für verloren ansehe und daß er deshalb, um Kontakt zu den Siegern zu bekommen, die Vergasung eingestellt habe.
Sein Vorwand war, daß er von uns, wenn auch nicht die 10000 Lastwagen, so doch militärisch wertvolles Material und Geld erhalten könne, und da es allbekannt war, daß das Dritte Reich den Krieg wegen Mangels an diesen Gütern bald nicht mehr weiterführen könne, argumentierte er auch vor Hitler, der übrigens kaum etwas Präzises hierüber erfuhr, damit, daß er, um den Krieg zu gewinnen, das wertvolle ›Tauschmaterial Juden‹ nicht mehr im Gas vergeuden und umkommen lassen dürfe. Hitler war krank und so sehr mit militärischen Dingen beschäftigt, daß er Himmler, dem er voll vertraute, ohne Kontrolle gewähren ließ.
Wären die Vergasungen damals nicht eingestellt worden, hätte es noch vor Jahresende 1944 keinen lebenden Juden mehr im Reiche Hitlers und in den von ihm besetzten Gebieten gegeben. Die Überlebenden der Lager allerdings glauben auch heute noch, es seien die alliierten Truppen gewesen, die sie befreit und gerettet hätten. Tatsächlich aber erfolgte die Besetzung der KZ (außer Treblinka, das im Frühherbst 1944 von den Russen befreit wurde) erst ab Ende Januar 1945. So wurde Auschwitz z. B. Ende Januar 1945 und Bergen-Belsen und Mauthausen sogar erst im April 1945 besetzt. Das bedeutete also, daß, wenn die Vergasungen bloß bis Ende 1944 weitergegangen wären, die erst 1945 eintreffenden alliierten Truppen nur noch Rauch und Asche, aber keine lebenden KZ-Insassen und noch weniger in Ungarn undeportiert gebliebene Juden angetroffen hätten.
Die Hauptvoraussetzung für diesen Erfolg war, daß wir:
erstens, unseren sicheren Tod voraussehend, völlig unbekümmert und ohne jede Befangenheit an die deutschen Stellen herantraten in der Hoffnung, daß hinter der Entsendung Brands und dem Vorschlag, den er als Auftrag mit auf den Weg ins neutrale Ausland erhalten hatte, eine höhere Stelle als Eichmann, also vielleicht sogar Hitler selber, vielleicht Göring oder Himmler oder ein anderer mächtiger Mann stecken müsse, den wir beeinflussen könnten, wenn wir an ihn direkt herankommen würden;
zweitens die Vorstellungen, die es in den Köpfen der Nationalsozialisten über die Existenz einer sogenannten ›jüdischen Weltmacht‹ gab, für unsere Rettungsversuche ausnutzten und damit zumindest Zeit zu gewinnen trachteten;

drittens auf ein gewisses Chaos sowohl in den nationalsozialistischen Reihen untereinander als auch auf deutliche Spannungen, die zwischen der Wehrmacht und der Partei Hitlers immer offenkundiger sich zu manifestieren begannen, spekulierten. Die Geheimnistuerei, die in den jüdischen Angelegenheiten, also der Durchführung der ›Endlösung‹, von den einzelnen Stellen geübt wurde, erleichterte es uns, auf verschiedenen Ebenen zu verhandeln und die einzelnen SS-Stellen sowie die Gestapo Eichmanns im Interesse unserer Widerstandsziele gegeneinander auszuspielen.

Der wichtigste erste Schritt, den wir zu tun hatten, war, zunächst an Eichmann heranzukommen und festzustellen, wer sein direkter und wer sein höchster Vorgesetzter war. Dabei fanden wir heraus, daß ein gewisser Hauptsturmführer Klages als Budapester Leiter eines Spezialkommandos des SD ihn regelrecht überwachte und über seine Tätigkeit an Himmler direkt zu berichten beauftragt war.

Wir erfuhren von Hauptsturmführer Klages, der eigentlich die bis dahin in Budapest tätigen Abwehrleute der Organisation Canaris ablösen sollte, wobei er aber ganz gern deren Arbeitsmethoden kopierte, daß er die Kontakte der Canaris-Leute mit der ›Waadah‹ aufgedeckt hatte. Er hatte dann Himmler vorgeschlagen, bei seinem SD dieselbe Methode anzuwenden wie die Wehrmachtsabwehr. Einen Teil der Canaris-Agenten übernahm er in seinen eigenen Dienst, um auf dem Wege über die jüdischen Hilfsorganisationen nun seinerseits Kontakte im neutralen Ausland anzuknüpfen. Hierauf war eine überraschend prompte Antwort Himmlers gekommen, man möge den Leiter der ›Waadah‹ persönlich ins Ausland schicken und ihm den Vorschlag über den Austausch von 10 000 Lastwagen gegen 1 Million Juden zur Weiterleitung mitgeben.

Himmler hatte sehr wohl erkannt, daß die Abwehr auf diesem Wege Verbindung zu den Alliierten gesucht hatte, um sich ein Alibi für ein ungünstiges Kriegsende zu sichern, und da er ja Gleiches für sich wollte, folgte er diesem Beispiel mit einem viel weitergehenden Vorschlag, den er sich dank seiner größeren Machtfülle eher leisten konnte. Da aber Brand nicht zurückkehrte und die Gelegenheit nicht nutzte, an Hand von Verhandlungen über diesen Vorschlag bei Himmler, auch nur mit Hilfe hinhaltender Versprechungen, eine Einstellung der Deportationen und Vergasungen zu betreiben, mußten wir Himmler irgendwie wissen lassen, daß er nicht den richtigen, also einen

falschen Emissär in die neutrale Türkei geschickt hatten. Gegen unser eigenes besseres Wissen hierüber mußten wir ihn weiterhin davon überzeugen, daß sein Vorschlag bei den Alliierten Chancen der Verwirklichung habe, wenn er die tatsächlichen Führer unserer ›Waadah‹ für seine Verhandlungen in Anspruch nehmen und diese Verhandlungen trotz der Nichtrückkehr Brands weiterführen würde. Wir verlangten allerdings, daß er einen größeren Transport von einigen tausend Menschen als Vorleistung ins neutrale Ausland schicken müsse, da unsere Freunde in den alliierten Ländern an die Realität seines Vorschlages, Menschen gegen Ware oder Werte auszutauschen, ganz einfach nicht glauben wollten. Eine größere Anzahl Deportierter aber so ohne weiteres ohne eine Gegenleistung ins Ausland zu entlassen, konnte sich auch Himmler nicht leisten, und es entspannen sich Verhandlungen zwischen uns und seinen Beauftragten, wie der erste ›Probezug‹ von Deportierten, ohne aus dem Ausland im voraus bezahlt zu werden, dennoch abgefertigt werden könne.

Während die Verhandlungen liefen, trachtete Eichmann danach, in möglichst kurzer Zeit den letzten Rest der in seiner Macht befindlichen Juden zu deportieren und zu vernichten. Er war ja schließlich mit diesem Auftrag nach Ungarn gekommen, und so beeilte er sich, solange noch keine Gegenorder vorlag, seine ursprüngliche Aufgabe voll zu erfüllen. Die Entsendung eines Unterhändlers ins Ausland durch seinen SS-Reichsführer Himmler beunruhigte ihn und trieb ihn noch mehr zur Eile an.

Wir kamen allmählich dahinter, daß Himmler seinerseits gar nicht so sehr am wirtschaftlichen Ertrag dieser Transaktion interessiert war, sondern daran, auf dem Wege über die Verhandlungen mit uns mit maßgebenden Stellen im alliierten Lager in Kontakt zu kommen. Solche Versuche hatte Himmler bereits auf anderen Wegen unternommen, sie waren bis dahin aber ohne nennenswerten Erfolg geblieben. So hatte er zum Beispiel durch den Leiter seiner militärischen Auslandsabwehr, Schellenberg, in der Schweiz versucht, durch dessen Kollegen vom gegnerischen Lager Verbindung anzuknüpfen. Es ist nicht selten, daß im Kriege die Leiter der verschiedenen feindlichen Abwehrdienste miteinander in neutralen Ländern ins Gespräch kommen. Bei diesen Gesprächen versuchten sie, sich gegenseitig auszuhorchen, und dabei war es auch bei den Versuchen Schellenbergs geblieben.

Der Masseur Himmlers, Kersten, hatte in Kreisen der *schwedischen Regierung* ähnliche Versuche unternommen, doch auch hier konnte Himmler keinen Erfolg erzielen.
Dabei wußten er und die höchsten Führer des Dritten Reiches bereits, daß der Krieg verloren war, wenn es nicht gelang, die Russen und die westlichen Alliierten zu entzweien bzw. gegeneinander auszuspielen, und daß es unbedingt notwendig war, entweder mit dem einen oder mit dem anderen in Verbindung zu treten, um bei der drohenden Katastrophe des verlorenen Krieges, also beim Zusammenbruch, auch nur in persönlicher Hinsicht der Vernichtung zu entgehen. So hatte Ribbentrop, ein Rivale Himmlers, seinen Botschafter in der Türkei, von Papen, persönlich beauftragt, dort mit den Botschaftern der Alliierten ins Gespräch zu kommen. Da aber die Alliierten den totalen Boykott des Dritten Reiches vereinbart und sich vertraglich verpflichtet hatten, nur gemeinsam und nur über die bedingungslose Übergabe zu verhandeln, hatte auch von Papen keinen Erfolg gehabt.
So blieb Himmler nur die Idee, durch uns, also die angeblichen Vertreter einer angeblichen ›jüdischen Weltmacht‹, die unter den schützenden Fittichen Roosevelts, also des wichtigsten und mächtigsten Gegners, zu agieren behauptete, den bisher vergeblich beschrittenen Weg erfolgreicher zu gestalten. Um den Faden der Verhandlungen nicht abreißen zu lassen, erlaubte er uns schließlich, mit einigen unbedeutenden inländischen Werten, die bei dem Abtransport des ersten Probezuges aus Budapest abgeliefert worden waren, den für die Auswanderung vereinbarten Gegenwert von 1000 Dollar pro Kopf verrechnen zu können. Aber auch dies wäre uns nie gelungen, wenn der von ihm zu diesem Zweck ernannte Wirtschaftsoffizier, ein Obersturmbannführer Kurt Becher, uns nicht weitgehend entgegengekommen wäre. Ich bin gar nicht sicher, ob Himmler es überhaupt gewußt hat, daß die von Becher anerkannten Abrechnungen über unsere Leistungen für den ersten in die Schweiz geleiteten Zug eigentlich um das 8- bis 10fache des tatsächlichen Wertes überhöht waren. So gelangte dann im August 1944, also 10 Monate vor Kriegsende, ein erster Transport von 318 Deportierten aus Bergen-Belsen in die Schweiz. Ein weiterer Transport von über 1300 Menschen folgte dann im Oktober/November 1944.
Adolf Eichmann, dem als dem obersten Leiter der jüdischen Angelegenheiten auch diese Transporte aufgetragen worden waren, hat sein

möglichstes getan, um sie zu verhindern und zu verzögern. So waren ursprünglich diese beiden Transporte schon Ende Mai aus Budapest abgerollt und sollten über das damals noch von den Deutschen besetzte Frankreich direkt nach Spanien und von dort nach Portugal weitergeleitet werden. Unter dem Vorwand, daß Brand, dessen baldige Rückkehr wir damals noch von Woche zu Woche immer verzweifelter versprachen, vorher zurückkommen müsse, leitete Eichmann diesen Probezug eigenmächtig nach Bergen-Belsen um. Trotz unserer Vorstellungen gab Himmler zunächst Eichmann recht und ließ uns sagen, man müsse die Rückkehr Brands abwarten. Als es jedoch feststand, daß diese Rückkehr nicht mehr zu erwarten war, und es uns gelungen war, durch Himmler diesen Punkt ausklammern zu lassen und ihn zu beruhigen, war der Weg für den Deportiertenzug über Frankreich nicht mehr frei. Die Alliierten hatten nämlich nach der Landung in der Normandie fast ganz Frankreich zurückerobert, und so wurden diese zwei Transporte von KZlern in die Schweiz entlassen. Ihre Ankunft erregte im alliierten Lager eine große Sensation, denn bis dahin hatte niemand ernsthaft geglaubt, daß unsere Angaben über die Möglichkeit einer massiven Auswanderung von Juden aus den KZ ins neutrale Ausland auf Grund von Verhandlungen mit Himmler eine echte Chance hätten. Wir baten nun im westlichen Ausland, man möge uns auch nur mit leeren Versprechungen helfen, um auf diese Weise bis an das damals schon nahe scheinende Kriegsende Zeit zu gewinnen.
Im alliierten Lager hatte man uns aber, vor allem in jüdischen Kreisen, voll abgeschrieben. Niemand wollte – und dies um keinen Preis – mit der Gestapo Himmlers verhandeln und sich damit die Finger beschmutzen. Dabei starben bei uns täglich 10 000 bis 12 000 unschuldige Menschen im Gas, und wir wußten, daß, wenn es uns nicht gelänge, durch scheinbare Verhandlungen diese Vergasungen zu stoppen, keiner von uns das nahende Kriegsende erleben würde. Um dies zu verhindern, waren wir bereit, mit dem Teufel selbst zu verhandeln.
Zu unserem Glück bekamen wir dann plötzlich eine Unterstützung von der höchsten alliierten Stelle, nämlich von Roosevelt selber. Obgleich er eigentlich vertraglich dazu verpflichtet war, mit keiner deutschen Stelle über irgendein Thema allein, also ohne Teilnahme der übrigen Alliierten und der UdSSR, Verhandlungen zu pflegen, schickte er einen persönlichen Freund und Bevollmächtigten in die

neutrale Schweiz, der dort in der amerikanischen Botschaft intern die Leitung des ›War Refugee Board‹ übernahm. Der Genannte war Roswell D. McClelland, einer der Leiter der Quäkerbewegung in den USA. Als ich Klages hierüber Mitteilung machte und ihn darauf hinwies, daß nun ein Gesandter Himmlers mit McClelland, also Roosevelts Beauftragtem, in Verbindung treten könnte, da war endlich das Eis bei Himmler gebrochen, und nun ließ er die Vergasungen, unserem Hauptwunsch gemäß, in den Lagern völlig einstellen. Inzwischen war aber bereits die Hälfte der bei der Abreise Brands noch am Leben befindlichen Juden im Gas umgekommen.
Es ist eine durch alle, die die KZ überlebten, bewiesene Tatsache, daß diese Einstellung der Vergasungen ungefähr im Oktober/November 1944 definitiv erfolgt ist und diese nie wieder aufgenommen wurden. Sie waren aber schon vorher, und zwar seit Ende Juli 1944, schrittweise vermindert worden, weil es uns gelungen war, die Deportationen in Ungarn einstellen zu lassen, und keine neuen Menschenmassen zwecks Ermordung in Auschwitz anlangten.

Meine Angaben lassen sich mit schriftlichen Dokumenten nachweisen. So zum Beispiel berichtete Hauptsturmführer Dieter von Wisliceny in einem eigenhändigen schriftlichen Geständnis vor seiner Verurteilung und Hinrichtung in der Tschechoslowakei nach dem Kriege folgendes: »Die seit Frühjahr in Budapest laufenden Bemühungen von Vertretern des ›Joint Distribution Committee‹ führten dann im Oktober 1944 zu einem Befehl Himmlers, der die ›Endlösung‹ stornierte.« Wisliceny war der Adjutant Eichmanns und hatte u. a. die Deportationen aus der Slowakei geleitet und an denen aus Ungarn mitgewirkt. Seine posthumen Ausführungen dienten im Eichmann-Prozeß in Jerusalem als Hauptbelastungsmaterial gegen Eichmann. Das von mir oben erwähnte Zitat dagegen wurde zwar verlesen, aber dann mit Stillschweigen übergangen, da es meine Angaben bestätigte, die aber von vielen nicht gern gehört werden, obgleich sie der Wahrheit entsprechen.
Es gibt auch noch andere Dokumente, die meine Ausführungen beweisen. So ein Gedächtnisprotokoll, von Himmler eigenhändig korrigiert, über seine Verhandlungen mit dem schweizerischen Nationalrat Dr. Jean Marie Musy, die er nach dem bereits erfolgten Stopp der Vergasungen mit ihm führte und wobei Himmler ziemlich enttäuscht

von seinem Gesprächspartner erfuhr, daß dieser nichts über unsere geheimen Abkommen mit ihm wisse.
Dann gibt es Dokumente des Auswärtigen Amtes Ribbentrops, die Hinweise auf unsere Aktion und die Ankunft unserer Deportiertenzüge in der Schweiz enthalten.
Es gab ab November 1944 noch ca. 600 000 bis 700 000 Menschen im nationalsozialistischen Machtbereich, die, sei es als Juden oder als sonstwie festgenommene nichtjüdische Gegner des Nationalsozialismus, von Hitler zum sicheren Tode vorgesehen, jedoch noch am Leben waren. Der Krieg zog sich noch ein halbes Jahr hin, und erst allmählich besetzten die alliierten Truppen die von den Deutschen eroberten Länder und später auch das deutsche Reichsgebiet. Dies erfolgte schrittweise und nach langer heftiger Gegenwehr der deutschen Truppen. In den Lagern, die, außer Treblinka, erst ab Januar 1945 befreit werden konnten, wurden halb verhungerte, dem Tode nahe, aber dennoch lebende Menschen angetroffen. Diese alle wären schon Monate vorher tot gewesen, wenn eben die Vergasungen nicht schon im Herbst 1944 angehalten worden wären.
Ich möchte hier aber nochmals hervorheben, daß uns all dies nicht gelungen wäre, hätten wir nicht auch in den gegnerischen Reihen, ja sogar unter der SS, Leute angetroffen, die den Namen ›Menschen‹ verdienen; und seit Kriegsende führten mein verstorbener Freund Dr. Kastner und später ich im Namen der Gerechtigkeit einen Kampf, um dieses klar herauszustellen. Wir erregten damit freilich häufig den Widerspruch vieler früherer Verfolgter, die die Schrecken der KZ überlebt haben, und nun, obgleich sie selber durch unsere Aktion gerettet wurden, von Ressentiments so sehr erfüllt waren, daß sie unseren Angaben trotz aller Beweise nicht glauben wollten. Sie bekämpften uns so heftig, daß mein Freund Dr. Kastner im Jahre 1958 von verhetzten jungen Leuten in Israel ermordet wurde.
Ich selber sollte beim Eichmann-Prozeß der Hauptzeuge sein, denn niemand von all denen, die dort verhört wurden, hat Eichmann so genau gekannt wie Dr. Kastner und ich. Wir zwei haben ja Eichmann im Jahre 1944 überlistet und ihm die letzten Hunderttausende seiner Opfer entrissen, was nicht ohne seine heftige Gegenwehr vor sich gegangen ist. Weil ich aber nicht bereit war, beim Eichmann-Prozeß jene im Stich zu lassen, die uns geholfen hatten, den noch verbleibenden Rest von Menschen in den KZ zu retten, war ich das Objekt einer

regelrechten Pressekampagne, und schließlich verzichtete der Generalstaatsanwalt Gideon Hauser darauf, mich im Prozeß öffentlich zu verhören. Ich aber bin der Ansicht, daß ich auch dort richtig gehandelt habe. Es ist nämlich heute keine Heldentat oder Kunst und auch nicht sehr originell, nachträglich Nazijäger und der intransigente Feind all jener zu sein, die deutsche oder gar SS-Uniformen getragen haben. Entscheidend ist nur, ob man in der Zeit der Verfolgung den Versuch unternahm, den Nazis die Stirn zu bieten oder sie im guten Sinne zu beeinflussen. Damals mußte man unter ihnen solche suchen und überreden, die anständig, menschlich und klug genug waren, um einzusehen, daß sie sich hatten irreführen lassen, und die nun die Verpflichtung fühlten, selbst unter Lebensgefahr etwas davon wiedergutzumachen, was man auch in ihrem Namen an Bösem getan hatte. Jene, die damals sich nichts einfallen ließen, etwas dagegen zu unternehmen, daß sie mit ihren Familien in die Vernichtung geführt wurden, sind, meiner bescheidenen Ansicht nach, nicht berechtigt, heute nachträglich Kritik zu üben und über jene Leute zu urteilen, denen sie es zu verdanken haben, daß sie überhaupt noch am Leben sind.
Noch bitterer finde ich es, wenn Menschen, die in der Sicherheit der Emigration gelebt haben, nun heimkehren und Kritik daran üben, daß wir im Jahre 1944, um Hunderttausende zu retten, zum Mittel der List griffen und hierzu den irrigen Glauben der SS-Führer nutzten, wonach wir die Beauftragten einer nur in ihren Köpfen existierenden ›jüdischen Weltmacht‹ seien. Ich weiß nicht, wie anders wir unser Werk sonst hätten vollbringen können.
Es nützt nichts, wenn man post festum Dinge, die sich ereignet haben, und Menschen, ja, ganze Völker, die Unrecht begingen, unterschiedslos verdammt und damit glaubt, ein perfekter Demokrat zu sein. Wer so denkt und handelt, ist nicht gerecht, sondern nur selbstgerecht und hat jene Zeit, die er vielleicht selbst durchlebte, nicht verstanden.
Wichtig ist nämlich, daß man aus den Fehlern der Vergangenheit lernt und bereit ist, in kommenden tragischen Geschichtsvorfällen neue, vielleicht bisher noch nie erprobte Methoden zu ersinnen, um das Unrecht und das Verbrechen mit möglichst großen Erfolgschancen zu bekämpfen.

Henry Ford
Die Orientalisierung Amerikas[59]

Das von uns als ›*Studium über die Judenfrage*‹ betitelte Werk, das von gegnerischer Seite verschiedentlich als ›*Judenkampagne*‹, als ›*Angriff gegen die Juden*‹ und als ›*antisemitisches Programm*‹ usw. bezeichnet worden ist, bedarf für die, die ihm folgen, keiner Erläuterung. Die ihm zugrunde liegenden Motive und Zwecke müssen durch das Werk selbst gerichtet werden. Es wurde lediglich als Beitrag zu einer Frage dargeboten, die für das Land von tiefstem Interesse ist, einer Frage, die ihrem Ursprung nach eine Rassenfrage ist und sich eher mit Einflüssen und Idealen als mit einzelnen Personen befaßt. Unsere Ausführungen müssen von ehrlich denkenden Lesern beurteilt werden, die klug genug sind, sie an Hand des Lebens, so wie es sich ihnen darstellt, zu bewerten. Wenn sie sich mit ihren eigenen Beobachtungen decken, so ist unser Fall gewonnen. Es ist indes höchste Torheit, uns verurteilen zu wollen, bevor unsere Ausführungen nicht als grundlos und unbedacht erwiesen sind. In erster Linie ist in Betracht zu ziehen, ob sie wahr sind oder nicht; und dieser Punkt gerade ist es, den unsere Kritiker zu vermeiden suchen.

Wer unsere Artikel gelesen hat, wird sofort eingesehen haben, daß wir von keinerlei Vorurteil, es sei denn zugunsten der Prinzipien, die unsere Kultur geschaffen haben, getrieben sind. Es hatten sich hierzulande gewisse geregelte Einflüsse bemerkbar gemacht, die merklich auf das Niveau unserer Literatur, unserer Vergnügungen und unserer sozialen Grundsätze drückten; überall war ein Sinken der Wertmaßstäbe bemerkbar. Das hatte nichts mit der robusten Grobheit des weißen Mannes, sagen wir mit der rohen Urwüchsigkeit Shakespearescher Charaktere zu tun, sondern war ein unangenehmer Orientalismus, der sich heimtückischerweise in alle Lebensformen eingeschlichen hatte – und zwar in solchem Maße, daß es geboten schien, ihm entgegenzutreten. Die Tatsache, daß alle diese Einflüsse sich auf einen Rassenurgrund zurückführen ließen, ist beachtenswert, nicht allein für uns, sondern auch für intelligente Angehörige der betreffenden Rasse. Die Tatsache, daß von ihnen selbst bereits Schritte getan worden sind, um ihren Schutz denen zu entziehen, die am deutlich-

sten die amerikanische Gastfreundschaft mißbrauchten, gereicht ihnen nur zur Ehre. Trotzdem ist noch Gelegenheit genug vorhanden, um die abgenutzte Idee der Rassenüberlegenheit, die sich auf eine alles untergrabende Kriegführung auf ökonomischem und intellektuellem Gebiet stützt, abzuschütteln.

Unser Buch will über die Juden in Amerika durchaus nicht das letzte Wort gesagt haben. Es will nur den starken Druck schildern, den sie gerade heute auf das Land ausüben. Wenn das geändert wird, läßt sich auch anders darüber reden. Zur Zeit liegt die ganze Frage ausschließlich in den Händen der Juden selbst. Sind sie so klug, wie sie vorgeben, so werden sie alles dransetzen, die Juden zu Amerikanern statt die Amerikaner zu Juden zu machen. Der Geist der Vereinigten Staaten von Amerika ist im weitesten Sinne des Wortes christlich und ist vom Schicksal aus bestimmt, christlich zu bleiben. Das ist nicht im sektiererischen Sinne aufzufassen, sondern bezieht sich lediglich auf ein Grundprinzip, das sich von anderen Prinzipien insofern unterscheidet, als es die Freiheit der Moralität an die Seite stellt und die Gesellschaft an einen Kodex menschlicher Beziehungen bindet, der sich auf die fundamentalen christlichen Grundbegriffe von Menschenrechten und -pflichten gründet.

Was Vorurteil oder Haß gegen das Individuum betrifft, so ist das weder amerikanisch noch christlich. Unser Widerstand gilt nur den Ideen, den falschen Ideen, die die moralische Kraft des Volkes untergraben. Diese Ideen lassen sich ohne Mühe auf bestimmte Quellen zurückführen, werden durch leicht erkennbare Methoden verbreitet und lassen sich durch die Aufklärung selbst schon in Schach halten. Wir haben nichts weiter getan, als uns dieser Aufklärung zu bedienen. Es genügt bereits, wenn die Menschen den Ursprung und das Wesen des Einflusses erkennen, der sie umfängt. Das amerikanische Volk mag sich nur einmal klar machen, daß das Übel nicht in einer natürlichen Degeneration, sondern in einer wohlberechneten Zersetzungsarbeit besteht, und es wird vor ihm sicher sein. Die Aufklärung an sich ist das Gegenmittel.

Die betreffende Arbeit wurde ohne jedes persönliche Motiv in Angriff genommen. Als sie bis zu einem Stadium gediehen war, von dem wir glaubten, daß ihr Grundton dem amerikanischen Volke verständlich wäre, ließen wir vorübergehend von ihr ab. Unsere Feinde behaupten, wir hätten sie aus Rachsucht unternommen und aus Furcht aufgege-

ben. Die Zeit wird den Beweis erbringen, daß unsere Kritiker diese Ausflüchte nur suchen, weil sie es nicht wagen, der Frage selbst zu Leibe zu rücken! Die Zeit wird auch beweisen, daß wir ein besserer Freund der Juden sind als alle die, die sie ins Gesicht loben und hinterrücks angreifen.

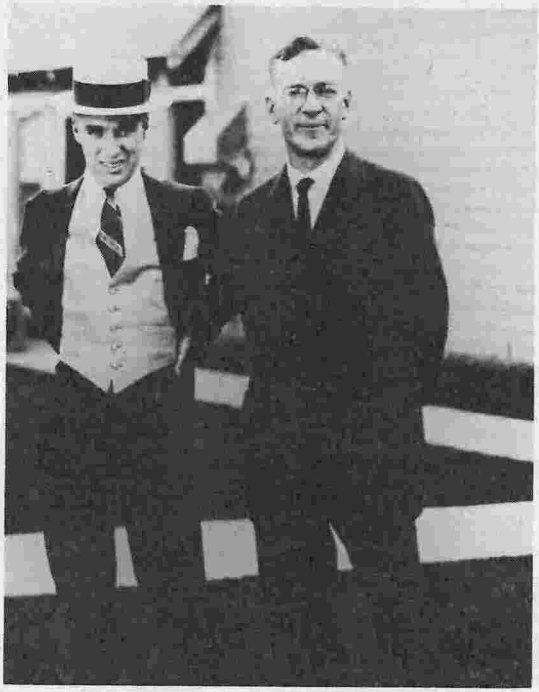
Upton Sinclair
Keine Ahnung[60]

Ein ehemaliger Agent der ›Schwarzen Hundertschaft‹ lieferte Unterlagen. Sie waren sorgfältig zusammengestellt, sauber mit der Maschine geschrieben und mit einem Index versehen. Das vereinfachte das Zitieren. Henry Ford war entschlossen, jedem Menschen zu beweisen, daß die Übel der Welt ihre Ursache in einer Verschwörung der Juden hatten, dieser egoistischen und übelsinnigen Rasse, die nach der Weltherrschaft strebte.
Sehen Sie nur, Mr. Ford! Die Bankiers haben doch versucht, Ihnen Ihr Geschäft fortzunehmen. Wer sind sie denn, diese Bankiers? Juden! Alle internationalen Bankiers sind Juden! Rothschilds, Samuels, Barings, Belmonts und die Baruchs, Strauß', Warburgs und Kuhns, die Loebs, Kahns und Schiffs. Die Liste der Rüstungsmagnaten, die den Krieg anzettelten, liest sich wie die Gemeindeliste einer Synagoge. Und werfen Sie einen Blick auf die Liste der Revolutionäre – Trotzki und Radek, Sinowiew, Bela Kun, Liebknecht und Luxemburg. Wundert es Sie, daß die Juden Streiks und Revolutionen benutzen, um die Nationen ihrem Willen zu unterwerfen?
Hier sind die Beweise, Mr. Ford, die vor jedem Gericht bestehen können. Wir haben die Originaldokumente an einem sicheren Ort in einem Geheimfach: die Aussagen der Verschwörer selbst, die ›Protokolle der Weisen von Zion‹. Protokolle! Was ist denn ein Protokoll?

Henry Ford veröffentlichte im ›Dearborn Independent‹ eine Artikelserie über das ›Internationale Judentum‹! Er legte die Protokolle der Weisen von Zion einem entsetzten Amerika vor. Er berichtete dem Land alles über das ›Jüdische Weltprogramm‹, ›das umfassendste Programm zur Unterjochung der Welt, das jemals ersonnen wurde‹. Jüdische Agenten arbeiteten im geheimen daran, die arische Gesellschaft zu zerstören. Alle Übel der Welt, Kriege, Streiks, Aufstände, alle Revolutionen und Verbrechen, Trunkenheit, Epidemien, Katastrophen waren das Werk verworfener, boshafter Juden.
Die Zeitung blieb zwanzig Wochen lang bei diesem Thema. Sie schrieb: »Die Tatsachen in dieser Serie veröffentlichen wir nach

strengster und sorgfältigster Prüfung.« Das amerikanische Volk, das Henry Ford als ehrlichen und tüchtigen Geschäftsmann kannte, war bereit, diese Wahrheit zu glauben, er gab sein Wort dafür.
Einige Juden in Amerika protestierten und versuchten sogar, auf diese Artikel zu antworten. Da begann Henry, der nie eine Arbeit nur halb tat, Material über die amerikanischen Juden und ihr Tun zu sammeln. Er verlegte den größeren Teil seiner Spionageabteilung von Dearborn nach New York. Er veröffentichte eine Artikelreihe ›Die Aktivität der Juden in den Vereinigten Staaten‹. Dann folgte eine andere: ›Jüdischer Einfluß auf das amerikanische Leben‹, dann ›Betrachtungen über die Macht der Juden in den Vereinigten Staaten‹. Er wies nach, daß die Juden Bühne und Leinwand beherrschten und so die Moral Amerikas zerstörten. Das taten sie nicht etwa, weil es Geld einbrachte. O nein! Alles war nur ein perfides Mittel, die amerikanische Zivilisation zu zerstören. Trunksucht breitete sich aus und nicht etwa deshalb, weil die Juden am Alkohol Geld verdienten, sondern weil sie wünschten, daß Amerika sich dem Trunke ergäbe. Juden beherrschten den Textilhandel, deshalb trugen die amerikanischen Mädchen kurze Röcke. Juden beherrschten die Musik, deshalb lauschte das amerikanische Volk dem Jazz und tanzte sich verrückt. Der weiße Sklavenhandel, der Anstieg des Bodenzinses, die Abwanderung vom Lande in die überfüllten Städte, die Ausbreitung des Bolschewismus und der Evolutionstheorie, all das waren nur Mittel der Verschwörung der Juden gegen die arische Menschheit.
Henry führte diesen Kreuzzug fast drei Jahre lang. Nachdem die Artikel in der Zeitung erschienen waren, wurden sie als Broschüren gedruckt. Das gab fünf Bände mit je 250 Seiten. Sie kosteten 25 Cent pro Band – noch ein Erzeugnis der Massenproduktion. Die Landbevölkerung Amerikas und die ›reinblütigen‹ Amerikaner in den Städten, die den ›Dearborn Independent‹ bezogen, kauften diese Broschüren und studierten und befragten sie wie die Heilige Schrift.
Henry hatte einmal gesagt, »Geschichte ist wertloses Zeug«; aber damit war natürlich nicht die Geschichte gemeint, wie sie in den ›Protokollen der Weisen von Zion‹ vorlag. Oder gar die Geschichte des Benedikt Arnold und seines ›jüdischen Verführers‹, der Quartiermeister der amerikanischen Armee war und den unglücklichen jungen Offizier ins Verderben stürzte. Henry hatte Benedikt Arnold kennengelernt und konnte ihn jetzt auch von Arnold Bennett unterscheiden. Er

hatte auch alles Material über die Bolschewisten und ihre Revolution in Rußland aufgetrieben. Diese Art ›Geschichte‹ erzählte er den einfachen Menschen Amerikas; und das war kein ›wertloses Zeug‹.
»Alle jüdischen Bankiers leben noch in Rußland. Nur die Nichtjuden wurden damals erschossen, nur ihr Eigentum wurde beschlagnahmt. Der Bolschewismus hat nicht das Kapital abgeschafft, er hat nur das Kapital der Nationalen Russen gestohlen. So wird es jeder jüdische Sozialismus, Anarchismus oder Bolschewismus machen. Jeder Bankier, den man mit Dollarnoten am Rock in den Zeitschriften karikiert, ist ein Nationaler Bankier; jeder Kapitalist, der in roten Streitschriften öffentlich beschuldigt wird, ist ein Nationaler Kapitalist. Jeder große Streik bei den Eisenbahnen, bei Stahl und Kohle ist gegen die Nationale Industrie gerichtet. Das ist der Zweck der Roten Bewegung. Sie sind Verbündete, der Jude und der Antichrist.«



Charlie Chaplin und Upton Sinclair

Abner Shutt bezog den ›Dearborn Independent‹. Er kostete einen Dollar fünfzig im Jahr, also noch nicht einmal drei Cent pro Ausgabe. Es war die einzige Zeitschrift, auf die er je abonniert war, außer dem Wochenblatt der ›Wahren Gläubigen‹. Er las gutgläubig jedes Wort, und als die Broschüren im ›Independent‹ angekündigt wurden, bestellte er sie. Es war das erste Buch, das er sich in seinem Leben kaufte. Die Familienbibel hatte Milly zur Heirat als Geschenk bekommen. So vieles von den Vorgängen in der Welt war ihm geheimnisvoll gewesen. Hier wurde es ihm erklärt! Er sprach darüber mit seinen Kollegen im Werk, die die Wahrheit dieser Schrift bezweifelten.
Abner selbst hatte bisher nichts mit Juden zu tun gehabt. Aber von nun an sah er sich die Gesichter der Handelsvertreter, die an seine Tür kamen, genau an und lernte jüdische Züge erkennen. Aus dem ›Dearborn Independent‹ kannte er nun jüdische Namen. Bemerkte er solche auf einem Schild über einem Laden, so trat er dort nicht ein und mußte häufig ziemlich lange herumsuchen, bis er sich eine neue Mütze oder ein Paar Socken in Highland Park kaufen konnte.
Er warnte auch die Kinder davor, sich mit dieser üblen Rasse einzulassen. So erfuhr er jetzt auch, daß der Anführer der Bande, welche die Lastwagen beraubt hatte, Levy hieß. Damit war natürlich alles erklärt, und das machte Abner etwas geneigter, seinem Sohn zu verzeihen. Abner sprach mit ihm darüber und erfuhr die Namen von Leuten hier in der Stadt, die durch Spiel, Whisky und Verkauf gestohlener Waren Geld machten. Einige Juden waren darunter. Abner merkte sich ihre Namen.
Er merkte sich auch eine Lehrerin, die es wagte, seinem Sohn Tommy zu erzählen, Mr. Fords Material über die Juden sei nicht stichhaltig. Der Name der jungen Lehrerin war O'Toole. Das war zwar nicht verfänglich, aber darauf konnte man sich nicht verlassen. Abner war durch Henry darauf hingewiesen worden, wie oft die Juden ihren Namen verdeckten. Wenn man nachforschte, fand man wahrscheinlich heraus, daß die Lehrerin ursprünglich Otulinski hieß oder sonst irgendwie so ausländisch.
Als er diese Informationen sammelte, war es noch nicht viel mehr als Neugier. Eines Abends aber kam ein Mann zu ihm, der Abners Namen aus der Subskriptionsliste der Zeitung hatte. Dieser Mann gehörte einer Bürgergruppe an, die sich mit Worten allein nicht zufriedengeben wollten, sondern Taten verlangten. Die Verräter und Revolutionä-

re waren organisiert, Amerika mußte ein Gleiches tun. Früher gab es einen Bund, den Ku Klux Klan, dessen Trachten es gewesen war, die Negeraufstände im Süden niederzuhalten. Das war ein Stück Geschichte, kein ›wertloses Zeug‹. Jetzt sollte dieser Bund wieder ins Leben gerufen werden, um Juden, Katholiken, Rote und ähnliche Feinde niederzuschlagen. Sie suchten Leute wie Abner, und dieser versicherte, er hätte selbst schon nach solch einem Bund Ausschau gehalten.
Er zahlte zwanzig Dollar, seinen halben Wochenlohn. Man führte ihn in einen Saal, kleidete ihn in ein weißes Gewand mit Kapuze und einem roten Kreuz auf der Brust. Er ließ ein feierliches Zeremoniell über sich ergehen und schwor greuliche Eide, die er sich Wort für Wort zu Herzen nahm. Man lehrte ihn geheime Losungsworte und gab ihm Namen und Adresse seines ›Führers‹. Dann schickte man ihn los, um Informationen über die Verräter in Amerika zu sammeln.
Wenn er einen gefunden hatte, wurde eine Versammlung der Klanmänner einberufen. Man fertigte ein Schild an, mit Kreuzen darauf und Worten in roter Schrift, nagelte es an die Tür des Verräters: »Der Klan wacht!«. Um die Verräter in Furcht zu versetzen, versammelten sich von Zeit zu Zeit des Nachts Hunderte weißgekleideter Gestalten auf einem Felde. Sie trugen ein hohes Kreuz, das sie aufrichteten und anzündeten, damit alle Welt es sehen könnte. War das Feuer niedergebrannt, so ging Abner heim und hatte wieder das sichere Gefühl, das Nationale Protestantische Amerika sei gerettet.

Henry suchte weiter nach dem Schmutz der Juden. Er nahm sich einen Fall nach dem anderen vor und präsentierte ihn der Öffentlichkeit. Natürlich geschah das nie ohne gewissenhafte und gründlichste Prüfung. Bis er schließlich an einen Juden mit Namen William Fox, einen Hersteller von Wochenschauen, geriet. Henry sammelte viel Material über die Geschäftsmethoden von Fox und die Unmoral seiner Bilder. Fox erfuhr von den Nachforschungen Fords. Er schickte ihm einen Boten, der Mr. Ford mitteilte, er, Fox, habe auch Untersuchungen angestellt. William Fox hatte eine Wochenschau, die zweimal in der Woche zu Tausenden von Kinos fuhr. Fox ließ Mr. Ford mitteilen, daß erschreckend viele Fordwagen Unfälle gehabt hätten. Er werde seine Kameraleute, und er hatte Hunderte davon, im ganzen Lande

Nachrichten und Berichte über Unfälle von Fordwagen sammeln lassen. Auch Bilder der zerstörten Wagen mit allen Einzelheiten sollten sie bringen und wieviel Leute getötet wurden, wie viele Hinterbliebene es gab und so weiter. Fachleute sollten dann untersuchen, welcher Defekt den Unfall verursacht hatte. Die Kameraleute würden jede Woche Hunderte von Berichten schicken, und William wolle nur die besten für seine Wochenschau auswählen.
Diese Botschaft wirkte sofort. Henry sandte William eine Antwort: »Ich habe mich entschlossen, den Kampf gegen die Juden einzustellen.«
Er wurde eingestellt, und Abner Shutt, der gläubige Abonnent, las nichts mehr über die Verbrechen der Juden. Das betrübte ihn nicht, er hatte ja die fünf Bände, in denen er stets nachlesen konnte. Der Ku Klux Klan verbrannte weiter seine Kreuze und graulte einige jüdische Händler fort, die die Preise unterboten hatten. Außerdem verschreckten sie ein paar Männer, die im Verdacht standen, außerehelich mit Weibspersonen zu verkehren.
Ein Jude namens Sapiro hatte gegen Henry Ford einen Verleumdungsprozeß angestrengt und fünf Millionen Dollar Schadenersatz verlangt. Einige Jahre lang nutzte Henry jedes nur mögliche Mittel, um zu verhindern, daß der Fall zur Verhandlung käme. Doch schließlich hatten die Bemühungen keinen Erfolg mehr, und als ersten Schritt zu einem Vergleich gab der Automagnat eine Presseerklärung heraus: Er habe bis heute keine Zeit gefunden, all das zu lesen, was der ›Dearborn Independent‹ veröffentlichte. Jetzt hätten ihm einige Freunde erklärt, die Anschuldigungen und Anklagen gegen die Juden seien unwahr. Daraufhin habe er nun zum erstenmal dieses Blatt gelesen, und er sei »tief erschüttert, daß dieses Blatt, das dem Aufbau dienen sollte, zu einem Werkzeug gemacht worden sei, erfundene Anschuldigungen zu verbreiten«. Es treffe nicht zu, daß die Juden eine Verschwörung planten, um die Welt zu unterjochen. Die ›Protokolle der Weisen von Zion‹ hätten sich als Schwindel erwiesen. Hätte Henry vorher ihren wahren Charakter gekannt, so »würde ich ihre Veröffentlichung ohne auch nur eine Sekunde Zögern untersagt haben«. Henry fuhr fort und schlug sich an die Brust:
»Ich halte es für meine Pflicht als Ehrenmann, die Juden für das Unrecht, das ihnen als Mitmenschen und Brüdern geschehen ist, zu entschädigen. Ich bitte sie daher um Vergebung für das Unrecht, das ich ihnen ohne Absicht zugefügt habe, und, soweit es in meiner Macht

liegt, nehme ich die beleidigenden Anschuldigungen zurück, die man ihnen zur Last gelegt hat. Ich gebe ihnen die uneingeschränkte Versicherung, daß sie fortan auf mich in Sachen der Freundschaft und des guten Willens rechnen können.«
Sehr schön, wirklich sehr schön! Aber Henry Ford hatte auch eine Autobiographie unter dem Titel ›Mein Leben und Werk‹ veröffentlicht. Darin sprach er in der ersten Person, erklärte sich eins mit dem antisemitischen Feldzug; ja, die schlimmsten Anschuldigungen waren darin angeführt und nochmals hervorgehoben. In diesem Buch wurde der jüdische Einfluß als ›schmutziger Orientalismus‹ gebrandmarkt, ›der jede Ader der öffentlichen Meinung heimtückisch vergiftet habe‹. In diesem Buch forderte Henry die besseren Juden auf, ›die überholten Ideen rassischer Überlegenheit fallenzulassen, die in einem wirtschaftlichen oder moralischen Vernichtungskrieg gegen die christliche Gesellschaft noch aufrechterhalten werden‹. Von sich selbst erklärte er in dieser Biographie, er habe in seinen antisemitischen Schriften verderbliche Ideen ans Licht gezerrt, welche die Volksmoral untergrüben. Er forderte das amerikanische Volk zu der Einsicht auf, ›es handele sich dabei nicht um naturbedingten Verfall, sondern um wohlberechnete Heimtücke, die uns zerstören soll‹.
Hatte Henry Ford keine Ahnung von dem, was er in seiner eigenen Biographie geschrieben hatte? Oder war er jetzt schon so groß, daß die Wahrheit ihn nicht mehr kümmerte?

Ich bin die Größe und die Macht, ich bin der Stolz, der Prunk und die Herrschaft, sagte Henry Fords Vermögen. Ich bin eine Dynastie, die bis in fernste Zukunft leben wird; ich werde Geschichte machen, die kein ›Geschwätz‹ ist; ich werde den Namen und den Ruhm Henry Fords den Milliarden noch Ungeborener überliefern. Aber es gibt ruchlose Menschen auf dieser Welt! Teufel in Menschengestalt treiben ihr Unwesen! Sie haben sich verschworen, mir diesen Ruhm zu rauben. Sie wollen nicht, daß die Welt von Henry, Edsel, Henry II., Benson, Josephine Clay und William Ford spricht, die jetzt erwachsen sind und ihren Teil am Ruhm haben sollen. Nein, die Welt soll von Menschen wie Trotzki und Sinowjew, Bela Kun und Radek, Liebknecht und Luxemburg, Jaurès und Blum sprechen! Das wollen diese Ruchlosen! Jüdische Namen! dachte Henry. Sein Widerruf damals in der Judenfra-

Shall the Stamp of Sinclarism Crush California?

ge geschah ja nur aus Geschäftsrücksichten, und er war nach wie vor überzeugt, daß die große Verschwörung gegen seine Dollarmilliarde keine andere sei als die jüdisch-bolschewistische, die der ›Dearborn Independent‹ damals aufgedeckt hatte. Immer wieder veröffentlichte Henry Artikel, in denen er behauptete, daß die Bewegung für eine industrielle Arbeitergewerkschaft eine kommunistische Verschwörung sei und daß sie im geheimen von interessierten Bankkreisen finanziert werde. Man wolle die Ford-Motor-Company zerschlagen und sie Wallstreet in die Hand spielen. Und mußte man noch besonders erwähnen, daß die kommunistischen Führer und die großen Bankiers ›Internationale Juden‹ waren? Dies Detail verstand sich von

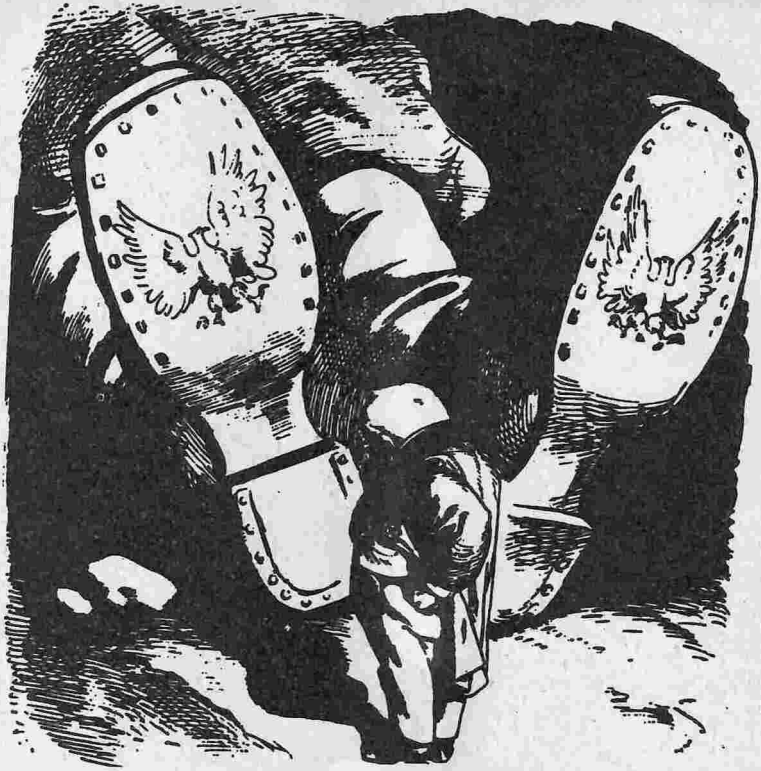
selbst. Der ehemalige Herausgeber des ›Dearborn Independent‹, der auch die antijüdischen Artikel geschrieben hatte, war nun Henrys Geheimsekretär. Er war jetzt der Mann, der die Verbindung mit der Öffentlichkeit und der Außenwelt beherrschte. William J. Cameron hatte seine Ansichten auch nicht um einen Deut geändert, im Gegenteil: Er stand in Verbindung mit antisemitischen Kräften in der ganzen Welt und hielt Henry mit ihnen in Kontakt.

»Was soll ich tun?« fragte der Autokönig, und die Milliarde beugte sich zu ihm und flüsterte ihm wie Mephisto ins Ohr:
»Sehen Sie, Mr. Ford, es ist schon alles vorbereitet. Die Roten bemächtigten sich der Fabriken in Italien, aber jetzt hat ein starker Mann das Land für das Geschäft gerettet. Sehen Sie auf Deutschland! Dort arbeiten keine Roten mehr, um die Autofabriken des Landes in ihre Hand zu bekommen! Der Weg der Rettung ist einfach; aber schnell müssen Sie handeln! Zertreten Sie die Ratten, ehe ihre Macht zu groß wird! Lernen Sie von uns. Fangen wir an!«
Die Dollarmilliarde umgab ihren Gefangenen mit Naziagenten und faschistischen Einflüsterern. Sie hatten sich schon früher einmal an ihn herangemacht, als Hitlers Bewegung noch in den Anfängen steckte. Sie wollten vierzigtausend Dollar von ihm haben, um sein antijüdisches Pamphlet in deutscher Übersetzung zu drucken. Die Namen Hitler und Ford sollten in den Ankündigungen nebeneinanderstehen. Man munkelte sogar, ein Enkel des Exkaisers sei der Agent gewesen, durch dessen Vermittlung dreihundertausend Dollar der Nazipartei-kasse übergeben wurden. War etwas Wahres daran? Henry hatte große Fabriken in Deutschland und hätte sicher nicht nur aus antisemitischem Idealismus dafür gesorgt, Streiks in diesem Lande zu verhindern.
Jetzt tauchte Fritz Kuhn auf, Hitlers Organisator Nummer eins in Amerika, der uniformierte Chef des marschierenden und exerzierenden ›Deutsch-Amerikanischen Bundes‹. Er verlegte sein Hauptquartier nach Detroit. Angeblich war er als Chemiker bei Ford tätig. Ein neuer antisemitischer Feldzug begann, und die Nazis schwärmten in den Ford-Werken aus. Grimmige, entschlossene Leute waren das, die mit Henry eine Eigenschaft gemeinsam hatten: Wenn sie etwas wollten, so wollten sie es sofort und unternahmen die nötigen Schritte.

Jetzt waren sie in vielen Ländern der Welt am Zuge. Sie hatten den Premier von Rumänien und den Kanzler Österreichs, den König von Jugoslawien und einen Minister in Frankreich ermordet. Sie hatten Hunderte ihrer politischen Gegner in Mitteleuropa entführt und getötet, sogar in Frankreich. Sie raunten dem alten Karrenkönig ins Ohr: »Wir bieten Ihnen, was Sie brauchen, Mr. Ford: eine reine uramerikanische Bewegung, die alle anderen vereinigt – den Ku Klux Klan, die Schwarze Legion, die Silver Shirts, die Amerikanische Freiheitslegion, die Angelsächsische Föderation –, all jene Bewegungen, die verschworen sind, die Roten zu vernichten und die Interessen des Privatkapitals in Amerika zu wahren. Wir werden die Bolschewisten aus dem Weißen Haus jagen und ihre schielenden Professoren aus dem Staatsdienst vertreiben.

Alle ausländischen Agitatoren werden wir auf steinerne Schiffe bringen, bleierne Segel setzen und sie in die offene See schleppen. Auf Diskussion über Kommunismus und dem Aufruf zum Streik muß die Todesstrafe stehen!«

»Nur Geld brauchen wir! Geld für Silber-Hemden und schwarze Hemden. Geld für Stiefel zum Marschieren, für Flaggen zum Schwenken, für Schlagringe, Revolver und Maschinengewehre, für Panzerwagen und Gasbomben, für Flugblätter, antijüdische Zeitungen und Ford-Rundfunksendungen. Wer heute Geld hat, kann die Leute alles glauben machen. Wenn Sie uns genug davon geben, so schaffen wir Ihnen eine politische Partei. Wir werden einen Mann aus unseren Reihen zum Präsidenten der Vereinigten Staaten wählen lassen. Geben Sie uns ein Prozent Ihres Vermögens Mr. Ford, und wir retten ihnen 99 Prozent und Amerika dazu!«



André Gill – Thiers vor den Preußen

Jules Vallès
Auf den Barrikaden[61]

Samstag – Place des Trois-Bornes

Wir sind die ganze Nacht aufgeblieben. Als es dämmerte, sind wir, Cournet, Theisz, Camélinat und ich nach Paris zurückgegangen.

Die Rue d'Angoulême hält sich noch. Das 209. Bataillon, bei dem Camélinat Fahnenträger ist, verteidigt sich da noch verzweifelt.

Als sie den Kameraden kommen sahen, haben sie ihm wahre Ovationen dargebracht. Mich mögen sie auch gern, aber mit einem Schuß Verachtung. Erst mal gehöre ich der ›Regierung‹ an, dann habe ich in meinem ganzen Leben nichts richtig zu tragen verstanden, nicht einmal meine Schärpe, die ich mir immer zu hoch oder zu tief umwickle, und vor der Gefahr habe ich sie traurig unterm Arm spazierengeführt, in eine Zeitung eingewickelt – wie einen Hummer.
»He, hören Sie mal, Sie verdammter Wichtigtuer, es ist ganz schön bequem, da oben mit verschränkten Armen den Baudin zu spielen, während wir mit Händen und Füßen im Schlamm wühlen!« Sie liegen tatsächlich seit einer Stunde platt auf dem Bauch im Modder, die Nase verdreckt, die Kleider mit Schlamm getränkt, schießen durch Scharten direkt über dem Boden und setzen dem Feind grausam zu.

Das Mitglied der Kommune steht und lehnt mit dem Rücken gegen die Ecke der Barrikade. Seine Stirn überragt die Steine, und Kugeln bilden einen Heiligenschein um ihn herum, der langsam enger wird. Den Arbeitern genügt das nicht: er setzt sich der Gefahr aus, ja, aber er soll auch schuften, auch Sand schlucken, sich die Schnauze besudeln, sich wie die Kameraden auf den Boden drücken!
»Geh, du Angeber!«
Bah! Sie gehen mir allmählich auf die Nerven! Da sie nicht mehr auf mich hören, nehme ich mir meine Freiheit zurück und gehe, wohin ich will.
Als ich noch Kommandant des 191. war, machte ich meinen Auftritt als Ausrufer und meine militärische Unfähigkeit dadurch wett, daß ich ihnen schwor, im Augenblick der Entscheidung wäre ich beim Regiment oder bei dem, was davon übrig wäre.
Ich gehe hin.

Viel ist nicht mehr übrig vom Bataillon, aber der Rest freut sich, daß ich komme.
»Und Sie bleiben jetzt?...«
»Ja?«
»Das ist gut so, Bürger!«

Sonntag, 28. Mai, 5 Uhr morgens
Wir sind bei der Riesenbarrikade am Ende der Rue de Belleville, fast

vor der Salle Favié. Der Betreßte, der mich vertreten hat, und ich haben gelost, wer sich einen Augenblick hinhauen sollte.
Ich habe gewonnen, und in einem verlassenen Zimmer strecke ich mich auf ein altes Bett. Ich habe schlecht geschlafen. Würmer, die am Leben der Matratze nagten, sind mir plötzlich über die Haut gekrochen – sie haben es wirklich eilig!...

Ich gehe den Kollegen ablösen.
Bis jetzt habe ich mehr gegen Föderierte als gegen Versailles gekämpft. Nun, da nur noch dieser Faubourg frei ist, da keine Verräter und keine Verdächtigen mehr zu verurteilen sind, ist die Arbeit leichter. Es handelt sich nur noch darum, ehrenvoll auszuharren und sich nahe an die Fahne zu stellen, wie die Offiziere sich nah an den Großmast stellen, wenn das Schiff untergeht.
Da stehe ich.
Wir beantworten das fürchterliche Feuer mit Gewehren und Kanonen. Die Unsern haben vor die Fenster des Musikladens und aller Häuser an der Ecke Strohsäcke geworfen, deren Bauch unter den Einschüssen raucht.
Von Zeit zu Zeit schießt ein Kopf wie Kasperle von der Fensterbank hoch.
Getroffen!
Wir haben ein Geschütz, das von schweigenden, wachsamen Artilleristen bedient wird. Einer von ihnen ist nicht älter als zwanzig Jahre, hat strohblonde Haare und kornblumenblaue Augen. Er errötet wie ein Mädchen, wenn man ihn wegen seiner Zielsicherheit lobt.

Ein Augenblick Ruhe.
»Vielleicht ein Unterhändler?«
»Der uns zur Kapitulation auffordert.«
»Kapitulation! Der soll nur kommen!...«
»Wollt ihr ihn gefangennehmen?«
»Wofür halten Sie uns? Solche Gemeinheiten überlassen wir den Versaillern! Aber es würde mir Spaß machen, ihm Cambronnes Wort[1] vor den Latz zu knallen!«

1 *Pierre Cambronne:* französischer General (1770–1842), Kommandeur bei Waterloo, soll auf die Aufforderung zur Kapitulation mit »Merde« geantwortet haben, seitdem das ›mot de Cambronne‹.

Aus der Rue Rebeval hört man schreien.
»Sind sie etwa von hinten gekommen, während ihr Bote die Aufmerksamkeit abgelenkt hat?... Vingtras, sehen Sie nach!«
»Was ist los?«
»Es ist los, daß hier ein Zivilist unter uns ist, der seinen Teil an der Arbeit verweigert.«
»Ja, ich weigere mich... ich bin gegen den Krieg!«
Und der gute Mann, vierzig Jahre, Apostelbart, ruhig, kommt auf mich zu und sagt: »Ja, ich bin für den Frieden und gegen den Krieg! Weder für die noch für euch... Sie können mich nicht zwingen zu kämpfen!«

Aber seine Ausführungen sind nicht nach dem Geschmack der Föderierten.
»Du glaubst also, wir würden es nicht auch am liebsten so machen wie du! Du bildest dir wohl ein, wir tauschen hier zum Spaß blaue Bohnen aus! Los! Nimm die Tabakdose und schnupfe, oder ich bring dich selbst zum Schnupfen... und das nicht schlecht!
»Ich bin für den Frieden und gegen den Krieg!«
»Verdammter Idiot! Willst du die Tabakdose ... oder Prügel?«
Vor der Prügel ist er zurückgewichen, er ist dem Mann gefolgt und hat seine Knarre wie eine Krücke hinter sich hergezogen.
Der Unterhändler geht zurück.
»Scheiße!« johlt der Kommandant noch von seiner Steintribüne herab.
Plötzlich leeren sich die Fensteröffnungen, der Deich bricht.
Der blonde Kanonier hat einen Schrei ausgestoßen. Eine Kugel hat ihn in die Stirn getroffen, das sieht wie ein drittes schwarzes Auge zwischen seinen beiden blauen Augen aus.
»Es ist aus! Rette sich, wer kann!«

. . . . . .

»Wer versteckt zwei Aufrührer?«
So haben wir in den Höfen geschrien und den Blick auf die Etagen gerichtet wie Bettler, die auf einen Sou warten. Niemand hat uns ein Almosen gegeben! Das Almosen, um das wir mit der Waffe in der Hand bitten!

Zehn Schritt von uns eine Trikolore!
Da hängt sie, sauber, leuchtend und neu, diese Fahne, mit ihren frischen Farben beleidigt sie unsere, von der noch hier und da ver-

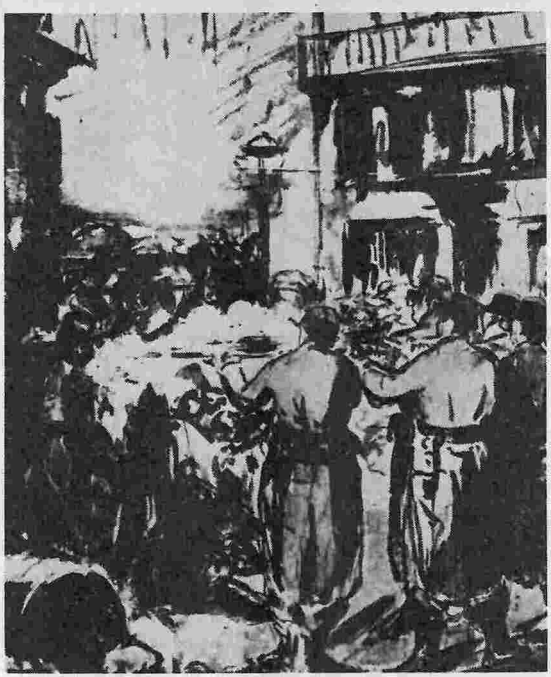
brannte, dreckige, stinkende Fetzen wie zerdrückte und verwelkte Mohnblumen herumhängen.
Eine Frau macht uns auf.
»Mein Mann ist bei der nächsten Ambulanz. Wenn Sie wollen, bringe ich Sie hin!«
Und sie geht mit uns durch den Bleihagel, der uns vorn und hinten umpfeift, die Glasglocken der Straßenlaternen zerschlägt und Zweige von den Kastanien reißt.
Da sind wir. Es wurde Zeit!
Der Chirurg kommt näher, mit einem roten Kreuz am Arm.
»Geben Sie uns Asyl, Doktor?«
»Nein, um Ihretwillen würden sie meine Kranken massakrieren!«

Wieder auf der Straße!
Aber der Mann kennt eine andere Verwundetenstation, nicht weit fort.
Wir gehen hin.
»Nehmen Sie uns auf?...«
»Ja!«

Die Antwort kommt klar und ohne Umschweife von einer jungen Frau in voller Uniform – eine wunderbare Kreatur von fünfundzwanzig Jahren, mit vollem Busen und schmaler Taille in ihrem Kittel aus blauem Tuch. Das muntere Mädchen kneift nicht!
»Sehen Sie, ich habe da fünfzehn Verwundete. Sie machen den Arzt, Ihr Freund den Medizinstudenten.«
Und sie bindet uns derbe Klinikschürzen um die Hüften. Wir kommen wieder zu uns. Sie schlägt Eier, bäckt ein Omelette, gießt uns Wein für die Rekonvaleszenten ein. Mitten in der Verwüstung vergessen wir die Gefahr ... unsere Haut ist warm, die Augen leuchten!

Aber aus dem Zimmer der Amputierten kommt ein Seufzer, der uns das Herz schwer macht.
»Es soll einer mit mir reden, bevor ich sterbe!«
Wir stehen vom Tisch auf ... zu spät!

Vor diesem noch warmen Kadaver in diesem dunklen Zimmer – vor den Fenstern sind Matratzen – werden wir wieder von trüben Gedanken ergriffen. Wir bleiben stumm und versuchen, durch eine Spalte



Manet – ›Die Barrikaden‹, 1871

auf die Straße zu sehen. ein Matrose streicht draußen wie ein Schakal herum. Noch ein Matrose, dann ein Infanterist, eine Kompanie, ein Milchbart von Leutnant.

»Alles herauskommen!«

Ich gehe als erster hinaus.

»Wo ist der Ambulanzchef?«

»Das bin ich.«

»Sie heißen?«

Wir haben eine Lektion vorbereitet. Ich sage sie auf.

»Wozu steht da der Wagen?«

Die Frau hat ihn da angebunden, damit wir hineinspringen und abhauen könnten, sobald die Luft rein wäre.

Ich antworte, ohne zu stolpern:

»Sie tun Ihre Pflicht, ich muß die meine tun: die Marschunfähigen versorgen und auflesen.«

Er hat die Stirn gerunzelt und mich angesehen.
»Soll ich ausspannen? ...«
Er hat mich noch einmal angesehen und hat mit der Messerspitze eine Bewegung gemacht, die mir den Weg freigab.

»Kommen Sie, Larochette?«
»Nein, Sie kommen nicht zwanzig Meter weit. Sie laufen in den Tod!«
Ich galoppiere sogar, treibe das Tier an.
Ich wäre zehnmal fast getroffen worden, und wäre im Ernst getroffen worden, wenn ein Linienoffizier mich nicht gegen seine Absicht gerettet hätte. Er hat sich vor das Pferd geworfen.
»Nicht da lang! Das Lumpenpack schießt da oben noch.«
»Gut, dann ist mein Platz hier; mein Operationsmesser wird hier vielleicht gebraucht.«
Und ich bin vom Wagen geklettert.
»Für einen Zivilisten haben Sie wenig Angst«, hat der Offizier lachend gesagt.
»Kapitän, ich komme um vor Durst. Ob man in diesem wildgewordenen Land ein Glas Champagner aufstöbern könnte?«
»Vielleicht in dem Café da! ...«
Wir haben die Flasche hinuntergestürzt, und ich bin wieder aufs Trittbrett gestiegen.
»Bis auf ein Wiedersehen, Doktor!«
Dieses Auf Wiedersehen hat ein paar trübe Figuren beruhigt, die um mein Fahrzeug herumlungerten, ihretwegen habe ich Komödie und Trinkerei veranstaltet.
»Schlag zu, Kutscher!«

Mein Kutscher weiß offenbar nicht, wen er fährt, er scheint nur fürs Trinkgeld zuzufahren.
Wir müssen aber weiterkommen!
»Ambulanzdienst«
Kollegen laufen mir über den Weg, mit violettem Umhang und Goldverzierungen spazieren sie zwischen Männern herum, die Suppe kochen und die Kanonenrohre putzen.
Mehr als einer dreht sich um, als ich vorbeikomme. Aber wer würde Jacques Vingtras wiedererkennen? ... Mein Kinn ist rasiert, und ich trage eine blaue Brille!

Vorhin habe ich in einer Schaufensterscheibe einen kahlen, knochigen, bleichen Kopf gesehen, wie das Gesicht eines Priesters, die Haare ohne Scheitel nach hinten geworfen. Der Ausdruck eines Mannes ohne Erbarmen! Grausame Fanatikervisage! Sie müssen mich für einen Fanatiker halten, der nach Verwundeten sucht, weniger um ihnen zu helfen, als um sie fertigzumachen.
»Verwundete? Machen wir nicht!« sagt ein Adjutant,
»Und für die Unsern haben wir die Regimentschirurgen, die sie an bestimmten Sammelpunkten behandeln. Aber wenn Sie dieses Aas da mitnehmen wollten, würden Sie uns einen großen Dienst erweisen; es verpestet uns schon zwei Tage lang die Luft.«
Er schwieg ... Gott sei Dank!
Ich sah rot.
»Eins, zwei!«
Wir hieven das ›Aas‹ in den Karren.
Jetzt ziehen die Soldaten selbst die Mähre am Zügel weiter und stoßen die Räder an, damit wir die Kadaver schnell wegbekommen, die ihnen noch die Pest bescheren werden.
Um die eine der Leichen, die wir in einer Werkstatt hinter einem Stapel Holz hervorgeholt haben, schwirren Fliegen wie um einen toten Hund!
Wir haben sieben. Mehr gingen nicht auf den Wagen, und meine Schürze ist ein einziger Placken von geronnenem Blut! Selbst die Linientreuen wenden ihre Augen ab, und wir galoppieren frei durch einen Schreckenskorridor.

»Wohin fahren Sie?« fragt eine letzte Wache.
»Da rüber, zum Hôpital Saint-Antoine!«

Es wimmelt von Armbinden.
Ich gehe direkt auf sie zu und melde meine Fracht Menschenfleisch.
»Werfen Sie ihre Leichen in den Saal da!«
Er ist voller Kadaver, ein Arm versperrt mir den Weg, ein Arm, den der Tod in heroischer Herausforderung festgehalten hat, ausgestreckt, mit der geballten Faust drohend, die wahrscheinlich dem Offizier vor versammeltem Exekutionskommando noch eins auf die Nase gegeben hat!

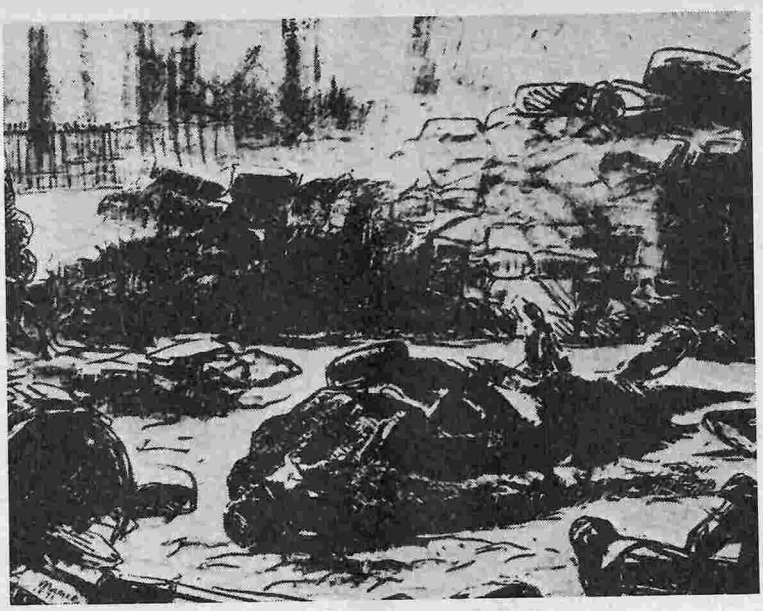
Sie kontrollieren die Opfer. Bei einem finden sie ein Schulheft: es ist ein Mädchen von zehn Jahren, das wie ein Schwein mit einem Bajonett abgestochen worden ist, hinten am Nacken, ohne daß das rosa Band zerschnitten ist, an dem ein Kupfermedaillon hängt.
Bei einer andern ein Skalpell, eine Nickelbrille, vier Sous und ein Zettel, auf dem steht, daß sie Krankenschwester und vierzig Jahre alt ist.
Hier ragt der nackte Torso eines alten Mannes aus dem Leichenhaufen heraus. Alles Blut ist aus ihm geflossen, und sein Gesicht ist so weiß, daß die getünchte Wand, gegen die man ihn gelehnt hat, grau daneben aussieht. Man meint, man sähe eine Marmorbüste, das Fragment einer umgefallenen Statue an den Gemonien[2].

Derjenige, der die Inventur macht, wird unversehens gerufen, um einen Verdächtigen zu identifizieren. Er bittet mich, ihn einen Moment zu vertreten.
»Setzen Sie sich an die Tischecke dort.«
Das hat mir ermöglicht, mein Gesicht zu verbergen; aber ich muß manchmal auf eine Frage antworten, meine Stimme *herzeigen*!
Der Protokollführer kommt zurück und setzt sich wieder.
»Sie können gehen, danke!«

Noch bin ich nicht frei, aber es dauert nicht mehr lange ... oder sie erwischen mich!
»Kommen Sie, kommen Sie schnell!« murmelt mein Fahrer voller Entsetzen.
»Sie zerbrechen sich hier den Kopf darüber, wer Sie sind.«
Glücklicherweise wird in der Nähe gerade umgebracht; sie wollen das Spektakel nicht versäumen und laufen hin.
Das Gedränge schützt uns. Wir fahren ab.

»Halt! Wer sind Sie?«
Ich zeige meine makabre Empfangsbescheinigung vor.
»Gut! Passieren ... Halt mal!«

2 *Gemoniae scalae:* die ›Seufzertreppe‹ am Abhang des aventinischen Hügels in Rom; die Hingerichteten wurden hierhergeschleppt, bevor man sie in den Tiber warf.



Manet – ›Die Barrikaden‹, 1871

»Was ist?«
»Wollen Sie einen verletzten Soldaten zur Ambulanz mitnehmen?«
Ob ich will!
Jetzt gehören wir zu den Guten! Wir fahren einen Liniensoldaten. Ich möchte ihn umarmen!
Er verlangt einen Verband. Ah, verdammter Mist!
»Schlecht, sehr schlecht, so ein Verband, dann heilt es nicht!«
Er besteht darauf. Also gut, ich werde ihn verbinden ... er wird daran krepieren!
Schließlich überreden wir ihn. Aber was will er jetzt noch?
»Doktor! Doktor! Da sind mein Hauptmann und mein Kommandant. Ich möchte ihnen Adieu sagen.«
»Schlecht, zuviel Aufregung ist ganz schlecht, mein Junge! Das gibt Fieber!«
Wir traben jetzt dahin wie auf Samt.
Jedesmal, wenn wir ein Kap mit zu vielen Soldaten umschiffen müs-

sen, spiele ich den Schutzengel für meinen Infanteristen. Es geht ihm schlecht! ... Wenn er bloß bis zur Pitié durchhält!

Pech! Das Pferd hat ein Eisen verloren und bockt.
Es will nicht weiter; wir haben es zu sehr geschunden.
»Sehen Sie«, sagt der Kutscher, »wir hätten ihm Blut zu saufen geben sollen!«

Ah, diesmal bin ich verloren!
Da steht ein Mann, der mir in die Augen gestarrt und mich erkannt hat, ich fühle es! Ist das nicht der, der beim DÉBATS die Stirn gerunzelt hat, als er Michelets Brief zugunsten unserer Freunde von La Villette gelesen hat, der so aussah, als ob er ihre Verurteilung wünschte? ... Heute braucht er nur ein Zeichen zu machen, und seine Henkersknechte schlachten mich.

Diesmal ging es noch gut.
Meint er, er irrt sich? Graust ihm vor einer Denunziation?
... Er geht weg.
»Das ist Herr Du Camp, der da weggeht«, hat ein Epaulettenträger gesagt und hinter ihm hergezeigt.

Dieser Epaulettenträger hat sich dann seinerseits vor mir aufgepflanzt. Mein Herz klopft in der Brust ...
Aber da hat sich die Wagenplane geöffnet, der Sterbende hat sein blutleeres Gesicht herausgestreckt, den Arm mit einer schwachen Bewegung ausgestreckt und gestottert:
»Ich möchte Ihnen die Hand drücken, bevor ich abkratze, mein Offizier!« Er hat »Ah!« gemacht und ist zurückgefallen. Sein Schädel ist gegen die Wagenwand geschlagen.
»Armer Teufel! Danke, Doktor!«

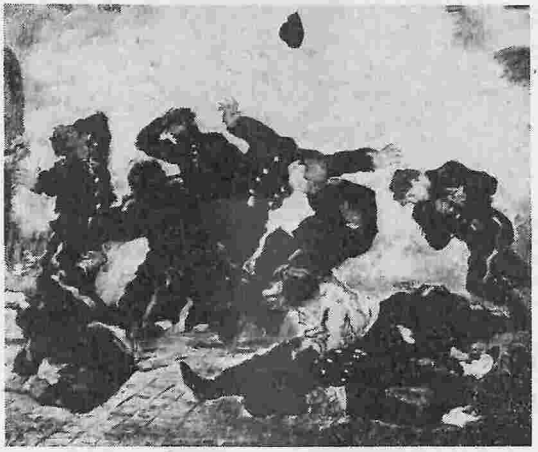
Schnell, los! Oh, diese Schindmähre! Hü! Los, hü!
Wir müssen unsern Leichnam unterbringen: wir stürzen uns in das Tor zur Pitié.
Der Direktor ist auf dem Hof ... er erkennt mich sofort.
Ich bin zu ihm gegangen.
»Wollen Sie mich ausliefern?«
»Sie bekommen meine Antwort in fünf Minuten.«
Ich fand diese fünf Minuten fast kurz. Ich hatte kaum Zeit, mein Hemd

zurechtzuknüpfen, meinen Kragen zu richten und mich mit den Fingern zu kämmen. So viel zu tun! Die Toilette herzurichten, einen letzten Satz zu basteln, Haltung anzunehmen!

Der Direktor erscheint und wendet sich an den Wächter:
»Machen Sie das Gitter auf.«
Er hat sich abrupt auf dem Absatz umgedreht, meinen Dank nicht abgewartet.

Das hinkende Steckenpferd macht sich wieder auf den Weg.
»Wohin fahren wir?«
»Zur Rue Montparnasse.«
Zum Sekretär von Sainte-Beuve! Wenn ich überhaupt bis dahin komme, versteckt er mich.
Aber wir müssen mit unserer röchelnden Mähre durch die Ecken, in denen ich zwanzig Jahre lang gelebt habe, am Dienstag bin ich mit dem Bataillon des *Vater Duchêne* hier durchmarschiert, in den ersten drei Tagen der Woche hat man hier überall nur mich gesehen...
Der Mut des Kutschers ist erschöpft.
»Ich will mit heiler Haut davonkommen ... mir reicht's!
Steigen Sie aus ... Adieu!«
Er hat das Tier mit einem fürchterlichen Schlag angetrieben und ist verschwunden.
Wo soll ich mich verkriechen?
Laß sehen! In der Passage du Commerce, zehn Schritt von hier, ist ein Hotel, in dem ich früher gewohnt habe; der Weg durch die Rue de l'Eperon und das Gäßchen ist leer!
Das Viertel ist schon seit fünf Tagen eingenommen; man sieht nur wenig Rothosen.
Ich steige die Treppe hinauf. Im Haus wird gegrölt.
»Ja, ich, Hauptmann Leterrier, ich sage euch, daß euer Vingtras krepiert ist wie ein Feigling! Er hat sich auf dem Boden gewälzt! Hat geheult und um Gnade geflennt! ... Ich hab's gesehen!!«
Ich klopfe leise, die Hotelwirtin macht auf.
»Ich bin's, schreien Sie nicht! Wenn Sie mich wegjagen, bin ich tot...«
»Kommen Sie herein, Herr Vingtras.«
Hier, in meinem Loch vergraben, warte ich nun seit Wochen auf eine Gelegenheit, ihnen durch die Finger zu schlüpfen.

Werde ich entkommen? ... Ich glaube nicht.
Zweimal habe ich mich verraten. Die Nachbarn konnten meinen Kopf, weiß wie der eines Ertrunkenen, sehen.
Ach was! Wenn sie mich kriegen, dann kriegen sie mich!
Ich bin im Frieden mit mir selbst.
Ich habe lange in der Stille nachgedacht, während ich auf den Pfahl von Satory – unser Kreuz! – am Horizont gestarrt habe, und ich weiß jetzt, daß die Wut der Massen Verbrechen ehrbarer Leute sind, und mein verräuchertes, von Blut verklebtes Andenken beunruhigt mich nicht mehr.
Die Zeit wird es reinwaschen, und mein Name wird in der Werkstatt der sozialen Kriege angeschlagen bleiben als der eines Arbeiters, der nicht auf der faulen Haut lag.
Ich habe keine Rachegelüste mehr – ich hatte meine Gelegenheit.
Wie viele Kinder außer mir sind geschlagen worden, wie viele Bakkalaureanten haben gehungert und sind ohne Rache für ihre Jugend zum Friedhof getragen worden. Du aber hast etwas aus deinem Elend und deiner Not gemacht, du hast dein Häufchen Rekruten in diese Revolte geführt, die zur Föderation der Schmerzen wurde.
Worüber beklagst du dich? ...
Es ist so. Die Hausdurchsuchung kann kommen, die Soldaten können ihre Gewehre laden – ich bin bereit.

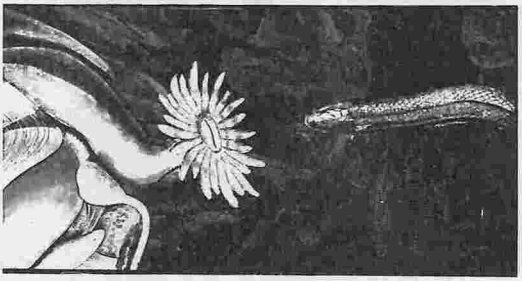


Manet – ›Die Erschießung der Kommunarden‹

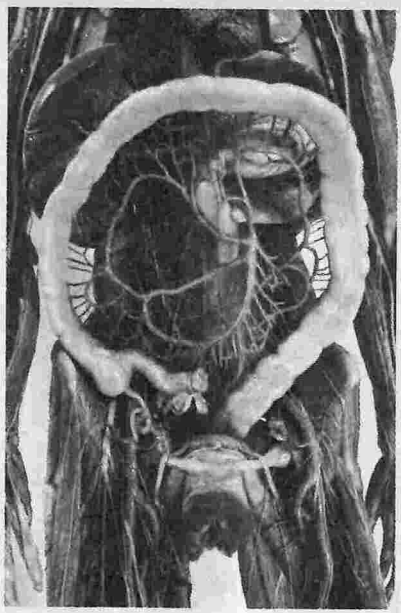
Mario Mercier
Journal de Jeanne[62]

Nachdem wir einige Zeit gegangen waren, entdeckten wir eine Bretterbude, in der wir uns versteckt hielten. Von dort aus konnten wir das Gut des Barons beobachten, ohne gesehen zu werden. Eine Reihe von Betongebäuden in undefinierbarem Stil bildeten zusammen ein liegendes T. An jeder Seite des Buchstabens befand sich ein ganzes System von Silos und großen Bassins. Aus einem hohen roten Schornstein stieg ein dünner schwarzer Rauch. Manchmal trieb der Wind einen Rauchfetzen zu uns her und betäubte unsere Nasen mit dem schweren Geruch gebratenen Fleisches.
In diesem Teil des Gebäudes befanden sich wahrscheinlich die schauerlichen Küchen des Barons.
Wir schlüpften aus der Hütte und überquerten geduckt ein Feld mit eigenartigen blauen Pflanzen, die Wasserlilien ähnelten. Ihre spitzen Blätter waren eingerollt wie Bischofsstäbe. Anstelle von Blüten besaßen sie durchsichtige Blasen. Als ich eine dieser Blasen berührte, entstand ein Durcheinander wie bei einem fürchterlichen Unwetter. Die Blase wurde immer größer und erreichte ein beeindruckendes Volumen. Ich sah voraus, daß das alles platzen würde, und zusammen mit Dyna warf ich mich ein paar Meter entfernt auf die Erde.
Die Explosion ließ nicht lange auf sich warten, und gleich flogen Teile von Pflanzen um unsere Ohren.
Ich verfluchte meine Neugier, weil mir klar war, daß dieser pflanzliche Lärm in den Häusern des Barons bemerkt werden würde.
Wir brachten uns in Sicherheit, ohne die unvermeidlichen Folgen meines Leichtsinns abzuwarten.
»Sie werden sich vielleicht sagen, daß es ein Tier war«, sagte meine Freundin naiv. Ich spürte aber, daß sie genauso ängstlich war wie ich.
Wir kamen an eine Reihe von kegelförmigen Sandhaufen. In der Ferne wurde das Feld der Blasen-Pflanzen von Explosionen heimgesucht.
Nahe bei Dyna flatterte ein Vogel, der ein Fleischstück im Schnabel hielt. Bei genauerem Hinsehen glaubte ich ein Stück Nase zu erkennen. Der Vogel setzte sich auf die Spitze eines Sandkegels, der sofort

einstürzte, und er mußte seine Beute fahren lassen, um nicht verschüttet zu werden. Ich nahm einen Stock und holte das Ding aus dem Sandhaufen heraus. Es war tatsächlich eine sauber abgeschnittene Nase, die der Vogel möglicherweise aus einer der Gruben mit menschlichen Abfällen entführt hatte.
Als ich das Organ untersuchte, sah ich, daß es innen ganz rosa war. Auf einmal schien sich der Sand, der noch darin hing, zu beleben. Tatsächlich, er bewegte sich. Ich schrie erschreckt auf und wich zurück. Das war fleischfressender Sand. Jedes Sandkorn, das mit diesem makabren Abfall in Berührung kam, färbte sich rosa.
Wir hielten nun einen Sicherheitsabstand zu diesen gefräßigen Sandhaufen ein. Plötzlich spürte ich ein heftiges Jucken auf meinem linken Daumen; er lag auf dem Stock. Ich entdeckte, daß sich dort ein paar Sandkörner festgesetzt hatten und sich langsam in meinem Fleisch einnisteten. Ich wollte sie loswerden und rieb meine Hand an meiner Hose ab. Da packte mich ein wildes Rachegelüst, und ich schleuderte einen Stein auf eines dieser teuflischen Gebilde. Getroffen stürzte es ein, wobei eine braune und poröse Spindel sichtbar wurde, die als Stütze diente. Aus allen ihren Poren flossen Ströme von Quarz, die das, was ich zerstört hatte, wieder aufbauten. Jetzt begriff ich auch, auf welche Weise sich diese zerbrechlichen Termitenbauten bildeten und warum sie dem kräftigen Wind, der in dieser Gegend blies, standhielten.
Auf der Flucht vor dieser unfreundlichen Umgebung kamen wir weiter in den Besitz des Barons hinein. Ich fragte mich, welche natürliche oder künstliche Falle er uns noch stellen würde. Als wir ein fensterloses Gebäude umgingen, stießen wir auf einen Wirrwarr von Pflanzen, in dem ein düsteres Halbdunkel herrschte.
Kriechend schlichen wir uns dort hinein.



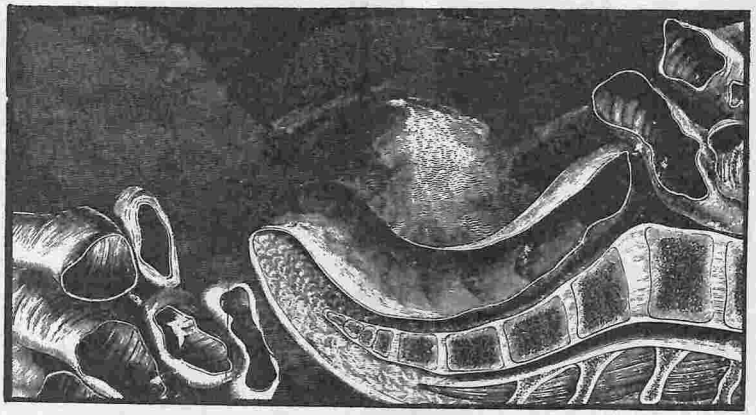
Von da aus konnten wir eine Straße überblicken, die von zahllosen Geldstücken bedeckt war. Es sah aus wie ein Fluß aus Geld, der zu einer Terrasse führte; dort standen Tische, an denen eine ganze mondäne Fauna geräuschvoll tafelte.
Ich sah unter anderem Geschäftsschweine im Smoking, deren weinselige Fratzen vor Vergnügen strahlten. Manche rauchten Zigarren in aggressiver Haltung und bliesen den Rauch in die Luft. Dazwischen kreischte ein Schwarm Weibchen, deren vollgestopfte Gesichter mich zutiefst anekelten. Sie schimpften um die Wette und machten sich dabei mit ihren vollgefressenen Figuren breit. Die meisten von ihnen trugen prächtige Abendkleider, und ihr Schmuck ersetzte mit seinem verschwenderischen farbigen Feuer mühelos das Feuer ihres Geistes. Zwischen dieser schönen Gesellschaft liefen Kellnerinnen hin und her, nur mit roten Jäckchen bekleidet, die die Schamgegend großzügig freiließen. Große Rosen, am rechten Ort befestigt, verhüllten ihre Schamlosigkeit.
Ein Tenor begann, ein harmonisches Geheul auszustoßen, wobei er seinen Körper bombastisch verrenkte. Seine Stimme drang in Fetzen an meine Ohren, sie erregte mich und entspannte mich gleichzeitig. Mein Blick fiel auf eine Herde Autos, die in einem heckenumsäumten Parkplatz luxuriös weideten.
Ein seltsames Schauspiel zog unsere Aufmerksamkeit an. Zwei kräftige Kellner schleppten ein splitternacktes Mädchen zu einer Gruppe neuer Gäste. Das Mädchen, das an ein Andreaskreuz gebunden war, wurde vorsichtig in einer Ecke der Terrasse hingelegt. Ein dickes Pflaster auf dem Mund hinderte das Kind am Schreien. Zeremonienmeister verteilten kleine Messer an die Gäste, und die machten sich über das Mädchen her, schnitten Fleischstücke aus ihrem Körper und kauten geräuschvoll darauf herum. Das Kind gab Zeichen wahnsinniger Schmerzen von sich. Die anderen Kunden betrachteten das Schauspiel mit Vergnügen, doch ein dicker Kerl mit Monokel machte sich über dieses Abenteuer an Feinschmeckerei lustig. Am gierigsten waren die Frauen, sie sogen das Blut aus den Wunden, ohne sich um die Flecken auf ihren schönen Roben zu kümmern. Die Teilnehmer dieses blutrünstigen Banketts hatten auf diese Mahlzeit sicher lange sparen müssen, denn es kostete zweifellos unglaubliche Summen.
Das ›Mittagessen‹ dauerte eine gute Stunde. Als es beendet war, nahmen die Kellner mit, was von dem Mädchen übriggeblieben war.



An den Armen, am Hintern und an den Beinen hatte es kein Fleisch mehr, und am Rücken, der von Gabeln zerstochen und von den gierigen Messerklingen aufgeschlitzt war, klafften große Löcher. Nur der Kopf war noch unversehrt.
Vor Entsetzen gelähmt verbrachten wir noch einige Zeit in Lauerstellung. Weil wir uns nicht bewegten, wurden unsere Glieder steif. Die Dauer dieses Morgenmahls war mehr als dehnbar. Die Leute wollten etwas erleben für ihr Geld. Die meisten gingen nun und hatten Mühe, ihr Verdauungssystem von der Stelle zu bringen. Einige Stammgäste blieben noch und erfanden tausend Ausflüchte, um die unerbittliche Stunde der Abfahrt hinauszuschieben. Ein hartnäckiger Geruch von gegrilltem Fleisch erfüllte die Luft.
Endlich gingen die letzten Gäste und schlossen ihre Unterhaltung durch das heftige Schlagen von Autotüren ab. Auf der Terrasse des Restaurants blieb nur noch eine alte betrunkene Frau zurück, die sich bei Gott und der Welt über ihre Einsamkeit beklagte.
Ein Geschäftsführer kam und stellte ihr einige Fragen, deren Sinn ich nicht begriff.

Auf die Antworten der Trinkerin hin warf sich der Angestellte in die Brust und leistete sich den Luxus eines Lächelns. Er betastete seine Zuhörerin zuerst schüchtern, dann immer beherzter. Als er ihre Hängebacken erreichte, fing die Säuferin an zu glucksen. Aber ihr Lachen blieb ihr im Hals stecken, als der Küchenchef zwei kräftigen Kellnern ein Zeichen gab, worauf sie die Alte in die Küche schleiften. Aus dem Innern des Gebäudes drang das Geschrei einer abgeschlachteten Sau, dann kehrte wieder Ruhe ein.
Der Geschäftsführer kam wieder heraus in Begleitung einer Schar von Dienern, die die Terrasse säuberten.
Nach getaner Arbeit verschwanden alle in den Gebäuden. Ich wollte gerade meinen Pflanzenbunker verlassen, als sich vom Parkplatz her ein Konzert aus Gebell erhob. Ein riesiger Wächter in einem Lederanzug drehte mit einer Wolfsmeute an der Leine seine Runde.
Wir krümmten uns zusammen, und es kostete mich eine fast übermenschliche Anstrengung, mein Messer aus der Tasche zu ziehen. Neben mir wartete das Gefäß mit der Geheimwaffe auf mein Einsatzzeichen.
Falls man uns erwischt, sagte ich mir, würde ich auf jeden Fall den Verschluß öffnen und den Inhalt auskippen, ohne mich um den Nachschlag zu kümmern. Ein Tod nach eigener Wahl war immer noch dem Tod vorzuziehen, den das kleine Mädchen vorhin erduldet hatte.
Der Wind aber stand für uns günstig, und zudem mußte der Grillgeruch die Witterung der Bestien abstumpfen; sie trotteten vorbei, ohne uns zu entdecken.
Wir warteten noch ziemlich lange Zeit. Der sonnengetränkte Boden gab sein ganzes Ungeziefer frei. Wir mußten rasch handeln, bevor die neue Kundschaft eintraf, die zum Abendessen angekündigt war.
Ich drückte mein Gefäß gegen die Brust, und so liefen wir wie verrückt zu dem nächststehenden Silo hin, wobei wir uns in den natürlichen Hindernissen vor den Blicken der Wächter zu verstecken versuchten.
Wir setzten uns keuchend am Fuß des Gebäudes von unwahrscheinlichen Ausmaßen hin. Dann starrten wir auf das Hauptgebäude, als hätten unsere lächerlichen Sehkräfte zerstörerische Gewalt.
Rechts von mir ging knarrend ein Fenster auf. Gleichzeitig preßten wir uns an den Boden und bissen beinahe in die Erde, um nicht schreien zu müssen.
Im Fensterrahmen zeichneten sich die Umrisse einer Frau ab, die ich

als die Gattin des Barons identifizierte. Sie schien irgendwelche Befehle zu geben. Gleichzeitig tauchten in ihrem Rücken zwei Männer auf, die mit Gewalt eine sich wehrende Gestalt hinter sich her zu zerren schienen. Ich sah, daß es ein nacktes junges Mädchen war. Einer der Männer knüpfte die Haare des Mädchens am Fensterflügel fest, so daß das Mädchen wie eine reife Frucht nur an seinen Haaren einige Meter über dem Boden hing.
Laura zündete sich eine Zigarette an und zwang das Mädchen dadurch, daß sie es mit Brandwunden quälte, hin und her zu schaukeln. Die Gepeinigte stieß ein fürchterliches Geheul aus und versuchte immer wieder vergeblich, sich zu befreien.
Aber jedesmal schlug ihr die Baronesse mit einem Gegenstand auf die Finger.



Dann, mit einem Schlag, war es aus. Mit einem entsetzlichen Schrei schlug das Mädchen auf den Steinplatten des Hofes auf.
Zufrieden mit dem Ergebnis knüpfte Laura das Haar los und sah es prüfend an.
»Was für ein Aufwand für ein bißchen Haar«, flüsterte Dyna, »wo man nicht einmal weiß, ob es schön ist.«
Laura schloß das Fenster, ohne den leblosen Körper, der unten lag, noch eines Blicks zu würdigen. Ich fragte mich, ob sie noch immer die demütigende Tätowierung trug, mit der Louise sie beschenkt hatte.
Langsam gingen wir um den Silo herum. Nur durch eine Luftöffnung war er mit der Außenwelt verbunden.

Dort war plötzlich eine rote Scheibe mit einem weißen Streifen aufgetaucht. Ihre Strahlkraft war nicht zu ertragen. Mir war klar, daß es das Auge irgendeines gräßlichen Lebewesens war. Es konnte uns so nur abstrakt erreichen, aber ich bin sicher, daß uns das Ungeheuer augenblicklich getötet hätte, wenn es nicht eingeschlossen gewesen wäre.
»Was ist das?« fragte Dyna.
»Ein ekliges Tier«, antwortete ich, »vielleicht eine Krakenart, die ich nicht kenne.«
Plötzlich verschwand das Auge, und gleichzeitig gurgelte aufgewühltes Wasser. Also war es ein Meerestier. Erschreckt sah ich zu den anderen Silos hinüber; alle mußten entsetzliche Geschöpfe verbergen.
Um keine kostbare Zeit mehr zu verlieren und meiner Begleiterin weitere Ängste zu ersparen, packte ich Dyna am Ärmel. Es war beinahe Nacht. Die Luft war mild, und der große Schornstein rauchte nicht mehr. Niemand schien mehr in der Nähe zu sein. Vorsichtig arbeiteten wir uns vorwärts. Jedesmal, wenn wir auf dem Boden kleine Zapfen zertraten, spritzte uns Blut an die Beine. Einen Unterschlupf fanden wir schließlich nahe bei einem Gehölz von Riesenwimpern, die auch indiskrete Wimpern genannt wurden, denn sie zitterten geräuschvoll. An ihren Füßen floß ein Talg heraus, in dem alle Arten von Tieren hängengeblieben waren.
Sobald wir uns näherten, neigten sich die Wimpern in unsere Richtung.
Wir konnten ihnen gerade noch entkommen, indem wir ein Stück zur Terrasse hin auswichen. Während wir uns hinter einer Balustrade versteckten, kam mir mein Plan, Laura zu entführen und sie gegen Louise auszutauschen, immer wahnwitziger vor.
Nervös umfaßte ich den Griff meines Messerchens.
Wenn mein Versuch durch Zufall nicht gelang, würde ich mein Wundergefäß öffnen, dessen Inhalt für mich mehrere Jahre Arbeit bedeutete.
Die Eingangstür war verschlossen; der Lieferanteneingang ebenfalls. Mit lautlosen Schritten gingen wir um das Gebäude herum. Dabei kamen wir an einem erleuchteten Fenster mit nur halb geschlossenen Läden vorbei. Unendlich vorsichtig schaute ich in das Zimmer hinein, und was ich dort sah, verdient jedenfalls erwähnt zu werden: darin stand ein Bett in Form einer Muschelschale, mehrere Stühle und ein Tisch. An einer Wand zitterte ein Teppich aus Muskelfasern. Inmitten

dieses ziemlich unauffälligen Mobiliars thronte, auf einen Stuhl gesetzt, ich sage bewußt, gesetzt, eine herrliche Frau mit braunen Haaren, der man sämtliche Gliedmaßen amputiert hatte. Sie starrte mit einem derart wütenden Blick in eine Ecke des Zimmers, daß ich erschrak. In dem Muschelbett, auf einem Berg von Fellen, wälzte sich ein nackter, widerlich fetter Mann. Der plump geformte Fettbrocken, der ihm als Körper diente, war von schwarzen gekräuselten Haaren bedeckt.

Dann lag er auf dem Rücken, die Hände unter dem Nacken verschränkt, und betrachtete die Decke, von wo eine Traube mit getrockneten Menschenköpfen herabhing.

Plötzlich richtete sich der Mann auf und sah in unsere Richtung.

Wir versteckten uns noch besser. Doch ich erkannte an seinem gleichgültigen Ausdruck, daß er uns nicht gesehen hatte.

Dann stand er mit großer Mühe auf, stellte sich hin wie ein brünstiger Plattfüßler, packte die gliederlose Frau bei den Haaren und schleuderte sie auf das Bett. Dann stürzte er sich auf sie und prügelte sie auf eine abscheuliche Weise. Auf dem Gipfelpunkt ihrer Wut biß die Stummelfrau den Mann, der sofort reagierte und sie fürchterlich ins Gesicht schlug. Dabei fiel die Unglückliche vom Bett, doch ihr Fall wurde glücklicherweise von einem dicken Plüschteppich gemildert. Dann warf sich der Schweinehund, der einen beeindruckenden Geschlechtsapparat sehen ließ, fluchend auf seine ›Partnerin‹.

Er besaß sie mit einer unglaublichen Brutalität und biß sie überall bis aufs Blut.

Durch das halboffene Fenster konnten wir das Vieh lallen hören:

»Ach! Ach! Dreckstück! Jetzt kann ich dich benutzen, sooft ich will! Dein Hirn und deine Gedanken sind mir wurscht, denn ich habe deinen Körper, ha? Blöde Kuh! War keine schlechte Idee, dir deine Arme und Beine abhacken zu lassen, was? Teure Leckerbissen für die Kundschaft des Barons sind daraus geworden.

Du gehörst mir, Dora! Oh, du wolltest mich nicht, aber du hast nicht mit meinem Vermögen gerechnet. Das Geld! Das Geld vermag alles! Wenn ich dich ausgiebig besessen habe, werde ich dich verspeisen, hör gut zu, ich werde dich Bissen für Bissen verspeisen. Dann wirst du nicht mehr nur mein sein, sondern auch in mir sein! Haha!«

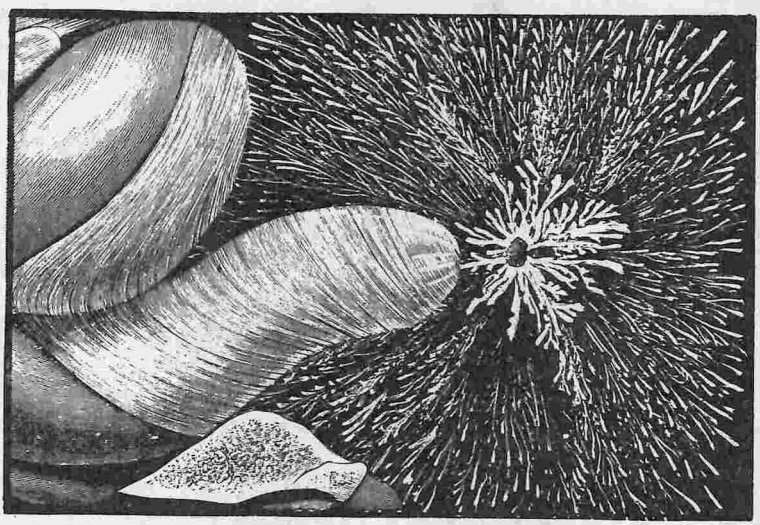
Die Mentalität dieses Schweins auf zwei Beinen widerte mich zutiefst an. Wenn ich mir nicht diesen Plan vorgenommen hätte, wäre ich gern

hineingegangen und hätte ihn erstochen. Wir setzten unsere Erkundungen fort. Hinter rissigen Bretterverschlägen war Geflüster und Stöhnen zu hören. Mit meinem Messer versuchte ich eines der Bretter zu lösen, aber es quietschte so laut, daß ich es sein ließ.
Von der Hinterseite des Gebäudes her erhob sich Stimmengewirr. Ich mußte schnell handeln.
Ich entschloß mich, zum Versteck in den Pflanzen zurückzukehren. Wir liefen, bis wir kaum mehr Luft bekamen, aber seltsamerweise schien sich unsere grüne Zuflucht immer weiter von uns zu entfernen. Ich glaubte, daß unsere Nervenanspannung an dieser Erscheinung schuld war.
Ich weiß nicht, wie lange dieses Wettrennen dauerte. Meine Lungen schienen zu brennen, und mein Atem färbte sich rot. Auf einmal verloren wir den Boden unter den Füßen und stürzten in ein großes schwarzes Loch.
Wir kamen einigermaßen heil auf einem schlammigen Grund auf und wurden dabei über und über vollgespritzt.
Beschämt gestand ich mir ein, daß wir in eine Falle getappt waren. Der Baron hatte den Graben mit einer von einer dünnen Erdschicht bedeckten Plane getarnt. Dyna schnappte beinahe über, aber ich beruhigte sie mit einer schallenden Ohrfeige. Dann machte sie mir die Leiter, aber umsonst, denn der Graben war zu tief, und ein Brocken schwerer Erde brach unter uns ein.

Meine Entschlossenheit trug einen schweren Schlag davon, meine Koketterie ebenfalls.
Die Zeit verging, und wir kauerten ermattet in einer Ecke. Manchmal hob ich den Kopf, um nach neuen Fluchtmöglichkeiten zu suchen. Wenn mir auch einige Ideen kamen, so war doch keine davon ausführbar. Vom Boden meines Gefängnisses aus sah ich ein Stück sternübersäten Nachthimmel. Verzweiflung überkam mich. Was sollte aus uns werden, wenn wir den zukünftigen Gelüsten des Barons ausgeliefert waren? Und was aus Louise? Wie weit war es mit ihr schon gekommen? Von Müdigkeit und Aufregung überwältigt schlief ich mit einem Mal ein.
Eine eisige Dämmerung, die über den Grabenrand kroch, weckte mich. Dyna schlief immer noch, mit dem Gesicht auf ihren angezogenen Beinen. In dem schmutzigen Schimmer, der uns umgab, konnte ich erkennen, wie entsetzlich das Loch war, in das wir gefallen waren. Der Boden des Grabens war nicht, wie ich zuerst angenommen hatte, von Schlamm, sondern von einer gelblichen Masse bedeckt, die eine täuschende Ähnlichkeit mit Rotz hatte. Ich schüttelte Dyna, die beim Erwachen vor Überraschung leise schrie. Ich wollte gerade mit ihr reden, als mein Blick auf das entgegengesetzte Ende des Grabens fiel. Dort, das heißt zehn Meter von uns entfernt, krabbelten Tiere von der Größe und der Form einer normalen menschlichen Hand, die als Beine schwarze Finger besaßen. Sie zogen graue, warzenbedeckte Häute hinter sich her, die unablässig die Farbe wechselten.
Eines dieser Hand-Tiere löste sich aus dem Haufen und kroch wie eine Krabbe auf mich zu.
Ich ließ das Tier herankommen, ohne die Kraft zur Gegenwehr zu haben: als ich soweit war, es mit dem Fuß zurückzustoßen, saugte es sich an meinem Knöchel fest. Während es sich mit seinen Finger-Beinen festklammerte, hüllte es meinen Knöchel mit seinen grauen Häuten ein. Bei der Berührung mit einer widerwärtigen ›Eisigkeit‹ mußte ich vor Ekel aufheulen. Inzwischen hatte Dyna mein Messer wiedergefunden und schlug damit auf das Tier ein.
Als sie es oben traf, rann eine stinkende Flüssigkeit aus seinem Körper, und das Tier lockerte seine Umklammerung. Dyna mußte mir nun helfen, die grauen Häute abzureißen, die sich rasch in mein Fleisch hineingefressen hatten. Als wir sie endlich losbekamen, konnte ich ein Stöhnen nicht unterdrücken. Mir war klar, daß diese scheuß-

lichen Dinger Hautfresser waren. Der Tod ihres Artgenossen störte sie nicht weiter, sie waren nur etwas umsichtiger, wenn sie auf uns zu krochen.
Die Hautfresser hatten keine Augen und schienen sich nur mit Hilfe ihres Geruchssinns zu orientieren.
Im Nu waren wir umzingelt. Die Tiere legten eine Pause ein und begannen dann, im Dreivierteltakt zu hüpfen. Nervös umklammerte ich mein Messer, während Dyna Erdklumpen herausriß und sie auf die Angreifer warf. Einer dieser Brocken ließ das unbeschädigte Gefäß, das ich bei dem Sturz verloren hatte, aus dem Rotz am Boden auftauchen. Mit Entsetzen dachte ich daran, daß es unter dem gewaltigen Gasdruck in absehbarer Zeit explodieren mußte.
Plötzlich brach ein Brocken aus der Wand und brachte meine Freundin zu Fall, die mit dem Gesicht voran hinstürzte. Ich ließ mein Messer los und versuchte, sie wieder hochzuziehen, als ein Hautfresser herankam und ihr eine Flüssigkeit ins Gesicht spritzte, von der ich annahm, daß es ein Ätzmittel war. Ich hatte mich nicht getäuscht, Dyna heulte vor Schmerzen. Da es kein Wasser gab, urinierte ich ihr aufs Gesicht, und es schien ihr gutzutun.
Mit dem ekligen Boden unter den Füßen und bedroht von diesen Tieren, wurde meine Lage allmählich kritisch; um der Frau willen, die ich doch retten wollte, konnte ich jeden Augenblick mein Leben verlieren.
Plötzlich ertönte schallendes Lachen und ließ alles Leben in mir erstarren. Ich hob den Kopf und sah, daß am Grabenrand allerhand Leute standen. Unter den Zuschauern erkannte ich mit Bestürzung den Baron und seine Gattin, die uns mit unendlicher Genugtuung beobachteten. Von meinem Standort aus bildeten die Leute eine furchterregende Abdachung, und ihre Körper, die durch eine seltsame optische Erscheinung ins Riesenhafte verzerrt waren, mündeten in ganz kleinen Köpfen.
Weil ich nicht darauf achtete, was sich zu meinen Füßen abspielte, hatten die Hautfresser angefangen, auf meinen Beinen zu einem abkühlenden Angriff überzugehen. In diesem Augenblick stellte uns der Baron vor eine grausige Alternative: entweder überließ er uns der Obhut seiner abscheulichen Geschöpfe, oder wir erklärten uns bereit, uns als Hauptgericht eines seiner Menüs zur Verfügung zu stellen. Da die Hoffnung immer noch meine zweite Natur war und da ich trotz

allem wußte, welches Schicksal uns von seiten der Hautfresser unmittelbar bevorstand, nahm ich ohne zu zögern den zweiten Vorschlag an, wobei ich den gemeinen Kerl bat, uns von dieser Fauna zu befreien. Er willigte ein und gab zwei Dienern ein Zeichen, die darauf einen Weidenkorb brachten und den Inhalt ein paar Meter von uns hinunterkippten. Mit Staunen sah ich, daß das, was sie verstreuten, bündelweise menschliche, noch blutende Haut war, auf die sich die seltsamen Tiere stürzten und sie gierig verspeisten.
Dann wurden Nylonleitern heruntergelassen.
Ich benützte einen unbewachten Augenblick, um zu sehen, was aus meinem Gefäß geworden war. Es war zu drei Vierteln beschmiert, nur noch ein kleines Stück weißlichen Glases schaute heraus. Dieser Gegenstand war meine letzte Rettung.
Wir betraten den Grabenrand trotz allem mit einem Seufzer der Erleichterung. Während der Baron uns ironisch musterte, zündete er sich eine Zigarre an und befahl uns, nachdem er ein paar genüßliche Züge genommen hatte, unsere ekelerregenden Kleider abzulegen.
Wir standen zu sehr unter einem ›Schock‹, um uns dagegen zu wehren. Alles schien uns nun gleichgültig zu sein, und während ich mich auszog, dachte ich an meinen linken Knöchel, der mir sehr weh tat.
Als wir splitternackt in der scharfen Morgenluft standen, befahl der



Baron, Wasserschläuche auf uns zu richten, und gleich wurden wir wie Kegel von einem Wasserstrahl umgeworfen. Dann zwang er uns, wieder aufzustehen, doch kaum standen wir aufrecht, da warfen uns die kräftigen Wasserstrahlen schon wieder über den Haufen. Ich war so sehr vor Kälte erstarrt, daß ich glaubte, innerlich zu brennen. Vor Wut biß ich die Zähne aufeinander und gab mir fürchterliche Mühe, nicht zu schreien. Meine scheinbare Ruhe ärgerte den Baron, und er zog meine Bestrafung in die Länge, während meine Begleiterin verschont wurde. Durch meinen Kopf zogen massenhaft Schatten, und ich schnappte mit meinem Mund, um noch etwas Luft in meine Lungen zu bekommen.

Als er nach einer Weile, die mir endlos schien, den Befehl zum Wasserabdrehen gab, war ich nur noch ein willenloser Automat.

Ich spürte, wie sich die Kälte einer eisernen Kette um meinen Hals legte, und dann kam ein Schnappen, das noch lange in meinen Ohren nachklang.

Dann zog man mich, das heißt uns beide, wie gut dressierte Hündinnen hinter sich her und auf das Haus des schrecklichen Barons zu.

Der beglückwünschte mich unterwegs für meinen Wagemut, fügte aber hinzu, daß ich keinerlei Chance gehabt habe. Sein Alarmroboter habe ihm unsere Anwesenheit von Anfang an gemeldet.

Dann hielt er an und rief, wobei er mich mit einer herrischen Gebärde auf die benachbarten Silos und Gräben hinwies:

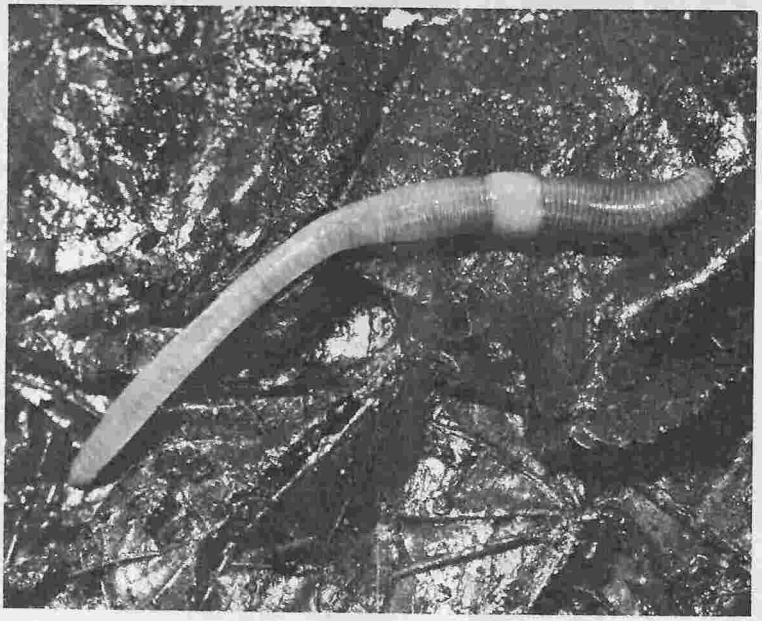
»In diesen Mistgruben werdet ihr vielleicht landen, wenn mir die Laune danach steht!«

Ich schwieg, weil ich unsere Lage nicht verschlimmern wollte; außerdem war mein Hintern hoffnungslos nackt, und die Peitschen unserer Bewacher hielten uns zu absoluter Folgsamkeit an.

»Die kleinen Ungeheuer in den Silos sind recht charmant, meine liebe Jeanne«, fuhr er sehr selbstsicher fort, »vielleicht hast du einmal die Gelegenheit, etwas intimer mit ihnen zu verkehren.«

Ich erschauerte innerlich, denn ich wußte, daß ihm nicht die geringste Reaktion entging.

*



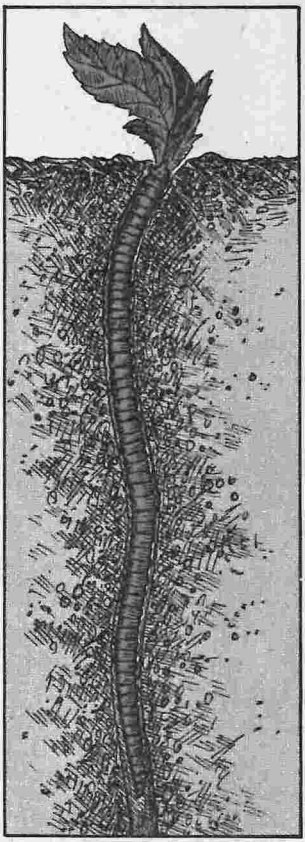
Charles Darwin
Die Intelligenz der Regenwürmer[63]

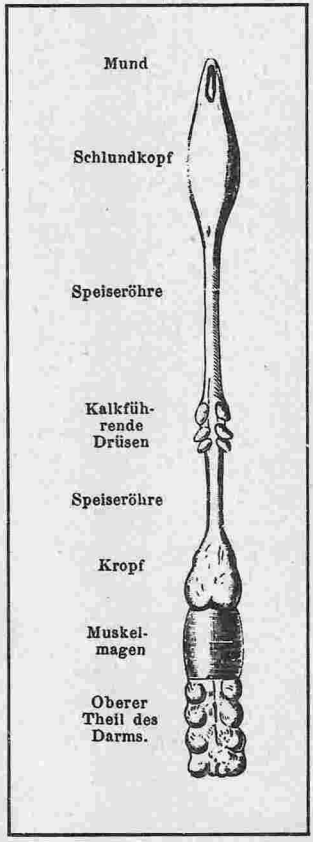
Es wurden aus mäszig steifem Schreibpapier längliche Papierdreiecke ausgeschnitten, welche auf beiden Seiten mit rohem Fett eingerieben wurden, um zu verhindern, dasz sie übermäszig weich würden, wenn sie des Nachts dem Regen und Thau ausgesetzt würden. Die Seiten aller dieser Dreiecke waren drei Zoll lang; die Basis masz bei 120 einen Zoll und von den anderen 183 einen halben Zoll in der Länge. Diese letzteren Dreiecke waren sehr schmal oder bedeutend zugespitzt. Als eine Controlle für die sofort mitzutheilenden Beobachtungen wurden ähnliche Dreiecke im feuchten Zustande mit einer sehr schmalen Pincette an verschiedenen Punkten und in allen möglichen Neigungen in Bezug auf die Ränder ergriffen und dann in eine kurze Röhre von dem Durchmesser einer Wurmröhre hineingezogen. Wenn das Dreieck bei der Spitze ergriffen wurde, so wurde es gerade in die

Röhre hineingezogen mit einwärts gefalteten Rändern; wurde es in einer geringen Entfernung von der Spitze ergriffen, z. B. einen halben Zoll, so wurde dies Stück innerhalb der Röhre zurückgeschlagen. Dasselbe war mit der Basis und den basalen Winkeln der Fall, obschon, wie ja hätte erwartet werden können, die Dreiecke dem Hineingezogenwerden viel mehr Widerstand entgegensetzten. Wurde das Dreieck in der Nähe der Mitte ergriffen, so wurde es zusammengefaltet und sowohl die Spitze als die Basis blieben aus der Röhre vorgestreckt. Da die Seiten der Dreiecke drei Zoll lang waren, so kann man die Resultate der Beobachtung der Art und Weise, wie sie in eine Röhre oder in ein Wurmloch eingezogen werden, ganz passend in drei Gruppen theilen: in diejenigen Blätter, welche mit der Spitze oder innerhalb eines Zolls von ihr entfernt eingezogen wurden; in die, welche mit der Basis oder innerhalb eines Zolls von ihr entfernt, und in die, welche an irgend einem Punkte in dem mittleren Zolle eingezogen wurden.

Um zu sehen, wie die Dreiecke von den Würmern ergriffen werden würden, wurden einige im feuchten Zustande Würmern gegeben, die gefangen gehalten wurden. Die Dreiecke wurden, und zwar sowohl die schmalen als die breiten, in drei verschiedenen Arten ergriffen, nämlich mit dem Rande, mit einem der drei Winkel, welcher dann häufig vollständig in der Mundhöhle aufgenommen wurde, und endlich mit irgend einem Theile der platten Oberfläche, auf welcher Saugen ausgeübt wurde. Wenn mit der Basis parallele und einen Zoll von einander entfernte Linien quer über ein Dreieck gezogen werden, dessen Seiten drei Zoll lang sind, so wird es in drei Theile von gleicher Länge getheilt werden. Wenn nun Würmer nach dem Zufall irgend einen Theil ergreifen, so werden sie sicher den basalen Theil oder Abschnitt viel häufiger ergreifen als jeden der beiden anderen Abschnitte. Denn die Oberfläche des basalen Theiles verhält sich zum spitzen Theil wie 5 zu 1, so dasz die Wahrscheinlichkeit, dasz der erstere durch Saugen in eine Wurmröhre gezogen wird, sich zu dem Spitzentheil wie 5 zu 1 verhält. Die Basis bietet zwei Winkel dar und die Spitze nur einen, so dasz die erstere eine zweimal so grosze Wahrscheinlichkeit (ganz unabhängig von der Grösze der Winkel) haben würde, von dem Munde eines Wurmes umschlungen zu werden, wie die Spitze. Es musz indesz angeführt werden, dasz der Spitzenwinkel selbst nicht häufig von Würmern ergriffen wird; der

Rand in einer geringen Entfernung von der Spitze auf jeder Seite wird vorgezogen. Ich schliesze dies daraus, dasz ich in 40 unter 46 Fällen, in denen Dreiecke mit ihren spitzen Enden in Wurmröhren gezogen worden waren, gefunden habe, dasz innerhalb der Röhre die Spitze in einer Länge von ½₀ Zoll bis zu einem Zoll zurückgefaltet worden war. Endlich ist das Verhältnis zwischen den Rändern der basalen und Spitzentheile für die breiteren Dreiecke wie 3 zu 2 und für die schmalen Dreiecke wie 2½ zu 2. Nach diesen verschiedenen Betrachtungen hätte unter der Annahme, dasz die Würmer die Dreiecke nach Zufall ergreifen, sicher erwartet werden können, dasz eine verhältnismäszig





ansehnlich gröszere Zahl mit dem basalen als mit dem Spitzentheil in die Höhle gezogen werden würde; wir werden aber sofort sehen, wie verschieden das Resultat war.

Dreiecke von den oben speciell angeführten Gröszen waren an vielen Orten und in vielen aufeinander folgenden Nächten auf dem Boden in der Nähe von Wurmlöchern ausgestreut, aus welchen die Blätter, Blattstiele, Zweige u.s.w., mit denen sie zugestopft gewesen waren, entfernt waren. Im Ganzen wurde 303 Papierdreiecke von Würmern in ihre Höhlen eingezogen; 12 andere waren mit beiden Enden hineingezogen worden; da es aber unmöglich war, zu entscheiden, an welchem Ende sie zuerst ergriffen worden waren, so wurden sie ausgeschlossen. Von den 303 Dreiecken waren 62 Procent mit der Spitze eingezogen worden (unter dieser Bezeichnung alle diejenigen begreifend, welche mit dem einen Zoll langen Spitzentheil eingezogen worden waren); 15 Procent waren mit der Mitte eingezogen und 23 Procent mit dem basalen Theil. Wären sie ganz unterschiedslos gleichmäszig mit jedem Theil eingezogen worden, so würde das procentische Verhältnis für einen jeden Theil, den Spitzentheil, den mittleren und den basalen, 33,3 gewesen sein; wie wir aber soeben gesehen haben, hätte erwartet werden können, dasz eine verhältnismäszig viel gröszere Anzahl mit dem basalen als mit irgend einem der beiden anderen Theile eingezogen worden sein würde. Wie aber die Thatsachen vorliegen, wurden nahezu dreimal soviel mit der Spitze eingezogen wie mit der Basis. Wenn wir die breiten Dreiecke für sich allein betrachten, so wurden 59 Procent mit der Spitze, 25 Procent mit der Mitte und 16 Procent mit der Basis eingezogen. Von den schmalen Dreiecken wurden 65 Procent mit der Spitze eingezogen, 14 Procent mit der Mitte und 21 Procent mit der Basis; so dasz hier die mit der Spitze eingezogenen dreimal so viel waren wie die mit der Basis eingezogenen. Wir können daher schlieszen, dasz die Art und Weise, wie die Papierdreiecke in die Wurmlöcher hinabgezogen werden, keine Sache des Zufalls ist.

In acht Fällen waren zwei Dreiecke in ein und dieselbe Röhre gezogen worden, und in sieben von diesen Fällen war das eine Dreieck mit der Spitze, das andere mit der Basis eingezogen worden. Dies weist wiederum darauf hin, dasz das Resultat nicht durch den Zufall bestimmt wird. Würmer scheinen zuweilen im Acte des Hereinziehens der Dreiecke sich zu drehen, denn fünf aus der ganzen Zahl waren an der

Innenfläche der Röhre zu einer unregelmäszigen Spirale aufgewunden. In einem warmen Zimmer gehaltene Würmer zogen 63 Dreiecke in ihre Röhren; wie es aber bei den Kieferblättern der Fall war, so arbeiteten sie hier in einer ziemlich sorglosen Weise, denn nur 44 Procent waren mit der Spitze, 22 Procent mit der Mitte und 33 Procent mit der Basis hineingezogen. In fünf Fällen waren zwei Dreiecke in eine und dieselbe Röhre gezogen.

Es könnte mit augenscheinlich groszer Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, dasz eine verhältnismäszig so grosze Anzahl von Dreiecken mit der Spitze in die Löcher gezogen wurde, nicht weil die Würmer dieses Ende als das zweckmäszigste sich ausgewählt haben, sondern weil sie es zuerst auf andere Weise versucht und es damit nicht fertig gebracht haben. Diese Ansicht wurde durch Beobachtung der Art und Weise unterstützt, in welcher gefangen gehaltene Würmer die Papierdreiecke herumziehen und wieder fallen lassen; dann führen sie aber ihre Arbeit nachlässig aus. Ich sah nicht gleich anfangs die Bedeutung dieses Gegenstandes ein, sondern bemerkte nur, dasz die Basaltheile derjenigen Dreiecke, welche mit der Spitze eingezogen worden waren, meist rein und nicht zerknittert waren. Später wandte ich dem Gegenstand sorgfältige Aufmerksamkeit zu. An erster Stelle wurden mehrere Dreiecke, welche mit dem basalen Winkel oder mit der Basis selbst oder ein wenig oberhalb der Basis eingezogen worden waren, und welche dadurch stark zerknittert und beschmutzt waren, einige Stunden in Wasser liegen gelassen und dann noch unter Wasser tüchtig geschüttelt; es wurden aber dadurch weder der Schmutz noch die Brüche im Papier entfernt. Nur unbedeutende Falten konnten beseitigt werden, selbst nach Durchziehen der nassen Dreiecke mehrere Male durch meine Finger. In Folge des von den Körpern der Würmer herrührenden Schleims war der Schmutz nicht leicht abzuwaschen. Wir können daher schlieszen, dasz, wenn ein Dreieck, ehe es mit der Spitze eingezogen wurde, mit seiner Basis auch nur mit einem geringen Kraftaufwand in eine Wurmröhre hineingezogen worden wäre, der basale Theil dann noch lange seine Falten und Brüche und seinen Schmutz behalten würde. Es wurde nun der Zustand von 80 Dreiecken (65 schmalen und 24 breiten), welche mit der Spitze eingezogen worden waren, untersucht; und die Basaltheile von nur 7 unter ihnen waren überhaupt faltig und gleichzeitig meistens auch schmutzig. Von den 82 nicht zerknitterten Dreiecken wa-

ren 14 an der Basis schmutzig; aus dieser Thatsache folgt aber nicht, dasz dieselben zuerst mit ihren Basen nach der Wurmröhre hingezogen worden wären; denn die Würmer bedeckten zuweilen grosze Stücke der Dreiecke mit Schleim, und wenn dieselben dann mit der Spitze voran über den Boden hingezogen wurden, wurden sie natürlich schmutzig; während Regenwetters wurden die Dreiecke häufig auf einer ganzen Seite oder auch auf beiden Seiten beschmutzt. Wenn die Würmer die Dreiecke mit ihren Basen ebenso häufig wie mit ihren Spitzen nach den Mündungen ihrer Röhren gezogen und dann wahrgenommen hätten, ohne factisch den Versuch zu machen, sie in die Röhren zu ziehen, dasz das breitere Ende für diesen Zweck nicht so gut passe, – selbst in diesem Falle würde der basale Theil einer verhältnismäszig groszen Zahl wahrscheinlich beschmutzt gewesen sein. So unwahrscheinlich nun auch der Schlusz sein mag, so können wir doch schlieszen, dasz die Würmer durch irgend welche Mittel zu beurtheilen im Stande sind, welches das beste Ende ist, mit welchem Papierdreiecke in ihre Höhlen gezogen werden können.

Die procentischen Resultate der vorstehenden Beobachtungen über die Art und Weise, in welcher die Würmer verschiedene Arten von Gegenständen in die Mündungen ihrer Röhren hineinziehen, können in folgender Übersicht abgekürzt dargestellt werden.

Name des Gegenstandes.	Mit der Spitze oder nahe derselben in die Röhren gezogen.	Mit der Mitte oder nahe derselben in die Röhren gezogen.	Mit der Basis oder nahe derselben eingezogen.
Blätter verschiedener Arten	80	11	9
– der Linde, basaler Rand der Blattfläche breit, Spitze zugespitzt	79	17	4
– von *Laburnum*, basaler Theil der Blattscheibe ebenso schmal oder zuweilen ein wenig schmäler als der Spitzentheil	63	10	27
– von *Rhododendron*, basaler Theil der Blattscheibe häufig schmäler als der Spitzentheil ...	34	...	66
– von Kiefern, aus zwei von einer gemeinsamen Basis entspringenden Nadeln bestehend	...	...	100
Blattstiele einer *Clematis*, nach der Spitze zu etwas zugespitzt, an der Basis stumpf	76	...	24
– der Esche, das dicke basale Ende oft als Nahrung eingezogen ..	48,5	...	51,5
– der *Robinia*, äuszerst dünn, besonders nach der Spitze zu, so dasz sie schlecht dazu passen, die Röhren zuzustopfen	44	...	56
Papierdreiecke von beiden Grösze n	62	15	23
–, die breiten allein	59	25	16
–, die schmalen allein	65	14	21

Wenn wir diese verschiedenen Fälle in Betracht ziehen, so können wir die Folgerung kaum vermeiden, dasz Würmer in der Art und Weise ihre Röhren zuzustopfen einen gewissen Grad von Intelligenz entfalten. Es wird ein jeder besonderer Gegenstand in einer zu gleichförmigen Art ergriffen, und zwar aus Ursachen, welche wir nicht einsehen können, um das Resultat dem bloszen Zufall zuzuschreiben. Dasz nicht jeder einzelne Gegenstand mit dem spitzen Ende in die Röhre gezogen worden ist, dürfte daraus zu erklären sein, dasz dadurch Arbeit erspart worden ist, dasz einige mit dem breiteren oder dickeren Ende voraus hineingeschafft worden sind. Ohne Zweifel werden die Würmer durch ihren Instinct dazu geleitet, ihre Röhren zuzustopfen, und es hätte wohl erwartet werden können, dasz sie auch durch den Instinct darauf geführt worden wären, wie sie, ganz unabhängig von Intelligenz, in jedem einzelnen Falle am Besten zu verfahren hätten. Wir sehen, wie schwierig es ist zu beurtheilen, ob Intelligenz mit in's Spiel kommt, denn man möchte zuweilen meinen, dasz selbst Pflanzen dadurch geleitet werden: z. B., wenn aus ihrer Stellung gebrachte Blätter ihre oberen Fläche duch äuszerst complicirte Bewegungen und auf dem kürzesten Wege wiederum nach dem Lichte hin wenden. Bei Thieren können Handlungen, welche scheinbar Folge der Intelligenz sind, durch vererbte Gewohnheit ohne Intelligenz ausgeführt werden, obschon sie ursprünglich durch dieselbe erlangt worden sind. Oder es kann auch die Gewohnheit durch die Beibehaltung und Vererbung wohlthätiger Abänderungen irgend einer anderen Gewohnheit erlangt worden sein; und in diesem Falle wird die neue Gewohnheit unabhängig von Intelligenz durch den ganzen Verlauf ihrer Entwicklung erworben worden sein. Darin besteht a priori keine Unwahrscheinlichkeit, dasz die Würmer specielle Instincte durch beide der letztgenannten Mittel erworben haben. Nichtsdestoweniger ist es aber doch unglaublich, dasz sich Instincte in Bezug auf Gegenstände entwickelt haben sollten, wie auf Blätter oder Blattstiele ausländischer Pflanzen, welche den Vorfahren der Würmer, welche in der beschriebenen Art und Weise verfuhren, vollständig unbekannt gewesen sind. Auch sind ihre Handlungen nicht so unabänderlich fest oder unvermeidlich, wie es die meisten echten Instincte sind.

Da die Würmer nicht in jedem besonderen Falle durch specielle Instincte geleitet werden, obschon sie den allgemeinen instinctiven Trieb besitzen, die Mündungen ihrer Röhren zu verstopfen, und da

Zufall ausgeschlossen ist, so scheint die am meisten wahrscheinliche Folgerung die zu sein, dasz sie auf viele verschiedene Weisen versuchen, Gegenstände in ihre Höhlen zu ziehen, und dasz es ihnen zuletzt auf irgend eine specielle Weise gelingt. Es wäre aber überraschend, wenn ein auf der Stufenleiter so tiefstehendes Thier, wie ein Wurm, die Fähigkeit haben sollte, so zu handeln, da viele höhere Thiere diese Fähigkeit nicht besitzen. So kann man z. B. sehen, wie Ameisen vergebens versuchen, einen Gegenstand quer zur Richtung ihres Wegs fortzuschleppen, welcher längsweise leicht fortgezogen werden könnte; obschon sie meistens nach einiger Zeit in einer weiseren Art verfahren. Mr. FABRE gibt an, dass eine Art *Sphex*, – ein Insect, welches zu derselben hochbegabten Ordnung gehört, wie die Ameisen, – ihr Nest mit gelähmten Heuschrecken versorgt, welche ausnahmslos bei den Antennen in ihre Höhlen hineingeschleppt werden. Wenn diese dicht am Kopfe abgeschnitten wurden, so ergriff die *Sphex* die Palpen; wenn aber auch diese noch abgeschnitten wurden, so wurde der Versuch, die Beute in die Höhle zu ziehen, voller Verzweiflung aufgegeben. Die *Sphex* hatte nicht Intelligenz genug, eines der sechs Beine oder die Legeröhre zu ergreifen, welche, wie Mr. FABRE bemerkt, ganz gleiche Dienste geleistet haben würden. Wenn ferner die gelähmte Beute mit einem daran befestigten Ei aus der Zelle herausgenommen wird, so verschlieszt die *Sphex,* nachdem sie hineingekommen ist und die Zelle leer gefunden hat, dieselbe trotzdem in der gewöhnlichen mühsamen Weise. Bienen versuchen stundenlang durch ein Fenster zu entfliehen und fahren stundenlang fort, daran umherzusummen, obgleich die andere Hälfte offen gelassen ist. Selbst ein Hecht fuhr drei Monate lang fort, gegen die Glaswand eines Aquariums loszustürzen und sich an ihr zu stoszen, in dem vergeblichen Versuche, die auf der anderen Seite der Scheibe befindlichen Ellritzen zu ergreifen. Mr. LAYARO hat gesehen, wie eine Cobra-Schlange viel weiser handelte, als sowohl der Hecht als die *Sphex;* sie hatte eine Kröte, die in einem Loche gelegen hatte, dort verschluckt und konnte nun ihren Kopf nicht zurückziehen, die Kröte wurde daher wieder ausgeworfen und fieng an fortzukriechen; die Schlange ergriff sie von neuem, verschlang sie wieder und brach sie nochmals aus. Nun hatte aber die Schlange durch Erfahrung gelernt; denn nun ergriff sie die Kröte bei einem ihrer Beine und zog sie damit aus dem Loche. Selbst höhere Thiere folgen ihren Instincten häufig in einer

sinnlosen oder zwecklosen Art und Weise; der Webervogel windet mit Ausdauer Fäden um die Stäbe seines Käfigs, als baute er ein Nest; ein Eichhorn bringt Nüsse auf einen hölzernen Boden, als habe es dieselben in der Erde vergraben; ein Bieber schneidet Holzstücke ab und schleppt sie herum, obgleich kein Wasser vorhanden ist, was abzudämmen wäre, und Ähnliches in vielen anderen Fällen.

Mr. ROMANES, welcher das Seelenleben der Thiere speciell studirt hat, ist der Meinung, dasz wir nur da mit Sicherheit Intelligenz annehmen können, wo wir sehen, dasz ein Individuum aus seiner eigenen Erfahrung Vortheil zieht. Nach dieser Probe zeigte die Cobra etwas Intelligenz; dies würde aber viel deutlicher gewesen sein, wenn sie bei einer zweiten Gelegenheit sofort die Kröte an ihrem Beine aus der Höhle herausgezogen hätte. Wenn nun Würmer versuchen, Gegenstände in ihre Röhren zu schleppen und zwar zuerst auf die eine Art und Weise und dann auf eine andere, bis es ihnen zuletzt gelingt, so ziehen sie, wenigstens in jedem besonderen Falle, aus ihrer Erfahrung Vortheil.

Man hat aber Zeugnisse vorgebracht, welche zeigen sollen, dasz die Würmer nicht gewohnheitsgemäsz versuchen, Gegenstände auf verschiedene Weise in ihre Löcher zu ziehen. So hätten halbzersetzte Lindenblätter wegen ihrer Biegsamkeit an ihrem mittleren oder basalen Theile hineingezogen werden können und wurden auch in dieser Weise in beträchtlicher Anzahl in die Röhren gezogen; und doch wurde die grosze Mehrheit mit der Spitze oder nahe bei derselben hineingezogen. Die Blattstücke der *Clematis* hätten sicherlich mit gleicher Leichtigkeit an der Spitze wie an der Basis hineingezogen werden können; und doch wurden drei Mal, und in gewissen Fällen fünf Mal so viel mit der Spitze, wie mit der Basis eingezogen. Man hätte wohl meinen können, dasz die Stiele der Blätter die Würmer als ein sehr bequemer Angriffspunkt hätten reizen können; und doch werden sie in keinem hohen Masze benutzt, ausgenommen wenn die Basis der Blattscheibe schmäler ist als die Spitzen. Eine grosze Anzahl von Blattstielen der Esche wird in dieser Weise eingezogen; dieser Theil dient aber den Würmern als Nahrungsmittel. In dem Falle mit den Kieferblättern zeigen die Würmer deutlich, dasz sie das Blatt wenigstens nicht nach dem Zufall ergreifen; ihre Wahl scheint aber nicht durch das Auseinanderweichen der zwei Nadeln und den davon abhängigen Nachtheil und die daraus fliesszende Nöthigung, die Blät-

ter mit ihrer Basis in die Röhren zu ziehen, bestimmt zu werden. Was die Papierdreiecke betrifft, so war an denjenigen, welche mit der Spitze eingezogen wurden, selten die Basis zerknittert und schmutzig; und dies beweist, dasz die Würmer nicht oft zuerst versucht hatten, sie mit diesem Ende voraus hineinzuziehen.

Wenn Würmer, entweder ehe sie einen Gegenstand nach den Öffnungen ihrer Röhren hinziehen oder nachdem sie denselben dorthin gezogen haben, zu beurtheilen im Stande sind, auf welche Weise sie ihn am besten hineinziehen können, so müssen sie irgend eine Vorstellung von seiner allgemeinen Gestalt erlangen. Dies erlangen sie wahrscheinlich dadurch, dasz sie ihn an vielen Stellen mit dem vorderen Ende ihres Körpers, welches als ein Tastorgan dient, berühren. Wir müssen uns hier daran erinnern, wie vollkommen der Gefühlssinn bei einem Menschen wird, der blind und taub geboren ist, wie es ja Würmer sind. Wenn die Würmer das Vermögen haben, irgend eine, wenn auch noch so rohe Vorstellung von der Gestalt eines Gegenstandes und ihrer Höhlen zu erlangen, wie es der Fall zu sein scheint, so verdienen sie intelligent genannt zu werden; denn sie handeln dann in nahezu derselben Art und Weise, wie ein Mensch unter ähnlichen Umständen handeln würde.

Um dies zusammenzufassen: da der Zufall nicht die Art und Weise bestimmt, in welcher Gegenstände von den Würmern in ihre Höhle hineingezogen werden, und da die Existenz specialisirter Instincte nicht für jeden besonderen Fall angenommen werden kann, so ist die erste und natürlichste Vermuthung die, dasz die Würmer sämmtliche Methoden versuchen, bis es ihnen endlich gelingt; aber viele einzelne Thatsachen stehen einer derartigen Annahme entgegen. Es bleibt nur eine einzige Alternative übrig, dasz nämlich Würmer, obgleich sie in der Stufenleiter der Organisation tief stehen, doch einen gewissen Grad von Intelligenz besitzen. Dies wird einem Jeden als sehr unwahrscheinlich auffallen; aber es darf wohl bezweifelt werden, ob wir genug von dem Nervensystem der niederen Thiere wissen, um unser natürliches Mistrauen in eine solchen Schluszfolgerung zu rechtfertigen. Was die geringe Grösze der Hirnganglien betrifft, so müssen wir uns daran erinnern, was für eine Masse vererbter Kenntnis, mit einiger Fähigkeit, Mittel einem Zwecke anzupassen, in das minutiöse Gehirn einer Arbeiterameise zusammengedrängt ist.

Werner Schmidmaier

Chymie aus Wald und Flur[64]

Tristans Verlobungstrank

Das Adonisröschen (Adonis)

Adonidin, das Rauschgift im Adonisröschen, war in dem keltischen Zaubertrank, der Tristan und Isolde miteinander verlobte.
Man nimmt den Saft aus der Wurzel. Genießbar wird er in Tee oder Weißwein. Auf die genaue Menge kommt es nicht sehr an. Tristan und Isolde entbrannten nach dem Genuß in Leidenschaft zueinander. Das wurde tragisch, weil die beiden nicht füreinander bestimmt waren. Wenigstens aber lieferten sie die Vorlage für die Trip-Oper ›Tristan und Isolde‹.
Der scharfe Wurzelsaft läßt das Herz erregter pochen. Liebende benutzten ihn zur Erhöhung ihrer Gefühle. Drogiers von heute würden die Wirkung des Adonisröschens mit Popper-Stäbchen gleichsetzen.
Das Adonisröschen ist einst aus den Blutstropfen gesprossen, die von den Hauern eines wilden Ebers spritzten. Es war das Blut des Adonis, des schönsten aller Griechen, den auch Aphrodite liebte. Ihm zur Erinnerung schuf sie diese Blümchen: spannenlang, mit roten oder gelben Blüten über gefiederten Blättern. Sie wachsen auf kalkhaltigen Wiesen und fehlen in keinem Zierpflanzenkatalog für Heimgärtner.

Zaubertrank der Circe

Das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger)

Als die Gefährten des Odysseus Speise und Trank aus der Küche der zauberischen Circe genossen hatten, fühlten sie sich in Schweine verwandelt.
Man kocht aus getrocknetem Bilsenkraut eine Tasse Tee, kaut 4 Gramm Bilsenkrautwurzel oder nimmt die Samenkörner aus einer Fruchtkapsel zu sich. In den Samen ist das Gift Hyoszyamin am stärksten konzentriert. Der Puls beschleunigt. Die Pupillen weiten sich, die Sehkraft läßt nach. Die Bewegungen werden tapsig, starkes

Durstgefühl, aber das Schlucken ist schmerzhaft. Die Haut wird hochempfindlich, man meint zu spüren, wie die eigenen Körperhaare wachsen. Der Berauschte glaubt, sich jederzeit in ein Tier verwandeln zu können. Circes Gäste nahmen wohl einen Trip nach dem anderen, ›Hyoszyamus‹ bedeutete in ihrer Sprache Schweinekraut.
Man findet noch andere Erfahrungsberichte in der Literatur, Gogol schreibt in *Der Wij*: »Die Worte bewegten sich lautlos auf den Lippen. Er hörte nur, wie sein Herz heftig schlug; er sah, wie die Alte auf ihn zukam, Hand an ihn legte, ihm den Kopf zu Boden drückte, mit katzenartiger Geschwindigkeit ihm auf den Rücken sprang, mit einem Besen in seine Flanke schlug und wie er gleich einem Reitpferd in großen Sätzen dahinsprengte...«
Wen wundert es, daß Gogol so gut über Horror-Trips Bescheid wußte. Die zaristischen Wirte würzten mit Bilsenkraut das Bier ihrer Gäste. Die Stadt Pilsen bekam sogar ihren Namen von dieser Art der Bierwürze.
Zwei Tage dauert der Trip, einen Tag der Kater (die unvermeidliche Sehschwäche vergeht erst am vierten Tag völlig).
Die 40 cm hohen Stengel wachsen an Kirchhofmauern, Schutthaufen und steinigen Wegen. Die ganze Pflanze und ihre großen Blätter sind pelzig und klebrig. Zwischen Mai und September trägt das Bilsenkraut zuoberst eine schüttere Traube gelber Blütenkelche, innen sind sie lila.

Alices Trip ins Wunderland

Der Fliegenpilz (Amanita muscaria)

Lewis Caroll war Dozent für Logik in Oxford und schrieb 1865 die Geschichte *Alice im Wunderland*. Darin ißt Alice von einem Pilz, der größer und kleiner macht. Mal sieht man auf sich selbst herab, mal erblickt man sich von ganz unten. Eine gemächliche Raupe weiht Alice in die halluzinogene Wirkung des Pilzes ein.
Der Fliegenpilz und seine Verwandten Pantherpilz, Perlpilz und Hexenröhrling enthalten das Gift Muskarin. Mehr als 0,4 Gramm des Giftes sind tödlich.
Die Sibirer legen kleine Pilzstücke in warme Milch. Die Pilze muß

»Der Schaffner hatte sie die ganze Zeit über betrachtet, zuerst durch ein Fernrohr, dann durch ein Mikroskop und zuletzt durch ein Opernglas...« John Tenniel, Illustration zu Carrolls »Alice hinter den Spiegeln«, 1872.

man ausspucken, die Milch mit der gleichen Menge Schnaps vermischt trinken. Aber die Sibirer tranken auch den Urin von Pilzberauschten mit derselben Wirkung. (Der Pilz selbst nämlich war so rar, daß man ein Rentier dafür zahlen mußte.)
Die Wirkung beginnt nach etwa einer Stunde. Die Haut wird sensibel, die Augen, gerötet, scheuen helles Licht. Das Gehör ist überspannt, der Geruchsinn überscharf. Zeit und Raum dehnen sich perspektivisch in die Ferne. Der Berauschte will Gesellschaft haben, er ist redselig, etliche Stunden sehr lustig und etliche Stunden sehr melancholisch. Nach unruhigem Schlaf am nächsten Tag noch belegter Hals, übler Atem, Durst, nervöser Magen und kribbelnde Haarspitzen. Die Sumerer, behauptet der englische Sprachforscher John M. Allegro, erwiesen dem Pilz göttliche Ehren. Die Christen übernahmen sumerische Rausch-Berichte ins Evangelium. Tatsächlich mag manchem

Meskalin-Erfahrenen die Apokalypse des Johannes so vorkommen, als sei er dabeigewesen.
Die Pilze schießen bis zur Höhe von 20 cm auf. Sie sind braun, rot oder gelb und als junge Exemplare immer von weißen Warzen übersät. Von Juni bis Oktober in Nadelwäldern, auf der Heide und im Moor zu finden. Saure Böden tragen am besten.
Bei Krämpfen: 20 Gramm Tierkohle in den Magen, viel trinken. Das Down kommt nach etwa zehn Stunden.

Schneewittchens Gläserner Sarg

Der Giftlattich (Lactuca virosa)

Schneewittchen war nicht tot, als sie den vergifteten Apfel ihrer Stiefmutter gegessen hatte. Die Zwerge hätten sie noch ziemlich lange in einem gläsernen Sarg zur Schau stellen können, ohne daß das Mädchen verdorben wäre, ihre Wangen blieben so rot wie Blut. Der Apfel wird mit Giftlattich präpariert worden sein.
Man trinkt den Milchsaft, der besonders in den Blättern auftritt. (Die Arbeit ist mühsam, selten, daß man zuviel erwischt.) Allerdings ist der Saft unangenehm bitter und scharf, in der Wirkung kommt er Opium nahe, so wurde er schon zu Plinius und Dioscorides Zeiten verwendet. Den Berauschten übermannt köstliche Mattigkeit. Bei geschlossenen Augen kann er sich intensiv in Wunschträume versetzen. Größere Mengen Milchsaft des Giftlattichs wirken als Schlaftrunk. Der Schlaf ist selig, die Träume sind angenehm.
Maurische Bogenschützen schoßen auf Kaiser Karl und seinen Roland mit Pfeilen, die in Lattichmilch gebadet waren. Die Pfeile lähmten ihr Opfer, beförderten es aber nicht sofort ins Jenseits. Ähnlich, nur heftiger, wirken die Curare-Pfeile der Amazonas-Indianer, das getroffene Tier ist gelähmt, aber nicht tot. Das erspart den Kühlschrank. Vielleicht hatten die Zwerge bei Schneewittchens Aufbahrung ähnliche Hintergedanken?
Die harten Stengel werden eineinhalb Meter hoch. Sie wachsen auf Schutt, Dämmen, an Straßenrändern. In Zell an der Mosel und bei Waidhofen in Niederösterreich kultivierte man um die Jahrhundertwende noch ganze Felder davon.

Die Weisheit des Orakels von Delphi

Der Schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum)

Wer die Seherinnen des Delphischen Orakels um einen weisen Rat für die Zukunft fragen wollte, legte Blumen vor ihnen nieder. Sie verbrannten die weißen und manchmal auch violett blühenden Sträuße des Schwarzen Nachtschattens. Sicher haben sie den Rauch inhaliert. Dann gingen ihnen die verständigen Ratschläge leichter über die Zunge.
Die größte Konzentration des Rauschgiftes Solanin ist in den schwarzglänzenden Beeren des Nachtschattens konzentriert. Etwa 30 bis 100 Beeren braucht man für einen milden Trip. Die Dalmatiner braten die Beeren in Butter, als ›Betthupferl‹, damit man tief schläft. Auch Kleopatra kannte ein ähnliches Rezept. Sie streute den Blütenkranz aus ihrem Haar in Marc Antons Weinbecher.
Der Schlaf wird von erotischen Träumen erheitert. Litauer in Ostpreußen schworen deshalb auf einen Tabak, zu dem sie die Wurzeln und die Blätter von Nachtschatten verwendeten.
Der Schwarze Nachtschatten wuchert als Unkraut in Hecken und Zäunen. Seine Beeren reifen im September.

Auf dem Weg zum Blocksberg

Der Stechapfel (Datura stramonium)

1969 begingen sechs junge Bürger Donaueschingens die Weihnachtstage mit einem Hexensabbat. Die von Nachbarn gerufene Funkstreife fand alle auf dem Boden kriechend. Einem jagte der Puls mit 159 Schlägen in der Minute. Die Berauschten lallten und berichteten von Phantasiegestalten. Dennoch ging die Rauschgift-Party straffrei aus. Das Rauschgift waren Asthma-Zigaretten.
Dr. Brosigs Gesundheitszigaretten (nur echt in der weißen Schachtel) gibt es rezeptfrei in der Apotheke[1]. 10 Stück kosten 80 Pfennige. Sie enthalten das Rauschgift Daturin. Vier Zigaretten genügen, um die

1 Der Text wurde 1970 geschrieben, ob Dr. Brosigs Zigaretten noch in den Apotheken gehandelt werden, wissen wir nicht.

klassische Vorstellung von einer mythischen Orgie auszulösen. Man kaut die Zigaretten, damit das Daturin durch die Schleimhäute direkt in den Blutkreislauf gelangt. Den gekauten Tabak spuckt man aus, er darf auf keinen Fall runtergeschluckt werden. Die Asthma-Zigaretten werden nämlich aus gehäckseltem Stechapfel fabriziert. Sieben Zigaretten grenzen schon an das dem Menschen Erträgliche.

Der Ire William B. Yeats beschrieb eine klassische Stechapfel-Sensation in der Erzählung *Die chymische Rose.* Als der Rauch seine Schwaden zog, schienen Intarsien zu erglühen. In todesähnlicher Trance wurden die Berauschten eins mit den unsterblichen Geistern und wähnten, »daß die Götter sich Leiber erschaffen aus dem Stoff unserer Herzen«. Yeats: »Ich tanzte mit einer Frau von erhabener Schönheit; sie hatte schwarze Lilien im Haar, und ihre verträumten Bewegungen schienen beladen mit einem Wissen, tiefer als die Finsternis, die sich zwischen Stern und Stern ausbreitet, und mit einer Liebe wie jene, deren Hauch über den Gewässern war.«

Der Daturin-Trip darf tunlichst nicht im einsamen Kämmerlein gefeiert werden. Der Rausch erotisiert und stimmt gesellig. Schon das gotische Rezept für die Hexensalbe war nicht für den einsamen Genuß gedacht. Für 13 Hexen gab man in 100 Gran Menschenfett: 50 Gran Bilsenkraut, 20 Gran Tollkirsche, 50 Gran Knoblauch, 30 Gran Stechapfel. Ein Gran wog 0,06 Gramm. Die Salbe strich man sich in die Leibesöffnungen, aber nicht in den Mund. Schon glaubte man, zur Walpurgisfeier auf den Blocksberg zu sausen.

Die Walpurgisfeier beginnt nach einer halben Stunde und dauert etwa zwölf. Alle Gegenstände scheinen Wellen auszuströmen, Gerüche, Hitze oder Kälte. Der Tastsinn wird so hypersensibel, daß die eigene Zunge wie ein Fremdkörper im Mund liegt. Haben Mitreisende Probleme mit der Reise, so beruhigt man sie nach altem Rezept mit einem Trank aus Pottasche in Essigwasser.

Der Stechapfel wächst auf steinigem Boden. Von Juni bis Oktober ist er an den weißen hohen Trichterblüten erkenntlich. Danach setzt der Stechapfel die an Kastanien erinnernden Kapseln an. Die Samen darin enthalten die stärkste Konzentration des Rauschgiftes. Ein Teelöffel davon, zerquetscht, wurde von unseren Ahnen in einen Krug Bier getan. Die Samen mußten einen Tag ziehen, dann wurde das Bier ohne die Samen getrunken.

Der Taumellolch (Lolium temulentum)

Im Herbst 1698 brach im Landkreis Daun in der Eifel der Wahnsinn aus. Landauf, landab wälzten die Unglücklichen sich vor ihren Feuerstellen, manche krochen auch hinein. Andere schrien und hatten Angst vor jedem, der ihnen nahetrat. Andere lächelten sanft und wiesen auf den Himmel, der ganz aus Geschmeide gewebt sei, was aber außer ihnen niemand sah.

Natürlich wurde eine Hexe für schuldig befunden und gefoltert.
Der Sommer davor war feucht gewesen. Taumellolch war in großer Zahl aufgegangen und wucherte im Getreide. Dieses haferähnliche Urgetreide war der tatsächliche Grund für die Verzauberung. In feuchten Sommern mischten sich die meterlangen Halme mit ihren bis fußhohen Ähren in großer Zahl in die Roggenfelder. Ahnungslos buken die Bauern den Taumellolch mit in ihr Brot. Dann erlebten sie Visionen, von denen viele Märchen und Sagen berichten: Plötzlich tat sich ein unterirdischer Gang auf, den vor ihnen noch niemand sah. Sie schritten in unterirdische Gewölbe aus Kristall und Edelgestein. Dann trafen sie auf Ungeheuer und fürchteten sich nicht davor. Der Bär wurde zum Prinzen, die Schlange zur Königstochter. Märchen wie die Geschichte vom ›Sesam-öffne-Dich‹ geschehen auch in *1001 Nacht.* Auch die braven Brüder Grimm haben uns manchen LSD-Trip gewissenhaft aufgeschrieben (Der treue Johannes, Das Löweneckerchen, Vom Fischer und syner Fru, Marienkind u. v. a.).

Erst in unserem Jahrhundert entdeckte man, daß nicht der Taumellolch giftig ist, sondern lediglich der Schimmelpilz, der dieses Urgetreide häufig befällt. 1938 kristallisierte der Schweizer Chemiker Albert Hoffmann aus diesem Mutterkornpilz das Rauschgift LSD. Die Rauschwirkung entdeckte er erst fünf Jahre später: »Am vergangenen Freitag, den 16. April, mußte ich meine Arbeit abbrechen und heimgehen, weil ich von einer heftigen Unruhe und leichtem Schwindelgefühl befallen wurde ... In einem Dämmerschlaf, bei geschlossenen Augen, überwältigten mich phantastische Bilder von außerordentlicher Deutlichkeit und leuchtender kaleidoskopischer Farbenpracht.« Moderne Chemikalien halten den Mutterkornpilz vom Getreide fern. Es gibt ihn nur noch auf dem wildwachsenden Taumellolch in feuch-

ten Wiesen. Das Acid sitzt in den schwarzbraunen Getreidekörnern. Zuviel der Wirkung des naturgewachsenen Halluzinogens bekämpft man nach Kräuterweiblein-Art mit Milch, Zitronensaft oder Sauerkraut.

Das Satyricon im Kopf

Die Tollkirsche (Atropa belladonna)

Der Feldherr Marhabal hielt die von Karthago unterdrückten Afrikaner in Schach, indem er ihnen Wein gab, der Wein war mit Tollkirschen-Saft vermischt.

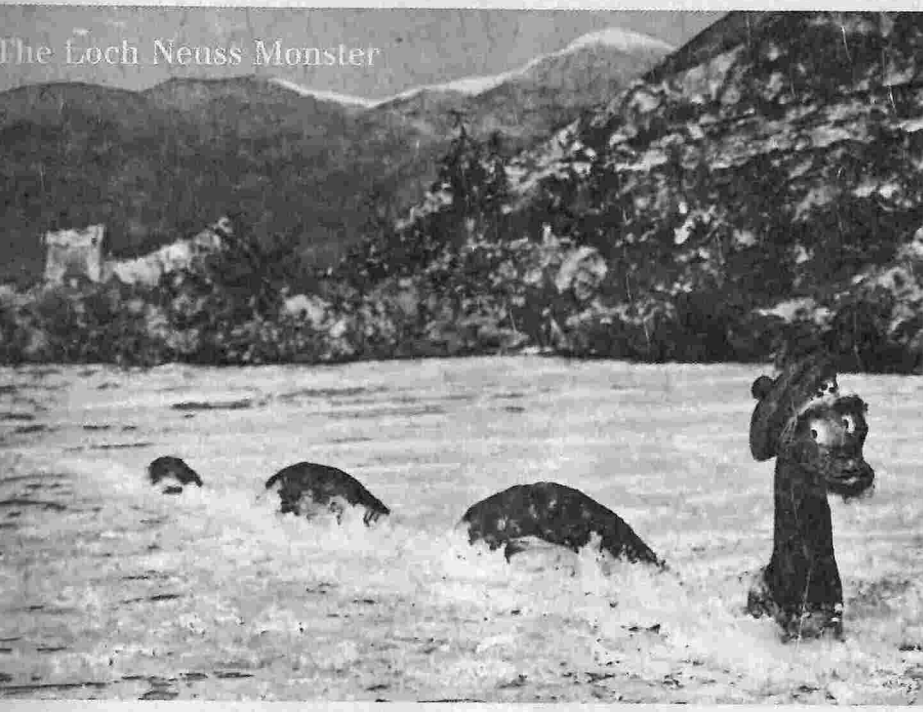
Drei bis fünf Tollkirschen reichen aus, um ins kollektive Unbewußte hinabzusteigen. Nach einer Stunde beginnen Fellinis gesammelte Werke im Kopf zu flimmern. Auch 4 Gramm der besonders atropinhaltigen Wurzel, abgekocht in einem halben Liter Weißwein, erweitern das Bewußtsein rauschhaft. Die italienische Königin Elena war in den 30er Jahren eine begeisterte Propagandistin dieses Rezepts. Unter der Aufsicht von Ärzten, so glaubte sie, könne man damit jede Geisteskrankheit und seelische Verkrampfung heilen. Sie ließ eigens Kliniken für die Kur errichten.

Der Berauschte sucht Geselligkeit, ist schwatzhaft und sexuell erregt. Seine Sehkraft ist vorübergehend schwach. Um so deutlicher werden die atavistischen Filmbilder hinter den geschlossenen Lidern. Zugleich konzentriert sich die Empfindsamkeit von Gehör, Tastsinn und Geruch. Menschen mit schwachem Herzen oder Kreislauf, mit schizophrener Grundstimmung oder delirierendem Alkoholismus müssen die Tollkirschen wie den Teufel scheuen.

Mehr als fünf Tollkirschen sind tödlich. Das Atropin lähmt die Muskeln und dämpft den Herzschlag. Der Berauschte schwitzt und fühlt sich ausgedörrt. An Schlaf ist erst zehn bis zwölf Stunden nach Einnahme des Atropins zu denken. Etwa nach 24 Stunden klingt der Rausch ab. Unruhigen Tollkirschen-Berauschten reicht man Hausmittel: starken Kaffee, Zitrone und Weinessig, auch Brech- und Abführmittel. Heute spritzt der Arzt bei Tollkirschen-Vergiftung Pilokarpin, ein paradox wirkendes Gift aus Südamerika.

Man findet die knapp meterhohe Tollkirsche in Laubwäldern und auf Bergen. Kirschen trägt sie nur im September. Davor entfaltet sie purpurviolette Blütenglocken, die nach unten hängen. Heimgärtner können die ansehnliche Zierpflanze aus ihrem Katalog bestellen.

FLIEGENPILZ · *Amanita muscaria* (L. ex FR.) PERS. ex HOOKER


The Loch Neuss Monster

George Morris Carstairs
Bhang und Alkohol[65]

Kulturelle Faktoren bei der Wahl von Rauschmitteln

Das Problem

Bei Feldstudien lebte der Autor in engem täglichem Kontakt mit den Einwohnern eines großen Dorfes[1] im nordindischen Staate Radschasthan. Im Laufe eines Jahres lernte er diese Gemeinde ziemlich gut kennen; ein unerwarteter Aspekt des Kastensystems, das die Hindugesellschaft durchzieht, fiel ihm besonders ins Auge. Es war der offene Widerspruch, der sich in dem Verhalten der Gemeinde gegenüber den zwei am weitesten verbreiteten Arten der Berauschung zeigte – zum einen das Trinken von *Daru*, einem starken destillierten Alkohol, der aus den Blüten des Mahwa-Baumes gewonnen wird *(Bassia latifundia)*, zum anderen *Bhang*, dort gebräuchlicher Name für den Aufguß der Blüten und Stiele der Hanfpflanze *(Cannabis indica)*, die sich in dieser Region leicht anbauen läßt. Jede hatte ihre Anhängerschaft, und jede brachte die andere in Verruf.

Übrigens wäre zu erwähnen, daß diese nicht die einzigen bemerkenswerten Arten von *Nasha*, von Berauschung waren. Dorfbewohner sprachen oft über *Nasha*, das durch Trinken einer Mischung aus süßlich-faulem Tee und Milch hervorgerufen wird. Einige gingen sogar so weit, die moderne Vorliebe für den ›English Tea‹ für den Niedergang der alten Sitten verantwortlich zu machen. Als *Nasha* würden sie auch die Wirkung bezeichnen, die von wenigen Zügen an einer gemeinschaftlich geteilten Zigarette hervorgerufen wird; und die, die von einem seltenen Festmahl mit Fleisch herrührt. Es gab auch Suchtfälle von Opiumkauern; aber in den letzten Jahren wurde der Opiumpreis so unerschwinglich, daß es von der Bildfläche verschwand. Die Männer der Kriegerkaste, die Radschputen, erinnern sich daran: einer von ihnen erklärte, daß sie früher gewöhnlich Opium vor einem Kampf genommen haben, um ihre Nerven zu beru-

1 Das Dorf hatte 2400 Einwohner, von denen 93 den Radschputen und 85 den Brahmanen angehörten.

higen und verfrühten Stuhlgang zu verhindern. Ein anderer Radschput von bescheidenerem Rang blieb prosaischer: »Ja, damals händigten sie jedem von uns einen Klumpen Opium aus, und man war froh, daß man's bekam. Man würde heute wohl auch seine Freude dran haben – vielleicht lebt man morgen schon nicht mehr.«

Hier in Radschasthan hatte die Radschputkaste die soziale Vorherrschaft. Man nennt sie die *Radschas*, die Herrscher. Vier Jahrhunderte hat ihre semifeudale Herrschaft über den Staat regiert, der in eine Anzahl Königreiche aufgeteilt war, jedes mit einer Hierarchie vom untergeordneten Herrscher bis zum Dorf-*Thakur*, einem Radschput-Grundbesitzer von ein paar Morgen Land. Traditionell rechtfertigen sie ihren Reichtum und ihre Privilegien mit der Bereitschaft, für die Verteidigung ihres Landes und ihrer Religion zu kämpfen. Auf der niedersten Stufe war es Pflicht des Thakur und seiner Angehörigen, daß sie einfachen Dorfbewohnern Schutz gegen plündernde Banden boten, besonders in Zeiten von Krieg und Hungersnot.

Als Krieger hatten die Radschputen besondere Privilegien, vor allem das Recht, Fleisch zu essen und Alkohol zu trinken. Diese Privilegien sind, wie die Tapferkeit ihrer Ahnen im Krieg, in einem reichhaltigen Fundus von Dichtung und Liedern enthalten. Der Verfasser erinnert sich an viele Abende, an denen er Sängern zuhörte, die Epen vom Krieg und Schlachtfeld vortrugen, während Trommler schlugen und durchdringende Frauenstimmen den Refrain sangen: *Pi lo, pi lo, manna Radscha!* (Trink weiter, trink weiter, o König!) Seine Radschput-Gäste legten bei solchen Anlässen Wert auf die Feststellung, daß der Daru umsichtig zu trinken sei, nur im richtigen Maß *(niyam se)* und mit der angemessenen Förmlichkeit. Doch gegen all ihre Verwahrungen sind »Eide nur Stroh für das Feuer im Blut«, und eine typische Radschput-Feier pflegt stürmisch, unzüchtig und zügellos zu werden.

Außer den Radschputen sind nur die *Sundras* (die Handwerkskasten) und die Unberührbaren – und auch nicht alle von ihnen – an Fleisch und Alkohol gewöhnt. Diese unteren Schichten beachten auch bestimmte Förmlichkeiten beim Trinken. Im allgemeinen gehen sie grüppchenweise in die Dorfkneipe, wo der Daru in einem kleinen Messinggefäß von Hand zu Hand gereicht wird. Vor dem ersten Schluck läßt jeder ein oder zwei Tropfen fallen und spricht: *»Fai Mataji!«* – eine Anrufung der dämonischen Göttin Kali in ihrer ortsüblichen Verkörperung. Und dadurch stärken sie sich mit dem Wissen,

daß die große Göttin, Mutter und Zerstörerin in einem, Nahrung aus Blut und Alkohol liebt.
Im krassen Gegensatz dazu verurteilen die Angehörigen der anderen höchsten Kastengruppe im Dorf, die Brahmanen, eindeutig den Konsum von Daru. Nach ihrer Meinung ist er äußerst gefährlich für das religiöse Leben, und in Religionsangelegenheiten sprechen die Brahmanen mit Autorität. Mit Sicherheit wird kein Hindu, der Daru versucht oder auch nur berührt hat, einen seiner Tempel betreten (nicht einmal einen Göttinnen-Tempel), ohne sich zuvor im Bad gereinigt und umgezogen zu haben. Das erste Gebot für jene, die beabsichtigen, sich ernsthaft dem Glauben zu verschreiben, lautet immer: »Verabscheut Fleisch und Wein!« Priester und Heilige betonen nachdrücklich, daß ein *Darulia* (ein Alkoholiker) jenseits der Grenzen des Heils steht. Und doch gelang es dem Verfasser immer wieder, angesehene Brahmanen und heilige *Saddhus* zu entdecken, die sich insgeheim fröhlich an Bhang berauschten. In seinen Augen waren sie voll wie Haubitzen – wie Radschputen – und doch hätte man sie tödlich beleidigt, wenn man diesen Vergleich gezogen hätte, denn sie hielten diese Art der Berauschung nicht für eine Schande, sondern sahen vielmehr darin eine Steigerung des vergeistigten Lebens.
Man hätte denken können, daß die Verdammung einer Art von Berauschung die andere mit umfaßt. Mit der Zeit konnte der Verfasser jedoch außer den subjektiven Charakteristika, durch die sich diese zwei Stadien unterschieden, auch die wichtigen kulturellen Werte kennenlernen, die mit ihrem Gebrauch verknüpft sind. Jetzt kündigte sich eine Lösung des Rätsels an.

Unterschiedliche Wirkungen des Daru- und des Bhang-Rausches

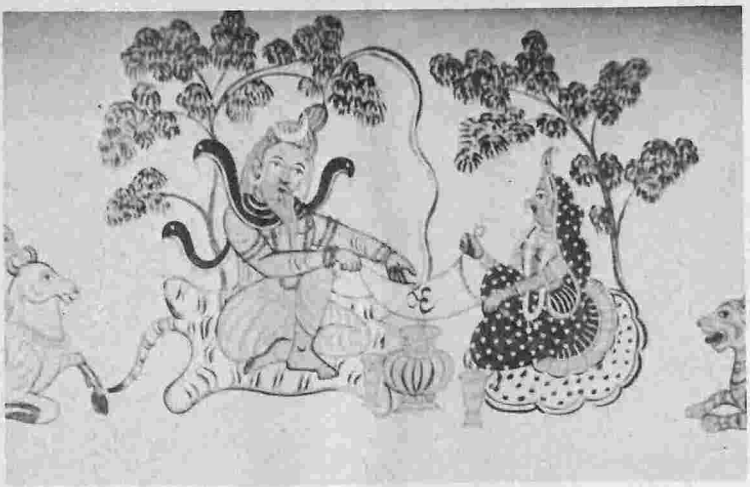
Die physiologische und psychologische Wirkungsweise von Alkohol ist hinlänglich bekannt und bedarf keiner weiteren Ausführungen. Wie Ravi Varma aufgezeigt hat, sind die Stadien der Berauschung auch in alten Sanskrit-Texten beschrieben worden. Wie er berichtet, hat der frühmittelalterliche Schriftsteller Susruta drei Phasen unterschieden: zuerst gehobene Stimmung, Geselligkeit und gesteigerten Sexualtrieb; als nächstes zunehmender Verlust des Anstandsgefühls, begleitet von übertriebener Aktivität und mangelnder Koordinations-

fähigkeit, schließlich ein komaähnlicher, stockbetrunkener Zustand, »wie ein gefällter Baum«, in dem man sich, »obgleich lebendig, als Toter fühlt!« Wie im folgenden gezeigt wird, waren sich die Radschputen der »Enthemmung der sexuellen und aggressiven Triebe« vollkommen bewußt, wobei darin nach Horton die grundlegende Rolle des Alkohols in jeder Gemeinschaft liegt, die davon Gebrauch macht. Die Wirkung des *Cannabis indica* in dieser oder jener Zubereitung ist dem abendländischen Leser weniger vertraut; und doch kommt es in seiner Verbreitung, in der Vielfalt von Rezepten, in der Verwirrung seiner Namen[2] gleich nach dem Alkohol. Bei der Beschreibung seiner Wirkung stößt man auf einige Diskrepanzen, die zum Teil vielleicht den unterschiedlichen Konzentrationen der Drogen in den verschiedenen Zubereitungsformen und auch der Tatsache zuzuschreiben sind, daß es oft in Verbindung mit anderen Drogen genommen wird. So berichtet z. B. Porot, daß die meisten nordafrikanischen Cannabiskonsumenten auch Alkoholiker sind. Im Mittleren Osten wird es oft in Verbindung mit einem Aphrodisiakum konsumiert.

Wenn eine Cannabisart pur und in normaler Dosis eingenommen wird (wie es die dörflichen Bhang-Trinker machen), sind nach der Beschreibung von Porot folgende Abstufungen zu erkennen: (*a*) Eine vorübergehende Euphorie, reichhaltige, intensive innere Erfahrung, wo die Ideen den Verstand durchrasen und sich ein großartiges Gefühl der Überlegenheit, einer übermenschlichen Klarheit des Verständnisses breitmacht. (*b*) Überempfindlichkeit der Sinne und des Einfühlungsvermögens: Farben, Gegenstände und Töne wirken ungewöhnlich lebhaft und gewinnen an Bedeutung. (*c*) Verzerrung des Zeit- und Raumgefühls. (*d*) Verlust des Urteilsvermögens. (*e*) Übertreibung der Affekte, sowohl in bezug auf Zuneigung wie auf Abneigung. (*f*) Dem Stadium der Erregung folgt eine milde Ekstase, die bei den Moslems unter dem Namen *El Kif* oder »selige Ruhe« bekannt ist. Der »Handlungsantrieb« wird vernichtet. (*g*) Nach einigen Stunden in tranceartiger Verfassung folgt der Schlaf.

Als Franzose interessierte sich Porot für den Cannabis-Kult, den etwa

2 Dazu gehören Bhang, Charas, Ganja (Indien); Kif (Algerien); Takrouri (Tunesien); Kabak (Türkei); Haschisch-el-kif (Mittlerer Osten); Djoma (Zentralafrika); Dagga (Südafrika); Liamba (Brasilien); Grifa (Mexiko); Marihuana (Süd- und Nordamerika).



Aus einer Wandmalerei an einem Sitalamata-Tempel, Indien: Shiva, der zuweilen den Beinamen Aushadhīshvara (Herr der Drogen und Kräuter) trägt, bereitet zusammen mit seiner Frau Parvati ›bhāng‹.

um 1840 ein Kreis von Schriftstellern und Malern in Paris gebildet hatte: eine intellektuelle Mode, die die medizinische Literatur mit einigen anschaulichen Berichten über subjektive Aspekte des Rausches anreicherte. Diese Reportage wurde durch die Tatsache erleichtert, daß der Zustand das Bewußtsein nicht beeinträchtigte, so daß die Teilnehmer das Gefühl hatten, Zuschauer und Akteure derselben Szene zu sein. Wie Théophile Gautier schrieb: »In manchen Augenblicken sah ich meine Freunde, jedoch verzerrt, halb Menschen, halb Pflanzen, mit gedankenvollen Mienen wie ein Ibis auf einem Straußenfuß sich haltend.«

Aber Gautier war, wie Guilly in einer neueren Abhandlung über den ›Haschisch-Club‹ betont hat, kein absolut glaubwürdiger Zeuge. Sein Bericht war offen gestanden ziemlich ausgeschmückt, darauf abgestimmt, die bizarren und orgiastischen Elemente der Situation zu übertreiben. Damit illustrierte er das Urteil seines Zeitgenossen Baudelaire, der gleichfalls von der Wirkung der Droge fasziniert war und seine Experimente extrem weit trieb. Baudelaire betonte, daß Cannabis die Menschen je nach Grad ihrer intellektuellen Kultiviertheit

unterschiedlich beeinflußte. Er unterschied ›geistige‹ von bloß physischer oder brutaler Berauschung; und hier bleibt hinzuzufügen, daß die Qualität des Rausches von den Erwartungen, mit denen der Betreffende darangeht, beeinflußt werden kann. Zum Beispiel rauchen tunesische Süchtige ihren *Takrouri* in einem ruhigen Raum, der, parfümiert und mit Blumen und erotischen Drucken dekoriert, dazu geeignet ist, die Halluzinationen gemäß ihrer Vorstellung vom Paradies zu stimulieren.

Obwohl sein Interesse ziemlich oberflächlicher Natur war, scheint Gautier genügend von der Droge probiert zu haben, um das Stadium der lethargischen Ekstase erfahren zu haben – mit Baudelaires Worten, »L'apothéose de l'Homme-Dieu« – die er wie folgt beschreibt: »Ich fühlte meinen Körper nicht mehr; die Fesseln der Materie und des Geistes waren aufgelöst; nur durch meinen Willen bewegte ich mich in einer Umgebung, die keinen Widerstand bot...

Nichts Materielles mischte sich in diese Ekstase; kein irdisches Verlangen beeinflußte seine Reinheit...«

Auch andere europäische Forscher haben die Wirkung von Cannabis beschrieben, aber keiner hat löblich davon berichtet. Walter de la Mare schrieb: »Wie Opium verursacht es ein übertriebenes Isolationsgefühl.« Er zitierte auch die Erfahrungen seines Freundes Redwood Anderson, der über die Wirkung kleiner Dosen der Droge berichtete. Es gelang ihm, die Euphorie, die vorbeirasenden Ideen, die intensiven subjektiven Gefühle des Bewußtseins und der erhöhten Bedeutung all seiner Wahrnehmungen zu beschreiben, aber er ließ sich nie von dieser Beinahe-Ekstase verführen, sondern kämpfte eher, um der Schwächung der Willenskontrolle zu widerstehen und diese Illusionen gottähnlicher Intuition abzuwehren.

Darin stimmte er mit Baudelaire überein, der sich intensiv mit diesem und anderen Arten des Rauschs befaßte und schließlich als typischer Abendländer gegen jede Droge protestierte, die die freie Selbstverwirklichung und Willensäußerung hemmt. Er schrieb: »Ich verstehe nicht, warum der vernunftbegabte und denkende Mensch sich künstlicher Mittel bedient, um zu poetischer Glückseligkeit zu gelangen, da doch Enthusiasmus und Willen genügen, ihn auf eine übernatürliche Existenz zu heben. Die großen Dichter, Philosophen, Propheten sind Menschen, die durch die bloße und freie Ausübung ihres Willens in einen Zustand gelangen, in welchem sie gleichzeitig Ursache und

Wirkung, Subjekt und Objekt, Magnetiseur und Nachtwandler sind.«
Das Verhalten des Bhang-Trinkers wird dem oberflächlichen Beobachter dem des Alkoholikers ähnlich erscheinen (außer, daß die Entwicklung des Rausches zunächst verzögert wird, etwa bis auf 90 Minuten, und dann in schnellen Etappen in einen tiefen Stumpfsinn einmündet). Trotzdem und gerade deswegen ist es nötig, sich ausführlich den subjektiven Erfahrungen zu widmen, da die inneren Erfahrungen des Subjekts sich stark unterscheiden. Dies wurde dem Verfasser überzeugend demonstriert, als er sich bei zwei Anlässen dazu bewegen ließ, an Gelagen der Brahmanen-Gruppe teilzunehmen. Er spürte den Verlust des Zeitgefühls, den sich überstürzenden Ansturm von Ideen und Gedanken, die intensive Erfahrung von Bildern, Farben, Tönen und Geschmack, und stärker als alles andere das Gefühl, gleichzeitig auf zwei Ebenen zu existieren. Sein Körper saß oder lag in wollüstiger Gleichgültigkeit gegenüber seiner Umwelt, während sein Bewußtsein hin- und hergerissen war zwischen einem zeitlosen tranceartigen Zustand und dem quälenden Bemühen wachzubleiben, weiter zu beobachten und zu handeln (in diesem Fall weiter Notizen über seine introspektiven Erfahrungen zu machen). Rückschauend wurde ihm klar, daß seine persönliche Befangenheit und vielleicht seine weniger bewußte Angst, einem traumartigen Zustand zu unterliegen, während der ganzen Dauer des Rausches der physischen Zugkraft der Droge widerstanden; und doch war er fähig, weit genug in die Anfänge der echten Ekstase einzudringen, um künftig eher die Bedeutung der Erfahrung jener verstehen zu können, die sie herbeiwünschten und schätzten.
Wie man feststellen wird, ist der von Bhang hervorgerufene Zustand bis jetzt mit den bei westlichen Beobachtern gebräuchlichen Begriffen diskutiert worden. Die persönliche Erfahrung des Verfassers bestätigte deren klinische Darstellungen unter Hervorhebung des Gefühls der Losgelöstheit, der extremen inneren Einkehr, des Verlusts der Willenskraft in Verbindung mit traumartigen Impressionen gesteigerter Realität. Überdies eröffneten ihm die Erkenntnis seiner eigenen Angst und der Widerstand gegen diesen Zustand zwei Möglichkeiten: (*a*) daß andere westliche Beobachter seine eigene Abneigung, wenn nicht gar die Unfähigkeit, sich überhaupt völlig dem Rausch hinzugeben, ebenfalls empfunden haben; und (*b*) daß die Erfahrung für die Hindus mit ihrem andersartigen kulturellen Erbe und Mentalität etwas ande-

res darstellen mag, zugleich weniger beängstigend und geistesverwandter. Unter dieser Prämisse überprüfte er seine Notizen von einigen hundert Unterhaltungen mit Dorfbewohnern, um ihre Assoziationen bei Daru und besonders bei Bhang zu überdenken.
Hierbei ist hervorzuheben, daß diese Diskussion mehr den Gebrauch als den Mißbrauch von Rauschmitteln betrifft. Bei beiden gab es viele Gewohnheitstrinker, und mehrere Radschputen berichteten von Fällen alkoholischen Deliriums, obwohl der Verfasser dies nicht bezeugen könnte. Der einzige Brahmane, der in diesem engen Sinne als Bhang-Süchtiger bezeichnet werden könnte, war gleichzeitig Opiumesser und mit 75 Jahren einer der Ältesten im Dorf. Die Frage ist umstritten, ob Cannabiskonsum in extremer Form zu Gewaltverbrechen führt, wie es Wolff, Dhunjibhoy und Porot behaupten, oder ob die Tatsachen diesen Schluß nicht zulassen, wie Bromberg und Rogers sowie Wallace in sorgfältigen statistischen Untersuchungen gezeigt haben. Das Quellenstudium des Verfassers stützt die Ansicht, daß Verbrechen (sogar die Berserker-Attacken auf die Kreuzfahrer durch die von Haschisch angeregten Anhänger des mohammedanischen Alten vom Berge, von dem angeblich das Wort *assassin* stammen soll) lediglich, wie die wollüstigen Tagträume der Tunesier, eines der Ziele ist, für die Cannabis in der kurzen Phase der Erregung dienstbar gemacht werden kann, und nicht eine notwendige Folge der Drogeneinnahme. In diesem Dorf jedenfalls wurden keine Fälle von Verbrechen verzeichnet, die dem Bhang-Genuß zuzuschreiben waren, noch gab es irgendeinen Beweis für die Vorstellung von Dhunjibhoy und anderen, daß es eine charakteristische Psychose hervorrufe. Es wäre zu beweisen, ob solche Fälle, wie Mayer-Gross behauptet, einfache schizophrene Krankheiten sind, die bei einer Cannabis konsumierenden Bevölkerung vorkommen.

Das Verhältnis der Dorfbewohner zu Daru und Bhang

Für die folgende Reihe von Aussagen aus einer Anzahl von Unterhaltungen mit Dorfbewohnern wird der Hinweis wichtig sein, daß die Radschputen sich durch den Beinamen *Singh* (Löwe) auszeichnen; ein häufiger Zweitname der Brahmanen ist *Lal* (Rot, die glückverheißende Farbe). Der Klarheit halber sind alle Brahmanen-Namen transkribiert worden, um dieser Regel zu entsprechen.

Der erste offensichtliche Unterschied zeigt sich in der einmütigen Verabscheuung des Daru bei den Brahmanen auf der einen Seite, während die Radschputen zu seiner Verteidigung keine einheitliche Front bilden. »Einige Radschputen«, erklärte Himat Singh, »die gottesgläubigen, essen kein Fleisch und trinken keinen Wein – das ist das erste, was sie aufgeben müssen. Wein verdirbt den Geist! Einige schwören und brechen ihren Schwur, ein schändlicher Akt gegenüber der Heiligkeit.« Solche Radschputen sind jedoch selten und verstreut: »Der Rest ißt, trinkt und bleibt ›must‹.«[3]

Viele Radschputen waren stolz darauf, mit Maß zu trinken, ein bestimmtes Quantum pro Tag. So Nahr Singh: »Mein Vater trank gewöhnlich jeden Abend ein kleines Quantum Daru. Es war sein Niyam, seine Regel.« Ein junger Mann namens Ragunath Singh verteidigte mit Nachdruck die kriegerischen Traditionen seiner Kaste und ihren Bedarf an Fleisch und Alkohol: »Panther und Tiger fressen kein Gras – und genauso sind auch die Radschputen eine fleischfressende Rasse.« Er betonte jedoch auch, daß Alkohol ein gefährlicher Verbündeter sei. »Falls man zuviel von ihm nimmt, zerstört er die Manneskraft, das Gute, die Körperkraft – aber in angemessener Menge baut er all das auf.«

Gambhir Singh erwähnte, daß sich sein Vater, ein früherer Polizeiinspektor, immer ein großzügiges Tagesquantum gestattete: »Es half ihm bei der Arbeit, machte ihn wild und tapfer, bereit, Menschen zu schlagen, wenn es darauf ankam.«

Dieser Nachdruck auf Beschränkung und auf kleine Mengen war meist bald im Laufe eines Abends in Radschput-Gastlichkeit vergessen, als Glas für Glas gefüllt und in einem Zug geleert wurde. Wenn Amar Singh zu tief ins Glas geschaut hatte, prahlte er gewöhnlich mit seinem unbändigen Temperament, mit den Männern, die er in der Hitze seines Zorns getötet hatte, mit seiner sexuellen Verwegenheit bei Prostituierten. Sein Freund Gordhan Singh schaltete sich mit einer Beschreibung einer typischen Radschput-Feier ein: »Sie trinken, bis sie von Sinnen sind, und dann brüllen und blödeln sie herum und bekleckern ihre Hemden und brüllen die Tänzerinnen an; einige von ihnen kippen vollkommen aus den Schuhen – oh, das ist ein hübscher Anblick, ein Mordsspaß.«

3 *Must* bedeutet die Raserei eines läufigen Elefanten.

Der ehemalige Herrscher über das Dorf und das umgebende Fürstentum äußerte gegensätzliche Ansichten über den Daru. Auf der einen Seite erstrebte er eine ›geistige Erhöhung‹ durch Gebete und Fasten. Dies erforderte eine strenge Rationierung seines üblichen Alkoholgenusses. Jedoch nicht selten wurde er durch ein Ereignis von seinen enthaltsamen Ansichten abgebracht, und an einem solchen Tag war seine Beredsamkeit zum Lobe des Weines merklich stimuliert:
»Rote Augen halten wir Radschputen für besonders schön. Sie sind Zeichen der Lust. Jene, die das Schicksal mit roten Linien in den Augen begünstigt hat, hält man für besonders kräftigt. Radschputen sind sehr kräftig, Sahib. Das kommt von ihrem Fleisch und ihren Getränken: es bringt sie dazu, ihre Lust einfach haben zu müssen, arme Kerle.«
Und dann begann er, Verse zur Lobpreisung des Weines zu rezitieren: »Er rötet die Augen, er erhält die Lust zwischen Mann und Frau: wie könnte ich dich höher loben, o doppelt Gebrannter!« Und weiter: »In Kriegszeiten, wenn die Trommeln ertönen, verjagen nur Opium und Daru die Furcht.« Zu einer anderen Gelegenheit rezitierte der Herrscher ein lästerliches Reimpaar mit dem Inhalt, ohne Fleisch sei alle Speise Gras und ohne Daru hätte selbst das Wasser des Ganges keine Wirksamkeit. Aber diese Lästerung alarmierte ihn zu vorübergehender Nüchternheit. Hastig verwarf er diesen Vers, aber wenige Minuten später beschrieb er übermütig eine Szene auf einer Radschput-Hochzeitsfeier:
»Gewöhnlich trinken sie bis tief in die Nacht, während Tänzerinnen sie unterhalten. Sie fordern die Tänzerinnen auf, sich auf ihre Schöße zu setzen, dann werden sie liebeshungrig und bringen sie in ein Zimmer, dessen Tür sie verschließen; die anderen klopfen gegen die Tür und sagen: ›Eh, Rao Sahib, wir möchten auch das Mädchen sehn.‹ Armes Mädchen, wohin soll sie gehen, alle Türen sind verschlossen! Genieße sie bis zum Morgen, sie muß tun, was du willst.«
Der jüngere Bruder des Herrschers war sichtlich keiner jener Radschputen, die der Freude am Alkohol aus religiösen Gründen entsagten: »Sahib, ich interessiere mich nicht für solche Dinge. Die religiösen Angelegenheiten beginnen einen gewöhnlich erst mit 50 zu interessieren.«
Und davor?
»Davor, Sahib, esse, trinke und amüsiere dich.«

Verbotener Buchumschlag von John Heartfield zu Upton Sinclairs Roman «Alkohol» (Malik-Verlag, Berlin 1932.)

Radschputen sprachen nicht selten über Bhang, jedoch nie mit starkem Engagement für Zustimmung oder Ablehnung. Es wird erwähnt als Erfrischung für Gäste, die nach langer Reise angekommen sind. Ein altes Faktotum mit Namen Anop Singh sagte: »Bhang ist kein Gewohnheitsgetränk für uns, obwohl wir es, wenn sich die Gelegenheit bietet, nicht ablehnen. Manchmal kommen Mönche, die eine große Vorliebe für Bhang haben; da mußt du natürlich mittun, wenn sie dich einladen.« Einmal traf der Verfasser einen jungen Radschput-Landbesitzer vollkommen berauscht von einer Dosis Bhang, die ihm ohne sein Wissen in einem angereicherten Konfekt gegeben worden war: »Ich wußte nicht, daß ich Bhang esse, sonst hätte ich es nicht genommen – ich mag es überhaupt nicht. Es macht müde und trocknet den Mund aus... ich mag es nicht, es macht einen so gut wie unbrauchbar, unfähig irgend etwas zu tun. Bei Daru ist das anders: man wird betrunken, aber man kann weitermachen.«

Die Brahmanen auf der anderen Seite schmähten ziemlich einmütig Daru und alle die, die sich ihm hingeben. Sie beschrieben ihn als faul, verderblich, fleischeslustig und zerstörerisch für den Funken Gottheit, den jeder Mensch in sich trägt. Wie Shankar Lal es darstellte: »Das Resultat von Fleisch und Alkoholkonsum ist ein Stau von Leidenschaft und Zorn – und was passiert dann? Der Geist Gottes flieht aus dir.«

Der persönliche Versuch des Herrschers, religiöse Ergebenheit mit einem gewissen Maß an Alkoholgenuß in Einklang zu bringen, wurde von Mohan Lal, einem Professor, mit Verachtung zurückgewiesen: »Er hat unrecht; er ist ein verlogener Lüstling. Er beschäftigt sich dauernd mit Wein und Frauen, wie kann er da seinen Weg auf diesem steinigen und dornigen Pfad finden?«

In ihrer Einstellung zum Bhang-Genuß zeigten sich die Brahmanen eher realistisch als lyrisch: »Es ermöglicht ein gutes *Bhakti*«, sagte Shankar Lal: »Man bekommt ein sehr gutes Bhakti mit Bhang.« Er fuhr fort, Bhakti als eine Art andächtigen Akt zu definieren, der in der Befreiung des Geistes von allen weltlichen Ablenkungen und der ausschließlichen Konzentration auf Gott besteht. Der ›erfahrene‹ Anhänger kann seine Gedanken am Abschweifen in triviale und wollüstige Regionen hindern; in seiner unpersönlichen Trance vergißt er die irdischen Bedürfnisse völlig, man könnte »ihn hundertmal mit den Schuhen in das Gesicht schlagen, er bliebe ungerührt«. (Mohan Lal)

Gewährsmänner unter den Brahmanen wiesen oft auf einen nahen

Wallfahrtsort hin, der von einem sehr einflußreichen Priester geleitet wird. Sowohl er als auch seine Vorgänger werden voll Bewunderung als starke Bhang-Trinker und Helden in der Tiefe ihrer andächtigen Trancen beschrieben. Das Hauptobjekt der Anbetung an diesem Ort war ein altes Phallussymbol aus schwarzem Stein, eine Darstellung des Gottes Shiva; und dieser Gott wiederum wurde oft sowohl als Bhang-Trinker als auch als Vorbild des erfüllten Lebens erwähnt. Mit diesem Vorbild üben sich die religiösen Asketen in harter und anhaltender Genügsamkeit, indem sie sich dazu erziehen, ihre gesamte Aufmerksamkeit den Ablenkungen der Außenwelt zu entziehen, bis sie sich stundenlang in einem vergessenden, introvertierten Zustand halten können. Der letzte Lohn dieser Askese ist, daß der Saddhu sich seinem Körper entziehen kann (der unvergänglich, jedoch anscheinend leblos wird) und direkt in die Wiedervereinigung mit dem Geist des Universums eintritt. (Man fühlt sich an Baudelaires ›l'apothéose de l'Homme-Dieu‹ erinnert.) Bhang wird äußerst hoch geachtet, weil er auf diesen Zustand hinführt, und wird von den meisten Saddhus regelmäßig genossen. Im Bereich der großen Shivatempel traf der Verfasser des öfteren auf Mönche, die, bekleidet mit nur wenig mehr als einer Schicht geheiligter Asche, in den frühen Stadien des Bhang-Rausches umhertaumelten. Wenn man das Wort an sie richtete, folgte als Antwort ein undefinierbares Lächeln oder ein Ausruf wie »Hari, Hari, Hari!« – die Wiederholung eines der Namen Gottes. Gewöhnliche Dorf-Brahmanen, die keine solchen Heldentaten der Askese erstrebten, widmeten einige Minuten oder Stunden pro Tag einem Zustand der Versunkenheit und des Betens, und in dieser Übung hielten sie eine geringe Menge Bhang für äußerst hilfreich.

Wichtige Aspekte in den kulturellen Verhaltensweisen der Hindus

Sowohl die Radschputen- als auch die Brahmanen-Kaste gehörten zumindest in diesem Dorf der ökonomisch privilegierten Klasse der Gemeinde an. Ihre männlichen Angehörigen waren alle mindestens so weit ausgebildet worden, daß sie Hindi lesen und schreiben konnten, hatten etwas planlosen Unterricht über die Grundlagen ihrer Religion erhalten und waren mit den Besonderheiten der Ramayana- und Mahabharata-Epen vertraut gemacht worden, die diese Lehren in

einer Vielfalt von Episoden beschreiben. Der Hinduismus umfaßt eine derart lange Kette von praktischen und philosophischen Überzeugungen und enthält so viele widersprüchliche Elemente, daß ein Theologe nach 25jährigem Studium zu dem Schluß kam, daß es nur zwei unentbehrliche Besonderheiten in seiner Religion gebe: die Ehrfurcht vor den Brahmanen und die Anbetung der Kuh. Diese Besonderheiten drücken sich in dem Begrüßungszeremoniell zwischen den Radschputen und den Brahmanen aus. Die ersteren grüßen die priesterliche Kaste: »Ich umfasse deine Füße«, und die letztere erwidert: »Du sollst lange leben und die Brahmanen und die Kühe beschützen.« Mit diesem Akt geben sie ihre Kastenzugehörigkeit in ihrer respektiven Stellung geistlichen und zeitlichen Primats zu erkennen.

Der grundlegende orthodoxe Hinduglaube stammt, wie Taylor in einer Analyse aus einer Untersuchung einer Gemeinde in einem Gebiet nahe Radschasthan herausgehoben hat, von dem Glauben des *Karma* (auserwähltes Schicksal), dem Zyklus der Wiedergeburt und von *Dharma* (richtiges Verhalten). Seine Befolgung führt zur Beförderung in die nächste Wiedergeburt und zu dem Ziel allen menschlichen Strebens, dem *Moksh,* oder zur vollkommenen Befreiung vom Reinkarnationszyklus. Sozio-ökonomische Verhältnisse werden als unumgänglich akzeptiert wie auch die hierarchische Struktur der Kaste. In der Tat, »die Sicherheit des einzelnen in dieser Gesellschaft besteht in der Billigung seiner bedeutungslosen Stellung in einem weit vorbestimmten System: er lebt ohne Sorge, da er nicht eine Vielfalt von Möglichkeiten vor sich sieht. Radschputen und Brahmanen gleichen sich in dem Bewußtsein, daß die Tugend in der Pflichterfüllung liegt, gemäß der Stellung im Leben, in die man hineingeboren wurde, und in der Hintanstellung der Hingabe an sinnliche und emotionale Befriedigung privater Natur. So sagte Nahar Singh, ein für seine religiöse Hingabe berühmter Radschput:

»Jene von uns, die den Glauben ernst nehmen, aber sich immer noch nicht ganz von der Welt losgesagt haben, können es dadurch erreichen, daß sie darauf achten, daß sich ihre Neigungen nicht zu stark auf weniger wichtige Dinge konzentrieren. Wir sollten unsere Arbeit verrichten, alle unsere Pflichten erfüllen und unsere Familien lieben – aber dies alles sollte sich auf der Oberfläche unseres täglichen Lebens abspielen. Unsere wahren Seelen tief drinnen sollten nicht an diese emotionalen Fesseln gebunden sein...«

Mohan Lal vertrat ähnliche Ansichten: »Der gläubige Mensch lebt in der Welt, aber außerhalb. Er ist wie ein Wassertropfen auf einem Lotusblatt, der sich auf der Oberfläche bewegt, aber nicht aufgesogen wird.« Buri Lal, ebenfalls ein Kastenangehöriger, beschrieb den Idealweg der ›Nichtbindung‹, der am Ende zur Befreiung führt: »Moksh wird erreicht durch die Reinigung des Ichs von allen sinnlichen Begierden und durch die Distanz zu den Illusionen dieser Welt. Ein weiser Mann ist beherrscht und besonnen.« Unmittelbar danach kam er auf die Sexualmoral zu sprechen. Sex, so sagte er, muß streng kontrolliert werden. Er sollte nur als Pflicht gesehen werden und nur dem Zweck der Fortpflanzung der Menschen dienen. Er wurde selbst mit 4 Töchtern geschlagen, bevor ihm zwei Söhne geboren wurden. »Als mein zweiter Sohn geboren wurde, gab ich den Sex auf. Sie meinen, ich sehe jung aus? Das kommt, weil ich schon jahrelang im Zölibat gelebt habe.«

Die Verherrlichung der Askese, der Selbst-Kasteiung, der Versuch, die eigenen sexuellen Begierden auszulöschen, ist ein Hauptthema. Immer wieder trifft man in der Hindumythologie auf heroische Gestalten

(nicht etwa immer nur tugendhafte), die in solch starkem Maße anhaltend Genügsamkeit üben, daß ihre geistige Macht ungeheuer wird: Die Götter selbst bitten sie aufzuhören und bieten die Erfüllung aller Wünsche an. Taylor hat dies auf die Absolutheit der paternalen Autorität in der Familie zurückgeführt; fest steht die Regel, daß jemand Erfolg und Anerkennung nur durch Selbstverleugnung und Demütigung vor der allmächtigen Vaterfigur erlangen kann. Ein Schüler Kardiners mag versucht sein, die Analogie noch weiter auf das gänzlich nachsichtige Verhalten der Hindus gegenüber dem Kind im Säuglingsalter zurückzuführen, wo dieses sich tatsächlich der Stellung seines Vaters bemächtigt, da die Eltern nicht zusammen schlafen dürfen, bevor das Kind nicht entwöhnt ist. In diesem Zusammenhang kann das *Tapassya,* zu dem selbst die Götter gezwungen sind, als eine Rückkehr zu der eingebildeten Omnipotenz des Kindes gesehen werden.

Die bisher diskutierten Regeln werden von beiden Kasten gesetzt, mit dem Unterschied, daß die Brahmanen an der Spitze der geistigen Hierarchie die besondere Pflicht haben, ein frommes Leben zu führen. Mehr als gewöhnliche Menschen müssen sie beständig ihre Aufmerksamkeit der Erfüllung der religiösen Pflichten widmen; ihr Leben ist von der immer wiederkehrenden Gefahr der Verunreinigung bedrängt, und ihre Tage sind von den Absolutionshandlungen unterbrochen. Zu den vielen Formen der Selbstverleugnung, an die sie gewöhnt sind, gehört die Vermeidung von Zorn oder jeder anderen unziemlichen Äußerung; und die Enthaltsamkeit gegenüber Fleisch und Alkohol ist die erste Pflicht. Belohnt werden sie dadurch, daß man sie schon kraft ihrer Geburt in diese hohe Kaste als quasi-göttlich achtet. Von gewöhnlichen Menschen werden sie mit Maharadscha angeredet, dem Gruß, den man Göttern entbietet. Wie einer von ihnen sagte: »Sogar noch heute bringen die Leute einem Mann, den sie als Brahmanen erkennen, im Vergleich zu den anderen Kasten viel Respekt entgegen. Er steht in viel engerer Beziehung zu Gott.«

In dieser Region repräsentieren die Radschputen die zeitliche Aristokratie, die Brahmanen die geistige. Ihre Kaste besteht aus Rittern und Gutsbesitzern. Bis zu den sozialen Reformen 1948 übten ihre Radschas eine willkürliche und despotische Herrschaft über die unzähligen kleinen Fürstentümer aus, in die Radschasthan aufgeteilt ist. Sie waren ihrerseits dem Herrscher ihres Staates zum Gehorsam ver-

pflichtet – in diesem Dorf dem *Maharadscha* von Udaipur. Kraft ihres Ritterstandes waren den Radschputen bestimmte privilegierte Lockerungen der orthodoxen Hinduregeln eingeräumt: konkret jener, die Gewaltanwendung, Töten, Fleisch- und Weingenuß verboten. All diese sind Verstöße gegen die Grundsätze des Hindu-Dharma und deshalb mit Restriktionen und Formalitäten umgeben, um ihre üblen Folgen möglichst klein zu halten. Gewalt ist Teil ihres Lebens, aber sie sind zur Nachsicht erzogen, einen Übeltäter zweimal zu verwarnen, bevor sie ihn bestrafen. In Kriegszeiten folgen sie einem Gebot der Ritterlichkeit, das dem unserer mittelalterlichen Ritter ähnelt. Ähnlich wird auch das Fleisch nur weniger Tiere für essenswert gehalten, und auch dann nur das der männlichen; daher liegt auch die Betonung auf der Beschränkung und dem konstanten ›Maß‹ des Daru-Genusses.
Die Radschputen finden sich in einer seltsamen Position. Ihre gesellschaftliche Vormachtstellung verdanken sie ihrer Rolle als Verteidiger des Glaubens, und in ihrer religiösen Überzeugung sind sie so konservativ wie in der Politik; und doch betonen ihre eigenen bewährten Traditionen ihre Abschweifung vom ›rechten Leben‹ im orthodoxen Hindu-Sinn. Der Konflikt wird durch den Umstand auf die Spitze getrieben, daß in ihrer Kaste mehr als in allen anderen die patriarchalische Autorität Vorrang hat. Wie der Verfasser schon an anderer Stelle hervorgehoben hat, müssen sowohl Söhne als auch jüngere Brüder in den Radschput-Familien lernen, sich in völliger Unterwürfigkeit ihren Vätern und älteren Brüdern zu fügen. Während diese Familiendisziplin bei der Brahmanen-Kaste dadurch erträglich wird, daß sie unpersönlich ist, lediglich ein Aspekt einer allgemeinen Pflicht zum Anstand, den die Älteren ihrerseits überwachen, ist das bei den Radschputen nicht so. Dort besteht ein großer Unterschied zwischen dem Status des Oberhaupts der Familie und dem seiner Untergebenen. Z. B. erbt ein jüngerer Sohn nur 1/21 des Vermögens, das dem Erstgeborenen zukommt. Das Oberhaupt einer Radschput-Familie ist alles andere als eine unpersönliche Gestalt. Von Kindesbeinen an von einer Reihe kriecherischer Gefolgsmänner eingewiesen, hat er eine übertriebene Vorstellung von seiner persönlichen Wichtigkeit, verbunden mit dem oft begründeten Verdacht, daß er von Rivalen und Feinden umgeben ist. Die Spannungen, die auf einem solchen Untergrund auftreten, explodieren von Zeit zu Zeit in heftigen Auseinandersetzungen. Eine andere Begleiterscheinung der seltsamen Erziehung der

Radschputen liegt darin, daß man sie lehrt, angesichts von Gefahr großes Gewicht auf persönliche Tapferkeit und Grausamkeit zu legen. Für eine echte Gefahrenprobe bietet sich allzu selten Gelegenheit, aber jeder junge Radschpute lebt in der Angst, daß er sich der Situation nicht gewachsen zeigen könnte, wenn sie eintritt. Der Erfolg zeigt sich in der Neigung zu prahlen, reizbar und schnell für eine Milderung seiner Angst in der gastlichen Entspannung eines Saufgelages bereit zu sein.

Diskussion

In einer vielzitierten Untersuchung über Trinkgewohnheiten in zwei zentralamerikanischen Dörfern äußert sich Bunzel über solche soziologischen Bewertungen im allgemeinen:
»Man sollte im Auge behalten, daß jede Gruppe ein anderes Problem repräsentiert: In jedem der Fälle ist es nötig, die Rolle des Alkohols *in dieser spezifischen Kultur* zu ergründen. Es gelang, zwei völlig verschiedene Arten des Alkoholkonsums nachzuweisen. In Chamula gab es wenig Aggressionen, Promiskuität und Verletzungen der Disziplin: dort waren starke Getränke von Kindheit an erlaubt und nicht mit Schuldgefühlen verbunden. In Chichicastenango jedoch fand man strenge paternelle Autorität und hartnäckige Unterdrückung aggressiver und sexueller Impulse vor, die bei gelegentlichen Sauforgien freigesetzt wurden; und diese zogen starke Schuldgefühle nach sich.«
Die Trinkgewohnheiten der Radschputen haben offensichtlich starke Ähnlichkeit mit den letzteren.
Horton entwickelte allgemeinere Prinzipien in seiner Studie über Alkohol in primitiven Gesellschaften, die ihn zur Aufstellung dreier Grundsätze führte: *(a)* Der Alkoholgenuß wird gewöhnlich von einer Freisetzung sexueller und aggressiver Impulse begleitet. *(b)* Die Stärke der Reaktion auf das Trinken steht gewöhnlich im direkten Verhältnis zu dem Niveau der Angst in der Gesellschaft. *(c)* Die Stärke der Reaktion auf das Trinken steht gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zu der Stärke der Gegenangst, die durch schmerzhafte Erfahrungen während und nach dem Trinken hervorgerufen wird.
Das erste dieser Theoreme wird völlig von dem Trunkenheits-Verhalten der Radschputen getragen. Ebenso ist es eindeutig, daß die Anwe-

senheit sozial anerkannter Prostituierten, Diener und Abhängiger niedrigerer Kasten das Ausleben dieser Impulse in einer Weise ermöglicht, die keiner Vergeltung bedarf, also dient der dritte Grundsatz zur Bestätigung ihres hohen Alkoholkonsums. Auf der Seite der Beschränkung liegt das Wissen, daß sinnliche Hingabe einen Verstoß gegen den Hindu-Kodex der Askese darstellt; aber dieser Kodex fällt bei den meisten Radschputen nicht sonderlich ins Gewicht.

Für die Brahmanen jedoch wiegt der Kodex in der Tat sehr schwer, verbunden mit ihren kühnsten Ansprüchen auf Überlegenheit über ihre Mitmenschen. Ein Brahmane, der sich betrinkt, wird verstoßen und auf die niedersten Ränge der Gesellschaft verbannt. Folglich genügt die Gefahr dieser ›Gegenangst‹, den Alkoholgenuß für Brahmanen faktisch unmöglich zu machen (zumindest im Dorf). Es gibt jedoch keinen Grund anzunehmen, daß sie angstfreier sind als die Radschputen. Aber die Unterschiede in der Betonung der individuellen Selbstbehauptung (in der Erziehung der Radschputen besonders hervorgehoben, jedoch in Schranken gehalten durch die verbissen autoritären Disziplinen) und der Unwichtigkeit der persönlichen und sinnlichen Erfahrungen (im Brahmanen-Kodex hervorgehoben) scheinen zu ergeben, daß die Ängste der Radschputen größer sind,

während die der Brahmanen weitschweifiger und in religiösen Exerzitien, die in ihrem Erwachsenenleben eine so große Rolle spielen, leichter sublimierbar sind.
Eine andere Überlegung bringt Shalloo in seiner Analyse über die Wirkungsweise der jüdischen kulturellen Wertvorstellungen zur Einschränkung des Alkoholismus in ihrer Gemeinde. Nach seiner Ansicht entwickeln die Juden starke Familien- und Gemeinschaftsbande und betonen soziale Konformität und Konservatismus in den Sitten, da sie sich der kritischen und oft feindlichen Überwachung durch die Nichtjuden, unter denen sie leben, bewußt sind. Er schließt: »Solch eine Analyse deutet darauf hin, daß wir es mit einer ›isolierten heiligen Gemeinschaft‹ im Gegensatz zu einer ›zugänglichen freidenkerischen, heidnischen Gemeinschaft‹ zu tun haben.«
In unserem indischen Beispiel stellten die Brahmanen eine ›heilige Gemeinschaft‹, jedoch keine isolierte dar. Durchaus nicht entfremdet repräsentieren sie die idealen religiösen Sehnsüchte der Massen gewöhnlicher Hindus, jener, die »essen, trinken und ihre Leidenschaften wach halten« müssen, wie Shankar Lal einmal sagte. Wenn die Brahmanen enthaltsam sind, geschieht das nicht aus einer übertriebenen Furcht vor der Kritik ihrer Mitbürger. Im Gegenteil, ihr Bewußtsein über ihren erhabenen Stand läßt sie oft willkürlich und rücksichtslos gegen jene aus niedrigeren Kasten handeln; und überdies sind sie nicht enthaltsam. Wenn Hortons Grundsätze für den Alkoholismus zutreffen, muß dann ein neues Schema zur Erklärung des Cannabismus gefunden werden?
Die Antwort des Verfassers auf die zu Anfang dieses Artikels gestellte Frage lautet wie folgt: Es gibt alternative Methoden, mit sexuellen und aggressiven Impulsen fertig zu werden, ohne sie zu unterdrücken und dann in abreagierenden Saufgelagen ›abzulassen‹, in denen das Über-Ich zeitweise im Alkohol aufgelöst ist. Der Weg, den die Brahmanen gewählt haben, besteht in der Bagatellisierung aller zwischenmenschlichen Beziehungen zugunsten des Gehorsams gegenüber einem allgemeinen, unpersönlichen Gefüge von Anstandsregeln. Nicht nur Gefühle, sondern auch Triebe werden heruntergespielt als Hinderung im Streben nach dem höchsten Ziel, der Vereinigung mit Gott. Bezeichnenderweise wird dieses Ziel sublimierter Anstrengung oft in einer zur sexuellen Ekstase passenden Ausdrucksweise beschrieben, genau wie in der Kommunikation unter Asketen und Mystikern in

anderen Teilen der Welt. Während der Radschpute bei seinen Saufereien weiß, daß er von seinen nüchternen Interessen Urlaub nimmt, hält der Brahmane seine Berauschung an Bhang nicht für eine Flucht, sondern für einen tieferen Kontakt mit der Realität.

Abendländer sind, wie die Radschputen, einem aktiven Leben verschrieben. Sie sind dazu erzogen, individuelle Leistungen für wichtig und sinnliche Befriedigung nicht für völlig falsch zu halten, sofern sie sich innerhalb der sozial vorgeschriebenen Grenzen bewegt. Trotz der Existenz des Kults der Ungebundenheit unter einer intellektuellen Minderheit sind die Jogaprinzipien im Westen nicht bekannt, und die Erfahrung der Aufgabe der eigenen Willenskraft hält man für gefährlich und widerlich – wie europäische Haschisch-Forscher (und der Verfasser mit Bhang) herausgefunden haben. Wolff jedoch geht zu weit, wenn er nahelegt, daß Cannabismus eine spezifisch orientalische Neigung sei. Die Radschputen sind bei weitem nicht die einzigen Orientalen, die ihn nicht mögen oder kein Verlangen danach verspüren. Porot hat betont, daß indischer Hanf mit Leichtigkeit im Fernen Osten kultiviert werden könnte, und doch ist er den chinesischen und japanischen Völkern praktisch unbekannt. La Barres Darstellung des chinesischen Charakters legt nahe, daß diese Menschen wenig Neigung haben, die materiellen Annehmlichkeiten dieser Welt zu verschmähen; und es ist anzunehmen, daß die Japaner die letzten wären, einem aktiven Leben zu entsagen.

Wolff hat vermutlich auf der Basis seiner persönlichen Überzeugungen gefolgert, daß die ekstatischen Intuitionen, die durch Cannabismus erreicht werden, ohne jegliche Richtigkeit die Mißachtung »eines heiligen Sittengesetzes« darstellen. Das ist die Antithese des kulturellen Relativismus. Wo Wolff steht, sind alle Zweifel ausgelöscht. Wollte es ihm der Verfasser in dieser Objektivität gleichtun, müßte er folgendes sagen: Von den zwei Arten der Berauschung, die er beobachtete und die er bis zu einem gewissen Grade selbst in diesem Dorf Radschasthans erprobte, ist zweifellos die von den Brahmanen bevorzugte für weniger sozial zersetzend, weniger ungehörig und stärker mit den höchsten Gedanken ihrer Rasse harmonierend zu halten; und doch war sie so wenig vertraut mit seinem eigenen persönlichen und kulturellen Kodex der Ego-Verteidigung, daß er die andere vorzog. Es war ein Fall von *video meliora proboque, deteriora sequor.*

Postscriptum

Nachdem dieser Artikel geschrieben war, hat Aldous Huxley eine eloquente und scharfsinnige Darstellung der Erfahrung mit dem Meskalinrausch veröffentlicht, der Ähnlichkeit mit dem durch Bhang erzeugten aufweist. Huxley fielen zwei Aspekte besonders ins Auge: im Anfangsstadium die ursprüngliche Lebhaftigkeit der visuellen Impressionen bei der Wahrnehmung gewöhnlicher, alltäglicher Objekte und in späteren Stadien das Gefühl der übermenschlichen Einsicht in die Natur der Dinge, begleitet von einer vollkommenen Loslösung sowohl vom eigenen Ich wie auch von dem seiner Mitmenschen. Er betrachtete Meskalin als eine ›unverdiente Gnade‹, die eine solche Art mystischer Erfahrung vermittelt, die er für ebenso läuternd wie lohnend hält. In ziemlich ähnlicher Weise erachten die Brahmanen und Saddhus Bhang als eine Hilfe zur inneren Einkehr und Meditation. Jedoch ist sein Wunsch, daß nämlich Amerikaner und Abendländer überhaupt diese Droge wie Alkohol oder Tabak nehmen sollten, unrealistisch genug. Wenn die These dieses Artikels gilt, haben Abendländer von Meskalin Abstand genommen (was schon seit langem für sie erhältlich ist), da seine Wirkung nicht ihren Vorstellungen entspricht. Bevor nicht eine Umkehrung ihrer grundlegenden kulturellen Werte erfolgt, sind sie sowenig gewillt, Huxleys Rat zu folgen, wie die Brahmanen gewillt sind, auf Bhang zugunsten des Daru der Radschputen zu verzichten oder umgekehrt.

*

Josef Dvorak
Kokain und Mutterrecht[66]

Die Klinik des Psychoanalytikers umfaßt das ganze Leiden der Menschheit an sich selbst. Otto Groß

Die kulturrevolutionäre Studentenbewegung von 1968 hat bewußt und unbewußt an Ideen angeknüpft, die zwischen Fin de siècle und Erstem Weltkrieg aufgetaucht waren und die während des Ersten Weltkrieges sowie in der Zwischenkriegszeit ihre gesellschaftliche Bewährungsprobe *nicht* bestanden haben: symbolistische, expressionistische, dadaistische, unabhängig-sozialistische und antiautoritär-individualistische Konzeptionen. Gemeinsam ist ihnen die Herkunft aus dem bildungsbürgerlichen Protest in der Zeit des Eintrittes Kontinentaleuropas ins Stadium forcierter Industrialisierung, beginnender Bürokratisierung und imperialistischer Expansion.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Ende der Wiederaufbauphase in den fünfziger Jahren schienen viele alte Probleme und ungelöste Konflikte (oder neue Probleme in altem Gewand) wieder aktuell geworden zu sein. Alle hatten etwas zu tun mit nicht realisierten Idealvorstellungen und frustierter Individualität, der die Selbstdarstellung versagt blieb zugunsten der Einordnung in hierarchisch-bürokratische Strukturen einer anonymen Großgesellschaft.

Das Realitätsprinzip dieser Gesellschaft, der Erfolg (versehen mit dem falschen Etikett ›Leistung‹), reizte zur Ablehnung. Partei- und Gewerkschaftsorganisationen erschienen mitsamt ihrem parlamentarischen und verbändedemokratischen Spielrasen suspekt. Man empörte sich nicht nur über die kolonialkriegführenden USA, sondern konsequenterweise auch über die Niederschlagung des ›Sozialismus mit menschlichem Gesicht‹ durch den ›realen‹. Der Aktionismus der Neuen Linken von 1968 war nicht proletarisch, sondern radikal-bürgerlich. Manche Kritiker wollen etwas von einem ›Generationskonflikt‹ daran entdeckt haben sowie von einer ›Verwechslung von Symbol und Wirklichkeit‹.

Eine weitere thematische Übereinstimmung mit der Zeit nach 1900 war die Überzeugung, gesellschaftlicher Veränderung müsse vorgearbeitet werden durch psychologische, pädagogische Veränderung des

einzelnen. Eine Schlüsselrolle komme gerade der Befreiung der Sexualität zu (vgl. die ›Erosenthüllung‹ des Expressionismus!). *Wilhelm Reichs* ›Sexualökonomie‹ wurde durch die Arbeiten *Herbert Marcuses* und der Frankfurter Schule der Vergessenheit entrissen. Seitdem berufen wir linken Psychotherapeuten uns gerne auf Wilhelm Reich; andere, noch radikalere Lehrmeister verschwiegen wir.

Wilhelm Reich, der erst 1920 zur Psychoanalyse gestoßen ist, war nämlich nicht der erste Schüler Freuds, dem die neue Wissenschaft vom Unbewußten zu konservativ ausgerichtet erschien, zuwenig an den sozialen Verhältnissen orientiert, vor letzten Konsequenzen zurückscheuend: vor der Therapie der Gesellschaft, das heißt der Revolution. Einige dieser Leute wurden aus dem Gedächtnis der Nachgekommenen verdrängt. Erst in letzter Zeit erinnert man sich wieder an sie, sucht nach den Spuren ihres Lebens, Denkens, Wirkens.[1*]

Verwertungsbedürfnis des Buchmarktes? Rechtfertigungsbedürfnis der geprügelten Linken? Vielleicht auch ein Versuch, die Voraussetzungen eigenen Handelns und die Gründe eigenen Scheiterns zu überprüfen. Denn ein Großteil der Antiautoritären von 1968 ist regrediert, wieder rigide geworden, hat sich in sektiererische Sicherheit geflüchtet oder hat Karriere gemacht. Der ›antiautoritäre Sumpf‹ trocknet aus. Das Problem des *Subjekts* (des sich selbst setzenden Ichs Fichtes) besteht weiter. Gemäß der ›Deutschen Ideologie‹ von Marx – Engels werden erst in der kommunistischen Gesellschaft die Individuen ihre volle Individualität entfalten.

An Reich hat uns zunächst seine Faschismustheorie gefallen, die origineller war und praktikabler als die dogmatisch verbohrten Lehren des etablierten Marxismus. Dann Reichs (leider zu kurz, zu mechanistisch geratener) Versuch, dialektischen Materialismus und Psychoanalyse, diese beiden großen selbstkritischen bürgerlichen Denksysteme, miteinander zu verbinden, der Psychoanalyse mit dem Rückgriff auf die sozioökonomischen Bedingungen des Psychischen eine realitätsgerechtere Basis zu verschaffen, aber auch den Marxismus um einen bisher vernachlässigten Bezirk zu bereichern: die ›Charakterstruktur‹ des einzelnen, deren Erzeugung durch allernächste Umwelt, die institutionalisierte Kleingruppe ›Familie‹, die sich mit ihren disziplinierenden Eingriffen in den (sexuellen) Motor des Subjekts

* Anmerkungen am Schluß des Textes

Steckbrief: Otto Groß. Ca. 180 cm groß, schlank, Haare rötlich, meist ungekämmt. Schnurrbartanflug rötlich, Nase spitz, vorn blau, krankhaft, Mund ziemlich groß. Zähne vollständig. Gesicht unrein, kränklich, Gang vorgebeugt, nimmt große, unregelmäßige Schritte und blickt fast immer zu Boden, ist behufs Versorgung wegen Geisteskrankheit dem Polizeikommando des Kantons Zürich zuzuführen (bei der Verhaftung ist Schonung, aber äußerste Vorsicht geboten). *Schweiz. Polizei-Anzeiger* vom 13. August 1911 (zitiert nach E. Hurwitz)

und die damit verbundene ideologische Verdummung der Gehirne als Agentur der bourgeoisen Klassenherrschaft entpuppte.
Gedanken, Gefühle, Verhaltensweisen der Subjekte erschienen so als Resultate komplexer Programmierungen, die unter anderen Umständen gelöscht und durch bessere ersetzt werden könnten. Wozu es freilich bestimmter Veränderungen des institutionellen Rahmens bedürfte: anstelle der (schon durch ihre ödipale Dreierstruktur) sexuell repressiven und autoritären Familie andere Kleingruppenformen, z. B. ›Kommunen‹, in denen zwischenmenschliche Fixierungen möglichst vermieden und eine ›Selbstregulation‹ der Antriebe ermöglicht werden sollten. Die Beschäftigung mit Reich (aber auch mit anderen

Freud-Schülern, z. B. mit *Sandor Ferenczi*) ermunterte uns zu Experimenten mit aktiven, ja sogar sexualaktiven Methoden der Psycho- und Gruppentherapie anstelle oder als Ergänzung der Freudschen analytischen Dualsituation mit ihrer Kommunikationseinengung und ihrem Autoritätsgefälle. Insgeheim oder programmatisch hofften wir, in der Analyse jene Fixierungen und Blockaden auflösen zu können, die den revolutionären Impetus beim einzelnen hemmen.
Wir korrigierten den patriarchalischen Reich aber auch im Sinne von Herbert Marcuse: Förderung der präödipalen, prägenitalen Libido. Akzeptieren subkultureller Charakter- und Verhaltensvarianten, Verunsicherung des kapitalistischen ›Realitätsprinzips‹. Wir rieten zum Aufgeben zwanghafter Zweierbeziehungen, warnten aber auch vor Promiskuität, die vom Über-Ich befohlen wird und für Machtzwecke mißbraucht werden kann (›repressive Entsublimierung‹). Wir traten für das Niederreißen der durch Rollenvorstellungen aufgerichteten Gefühlsbarrieren ein (auch zwischen Erwachsenen und Kindern), lehnten dabei aber jedes gewaltsame Vorgehen, jeden Versuch, die eigene Überlegenheit auszuspielen, ab. Es hat sich dabei jedoch gezeigt, daß die Analyse sehr leicht im Dienst des ›Widerstandes‹ verwendet werden kann – und die autoritären Fixierungen überleben.
Mit diesem Überblick möchte ich auf die Ähnlichkeit der neulinken Psychotherapie mit jenem Paradigma hinweisen, das ein hochqualifizierter, psychisch schwer kranker (und um diese Krankheit wissender), kokainsüchtiger Psychiater Jahre vor Wilhelm Reich entwickelt hat. Der Mann hieß Otto Groß.

Er wäre 1977 hundert geworden. Und um es gleich zu sagen: Groß hat sich niemals (im Unterschied zu Reich) als Marxist gefühlt. Sein Denken ging vielmehr von *Friedrich Nietzsche* aus, aber es war eine eigenartige Verkehrung Nietzsches. Groß' psychoanalytisches Modell entspricht, oberflächlich betrachtet, genau den Angstvorstellungen, die sich der brave Bürger, der brave Arzt, Polizist, Richter von der Freudschen Psychoanalyse (sehr zum Verdruß Freuds) gemacht haben: Exzessive Triebenthemmung, Orgiastik, Zerstörung von Sitte und Moral, Vernichtung der Familie, Absacken ins Kriminelle, Bolschewistische, in die Anarchie. Dazu kam Groß' Drogenmißbrauch mit Morphium, Opium, Kokain, zu dem er auch seine Patienten verleitete (wir erinnern uns an die psycholytische Therapie mit

LSD!); seine positive Einstellung zur Homosexualität; die Therapiefälle, die mit Selbstmord endeten – wobei Groß seine Hand im Spiel hatte.

Groß war der erste *Antipsychiater*, er erfand das Schlagwort von der ›sexuellen Revolution‹. Sein Einfluß auf die Kulturwelt seiner Zeit war enorm: Er animierte die Boheme- und Intellektuellenkreise in Wien, München, Heidelberg, Ascona, Berlin und Prag, inspirierte Expressionismus und Dadaismus. *Erich Mühsam, Franz Jung, Karl Otten, Franz Pfemfert, Leonhard Frank, Johannes R. Becher, Richard Seewald, Oskar Maria Graf, Georg Schrimpf. Gustav Landauer, Edgar Jaffé, Karl Kraus, Franz Kafka, Franz Werfel, Anton Kuh, Max und Alfred Weber* kannten ihn, waren mit ihm befreundet oder verfeindet.

Franz Jung (1888–1963), Linkskommunist, langjähriger Freund von Otto Groß; gemeinsam machten sie ›revolutionäre Vorarbeit‹ (Aufnahme Berlin-Lichterfelde 1924).

Sigmund Freud hielt Otto Groß für den einzig originellen Denker unter seinen Psychoanalytikern – neben C. G. Jung, der aber einige seiner Ideen von Otto Groß übernommen hat. Freud hatte vielleicht etwas Angst vor Groß: Er befürchtete ja oft, so im Fall *Tausk*, einen telepathischen Diebstahl unausgereifter psychoanalytischer Gedanken. Und Groß war eine Eklektiker, der Brücken zu schlagen wußte zwischen Evolutionstheorie, Schulpsychiatrie und Psychoanalyse, spä-

ter zwischen den verfeindeten Richtungen Freuds, Adlers und Stekels. Der Freud-Biograph *Ernest Jones* war Groß' Schüler und dankte dem Lehrer, indem er ihn zuletzt einen ›Mörder und Selbstmörder‹ nannte. Otto Groß war tatsächlich psychisch schwer geschädigt; er machte dafür seinen Vater verantwortlich, was ganz der Zeit entsprach: Freuds Ödipuskomplex, Theaterstücke wie Bronnens ›Vatermord‹, Hasenclevers ›Der Sohn‹ boten das gängige Interpretationsschema. Tatsächlich krankte Groß jedoch auch, oder primär, an der Mutter. Die er sich emanzipierter, souveräner dem Vater gegenüber, herbeisehnte, herbeiphantasierte und -theoretisierte, mit der er sich in seinen ›Beziehungen‹ (so sein Terminus technicus) mit Frauen endlich zu vereinen hoffte. Die Mutter, die er vom Mann, vom Familienvater vergewaltigt sah, völlig abhängig, und die er befreien wollte, um damit die Menschheit zu befreien und zu befrieden. Groß dachte an eine Revolution gegen die Vaterrechtsgesellschaft, an die Wiedereinsetzung des Mutterrechts (noch nicht an die Erschaffung des ›neuen Menschen‹ als Androgyn – *Ernest Bornemans* Utopie).

Ich stieß zum erstenmal 1948 auf Otto Groß, als ich mich intensiv mit dem Expressionismus beschäftigte. Im Exilverlag Bermann-Fischer (Stockholm) war eben die Sammlung ›Erzählungen aus zwei Welten‹ von Franz Werfel herausgekommen. Besonders ein darin abgedrucktes Romanfragment aus dem Jahre 1919 faszinierte mich ungemein: ›Die schwarze Messe‹. Darin entwickelt ›Doktor Grauh‹ eine gnostische Kosmologie, Theologie, Anthropologie. ›Doktor Grauh‹ ist niemand anderer als Dr. Otto Groß, mit dem Franz Werfel im Revolutionsjahr 1918 in Wien beisammen war. In der ›Schwarzen Messe‹ führt uns Werfel das vollendete Großsche Denkgebäude vor, mit dem er sich damals noch teilweise identifizierte.

Über die letzte Wiener Zeit von Otto Groß (1917–1918) informiert überdies Werfels autobiographischer Roman ›Barbara oder die Frömmigkeit‹, in dem Groß den Namen ›Gebhart‹ trägt. In Werfels Theaterstück ›Schweiger‹ wird Groß nur mehr negativ charakterisiert. Er heißt hier ›Privatdozent Dr. Ottokar Grund‹ und ist ein schizophrener Antipsychiater, der seinen Chef umbringt, Pläne zur Vernichtung der Menschheit entwirft und zu diesem Zweck den ›dreizehnten Stand der Menschheit‹ organisieren möchte: ›Wir Narren, Irrenhäusler, Aussätzigen, Pervertierten, Alkoholiker, Kokainisten, Ewig-Lebensunfähigen – wir hören niemals, niemals auf zu hassen!!‹

Diese Karikierung des Otto Groß führte übrigens zu einer Verstimmung zwischen Kafka und Werfel.

Otto Groß stammt aus Gniebing bei Feldbach in der Oststeiermark. Als er am 17. März 1877 geboren wurde, war sein Erzeuger dort gerade Gerichtsadjunkt. Vater Hans Groß, dreißig Jahre alt, dient sich die Justizleiter hoch: Untersuchungsrichter, Staatsanwalt, Landesgerichtsrat, Senatsvorsitzender am Appellationsgerichtshof Graz. Die Familie Groß ist alteingesessen im grünen Erzherzogtum. Unter den Vorfahren gibt es gar einen ›Ritter von Leutzendorff, Landstand in Steiermark‹. Der Vater von Hans Groß, also Ottos Großvater, war von Beruf kaiserlicher Oberkriegskommissär. Er starb ein Jahr vor der Geburt des Enkels. Ottos Mutter hieß Adele (geborene Raymann). In der tragischen Geschichte ihres Sohnes tritt sie kaum in Erscheinung. Und doch muß ihr Verhalten großen Einfluß auf das Kind, auf den Heranwachsenden gehabt haben. Ihr Mann nannte sie »ungewöhnlich intelligent, hochgebildet«.
Generationen hindurch war die Familie protestantisch gewesen, über die Gegenreformation hinaus. Erst Hans Groß trat aus Gründen der Karriere zur katholischen Kirche, der Glaubensgemeinschaft seines Kaisers, über. Die Atmosphäre in Groß' Elternhaus ist aufgeklärt, man ist in jeder Hinsicht ambitioniert, selbstverständlich dem Staat loyal ergeben – und im Gefühlsleben enorm gestört.
Hans Groß hat Großes vor: Er will ein neues Wissensgebiet in die Strafrechtspflege bringen, die Kriminologie mitsamt der Kriminalpsychologie. So ist Hans Groß auch der Psychoanalyse gegenüber aufgeschlossen, vielmehr dem Assoziationsexperiment der Zürcher Schule (Tatbestandsdiagnostik!). Denn Hans Groß geht es eigentlich ›nur‹ um die Entwicklung exakter Fahndungsmethoden: *criminal investigation.* An der Grazer Universität zeigt man heute noch stolz die von Hans Groß begonnene Waffensammlung und den Prototyp des *Tatortkoffers,* in dem alle zur Spurensicherung nötigen Hilfsmittel enthalten sind.
Otto Groß war ein Einzelkind. Overprotected. Die ›kluge Mutter‹ Adele ließ keine Dienstboten an das Kind heran, sie verwöhnte und verzärtelte es selbst, ließ es nicht selbständig werden.[2] Ottos Freundin Else Jaffé nannte die Erziehung »wie die eines Prinzen«. »Er entwickelte sich gut«, sagte der Vater, »und erwies sich als ein hochbegabter

Mensch.« Ein Wunderkind. Kinderbücher verschmähte Otto, dafür zerblätterte und zerfranste er eine große illustrierte Naturgeschichte des Tierreiches. »Und darin kannte er, bevor er zu lesen vermochte, jeden Knochen eines vorweltlichen Tieres, jedes Eingeweide etc., von ein-, zweimal Vorlesen.« So der stolze Vater.

Unterrichtet wurde Otto von Privatlehrern und in Privatschulen (öffentliche Schulen lehnte er ab), er war ein Musterschüler, hatte in allen Fächern eine Eins. Später behauptete Otto, der Vater hätte sich sonst das Leben genommen. Schon mit zehn Jahren, berichtete der Vater, sei Otto »an Kenntnissen, namentlich in naturwissenschaftlichen Dingen, Mythologie, Sagenkunde, Latein und Griechisch etc., jedem 16jährigen überlegen« gewesen, »in Dingen des praktischen Lebens war er weniger bewandert als ein 6jähriger Junge«.

Hans Groß sah seinen Sohn schon als kriminalistischen Mitarbeiter. Otto Groß studiert Botanik, Zoologie, Medizin. Aber in der Nähe des Vaters, in Graz, drückt er sich vor den Vorlesungen, erst als man ihn ins Ausland schickt, nach München, Straßburg, Kiel, klappt es wieder. Studiengenossen schildern ihn als scheuen, zurückgezogen lebenden Menschen, ungesellig. Geselligkeit hat er ja nie gelernt. Weiblichem Verkehr und Alkohol geht er aus dem Weg, er gilt als Duckmäuser. Der Vater entdeckt am Sohn »Seltsamkeiten und abnormale Erscheinungen, die sich bald zu argen, ihn quälenden Depressionszuständen ausgebildet haben. Um diesen zu entgehen, begann er schon als Student Morphium zu nehmen« (in Otto Groß' erstem Werk, dem 1901 erschienenen *Compendium der Pharmakotherapie für Polikliniker und junge Ärzte*, werden Morphium und Kokain zur Behandlung von Depressionen empfohlen).

In seinem Nachruf behauptet Groß' Freund Otto Kraus, der Adlerianer und Herausgeber der Wiener Zeitschrift *Sowjet*, Otto habe es sich mit den Kommilitonen an der Grazer Uni verdorben, als er sie wegen ihrer Mensuren und Bierkomments kritisierte und sie aufforderte, sich ritterlich in den Dienst eines Kulturideals zu stellen: der Emanzipation der Frau von der männlichen Unterdrückung. Kraus: »Die Ritter vom Geist zogen es vor zu saufen, ins Bordell zu gehen und den Propheten zu verprügeln.«

In seinem Roman ›Sophie‹ – *Der Kreuzweg der Demut* schildert *Franz Jung* Kindheitserlebnisse von Otto Groß:

Erinnerte sich hartnäckig, wie er als kleiner Junge mit einer Schleuder

Schrotkörner nach den Brustwarzen der Nachbarin schoß und später mit einem großen Stein einen Fuhrknecht traf, aber weil der die Pferde geschlagen hatte, und daß er immer allein im Garten herumlief, daß er die Fäuste an den Stämmen blutig schlug... Da ist der Vater, dieser Hund. Der spukt in mir, der läßt mich die Zähne knirschen, hinaushorchen zum Fenster. Er wäscht sich im Nebenzimmer die Hände, ja – ich habe mit ihm Ball spielen müssen, ich bin dann weggelaufen und mußte mich übergeben – warum hatte ich nicht die Kraft, ihn niederzuschlagen...

Meine Cousine war bei uns zu Besuch. So mit sechzehn Jahren. Einmal ist sie im Garten vor mir hergegangen und hat sich immer umgedreht, dann so in eine Hecke hinein, ich habe mich erst nicht getraut, ich wußte nicht, was ich machen sollte, dann bin ich doch noch schnell nachgelaufen, bin ihr um den Hals gefallen, hab sie geküßt und gleich wieder fort. Und wie ich dann so erregt ins Zimmer gekommen bin, hat mich der Vater von oben bis unten angesehen, hat sie rufen lassen und mich vor ihr einen dummen Lümmel, den man ohrfeigen müßte, genannt und mich weiter vor ihr herabgesetzt.

Später erwähnt Hans Groß die »exaltierte Liebe« seines Sohnes für Tiere – »daraus wurde ein immer entschiedener werdendes Eintreten für arme und unterdrückte Menschen, für Frauenemanzipation im extremsten Sinne, für freie Liebe, Mutterschaftsrecht und Unterdrükkung des Vaterrechtes, für Kommunismus und endlich in natürlicher Folge für anarchistische Ideen«. In Franz Jungs ›Sophie‹ wird ein Motiv für die Tierliebe genannt. Otto: »Es hängt an mir, daß ich nicht ein einziges Mal etwas Lebendes, jemanden erwürgen konnte – fassen, zudrücken und aufatmen. Wenn man nur einmal mich lieben würde wie einen weißen Schäferhund oder eine Zikade oder ein Albanerpferdel!« Aber nein, »Gebt acht, er beißt!«, hatte der Vater Besucher vor dem Sohn gewarnt.

1899 promoviert Otto Groß zum Doktor der Medizin. Der Vater wird im selben Jahr ordentlicher Professor für Straf- und Prozeßrecht in Czernowitz, vier Jahre später geht er nach Prag. Otto reist 1901 als Schiffsarzt nach Südamerika, bleibt einige Wochen in Patagonien, studiert dort die Pflanzenwelt, ist mit Drogen wohlversorgt. »Die Erinnerung an seine Ausflüge von Puntas Arenas aus ins Innere des Landes blieb ihm sein ganzes Leben lang leuchtend. Auf jenen Seerei-

sen begann er diese ihm später eigentümliche Form des Denkens zu üben, die fast bildlich wirkend den Gegenstand der Untersuchung als Ganzes packt, zerstäubt, auflöst«, berichtet Franz Jung. Im Roman ›Sophie‹ hört sich Otto »mit einer Stimme, die voller Tränen und filzig schien«, über Puntas Arenas sprechen:

Eine halbe Stunde entfernt dämmert aus dem Urwald die weiße Orchidee, zieht von diesem Glück alles in sich hinein – er schluchzte. Damals zählte ich die Stunden, während ich vor mich hindachte, falle ich, so bin ich hin, soll fallen – ich hatte genug bei mir, um alles zu erleichtern – bis ich der Mutter gegenüberstehen würde. Und dann... Sie kam mir entgegen, ich war verloren. Sie sah mich an, ich wünschte mich fort. Ich küßte ihr die Hand. Sie zittert, wartet – ich Trottel, schmeichelt... Ich weiß nicht, wie ich über diese Minute hinweggekommen bin, sagt dann: Du verdrehst ja so die Augen... Das war es. Das. Das! Ich hätte die Welt gewinnen können. Wie soll ich das gutmachen!

Davon ahnt Vater Hans Groß nichts. Für ihn sind die Weltreisen des Sohnes Gelegenheiten für ›typisches Mißverstehen‹. Unter diesem Titel publiziert er in seinem *Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik* eine Geschichte über die Schwierigkeiten des Vegetariers Dr. G. (= Otto Groß), bekömmliche Nahrung zu finden: »Er fragte also z. B. in Santiago, Montevideo, Buenos Aires etc. Leute auf der Straße, in Caffeehäusern, in Barbirläden, namentlich in Apotheken« (wo sich Otto mit Drogen versorgte!) nach vegetarischen Restaurants: ›Un restaurant para vegetarianos‹ (sprich: vechetarianos). Ausnahmslos war die Gegenfrage: ›Para Italianos?‹ Genau dasselbe wiederholte sich dann in Spanien, ebenfalls ausnahmslos, und merkwürdigerweise auch in Frankreich, wo auf die Frage nach einem ›restaurant végétarien‹ gefragt wurde: ›Un restaurant italien?‹«

Mehr als hundertmal sei das passiert, obwohl der Fragende doch keineswegs wie ein ›Italiäner‹ aussehe, sondern hellblond sei. Der Grazer Sherlock Holmes schließt daher messerscharf, hier müsse es sich um ›Volksetymologie‹ handeln: »Der ›Italiäner‹ ist den Leuten etwas Bekannteres als der ›Vegetarianer‹.«

Nach dieser Zeit auf dem Schiff ist Groß Arzt an den psychiatrischen Kliniken in München und Graz, dann in Graz Assistent von *Gabriel Anton*[5], einem Schüler *Meynerts,* schließlich (1906–1908) Privatdozent für Psychopathologie, nicht Psychiatrie! Die Grazer Fakultät wollte

dem Freud-Anhänger den Weg zur Praxis verbauen. 1903 heiratet Groß die (zum Leidwesen seiner Eltern arme) Grazer Beamtentochter Frieda Schloffer, eine Psychosomatische, die auch gegen das Elternhaus rebelliert, sich für Ottos Arbeiten interessiert und mit ihrem Mann in Graz gesellschaftlich isoliert ist.
Otto Groß hatte vor der Hochzeit gerade eine Morphiumentziehungskur hinter sich gebracht. Frieda ist eine Nichte des Freiburger Philosophen *Alois Riehl,* hat in Freiburg studiert, sich dort mit den Richthofen-Schwestern angefreundet.[4]

Munteres akademisches Treiben in Heidelberg: Dem impotenten Erosdichter D. H. Lawrence (1885–1930, *links oben*) war seine Frieda, geb. Richthofen (1879–1956, *oben Mitte*) eine mütterlich-zärtliche Frau. Max Weber (1864–1920, *rechts oben*), Soziologe, war Liebhaber von Else, geb. Richthofen (geboren 1874, *links*), deren formal angetraute Gatte Edgar Jaffé (*rechts*), Nationalökonom, später Finanzminister der Münchner Räterepublik wurde. Otto Groß, mit beiden Frauen intim, zeugte mit Else ein Kind und war auch mit Professor Jaffé gut Freund.

Die eine, Else, heiratete 1902 den Heidelberger Nationalökonomen und späteren Münchener Räte-Finanzminister *Edgar Jaffé,* obwohl sie *Max Weber* liebte. Ihre Schwester Frieda wurde die Frau von *D. H. Lawrence.* Mit beiden unterhielt Otto Groß nach seiner Grazer Zeit

sexuelle Beziehungen. Else gebar ihm ein Kind, Peter, das 1915 starb. 1905 vertauscht Gabriel Anton, der »verehrte und gütige« Lehrer von Otto Groß (offensichtlich eine positive Vaterfigur), seinen Grazer Lehrstuhl mit dem in Halle, und Hans Groß geht von Prag nach Graz. Franz von Liszts Bemühen, seinem wissenschaftlichen Gegner Hans Groß einen Lehrstuhl in Berlin zu errichten, war am Geld gescheitert. Die weltberühmte (vor allem in den USA geschätzte) ›Grazer kriminologische Schule‹ wird aufgebaut: Bereits 1912 gibt es das kriminalistische Universitätsinstitut mit seiner kriminaltechnischen Abteilung.
Otto mag aber nicht neben dem Vater leben. 1906 übersiedelt er mit Frieda nach München, arbeitet als eigenwilliger Assistenzarzt bei dem psychiatrischen ›Oberpapst‹ (so Freud) *Kraepelin*. Der Vater empfindet den Umzug als schweren Schlag, der gegen ihn persönlich gerichtet ist. Zwar fördert er durch Einschaltung Wagner-Jaureggs die Habilitation Ottos, aber danach gibt es jahrelang briefliche Erziehungsversuche, mit denen der Vater scheitert. Während seiner Dozentur war Otto Groß mehr in München als in Graz anzutreffen, er psychoanalysierte nebenbei, und diese Analysen nahmen ihn stark in Anspruch.
Franz Jung: »Er pflegte mit seinen Patienten zu reisen, ordnete sich deren Wünschen in jeder Weise unter und ließ seine Arbeiten im Stich.« Es waren meist Patienten, die ihm »der Zufall in den Weg geführt hatte«, konstatierte Vater Hans, und: »Verdient hat er sich nie etwas.«
In München residiert Otto Groß im Café Stefanie (im Volksmund ›Café Größenwahn‹ genannt), wo er Tag und Nacht analysiert. Mitglieder der Boheme, aber auch Leute wie Ernest Jones.[5] Richard Seewald[6] erinnert sich: »Und hier sind die Psychoanalytiker: der unglückliche Doktor Groß, der Sohn des berühmten Kriminalpsychologen, seine Weste ist bestäubt vom Schnee des Kokains, und sein Vater ließ ihn im Irrenhaus verschwinden; Doktor Gösch, ein blasses, käsiges Gesicht mit kleinen schwarzen Augen, der die psychoanalytische Lehre stracks ins Leben übersetzte, doziert einem lauschenden Kreis seine Idee von der Ehe im Kreise.« Groß hatte Gösch und Frau in Dresden behandelt. Die Kur rief zunächst große Erregungszustände hervor, Bekannte mischten sich ein. Es kam sogar zu einer Anzeige gegen Groß wegen Kurpfuscherei.
Laut Seewald hatte sich Gösch dann »ganz den Dämonen verschrieben. Hin und her taumelnd zwischen Theosophie und Psychoanalyse,

vernichtete er mit dialektischer Gewandheit und magischer Beschwörung jegliche Hierarchie, die Jünger inmitten eines Chaos zurücklassend, über dem in Wahrheit Satan regierte. Schamlosigkeit des Leibes wie des Geistes, zu denen er sie verlockte, waren die Mittel seiner Herrschaft, der zu entfliehen einige den Selbstmord wählten.«

Groß hat aber auch einen Kreis von Anhängerinnen im Heidelberg Max Webers, der seinen Ansichten feindlich gegenübersteht.[7] *Frieda Lawrence,* geborene von Richthofen, schreibt über Groß: »Ich hatte vor kurzem einen bedeutenden Freud-Schüler kennengelernt und war voll unverdauter Theorien. Diesem Freund verdanke ich viel. Bis dahin hatte ich wie eine Nachtwandlerin in einem konventionellen Leben gelebt, er erweckte mich zum Bewußtsein meines wirklichen Ich.«[8] In Friedas ›Memoirs and Correspondence‹ sind Groß' (›Octavios‹) Liebesbriefe an sie abgedruckt.

Otto Groß lebt auch gerne in Ascona, und zwar in der Vegetariersiedlung am *Monte veritá,* der Hauptstadt der ›psychopathischen Internationale‹. Hier will er eine anarchistische Hochschule gründen, hier feiern Groß-Anhänger in einer Scheune ihre Orgien, bis es anderen Siedlern zu bunt wird.[9] Hier gibt es Anfang 1906 den ersten Selbstmord, den manche Groß zur Last legen: *Lotte Hattemer,* eine Patientin von Groß, wollte auf keinen Fall mehr weiterleben, und er gab ihr, nachdem seine Überredungskünste versagt hatten, Gift, damit sie ohne Schmerzen sterben könne. So Groß selbst.[10]

Johannes R. Becher hat von Groß' Umgang mit Frauen und Tod einen schlechteren Eindruck empfangen.[11] Er zitiert eine stehende Redensart von Groß: »Sie elender Verdränger Sie, man wird Sie noch zum Tode verurteilen müssen wegen unauflösbarer Komplexe.« ›Magda‹, die sich als Materialisationsphänomen bei Professor Schrenck-Notzing ihr Brot verdient, erzählt Becher: »Doktor Hoch (d. i. Groß) hat mich zum Tode verurteilt wegen unauflösbarer Komplexe... Das könnte dem so passen! Nein, ich laß mich von dem noch lange nicht auf den Strich schicken...« Becher will auch von Groß zum Kokaingenuß verführt worden sein: »Sie schauen ja unanständig gesund aus, Herr, massieren Sie erst einmal Ihr Gehirn mit Kokain gefälligst, sonst muß ich jeden weiteren Verkehr mit Ihnen abbrechen. Bitte, Herr, bedienen Sie sich.«

Erich Mühsam lernte Groß in München im Kreis der Gräfin *Reventlow* kennen, die sich als Callgirl durchschlug.[12] Mühsam war von Groß'

Theorien begeistert (das Thema war ihm schon von Wedekind her geläufig).[13] Er plante, gemeinsam mit Groß eine Zeitschrift zu gründen (›Nachwuchszeitschrift für psychologische Gesellschaftskritik‹), in der auch *Wedekind* und *Karl Kraus* schreiben sollten (Brief Mühsams an Kraus vom 16. Mai 1907).[14] Wegen der Ideen von Groß geriet Mühsam mit *Gustav Landauer* in einen Konflikt. Landauer sah nämlich in monogamer Ehe und Familie Grundstrukturen der von ihm angestrebten bündischen anarchistischen Gesellschaft.[15]
Außerdem war er befreundet mit den Eltern eines Großschen Therapiefalles: Otto Groß hat 1908 ein Mädchen, die neunzehnjährige Elisabeth Lang, gegen den Willen ihrer Eltern behandelt, und diese ließen die Tochter in psychiatrischen Kliniken internieren. Der Antipsychiater Groß trat daraufhin in einem Brief (mit dem Titel ›Elterngewalt‹) in *Hardens* ›Zukunft‹ an die Öffentlichkeit und erreichte die Freilassung der Unmündigen.
1911 attackiert Landauer in der Zeitschrift *Der Sozialist* die Psychoanalyse und verweigert (mit Zustimmung Martin Bubers) Otto Groß eine Replik (die erscheint dann in *Pfemferts* ›Aktion‹). Landauer befürchtet, Psychoanalyse führe zu Homosexualität.
Die offizielle Psychoanalyse ist freilich mit Groß auch nicht zufrieden. 1907 schreibt *C. G. Jung* an *Sigmund Freud*:

Dr. Groß hat mir gesagt, er habe die Übertragung auf den Arzt gleich wieder weg, da er die Leute zu Sexualimmoralisten mache. Die Übertragung auf den Arzt und ihre anhaltende Fixation sei nur Monogamiesymbol und mache darum als Verdrängungssymbol Symptom. Der wahrhaft gesunde Zustand für den Neurotiker sei die sexuelle Immoralität. Damit assoziiert er Sie an Nietzsche. Mir scheint, daß Sexualverdrängung als Kulturfaktor sehr wichtig und unentbehrlich ist, wenn schon pathogen für viele Minderwertige. Ein paar Schädlichkeiten muß es immerhin geben in der Welt. Die Kultur vollends ist nur die Frucht von Widrigkeiten. Mir scheint, Groß gerate mit den Modernen zu weit in die Lehre des sexuellen Kurzschlusses, der weder geistreich, noch geschmackvoll, sondern nur bequem und darum alles andere, nur kein Kultur erzeugendes Moment ist.[16]

Bequem hat es sich Otto Groß allerdings nicht gemacht. Auf dem Salzburger Psychoanalytischen Kongreß 1908 (von dem es kein Proto-

koll gibt, die Information stammt von Groß selbst) verlangte Groß von der Psychoanalyse, sie solle sich »auf die Gesamtprobleme der Kultur und den Imperativ der Zukunft richten«. Freud erwiderte: »Wir sind Ärzte und wollen Ärzte bleiben.« (Freuds Schrift ›Das Unbehagen in der Kultur‹ erschien erst 1930.)

Einige Tage darauf, am 6. Mai 1908, überwies ›Prof. Dr. Freud, Salzburg in Österreich‹ den »mir seit Jahren persönlich bekannten Dr. Otto Groß, Privatdozent für Neuropathologie«, an den Oberarzt C. G. Jung der Zürcher Kantonalheilanstalt Burghölzli, »um daselbst unter ärztlicher Überwachung die Entwöhnung von Opium und Cocain durchzuführen«.[17] Nach der Entwöhnung wollte Freud selbst Groß analysieren, aber der Sohn Jung nahm dem Vater Freud den Fall weg und analysierte Groß permanent und im Blitztempo (wobei auch umgekehrt Jung von Groß analysiert wurde).

Die Frucht dieses gemeinsamen Assoziierens ähnlich gestörter Seelen stellt C. G. Jungs Schrift ›Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen‹ dar. Darin erwähnt Jung u. a., daß die »Hindernisse des familiären Milieus« bestimmend für das Kind sind: »Wie ein höheres Schicksal leitet die Elternmacht das Kind. Wenn es aber heranwächst, so beginnt der Kampf der infantilen Konstellation mit der Individualität, der aus vorhistorischer (infantiler) Zeit datierende Elterneinfluß wird verdrängt, gerät ins Unbewußte, ist damit aber nicht eliminiert, sondern leitet mit unsichtbaren Fäden die anscheinend individuellen Schöpfungen des reifenden Geistes.« Aus C. G. Jung spricht hier Otto Groß.

Jung glaubt, Groß geheilt zu haben, aber dieser flüchtet aus dem Burghölzli und bittet Jung brieflich um Geld. Der erboste und tief enttäuschte C. G. Jung verwirft daraufhin Freuds Diagnose (›Zwangsneurose mit vielen interessanten Problemen‹) und ordnet Groß in sein eigenes Schema ein: *Dementia praecox*. Eine offensichtlich völlig verfehlte Diagnose, wie Wilhelm Stekel später feststellt.[18]

In einem Brief an Freud enthüllt Jung sein eigenes Problem: »In Groß erlebte ich nur allzuviele Seiten meines eigenen Wesens, so daß er mir oft vorkam wie mein Zwillingsbruder minus Dementia praecox.« Seinen psychotischen Schub erlebte Jung erst nach der Trennung von Freud.

Im Fall Groß arrangierten sich Vater Freud (Paranoia) und Sohn Jung (Dementia praecox) noch einmal, obwohl Freud seine Skepsis nicht

verhehlte (›Negativität der Vaterübertragung‹!) und Jung nicht vom ›frühsten infantilen Sexualkomplex‹, vom ›völligen‹ und ›dauernden Autoerotismus‹ heruntersteigen wollte.

In den folgenden Jahren reist Otto Groß in Europa und zwischen Entziehungsanstalten umher: »Im Sommer am Meer, im Winter im Süden oder am Lago Maggiore, oder in München, wohin er immer wieder zurückkehrte, nur den einen Gedanken vor sich: das Leid aus der Welt zu schaffen, alle Eindrücke darauf gestellt und unaufhörlich jedes Geschehnis verarbeitend« (Franz Jung). Groß trennt sich von seiner Frau, überläßt sie dem Schweizer Anarchisten *Ernst Frick* (der sich laut Emil Szittya vom »Ausgehaltenen von Arbeiterinnen allmählich zu intellektuellen Frauen entwickelte, bis er dann bei Frieda Groß strandete und Karriere machte« – als »ziemlich talentierter Kunstmaler«).[19]

Otto Groß betätigt sich in anarchistischen Kreisen, die ihn »mit offenen Armen als Kameraden aufnahmen« (Franz Jung), und wird von der Schweizer Polizei mit Saccharinschmuggel, Einbrüchen und anderen anarchistischen Umtrieben in Verbindung gebracht.

1911 verübt Groß' langjährige Patientin und Freundin, die Malerin *Sophie Benz*, in Ascona Selbstmord durch Einnahme einer Überdosis Kokain. Groß führt das auf eine masochistische Bruderfixierung, das Nichtloskommen vom Vergewaltigtwerden, zurück. Sophie fühlte sich für die Erbsünde verantwortlich und wollte Otto zum gemeinsamen Tod überreden. Leonhard Frank wirft Groß vor, ihm Sophie durch Analyse und Rauschgift abspenstig gemacht und sie ruiniert zu haben.[20] Er wollte Groß deshalb erschießen, aber der war kurz vorher abgereist.

Die Beziehung Sophie – Otto ist Thema von Franz Jungs einfühlsamem Roman ›Sophie‹ – *Kreuzweg der Demut*. Hier erfährt man von Groß' Sehnsucht, mit einer ›herrlichen Frau‹ im Wasser zu versinken; von seinem Versuch, Frieda zu ertränken, weil sie von ihm schwanger war und ihn der Gedanke an das Kind störte; von Frauen, die sich unbedingt von Groß erwürgen lassen wollten. Von der Eifersucht Groß', wenn er die Liebhaber Sophies nicht psychoanalytisch kontrollieren konnte. Von den Plänen, das Paradies, ›unser Reich‹, unter der Mutter und Königin Sophie zu errichten.

Sie wird in einer Hütte wohnen, zu der die Menschen wallfahrten. Sie will eine Zigeunerin sein, die Freunde werden kommen und bei ihr

Franz und Cläre Jung: Ihr Atelier war ein Mittelpunkt der Berliner Linksbohème (Aufnahme Moskau 1920).

schlafen, der, dem sie einen Blick schenkt, wird kommen. Und ich bleibe immer bei ihr. Ich sitze zu Füßen. Ich habe an allem teil. Ich will immer mit ihr glücklich sein. Ihre Söhne werden kommen und bei ihr schlafen. Niemand wird mehr hinter mir herrufen. Keiner wird sagen: Feigling, da geht er, Trottel so einer. Sie sind nicht mehr da, sie fürchten sich. Ich küsse ihre Hände. Alle Frauen werden zu mir kommen. Sie werden über mich lachen und mich liebhaben. Sophie wird bei ihnen schlafen. Ein Volk wird um uns sein, das uns trägt und die Tage nach unserer Liebe zählt. Wir werden nicht mehr essen... Das Essen zerreißt alles, zerstört, hindert. Es gibt keine Uhr mehr. Es gibt keinen Vater... Man wird nicht

mehr von einem sein. Man braucht nicht mehr an Entleerungen zu denken. Sophie wird über allen sein. Sie wird immer den Besten wählen. Sie kommt plötzlich zu einem und sagt: hier bin ich, und das Glück ist da. Sie bleibt bei einem stehen und sagt: komm mit, und der lebt auf. Sie kommt zu mir und sieht mich an, wir weinen und zittern vor Glück. Denn wir werden über diese Menschen und diese Welt hinaus uns treu sein.

Dagegen Sophie: »Du bist immer der Bonze, zu dem die Leute gelaufen kommen, und ich soll die Bonzenfrau sein... Ich mag nicht die Bonzenfrau sein.«

Sophies Tod schildern Frank und Jung ähnlich. Bei Leonhard Frank war im »wächsernen« Gesicht Sophies »das letzte Mal der Ausdruck mutiger Bereitschaft und diesmal zugleich grenzenloser Verachtung«. Bei Jung erleidet Groß (ein ›Feldherr und Gott, der nach unten weist‹) einen psychischen Zusammenbruch, als er erfährt, daß Sophie die Kokainschachteln ›ausgefressen‹ hat. »Er wollte... Da sagte sie mit einer Stimme, die ruhig und schneidend und bestimmt war: ›Du kannst mich –.‹ Er griff nach hinten. Wollte eine Faust packen, die ihn am Genick hielt. Hing und zappelte –. Dann lief er hinaus, um den Arzt zu holen, und – lieferte sich den Feinden aus.«[21]

Nun fahndet die Polizei nach Otto Groß, ein Steckbrief wird erlassen. Der Gesuchte befindet sich jedoch bereits in Wien, wo er auf dem Steinhof wieder einmal eine Entziehungskur durchmacht. Von dort schickt er Sigmund Freud eine handschriftliche Arbeit (»Sehr unordentlich mit Bleistift hingeschmiert«, so Freud): ›In eigener Sache. Über die sogenannte Bleuler-Jungsche Schule.‹ Dieser Aufsatz ist verschollen. Nach Freud enthielt er »zwei Anklagen, daß Bleuler ihm die Bezeichnung *Dementia sejunctiva* entwendet, um sie als Schizophrenie vorzubringen, und daß [Jungs] Aufsatz ›Die Bedeutung des Vaters usw.‹ aus den Mitteilungen stammt, die er [Otto Groß] während seiner Analysen gemacht hat. Sonst aber nichts.«

Freud antwortete ablehnend, C. G. Jung äußerte sich so: »Groß ist ein ausgemachter Narr, dem der Steinhof die passende Sinekure ist.«

Ottos Zustand bessert sich, Vater Hans bittet deshalb um Aufhebung des Haftbefehls. Im April 1912 schreibt Groß aus Florenz an *Fritz Brupbacher,* er wolle eine Zeitschrift herausgeben: »Etwa ›Organ für

psychologische Probleme des Anarchismus‹, in denen die radical individualistischen und allen bestehenden Institutionen schroff widersprechenden Ergebnisse einer consequenten Erforschung des Unbewußten behandelt werden sollten – als eine Art von innerlich revolutionärer Vorarbeit.«[22]

Diese Zeitschrift erschien – wie die anderen von ihm geplanten – nie, aber Groß, 1913 mit Franz Jung in Berlin, verfaßte dort einige Aufsätze für Pfemferts *Aktion*. Während des Ersten Weltkrieges gab Franz Jung im Verlag ›Die freie Straße‹ eine Schriftenreihe mit sechs ›Folgen der Vorarbeit‹ heraus, von denen die vierte (›Um Weisheit und Leben‹) 1916 angeblich von Otto Groß selbst zusammengestellt worden ist. In ihr sind Teile eines früher (1914) in Stekels ›Zentralblatt für Psychoanalyse‹ erschienenen Artikels (›Über Destruktionssymbolik‹) unter dem Titel ›Vom Konflikt des Eigenen und Fremden‹ wiederabgedruckt. Und *Georg Schrimpf*, Freund der Jungs, früherer Bäckerkollege von *Oskar Maria Graf*, zeichnete die mutterrechtlichen Frauen dazu – sie sehen wie ›Butterkipfel‹ aus, spöttelte Szittya.

Zwei Bäckergesellen: Der Dichter Oskar Maria Graf (1894–1976, *rechts*) mit dem Maler Georg Schrimpf.

Nach dem Krieg veröffentlichen die Freunde Franz Jung und Otto Groß ihre revolutionären Artikel in *Walter Rillas ›Die Erde‹* und eine ›neuerliche Vorarbeit‹ von Otto Groß, die dem ›Unterricht‹ der künftigen Revolutionäre gewidmet ist, erscheint im Berliner *Forum*. Laut

Franz Jung hat Otto Groß auch in der *Rätezeitung* geschrieben – über ›Klassenkampf‹ und ›zur funktionellen Geistesbildung des Revolutionärs‹.
In Wien gibt zu dieser Zeit Groß' Freund Otto Kaus (verheiratet mit einer Adoptivtochter des Millionärs Krantz) die ›bolschewistische‹ Zeitschrift *Sowjet* heraus, in der Groß gegen den Parlamentarismus zu Felde zieht und seine Theorien über die biblische Vertreibung aus dem Paradies darlegt.

Drehen wir die Zeit wieder zurück: Am 9. November 1913 wird Otto Groß in Berlin-Wilmersdorf verhaftet und als ›lästiger Ausländer‹ nach Österreich abgeschoben. Er schrieb gerade an einem Artikel über den Sadismus bei Kriminalisten (Beispiel: sein Vater). Richard Oehring, Freund von Jung und Groß, schildert das im *Wiecker Boten* so: »In die Verschollenheit seines Zimmers, in der er im Tiegel seiner Weltliebe sein Leid schmolz – in die Verschollenheit seines Zimmers, aus der er sich nur wenige Stunden am Tage löste, um die unerhörte Bewegung seiner Gedanken im Kreise seiner Freunde auszuströmen, dringen ... einige stämmige Männer, die sich als Kriminalbeamte ausweisen. Sie sind gewohnt, mit feindlichen Mienen empfangen zu werden, und stehen einen Augenblick hilflos vor dem Arzt Dr. Otto Groß, der, freundlich auf sie zugehend, nach dem Grund ihres Besuches fragt.« Groß' Freunde entfachen in der Lokalpresse *(Wilmersdorfer Zeitung)* und in literarischen Zeitschriften *(Aktion, Revolution, Kain)* eine Kampagne für Otto und gegen Hans Groß, der hinter der Deportation steckt. In Wien und in Graz werden Handzettel mit der Aufschrift verteilt: ›Befreit Otto Groß!‹ Das *Neue Wiener Tagblatt* [23] läßt beide Seiten zu Wort kommen; es heißt u. a., Otto sei »Anarchist in ausgesprochen pathologischem Sinne und wird als solcher von der Wiener Polizei geführt. Die Berliner Polizei wies ihn nicht als solchen ... aus, sondern deshalb, weil er in seiner geistigen Minderwertigkeit für die ihn aufsuchenden Patienten eine Gefahr bedeutet ... In der Anstalt Burg Hölzl in der Schweiz schlug er, der ein ausgezeichneter Tschiutschitsu-Kämpfer ist, drei Wärter nieder und entfloh« usw. War er bei seinen Patientinnen »zu der Überzeugung gekommen, daß es sich um eine seiner Meinung nach unheilbare Geisteskrankheit handle, so sagte er dies den Kranken, malte ihnen ihr schreckliches Ende vor und hieß sie, zwischen diesem und dem Selbstmord wählen«.

Der Vater erklärte: »Er lebte in Berlin in bösen Verhältnissen. Trotzdem ich ihm große Summen sandte, ließ er sich von andern alles wegnehmen und lebte geradezu elend. Ich bewahre zum Beispiel die Kleider aus seiner letzten Berliner Zeit auf – sie sind zu schlecht, um sie einem Bettler zu schenken.« Dokumente, die ihm der Vater geschickt habe, seien vom Sohn verloren worden, oder er habe sie sich wegnehmen lassen. »Damit reisten andere, wurden vielleicht unter seinem Namen bestraft, und mindestens in einem Falle hat auch jemand andrer mit seinen Papieren Geld behoben.« Die preußische Polizei verständigte, so Hans Groß, den Vater von der bevorstehenden Abschiebung, und dieser sorgte dafür, daß der Sohn zunächst ins Tullner Sanatorium, dann – auf Wunsch der Polizei, die eine Befreiungsaktion befürchtete – in die ›sichere‹ Landesirrenanstalt Troppau kam, wo ihn Franz Jung schließlich abholte.[24]
Am 10. Jänner 1914 verhängte das k. k. Bezirksgericht Graz über Otto Groß ›wegen gerichtlich erhobenen Wahnsinns‹ die Kuratel. Dann begann der Streit um die Außerehelicherklärung der Kinder von Otto Groß. Der schweizerische Bundesanwalt Kronauer gratulierte dem Vater dazu, daß er »endlich energisch eingegriffen« hatte, und hoffte, »daß Sie sich nicht mehr dazu hergeben werden, diesen Personen« (er meint die Anarchisten in Ascona) »durch Vermittlung Ihrer charakterlosen Sohnsfrau weitere Mittel zu ihrem antisozialen Treiben zukommen zu lassen«.[25]

Bei Ausbruch des Krieges meldet sich Otto Groß freiwillig als Militärarzt[26] und tut Dienst bei Typhuskranken (er schreibt eine Abhandlung über ›posttyphöse Systemaffektionen‹). Nach dem Krieg will er sich als Arzt Räte-Ungarn zur Verfügung stellen, aber das klappt nicht.
Inzwischen ist 1915 der Vater gestorben, Otto hat damit, so vermutet es Franz Jung, nicht nur den materiellen Rückhalt, sondern auch die negative Projektionsfigur verloren, die ihn antreibt: »Jetzt ist niemand mehr, der ihn einsperrt, mit Gewalt droht.« In Wien schreibt er seine letzten, besten Aufsätze[27], geht 1919 mit *Nina Kuh* (der jüngsten der drei Schwestern von *Anton Kuh*) nach Berlin, wohnt in einem möblierten Zimmer (laut *Cläre M. Jung*), bricht auf der Straße zusammen und stirbt im Februar 1920 einsam im Spital. »Ein reicher Fabrikant Staub ließ ein hübsches Begräbnis veranstalten.« (Szittya) Beinah wäre er auf dem jüdischen Friedhof gelandet. Nicht ohne Sinn: Die an ihrem

Judentum und am Vater leidenden Kuh, Werfel, Kafka vor allem (das ›Schloß‹ enthält viele Assoziationen zu Groß)[28] sahen in Otto Groß' Theorien ihre eigenen tiefsten Konflikte ausgesprochen – bis hin zur Funktion des Essens in der jüdischen Familie. (Kafka hatte Groß 1917 auf einer Bahnfahrt von Budapest nach Prag kennengelernt und hätte gerne mit ihm zusammen eine – Zeitschrift herausgegeben.)

Mit seinen drei Schwestern hatte Groß ›Beziehungen‹: Anton Kuh (1891–1941). Wiener Essay ist, war mit Werfel, Kafka und Groß befreundet.

Anton Kuh, mit dessen drei Schwestern Grete, Mizzi und Nina (und Richard Oehring) Otto Groß 1914 in Wien in einer Kommune gelebt hatte, widmete dem Freund in dem Buch ›Juden und Deutsche‹ einen Nachruf:

Er hieß Otto Groß, war Arzt und neben Wedekind der eigensinnigste,

apodiktischste Deutsche dieser Zeit. Ein hinterlassener Klüngel Erlesener weiß von ihm zu erzählen. Mit den zarten, berührungsscheuen Armen eines Gelehrten mußte er einen Kampf auf Tod und Leben kämpfen, weil er es sich beifallen ließ. Erkenntnisse zu haben, ohne die Staatsanwälte der Bildung, die Superintendenten des Geistes darnach zu fragen. Der tausendköpfige Autoritätsgeist, in Sitz und Sicherheit bedroht, an der heikelsten Stelle gefaßt, hetzte ihn blindwütig durch Polizeistuben und Irrenhäuser und ließ ihn auch da noch nicht locker, als er, abgezehrt und verhungert, am Totenbett lag...
Leset in Wedekinds ›Hidallah‹ nach... Ihr dürfet dort auch unter dem veränderten Namen Karl Hetman dem Gelehrten Otto Groß begegnen: seinem hackigen, wüstzerschnittenen Gesicht – einen ›gerupften Raubvogel‹ nannte ihn ein Freund, der zu ängstlich blickte, um auch den lieben Struwelpeter in ihm zu sehen – seinem kinderreinen Fanatismus, seinem marterbereiten Dozententum – ja, allem bis aufs Haar!... Und werdet nicht erkennen, daß dieser hohlgebrannte Anarchist ein störrischer, sonnenlungernder, das Gras mit einem Blumenstengel peitschender Knabe ist, der sich in einen Gedanken verguckt hat und daheim noch immer die Mutter warten läßt...
Aber es ist ein Unterschied. Karl Hetman, der Häßliche, sagt: ›Liebt euch ohne Schranken, ihr Schönen – und eure Kinder werden schön sein!‹ Otto Groß, der Einsame, sagte: ›Liebt euch ohne Gewalt, ihr Freien – und eure Kinder werden Geschwister sein!‹
Er glaubte an die Herkunft alles Üblen auf Erden von der Geschlechtsgewalt. Und sah in der gleich bejahten, konfliktslosen Paarung den Keim, das edelste fleischliche Sinnbild aller Menschenbeziehung. Er war der Revolutionär a genere.

Otto Groß hat einmal tatsächlich an einem Revolutionsversuch teilgenommen, und zwar 1918 in Wien. Er lebte in einer verlotterten Zimmer-Küche-Wohnung, später in einem engen Einzelzimmer, wo er sich besser auf seine Arbeiten konzentrieren konnte. Immer war er umgeben von Frauen, mit denen er tuschelte und flüsterte, analytische Gespräche über die Echtheit ihrer ›Beziehungen‹ führte und sie auch einmal auf den Straßenstrich schickte, um, wie Werfel schreibt, »einen seelischen Heilungsprozeß zu beschleunigen«.
Groß regelte bei seinen Anhängern »den Ablauf der Liebe, damit sich in keine Beziehung Lüge und Gewalt einschleiche«. Groß saß in den

Caféhäusern, in denen Wiens Boheme verkehrte, im Central und im Herrenhof, wo auch Franz Blei und Egon Erwin Kisch ihre Tische hatten. Dort empfahl er den Zuhörern die Lektüre des ›Kommunistischen Manifests‹, weil die Revolution mit allen Mitteln herbeigeführt werden müsse.

Einmal spazierten Groß, Werfel und Kisch in der Morgendämmerung durch den Wiener Stadtpark und kamen dabei an einem offenen Abstiegsschacht zur Wiener Kanalisation (die Welt des ›Dritten Mannes‹) vorbei. Kisch dozierte: »Alles ist hohl dort unten... Ganze Straßenzüge und Plätze stehen auf riesenhaften Kavernen... Es wäre gar keine große Kunst, dieses ganze Sau-Wien in die Luft zu sprengen...« Groß geriet in einen Zustand verklärter Begeisterung: »Aber, da müssen Sie ja unbedingt... einen Nachschlüssel herstellen lassen... in die Luft sprengen?... Das wäre ja wunder... wunderbar!«

Über einen anderen Spaziergang im Stadtpark berichtet Anton Kuh (in ›Der unsterbliche Österreicher‹). Personen diesmal: Groß, Kuh, Werfel. Dabei ging es freilich nur um die Gründung einer Zeitschrift ›Blätter zur Bekämpfung des Machtwillens‹. Werfel war von dem spröden Titel enttäuscht und bezeichnete Groß, der »immer noch in die Nacht hinein phantasierte und sich berauschte«, als einen ›Vampyr‹. Groß hatte, schreibt Kuh, »eine stürmische, leider unerwiderte Liebe für Werfel«, aber dieser »empfand Angst vor dem Mann, der ihm soviel mißverstehende Neigung nachtrug«.

Am 3. und 12. November 1918 kam es in Wien zu Demonstrationen, in die Kischs ›Rote Garde‹ und die Literaten der ›Bohemia‹ verwickelt waren. Kisch spielte dabei selbstverständlich die Hauptrolle, aber Franz Werfel hielt immerhin (am 3.) eine feurige Ansprache beim Schottentor (die er dann vor der Polizei verharmloste: als Anhänger Tolstois und des Urchristentums habe er die Menge nur zurückhalten wollen). Zuvor waren die Revolutionäre in einem Atelier »ziemlich weit draußen im siebenten Bezirk« (Werfel) zu einer »illegalen Sitzung« zusammengekommen, bei der Groß das Wort ergriff und für sich ein ›Ministerium zur Liquidierung der bürgerlichen Familie und Sexualität‹ verlangte.

Bei dem bewaffneten Angriff der Roten Garde auf das Parlament (12. November) soll laut Zeitungsmeldungen ein Leutnant Groß den Befehl gegeben haben, aber dies dürfte eine zufällige Namensgleichheit sein. Dem Franz Werfel hat dann Alma Mahler das Revolutionäre

ausgetrieben: Sie ließ den Mann nach seiner Heldentat einfach nicht mehr bei ihr schlafen, bis er sich gebessert hatte.

Revolutionäre und Lysistrata: Vaterbekrieger Walter Hasenclever *(links)* mit Mutterrechtler und Revolutionsredner Franz Werfel, der von Alma Mahler *(rechts)* durch Bettstreik gezähmt wurde.

Die frühen wissenschaftlichen Arbeiten von Otto Groß sind wegen ihres Stils nicht leicht zu lesen.[29] Man findet in ihnen nicht viel von der bekannten psychoanalytischen Begriffsmythologie, dafür sehr naturwissenschaftlich-positivistische Passagen. Groß war eben Psychiater. Sein Bemühen, alle Gedankenströmungen zu harmonisieren, wurde von Freud so charakterisiert: »Ein bißchen erinnert er auch an die alten Ägypter, die in ihrem Pantheon nie etwas abgeändert, sondern jeden neuen Gott und jeden neuen Begriff auf den alten draufgesetzt haben, was eine unglaubliche Verwirrung zur Folge hat. So macht auch Groß eine Synthese aus mir und all seinen alten Göttern: Wernicke, Anton, usw.«
Tatsächlich ist damit ein Grundzug Großschen Spekulierens erfaßt, der in Groß' Theorie selbst thematisch wird. Groß behandelt nämlich in einem Großteil seiner Schriften das Problem, wie die Synthese des Psychischen zustande kommt und wodurch sie gestört wird. Biologische Zweckmäßigkeit würde Harmonie, d. i. Konfliktfreiheit der angeborenen Instinkte, Balance der Regulatoren der Anpassung (des Ja und Nein, der Lust und des Leids, der Affekte und Stimmungen), Einheit und Ausrichtung der signalen Orientierung, des Denkens und

Wollens verlangen. Gegenbeispiele sind Kriminalität (wo sich antisoziale Impulse durchsetzen), Kraepelins zirkuläres (manisch-depressive) Irresein, Paralyse (Regulationsstörung des ›Bedeutungsgefühls‹), Aphasie, Schizophrenie (wo die Assoziationen parallel laufen), Perversionen und Psychopathien.
Ein Teil dieser Dissoziationsfälle (›Sejunktion‹ nach Wernicke) läßt sich auf angeborene Variationen der Bewußtseinstätigkeit zurückführen, bei denen es sich erst herausstellen muß, ob sie die Evolution weiterbringen oder nicht. Die übrigen resultieren aus ›ideogenen‹ (vom Bewußtseinsinhalt herkommenden) Störungen. Denn viele Reizreaktionsmechanismen können durch äußere Faktoren modifiziert, Affekte können am natürlichen Ablauf gehindert werden. Zuerst war Otto Groß der Meinung, kriminelles Verhalten müsse bestraft werden, nicht aus Gerechtigkeitsgründen (wegen des Willensdeterminismus sei Bestrafung vielmehr höchst grausam und ungerecht), sondern präventiv: Strafe setzt ein antikriminelles Motiv. Das entspricht ganz Hans Groß, der in Kräfteparallelogrammen dachte. Im Brief an Brupbacher distanzierte sich Otto dann von dieser Auffassung.
Was an Groß' Arbeiten über Ethik dennoch interessant bleibt, ist die Ableitung der Ethik von der Biologie der Nachahmung (heute spielt z. B. die Mimesis eine große Rolle im Aggressionsmodell von *René Girard*). Einfühlung, Mitleid, Ethik sowie sittliche Entrüstung über den Angreifer, Sühneverlangen, Rache, Recht entstammen einem sehr alten Herdeninstinkt (Fischschwarm). Die beiden Grundtriebe von Groß sind: physisch-psychisches Kontaktbedürfnis (primäre Sexualität) und der »Trieb nach der Erhaltung der eigenen Individualität«. Diese Instinkte können durch Gegensuggestion gehemmt, verdrängt, hypertrophiert, miteinander verschränkt werden, was bei der Erziehung geschieht. Hier wird ein Konflikt zwischen Eigenem und Fremdem im Kind erzeugt.

Groß postuliert zwei Bewußtseinstypen, das ›verengt-vertiefte‹ Individuum (er selbst) und das ›verbreitert-verflachte‹ (der Vater). Bei C. G. Jung, der die Großschen Typen übernommen hat, heißen sie introvertiert und extravertiert. Der erstere ist feinfühlend, erotisch vornehm, mehr ästhetisch als sozial eingestellt, abstrahiert gerne, vermag infolge ›starker Contractivkraft‹ eine Unmenge von Assoziationen zum selben Thema unter einen Hut zu bringen, wird jedoch von disparaten

Reizen beunruhigt. Er strebt nach Harmonie, es zeigt sich an ihm jedoch ein disharmonischer Zug. Er neigt zu überwertigen Ideen (Fanatismus).
Der Extravertierte dagegen ist *scheinbar* gesund, ein Kraftlackel, nähert sich sexuell und charakterlich dem ›Thierischen‹, dem Kriminellen. Da steht er also, der Vater, der Vergewaltiger »mit seinen dicken Beinen, die sich drohend aufpflanzen und fordern« (Jung: ›Sophie‹). Der ›Verinnerlichte‹ ist sehr leicht ›ideogen‹ neurotisierbar. Beiden Extremformen ist ›affektive Kritiklosigkeit‹ (gefühlsmäßig falsche Einschätzung der Realität) eigen.
Groß führt den Typenunterschied auf Verschiedenheiten in der Herstellung der Bewußtseinseinheit (Komplexbildung aus Assoziationen) zurück. Beim Introvertierten schwingt die nervöse Erregung noch lange nach (›Sekundärfunction‹), beim Extravertierten verpufft sie. Abnorme Erregbarkeit (Vorstellungsreichtum) und schneller Erregungsabbau (Ideenflucht) ergeben die Manie, die Inversion davon Melancholie. Könnte jemand neben gesteigerter Erregbarkeit die ungestörte Fähigkeit zur ›Nachfunktion‹ beibehalten, wäre er ein Genie: »Der Gedankenablauf müßte in derselben Richtung wie beim Normalen, nur freier und leichter geschehen.«
Bei der Erziehung des Kindes wird das physisch-sexuelle Kontaktbedürfnis (zugunsten analer Dressur) gänzlich frustriert, das psychische wird an die Bedingung der Anpassung (= Aufnahme von Fremdsuggestionen) gebunden: ›Vereinsamung durch die bestehenden Milieuverhältnisse.‹ Die eigene Sexualität muß nun die affektive Energie für die suggerierten Inhalte stellen (Kontakt um jeden Preis = Masochismus). Dagegen revoltiert der Selbsterhaltungsinstinkt um jeden Preis: antisexueller Protest, Wille zur Macht. Verschränkung dieses hypertrophen Ichtriebs mit Sexualität ergibt Sadismus.
So wird der Konflikt gänzlich ins Sexuelle hineingezogen und mit den Geschlechtsunterschieden männlich (überlegen: Sadismus) und weiblich (unterliegend: Masochismus) verknüpft, die andere Seite wird verdrängt. Groß: »Es wird, als seelischer Niederschlag der bestehenden Zustände, das gegenseitige Verhältnis der Geschlechter zu einem Symbol der Herrschafts- bzw. Unterwerfungssituation.« Die Überkompensation: masochistische Homosexualität des Mannes, sadistische der Frau.
Lesbischer und heterosexuell männlicher Masochismus (Überkom-

pensation: totale Homosexualität) kommen dagegen vom Persistieren der infantilen Machtbeziehung Mutter – Kind. Meist werden die homosexuellen Komponenten auf das heterosexuelle Objekt übertragen (Rückinversion als Korrekturversuch). Der Konflikt spielt sich jetzt innerhalb der ›normalen‹ Sexualität ab: Unterordnung und übertriebene Protesthaltung der Frau, Herrschsucht und Resignation beim Mann. Kampf gleichgeschlechtlicher Individuen gegeneinander. Auf der Linie des ›Willens zur Macht‹ (des Bemühens, die Realität zu beherrschen, die Einheit des Psychischen intellektuell herzustellen) liegt die Paranoia, auf der Linie des Masochismus (Hingabe an unbewußte = fremde Inhalte) die Schizophrenie. Nach Groß wird also (anders als bei Freud) »das Gebiet der Sexualität von äußeren Faktoren zum eigentlichen Gebiet des hoffnungslosen inneren Kampfes gemacht«.

Besonders die Sexualität der Frau wird dabei durch Gegensuggestionen so gestört, daß die Einheit des Psychischen verlorengeht und sich weitverzweigt unbewußte Komplexe bilden (die ihrerseits mächtig und unkontrollierbar das Verhalten beeinflussen). Für die Aggression gilt ähnliches beim Mann. Bei diesem verfällt auch die Homosexualität (infolge Verschränkung mit Analerotik) besonders starker Verdrängung (Ekel). Perverserweise, so sagt Groß, verbietet der Staat Homosexualität, obwohl/weil er selbst »das homosexuelle Symbol trägt. Er ist hierarchisch aufgebaut, das ist: Einer lastet immer auf dem andern.« Gegen die *sekundäre* Homosexualität spricht sich Groß aus, weil sie die »Konstellationsmerkmale der Ehe, die Zeichen der Vergewaltigung« trägt.

Dagegen steht er positiv zur *primären* Homosexualität, die noch nicht ›konstelliert‹ ist, sondern ›reines Erleben‹. »Sie ist dasjenige Lebenselement, das in dem Miterleben, in der Mitfreude ausgedrückt ist.« Ihre biologische Funktion ist die Einfühlung in die sexuelle Einstellung des anderen Geschlechts. Ihre Unterdrückung und Verdrängung macht die sexuelle Situation instrumentell. Die Familiendynamik »Vergewaltigung durch einen der Ehepartner, absolute Abhängigkeit der Frau vom Mann, Beziehungslosigkeit zum Kind, insofern das Kind am Erleben nicht teilnehmen darf (Nebenzimmererotik), sondern erzogen werden soll«, ist historisch erklärbar: durch die zwangsweise Etablierung des Vaterrechts (Frauenraub) bei der Entstehung der Agrargesellschaft.

Otto Groß wollte die Entwicklung nicht zurückdrehen, sondern erhoffte vom Untergang der bäuerlichen und vom Sieg der urbanen Zivilisation eine zunehmende Aushöhlung der patriarchal-familiären Machtkonstellationen. Den Wertzerfall, die moralische, sexuelle Krise seiner Zeit sah er als Indiz dafür an, daß er in einer Übergangsphase zwischen verschiedenen Kulturen lebte. Seine therapeutischen Versuche wollten das ›reine Erleben‹ aus den Zwangskonstellationen und inneren Konflikten befreien. Mit Hilfe religiös überhöhter sexueller Orgiastik, die er vom babylonischen Astartekult herleitete, mit Hilfe revolutionärer sozialer Veränderungen: Befreiung der Frau von der Notwendigkeit, sich der Kinder wegen vom Mann aushalten und unterjochen zu lassen.

Groß war auch ungeduldig und ungerecht: Seiner Verwerfung parlamentarischer Demokratie haftet ein nietzscheanisch-elitärer Zug an. Typisch die Beschränkung seiner Sozialkontakte und Projekte auf die Boheme und kleine Intellektuellenkreise. Otto Groß hat das Schicksal eines mutter- und vatergestörten Einzelkindes aus dem Milieu des Bildungsbürgertums erfahren, dessen ältere Generation nicht fähig war, die sozialen Veränderungen bewußt mitzuvollziehen.
Zeitlebens verfolgt ihn auch das Gespenst der ›Degeneration‹, der ›Minderwertigkeit‹, deren Bestätigung er aus introvertierten Entfremdungsgefühlen schöpfte. Sein Vater nährte dieses Gespenst durch die Verfolgung des Sohnes und durch staatserhaltende Vorschläge, die er z. B. 1905 in der von *Ludwig Woltmann* herausgegebenen sozialdarwinistischen ›Politisch-Anthropologischen Revue‹ gemacht hat (hier publizierte auch *Lanz von Liebenfels*, der ›Mann, der Hitler die Ideen gab‹). In seinem Aufsatz ›Degeneration und Deportation‹ regt Hans Groß an, Landstreicher, Päderasten, Ewigunzufriedene usw. auf dem Verfügungsweg lebenslang nach Südwestafrika zu schaffen, um sie, »die unsere Kultur herangezüchtet hat«, dem auszuliefern, »dessen Entziehung an ihrer Existenz schuld ist, der Natur«.
Otto, der sich als Grübler, ›Zoophilomane und Vegetarianer‹ zu den ›Minderwertigen‹ rechnete, erwiderte dem Vater: »Das Grübeln von Psychopathen mit verengtem Bewußtsein hat seinen Anteil an der Geschichte der Ideen«, und: »Die Degenerierten sind das Salz der Erde.«
Vor allem die Introvertierten seien der Typus der Zukunft. Beweis: Die

Architektur der Wiener Secession. »Wir freuen uns am Ideellen, am Tiefen, am Symbolischen. Durch Einfachheit zur Harmonie – das ist die Kunst der Hochcultur. Auf Grund der entwickelten Sekundärfunction.«

Bis zu seinem Tode träumte Otto Groß von dieser neuen Kultur, vom neuen Turm zu Babel, von jener Anarchie der Dämonenbrüder, die, »triebhaft, selig, urmusikalisch bewegt«, in harmonischer Urliebe »ineinanderwirkten und durcheinandertanzten«, bis der Dämon der Erkenntnis, »dessen Gedankenkraft sich nicht in einer Form erlösen konnte«, aus sich heraustrat und damit die Formen der Natur unter die Gravitation und die Sterblichkeit zwang.[30] Ein ödipaler Sündenfall, aber nicht nach Freud, sondern nach Sophokles.[31]

1 Im *Suhrkamp* Verlag kam ein Buch des Züricher Psychiaters *Emanuel Hurwitz* über Otto Groß heraus, in Ascona veranstaltete *Harald Szeemann* eine Ausstellung über den *Monte verità*, die auch in Zürich und in Berlin zu sehen war. In dem Katalog dieser Ausstellung (Verlag *Casa Editrice* Milano) beschäftigt sich ein sehr informativer Aufsatz von Dr. Hurwitz mit Otto Groß (›Otto Groß – von der Psychoanalyse zum Paradies‹). In Wien arbeitet seit Jahren der Psychiater *Alfred Springer* an einem Buch über Groß

2 Nach E. Hurwitz, der Groß' Krankengeschichte im Burghölzli eingesehen hat

3 *Gabriel Anton* war ein bekannter Gehirnchirurg. Berüchtigt sind seine rassistischen Äußerungen. Vgl. seine Schriften ›Wohlfahrt und Wiedergeburt der deutschen Rasse‹, Halle a. S. 1915, und ›Aus der ärztlichen Seelenkunde‹, Berlin 1918

4 Martin Green: Else und Frieda, die Richthofen-Schwestern, Kindler Verlag, 1976

5 Ernest Jones: Free Associations, Memories of a Psycho-Analyst, London 1959

6 Richard Seewald: Der Mann von gegenüber. Spiegelbild eines Lebens, München 1963

7 Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg 1950

8 Frieda Lawrence: Nur der Wind..., Berlin 1936

9 Curt Riess: Ascona, Geschichte des seltsamsten Dorfes der Welt, Zürich 1964

10 Der Fall Otto Groß, in *Die Zukunft*, Berlin, 28. Februar 1914

11 Johannes R. Becher: Abschied. Einer deutschen Tragödie 1. Teil, Berlin 1914

12 Francisca Gräfin zu Reventlow: Gesammelte Werke in einem Bande, München 1925
13 Erich Mühsam: Unpolitische Erinnerungen, Berlin 1958
14 Kraus-Nachlaß, Wiener Stadtbibliothek, Handschriftensammlung, I. N. 138074
15 Gustav Landauer: Zwang und Befreiung, 1968
16 Freud/Jung: Briefwechsel, Frankfurt 1974
17 Krankengeschichte Burghölzli, nach E. Hurwitz
18 In: Psyche & Eros, 1920
19 Emil Szittya: Das Kuriositäten-Kabinett, Konstanz 1923
20 Leonhard Frank: Links, wo das Herz ist, München 1976
21 Groß analysierte den Fall dann im 1920 erschienenen ›Beitrag zum Problem des Wahnes‹ als ›Thanatophilie‹: Die masochistische Idee der Hingabe an den Tod. Die Krankheit beginnt als Hysterie und verwandelt sich später, wenn die bekämpften perversen Triebe »endlich als in der Realität doch nicht verwirklichbar empfunden werden« und auch nicht verdrängt werden können, »in eine Schizophrenie«
22 Fritz-Brupbacher-Archiv, Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam
23 27., 28. Februar und 2. März 1914
24 aus Tulln kann Groß einen Brief an die *Zukunft* hinausschmuggeln lassen, in dem er zum Fall *Sophie Benz* schreibt: »Daß ich sie nicht in eine psychiatrische Anstalt gebracht habe, ... ist mir das einzige Bewußtsein, welches tröstet.« Über sich selbst: »Und eins noch liegt gegen mich vor: daß ich mit der bestehenden Gesellschaftsordnung unzufrieden bin«
25 Nach E. Hurwitz
26 Johannes R. Becher: »Und Doktor Hoch, der den Krieg als das große Erlebnis preist, hat erklärt, daß er keine Träume mehr deuten würde, denn die Traumdeutung stelle einen gewaltsamen Eingriff in den psychischen Mechanismus dar, und er sei prinzipiell gegen jeden gewaltsamen Eingriff ... Das wirft alle Berechnungen über den Haufen«
27 Drei Aufsätze über den inneren Konflikt (Über Konflikt und Beziehung; Über Einsamkeit; Beitrag zum Problem des Wahns). *Abhandlungen aus dem Gebiet der Sexualforschung*, Band II, Heft 3, Bonn 1919/20
28 Hartmut Binder: Kafka in neuer Sicht, Stuttgart 1976
29 Zur Frage der socialen Hemmungsvorstellungen (1901); Zur Phylogenese der Ethik (1902); Über Vorstellungszerfall (1902); Die Affektlage der Ablehnung (1902); Die cerebrale Sekundärfunction (1902); Beitrag zur Pathologie des Negativismus (1903); Über Bewußtseinszerfall (1904); Zur Nomenclatur Dementia sejunctiva (1904); Zur Differentialdiagnostik negativistischer Phänomene (1904); Zur Biologie des Sprachapparates (1904); Das Freudsche Ideogenitätsmoment und seine Bedeutung im manisch-depressiven Irresein Kraepelins (1907); Über psychopathische Minderwertigkeiten (1909); Über Destruktionssymbolik (1914)
30 Franz Werfel: Die schwarze Messe, Romanfragment
31 Im Ödipus des Sophokles geht es um das Ende des Matriarchats und die Tragik des männlichen Logos: Die tödliche Macht des Wissenwollens

Otto Groß
Zur funktionellen Geistesbildung des Revolutionärs[67]

Zur Zeit besteht das ungeheuerlichste Problem, das je mit den Begriffen Erziehung, Bildung und Kultur verbunden war: *die Frage der Erneuerung des Unterrichtes nach der Befreiung des Proletariats.* Und hier gerade jetzt ein ferngerücktes – manchmal scheint es uns beinahe: ein schon verspieltes – Bild, ist sie im Land, dem unsere Träume, Wünsche und Erlösungshoffnungen gehören und dessen Existenz und Überwinderglorie unsere ganze Kraft ist – ist sie in dieser Gegenwart ein Hauptproblem der schöpferischen Arbeit in Rußlands sieghaft rings umschirmter lebendiger Kultur.

Was *Lunatscharskis* unerhört geniale Schöpferkraft dort aus dem Nichts heraus ins Leben ruft, ist etwas vollkommen Erstmaliges; seine Methodik der betriebstechnischen Schulung – der Ableitung des Unterrichtes aus der Arbeit – scheint das Problem natürlichster Übermittlung in sich zusammengeschlossener Erkenntnisse gelöst zu haben. Zugleich mit dieser absoluten Neugestaltung des inhaltlichen Unterrichtes und der Verwandlung der gesamten Hierarchie der Schulen überhaupt beginnt nunmehr der Andrang einer ungeheuren Zahl von Schülern, welchen zum allergrößten Teil die Qualität des geistigen Vorbereitetseins, die allgemeine Vorbildung fehlt. Damit ist ein Problem gestellt, das unvermeidlich mit dem Eintritt des Unterrichtswesens überhaupt in die neue Ordnung der Revolution verbunden ist. Es wird damit zu einer prinzipiellen Frage der revolutionären Vorarbeit. Es ist das neubelebte, dem Problem der Übermittlung inhaltlicher Kenntnisse zur Seite stehende Problem der Übermittlung allgemeiner kultureller Bildung unter den neuen Verhältnissen, d. h. an eine große Zahl von Schülern bzw. an den einzelnen in kurzer Zeit.

›Bildung‹ – im Gegensatz zu inhaltlichen Kenntnissen – ist funktioneller geistiger Erwerb, Funktionssteigerung im Erfassen und Ausdrükken komplizierter, speziell abstrakter Gedankengänge und im Freihalten sachlichen Denkens vom Mitwirken der Affekte. Die Einübung dieser Funktionen, die sich naturgemäß zugleich mit der Erwerbung von Kenntnismaterial vollzieht, nicht aber das Erlernen dieser Inhalte

selbst differenziert die Fähigkeiten zur produktiven Objektivität, zum Interesse an den Dingen und an den Ideen um ihrer selbst und ihrer Werte willen – zum aufgeschlossenen Verstehen abstrakter Überlegungen und deren freiem Ausdruck – d. h. die Fähigkeit zu gegenseitigem Kontakt in der Beziehung zur Kultur.

Die Übermittlung dieser funktionellen Bildung ergibt sich als ein unabweisbares Problem des revolutionären Unterrichtes sowohl als Vorbedingung jedes inhaltlichen Lernens von Gegenständen komplizierterer Natur als auch vor allem anderen als Basis der Kultur der Zukunft, welche Lunatscharski als das höchste Ziel der revolutionären Umgestaltung definiert: *Kultur als harmonische geistige Zusammenarbeit aller.*

Um einer solchen Kultur – der ersten wirklichen! – in adäquaten Dimensionen ihre psychologische Basis zu schaffen, um die geübte Geistigkeit, die funktionelle Differenziertheit auszubreiten, aus der sie zu erstehen vermag, wird auch auf dem Gebiet der Geistesbildung, der geistig funktionellen Schulung die Lösung neuer krisenhaft bedrohlicher Probleme geleistet werden müssen, wird aus dem ungeheuren Andrang an Geist in Wahrheit Interessierter zu den neuen Bildungsstätten und aus der zum ersten Mal in der Geschichte als Wirklichkeit erstandenen lebendigen Kultur die Forderung nach einem *energiesparenden Prinzip und seinem Ausbau zu einer neuen ökonomischen Methodik der funktionellen Geistesbildung* hervorgehen.

Die Hauptmethode funktioneller Geistesschulung war bislang die Überwindung eines Desinteressements durch das Herausarbeiten eines geistigen Prinzips aus einem aller Interessen möglichst baren Stoff und ohne Möglichkeit von weiterer Verwertung: abstraktes Ordnen des Substrats ganz als kultureller Selbstzweck. Damit erreicht die uralt-klassische Methode am souveränen Gegenstand der funktionellen Geistesschulung, an den toten Sprachen, mit großer Regelmäßigkeit (bei übermittelmäßiger Begabung selbstverständlich!) den dauernden Erfolg der Unabhängigkeit abstrakten Denkens von jeder Art Affekte oder Apathien und überhaupt von Störungen von innen her.

Die Vergewaltigung, durch welche hier das objektive Denken aus der Herrschaft von Lust und Leid befreit wird, macht die Methode selbstverständlich ungeeignet für den revolutionären Unterricht. Zu ihren Zielen: Leichtigkeit des Denkens mit Objektivität und Freiheit, Vertrautheit mit der Abstraktion, Erfassen der Idee als Selbstzweck, kom-

men für die funktionelle Geistesschulung im revolutionären Unterricht noch die Motive revolutionärer Gesamterziehung überhaupt hinzu. Und es ist eine Forderung des revolutionären Geistes, daß die Herrschaft des abstrakten Denkens über störende Affektmomente *nicht* als ein Sichfügen in die Gewohnheit eines geistigen Zwanges, sondern vielmehr als Freiheit des Geistes selbst erfahren wird.
Ein solches Gefühl von innerer Freiheit wird dann entstehen, wenn sich durch Lösung innerer Konflikte und Selbsterkenntnis über Dimension und Wesenheit des affektiven Innenlebens überhaupt, also auch der das Denken sabotierenden Impulse, eine Befreiung des aktiven objektiven Geistes und der Beziehung zur Idee um ihrer selbst willen herstellt.
In der Verwirklichung der Selbstbefreiung durch Selbsterkenntnis schafft die moderne Psychologie des Unbewußten die reale Basis für eine Umgestaltung der geistigen Entwicklung des einzelnen wie der Gesamtheit. Die Empirie der psychoanalytischen Methode, konsequent und kompromißlos durchgeführt, projiziert ein neues Bild des Menschen mit der Wirklichkeit seiner Anlagen, seiner Möglichkeiten und Lebensansprüche, zugleich aber auch seines Leidens am Leben und an sich selbst, seines Konflikts mit der Umgebung, mit Gesellschaft und einzelnen, mit Institution, Familie und Autorität.
Es hat sich herausgestellt, daß die menschliche Seele mit unüberwindbarer Intensität die Aufnahme innerer Widersprüche abwehrt und daß sie dem Andrängen von affektgespannten, mit unaufgebbaren Motiven unvereinbaren Erlebnissen das geschlossene Assoziationsgebiet des überschaubaren und regulierbaren Bewußtseins sperrt. Daß sich dann außerhalb desselben im Gebiet des Unbewußten eine Masse solcher intensiv affektbetonter, den ichbewußten regulierenden Motiven entgegenstehender, zugleich den tiefsten Wesenselementen der Persönlichkeit verwandter Triebkomplexe sammelt, welche von da aus unerkannt auf indirekten Wegen in veränderten Formen – d. h. mit einer Verschiebung der Affektenergie auf dem Weg der Assoziationsverbindungen! – in das bewußte Seelenleben, in den Zusammenhang der Denkvorgänge und zur Betätigung nach außen drängen. Daß also unser Seelenleben zum allergrößten Teil von einer bisher unbekannten, außerhalb des überschaubaren und regulierbaren Bewußtseins – der ›Ich-Kontinuität‹ – angestauten Masse verdunkelten psychischen Materials bestimmt wird und daß die Wiedereroberung die-

ses ›verdrängten‹ Materials – das eben ist die Methode der analytischen Psychologie! – für das Bewußtsein die subjektiv persönlichkeitsgemäße Lösung der Konfliktprobleme anbahnt.

Die Entstehung dieser Versperrung und Verkrampftheit, mit welcher es zur Aufstauung kontinuierlich sabotierender Faktoren im Unbewußten kommt, vollzieht sich in der Kindheit unter dem ersten verheerendsten Druck der Autorität, der unablehnbar ist im ungeheuren Dunkel der Einsamkeit, die um das Kind herum ist, herum gebreitet durch das unbegrenzte Nichtverstehen von seiten aller, und deren sparsam vorbehaltene Durchbrechung an die Ergebung in die Autorität und Anpassung an das Umweltmilieu gebunden wird. In dieser Periode der Wehrlosigkeit, in welcher jedes einzelne Leben von seinem Beginnen und Erwachen an der Korruption anheimgegeben ist, erfolgt die Aufnahme jener seelischen Fremdkörper, welche als Elemente fremden Willens im ungelösten Gegensatz zum eigenen – soweit ein solcher sich erhält! – den ersten großen inneren Konflikt und damit alle innere Zerrissenheit und Selbstsabotage der Seele bedingen.

Die affektiven Elemente, deren Unterordnung unter die Gewalt verstandesmäßigen Denkens Gegenstand der funktionellen Geistesschulung ist, sind praktisch überwiegend unbewußten Ursprunges, und ihre Miteinwirkung ist ein Teil jener inneren Selbstsabotage, die von dem unbewußten, gewissermaßen ausgesperrten Teil der Seele ausgeht. Nicht als gewaltsames Niederhalten widerstrebender innerer Kräfte, aber durch Wiederaufnahme des Unbewußten in die Bewußtseinseinheit bringt die Selbsterkenntnis im psychoanalytischen Sinn die widerstrebenden Elemente im Innern der Seele zum Ausgleich und die Tendenz zur Selbstsabotage zum Schwinden.
Im Einklang damit steht die Erfahrung, daß jedes Vertrautwerden mit der Psychologie des Unbewußten in jedem einzelnen Fall zu einer Befreiung des Denkens von Widerständen und Ablenkungen führt, die das Gesamtergebnis der funktionellen Geistesschulung mit dem Bewußtsein individualitätsgemäßer freier Entwicklung vereint.

Die Psychologie des Unbewußten erscheint deshalb berufen, im neuen Unterricht als souveräner Lehrstoff die zentrale Stellung im geisteswissenschaftlichen Unterricht einzunehmen und zum Substrat der funktionellen Geistesschulung zu werden, als Grundstoff einer Bil-

dung, die als Befähigung zur Teilhaftigkeit an der Kultur zu definieren sein wird.
Zugleich bedeutet der Unterricht in der Psychologie des Unbewußten als Übermittlung von Inhalten die Einführung in den Geist der Revolution.
Und die Erkenntnis dieses Geistes wird um so inniger und tiefer sein, als kein Detail der Unterbewußtsein-Psychologie *nur* Übermittlung von Inhalten allein bedeuten kann, da es sich immer wieder um Selbsterkenntnis handelt und jeder neue Inhalt dem Lernenden als in ihm selbst verborgen aus seinem eigenen Innern heraus und als sein eigenes Besitztum zu entwickeln ist.
Der souveräne Inhalt, den die Lehre der Unterbewußtsein-Psychologie zu übermitteln hat, ist die Erkenntnis der Gegensätze zwischen dem Menschen in seiner Wesenheit, mit seinen angelegten Möglichkeiten, Fähigkeiten und Ansprüchen an das Leben und der von den bestehenden Verhältnissen geschaffenen Realität, der Unterdrückung aller Lebenserfüllung und der Verbildung alles Menschentums.
Es ist an dieser Erkenntnis jedem Lernenden, an welchem Platz im Klassenaufbau er heute stehen mag, sein Interesse an der Revolution zu erschließen.
Das Interesse am Sturz des Bestehenden gilt für jeden, außer für den, den die vollendete Unterdrückung alles eigenen Wesens und Fühlens durch die Suggestionen fremden Willens an das Bestehende angepaßt hat – das sind in Wirklichkeit die allermeisten. Nur in einer kleinen Elite ist jene Energie und Intensität des Geistes, welche die Kraft verleiht, die angeborene angelegte Wesenheit im Inneren lebendig zu erhalten, wenn auch als Element des inneren Konflikts und im inneren Kampfe durch Verdrängungen und Übertreibungen verdunkelt, umgedeutet und entstellt... Es ist aus diesen Zerrbildern unverlierbaren Menschentums in jedem einzelnen, in dem sie sich erhalten haben, das jedem unbewußt verankerten Impuls am allertiefsten zugrunde liegende *unaufgebbare Gute* aus den Verschränkungen, die es nur zur vollen Unkenntlichkeit und meistens in sein Gegenteil verkehren, herauszulösen und aus der Summe aller dieser, das verlorene Positive nach und nach enthüllenden Erkennungen der eigenen Persönlichkeit die allgemeine wahre Gestalt des menschlichen Wollens und Forderns frei zu machen, stets neu empirisch die Wahrheit zu vermitteln, daß der natürliche angeborene Anspruch des Menschen

an den Menschen die freie Beziehung freier Individualitäten ist, im Gegensatz zur Anpassung an den Druck der Außenwelt, aus der die universelle Krankhaftigkeit des menschlichen Trieblebens, die Unterwerfungsbereitschaft sowohl als der Wille zur Macht hervorgeht.
Der Wille zur Beziehung im Gegensatz zum Willen zur Macht ist als der elementare Gegensatz der revolutionären zur angepaßten – bürgerlichen – Psyche freizulegen und als das höchste eigentlichste Ziel der Revolutionen aufzuzeigen.

Es wird – sowohl als allgemeine wissenschaftliche Erkenntnis als auch, soweit möglich, als immer neue Empirie im Falle jedes Lernenden! – zu zeigen sein, daß die Natur des Menschen, so wie sie angelegt und jedem angeboren ist, nach den zwei großen Werten Freiheit und Beziehung strebt. Daß diese Strebungen der Anlage nach harmonisch sind, daß überhaupt natürlicherweise und aus den Anlagen heraus nichts Unzweckmäßiges abgeleitet werden kann, also für jede innere Zerrissenheit und Selbstsabotage im letzten Grunde stets nur Wirkungen von außen her, gewaltsame Durchkreuzung natürlicher Entwicklung verantwortlich zu machen sind. Daß also alles Leiden sowohl als alles unzweckmäßige und böse Tun stets Effekte des widernatürlichen Druckes sind, den die bestehende autoritative Ordnung auf alle und alles legt, daß diese ganze unermeßliche Wucht von Leid und Bösem steht und fällt mit dieser Ordnung der Macht und Vormacht, des Klassenrechtes und des Kapitals, der autoritativen Rechtsgebundenheit und des erstickten Machtkampfes zwischen den Geschlechtern in Ehe und Prostitution.

Es wird die volle innere Verbundenheit der staatlichen Institutionen mit denen der Familie zu zeigen sein: die Notwendigkeit der völligen Befreiung der Frau aus ihrer privaten Hörigkeit, der Abhängigkeit vom Mann, als absoluter Grundbedingung jeglicher Befreiung überhaupt, die Notwendigkeit der Zertrümmerung der Vaterrechtfamilie unter Errichtung des kommunistischen Mutterrechtes.

Es wird die latente unbewußte Psychologie des Familienlebens aufzuzeigen sein, die Qualifizierung des Besitzanspruches an Weib und Kind als Teilhaftigkeit und Mitschuld an den Werten und Institutionen des Bürgertums und Fixierung bourgeoisen Charakters, bourgeoiser Anpassungen und Befriedigungen. Die Notwendigkeit der Sabotage der Familie, vor allem der proletarischen, als Grundbedingung und

psychologische Grundlage der Aufnahmefähigkeit für den Geist der Revolution.

Endlich: Als Vorbedingung jeder sittlichen und geistigen Erneuerung der Menschheit ist die Notwendigkeit einer totalen Befreiung der werdenden Generation aus der Gewalt der bürgerlichen Familie – und auch die vaterrechtliche Familie des Proletariers ist bürgerlich! – durch das kommunistische Mutterrecht und aus der Anpassungsschule des Staates durch das System des revolutionären Unterrichts.
Der Unterricht in der modernen Psychologie wird ein besonderes und eigenartiges System erfordern, welches, mit keiner bestehenden Methode verwandt, in einem gewissen Parallelismus gerade mit dem Aufbau der Arbeitsschulung stehen wird. Während die allgemeinwissenschaftlichen Ergebnisse, soweit es sich um das Anschaulichmachen des Wesens der neuen Disziplin und ihrer fundamentalen neuen Erkenntnisse über die Seele des Menschen, seine Motive, Fähigkeiten, Beziehungen, seine Kultur, seine Defekte und seinen Zusammenbruch handelt, auf theoretischem Wege durch Vortrag und Lektüre vermittelt werden können, bedarf die neue psychologische Erziehung im eigentlichen Sinne der Empirie in jedem einzelnen Fall des empirischen Neufindens jeder Wahrheit aus der Seele des Schülers heraus, also der systematischen Wiedereroberung des verdrängten seelischen Materials für sein Bewußtsein.

In diesem Unterricht, der aus der detaillierten, mit psychotherapeutischen Methoden einsetzenden Beschäftigung mit der Seele des einzelnen, ihren Konflikten, Leiden, Fragwürdigkeiten und Versuchungen die stolze Selbsterkenntnis des sich selber wiederfindenden, von Anpassung, Unterwerfungsbereitschaft und Willen zur Macht sich befreienden, die trennenden Distanzen der Verständnislosigkeit zu durchbrechen lernenden Individuums entwickelt, kann sich die sittliche Vorbereitung des Revolutionärs für die Revolution vollziehen.
In dieser Erziehung wird endlich einmal der Gegensatz überwindbar sein, der Altruismus und Egoismus trennt. Es gilt, das Individuum selbst die Steigerung seines eigenen Seins in der freien Beziehung mit freien Menschen erleben zu lassen. Die tiefste Erfahrung ist die der freien Beziehung: die des Verbundenseins um einer steten Förderung willen, die, wechselseitig durch die ungewollte freie Lebensäußerung des Individuellen ausgetauscht, die Existenz, das Sosein, die Entfal-

tung und den Aufstieg des einen für den anderen zum höchsten eigenen Gewinn gestaltet.
Das Ziel wird die Befreiung der Liebe von der Sabotage durch die latenten Autoritätsmotive sein, das passive wie das aktive, die Unterwerfungsbereitschaft wie den Willen zur Macht. Und damit wird ein Geschlecht erzogen werden, das, innerlich frei vom latenten unwiderstehlichen Hang zur Autorität, die autoritätslose Menschlichkeit der Zukunft der Realisierung nähern wird.

Frank-Wolf Matthies
Instandbesetzung des Echo-Raums[68]

5. Manifest der Lust am Text

1.
Man braucht einen Lebensstil wie in Kriminalfilmen, heißt es! Ich füge hinzu: Es wird Zeit, daß die Literaten Gaspistolen und Stichmesser in den Taschen haben, ... daß sie sich endlich *offen* zur Verhöhnung des ›geistigen Eigentums‹ bekennen!

2.
Das Fahrrad ist erfunden, das Pulver, die Coca-Cola-Dose... eine Schweigeminute den verwesten Erfindern!... doch dann Schluß mit der verlogenen Ehrfurcht! Das Sonett existiert, ebenso der ›freie Vers‹; das Theater der universalen Dialoge ebenso wie die 3-Minuten-Stücke des Samuel Beckett; der Gesellschaftsroman, der ›nouveau roman‹, der subjektlose Monologroman... – Wir wissen, die Sprache ist erkannt; die Transportmittel und die Zerstörungen beherrschen unsere Wirklichkeiten; und dennoch leugnen wir, tut der Literat so, als erwarte ›die Menschheit‹ ausgerechnet von ihm jene Entdeckungen usf./Statt *bewußt* mit dem vorhandenen Material umzugehen, stochern wir angewidert darin herum: senile Kinder auf der Suche nach dem NEUEN./Der Literat liest einen Roman (Ein Gedicht, eine Erzählung, pp.)... dann legt er die Schwarte weg mit dem Bewußtsein, etwas *Besseres* schreiben zu können ... zu müssen! Statt dessen jedoch: schreibt er etwas *anderes*, das letztendlich ebenso blutleer und

fade ist wie das bereits Vorhandene./Die Sache ist die: Das Universum ist universal! (Verblüffung) Es geht tatsächlich darum, das Vorhandene anders-neu zu variieren, statt einfältig nach dem ›Nichts‹ zu suchen, um dann dort, in der Hoffnung auf das ›Schöpfungserlebnis‹, herumtappen zu können./Die Naturwissenschaft behauptet: Materie kann weder aus dem Nichts entstehen noch im Nichts verschwinden – sie verändert sich!/Das NEUE ist das GEWOHNTE, so wie das NEUE zur GEWÖHNUNG wird!

3.

Die Idioten des Feuilletons, die Zombies aus dem Totenreich der *›Literaturkritik‹* (heftiges Gelächter), öffnen+schließen=›begutachten‹ die Rezensionsexemplare (Grüß Gott, lieber Diagonalleser) und behaupten dreist, sie hätten etwas verstanden: Jene Passage ließe wohl an Proust, jene an Kafka ... *denken*; jene erinnere an Robbe-Grillet, jene an die Bachmann und jene gar an James Joyce ... die Dadaisten, die Expressionisten, die Kaufhausstürmer, die Tauchsieder, usf. ... Und die so verhöhnten Literaten immer dabei, knabbern erregt an ihrem Frühstücksbrötchen und starren verbittert oder geschmeichelt auf die Feuilletonseite, schwankend zwischen dem Wunsch nach Anbiederung und dem Bedürfnis, dem ›Rezensenten‹ die Fresse zu polieren. Doch fehlt es ihnen zu dem einen an Talent, mangelt es ihnen für das andere an Courage. Was tun?

Warum nicht statt dessen der *›Literaturkritik‹ eine Plastikbombe unter das Bett legen? Geben wir dem Affen Zucker! – Sie werden eine Passage Proust lesen und eine Passage Kafka, eine Passage Ritterroman, eine Passage Underground ... usf. – doch sie werden nichts verstehen: zwar passen die Schablonen auf die einzelnen Passagen ... aber sie passen nicht mehr zusammen. Denn wir werden die einzelnen Teile auswählen und sie montieren ... und wir werden so etwas anderes* entstehen lassen und dabei pfeifen auf die Gralshüter der Konvention. Das dumpfe Dröhnen im Schädel der *›Literaturkritik‹* (=Mausoleen des Erlebens, spätestens seit Benjamins Tod) wird zu einem flachen blechern zusammensinken. Und ein letztes Zucken wird sie blöde stammeln lassen von der ›allerneuesten Innerlichkeit ... Aufrichtigkeit ... den neuen zornigen jungen Männern/Frauen ... den neuesten Wilden ... blah blah blah‹; und man wird wieder einmal ›betroffen sein von dieser einmalig schönen Beschreibung‹, dieser ›Höchstform der

Dichtung‹, ›ergriffen von dieser wirklichen Tiefe des Gedankens ... der unsere Zeiten als einziges überdauern wird...‹. Und der Literat wird sich, hoffentlich, endlich kaputtlachen, und der ›LESER‹ wird weiterhin lesen, um unbekannte Räume zu betreten, und er wird sich unterhalten fühlen oder provoziert, oder belehrt, oder angeödet, und – als ob nichts passiert sei – es wird ihn weiterhin wenig interessieren, ob der Verfasser des Buches, das er da vor sich hat, seine Sätze ›schöpfte‹ oder ob sie ›geklaut‹ wurden: bei Simmel oder Thomas Mann, Bukowski, Hermann Hesse, ... abgeschrieben von einem IKEA-Plakat: solange sie ›nur‹ der Lust am Text dienen.

4.

Warum also nicht die köstlichsten Sätze, die amüsantesten Formulierungen, die klügsten Gedanken ... aus den Kalkfelsen des Denkens herauslösen, mischen (zermahlen oder in Stücken) und mit einem Satz des Hermann Kant, einem Absatz Neutsch, einer Interviewantwort Grass', ein paar Sätzen Beckett, einigen Passagen Kochbuch, einem Kapitel des Reiseführers für Essen und Umgebung, vielleicht zwei, drei ›Spritzern‹ Dash-Werbung u. ä. würzen, verfugen, fortsetzen etc. ... und so einen ganz *neuen* Text entstehen lassen! EIGENTUM IST DIEBSTAHL, behauptet Imago im ›Tagebuch Fortunes‹ – *so ist es!*; und ich füge hinzu, wenn Sascha Anderson in seinem Text ›Totenreklame‹ einen Text von Elke Erb stehen läßt, wenn Kurt Schwitters ungeniert Sätze aus der Prosa der Pressewirklichkeit – höchst kunstvoll – zu seinem MERZ-Märchen ›Die Zwiebel‹ montiert, ... dann bläst uns von da der frische Wind des NEUEN und KÜHNEN an und nicht aus dem 2bändigen Gesamtwerk der Postkartenpoetesse Huhn, nicht wahr, die ihren verreimten Zitatenschatz obendrein noch heuchlerisch als ›Schöpfung reiner Poesie‹ ausgibt (was immer das sein mag) und uns erneut in schallendes, schrillendes, wieherndes Gelächter ausbrechen läßt.

Natürlich ist es ›Schöpfung‹, aus dem Gestammel des Banalen beispielsweise ein Sonett zu formen – doch wenn Frankenstein aus diversen Friedhofsabfällen ein Monster bastelt, so bleibt es ein Monster, und wenn er es dreimal Marilyn Monroe taufte.

5.

Wieso also, ist zu fragen, werden lebensfremde Literaten, die ihre Unfähigkeit zum Handeln für ein besonderes Zeichen von *Ausgegli-*

chenheit halten, es nicht müde, Leidenschaften zu behaupten, die sie bestenfalls von den Lokalseiten der Tagespresse her kennen? Was verleitet einen altersschwachen, von Suff+**Bequemlichkeit aufgedunsenen** *Lyriker* dazu, sich der – lesenden – Öffentlichkeit als liebestoller Schönling vorzustellen? Was versteht ein dichtender Schreibstubengelehrter von der radikalen Gewalt des Eros? Was weiß denn eine literarisch ambitionierte Kulturfunkredakteurin von den Armaturen einer Boeing 707? – Warum also machen jene nicht, wovon sie etwas verstehen ... sollten (statt auf den ewig gleichen Szenepartys herumzulungern; statt in den Jet-Set-Hotels, die ihnen ihre Verleger bezahlen, in den – bei der Rezeption bestellten – Video-Western zu starren, sich wie Howard Hughes zu fühlen und mit schlaffem Doppelkinn von der großen Liebe zu phantasieren?): Zitieren, montieren, kürzen, hinzufügen ... collagieren: NEUES! Im Sinne Marinettis: DER FUTURISTISCHE LITERAT EIN HOWARD HUGHES DES PHANTASTISCHEN!, umweht von der klaren Atmosphäre der Arroganz! FRECHHEIT SIEGT!, unter ihr, in siebentausend Metern *TIEFE*, wabert der Kotzgestank des Schwülstigen!

Was ist Literatur anderes als Zitat! Zitat des Wirklichen, des Realen, des ›Naturalistischen‹. Jedes Komma, jede Silbe ... ist Zitat. Jeder Dialog wurde bereits von Lebenden gesprochen ... gedacht. Die angeblichen Erfindungen des James Joyce – was sind sie anderes als genial veränderte ... Zitate, der Beweis eines großartigen Gedächtnisses. – Der Literat, der glaubt, der Wirklichkeit der ›Außenwelt‹ voraus zu sein, ist eine komische Figur: nichts sonst. Sein Bemühen ist *Haschen nach Wind!*

Literatur ist die genial **schillernde Abbildung des ›Wirklichen‹, die restlos im ›Wirklichen‹ verschwinden ... kann.**

6.

Der Literat nicht länger das – vom eigenen Spiegelbild – hypnotisierte Kaninchen, stumpfen Gemüts glotzend in die Seele der eigenen Iche!

7.

Das *Elend des Vergleichens* hat den Geist entleert: angewidert nimmt der Literat jedes Wiedererkennen wahr ... und steht zwischen ›seinen‹ Materialien (dem Lebenden, • **sich Bewegenden, dem** *alltäglich*

NEUEN!) herum wie der Berliner Flaneur zwischen der Hundescheiße und glotzt in den schwülen Dämmer seiner ›Seele‹ und hält den Modergestank seines magenkranken Gemüts für die exotischen Düfte des – ›endlich gefundenen‹ – UTOPIA.

8.

Das Feuilleton will NEUES – d. h. etwas, an das es sich nicht mehr erinnern kann (das könnte unter Umständen also auch die gefeierte

NEUerscheinung der vorletzten Buchmesse sein!) –, das aber ist doch wohl die Sache des Feuilletons, nicht wahr! Was hat der Literat ... der Künstler●**letzthin die PHANTASIE ... damit zu schaffen? Was interessieren den Piloten des Überschalljägers die vorchristlichen Tempeltänze? – Was interessiert uns denn der ›Geschmack‹ jener Feuilletonzombies, die nicht einmal über genügend Leidenschaft verfügen, wegen jener Bücher, in denen sie mit dieser gewissen Altmännergeilheit, die selbst keinen mehr hochkriegt, fummeln und herumstochern, eine Buchhandlung aufzusuchen, gar dafür zu bezahlen!**
Schreiben für das flegelhafte Beifallsgepatsche aus den Pißecken des poetischen Raums? – Oder wegen dieser WOLLUST auf *Sprache*, die uns den Kopf dröhnen macht und den herrlich stinkenden Schweiß der Liebe und des Hasses aus den Poren treibt?! Oder wofür?

9.
Die BEATLES spielen *Satisfaction*, die ROLLING STONES spielen die Titel Bob Dylans, DEEP PURPLE die Titel IRON BUTTERFLYS usf., und alle bedienen sie sich beim ROCK'N'ROLL – und niemand findet etwas dabei. Nur die Literaten haben nichts begriffen – und lechzen nach etwas, das sie ›Originalität‹ nennen. Jedes Micky-Maus-Heft ist origineller (=spannender/unterhaltsamer!), als die ganze ›moderne‹ westdeutsche Literatur zusammen●**Aus Enttäuschung Blutbad angerichtet** (Jut sehn kanna nich, aba schlecht hörn tut'r jut, müssen wir grinsend denken beim Anblick des gewichtig fuchtelnden Revoluzzers des ›Literarischen Salon‹ à la Rainald Goetz).

10.
Warum also nicht noch einmal *Murphy*, den *Ulysses* oder *Die Gesänge des Maldoror ab*schreiben? (vielleicht in Versalien), warum einen schönen Satz, einen kraftvollen Text ... nicht beliebig oft wiederholen *und* zu ›eigener Schöpfung‹ erklären, wenn dadurch immer wieder von NEUEM Lust entsteht? Was anderes ist denn dieses vergötzte, sagenumwobene NEUE als das GEWOHNTE am anderen Ort (wo es nicht erwartet wurde!): das NEUE, das vergessen wurde! Was ist denn jenes geheimnisumwobene, eifersüchtig behauptete ›geistige Eigentum‹ anderes als *Diebesbeute*●reprivatisiertes/vermodertes Gemeingut!

LEBT KAFKA IN DER DDR ODER DER BRD? fragt folgerichtig die ›Frankfurter Rundschau‹, STEHT DER EIFFELTURM, DIE MAUER, DER TOWER, DAS EMPIRE STATE BUILDING ... IN BERLIN-ROM-NEW YORK-MADRID ... ODER LISSABON? Fragen, Fragen, Fragen. Und welche Rolle spielen die Antworten für die Antworten der Phantasie? Es gibt Räume, die bekannt sind, und es gibt Räume, die unbekannt sind, dazwischen gibt es Türen!
Die *Subway* New Yorks durchwühlt die Tiefen des Prenzlauer Bergs, die chinesische Unterwelt trifft sich in Rom. **Abgebissenes Fingerstück dient als Beweismittel** ... nichts ist mehr sicher: Wir öffnen jene Dose CAMPBELL'S TOMATO-SOUP und finden einen schlummernden Trommelrevolver. (Rom, Okt. 83)

Rohland Opfermann

Der Mann schreibt mit den zarten, feinen Händen[69]

Eines Tages, als ich vor dem Fernseher saß, kam ich auf die Idee, einen Roman zu schreiben über mich, den Mann mit den zarten, feinen Händen. Was man eigentlich von sich erlebt, sind die Hände. Die Gestalt ist angezogen am Tag, nur die Hände nicht.

Wenn man im Auto sitzt, sieht man die Hände am Steuer, sieht man die Straße; der Mann mit den feinen Händen sieht sie nicht, er fährt nicht. Früher fuhr er, heute hat er Angst. Er hat zuviel Angst vor der Langsamkeit. Die Hände sind vertraut, kaum gibt es eine Naturgeschichte, die ihnen fern ist. Jedes Gesicht wird an ihnen gemessen. Hinauszugehen in die Leutemenge hinein, unmöglich wäre das dem Mann mit den zarten, feinen Händen.

Meine Hände, wie sie eine Zigarette anzünden, zum Munde führen, Kaffee trinken, essen, all das ist mir so vertraut, aber ich würde es niemals anderen gegenüber erwähnen, weil es mir allein angehört.

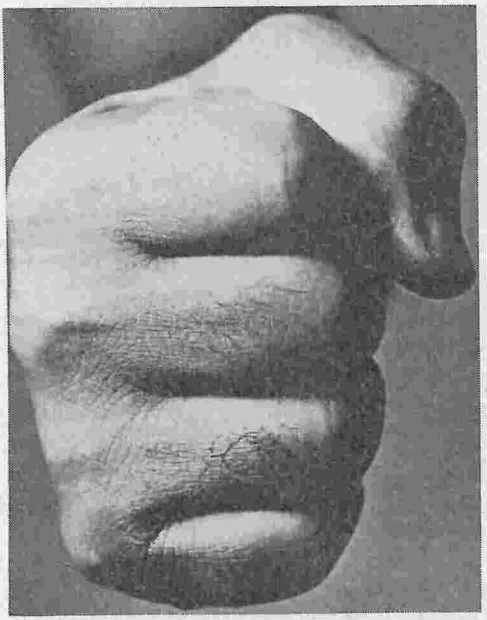
Ich vergleiche meine Hände mit meinen Taten, mit meiner Art zu tun. Seine Hände sind grob, meine fein, wie weiß ich es? Ich betrachte die Choreographie seiner Hände, den Rhythmus seiner Handbewegungen, und vergleiche ihn unbewußt mit meiner Stärke. Wer ist stärker?

Der Roman, das eigentliche Buch beginnt mit der Abkehr vom Thema. Fangen wir wieder mit der Verzweiflung an! Mit der Leidensgeschichte, Papier gibt es genug, die Hemmung auf-aus-legen. Zurückziehen in mein Landhaus ist unmöglich, ich habe keins.

Oft haben seine Hände die gleiche Größe wie Frauenhände gehabt. Oft wurden sie so verglichen, zart aufeinandergelegt. Das, was Frauen an seinen Händen liebten, war ihre ungewohnte Feinheit. So war das Problem in einem weiteren Sinne ersichtlich. Er sah sich zur Verantwortung gezogen von Leuten, die weniger feine Hände hatten, die

Häuser bauten, den Ernst der Bäume damit brachen, die Ruhe der Steine damit störten.

Eben meldet das Radio, daß der ägyptische Staatspräsident ermordet wurde. Die Meldung hat mit meinen Händen zu tun. Das Attentat mit der Hand zu tun. Etwas scheint mich zu versöhnen – die Efeuranken auf dem Balkon.



Er zeigte mir seine deformierten Hände in der Bahn. Die Schönheit meiner Hände beeindruckt mich dagegen, wollen wir einmal von ihrer Größe absehen. Oft nahm ich einen Bleistift, Papier, legte die Hand darauf und umfuhr sie mit dem Bleistift. Was entstand, war eine Photographie der Hand des Mannes mit den feinen, zarten Händen. Manchmal erschien es dem Mann mit den zarten Händen widernatürlich, daß seine Hände genau zehn Finger zählten. Sicher, das Dezimalsystem schien darauf aufgebaut, aber was hatte die Mathematik genau mit seinen Händen zu schaffen? Mit der zarten Weichheit ihres

Drucks? Was wollte der Begriff der Realität genau mit seinen Händen, der ja auch das Mathematische umfaßte mit seinen Fingern, ihrer Anzahl, denn wenn er nachzählte, waren es wirklich auch die besagten zehn. Ja, die Realität der Mathematik als Teil von ihr mußte wirklich mit seinen Fingern zusammenhängen, ja aber wie hingen sie miteinander zusammen? Wie ging das zu? Daß es so war, war ja erstaunlich, erfreulich und positiv und *erklecklich,* ja, und wunderbar, und als Nachwort bekam der Mann mit den feinen, zarten Fingern immer wieder zu hören, das muß ja so wohl sein. Einen lapidaren Satz. Was konnte man mit genau zehn Fingern anstellen? Das Zehnfingersystem gab es. Mit zehn Fingern ließ sich die Welt erobern auf einer Schreibmaschine, mit den zarten und feinen Fingern. Das hatte er so gelernt. Man lernte es so. Letztlich, wenn die Hände nichts schadeten, so konnte auch das Wort nicht schaden. Letztlich, wenn kein Gegenstand zur Hand war, spielte man mit den Fingern und konnte unzählige Dinge tun. Untermalte damit, bekräftigte Worte, las die Zeitung. Und mit dem anderen Auge seinen Namen. Nicht Bart, Bauch und Muskeln und große Hände, keine Erfolg bekräftigenden Worte. Redete mit Händen und Füßen, und das alles noch abstrakter gesehen, Taste auf Taste berührt, ergibt den Buchstaben auf dem Papier, übergesetzt auf Papier einen Buchstaben, Sprache auch hier. So auch mußte es ungefähr im Gehirn ablaufen.

Was mir als erstes einfällt, wenn ich an Handzeichen denke, ist das Heben der Hand in einer Schulklasse, wenn man etwas weiß. Sofort würde ich es überblenden in die Vorstellung des Victory-Zeichens, das Winston Churchill erfand und das wiederum abgelöst wird durch die zwei Finger, die man in die Höhe reckt, wenn man einen Eid schwört, und dann fällt mir Zimmermann ein.

Am Morgen sehe ich auf dem Balkon eine feine Efeuranke am Boden. Die feine Verästelung auf dem einen der kleinen Blätter ist fünfarmig, und ich denke dabei an die fünf Finger meiner Hand. Die Feingliedrigkeit der Blattpflanze beeindruckt mich tief, weil ich es von mir kenne, und noch etwas erstaunt mich sehr – es ist die Zahl 5, die hier wieder auftaucht. Ich bin nun glücklich, so weit vorgedrungen zu sein.

Du hast deinen Pullover verkehrt herum an, so wie unsere Finger verkehrt herum zusammenfinden. Das Handlesen. Meine Hände wer-

den dem Handleser auf seine zwei Hände gelegt, er beginnt die Lebenslinie zu studieren und die Erfolgslinie und manch andere Linie. Ich frage ihn, wie er es bei Leuten macht, die im Krieg oder bei Unfällen Hände verloren, beziehungsweise die verunstaltete haben. Der Handleser erklärt, er läse dann vom Fußballen ab. Der Handleser sagt, du wirst noch nach zwanzig Jahren leben, du wirst noch lange leben. Er drückt sich über die Länge und Größe von Handlinien manchmal nicht klar aus, argumentiert emotional von der Größe oder Kleinheit des Mannes mit den feinen Händen. Beeindruckt sagt der Handleser über die Erfolgslinie, also über den Erfolg des Mannes mit den feinen Händen, er habe im Leben langsam ansteigenden Erfolg.

Mein ganzes Leben war ich in der Anstalt. Ich schreibe etwas Falsches hin. Die Hände dort arbeiten. Ich kann mich jetzt zurückziehen, kann ich schreiben?

Die Berufenen bekämpfen die Freiberufenen. Was tue ich, wenn ich keine Meinung habe? Ich nehme eine willkürliche an, oder mein Kopf ist leer und mein Mund tot und meine Hand lahm.

Ein unverständlicher Satz. Ich werde nicht angenommen, befinde mich auf einem Abweg. Ich gehe an den Aufzug. Ich gehe nach London, weil ich nur unter veränderten Umständen arbeiten kann. Ich überlege mir meine Aggressionen. Ich renne gegen eine Wand, es ist eigentlich gleichgültig, was ich denke. Sie lösen das Problem, indem sie telephonieren. Das ist alles Vorarbeit.

Der eigentliche Roman beginnt unter veränderten Verhältnissen. Am Freitag gehen sie in die Moschee und hören dem Freitagsredner zu. Ganz ordentlich hat er gedacht, bevor er zu denken anfing.

Ich gehe nach London, ich drücke an die Aufzugtür. Ich drücke diesen Knopf. Ich drücke mich. Ich drücke andere nicht.

Sie vernahm einen Satz, den sie für ursprünglich hielt. Sie arrangierte sich mit den Verhältnissen. Es war nichts los mit ihm. Sie nahmen es für bare Münze. Er gab sich mit seiner Rolle nicht zufrieden. Es war die Zahl Hundert, die ihn aufbrachte und faszinierte. Es muß ein Ende

sein mit der Selbstbeweihräucherung, gleichzeitig muß es ein Ende nehmen. Er sie es wagten zum ersten Male eine entscheidende Kritik an ihm.

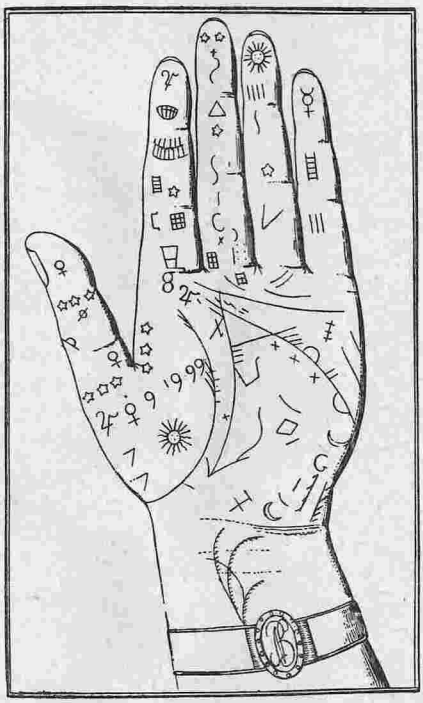
Das Bett war so, daß er gerade darin schlafen konnte. Er wollte diesen Mißerfolg nicht auch noch zugeben. Er wollte es falsch machen. Ich glaube, daß das Tapetenmuster blaß ist.

Er konnte für sich keine klare Entscheidung treffen. Es galt einen klaren Weg für den Verrückten zu finden. Die Nerven wollten sich auf das Autogeräusch beziehen. Er versagte sich doch vieles im Leben. Er wollte keine Geschichte erzählen. Jetzt endlich hatte er wieder seinen Ton gefunden. Er war müde, und er hatte sich am Kopf gekratzt. Ich kann es doch besser, dachte er für sich im stillen. Auf diesem Weg konnte ich ihm nicht nachfolgen. Es war alles zu böse und zu blöde. Fünf Seiten wollte er heute abend schreiben, ähh denken. Mausi, kauf mir doch endlich den Kaktus. Es ist doch nichts mit ihm, sagte der Mann in einem alten Trauma. Denken ist umsonst, und das macht es so wertvoll. Das rote Buch lag. Er sah die Welt aus einer anderen Position. Die Nacht war schwarz und die Depression lang. Proust lag in seinem Bett und schrieb. Er hat sich in den letzten 600 Tagen mit allem möglichen beschmutzt und muß sich reinigen. Am Abend ist das Kunstlicht hell, und die Fliegen fliegen laut um die Lampen. Jeder Tag bietet dem Einsamen weniger. Ein Bleistift ist der treueste Freund eines Schriftstellers und einer Schriftstellerin.

Mir geht es heute gut bis mittelgut, mittelgut bis gut, schlecht bis mittelschlecht, gut bis mittel, mittel bis gut, mittelschlecht bis schlecht, gut, schlecht, mittel, mittelschlecht, mittelgut und wut.

Die Welt ist alles, was auf dem Kopf steht. In dieser Welt klebt man die Dinge mit Uhu auf den Boden, damit sie nicht davonfliegen. Ich sehe sie, die Welt, aus meiner Orgoneneinheit. Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, und das ist meine Welt und sonst sehr viel. Selbst der Kaffee wird mit Uhu vermischt und hält dann auf dem Boden. Der Himmel in dieser Welt ist grün (männlich) und blau (weiblich). Feuerlöscher befinden sich am Fußende. Die Welt mit eingebautem Zippo. Es sind Innenräume, deren Innenstände sonst zerfallen. Auf

diesem reiten lebendige knochenlose Wesen in Abgründe. Blau-lau. Der betont kerzengerade Fall mißt neun Angström. Ihn irritierten Klippklappwürfel unterm Kreuz. Klee wie Wittgenstein mit umdrehbaren blauen Punkten. In einer überdimensionalen Batterie schrieb Beethoven das Lied an die Freude. Ich, die Abstraktion des Ausschnitts eines Gesichts als Seele und diese mit ihrem Gegengeschlecht vertauscht. Es passierte, daß eine dieser Flammen hinaussprang über eine der Medienbrücken wie Kehlkopf oder rechte Hand und als Sonnenbuchstabe im Jahre 1950 auftauchte. Jesus kümmerte sich im geheimen um Genveränderung. Die Würfel sind mir ein metaphysisches Prinzip seiner spezifischen Anwesenheit. Die Welt wird epidiaskopiert. In der freiklebenden Trommel ist es nicht Klebstoff, sondern Rotation. (Heute früh die Hälfte eines Wasserhahns von Orgonen befreit.)



Napoleons linke Hand

Die Sinngegenstände werden ins Trauma geklebt. Reich mir doch mal die ›War da‹ (Batterie), ich möchte meine sexuelle Flüssigkeit verweiblichen (verbläuen). Ein Lachen kehrt oft den Satz um.

Im Falle aller Mausefallen klebt Luggis Stein der Weisen wirklich alles. Die Kerze im Kopf bringt die Feminität des Dichters mit dem Klumpfuß, der so betont sich durch Meerengen bewegte, zum Scheinen. Es ist hier etwas kälter, und wir lügen schneller, steht auf der Karte. Ich bin in meinem augenlosen Zustand und warte auf ein schweres Stück Käse ohne Himmel der Zersetzung. Den ersten Newtonschen Apfel im Zug vor einer Dame mit verkrüppelten Fingern im Magen verschwinden lassen. Der Judenkönig als zusammengewachsener Baum und lebendige Figur auf dem Pepita.

Auf, Füße, auf die Füße!

Im Freien unter Wolkenkratzern 20 Japanern Feuer gebend. Ein Blinder im Zug verschüttet Säurewitze. Die Leute mißachteten ihn und verloren ihre Hände.

Gelbe Limonade jeden Tag ausführen.

T. E. LAWRENCE
DIE
7
SÄULEN
DER WEISHEIT

Wochenendausflug nach Pegnitz: Das Flußbett wird Rutschbahn für Nachrichten von fremden Sternen, der Fluß Landeplatz für schwimmende UFOs. Ein Bein umbiegen wie verschlungener Jugendstil, die graziösen Schwingungen des Äthers in Choreographie umsetzen. Der Mars ist ein Denkmal der Zelle. Er ist es, ich sehe es ja heute. Es gab damals Menschen, die mit fast zugekniffenen Augen ihre Werke anfertigten. Man braucht sich nur damit einzukremen, immer höher zu hüpfen, schon klebt man an der Decke. Diese Kästen von Willy sind fast wie metallene Pullover.

Der Zirkusmensch (Clown Banana) erkannte, daß er mich auf den Kopf stellen konnte, wenn er des Zirkusnamens drittletzten Buchstaben an das Ende brachte. Er klebte mit seinem Stoff die Tänzer an die Decke seines Unternehmens und rief dies als Sensation aus. Hab ein Ronson oder Zippo im Herzen, du Zampano. Der braune Körper ist weder Frau Müllers brauner noch der Felsen von Gibraltar. Er ist ein Stein auf dem Kriegsplaneten. Das Glück ist keine Maschine, die Äpfel mit Beulen produziert. Überall hing sein Gesuchtphoto, denn er war einer der miesesten Schachspieler der Galaxis.

In Rotchina sieht man oft Leute mit einer weißen Binde vor dem Mund. Sie dürfen, sie werden dich nicht berühren. Es rumort unter mir. An der Straßenbahnhaltestelle war es kalt (1. Klassenparty).

Der Tisch ist unser Brot, das sich nie vervielfältigt. Die Gardine lernt und spricht oft italienisch. Der Brief, den ich ihr schrieb, kam bei mir an und wurde in der rechten Tasche ungelesen und in Gegenwart von drei Silberkugeln vernichtet. Die Pinzette ist nur gedacht für die vietnamesischen Mäusehaare spätpubertierender Bomberpiloten. Die Klebestellen am schwarzen Polaroidphoto leuchten falsch in den Mond. Der Tisch eitert, seine Beine hysterisieren den Teppich. Im Neuen Deutschland steht heute eine Anweisung zum Hinunterspülen von ungedachten Liedanfängen, die man beim ersten Ton kennen muß. Die Pilzberatungsstelle in der Henkerstraße gibt Auskunft, inwieweit das Vergiften von eigenen Körperangehörigen verboten ist.

Eine lange Leitung legen von Fichte bis Tanne. Dann jeweils an den Enden geöffnete (an der einen, abweisenden Seite) Konservendosen befestigen. So verständigen sich Urweltbananen.

F. R. plagiieren, ohne daß sie es merkt. Der Knopf ist der beste Feind des beknopften Menschen. Dies Schreiben ist mir eine lästige Gewohnheit geworden. Zehnmal die Arbeit von drei Mönchen. Sebtendo, unwürdiger Priester des Olden, sog am Pepsi-Strohhalm.

Keiner der gewöhnlichen Brüder widersprach dem sogenannten Zumpf. Sogar Trotzki monomahnte. System war darin, und die Leichtigkeit, mit der sie mit mir dabei Erfolg hatten, war mir Arbeit genug.

Jedoch schien mir, daß ich sie durch meine Art allesamt aufgewertet hatte, und das war etwas Gutes. Die Einsamkeit der Landwege, die das Tempo der Bauern bestimmt. Und vielen Dank für den Automeisterpaß, ich hänge ihn interessiert an die Wand und habe ihn gleich mit Joghurt bekleckert bei einem mütterlichen Sichttanz. Keiner der gewöhnlichsten Brüder widerstrebte dem sogenannten Zunz, denn alle widerhallten. Sogar Trotztrenk momamen himma talabe schnebel.

Meiner Tante saß ein zirrer Fleck, sie dachte, es wäre Erdbeereis, aber ich dachte, es sei Tusche. Großer Gott, die Zahmheit wäre nicht das Schlimmste, aber man merkt es, und das ist's. Könnten wir doch auf die merkwürdigen Fernwehen bei den Gefühlen verzichten, es wäre so wichtig für den Fluß.

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, oder doch sehr leicht, wenn ich sie einfacher stellte und gleich die Antwort darauf gebe: Gröbere Hände zu gröberen Diensten, feinere zu feineren.

Die Bilder von Tischbein aufsammeln, eine Mannschaft von Überknaben. Unfähig sein zu trainieren, aber sie umlegen. Neun Monate später Ives gebähren im Centralpark. Bei einer aufstehen und nichts hören von dribbelnden Jungs. DDR-Sendungen für Spione auf Kurzwelle: »Halbe Hähnchen sind endlich im Juchhe. Vom Gurt im Fiat genug.«

Ich beschreibe eine bis ins Unsichtbare verkleinerte kreisförmige unebene Landschaft. Ich schlafe länger, wenn ich am Abend Geist zu mir nahm. Einen Kaffeegenuß ebensowenig wie ein unordentlich gemachtes Zimmer. Ich bin eine Fabrik. Ich hole M. vergebens vom Bahnsteig ab.

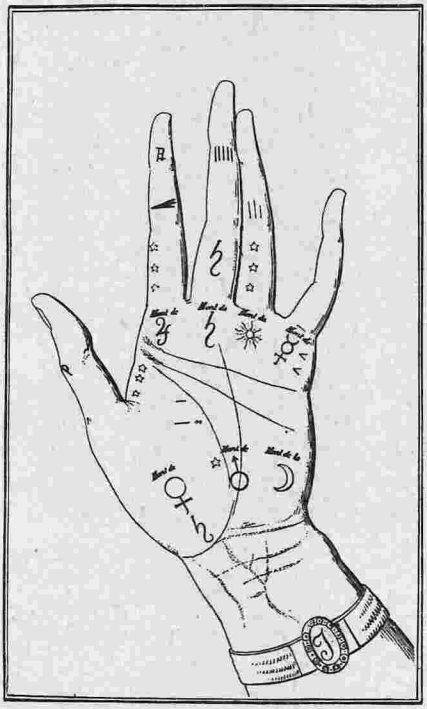
Der Tisch ist ein Werkzeug, das unter Umständen auch als verkleinernde Handprothese dienen könnte. Die Weltkugel als gekochtes Ei.

Ich weiß, welche Bilder ich per Visier anvisieren muß, um die Mitte der drei möglichen Richter zu treffen (Kimme, Korn). Die Quelle-Kataloge waren am Bettende seines Zimmers gelagert. Sie enthielten genug Gesichter. Es war bereits zweimal, daß ich bei dem Lied »Ein

Männlein steht im Walde« phallische Vorstellungen hatte. Es war im Chor gesungen worden. Dieser Satz könnte ebenso geechot wie gevideot werden.

Dies sein nicht Faulheit; Maschine tun dies besser als lose Arme. Die Welt als Hölzer hängt in meinem Zimmer als Faden am Tapetenrest. Das Formale wird nicht mehr an das Kreuz genagelt, sondern über Tonnen als Trommel gespannt.

Ich sehe in mir den Nur-Literaten, die Frische der Einfalt.

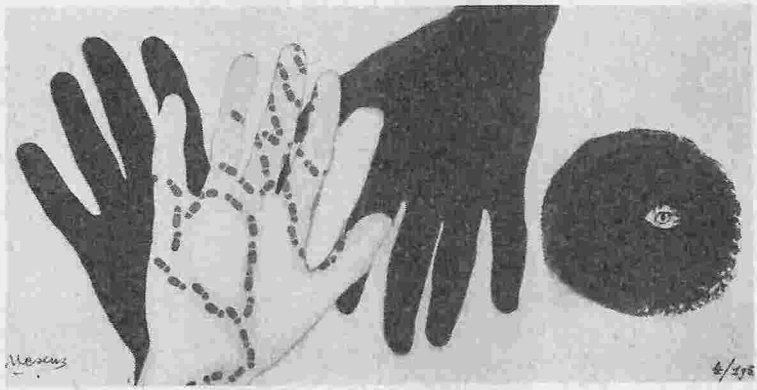


Die linke Hand der Kaiserin Joséphine

Wieviel würdest du aufschreiben, wenn du dir dauernd beim stummen Sein zuhörtest?
Ich tastete meiner Nachbarin an die Körperteile. Sie bemerkte meine zärtliche Rechte. Hier wie dort ein Gemurmel im Kopf. Die Vereinigung von zweien ihrer Hände bei Begrüßung und Verabschiedung. Fast ebenso sind ihre Gefühle dabei, das, was Frauen so an ihren Händen lieben.

Am Ende stieg der olle Tod auf die Barrikaden. Von ihren vielen Grüßen abgesehen, ich bin keine Berühmtheit. Er schrieb trotzdem weiter, auch weil er nicht das geringste Talent dazu hatte. Er war die Hexe mit ihrem überbeinigen Schuftersgepfeife, und Kraut sind die größten Rüben bei Rubens. Etwas scheint mich zu versöhnen: Für Pfiffe hat man kein großes Verständnis. Er legte sie auf den Tisch, und jeder sah seine kleinen Hände.

Die Autos brummen und geraten in Vergessenheit. Die Setzer unterhalten sich, indem sie sich neue Beziehungen zwischen den Wörtern ausdenken. Die modernen Setzmaschinen stehen auf ihren Tasten und warten auf menschliche Eingebungen. In der Alchemie hat man es leichter als die Türken in Österreich. Seine Seele fand zusammen, so wie seine Finger zusammenfanden; die Vereinigung von zwei rechten Händen bei Begrüßung und Verabschiedung. Fast ebensosehr sind seine Gefühle dabei, das, was Frauen so sehr an seinen Händen liebten. Eine Hand wäscht die andere in einer Symphonie von Händenamen.



Herbert Nagel
Theater auf der inneren Rinde[70]

Zwischen gehäufeltem Hektographiertem stehen Pappbecher, halbvoll mit rotem und weißem Wein; einer trinkt Sprudel – wegen gestern. Ich knabbere einen Käse, halte mich an einem Käse fest, dessen abgenagte Rinde in Erwartung des Gesprächs noch artig den Rand der Papierserviette achtet; ein halbfester Käse, dank dessen es mir gelingt, durch geschicktes Anwinkeln der Rechten die behenden Umarmungen einiger Zuspätgekommener zu kontern, so daß sie ungehemmt gegen die freundliche Brust von Storch prallen, der gleich das Gespräch leiten wird. Doch zuvor sind alle mit Pappbechern zu versorgen und hinzusetzen, und wir lächeln, da es sich lohnt, einander vorgestellt zu werden.

Mir fällt der Name des Käses nicht ein, dessen Geschmack meine Zunge von den Zähnen putzt; oder soll ich sagen: ich wetze sie? Storch hat das Wort erteilt, welches sogleich ein Herr namens de Beau ergreift und grimmig bedeutet: »Dieser ›Tartuffe‹ hat nichts mit Molière zu tun!«

Beflissen schiebe ich die Erkenntnis: dies ist kein deutscher Käse! ins unbewußte Abseits, weil deutscher Käse bekanntlich weder italienischem oder gar französischem Käse den Quark reichen kann – abgesehen von einem fein gereiften Romadur vielleicht, der in seinem Endstadium (très mûr) möglichst französisch ausgesprochen werden sollte (etwa wie Romadür).

Auch de Beau spricht französisch, zumindest wenn er erregt ist – und er ist erregt –, aber er kommt aus der Schweiz: »C'est une histoire allemande«, sagt er, »eine deutsche Geschichte – wenn ich mir erlauben darf, diese Inszenierung so zu definieren, die den ›klassischen Text‹ Molières nur benutzt, um ihn gewaltsam umzukehren...«, eine bewußte Reduktion, eine Trivialisierung, »als müßte mit den übertrieben dargestellten Einbrüchen der familiären Konflikte die Reduzierung des übervollen ›klassischen Textes‹ einhergehen.«

»Hänget mit gelben Birnen und voll mit wilden Rosen nicht der Text ins Parkett...«, dichtet es in mir nach. »Weh mir«, klagt der Herr de Beau, »wie kommt's, daß das Stück dieser Behandlung nicht widerstanden hat... schlimmer..., daß es nicht mehr existiert!« Resigniert

anklagend weisen seine Handteller auf Tragelehn, den Regisseur, den Existenzvernichter. (Sie wissen schon, der, den unser scharfer Herr Obermeister-Bürger Wallmann folgerichtig gekündigt hat.)
Sicher sei jedes In-Szene-Setzen eines Textes auch ein In-Krise-Setzen, aber doch bitte politisch und nicht *beliebig*! (in Deutschland zumal, wo selbst die Krisen sich an Gesetze halten, zumindest seit Marx und der Sozialdemokratie); überschaubare Krisen also, politische, erzieherische Krisen stehen auf dem Spielplan, sind angesetzt, Krisen mit Maß; ich stell mir vor: Schritt für Schritt z. B. tappen zwei Invaliden voran, der eine blind, der andere taub, sich stützend, sich gegenseitig schützend, Kulturmarxist der eine, der andere Christdemokrat ... erschütternd und erhaben – Politik als Theater und Theater als Politik, fortschrittliches Theater, Frankfurter Theater...(1984).
»Freilich heißt es nicht Freiheit geben, wenn man die Fesseln löst, welche der noch nicht als solche fühlt, welcher sie trägt«, hatte Humboldt gesagt, aber da war die Geschichte noch offen gehalten, die Idee des Fortschritts bewahrt, die das *theatrum politicum* prägt: der Kampf zwischen Gesellschaft und Staat, die Französische Revolution, Kant, Marx, die Anarchisten und Franz Josef Strauß – ein Diskurs im Namen des Individuums und der freien Gesellschaft, der die Reifung des Subjekts ankündigt und die Schutzherrschaft des Staates an den Pranger stellt... mit Verlaub natürlich, denn die Reifung des Subjekts vollzieht sich unter der Herrschaft des Souveräns (und später des Über-Ichs, welches als Zensor den Schauplatz betritt... Pst! Ruhe bitte! Aufführung nicht stören!).
Also schweige ich und saufe meinen Wein, denn nicht alles zu sagen, um der Freiheit (und der eigenen Anstellung) willen ist ein Gesetz der Politik – und auch das Theater weiß das Erziehergeheimnis zu wahren und schleppt die Selbstverständigung der Bürger vorwärts und, wenn's nicht mehr weitergeht, auch zurück, auf der Bühne hin und her, gegen das Joch der Zensur, die die Idee der Freiheit prägt; das ist die Kunst, schließlich muß ja noch etwas zum Erkämpfen übrigbleiben, wie der Allgemeine Deutsche Automobil-Club sagt, der um die Freiheit des Individualverkehrs kämpft.
»Die ›klassische Szene‹ braucht die Zensur wie das Auto das Benzin«, sagt die Petite Dame der Gesprächsrunde, Frau Prokopp von der Universität, und denkt dabei vermutlich gar nicht an den Individualverkehr, sondern überlegt aus den Augenwinkeln, ob es Herrn Trage-

lehn nicht etwas an Zurückhaltung mangele – die Inszenierung betreffend und der Zukunft wegen, auch der Zukunft der Familie wegen, »denn schließlich ist in der ›klassischen Szene‹ Molières noch alles offen: formale Autorität, Patriarchat auch – aber auch ein System von Widerstand...« ›Renegare necesse est‹, fährt es durch meinen wenig lateinischen Kopf, in Anlehnung an das alte ›Navigare necesse est‹...und ich denke daran, was der Arzt dem Patienten, der sich zu Tode schwitzt, beim Exitus sagt: »Ja, schwitzen ist gesund!«... und Widerstand ist gut, die Zukunft offenhalten, Prinzip Hoffnung, das steht dem Theater, Widerstandstheater, Fraktionen, Politik; wo's Fraktionen gibt, gibt es Leben, Hilmar Hoffmann gegen die RAF, offene Gesellschaft... »Also, es gibt Fraktionen«, erläutert Frau Prokopp, »... die formale Macht des Mannes, die praktische Macht der Frau..., ein Familiensystem, das Kämpfe zuläßt. Es ist deswegen nicht total tot. Dieses Leben und Leben-Lassen gesteht den Individuen ein Stück Freiheit zu, ein Stück Versöhnung von Sinnlichkeit und Autorität.« (Hat sie jetzt ›Fraktionen‹ gesagt oder ›Erektionen‹, frage ich mich, denn in meiner Unvorsichtigkeit habe ich roten und weißen Wein durcheinandergetrunken und kann den Text nicht mehr richtig lesen.)

»Aber die Wirklichkeit!« ruft Tragelehn, der Regisseur, »... die Wirklichkeit! Ihr guckt der Wirklichkeit nicht ins nackte Auge«, und erwischt meine Serviette mit dem im eigenen Fett festgezurrten Stück Käse-Rinde und rollt, rollt das Papier, rollt den sich auflösenden Käse sorgsam in die Röhre hinein.

Doch was interessiert Sie mein Käse und was interessiert uns die Wirklichkeit, wo es um den Fortschritt geht! »Die ›klassische Szene‹ ist ein unwahrscheinlicher Ort, kein realer; zum Himmel hin offen und nicht von einer tiefen Decke bedroht...«, schwärmt nun Monsieur de Beau, der wie gesagt aus der Schweiz kommt und nur Sprudel trinkt, »... die Kulissen öffnen sich nach nirgendwo und nicht auf die Architektur der ›Kammerspiele‹...«, und die Würde des Menschen schwebt durch den Raum, ehe sie ungeschickt ans Fenster stößt, welches sie mit der geöffneten vierten Wand der Bühne verwechselte – sehen wir dezent darüber hinweg... roter und weißer Wein, Theaterkonvention; hat nicht das Publikum seit Jahrhunderten über die paar Zentimeter weggesehen, die das Podium vom Auditorium trennt?

Ein schlimmer Gedanke fährt durch mein alkoholgetränktes Gehirn,

während ich mit freudigem Ekel das Herausfallen der Käserinde aus der Papierröhre erwarte, welche Tragelehn immer noch mit geradezu idiotischem Stumpfsinn rollt. Was, wenn jenes Theater, auf dem man seit ungezählten Jahren zugleich die Genealogie des Kapitals, der Freiheit der Person und den Kampf zwischen Staat und Gesellschaft spielt, längst nichts als eine Kulisse des Bahnsteigs der Untergrundbahn wäre und die Glasfront des ›Schauspiels‹ nur eine Vitrine der Haltestelle ›Theaterplatz‹, die Figuren nichts als reale Figuren, die zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, und die Worte absurd, nichts als die Worte, die sie sprechen, und der ›Orgon‹ im Tartuffe nichts anderes als nur der Schauspieler Schediwy, der Schediwy spielt... aber nein doch – einen zweiten Defätisten erträgt die Tafelrunde nicht; sein Problem, wenn Tragelehn darauf besteht, daß die Menschen so seien, wie er sie zeigt. So gut sind sie gar nicht, wie er sie karikiert.

Aber daß er nach Belieben die Krisensituationen im Text übertreibe, das wirft der Herr de Beau ihm vor: »Trunkenheit der Tochter, Orgons Homosexualität, langsame Degradierung des Vaters, Ohnmacht des Sohnes, masochistischer Voyeurismus...«, als ob es nötig sei, dieses Syndrom der Auflösung der Familie, deren Enthüller Tartuffe doch

nur ist, vollständig zu zeigen. »Zum Beispiel diese ›Bumsen-Geschichte‹...!« Um seinem Degout Ausdruck zu verleihen, schiebt Herr de Beau seinen Sprudel einige Fingerspitzen von sich weg. »Auf der ›klassischen Bühne‹ ist das *unmöglich*! Das ist sehr wichtig: niemand bumst, und niemand tötet wirklich, oder niemand wird auf der Bühne wirklich getötet. Da ist Zensur (es gibt keinen Coitus und keinen Tod auf der Bühne)«; das würde er immer wieder sehen in deutschen Aufführungen, daß man Dinge zeige, die nicht gezeigt werden sollen, nicht gezeigt werden können – übersetzt Zankl, weil de Beau jetzt wieder erregt ist und sein Französisch dem der Pariser Ecole Normale anzugleichen versucht, welches Tragelehn allerdings nur im sächsischen Akzent Heiner Müllers kennt und daher Verständnisschwierigkeiten signalisiert.

»Wer verbietet das?« fragt Tragellehn treuherzig – ach, warum versteht er denn nicht? –, rollt immer noch meine Käserinde im gerollten Papier; zum Beispiel, wenn er jetzt aus der Rolle fiele – der Käse – vorne zum Beispiel, wäre es hinten nicht mehr möglich und umgekehrt... so einfach ist das mit der Dialektik der Zensur!

»Das bedeutet doch was, daß es bei Molière gar nicht so weit kommt...«, umschreibt Frau Prokopp, zuständig für Frauenrecht und Emanzipation und... »Wie weit?«, fragt Tragelehn naiv. »Ja so weit«, sagt sie: »Da wird die Handlung ja unterbrochen, bevor es...« – »... oder imaginär«, sinniert Zankl, und Tragelehn will nicht begreifen und fragt: »Was ist imaginär?« Und Zankl antwortet: »Imaginär ist... es bleibt möglich. Und was ihr macht, ist... es bis dorthin zu tun, und dann wird's... unmöglich, wird's realistisch, d. h., unserer alltäglichen Erfahrung entsprechend.« (Wer ist nun das Schwein? Tragelehn oder Tartuffe?)

»Dagegen, wenn man es nicht zeigt«, schlußfolgert Frau Prokopp, »weiß man nicht, wer über wen verfügt; während das Darstellen es eindeutig macht, und das zerbricht für mich die Figur der Ehefrau Elmire... weil die Frage der Klassizität nicht nur eine Frage der Form ist, sondern des Inhalts auch... Also es zerbricht für mich die Figur der Elmire, die für mich eigentlich nicht als psychologische Figur angelegt ist, sondern als Struktur. Sie repräsentiert die *kluge* Frau. Ob sie und in welcher Weise sie sich dem Tartuffe hingibt... was sie tut, ja ob sie es mit Lust tut oder mit Unlust, ist eine ausgesprochen prekäre Frage, die nicht geklärt werden kann.« – »Die nicht geklärt

werden soll?« fragt Tragelehn indiskret. »Eindeutigkeit zerstört für mich ein Element dieser klassischen Struktur«, gibt Madame Prokopp zurück. »Die Sie gewahrt haben möchten?« insistiert Zankl.
»Also ich meine, was sind eigentlich die Handlungsmöglichkeiten, die für mich in den einzelnen Charakteren erscheinen?« versucht Prokopp zu klären, und wieder unterbricht Zankl: »Sie meinen Freiheitsbilder?« – und Prokopp: »Ja, was können die...« Storch: »Was wäre möglich?« Prokopp: »Und was können die miteinander?«
Sich eine Möglichkeit offen halten für später, politisch (wenn alles vorbei ist), überlege ich...
»Daß nämlich eigentlich Elmire den Tartuffe zum Geschlechtsverkehr verführen könnte... krude ausgedrückt; oder – ich habe eine Zeitlang gedacht, was macht der Orgon unterm Tisch, wenn er die beiden belauert? Also mir ist das Offenlassen der Möglichkeiten lieber, weil ich mir dann als Zuschauer eigentlich immer noch eine bessere Möglichkeit ausdenken kann, als die, die du in der Aufführung *aus*formulierst« – und schaut dabei den Tragelehn ganz vorwurfsvoll an, der's immer so schrecklich genau wissen will.
»Das könnte euch so passen!« lacht Tragelehn, worauf sich Herr de Beau psychologische Unterstellungen und soziologische Theorien verbittet, wo es ums Imaginäre und die *Struktur* des Textes geht. Doch als er beginnt, den inneren Zusammenhang zwischen qu'on und con zu klären (daß man...) und (Schwein), wobei das eine für das andere stehe (bei Molière), unterbricht ihn Frau Prokopp hilfreich und expliziert: »Bestimmte Dinge nicht sagen heißt, sie als möglich bewahren. Indem man sie nicht zeigt, zeigt man sie nicht nur aus Zensurgründen nicht, sondern man wertet sie auf. Das heißt, wenn man sie nicht zeigt, eröffnet man die Möglichkeit zu den Dingen...«, was sich, wie Herr de Beau hinzufügt, »natürlich nicht mit einer psychologischen Durchzeichnung verträgt«.
Eine auch nicht gerade neue Ästhetik- und Revolutionstheorie, denke ich, während Tragelehn mit einer dem Bewußtsein fremden Konzentriertheit auf ein grünlich Angenagtes starrt, welches infolge seines rastlosen Drehens der Papierrolle entsprungen sein muß und nun, von kurzen Stößen des Papierqueues vorwärtsgetrieben, eine Art écriture involontaire über den Tisch beschreibt.
Daß ihn, Tragelehn, diese kritische Problemstellung gar nicht interessiere, mutmaßt also Herr de Beau beleidigt, was Tragelehn erschreckt

und zu einem plötzlichen unkontrollierten Schlag mit der Papierrolle veranlaßt, so daß meine Käserinde in einem Querpaß über die halbe Tafel ausgerechnet in Richtung de Beau hinter querliegenden Manuskripten verschwindet, wohl für immer einer *Entbergung* entzogen, was nun sicherlich auch keiner Klassizität entspricht, noch nicht einmal gutem Geschmack, wenn ich mich so ausdrücken darf.
»So eine Auffassung ist doch unnaiv«, ruft Tragelehn, gekränkt über den Spielverlust, »weil Verabredungen vorausgesetzt werden...« – »Meinst du Theatertraditionen oder was?« will Zankl wissen. »Hier in Deutschland eh nicht«, brummt Tragelehn und meint die Bundesrepublik (ich füge das nur aus Gründen der Zensur hinzu).
»Also wird das, was da steht, konfrontiert mit heute. Das heißt erst mal, in einem Arbeitsprozeß mit Schauspielern... daß das Leute von heute sind. Das ist eine Konfrontation ohne diese Art von Formballast.«

Wie krümmt sich da Herr de Beau unter dem Gewicht von soviel Realität, weil er weiß, »daß jeder Versuch, der nicht von der Realität der *Bühne* ausgeht, nur Zufälligkeiten zeigt«. (Was verzieht er so den Mund, ist ihm übel? Beugt sich über den Tisch; ist da was, was ich nicht sehen kann?) »Das ist es ja, was paradoxerweise den Frankfurter ›Tartuffe‹ charakterisiert, der die ›klassische Bühne‹ verläßt – die Abwesenheit eines dramaturgischen Projekts...« (was ist es, was er da mit seinen Fingern vorwärtsstippt?)

Natürlich sei das schon gegen so was wie Zadeks Aufführung des ›Menschenfeind‹ gerichtet, verteidigt sich Tragelehn: »... bei aller technischen Meisterschaft, großartigen Schauspielern und Enzensbergers formal brillantem Text – wo aber dauernd jemand sagt: ›Kiek mal, da, da; ha, ha, sind die blöd; hach, was sind die blöd; guck mal, was die jetzt machen; wie dumm die sind; sind das Arschlöcher; diese blöden Flaschen‹ ... das ist die Haltung.« Da werde aller Schmerz der Leute, da würden alle Einbrüche ...: »Das ist eigentlich das, was ich versucht habe, nicht ...«

Da sitzen wir also, Vertreter der Wirklichkeiten, Tischbreiten voneinander getrennt (aber seien Sie unbesorgt – es ist ein runder Tisch); der eine, der die Bühne gegen die Enge des Realen inszenieren möchte, und der andere, der die reale Enge auf die Bühne bringen will und sie dabei sprengt – und es geht ums *Ganze*, sind sich alle einig (es geht um die Möglichkeit, d. h. die Möglichkeit des Theaters) – also geht es nur noch ums *Wie*.

»Noch einmal, jetzt konkret, der Begriff des Imaginären, d. h. des ›Möglichen‹«, schlägt Storch vor und fixiert abwechselnd Frau Prokopp und Tragelehn, der in seinem ›Realismus‹, in seinem provozierenden, auf Konfrontation gerichteten Realismus das ›Minus‹ fixiere, fällt Zankl ein: »Du fixierst den Stand, statt dafür zu sorgen, daß *es möglich* bleibt, weil ... statt zu sehen, daß es sich um ein Gedankenspiel handelt, während du Deutschland ...«, und jetzt holt er seinen Zeigefinger heraus, »... während du es als ein historisches, ein soziales Thema behandelst, als reale Möglichkeit in der Inszenierungs- und Schauspielkunst – bis zu dem Punkt, wo Tartuffe die Frau von hinten nimmt, und dann kommt Orgon unterm Tisch heraus, und dann wird es plötzlich ... ja Theater! – und du behauptest: reale Erfahrung; es wird Banalität – und die Banalität interessiert mich plötzlich nicht mehr.« Wer könne da noch an eine Weiterentwicklung der Personen glauben, all ihre Intentionen als Lügen durchschaut ... Orgon, nichts als klein und mies und unglaubwürdig ... das Stück vorzeitig zu Ende. In der Tat, was ist mit der Bühne, wenn die Idee der Emanzipation zu Theater verkommt (... all das Theater um die Echtheit der Gefühle, auf denen Papa und Mama sitzen – und die auf der Couch noch echter werden – Papa, Mama und die Gefühle ... also warum nicht das private Theater öffentlich im Theater?) – und all die Wünsche, deren

Existenz einzig und allein durch die Bandagen und Krücken bewiesen werden, die diese Wünsche stützen, so etwa, wie eine Käserinde beweist, daß da ein Käse gewesen sein müsse, oder so wie der Wunsch Orgons, aus den Familienbanden auszubrechen, diese Familienbande (bande de cons) einzig und allein deshalb in die Katastrophe treibt, um zusammen mit ihr und in ihr schließlich gerettet zu werden: »Tolerantes Paar...« saniert sich...

»Und der Tartuffe ist das blöde Arschloch von der Straße, die dumme Sau, die von der Straße geholt wird und den sie verbrauchen dabei«, erregt sich nun Tragelehn ... ein paar Einsichten seien ja doch auch aus Österreich gekommen... Zankl als Österreicher bezieht das aber offensichtlich nicht auf Freud, sondern auf sich und meint: »Warum erschießt der Orgon nicht den Tartuffe, und dann ist das Stück am Ende? Das hast du dich wohl nicht getraut? Dann wäre er als sympathische Figur etabliert, und dann kann ich nach Hause gehen... oder – theaterpraktisch gesprochen – lautet die Streitfrage: Provoziert er mich mehr, indem er sagt, *›so ist es‹*, oder bewirkt er mehr, wenn er sagt, *›bis dahin geht das Stück‹*, und wie es weitergehen könnte, überlasse ich dir‹, und gibt mir damit ein Stück Freiheit, mit dem ich behaupte, vielleicht noch etwas anfangen zu können... Also was ist die größere Wirkung... oder die wichtigere, die richtigere Wirkung? Traut er mir noch ein Stück Phantasie zu oder...?«

Vertrauen in die Imaginationskraft des Individuums auf die Bühne bringen, das ist also die Bitte; die Zukunft offen inszenieren. Da tritt der Gedankenfluß über die Ufer meines Schweigens: »Das ist also aus dem Geheimnisvollen geworden, das in E. T. A. Hoffmanns ›Sandmann‹ den Menschen mit unsichtbarem Arm umfaßte – weil es mehr war als die bunte Oberfläche der Welt, die Imaginationskraft mehr als die Welt – und jetzt als erzieherisches Prinzip verordnet...!« (Nicht alles zeigen – nicht etwa, weil nicht alles gezeigt weden dürfte –, längst haben die Wirklichkeiten alle Einbildungsfähigkeiten hinter sich gelassen) »... damit man selbst noch eine Möglichkeit als *eigene* phantasieren kann, verbürgter Besitz aus dem Theaterfundus... eine Perspektive wahren... das ist die Aufforderung, die mangelhaft gewordene Selektionsleistung der Leute als Freiheit auszugeben...«
(Überschüssig ist längst nicht mehr das Imaginäre.)
»So wird entschieden, was zu zeigen sich schickt, was wichtig – und dem Fortschritt dienlich – sei... dürfen die ausgewählten Repräsentanten der als wichtig erkannten Interessen aufeinandertreffen... die Schaubühne als das *wirkliche* Parlament (und das Parlament als Show-Bühne) und die Realität zwischen Arzt und Patient als Geburtsstätte des Realen... Also, verehrte Kollegen, packen wir's an: ›Die Schere bitte!‹...«
Doch *VORSICHT! AUFNAHME! ZUTRITT FÜR UNBEFUGTE VERBOTEN!* (Nicht alles zeigen, nicht alles sagen... bergen, retten, schützen! Das Individuum retten – vor dem Realen! Und das Imaginäre schützen – vor dem Realen, wo eh nur noch gedacht werden kann, was längst schon existiert.)
»Und ich sage dir, da ist etwas geheimnisvoll Geheimnisvolles, das sich nur über den Umweg entbirgt – und das bin ich, und... plapper, plapper... Du brauchst, damit du was damit anfangen kannst, einen, der dir dabei hilft – und das bin natürlich ich... und alles möchte natürlich gerne gerettet werden, und alles wird auf Rettung angelegt, und allenthalben dieselben Techniken der Sinngebung, all die Helfer, die in die Leerstellen der alten Formen politischer Macht kriechen...«
Und Zankl fragt irritiert: »Ist das eine Beschreibung der Psychologie?«
Nein, des *Emanzipationstheaters*, aber was den Käse anbetrifft, überlasse ich Ihnen alle Möglichkeiten in Richtung auf halbfestes Grünes.

Michael Rumaker
Schwul[71]

Ein vulgäres Propagandastück

Personen:
MAMMY
KRIMINALBEAMTER
SOHN
MUTTER
VATER
BESUCHER einer U-Bahn-Toilette

»... die Liebe,
ein abgebranntes Streichholz, das in einem Pißbecken treibt...«
Hart Crane, THE BRIDGE

Ort der Handlung ist die Herrentoilette unten im U-Bahnhof an der 42. Straße. Sieht aus wie die meisten U-Bahn-Klappen in New York City: glatte Fliesenwände, nackte Glühbirnen in der Decke, zerknüllte Papierhandtücher über den schmierigen Zementfußboden verstreut, Kritzeleien an den Wänden. Es ist ein Ort, wie er in einem Traum vorkommen könnte, wenn ein Teil der Persönlichkeit dem unparteiischen Urteil des Unbewußten unterworfen ist. Eine Art Kellerraum des Ichs, voller Grümpel und abgestoßener Teile. Natürlich wirkt das alles etwas deprimierend.
Männer kommen und gehen die ganze Zeit hindurch, lassen ihr Wasser, stehen dabei spreizbeinig, mit hängenden Köpfen, bucklig vor den Urinierbecken. Oder sie hocken in ihren Abteilen, in den Münztoiletten, und unter den geschlossenen Türen sind ihre Füße zu sehen. Man hört sie ächzen, stöhnen, seufzen usw. Dann werden Hosen zugeknöpft, Reißverschlüsse betätigt. Man wäscht sich die Hände, betrachtet sein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken, inspiziert die Zähne, kämmt sich. Oder, wie es die Tunten tun, die hereinspaziert kommen: man legt frische Schminke auf, zupft sich die Haare zurecht. Alle kommen und gehen, als wären sie sich ihrer Rollen gar nicht bewußt, als wäre gar nichts Besonderes dabei. (Ein einziger

Darsteller, der das ganze Stück hindurch in verschiedenen Kostümen und Aufmachungen erschiene, könnte alle diese Rollen spielen.)

Geräusche der Untergrundbahn.

MAMMY, eine Schwarze, trägt ein billiges schwarzes Kleid. Ihr Haar, drahtig wie Stahlwolle, die Spitzen sind ausgezogen, umrahmt sternförmig ihr Gesicht. Verblendkronen aus Gold über den Vorderzähnen. Am Gürtel trägt sie ein großes Schlüsselbund. Sitzt auf einem umgestülpten Abfallkorb aus Drahtgeflecht links auf der Bühne. Hält einen Gummipenis in der Hand.

KRIMINALBEAMTER, Staubmantel locker über die Schultern geworfen, Samthut lässig in die Stirm gedrückt, Mund mit billigem, grellem Lippenstift verschmiert, steht links von MAMMY. Mit ihm durch Handschellen verbunden der

SOHN, in den Zwanzigern, Haare und Kleider zerzaust. Trägt enge hellblaue Jeans. Ein Ärmel seiner Levisjacke ist an der Schulter herausgerissen.

MAMMY: Jungejunge, du mußt ja'n paar Schlangeneltern haben. Wo bleiben die denn, verdammt? Ich hab nich die ganze Nacht Zeit.
SOHN: Mir wird schlecht.
MAMMY: Dir ist schon schlecht, schon lange. Darum sind wir ja hier.
SOHN: (zum KRIMINALBEAMTEN) Sie haben mir in den Magen geschlagen.
KRIMINALBEAMTER: (versetzt dem SOHN einen Rippenstoß) Was'n

los, he? Hat dir wohl nicht gepaßt. Hat er Bauchweh, der Kleine? Brauchst nur frech zu werden, und ich hau dir die Fresse ein.
SOHN: Ich brauch dich nur anzusehn, und ich muß kotzen.
KRIMINALBEAMTER: Paß auf, du Schwein, ich verpaß dir noch einen.
SOHN: O Gott, in so einem Loch muß ich hochgehn, durch so ein Dreckstück wie dich.
(KRIMINALBEAMTER hebt den Arm, um dem SOHN einen Handkantenschlag zu versetzen.)
MAMMY: Hör auf damit. Der muß noch wachbleiben. – Niemand hat dich hier runtergeschleppt. Du bist von selbst gekommen.
SOHN: Warum müssen sie denn hierherkommen? Lassen Sie sie aus der Sache heraus. Macht mit mir, was ihr wollt, und zwar gleich; aber laßt sie draußen.
KRIMINALBEAMTER: Hör auf zu flennen, du brichst mir das Herz. Nimm bloß die Hände weg von mir!
SOHN: Können Sie mir nicht wenigstens die Handschellen abnehmen? Sie dürfen mich so nicht sehen. Ist schon schlimm genug für sie, daß sie mich überhaupt hier sehen müssen. Bitte, nehmen Sie mir die Handschellen ab!
MAMMY: Noch nicht. Dies ist die Endstation, Kleiner. Der tote Punkt. Tiefer geht's nicht mehr. Wir brauchen alle Beteiligten am Schauplatz des Verbrechens.
SOHN: Ich fühle mich so verdorben. Ich schäme mich so.
MAMMY: Du wirst ja direkt zu 'ner neuen Art Nigger, Kleiner, he? Wie fühlt man sich denn so da unten im Dreck?
SOHN: Ich bin nicht im Dreck. Ich bin kein Nigger.
MAMMY: Bist du nicht? Dann mußt du blind sein.

(Auftritt von MUTTER – eine nervös-geschäftige, vogelhafte Frau. Ihre Stärke liegt in ihrer Schwächlichkeit. Die Art Frau, die sich ständig für sich und ihre Familie entschuldigt; der man aber ansieht, daß sie gewohnt ist, alles tiptop in Ordnung zu halten. Haare in rosa Lockenwicklern unter dem Netz, weites, lockeres Nachtgewand mit Federputz, seidenglänzende Pyjamahose – und

VATER – die mickrige Ausgabe eines unterdrückten Haushahns; Automechaniker; kriegt leicht einen geschwollenen Kamm und ist ebenso

leicht verängstigt. Die Sorte Mann, auf die niemand hört; in Pyjamahose und Bademantel.
Beide stehen zuerst abwartend da, blicken sich vorsichtig um. Die MUTTER entdeckt ihren SOHN, fliegt ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und umhalst ihn. Der VATER folgt kurz entschlossen.)

MUTTER: Mein Kind, was haben sie dir getan? Als wir den Anruf bekamen, haben wir ja so einen Schreck gekriegt. Wir hatten ja solche Angst, daß dir etwas zugestoßen ist. Ach, sieh dir doch nur deine Jacke an, ist ja eingerissen.
SOHN: Man ist ziemlich unsanft mit mir umgegangen. Tut mir leid, daß ihr mich so sehen müßt, in diesem Zustand.
VATER: Hast du dich geprügelt? Wollte dich jemand zusammenschlagen?
SOHN: Ja, sozusagen.
VATER: Ich hoffe, du hast dir nichts gefallen lassen. Ich hoffe, ich brauch mich meines Sohnes nicht zu schämen. (Er kichert, fährt dem Sohn mit der Hand durch die Haare.) Wo ist denn der andere – im Schauhaus?
SOHN: (mit dem Kopf auf den Beamten deutend) Der ist es.
VATER: Was soll denn das heißen? Warum hat man uns hierhergeholt? Was ist mit meinem Sohn geschehen? Warum die Handschellen?
KRIMINALBEAMTER: Du bist aber ganz schön neugierig, Freundchen. Das beste ist, du hältst jetzt mal die Klappe. Wirst es noch früh genug erfahren.

MAMMY: (schägt mit dem Gummipenis gegen den Drahtkorb) Die Nachtsitzung ist eröffnet. Ruhe im Gericht!
MUTTER: Ist das ein Traum?

VATER: Ein Alptraum.
MAMMY: Kinder, das ist hier wirklich 'ne einmalige Gelegenheit.
MUTTER: Aber warum müssen wir an einem so schmutzigen Ort zusammenkommen? Was für ein entsetzlicher Geruch! Wird denn hier niemals sauber gemacht?
KRIMINALBEAMTER: Kommt Ihnen der Geruch nicht bekannt vor?
MUTTER: So etwas Übles habe ich noch nie gerochen, im Leben nicht. Wenn ich daran denke, daß mein Kleiner hier festgehalten wird!
MAMMY: Als Richter dieser Nachtsitzung habe ich zu entscheiden, wo man zusammenkommt.
VATER: Sie – Richter? Ach du lieber Himmel! Ich wette, Sie sind es, die hier putzt und scheuert.
MUTTER: Und nicht mal besonders gut, dem Gestank nach.
MAMMY: Ich hab nicht die ganze Nacht Zeit dafür übrig. (Übergibt den Gummipenis dem Beamten.) Laß die beiden Stinktiere mal fühlen, wie das hier schmeckt.
KRIMINALBEAMTER: Mit Vergnügen! (Haut VATER und MUTTER auf den Kopf.)
VATER: Polizei! Hilfe! Wo bleibt die Polizei?
KRIMINALBEAMTER: Ich bin Kriminalbeamter. Was kann ich für Sie tun?
VATER: Was, Sie? Mit dem Lippenstift und dem Hut?
KRIMINALBEAMTER: Gehört zu meiner Arbeit, Kleiner! (Haut den VATER wieder mit dem Gummipenis über den Kopf.)
VATER: Muttchen, hast du gesehen, was er getan hat? Er hat mich wieder geschlagen!
MUTTER: Na, du warst ja auch nicht gerade sehr höflich zu ihm, Vati.
MAMMY: Also, wenn jetzt noch mal einer von euch 'ne Lippe riskiert, dann laß ich euch beide runterspülen. (Tätschelt ihren Schlüsselbund.) Ich hab die Schlüssel hier, kostet mich gar nichts.
VATER: Das würden Sie nicht wagen. Hörn Sie mal zu, meine fette schwarze Freundin...
MAMMY: Ich bin die beste Freundin, die du hier unten kriegen kannst, und das hast du noch nicht mal verdient.
VATER: (zum Beamten) Und Sie, als Weißer, wie kommt es, daß Sie mit dieser Schlampe unter einer Decke stecken?
KRIMINALBEAMTER: Ich hab was übrig für Pfannkuchen. Und außerdem steh ich etwa genauso niedrig wie sie. Wie wir alle hier unten.

SOHN: Nigger! Du kannst mich nicht richten!
MAMMY: (ein zuversichtliches, heiteres Lächeln auf dem Gesicht. Schalkhaft, verspielt, als wüßte sie alles, könnte sie alles sagen.) Spieglein, Spieglein an der Wand... Wir werden sehen.
MUTTER: Er meint das nicht so, gnädige Frau. *Ich* hab ihm das Wort nicht beigebracht.
MAMMY: Warum habt ihr Honkies so'n Haß auf Schwarz?
SOHN: Schwarz ist der Tod. Schwarz ist das Unbekannte. Schwarz ist schmutzig. Schwarz ist Scheiße.
MUTTER: Ich habe ihn nie vorher so reden hören. Diese Sprache hat er nicht zu Hause gelernt. Ich habe nie so etwas gesagt, und ich durfte mir nie meine Höschen oder mein Kleid schmutzig machen. Und ich habe *sehr* darauf geachtet, daß mein Sohn nett und sauber herumlief, *immer*, genau wie es meine Mutter mit meinen Brüdern und mir gemacht hat.
MAMMY: Weißbrot, was? Und immer weißere Wäsche. Und weiße Zähne, was? Das blendende Weiß, das alles auslöscht. O großer Moby Dick! Kinder, ihr habt es! Und darum sind wir alle hier.
Ihr denkt, daß die Farbe meiner Haut die Farbe von Scheiße ist, he? Na, dann darf ich euch mal erzählen, wo ihr herkommt. Ihr lilienweißen Hundesöhne kommt nicht aus der Luft vom Himmel. Ihr kommt aus demselben dunklen, schwarzen Loch wie wir alle. Innen bin ich auch rosa, und mein Blut ist rot, falls ihr's nicht wissen solltet. Und wenn ich schmutzig bin, dann nehme ich Seife, und der Schmutz geht ab, genau wie bei euch.
VATER: Also ich bin sicher, mein Sohn hatte nicht die Absicht, Ihre Rasse zu beleidigen, Euer Ehren. Ich bin sicher, mein Sohn weiß sehr wohl, genau wie ich, daß viele Neger ihrer Rasse alle Ehre gemacht haben.
MAMMY: Hör auf mit der Arschleckerei!
VATER: Verzeihung, wie bitte?
MAMMY: Sie haben richtig gehört. Bleiben wir bei den Tatsachen.
VATER: Ganz meiner Meinung. Wo waren wir stehengeblieben? Also da muß irgendwo ein Fehler sein. Warum hat man mich und meine Frau hergerufen, mitten in der Nacht? Wenn mein Sohn gegen das Gesetz verstoßen hat... Worum dreht sich's denn überhaupt? Zu schnell gefahren? Falsch geparkt?
KRIMINALBEAMTER: Jungejunge, der is' heiß!

VATER: Wir können doch wie vernünftige Menschen darüber sprechen und die Sache unter uns ins reine bringen. Jeder macht schließlich mal einen Fehler. Und du weißt doch, mein Sohn, daß ich immer zu dir stehe.
(VATER geht auf MAMMY zu, zückt einen Schein aus der Brieftasche. MAMMY haut ihm mit dem Gummipenis auf die Finger.)
MUTTER: (geht auf den Sohn zu, umarmt ihn) Vati und ich, wir haben dich immer lieb gehabt. Du bist das Wertvollste, was wir haben.
SOHN: Es tut mir so leid, daß ihr mich in solch einer Situation sehen müßt. Ich schäme mich schrecklich.
MUTTER: Ach Liebling, was du auch getan hast, so schlimm kann es doch gar nicht sein.
KRIMINALBEAMTER: Wenn Sie erst kapiert haben, wessen Ihr Sohn beschuldigt ist, meine Dame, dann würden Sie vielleicht lieber nicht so in seiner Nähe stehen.

MUTTER: Ganz gleich, was mein Sohn getan hat – ich werde immer zu ihm stehen.
SOHN: Ich schäme mich schrecklich.
VATER: Wir haben immer zu ihm gestanden.
MAMMY: Laßt diese Lügen!
VATER: Was?
MUTTER: Was haben Sie gesagt?
MAMMY: Hört auf mit euren beschissenen Lügen! Ich dulde das hier nicht. Hier, in diesem Nachtgericht, bin ich der Boss. Hier unten wird die Wahrheit gesagt.
VATER: Jaja – natürlich – das wollen wir doch alle, die Wahrheit, oder?
MAMMY: Wir werden sehen.

VATER: Hast du getrunken, Junge? Jetzt sag uns die Wahrheit! Du hast gehört, was die Richterin gesagt hat. Hat man ihn wegen Trunkenheit festgenommen, Euer Ehren? Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses?
MAMMY: »Erregung öffentlichen Ärgernisses« – so könnte man's nennen.
VATER: Also ich bin dafür, daß diese Angelegenheit so schnell wie möglich bereinigt wird. Es ist spät, Euer Ehren. Ich bin sicher, Sie sind auch müde und wollen nach Hause ins Bett.
MAMMY: Ich schlafe nicht viel. Ich bin Nachtarbeiter.
VATER: Na gut. Also denn. Worum dreht sich's in dieser Sache mit meinem Sohn? Erregung öffentlichen Ärgernisses – inwiefern?
MAMMY: Der Beamte X vom Revier X, der die Festnahme vorgenommen hat, wird dem Gericht jetzt vortragen, wie es zu der Festnahme kam und wessen der Festgenommene beschuldigt wird.
KRIMINALBEAMTER: Wie Sie wissen, Euer Ehren, erstreckt sich mein Streifendienst auf den Untergrundbahnhof an der 42. Straße. Als Angehöriger des Sittendezernats, gemeinhin auch »die Sitte« genannt, tue ich hier schon seit einigen Jahren meinen Dienst. Man versucht zwar, hübsche Jungs für diese Arbeit heranzuziehen, aber die meisten halten das nicht aus. Ich weiß, ich bin zwar kein griechischer Gott oder so was, aber'n gutaussehender Penis hilft einem schon ein ganzes Stück weiter bei dieser Art Tätigkeit. Bitte Euer Ehren um Verzeihung, wenn ich das sage.
MAMMY: Das Gericht interessiert sich nicht für das Aussehen von deinem Schwanz. Weiter!
KRIMINALBEAMTER: Jedenfalls ich erkenn'n Perversen auf 'n halben Meter. Das kann ich nun mal, und deswegen haben sie mich auch behalten. Mensch, wir haben schon Typen hier unten gehabt, das kann ich Ihnen sagen. Der Genialste, das war einer, der war auch hier runtergekommen, der stand da unten am Ende vom Bahnsteig, wo nicht so viele Leute sind. Und kaum hat der 'ne alleinstehende Frau geortet, da geht der an die ran und reißt sich den Regenmantel auf. Und da steht er dann, ganz nackt.
MAMMY: Großer Gott! Müssen wir uns das alles mit anhören? Kommen Sie zu Ihrer Aussage!
KRIMINALBEAMTER: Moment mal, jetzt kommt's. Geht ganz schnell diesmal. Was dieser Kerl gemacht hat, das war, der hat sich die

Hosenbeine überm Knie abgeschnitten, und die abgeschnittenen Enden hat er sich mit Gummibändern überm Knie festgemacht. Dann den Regenmantel über, runter in die U-Bahn, und dann – bäng! – nix wie ran. Also das fand ich genial. Echt amerikanischer Erfindergeist. Man stell sich das vor: Flapp! – offen, die große Schau, und flapp! – wieder zu: alles auf einmal. 'ne glatte, saubere Arbeit. Nicht dieses Rumgefummel, erst den Reißverschluß auf, dann das Ding raus und dann das Gefuchtel wie bei einem Amateur. Also so einer hat kein Gefängnis verdient, der verdient'n Orden.

VATER: Der Junge wär'n guter Mechaniker. Ruck-zuck – so einen könnt ich mir in der Garage vorstellen. Sie haben nicht zufällig seine Adresse?

KRIMINALBEAMTER: Schreiben Sie an Sing-Sing.

MUTTER: Vati! Was sind das für Gedanken?

VATER: Du hast ganz recht. Tut mir leid, Mutti.

MUTTER: (zum BEAMTEN) Ihr Mitgefühl ist überwältigend. – Hat man uns in dieses Schmutzloch geholt, bloß damit wir uns die schmutzigen Geschichten dieses Mannes anhören?

MAMMY: Nein, Schätzchen. – Machen Sie weiter, los, fahren Sie fort mit der Beschuldigung, bevor ich Ihnen einen mit meinem Hammer überziehe!

KRIMINALBEAMTER: Warten Sie. Lassen Sie mich noch erzählen, wie ich ihn gefaßt habe. Ich leih mir'n BH aus von meiner Frau, eh? Ganz schön große Dinger, kann ich Ihnen sagen, hab'n Paar Pampelmusen nehmen müssen, um die vollzukriegen.

MAMMY: Sie verkleiden sich also gern. Sind Sie vielleicht so 'ne Art Rüschentunte?

KRIMINALBEAMTER: Gehört alles zu meinem Job, Süße. Geschieht

alles im Rahmen der Bestimmungen. Ein Kriminalbeamter muß bereit sein, alles zu opfern.
MAMMY: Für'n Arsch, ja. Fahren Sie fort.
KRIMINALBEAMTER: Ich also in meinem Aufzug. Hübschen kleinen Strohhut auf meiner blonden Perücke. Bisamkrägelchen. Schickes Wollkleid, ganz körpernah. Bleistiftabsätze. So'n ganz tolles Ding von Handtasche, Kunstleder. Ne Menge Kerle haben sich nach mir umgedreht; können Sie sich das vorstellen?
MAMMY: Ich kann's mir vorstellen.
KRIMINALBEAMTER: Ich kümmere mich ja nicht drum. Aber man sagt doch, daß einer noch lange nicht schwul sein muß, wenn er sich gern mal Frauenkleider anzieht.
MAMMY: Natürlich nicht.
KRIMINALBEAMTER: Na ja, ich seh den Vogel und wackel zu ihm rüber, klappklappklapp. Anlächeln, zuzwinkern, und dann weiter im Takt. Hüftenarbeit. Der Vogel grient los, zeigt die Zähne und dann – bäng! – fliegt der Mantel auf. Ich ihm gleich mit meiner Handtasche direkt eins in die Fresse. Und dann halte ich ihm die Marke vor und nehme ihn in den Griff. Er fängt an zu quietschen wie 'ne Micky-Maus – genau wie der hier heute nacht. Aber der andere hat mir ehrlich besser gefallen. Der hat was drauf gehabt.
VATER: Mein Sohn ist doch kein ... kein ...?
MUTTER: Ach Vati, sag's nicht!
KRIMINALBEAMTER: Exhibitionist? Nee, da ist Ihr Sohn anspruchsvoller. Stimmt's, Sonnyboy?
SOHN: Mir wird schlecht.
MUTTER: (hält sich die Ohren zu) Ich will nichts davon hören.
MAMMY: Nehmen Sie die Hände runter, oder es setzt wieder was. – Zeuge, zu den Anschuldigungen bitte!
KRIMINALBEAMTER: Tja, diese Klappe hier und dann die andere drüben im Bryant Park, das sind die beiden am meisten von Schwulen verseuchten öffentlichen Bedürfnisanstalten in ganz New York. Und zwar haben wir herausgefunden, durch Tests, daß die Kunden vom Bryant Park – tja, ne Menge von diesen weißen Tunten stehn auf 'nem schwarzen Schwanz, ganz einfach, so is das nu mal. Also haben wir nichts als Schwarze da im Dienst, als Beamte, da an den Pissoirs. Und jetzt haben wir die Situation da so ziemlich unter Kontrolle. Wir haben ganz einfach zwei Beamte an der Arbeit, links und rechts von jedem

freien Becken, so daß, wenn einer Tunte oder einem richtig Perversen der eine da nicht gefallen hat, er immer noch auf den andern zurückgreifen konnte. Der Erfolg ließ auch nicht auf sich warten. Die Festnahmequote ist enorm gestiegen. In *der* Klappe hat man immer seinen guten Schnitt gemacht.

Kurz und gut, ich wie immer auf dem Posten, auf dem Bahnhof. Mache meine Runden. Alles läuft super, also gucke ich hier mal rein, mal nachsehn. Treffe ein paar Typen an, unter anderm den hier. Er steht da am dritten Pißbecken links vom Eingang. Erster Verdacht: enge Hosen.

MAMMY: Teufel noch mal, ich trage weite Schlüpfer. Was beweist das?

KRIMINALBEAMTER: Moment! Zweiter Verdacht: Wie der immer zu den anderen Kerlen rüberschielt. Dritter Verdacht: Er *pißt* gar nicht. Ich warte, bis ich dran bin, gucke in'n Spiegel, zieh mir die Lippen nach (hab immer'n Stift in der Brusttasche für solche Notfälle), mach mir die Haare zurecht, so'n bißchen durcheinander und so weiter, bis schließlich alle andern raus sind, und wir sind allein. Ich also lässig rüber zum Nachbarpissoir, Hose auf – und dabei lächle ich ihn an, zwinkere ihm zu (die alte Eins-zwei-drei-Masche). Alles Routine. Zuerst guckt er ganz überrascht und dreht sich weg. Und ich sehe, wie seine Augen rumflitzen, als säße er in 'ner Falle und wüßte nich mehr weiter. Und der Adamsapfel rutscht ihm rauf und runter, als ob er schlucken müßte oder am Ersticken wäre. Ich tu so, als ob ich wichse, nur mal sehn, wie er reagiert, und schmeiße ihm dabei wieder so einem Blick zu.

Da guckt er sich schnell um, zur Tür rüber und zu den Toiletten, und streckt die Hand aus. Und die Hand zittert wie'n Hund, der Rasierklingen scheißt. Und dann hat der Angeklagte vorsätzlich besagtes Glied gestreichelt und massiert, bis es beim Zeugen zu einem Querständer kam.

MAMMY: Querständer! Verdammt, was ist denn ein ›Querständer‹?

KRIMINALBEAMTER: 'ne schwachgradige Erektion ist das.

MAMMY: Gott! Weiter, Junge, weiter!

KRIMINALBEAMTER: Dann bückte sich der Angeklagte, warf noch einen Blick zur Tür, und als er niemand sah, umschloß er mit den Lippen den Kopf des Penis des Zeugen und küßte ihn mehrere Male.

MAMMY: So daß'n hochgradiger Querständer draus wurde, he?

VATER: Mein Sohn? Sehn Sie doch, das muß ein Irrtum sein...

MUTTER: Nicht unser Kleiner!
KRIMINALBEAMTER: Augenblick! Das ist noch nicht alles. Passen Sie auf! Als er es getan hatte, so daß ich dachte, ich kann losschießen...
MAMMY: Losschießen – was?
KRIMINALBEAMTER:... greife ich in meine Manteltasche und hole mir meine Marke raus und halte sie ihm zwischen die Augen. Mein Gott, ich denke, ich werd nicht wieder, ich könnt mich jetzt noch naßpissen vor Lachen. (Er lacht.) Es haut mich jedesmal wieder genauso um. Ich meine, ist ja auch komisch. Ich meine – sehn Sie mal – dieser Perversling zuckt zurück, setzt sich mit dem Hintern praktisch in'n Dreck. (Sie knien sich nämlich in der Regel nicht, weil sie Angst haben, sie machen sich die Hosen schmutzig.) Die Augen fallen ihm bald aus dem Kopf, vor allem, als ich ihm die Marke vorhalte. Der ist genau wie alle andern. Zuckt zusammen, als hätte ich ihn geschlagen oder so, und springt auf. Hebt die Hand an den Mund, taumelt und klatscht gegen die Wand. Und die Angst in seinem Gesicht! Angst? Ist überhaupt kein Ausdruck. Ach, soviel Schiß haben nur diese Schwulen in der Hose, wenn man sie geschnappt hat.
»Ich will keinen Ärger«, flüstert er. »Wenn meine Eltern das rauskriegen! Ich hab 'ne Freundin. Ich will keinen Ärger.« Also in meinen Augen stimmt was nicht mit so'm Kerl, der sagt, er hat 'ne Freundin, und dann hängt er in so'ner Klappe rum. Außerdem ist er ein ziemlicher Anfänger (und ich möchte, daß das ins Protokoll aufgenommen wird) – er hat's nämlich nicht gut gemacht. Kam mir vor wie'n schwuler Trottel.

Und da hier die Wahrheit gesagt werden soll, Euer Ehren, also ich hab das Schwein ein bißchen in die Mangel genommen, geb ich gern zu. Ich geb auch zu, daß es mir ausgesprochen gut tut, daß es mich

innerlich sehr beruhigt, 'ne schwule Sau zusammenzuschlagen. Zuerst hab ich ihm einen flach ans Kinn verpaßt, und dann noch mal mit der Handkante in die Nieren. He, Muttchen, wolltest doch wissen, woher der Riß in der Jacke kommt. (Zum SOHN) Erzähl's ihnen los, mach schon!
SOHN: Ich hab versucht abzuhauen.
KRIMINALBEAMTER: Versucht abzuhauen! So ein Idiot. Mir ist noch kein schwuler Hund durch die Lappen gegangen. Mir entkommt niemand.
VATER: Ich kann's gar nicht glauben. Unser Sohn?
MUTTER: Unser Kleiner? Das muß ein Irrtum sein.
VATER: (zum SOHN, verzweifelt) Sag mir, daß es nicht wahr ist! Sag es mir! Nichts ist gewesen, stimmt's? Sag!
(Der SOHN bleibt stumm.)
KRIMINALBEAMTER: Kein Irrtum, Herrschaften, fragt ihn doch.
VATER: Ist es wahr, was dieser Mann sagt?
(Der SOHN schweigt weiter.)
VATER: Du undankbarer Hundesohn! Ich hab dich ernährt. Ich hab dich gekleidet. Ich habe Zigarren verteilt, als du geboren warst. Ich habe schwer für dich gearbeitet. Ich habe 8000 Dollar in deine Erziehung investiert. Aus dir sollte etwas werden, etwas, wozu ich es nicht gebracht hatte. Du hattest alle Chancen, die ein Junge nur haben kann. Aber nein du – du hast deine Zeit darauf verwendet, männliche Geschlechtsteile in öffentlichen Bedürfnisanstalten zu lecken.
MUTTER: Vati, denk an dein Herz!
MAMMY: (kichernd) Wenn er eins hat.
SOHN: Es tut mir leid, daß ihr mich an so einem Ort wiederseht. Es tut mir leid, daß ich euch Ärger gemacht habe.
MUTTER: Also ich glaube das einfach nicht. Unser Sohn würde so etwas einfach nicht tun. Er hat sich nie wie ein Mädchen benommen. Er hat sich immer für Mädchen interessiert. Er ist tanzen gegangen, in der Schule und auf dem College. (Zum BEAMTEN) Er hat sich nie als Frauenzimmer zurechtgemacht wie Sie.
KRIMINALBEAMTER: Seien Sie vorsichtig, Madame. Ich habe gesagt, daß das nicht heißt, daß ich pervers bin.
MUTTER: Ich weiß nicht, wie Sie es dann nennen wollen.
MAMMY: Ruhe im Gericht! Sie können dem Jungen die Handschellen abnehmen. Sieht nicht so aus, als würde er weglaufen.

(Der BEAMTE schließt die Handschellen auf und läßt den SOHN frei.)
MAMMY: Die drei Angeklagten stehen hier, weil sie einen Akt der Sodomie begangen haben sollen...
VATER: Drei Angeklagte? Einen Akt der was?
MAMMY:... begangen an dem Zeugen, dem Kriminalbeamten X von der Sittenpolizei in Ausübung seiner Pflicht als Beamter in dieser Herrentoilette in diesem Untergrundbahnhof an der 42. Straße.
VATER: (tritt an den Drahtkorb heran) Aber ich bitte Sie! Drei Angeklagte? *Sodomie*? Meine Frau und ich?
MAMMY: Und Ihr Sohn. Treten Sie zurück und benehmen Sie sich, oder ich lasse Sie in die Toilette werfen.
VATER: Jetzt hören Sie mal zu, ich zahle hier Steuern in dieser Stadt. Ich bin Automechaniker. Ich gehe in die Kirche.
MUTTER: Aber nur zu Ostern, Vati.
SOHN: (vornübergebeugt, den Kopf zwischen den Händen) Aufhören!
VATER: (zum SOHN) Jetzt hör mal zu, du mieser Schwächling. Es ist deine Schuld, daß wir hier sind. Wenn du ein Mann wärst, dann wären Mutter und ich nicht hier, zu dieser unmöglichen Stunde, um dich rauszuholen, gegen Kaution, wenn es sein muß. Ich habe dir eigentlich schon immer so was zugetraut. Mit dir war irgendwas nicht in Ordnung. Wenn ich daran denke, daß *mein* Sohn sich zu einer derart schmutzigen Handlung hergeben konnte! Ich muß langsam annehmen, die haben uns in der Klinik den falschen gegeben, Mutter. Anders kann ich's mir nicht erklären.
SOHN: Aufhören!
MUTTER: Liebling, paß auf, was du sagst.
VATER: Tut mir leid, Mutter.
MAMMY: Reicht das jetzt?
VATER: Ich versuche mich zusammenzunehmen, Euer Ehren.

MAMMY: Dann zurück zu den Beschuldigungen. Wie bereits festgestellt, sind Sie drei hier, weil Sie...
VATER: Jetzt aber Schluß damit!
MAMMY: (zum BEAMTEN) Gib ihm eins drauf!
(Der KRIMINALBEAMTE versetzt dem VATER einen Schlag. Der VATER sackt gelehrig in MUTTERs Arme.)
MUTTER: Kannst du denn nicht den Mund halten?
MAMMY: Sie drei sind angeklagt, einen Akt der Sodomie an dem Beamten X von der Sittenpolizei an dem dritten Urinal links vom Eingang in dieser Herrentoilette in diesem Untergrundbahnhof in der 42. Straße verübt zu haben. Der Zeuge sagt aus, Sie drei hätten vorsätzlich sein Glied gestreichelt, bis er eine mäßige Erektion erreichte, und sagt, daß die Angeklagten sich dann gebückt hätten, indem sie erst zur Tür gesehen hätten, zu dieser Tür da, und dann hätten die Angeklagten die Lippen über den Kopf des Penis des Zeugen gestülpt und ihn mehrfach geküßt.
MUTTER: Mir wird schlecht.
VATER: Ich kann's nicht glauben. Was ist, wenn meine Jungs in der Garage Wind davon kriegen. Was ist, wenn das in der Nachbarschaft durchsickert? Ich verliere mein Geschäft. Wer will schon seinen Wagen von einem reparieren lassen, dessen Sohn... Wir werden umziehen müssen. Kommt das in alle Zeitungen?
MAMMY: Nur in die Nachtausgaben.
MUTTER: Aber was wird mit unserem Jungen?
VATER: Du Hundesohn! Wie konntest du das deinem Vater antun? Falls ich tatsächlich dein Vater sein sollte. Nach dem, was ich hier heute abend gehört habe, muß ich stark daran zweifeln.
MUTTER: Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen! Ich habe nie einen anderen gekannt als dich.
VATER: Ich wollte sagen, vielleicht ein Irrtum der Klinik. Einmal das falsche Armband, und schon ist es passiert.
MAMMY: Ganz gleich. Schwule werden nicht im Himmel geboren, sie werden von Mamas und Papas gemacht. Mutter und Vater sind der Beihilfe und Anstiftung angeklagt.
SOHN: Aufhören!
VATER: Aber wir waren zu Hause, in unseren Betten. Wie können Sie uns dafür verantwortlich machen, was unser Sohn getan hat? Gott, er hat mich ruiniert!

SOHN: Ich kann gar nicht verurteilt werden.
KRIMINALBEAMTER: Halt's Maul!
SOHN: Sie können mich nicht verurteilen.
KRIMINALBEAMTER: Soll ich der schwulen Drecksau eins verpassen, Eurer Ehren?
MAMMY: Nicht bevor er sein gerechtes Verfahren gehabt hat.
KRIMINALBEAMTER: Sagen Sie mir Bescheid, wenn ich soll, Euer Ehren.
MUTTER: Wie können Sie es wagen, meinen Sohn einen Ho..Ho..Homo zu nennen?
KRIMINALBEAMTER: ›Homo‹? Mann, ist die von gestern!
SOHN: Ihr könnt mich nicht verurteilen.
KRIMINALBEAMTER: Soll ich ihm in die Eier treten, Euer Ehren?
MAMMY: (lachend) Wenn er welche hat.
KRIMINALBEAMTER: Das ist prima. Euer Ehren: »Wenn er welche hat.« Ha ha! *Der* steht auf Blasen, da können Sie sich drauf verlassen. (Fummelt an sich herum)
MUTTER: Ich kann bezeugen, daß er ... so was hat.
VATER: Mutter!

MUTTER: Habe ich ihn nicht als Kind gebadet? Ich muß es doch wissen. (Träumerisch) Wie eine Rosenknospe.
MAMMY: Na gut, also weiter! Ihr habt jetzt Gelegenheit, zu eurer Verteidigung zu sprechen. O.K. Süße, Ladies first. Wollen mal sehn, was du zu sagen hast. Und mach's kurz.
MUTTER: Ich sehe nicht ein, warum ich mich verteidigen soll. Was habe ich denn getan?
MAMMY: (gibt dem BEAMTEN den Gummipenis) Rühr sie mal an mit

dem Zauberstock. Oder besser, laß sie alle das Gummi noch mal schmecken!
(Der BEAMTE schlägt MUTTER, VATER und SOHN auf den Kopf, gibt den Gummipenis an MAMMY zurück.)
MAMMY: Und jetzt die Wahrheit, Süße, und nichts als die Wahrheit!
MUTTER: (zum VATER) Wie ich dein Grunzen gehaßt habe, wenn du auf mir warst.
VATER: Und du: wie ein Brett beim Ficken.
MUTTER: (hält sich die Ohren zu) Oh!
VATER: Wenn du wenigstens ab und zu mal gewackelt hättest.
SOHN: Nachts habe ich euch immer gehört. Geflüster und das Quietschen des Bettes; die Dunkelheit, das Schweigen über dem Haus. Mein Herz hämmerte vor Ekel und Begierde. Ich hatte einen Steifen.
KRIMINALBEAMTER: Auf wen warst du denn scharf?
VATER: Du kleine Ratte. Ich hab mich immer gefragt, was du mitgekriegt hast davon.
SOHN: Ich habe nur das Schweigen mitgekriegt. Das Schweigen, das auf unserem Haus lastete wie ein Felsbrocken; all das, was nicht zur Sprache kam; was nicht geschah. Wir waren am Ersticken, am Sterben. Warum haben wir nicht gesprochen? Eine einzige Geste! Eine Bewegung nur! Ich sah euch nicht, ich hörte euch nicht. Ich sah euch an, und es war, als wärt ihr Fremde. ICH WEISS NICHT, WER IHR SEID!
Mein ganzes Leben eingefangen zwischen euch Krücken als Eltern. Dabei hätt ich aus 'ner Million anderer Gebärmuttern kommen können, von 'ner Million anderer Schwänze.
MAMMY: Das bleibt sich gleich.
VATER: Jetzt paß aber auf, du Undankbarer. Du solltest dich hinknien und uns danken, deiner Mutter und mir. Und deinem Herrgott... (momentweise überwältigt von der Parallelität der Situation)... dich bükken und...
MUTTER: Macht mich ganz kribblig, wenn ich daran denke.
SOHN: Hast du denn Vati nie einen abgelutscht?
MUTTER: Was?
SOHN: Sag die Wahrheit. Sag doch einmal die Wahrheit!
MUTTER: Niemals! All diese häßlichen blauroten Adern.
VATER: Moment mal! Einmal doch. Wir hatten Silvester gefeiert ... Sekt – du hast noch nie viel Sekt vertragen.

MUTTER: Ich hab nur mal einen Kuß drauf gegeben. Einmal. Weil du mich dazu gezwungen hast. Mir wird heute noch schlecht, wenn ich daran denke. Ich hab's getan, weil ich beschwipst war. Und du hast mich dazu gezwungen.
VATER: (zum SOHN) Dein bester Freund hat damals die Nacht bei uns verbracht. Jetzt erinnere ich mich! Ich habe an deiner Tür gehorcht, auf dem Weg zu unserem Schlafzimmer. Ich hab's durch die Tür gehört, wie ihr euch gebalgt habt. Zuerst dachte ich, ihr macht gerade'n Ringkampf. Ich hielt das Ohr dicht an die Tür, und da wußte ich, womit ihr beiden beschäftigt wart. Mit Schwulereien. Aber ich wollte es nicht wahrhaben. Sie machen bloß'n Ringkampf, hab ich zu mir gesagt; bloß'n Ringkampf.
MUTTER: Kein Wunder, daß du erregter warst als sonst, als du in der Nacht zu mir ins Bett kamst. Es war also nicht nur der Schampus.
VATER: 'n Ringkampf. Das ist'n männlicher Sport. (Umkreist SOHN in Angriffsstellung.) Komm, du Homo! Komm, wir ringen. Los, komm! (VATER und SOHN greifen einander an. Der VATER nimmt den SOHN in den Schwitzkasten und drückt ihn zu Boden.)
MUTTER: Mach dir nicht die Hosen schmutzig! (Träumerisch) Samthaut... nein, wie war das? Nicht Samt. Gibt kein Wort dafür. Heißer Strahl, der mir in die Kehle schoß – zum Ersticken. Schmeckte wie Alka Seltzer. Wie schön es war, dich im Schoß zu halten und dir in die Augen zu sehen! Es war, als ob sich eine andere Welt auftäte, eine Welt der Unschuld. Eine Welt ohne Worte. So friedlich. (Zum VATER) Ich konnte dir dann fast verzeihen. (Zum SOHN) Aber dann wurdest du größer. Deine Augen verschlossen sich vor mir. Du rochst schlecht. Du kriegtest Haare. Und deine Bettlaken – immer fleckig.
SOHN: Ein Krake. Ein harmloses kleines Ding, das du im Schoß halten konntest, das nicht wachsen sollte. Gewalt darüber haben. Mich zwischen euch ausspielen. Laufen lassen: *Das* ist Liebe!
MUTTER: Aber ich habe dich geliebt.
SOHN: Auffressen hättest du mich können vor Liebe. Wie wär's denn jetzt mit 'nem kleinen Happen?
MUTTER: Mein Herz tut mir weh. Mir ist so übel.
MAMMY: Ihr habt alle ganz schlechte Herzen, wenn ihr mich fragt.
VATER: Das wird mir aber allmählich zuviel, du schwarze Hexe! Was haben Mutter und ich getan, daß wir vor Gericht gezerrt werden?
KRIMINALBEAMTER: Der *steht* auf Blasen. Wie der Vater, so der Sohn.

Soll ich'n mal rausholen, Euer Ehren?
MAMMY: Wer will schon deinen verbeulten Pimmel sehen. Zur Sache!
VATER: Ich sehe nicht ein, warum man uns mitten in der Nacht hierherholt...
MAMMY: So spät ist es gar nicht.
VATER:... aus dem warmen Bett reißt, um uns zum Narren zu halten. Soll das ein Witz sein?
MUTTER: Über mir sein Grunzen – ich war froh über die Unterbrechung, froh, als der Anruf kam und er seinen Wanst voller Eingeweide von mir nahm. (Zum SOHN) Du verstehst mich. Du verstehst, was das für mich bedeutet hat, all diese Jahre, in denen er mich behandelt hat wie ein Tier, wie ein Ding mit einem Loch drin, wo man sich drauflegt. Nur 'ne Putzfrau. Ohne daß er je einen Gedanken darauf verschwendet hätte, wie mir dabei zumute ist.
SOHN: Du wolltest es so. Du hattest ihn unter deiner Fuchtel mit deinem Loch da, und er mußte kuschen. Ich wünschte, ihr wärt beide tot. Dann könnte ich anfangen zu leben.
MAMMY: Worauf wartest du?
SOHN: Eh?
MAMMY: Töte sie jetzt und begrabe sie!
MUTTER: Sie können doch nicht im Ernst...!
VATER: Was für ein Gericht ist das denn: fordert zum Mord auf?! Und an den eigenen *Eltern*!?
MAMMY: Warum nicht? Dafür sind wir da: Etwas sterben zu lassen, damit etwas anderes leben kann. Ihr seht beide ziemlich nutzlos aus. Ich meine, Spaß beiseite, was habt ihr getan außer Autos reparieren, das Haus saubermachen, essen, schlafen, scheißen, eure Achselhöhlen desodorieren und zwischen euch irgendwie diesen Jungen hier rausquetschen?
VATER: Und du, meine feine schwarze Freundin, was tust du? Du siehst auch ganz verdammt lächerlich und nutzlos aus, wie du da mit dem Ding in der Hand auf dem Abfallkorb mitten in diesem Dreckloch hockst.
KRIMINALBEAMTER: Er redet schon wieder über seine Frau, Eure Negerhoheit, eh?
MUTTER: Ich bin nicht hierher gekommen, um mir meinen Körper beleidigen zu lassen.
MAMMY: Ach Kleines, deinen Körper hat man beleidigt, seit dir der

Doktor den ersten Klaps auf den Po gegeben hat. Du bist hier, damit dein Urteil gefällt werden kann – und das wird es, verlaß dich drauf.
VATER: Ich habe mein Leben lang schwer gearbeitet. Ich habe meine eigene Garage. Noch zwei Raten wegen der Hypothek, und das Haus gehört mir.
MUTTER: Gehört uns, Vati.
VATER: Ich bin ein geachteter und verantwortungsbewußter Bürger meiner Gemeinde. Was mein Sohn getan hat, dafür muß er selber gradestehn.
MAMMY: Eben hast du noch gesagt, du würdest für deinen Sohn einstehn. Was bist du doch für ein großer Haufen Scheiße.
MUTTER: Obwohl ich das Wort nie in den Mund nehmen würde, ich muß ihr recht geben, Vati.
VATER: Ich habe niemals – niemals gewußt, daß du mir gegenüber so fühlst.

MUTTER: Du hast mich nie gefragt. Du hast mich überhaupt nie etwas gefragt. Nicht was ich fühlte, nicht was ich dachte. Nicht einmal *angesehn* hast du mich. Ich, das war ein Loch. Ich, das waren Hände zum Kochen und Saubermachen. (Zum SOHN) Aber dich – dich habe ich geliebt.
SOHN: Laufen lassen, *das* ist Liebe.
KRIMINALBEAMTER: Was soll dieses ganze *Liebes*gequatsche? Ihr redet alle, als ob ihr Arschlöcher aus Papier wärt.
SOHN: Was verstehn denn Sie davon?
KRIMINALBEAMTER: Ach wie witzig. Soll ich ihm den Riemen geben, Euer Ehren?
MAMMY: Kein'n Sadismus bitte!
KRIMINALBEAMTER: Eh? Wieso?

SOHN: Weil du nichts weiter bist als ein Sadist, der dafür bezahlt wird, daß er sich mit offener Hose in öffentlichen Klappen rumtreibt und kleine schwule Jungen angelt.
KRIMINALBEAMTER: Sicher. Man lebt davon.
SOHN: Du bist'n Schwuler, den sie umgekrempelt haben.
(BEAMTER macht eine Bewegung auf den Sohn zu, will zuschlagen.)
MAMMY: (schnell) Vielleicht gehörst du auch vor dieses Gericht.
KRIMINALBEAMTER: Laßt den Quatsch! Wie kann man'n Bullen vor Gericht stellen? Er vertritt das Gesetz auf der Straße. Dies Gericht, das ganze Gequatsche –: blöde Witze!
MAMMY: Sie haben recht, Zeuge.
(Der BEAMTE strahlt zufrieden. Greift sich MAMMYs Gummipenis, steckt ihn sich zwischen die Beine, reitet auf seinem Steckenpferd in der Toilette herum, singt:)
KRIMINALBEAMTER: Sam, Sam, der Toilettenmann,
Er ist der Erste vom Scheißhaus-Clan,
Er hebt das Papier auf,
Er muß die Fliesen kehren
Und hört, wie Musik, die anderen sich den Bauch entleeren.

MAMMY: Ruhe im Gericht, du Stinker! Oder ich richte dich auch noch!
KRIMINALBEAMTER: Leck mich am Arsch, Eure Negerhoheit! Einen Bullen kann man nicht richten. Ist das nich'n Heuler?
(Der BEAMTE macht, den Gummipenis zwischen den Beinen, drohende Bewegungen gegen MUTTER, VATER und schließlich den SOHN.)
KRIMINALBEAMTER: Komm schon! Wie wär's noch mal auf die schnelle, alter Blasebalg!
(Der SOHN dreht sich zur Wand.)
MAMMY: Gib mir meinen Hammer wieder, du Pißnelke!
KRIMINALBEAMTER: Is das'n Richter! Kennt nicht mal den Unterschied zwischen ei'm Hammer und 'nem Gummischwanz.
MAMMY: Ich weiß, das Träumen Wachsein heißt, und Wachsein Schlafen. Ich weiß, daß zwischen Schwarz und Weiß nur ein Schrittchen ist. Und mehr brauch ich nicht zu wissen.
(Mit einer Verbeugung überreicht der BEAMTE MAMMY den Gummipenis.)
MAMMY: Wir wollen jetzt fortfahren. Ihr geht mir alle schon ziemlich

auf die Nerven. Ich muß noch woandershin. Sprecht jetzt. Und zwar nichts als die Wahrheit.
SOHN: (zum VATER) Warum hast du mir nicht geholfen, ein Mann zu werden?
MUTTER: Er war selber keiner. Er dachte ficke-ficke, und das wäre alles. Er liebt seine Autos. Er streichelt ihre Stoßstangen. Er hätschelt ihre Motoren. Er ist selbst eins geworden.
VATER: Sie bewegen sich wenigstens, wenn man aufs Gas tritt. Ach Mensch, was latschst du mir auf die Bremse.
(MUTTER und VATER setzen Negermasken auf.)
MUTTER: (mädchenhaft kichernd) Oh, Daddy!
VATER: Ich bin'n dicker schwarzer Rammbock, und ich will dich ficken, wie du noch nie gefickt worden bist.
MUTTER: Mach, Daddy, mach!
(VATER jagt MUTTER.)
KRIMINALBEAMTER: Na endlich!
SOHN: Mann! Ich bin halb verhungert. Ich hab wirklich riesigen Hunger. Ich träume von dicken rosa Schinken und eingemachten Erdbeeren. Träume von Liebesfesten und eisgekühlten Früchten und Wein; und alles stimmt und ist friedlich.
KRIMINALBEAMTER: Warum leckste nich deine Mutter? Mußt fertig werden mit deinem Votzenkomplex.
VATER: (zum BEAMTEN) Kannst'n Vierteldollar wechseln, Meister?
KRIMINALBEAMTER: Was?
VATER: Mutter und ich brauchen Kleingeld für die Toilette. Wir wollen allein sein.
KRIMINALBEAMTER: Für so'n dreckigen alten Furz biste ziemlich pingelig.
VATER: Mutti und ich, wir sind sauber aufgewachsen.
(Der BEAMTE wechselt VATER das Geldstück. MUTTER und VATER, immer noch mit schwarzen Masken, begeben sich in eine der Kabinen, wo man sie hinter der geschlossenen Tür lachen, rangeln, babytalken usw. hört.)
MAMMY: (zum SOHN) Und was brauchst du?
SOHN: 'ne dicke fette scharfe Niggermammi. Jedes kaputte weiße Kind sollte 'ne Niggermammi haben. Und jedes Niggerbaby braucht 'ne weiße Mammi. Dann käme alles in Ordnung.
MUTTER: (durch die geschlossene Toilettentür, von Kichern unter-

brochen) *Ich* hab dir das Wort nicht beigebracht. Zu Haus hieß es immer *Neger*. Wir hören zu, Liebling!
SOHN: Du verstehst gar nichts.
VATER: (ebenfalls durch die Tür, grunzend) Du wärst heute nicht da, wenn's deine Mutter nicht gäbe – und mich natürlich.

SOHN: Das stimmt. Ich würde nicht hier in diesem vollgepißten Scheißhaus stehn...
MUTTER: Paß auf, was du sagst. Es sind Damen anwesend.
SOHN: Ich wollte, ich wäre nicht hier. Ich wollte, alles wäre anders. Es müßte einen Tierschutzverein geben für Kinder.
(MUTTER und VATER kommen aus der Toilette, bringen ihre Kleidung in Ordnung, glätten sich die Haare. Sie nehmen die Masken ab.)
MAMMY: (zum SOHN) Was willst du?
SOHN: Weihnachten – Friede auf Erden.
KRIMINALBEAMTER: (brüllt vor Lachen) 'ne kurze Gedichteinlage, Euer Negerehren? Eins nur, bei *der* Gelegenheit!
MAMMY: Aber nur eins!
KRIMINALBEAMTER: (zum SOHN)

Wenn der Weihnachtsmann seine Eier
an den Tannenbaum hängt,
er ganz bestimmt an dich dann denkt.
Ein unbekannter Dichter.

SOHN: Es kotzt mich an, wie man sich und seinen Körper haßt. Wie wir alle voller Haß gegen uns selbst sind. Wie wir alles Lebendige um uns schlechtmachen. Warum sind wir solche Lügner? (Zu MUTTER und VATER) Warum habt ihr mich belogen? Warum habt ihr nichts gesagt? Leben ist etwas anderes.
MAMMY: Weißt du, was dir fehlt, mein Sohn? Dir fehlt der Sinn für

Humor. Schreien kannst du – du mußt lachen lernen. Du mußt stehen lernen. Hör auf zu knien. Nach Ansicht dieses Gerichtes haben diese beiden, bekannt als dein Vater und deine Mutter, dir die Männlichkeit gestohlen.
SOHN: Man hat mich bestohlen! Hilfe! Polizei! Nehmen Sie diese Leute fest! Man hat mich bestohlen.
KRIMINALBEAMTER: Ich bin Polizeibeamter. Kann ich irgendwie helfen?
VATER: Dich hat man bestohlen? Und wo sind meine Enkel, du undankbares Schwein?
SOHN: In Kleenextüchern und fremden Männern.
(SOHN streckt die Hand nach dem VATER aus.)
SOHN: Warum warst du nicht fähig, mich zu lieben?
VATER: Faß mich nicht an! Schwule Sau!
MUTTER: Als ich ein junges Mädchen war, da gab es eine Wiese. Ich liebte sie sehr. Es war eine Art Abhang, der sich grün im Sonnenlicht bis in den Himmel erstreckte. Ich wollte mich hinwerfen und immer nur rollen und rollen im Gras...
MAMMY: Ja und?
MUTTER: Ich hab's nie getan.
MAMMY: Warum denn nicht?
MUTTER: Ich hatte zu große Angst...mir mein Kleid schmutzig zu machen.
MAMMY: Das war nicht der einzige Grund.
MUTTER: Nein. Ich hatte Angst, man würde meine Unterwäsche sehen.
MAMMY: Und?
MUTTER: Und würde schlecht von mir denken, wenn man mich da so rollen sähe. Und dann hieß es immer: Nicht anfassen! Das ist schmutzig!
MAMMY: Und ist es das?
MUTTER: Ja – o ja! Aber ich war ein braves Mädchen.
MAMMY: So?
MUTTER: Mutter war so stolz, weil ich nur zwei Stück Toilettenpapier nahm. Sie schimpfte immer meine Brüder aus: Sie wollte, daß sie so sauber *und* so sparsam wären wie ich.
VATER: Mutti und ich sind das Salz der Erde.
MAMMY: (zum VATER) Hast du dir je einen abgewichst?

VATER: Ich – niemals!
MAMMY: Du lügst.
VATER: So was Schmutziges – niemals! Ich wollte ein tüchtiger und erfolgreicher Automechaniker werden. Beides gleichzeitig ging nicht.
MAMMY: Du wast also nicht normal.
VATER: Ich habe mich kalt abgeduscht. Hab Wanderungen unternommen.
MAMMY: Nehmen Sie auf ins Nachtprotokoll: Als Masturbant unternormal.
VATER: Ich und unternormal? Na, Kleine, da solltest du mich mal beim Akt erleben. (Zum SOHN hin gestikulierend) Der da, der ist es, der abartig ist.

SOHN: (zum VATER) Du hast dich immer nur um deine Autos gekümmert und ums Geldverdienen. Um deine spießigen Bürstenschnittvorstellungen, was es heißt, ein Mann zu sein! Jedesmal, wenn du den Mund aufmachst, fliegt Staub raus. Warum konntest du mich nicht so anfassen wie deine Motoren, die du gestreichelt hast? Immer mit dem Kopf unter der Motorhaube von irgendeinem Wagen, immer das neueste Modell, Jahr für Jahr; versteckt unter Schmieröl und Maschinenteilen. Warum hast du mich ihr überlassen? Ich will dir was sagen: Ich weiß jetzt, warum manche Kinder ihre Eltern umbringen.
MAMMY: Und umgekehrt.
VATER: (zum SOHN) Ich wünschte, du hättest dich mit Motoren beschäftigt. Das ist was Männliches. Hätt'n Mann aus dir gemacht.
SOHN: (verächtlich) Einen wie dich.
VATER: Du unverschämtes Schwein!
SOHN: Seien wir doch ehrlich: Das Beste und Schlimmste, das du je für mich getan hast, das war, als du mich in meine Mutter gepflanzt

hast. Und um die Wahrheit zu sagen: Das war wahrscheinlich das einzige Mal, daß ich dir zu einem richtigen Vergnügen verholfen habe.
VATER: Nach dem, was ich heute abend festgestellt habe, kann ich dir nur recht geben.
MUTTER: Mir hat's bestimmt keinen Spaß gemacht.

SOHN: Diese merkwürdige Einsamkeit des Fleisches hier in Amerika. Ich berühre es nur aus sexueller Not. Es läßt mich irgendwie immer noch einsamer zurück. (Wie im Traum) Rauch von Holzfeuer in seinem Haar. Seine harten Hände sanft auf meinem Rücken. Der Geschmack seines Samens, kühl und stark. Die schwarze Nacht, ganz dicht an die Fenster gedrückt. Ich konnte das dunkle Wasser an den Strand schlagen hören. Als es vorbei war, saßen wir auf dem Rand der Schlafbank und hielten uns in den Armen. Ein verrückter Frühling war das, richtiges Aprilwetter, und die Hütte so kalt, daß er Gänsehaut kriegte. Ich brachte das Feuer zum Lodern und preßte mich an ihn. Seine Hände sanft auf meinem Rücken. Geist meines lieblosen Vaters. Seine Hände wie die meines Vaters, die Motoren streicheln, aber bei meinem Vater immer ohne Fleisch.
Ich ging mit allen mit, Nacht für Nacht, bis zum Morgen, kopflos von all dem Schnaps und aufgeputscht von Pillen. Auf der Jagd nach meinem eigenen amerikanischen Traum von den schwieligen, ölverschmierten Händen, die nicht berühren konnten. Ein Sohn, zerbrochen, verloren, auf Abwegen, in der Unterwelt seiner Einsamkeit, seiner Ängste und Ausflüchte. Die Frau seiner Träume irgendwo in ihm selbst verschüttet, in den Tunneln und Höhlen seiner selbst.

KRIMINALBEAMTER: Heilige Scheiße.
VATER: Alles poetischer Humbug! Gedichte, das ist was für Memmen.
MUTTER: So oft, daß ich etwas berühren wollte ...
SOHN: (zum VATER) Berühr mich! Küß mich!
VATER: (weicht beunruhigt zurück) Ich kann nicht. Ich muß immer daran denken, was dein Mund getan hat.
SOHN: Ich will sterben.
VATER: Gott wird mich wahrscheinlich erschlagen, wenn ich das sage; aber ich würde dich lieber tot sehen als so.
SOHN: (zur MUTTER) Und du mit deinen endlosen Träumen von Negern, die dir nachjagen. Einfach verrückt drauf, von so 'nem großen Niggerbock gefickt zu werden. Hab ich recht? »Brave Mädchen tun es

nicht gern, das ist etwas für die Männer.« Ihr haßt es. Wir alle hassen es.

MUTTER: Ich habe versucht, dich zu lieben, und habe das Beste für dich gewollt. Deine schmutzige Sprache kann ich nicht dulden. Du bist krank. Vati, ruf einen Arzt!

SOHN: (sagt es auf wie eine Schullektion) Indem ich ihn in den Mund nehme, dadurch, daß ich seinen Samen in meinem Mund aufnehme, glaube ich, im Sinne des Rituals, an seiner Männlichkeit teilzuhaben. Wie die Griechen, die das Blut des Stieres trinken, wie die Kannibalen die Stärke und den Mut ihrer gefangenen Opfer in sich aufnehmen, so habe ich in der Kommunion durch das Fleisch und Blut Christi teil an seinem Körper, an seinen Kräften und Tugenden; an denjenigen Qualitäten und Charaktermerkmalen, die mir, wie ich weiß, fehlen; nach denen ich verlange. Und es ist immer dasselbe, bei allen von ihnen: Blind gegenüber meinen eigenen Kräften und Tugenden, gegenüber meinem eigenen Mut, werde ich zu einer blinden, saugenden Zunge, ein augenloser Schwanz auf der Suche. Obwohl alles in Wirklichkeit in mir ist, alles, was ich wirklich brauche. Nicht in ihnen, nicht außerhalb von mir in ihren Körpern – sondern in mir.

(Singt leise, wie ein Kind) Hast du Mutter nicht und Vater nicht,
die für dich einstehen, dann –
bums! – fällst du um.

(Mit seiner normalen Stimme) Es ist ein sehnsüchtiges, hoffnungsloses Tasten nach dir in der Dunkelheit. Gebeugt wandere ich durch die Nacht, im Kreis, zurück zu dir, immer zurück zu dir. Oder ich treibe mitten in einem endlosen Meer, allein, und habe immerzu Durst. All diese Männer. All diese Ausgußlöcher. Aus Verzweiflung trinkst du das Salzwasser, und dein Durst wird niemals gestillt. Ich muß mich übergeben. Hab den Hals voll.

VATER: So oft wollte ich etwas berühren ...
MUTTER: Ach, wie ich dich gehaßt habe, wenn du über mir grunztest.
VATER: Und du – wie ein Brett beim Ficken
MUTTER: (die Hände auf den Ohren) Oh!
VATER: Wenn du wenigstens ab und zu mal gewackelt hättest.
MUTTER: Du mit deiner widerlichen Schnapsfahne, wenn du mir die Beine gespreizt hast. Legale Notzucht, das war's, Euer Ehren. Von Frau zu Frau, Sie verstehn. Und dein Körper roch nach Motoröl.
VATER: Der Geruch von dem Geld, das ich dir jede Woche gegeben habe, hat dich nicht gestört.
MUTTER: Dirnenlohn.
VATER: Blödsinn.
(Ein schlanker junger Mann kommt herein, geht zum Urinal. Der BEAMTE folgt ihm.)
KRIMINALBEAMTER: (beugt sich über die Schulter des jungen Mannes, während dieser sein Wasser läßt.) Entschuldige, Süßer, will nur mal lesen, was da steht.
(Flirtszene am Urinierbecken. Der KRIMINALBEAMTE macht sich an den Jungen heran, streichelt ihm die Hinterbacken. Währenddessen geht der Dialog weiter.)
MAMMY: Wir wollen jetzt den Angeklagten ins Kreuzverhör nehmen. Wenn Sie einen Sohn hätten, würden Sie wollen, daß er homosexuell ist?
SOHN: Nein.
VATER: Sehn Sie, das beweist nur, wie schlecht es ist!
KRIMINALBEAMTER: (tritt wieder an die Gruppe heran, während der junge Mann abgeht.) *Ge-nau!*
MAMMY: Warum nicht?
SOHN: Ich würde nicht wollen, daß er unter der Verfolgung, den Schmerzen, der Entfremdung, der Einsamkeit litte, nur wegen unserer dickköpfigen und engherzigen und fettärschigen Einstellung dazu. Wenn das anders würde und wenn er oder wer auch immer dann so sein wollte, sein müßte – gut!
KRIMINALBEAMTER: Hört euch diesen Scheißdreck an! Ein Schwuler ist eben kein Mensch. Ein Schwuler ist moralisch und gefühlsmäßig ein Krüppel. Er *will* das sein. Ich hab'n paar Bücher darüber gelesen, Freundchen.
VATER: Es ist wider die Natur. Gott vernichtet die Schwulen.

SOHN: Das tut der Mensch. Und wenn Gott das tut, dann wird er uns alle vernichten. Gott wird so vieles in die Schuhe geschoben, das nicht auch noch! Wie viele Verbrechen werden von Menschen in seinem Namen begangen.
Lieber Gott, rette mich vor den Christen! Rette mich vor den Juden! Rette mich vor den Gesetzgebern! Rette mich vor den Sozialarbeitern, den Psychiatern, den Psychologen! Lieber Gott, rette mich vor den Menschen und laß mich wie ein Mensch leben!
KRIMINALBEAMTER: Ein Schwuler ist kein Mensch, hab ich gesagt.
VATER: Er ist widernatürlich.
SOHN: Was ist widernatürlich? Der Priester, der im Zölibat lebt und seinen Samen zurückhält und Frauen zu Muttersäuen degradiert? Ist nicht all unser Haß auf das Fleischliche widernatürlich? Und dieser Beamte, der mit heraushängendem Schwanz über ein schmieriges Pißbecken gebeugt steht und Blicke herumwirft und vermeintliche Schwule zu verführen sucht – ist das etwa natürlich?
KRIMINALBEAMTER: Mal langsam, Blasebalg. Es ist ein Broterwerb. Ohne euch Schwanzlutscher wäre ich arbeitslos. Wie wär's denn noch mal? Holst'n noch mal raus?
MUTTER: Mir ist übel.
SOHN: Wenn mir schlecht ist, ist dir auch schlecht und all den andern, die Schuld daran haben, daß du das tust, was du tust.
KRIMINALBEAMTER: Kann ich ihm nicht mal kurz eins überziehn, Euer Ehren?
SOHN: Dieser Haß ist nicht ungesetzlich. Solange man nicht selber dazu gehört, kann man ohne weiteres jeden Schwulen verprügeln und anspucken. Selbst das elendeste menschliche Wesen hält sich da für etwas Besseres.
(Leise beiseite) Jeder hat eigentlich Angst vor dem Leben. Technologische Entwicklungen, ja. Aber keine menschliche Entwickung. Wir haben Angst vor der Expansion des Herzens wie vor Herzerweiterung. Wir haben Angst vor dem fragenden, neugierigen Geist. Wir wollen lieber nicht zuviel erleben. Weniger leben heißt weniger sterben. Den meisten würde es gar nichts ausmachen, in einem faschistischen Staat wie Hitlerdeutschland zu leben. Dann brauchten sie keine Angst mehr zu haben, zuviel leben zu müssen.
Herz und Geist sind verkümmert in Amerika. Es ist technologisch und materiell die reichste Nation der Erde. Und doch ist es die verklemm-

teste und armseligste, was Menschlichkeit, Herz und Verstand, die Vitalität des Fleisches und des Geistes angeht.
Und das ist unser Elend. Daran werden wir zugrunde gehen. Nicht am Schwanzlutschen. Nicht am Kommunismus. Nicht mal an unseren Wasserstoffbomben.

Sie heißen nicht Syphilis, die Sünden der Väter.
(Zum VATER) Ich würde dich gern zum Krüppel schlagen.
VATER: Wenn du Manns genug dazu bist, sag Bescheid.
(SOHN schlägt dem VATER ins Gesicht.)
VATER: (wischt sich die Backe ab, als wäre es ein Fleck) Du kannst nicht mal zuschlagen wie ein Mann. Komm, los, laß uns'n bißchen aufdrehn! (Umtänzelt den SOHN wie ein Boxer) Nimm die Fäuste hoch! Vielleicht ist das das Richtige für dich. Komm, komm, raus damit!
SOHN: (teilt schwankend und unbeholfen Schläge an den VATER aus) Ich möchte dich küssen. Möchte auf deinem Schoß sitzen.
VATER: (trifft den SOHN mit einem Schwinger, der SOHN geht in die Knie) Du Hinterlader!
MUTTER: (klammert sich an den VATER) Er ist unser Sohn. Unser Fleisch und Blut.
VATER: Hast du gesehn, wie schnell er zu Boden gegangen ist? Das ist alles, wozu er taugt – zu Boden gehn. Das ist nicht mein Sohn. *Dein* Sohn, ja. (Spuckt auf den SOHN, wendet sich ab.)
SOHN: Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich ihn lieben. Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich immer für ihn da sein, wenn er mich braucht. Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich ihn halten, wenn er Angst hat und weint in der Nacht. Wenn ich einen Sohn hätte, würde

ich mit ihm über die grünen Wiesen laufen, und wir würden Ball spielen. Wenn ich einen Sohn hätte, dann hätte er seine Mutter auf der einen Seite und seinen Vater auf der anderen, und wir würden ihn bei den Händen halten und ihm den Weg ins Leben zeigen.
KRIMINALBEAMTER: Vergiß nicht die dreckigen Windeln!
VATER: Ich wollte immer etwas anfassen...
MUTTER: Ich wollte immer, daß jemand mich anfaßt; nicht roh und lieblos, nein, fest und warm, als ob er Gefühl in den Fingern hätte.
SOHN: Ich halte meinen Sohn auf dem Arm. Wie gut es ist, ihn zu halten. Ich berühre ihn gern, ich streichle ihn, ich mag's, wie er riecht. Wie gut er in meine Armbeuge paßt, wie er sich an die Schulter schmiegt. Mein lieber Sohn, ich halte dich in meinen Träumen. Seine Knochen, sein Blut. Sein Scheißen und Pissen und die Milchgerüche. Mein Fleisch. In ihm sind meine Augen und ihre Augen; Mund und Fleisch, die Beine und die Arme. Rosiges Fleisch in der ersten Morgenstunde. Rosenanus, Penisblume.
Mein Sohn, unter den Blumen auf den Feldern, in der strahlenden Sonne, einfach da, wie die einfachen blauen Blumen, die in Teppichen wachsen – die Liebe sei mit dir und die Kraft und die Gnade und die Hand deines träumenden Vaters auf dir.
Mein Sohn, aus weißen Knochen und rosigem Fleisch, wachse, werde stark und zärtlich, sieh den Himmel und die Felder, die samtschimmernden Pferde auf den sonnigen Wiesen. Mein Sohn, ich werde dir erzählen von der Nacht, vom Atem des Lebens.
Vater, warum konntest du's nicht übers Herz bringen, mich zu berühren! Deine Hand hierhertun?
Mein Sohn, in all meinen Träumen kehrst du wieder. Und morgens, wenn ich von dir geträumt habe, der schwarze Geschmack – nach Asche.
(SOHN hört auf zu sprechen, als wäre er aus einem Traum erwacht; blickt um sich, als hätte man ihm etwas weggenommen.)
MAMMY: Jedesmal, wenn ein Kind geboren wird, ist Christfest.
MUTTER: Hör zu, mein Sohn, es ist noch nicht zu spät. Du findest ein nettes Mädchen. Wir helfen dir, dein Vater und ich. Du heiratest, du hast Kinder, eine hübsche Frau und ein nettes Zuhause. Werde doch glücklich!
(Der SOHN schluckt, heult auf wie ein Tier.)
MUTTER: Hör auf! Hör auf!

SOHN: (wie ein Wilder) So kommt's raus. Da sieht also noch jemand ein, daß es endlich aufhören muß.
MUTTER: (zum VATER) Sprich du mit ihm! Ich kann nicht mehr mit ihm reden.
VATER: (widerstrebend, aber bestimmt) Gut. Wir nehmen dich auf bei uns, du kannst mit uns kommen. Du kriegst dein altes Zimmer zurück. Du kriegst zu essen und zu trinken. Wir kümmern uns um dich. Vielleicht bezahlen wir einen Psychiater für dich, damit er dich wieder einrenkt...
SOHN: Und wer soll dich heilen? Ich bin der neue Nigger! (Heult wieder auf wie ein gequältes Tier.)

VATER: Hohes Gericht, ich sage das jetzt nicht gern. Aber ich glaube, mein Sohn gehört verurteilt.
MAMMY: Das ist er schon.
VATER: Zu was?
MAMMY: Hör ihn dir an!
VATER: Aber das ist verrückt, so wie ein wildes Tier zu heulen. Wahrscheinlich kommt das vom Rauschgift. Jaja, natürlich, davon kommt das. Was hier heute abend passiert ist, Polizeispitzel und so weiter – Rauschgift!
KRIMINALBEAMTER: Paß auf, was du sagst, Pappi!
VATER: Davon ist er durchgedreht.
MAMMY: Das war er schon vorher. Jetzt laßt uns zum Urteil kommen. Zuerst lese ich vor aus dem Gesetzbuch dieses Staates, soweit es hier in Betracht kommt, nämlich die sogenannten ›Sodomiegesetze‹, wo es im folgenden heißt:
(MAMMY setzt sich eine große dunkle Brille auf.)
»Paragraph 240, Absatz 35. Herumstehen.

Schuldig des Herumstehens ist, wer
1. an einem öffentlichen Ort herumsteht oder sich dort aufhält in der Absicht zu betteln...«
Das käme schon in Frage bei dir, mein Sohn.
»... oder, wer
2. an einem öffentlichen Ort herumsteht oder sich dort aufhält in der Absicht, mit Karten oder Würfeln oder anderen Spielutensilien um Geld zu spielen...«
Keine Würfel – deine Knie sind nicht dreckig.
»... oder, wer
3. an einem öffentlichen Ort herumsteht oder sich dort aufhält in der Absicht, unzüchtige Handlungen an einem anderen zu begehen oder einen anderen zu unzüchtigen Handlungen zu verleiten.«
Na bitte, das bringt uns weiter.
»Paragraph 130, Absatz 38. Sodomie unter Gleichgesinnten« *Gleichgesinnten.* Also das klingt sexy.
»Sodomie unter Gleichgesinnten begeht, wer Unzuchtshandlungen an einem anderen vornimmt.
Paragraph 130, Absatz 40. Sodomie dritten Grades.
Sodomie dritten Grades begeht, wer
1. Unzuchtshandlungen an einem anderen begeht, dessen Einwilligung aus einem anderen Grunde als dem, daß er das 17. Lebensjahr noch nicht erreicht hat, fehlt.«
(Zum BEAMTEN) Na, was Sie angeht, werden wir es wohl einfach zum Berufsrisiko rechnen müssen.
»Oder wer
2. als 21- oder mehrjährige Person Unzuchtshandlungen an einem anderen begeht, der das 17. Lebensjahr noch nicht erreicht hat.«
Weiß nicht, ob das letzte hier bei uns zutrifft. Es sei denn, es ist gemeint, wer das 17. Lebensjahr *gefühlsmäßig* noch nicht erreicht hat. Dann allerdings ist bestimmt jemand schuldig.
»Ausführungsbestimmungen:
Beachte, daß bei der Strafverfolgung und Aburteilung von Sodomie ein körperliches Eindringen in bezug auf die Strafwürdigkeit des Verbrechens für rechtlich unerheblich gehalten wurde und daß gewisse andere Beweisgründe, zu denen der eines geschlechtlichen Eindringens nicht zu gehören brauchte, soweit sie zur Verurteilung herangezogen wurden, für die Aufrechterhaltung des einmal ergangenen

Schuldspruches ausreichen, woraus sich eine gewisse Rechtsunsicherheit ergab, die auch in der Folge nicht beseitigt wurde (Strafgesetz, 1909). Paragraph 691 dahingehend, daß in einem Verbrechen wider die Natur jedwedes Eindringen, auch geringerer Natur, eine vollendete Handlung darstellt, solange der amtierende Richter seine Absicht, das Verfahren einzustellen, den Geschworenen nicht kundgegeben hat.«

(Urteil im Namen des Volkes gegen Spry, 1958)

Na, wie is das, Kinners?

»Paragraph 130, Absatz 45. Sodomie zweiten Grades.

Sodomie zweiten Grades begeht, wer, 18 Jahre alt oder älter, abartigen Geschlechtsverkehr mit einem anderen treibt, der das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hat.«

Das ist nur gerecht.

»Unzucht dritten Grades... Das zugrunde liegende Verbrechen ist jeder sexuelle Kontakt unter nicht Gleichgesinnten, das heißt, jede wollüstige Berührung der Geschlechts- oder anderer Intimteile... Eine Berührung muß tatsächlich stattgefunden haben... Für einen sexuellen Kontakt ist es jedoch nicht unbedingt erforderlich, daß der Täter in direkten Kontakt mit dem Körper des Opfers gekommen ist, das heißt, es genügt, wenn der Täter die Geschlechts- oder andere Intimteile durch die Kleidung hindurch berührt hat.«

Das sind die sogenannten kleinen Freuden. Jetzt zum Finale:

»Paragraph 130, Absatz 50. Sodomie ersten Grades.

Sodomie ersten Grades begeht, wer abartigen Geschlechtsverkehr mit einem anderen treibt,

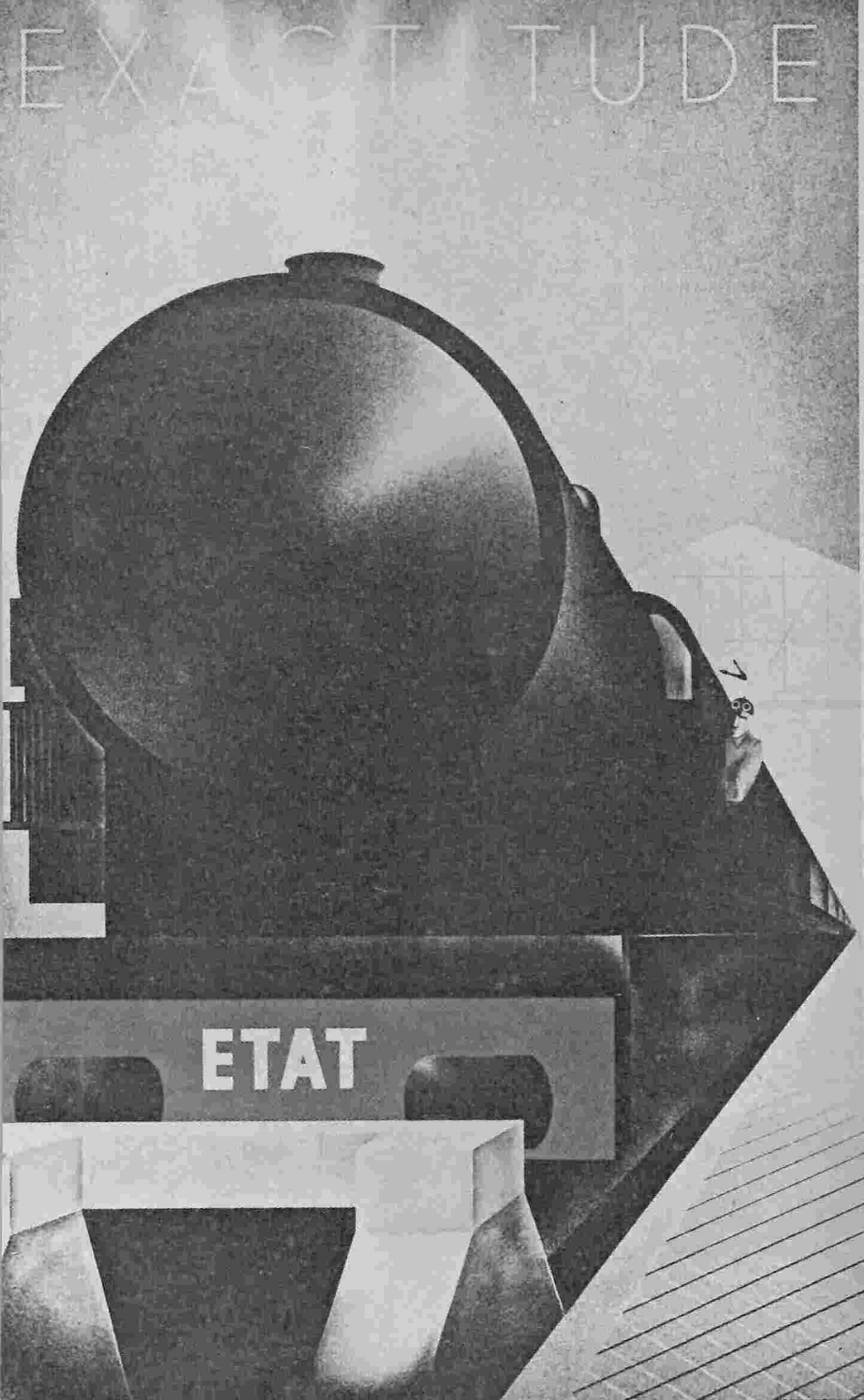
1. mittels Einwirkung von Zwang, oder

2. mit einer körperlich hilflosen Person und somit ohne deren mögliche Einwilligung, oder

3. mit einem Kinde unter 11 Jahren.
Sodomie ersten Grades ist ein Verbrechen...
Kommentar:
Im Strafgesetzbuch von 1881 war Sodomie schlicht als ›das verabscheuungswürdige und widerwärtige Verbrechen gegen die Natur mit Mensch oder Tier oder mit einem Leichnam‹ definiert. Die ›verabscheuungswürdige‹ Handlung selbst war das Verbrechen, und Anwendung von Gewalt, Dauer oder sonstiges Fehlen des Einverständnisses blieben vollkommen unerheblich. Es gab keinen Unterschied im Schuldvorwurf und keine unterschiedlichen Grade für dieses Verbrechen, das mit einer Höchststrafe von 20 Jahren Gefängnis bestraft werden konnte ... Abartiger Geschlechtsverkehr mit einem anderen und mit dessen tatsächlich vorhandenem Einverständnis stellt einen Akt der Sodomie unter Gleichgesinnten dar...«
Hört ihr, Mamas und Papas, Jungs und Mädchen, und Jungs und Jungs und Mädchen und Mädchen? Weil – das trifft ja wohl so gut wie auf jeden zu.
Soweit das Tagesgesetz. Aber weil das hier ein Nachtgericht ist, müssen wir den Gesetzen der Nacht folgen. Hat noch irgend jemand etwas zu sagen, bevor ich das Urteil verkünde?
MUTTER: Dich habe ich immer geliebt.
MAMMY: Du bist eben unheimlich sentimental, Jungfrau Maria. Hast bestimmt den Madonnen-Wahn. Möchtest den Jungen als Baby behalten.
MUTTER: Aber er ist mein Baby. Mein Kind; das Liebste, was ich habe. Seien Sie nicht zu streng mit ihm!
MAMMY: Er ist genausowenig dein Kind wie sein Kind. (Zeigt auf den VATER.)
MUTTER: Aber er ist nicht *un*ehelich geboren! (Zum VATER, zornig) Sie haben ihn *nicht* in der Klinik verwechselt.
MAMMY: Du verstehst mich nicht. Alle sind Kinder.
VATER: Ich wollte, es wäre eine Verwechslung. Ich kann ihn nicht anfassen. Ich kann seine Nähe nicht ertragen, seit ich weiß, was er getan hat.
MAMMY: Du glaubst also immer noch, das Fleisch deines Sohnes ist schmutzig?
(VATER hebt hilflos die Hände.)
MAMMY: Und was ist mit deiner eigenen Haut? Ja und du glaubst, dein

Schwanz ist schmutzig, und die Votze deiner Frau ist auch schmutzig, eh? Na, da stehst du nicht allein da. Das ist Teil unserer großen amerikanischen Ficklore.
Das Schlimme ist nur, du weißt nicht, wie man richtig fickt. Wenn du nicht richtig ficken kannst, kannst du nicht richtig lieben. Und wenn du nicht richtig lieben kannst, dann stimmt gar nichts mehr.
KRIMINALBEAMTER: Was für ein Kopf. Mensch, schwarz, aber so ein Kopf!
MAMMY: Ich werde jetzt das Urteil verkünden. Reicht euch die Hände!
VATER: Was?
MAMMY: Reicht euch die Hände!
VATER: Ich kann nicht.
MAMMY: Warum nicht?
VATER: Ich sagte doch, ich kann ihn nicht anfassen.
SOHN: Bitte!
MAMMY: Du wirst nicht davon sterben. Vielleicht stirbst du, wenn du es nicht tust. Willst du, daß er sich erst wäscht?
VATER: Ich kann nicht – Schmutz!
SOHN: Bitte!
MUTTER: Seine Hand ist größer geworden, seit ich sie das letzte Mal angefaßt habe.
MAMMY: Also los! Gebt euch die Hände! Los, anfassen! Ihr tut alle so, als würdet ihr euch die Finger verbrennen.
(Den SOHN in ihrer Mitte, berühren MUTTER, VATER und SOHN einander, versuchsweise zuerst, sachte nur, dann greifen die Hände, immer noch etwas unsicher, zu. Langsam wird das Licht auf der Bühne schwächer, MAMMY und der KRIMINALBEAMTE rücken in den Schatten. Scheinwerferspots auf die Dreiergruppe.)
MAMMY: Immer noch am Leben! Ja, das ist ein Wunder. Tut's denn so weh? Das wär's also. Gute Nacht alle miteinander. Schlaft nicht wieder ein.

LICHTER AUS


EXACTITUDE
ETAT

Claudia Goldini
Dunkle Züge der Begierde[72]

Jessica zieht die schwarze Samthülle über die Kantbüste, der Schwarze hat recht gehabt, dieser Tote hätte den ersten Preis verdient, sie zweifelt langsam daran, daß es bei dem Wettbewerb mit rechten Dingen zugeht. Da steht Schopenhauer abrupt auf, wirft das Laken auf den Boden, setzt sich an seinen Tisch und schreibt: »Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnisvermögen die Laterne ist, die seinen Weg beleuchtet, ist es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht.« Als Jessica ihm über die Schulter sieht und das Geschriebene liest, ist auf einmal das Zimmer leer, und ein eigenartiges kräftiges Licht durchströmt den Raum.

Philip rüttelt sanft an Jessicas Schulter. Sie spürt sein Gewicht, er legt sich auf ihren Bauch, sie öffnet verschlafen die Augen, die er sanft küßt, fühlt seine schweren glatten Haare auf ihren Wangen. Er nimmt ihren Kopf in die Hände und küßt ihre Augenlider. »Wenn sich die Nacht der Lider über deine Tiefen still niedersenkt, dann spülen deine Wasser an die des Todes: deine tiefen Schätze nimmt er sacht an sich.« Philip zitiert schon wieder Weberns ›Das Augenlicht‹, langsam wird Jessica das unerträglich. Als sie sein Glied küssen will, ruft er wie immer »Partons« und flüstert dann: »Du darfst mich nie verlassen, das Schicksal hat uns zusammengebracht. Ich kann dir alles geben, was du brauchst.« Jessica hört es nicht gerne, daß sie für immer mit ihm verbunden sein soll – bis zum Tode. »Versprich mir, daß du immer bei mir bleibst«, stöhnt er jetzt, aber Jessica hat den Mund voll, schüttelt nur leicht den Kopf. Er nimmt ihre Hand und streichelt sie, hält sie fest; »je t'aime!«, springt ihr auf den Rücken, beginnt sie zu lieben, Schmerz und Ekstase mischen sich: »Je jouis! Je jouis!« Ein Schuß mit Genuß!
Jessica ist noch wie benebelt, als Philip zu erklären beginnt: »Heute war ich zu schnell. Du hättest mich nicht so lange küssen sollen, dann ist alles immer so schnell vorbei. Ich bin sicher, daß du nicht wirklich glücklich warst, sonst hättest du geschrien. Überhaupt hast du dich in letzter Zeit ziemlich zurückgehalten. Mir ist egal, was die Leute denken: ich will, daß du schreist. Du mußt mir immer sagen, was du

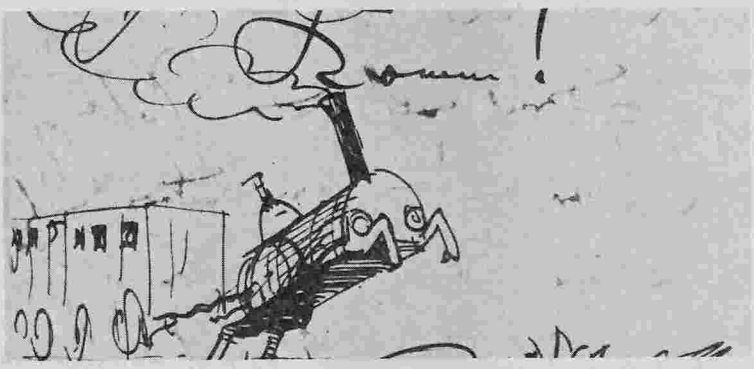
willst.« Er ergreift ihren Fuß und küßt ihn. Jessica will sich nicht in Gefühlsduselei verlieren. Philip streicht über ihr honigfarbenes Haar: »Ich kann nicht ohne dich sein; obwohl vieles vergeht, darf unsere Liebe nie vergehen.« Sie beschließt gerade aufzustehen, sich vor weiteren Worten zu retten, als Philip auffährt, im Bett hochspringt. Er starrt den Vorhang an und zeigt auf den Boden. Dort sind zwei schwarze polierte Schuhe zu sehen, sie schauen unter dem Vorhang hervor. »Deshalb hat es sich also bewegt!« schreit Philip und reißt den Vorhang zur Seite.

Joey steht verdutzt da, hat seinen kleinen Kassettenrecorder in der Hand. »Du hast Nerven!« brüllt Philip, außer sich vor Wut. Als Jessica Joeys starren Blick bemerkt, fällt ihr ein, daß sie nackt ist, sie bedeckt sich schnell mit der Decke, und Joey sagt leise: »Ich habe alles gesehen.« Tiefe Falten furchen seine Stirn. »Ich wollte hier etwas suchen, ich bin deshalb zufällig ins Zimmer gekommen. Ich dachte, ihr schlaft. Seit Tagen ist da ein komisches Geräusch, das mich nicht schlafen läßt. Ich bin sicher, es kommt von dieser Straßenseite. Ich konnte doch nicht ahnen, daß hier so etwas stattfindet, ich wollte nicht stören.« Seine struppigen, vom Segeln gebleichten Augenbrauen verdecken seinen Blick halb, als er seinen gebräunten Kopf neigt. Philip reißt ihm den Recorder aus der Hand, spult das Band zurück. »Je jouis! Je jouis!« und dann ein Gemisch von Stöhnen.

»Idiot! Lügner! Du wolltest nur sehen, wie es ist. Gib's doch zu, glaub doch nicht, daß ich dir deine Lügen abnehme.« Jetzt spricht Joey mit langsamer, tiefer Stimme: »Ich glaube, du solltest schweigen. Du weißt genau, wovon ich spreche. Jemand, irgend jemand hat schon wieder eine Seite aus meinem Kursbuch von 1915 herausgerissen, und irgend jemand hat es gewagt, meinen Kohlentender zu polieren. Mein 220-Volt-Modell aus Weißblech, das von 1880, ich hatte es auf den Tisch gestellt, ist auch voller Fingerabdrücke. Gib es endlich zu und hör auf mit diesen Gemeinheiten. Als ich dir vorschlug, um dein Image als Ausländer in Deutschland, als Franzose, aufzupolieren, bei mir im Plaza zu wohnen, haben wir eine Vereinbarung getroffen: die Züge sind mein Eigentum, nur ich, ich allein darf damit umgehen. Und nun fängst du an, heimlich, hinter meinem Rücken, diese Vereinbarung zu brechen in der niedrigsten Weise.« Joey schweigt, als müßte er neue Argumente suchen.

»Es stimmt nicht, ich habe niemals deine blöde Reichsbahn berührt,

außer wenn du dabei warst. Was interessieren mich die Abfahrtszeiten! Du bist wahnsinnig, du hast sie wohl nicht alle!«
»Aber nur du und Jessica haben einen Schlüssel, niemand sonst kommt herein. Die Zimmermädchen haben mir hoch und heilig versprochen, daß sie immer um die Züge herum saugen, daß sie nie wagen würden, sie zu berühren. Sie wissen, daß es sich um unersetzliche Wertgegenstände handelt.« Joey steht nun vor dem Bett, sein starrer Blick scheint auf nichts Bestimmtes gerichtet. Er scheint Philip und Jessica nicht mehr zu sehen.
»Warum hast du das mit dem Tonband gemacht?« fragt Philip.
»Das habe ich bereits erklärt: Ich hatte in diesem Zimmer etwas gehört, konnte nicht schlafen, erlaubte mir, es nachzuprüfen, ahnte nicht, auf solchen Widerstand zu stoßen. Und als ich das Geräusch aufnehmen wollte, war es unvermeidbar, gewisse Nebengeräusche ebenfalls aufzunehmen.«
Philip spult wieder die Kassette zurück, sie hören das Ganze noch einmal: »Da ist kein anderes Geräusch.«
»Das Gerät ist nicht das beste«, erwidert Joey, schweigt einen Augenblick und spricht dann weiter, die Adern an seiner Stirn schwellen: »Ich habe keine Lust, mich hier wegen banaler Kleinigkeiten weiter herumzustreiten. Bitte, weigere dich nur weiter zuzugeben, was du alles gemacht hast, und wenn du es nicht warst, dann war es eben Jessica. Ich sehe die Amerikaner schon lange viel kritischer. Seit ich das Krupp-Buch von William Manchester lese, wird mir immer bewußter, daß die Amerikaner kein Verständnis für die deutsche Mentalität haben, mit deutscher Ordnung, deutscher Kultur nichts anfangen können...«
Jessica sagt leise: »Ich habe den Tender poliert.«
Joey steht wie gebannt, Schweiß tropft von seinen Schläfen. »Du? Du? Ich hätte es ahnen müssen. Warum?«
»Ich wollte es gerne, er sah so stumpf aus, das ist alles. Aber das andere habe ich nicht gemacht.« Jessica fühlt sich wie ein kleines Kind, das vom Lehrer zur Ordnung gerufen wird. Philip schaut sie erstaunt an. »Du, Jessica? Warum hast du mir nichts davon gesagt?«
Joey geht nun schweigend aus dem Schlafzimmer und murmelt mit bewölkter Stirn: »Sie verdient es nicht, daß du dich so sehr mit ihr beschäftigst. Entschuldige mich, Philip, aber die Sache mit den herausgerissenen Seiten bleibt wohl noch offen...«



Adolph von Menzels Einladung an Dr. Puhlmann aus Potsdam zu einem Wildschweinkopf-Essen nach Berlin zu kommen.

»Die Sache mit dem Tonband und dein Versteckspielchen auch!« ruft Philip Joey nach.
»Jessica, ich hatte zu dir immer unbegrenztes Vertrauen«, sagt Philip aufgeregt.
»Es war doch nichts Schlimmes, wie soll ich es dir erklären... Es war wie eine automatische Handlung, ich fühlte mich von dem kleinen Tender irgendwie angezogen. Niemand war da, und was war schon dabei, ihn zu polieren. Ich bin ja vorsichtig damit umgegangen. Ich hätte niemals geahnt, daß Joey so fanatisch ist, daß seine Besessenheit so weit geht, daß er uns heimlich beobachtet.« Jessica ist wütend.
»Ich verstehe ihn ebensowenig wie du, obwohl er mein Halbbruder ist, ich hätte so was nie gewagt.«
»Du weißt eben nicht, was wirklich dahintersteckt. Er haßt dich.«
»Übertreibe nicht.«
»Es ist wahr. Einmal hat er sein kleines rotes Buch liegenlassen. Nun sei nicht gleich ärgerlich, ich wollte nur schauen, was er schreibt. Ich las etwas über deine Phallusgröße.«
»Du machst Witze, das gibt es doch nicht.« Philip schüttelt den Kopf, aber Jessica merkt, daß er erkennt, was das bedeutet.
»Hast du ihn nie nackt gesehen? Ich finde das komisch. Schließlich lebt ihr zusammen. Hast du noch nie gemerkt, daß er sich immer vor dir versteckt?«
»Aber Jessica, du bist auch oft da, es ist doch verständlich. Was willst du damit sagen?«

Sie schweigt einen Augenblick. »Was glaubst du, warum er sich über die Napoleon-Reliquie, den zweieinhalb Zentimeter großen Penis, der bei Christie versteigert wurde, solche Gedanken gemacht hat? Warum er Franzosen nur tolerierte, bis er schließlich dich traf. Du hast alles, was er glauben wollte und immer wieder seinem Kopf einhämmerte, in Frage gestellt. Was glaubst du, warum er nie eine Freundin hat? Warum übernachtet keine bei ihm? Weil er Angst vor dem Versagen hat.«

»Woher weißt du das?« fragt Philip, und Jessica spürt, daß sie zuviel gesagt hat, daß sie einige ihrer Geheimnisse hätte für sich behalten sollen. Philip tut so, als betrachte er ihre Gedanken als Gebilde ihrer Phantasie, aber sie ist zu müde, um noch mehr zu erklären, außerdem ist es gefährlich.

»Wie kommst du eigentlich dazu, in seinen Sachen herumzuschnüffeln? Wo ist dieses rote Buch? Hast du Joey gesagt, daß du es aus Versehen angeschaut hast?«

»Ich bin doch nicht verrückt. Vielleicht irre ich mich auch, aber mir ist seit langer Zeit nicht wohl, wenn Joey da ist. Das Schlimme ist nur, daß du es nicht ändern kannst. Ich weiß genau, daß du ihn lieber gewähren läßt, als auch nur die geringste Unstimmigkeit mit ihm zu haben. Wo soll es eigentlich hinführen, wenn er schon dabeisteht, wenn wir uns lieben?«

»Ich halte es jedenfalls für angebracht, daß du dich bei Joey entschuldigst. Ich werde mit ihm selbst über alles reden. Aber die Sache mit der Größe kann ich dir nicht abnehmen. Er ist eben eine kindliche Natur, hat wenig Beziehung zu Frauen. Ich gebe zu, daß er verschlossen ist, wenn ich mit ihm gelegentlich über Frauen sprechen will. Aber ich sehe keinen Grund für irgendeinen Komplex, ein paar Zentimeter machen doch keinen großen Unterschied.«

»Das sagst du, weil du dieses Problem nicht hast, sondern mit allem großzügig ausgestattet bist.«

Philip scheint stolz darauf zu sein, aber er sagt bescheiden: »Es gibt noch größere.« Es leuchtet ihm jetzt wohl ein, daß irgend etwas nicht stimmt, und er runzelt die Stirn. »Aber deine Sucht, den Tender zu polieren, zeigt, daß du selber einen haben willst, dich wie ein kleines Kind auflehnst, weil du mit Joeys Sachen nicht spielen darfst. Wenn du lieb bist, werde ich dir auch so einen Wagen kaufen.«

Jessica konnte es nicht ertragen, wenn er zu ihr sprach wie zu einem

kleinen Kind. Es ging auch nicht um den Tender, sie hatte gegen ein Verbot verstoßen, und sie war süchtig, alles, was irgendeinen Widerstand bot, zu sprengen, alles, das schwer verständlich war, zu erklären, ans Licht zu bringen. Die Eisenbahn hatte sie einem Geheimnis nähergebracht.

Joey beobachtete innig, wie sich seine Lieblinge durch die wohlgeordnete Miniaturlandschaft schlängelten, einmal hin und dann wieder zurück fuhren. Manchmal hielt er sie an und drückte den kleinen Knopf, dann fuhr auf einem anderen Gleis ein anderer Zug los. Als er den Zug über die vierzig Meter Schienenlänge rasen ließ, stand Philip schweigend hinter ihm. »Jessica möchte sich bei dir entschuldigen«, sagte er. Jessica schaute Philip mißbilligend an, sie wollte selbst und allein mit Joey sprechen. Es war ja möglich, daß Joeys Eisenbahn-Fanatismus nur auf ein Jugendtrauma zurückzuführen war. Er sprach fachmännisch zu Philip: »In diesem angeblichen Spezialgeschäft gestern hatten sie nur die ordinäre Spur HO. Mit dieser Spurweite kann man doch wirklich nichts anfangen! Für die Spur O, dafür habe ich noch Verständnis, die kann ich noch gelten lassen. Als Junge hatte ich so eine Uhrwerkeisenbahn, Spur O. Besonders liebte ich die Langholzwagen. Die Bahnschranken schlossen sich durch das Gewicht des Zuges.«

»Joey, es tut mir leid, daß ich deinen Wagen poliert habe, aber was du über Amerikaner gesagt hast, finde ich überzogen. Auch, daß du so lange im Zimmer geblieben und nicht hinausgegangen bist...« Während Jessica sprach, waren Joeys Augen nur auf seine Züge gerichtet. Sie überlegte, ob es für ihn wohl eine Genugtuung war, einem technischen Ding, das vielleicht sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Lebewesen hatte, den Weg vorschreiben zu können. Joey ließ die Züge jetzt im Kreis fahren, dann fast in der Form einer Acht. Er sagte kein Wort, erhob sich und legte die ›Carmina Burana‹ auf. »O Fortuna, velut Luna, statu variabilis, semper crescis aut decrescis; vita detestabilis nunc obdurat et tunc corat ludo mentis aciem, egestatem, potestatem disolvit glaciem...«[1]

1 O Fortuna, deine Launen wechseln wie des Mondes Bild: ewig wachsend, ewig schwindend! Ach des Schicksals Unvernunft peitscht zuerst und streichelt dann spielerisch das arme Herz. Armut, Reichtum, Macht und Ohnmacht schmelzen dahin wie Schnee im März.

Jessica wußte, was dies Schweigen signalisierte: er weigerte sich, mit ihr zu sprechen. Er krabbelte vor den Zügen wie ein Säugling, seine zwei Züge kreisten auf der Anlage herum. Joey ließ sie einander immer erst in der letzten Minute ausweichen; der eine eilte den Berg hoch, während er den anderen stoppte. Joey nahm nun eine Lokomotive in die Hand, schraubte sie vorsichtig auf, legte sie zur Seite und ging mit finsterer Mine in sein Schlafzimmer. Jessica hörte, wie er laut ins Telephon sprach: »Hör zu Michael, etwas stimmt mit meiner Lokomotive Baureihe 91^3 nicht, du weißt doch, die ex-preußische T 9^5. Es liegt vielleicht an den Steuerungsteilen.«

Philip saß nun am Tisch und begann, Joey einen Brief zu schreiben: »Du weißt, daß ich, wie alle Franzosen, die Logik liebe. Denke an Descartes, lies einmal seine ›Discours‹, und vielleicht wird es Dir dann gelingen zu verstehen, welchen Maximen Du folgen mußt, um den richtigen Gebrauch von Deinem Erkenntnisapparat, Deiner ›Vernunft‹ zu machen. Der wesentliche Unterschied zwischen uns besteht darin, daß einer von uns diesen Apparat besser gebrauchen kann (ich glaube, dazu ist der Franzose prädestiniert). Ich will, wie es auch Descartes niemals wagen würde, Dir keine Methode aufzwingen, Dir nur helfen, Dir zeigen, wie ich selber meine Vernunft nutze. Nimm vielleicht mal ein Tonband auf mit Deinem unpräzisen Gerede. Du versuchst alles aus dem Unterschied zwischen Kulturen und Nationalitäten herzuleiten, statt in Dich selbst hineinzublicken, um dort die Wahrheit, so dürftig sie Dir auch scheinen mag, zu finden. Clara et distincta cognitio. Du scheinst mir Dein Problem, z. B. das der herausgerissenen Seiten, nicht mit den logischen Schritten anzugehen, die für eine Lösung erforderlich sind. Obwohl Du immer von Ordnung sprichst, verwechselst Du sie mit Autorität. Du mußt ein jedes Problem zuerst logisch ordnen, vom Einfachen zum Komplexen. Du meinst, alles gründlich überprüft zu haben, hast aber leider einiges übersehen. Du verläßt Dich eben zu sehr auf Deine sinnliche Wahrnehmung. Diese muß in Frage gestellt werden. Das einzige, dessen Du Dir sicher sein kannst, ist, daß Du über etwas nachdenkst, nenne es meinetwegen auch nachgrübeln. Auch wenn Du damit nicht glücklich bist, bestätigst Du so doch, daß Du bist. Du ziehst leider Deine Schlüsse nur aus dem, was Du zuerst wahrnimmst. Deine Züge der Logik laufen nur auf begrenzter Schienenlänge und nur auf der Horizontalen. Du kriechst auf dem Boden der scheinbaren Wirklichkeiten, kannst Dich

nicht in geistige Höhen schwingen, kannst den Kot der Vergangenheit nicht hinter Dir lassen. Ich meine es wie immer nur gut und mache mir über Dich Sorgen.« *Philip.*

Mit edler Gebärde, leicht geneigtem Kopf, überreichte er Jessica den Brief. Sie las ihn hingebungsvoll und erkannte in ihm eine Art von Verwegenheit, die Joey, wenn er den Brief positiv aufnahm, in eine Art Feigheit zwingen müßte. Nun würde Joey die Motive für sein Handeln genauer untersuchen müssen. Obwohl Philip nur fünf Jahre älter als Joey war, hätte er doch einfach sagen können: »Als ich noch in deinem Alter war...« Jessica war verlegen und mit dem Brief nicht einverstanden, aber sie wollte keinen Streit. »Mach, wie du es für richtig hältst, Philip«, flüsterte sie. Er nickte zufrieden, faltete den Brief sehr klein zusammen, ging zu der Eisenbahn hinüber, legte das Papier in den Kohlenwagen.

Jessica hörte ein Stöhnen aus Joeys Schlafzimmer. Philip erklärte ihr: »Er macht immer Übungen mit den Gewichten, wenn er wütend ist. Du hast ihn dieses Mal wirklich fertiggemacht.«

»Warum ich?« Aber Philip lächelte sie nur zynisch an, stolperte beinahe über die Eisenbahn und nahm sich ein Glas Byrrh. »Er hatte nicht ganz unrecht mit den Amerikanern. Ich sage dir nie so etwas, aber natürlich ist da etwas dran. Zum Beispiel was den Wein angeht. Einfach eine Katastrophe! Gestern im Restaurant hast du wieder ein ›Himmlisches Tröpfchen‹ zu einem Kalbsragout bestellt. Mir war, als stürbe ich auf der Stelle; der Ober hat uns vielleicht entsetzt angestarrt, aber ich habe nichts gesagt, um es nicht noch schlimmer zu machen.« Jessica konnte sich an eine Reaktion des Obers nicht erinnern.

»Ich trinke, wie du weißt, meistens Vin d'Arbois, etwas Einfaches, aber im Restaurant halte ich es mit Pierre Poupon, ›die Weine sind dazu da, um in eine Mahlzeit eingefügt zu werden wie Diamanten in einen Ring‹. Du kannst nichts dafür, ich beklage mich auch nicht, aber ich muß Joey recht geben...«

»Aber was Joey sagt, hat nichts mit Wein zu tun. Er liest doch das Krupp-Buch von Manchester und als Hitler-Verehrer...«

»Du mußt aufpassen, Jessica, treibe es nicht zu weit. Denke bitte an die Logik, hast du für deine Behauptung genügend Beweise?«

Jessica dachte: »Ja, ja, ich habe sie«, schwieg aber. »Hast du einmal Joeys Ring genau betrachtet?« fragte sie statt dessen.

»Nein, du weißt, solche Nebensächlichkeiten interessieren mich nicht, ich habe Wichtigeres im Kopf.«
»Ein Stück Kohle ist darin gefaßt.« Sie hatte ihn erst heute bemerkt, als Joey mit dem Tonband im Schlafzimmer war. Es ließ ihr keine Ruhe, daß Joey sich mit einem solchen Mann wie Alfried Krupp identifizierte. Vielleicht würde er seine J. L.-Initialen, die er auf allen Handtüchern, auf der Bettwäsche und natürlich auf den Hemden hatte, auch eines Tages in A. K. v. B. H. ändern. Es fehlte nur noch der Page, der sich ehrfürchtig verbeugte. Wohnte er deshalb immer im Plaza, um dieser ehrfürchtigen Ergebenheit des Hotelpersonals teilhaftig zu werden?

Als Jessica am nächsten Morgen aufwachte, rief Philip sie aus dem Wohnzimmer, sie zog schnell ihren Morgenrock über und lief zu ihm hin. Joey saß in seinem weißen Seidenmorgenmantel auf dem Fußboden und schrie Philip empört an: »Das geht zu weit, das ist zuviel! Warum nur? Weshalb?«
Sie sah Philips bleiches Gesicht, er zeigte auf den Güterwagen, der bis zum Rand mit Mayonnaise gefüllt war. »Hast du das getan? Gib es zu. Ich war es nicht!« brüllte er zornig.
»Nein, natürlich nicht«, antwortete sie entrüstet.
»Ein billiger Streich des logischen Franzosen. Er will mir alles vermiesen.« Joey nahm liebevoll den kleinen Wagen in seine knochigen Hände und ging damit ins Bad, kam zurück mit einem frischen Handtuch, damit trocknete er den Wagen ab. »Jetzt ist die Grenze erreicht«, sagte er mit ernstem Blick und verließ das Zimmer.
»Warum hast du das gemacht? Mir kannst du es doch sagen.« Philip sprach mit gekünstelter Vertraulichkeit.
»Ich habe es nicht getan. Warst du es?« schrie Jessica außer sich.

Erst als sie am Nachmittag wieder zurückkam, wurde ihr der Ernst der Lage deutlich. Philip begrüßte sie schweigend und führte sie ins Wohnzimmer. »Was soll das Ganze? Hör endlich damit auf!« Er sprach kontrolliert, aber sein geröteter Kopf verriet die Erregung, seine Hand zitterte, als er auf den Güterwagen zeigte, der mit Ketchup gefüllt war. Er nahm den Brief von Joey, der auf den Schienen lag, und hielt ihn Jessica hin: »Dein Verhalten ist verächtlich! Denke nicht, daß Du mich durch Dein widerwärtiges Betragen zum Sklaven machen kannst. Ich stehe über diesen abscheulichen Taten, die auf Kleinmut hindeuten.

Deine Begleiterin verdirbt Deine Seele. Leider hast Du eine typisch französische Schwäche für Frauen und weißt nicht, wo die Grenzen ihrer Psyche liegen. Ich hätte ihr längst ein paar Schläge mit der Peitsche gegeben. Du aber läßt es zu, daß sie Dich beherrscht. Ich kann ihre Stimme nicht ertragen, ihren seltsamen Akzent, aber Du mußt es ja ertragen, nicht ich. Ich hätte mich ihrer schon längst entledigt. Aber es entspricht Deinem Wesen, Dich mit einem solchen Menschen, wie sie einer ist, zusammenzutun: Du hast keinen Willen zur Macht, der Dir den Mut gäbe, ihre Verderbtheit zuzugeben, sie endlich hinauszuwerfen. Denn wenn Du die abscheuliche Mayonnaise nicht in den Wagen gefüllt hast, wer war es sonst?«

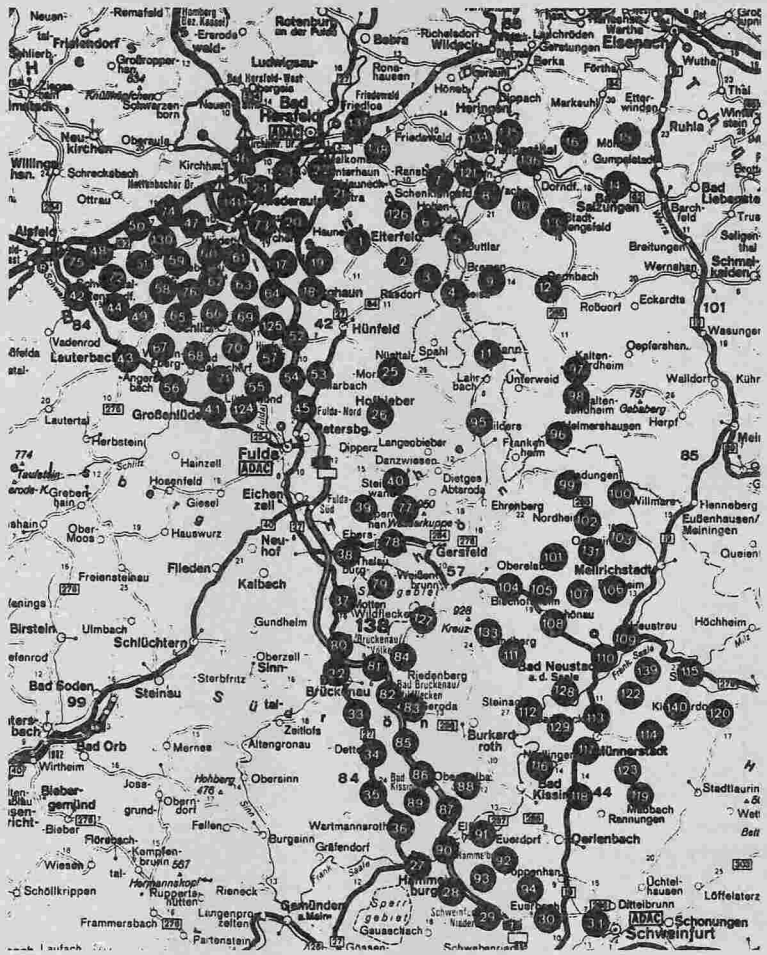
Jessica warf den Brief zu Boden: »Und du glaubst den Unsinn?«

»Hast du es getan?«

»Nein! Nein! Nein!« Sie fühlte, daß ihre Worte nicht überzeugten, er glaubte Joey mehr. Diese lächerliche Mauer der Mißverständnisse wuchs, und sie beschloß, die Nacht wach zu bleiben, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Joey hatte auch den Güterwagen vom Ketchup befreit, mitfühlend eine Hand auf Philips Schulter gelegt und gesagt: »Nimm's nicht so schwer, alter Junge. Wir schaffen es schon«, dabei hatte er Jessica gehässig angesehen. Philip war allein zum Essen gegangen, und als er zurückkam, fragte er Joey: »Hat sie sich auch gut benommen?« Der nickte mißbilligend. Jessica hatte sich nämlich, zu seinem Entsetzen, eine Käseplatte bestellt. Er zeigte auf das offene Fenster. »Ich habe schon gelüftet.«

Philip legte sich steif neben sie ins Bett, er gab ihr nicht einmal einen Gutenachtkuß. Er legte sich an die äußerste Bettkante, wickelte sich in seine Decke und begann zu schnarchen. Jessica war von Melancholie und Unruhe geplagt, sie hörte das Ticken der Uhr, ihr Herzklopfen, ihren Atem. Um drei Uhr morgens ging sie ins Wohnzimmer, um sich einen Apfel zu holen. Obwohl das Fenster noch immer geöffnet war, erfüllte ein widerlicher Gestank den Raum. Sie ging automatisch zur Eisenbahn, im Güterwagen sah sie ein kleines Papier auf etwas Braunem liegen. Darauf stand, in zusammengeklebten Buchstaben, ›Menschliche Exkremente‹. Sie war starr vor Entsetzen, dann wollte sie ins Schlafzimmer zurücklaufen, als sie eine Hand auf ihrem Rükken spürte. »Du warst es also doch, Jessica!« Philip sah sie voller Ekel an, und sie wußte, daß es schwer sein würde, sich zu rechtfertigen.



Im Fall einer kriegerischen Auseinandersetzung, so ist aus dem US-Lehrbuch *Conventional Nuclear Operations* zu entnehmen, ist für die Gegend um Fulda das *Paket Zebra* vorgesehen. Dieses enthält Atomminen und Geschosse mit 0,1 bis 10 Kilotonnen (KT) Sprengkraft. Insgesamt sind 141 Nuklearwaffen vorgesehen, deren Plazierung der obenstehenden Karte zu entnehmen ist. Stückzahl und Dosierung der Waffen werden präzise festgelegt: 48 à 0,1 KT, 6 à 1 KT, 14 à 5 KT, 13 à 10 KT.

COSMIC in progress (1980 – 1983)[73]

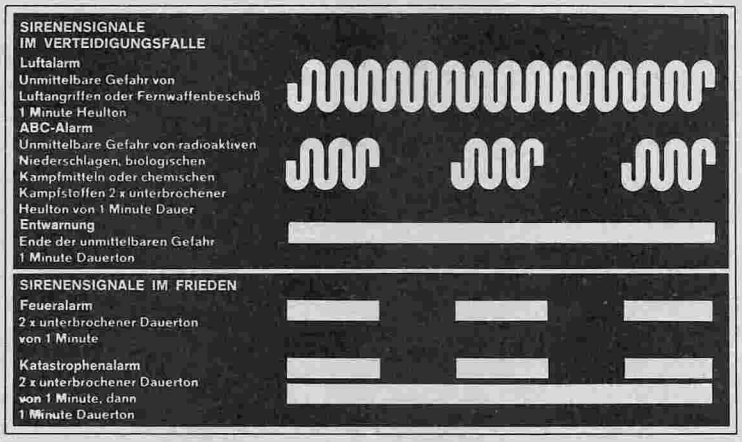
Vor der Friedensbewegung (November 1980, *Transatlantik*)

Nach dem Obstwasser redete ich ihn mit ›Genosse‹ an. Ich merkte, daß dieser ›Genosse‹ einen leichten Aufstoßer bei ihm verursachte. »Das ist eine alte Tradition«, sagte ich. Rudi Schrimpf bewegte sich unruhig im Sessel. »Das darf man hier nicht sagen, du weißt ja, wie gefährlich das ist. Wenn man hier in der SPD ist, gilt man sowieso schon als ganz links und rot. Dabei bin ich überhaupt nicht rot. Was denken sich die Leute eigentlich, was hat denn die SPD mit rot zu tun!« Dann schwieg er unschlüssig, guckte wieder an den gelben Büchern hoch, sagte: »Ja, die Chinesen.« Er hatte den ›Roten Stern über China‹ gesehen. Ich spürte, daß er mir etwas erzählen wollte, aber nicht wußte, wie er damit anfangen sollte. Plötzlich sagte er: »Ja, das mit den Atomen, wir brauchen die wegen der Chinesen, das ist aber schon eine gefährliche Sache. Ich bin auch schon seit Jahren daran, wegen der Gefährlichkeit von den Atomen.« – »Wie meinst du das?« – »Die Atome liegen ja überall bei uns, und die sind nicht sicher.« – »Meinst du diese Atomkraft?« – »Nein«, antwortete er, »die müssen wir haben. Ich meine die Atome, die überall bei uns an der Grenze liegen.« – »Wieso liegen bei uns Atome an der Grenze?« Ich fragte mich, ob er schon besoffen sei. »Ich bau die doch«, sagte er. »Die sind aber nicht sicher.« Ich merkte, daß ihm etwas auf der Zunge lag. »Wieso sagst du denn, daß die nicht sicher sind?« – »Das dürfte ich eigentlich nicht erzählen«, sagte er. »Ich bin nämlich im Staatsbauamt technischer Angestellter, und wir bauen doch die Wasserwerke.« – »Was baut ihr denn für Wasserwerke?« – »Sie heißen bei uns Wasserwerke, und wir sollen auch gar nicht wissen, was da reinkommt, aber wir wissen es natürlich. Ich fahre auch öfter mal rüber in die DDR, nach Ostdeutschland, und da liegen sie auch«, sagte er. Da hat es bei mir so ein bißchen gedämmert. »Dagegen ist ja auch nichts zu sagen, wir brauchen die, nur die sind gar nicht so sicher«, sagte er. Das Staatsbauamt baute also diese Wasserwerke, die in Wahrheit Munitionsdepots waren. »Da kommen natürlich diese Atome rein«, sagte Rudi Schrimpf. Da hat es bei mir geklingelt.

»Da gab's doch damals diese Sache mit dem Atomminengürtel«, sagte ich tastend. »Nein«, antwortete er, »den gibt's ja nicht. Die Schächte,

die wir dafür gebaut haben, sind nicht geladen, die sind leer.« – »Dann ist es doch okay«, sagte ich, »dann braucht man sich auch keine Sorgen zu machen.« Aber Rudi Schrimpf sprach weiter: »Die Atome liegen da zwar nicht drin, die liegen aber immer ein paar Kilometer weiter, in den Wasserwerken.« – »Was für Wasserwerke denn um Himmels willen?« – »Seit sieben Jahren mache ich eine Eingabe nach der anderen, weil diese Wasserwerke nicht sicher sind, dort drin sind die Atome«, sagte Rudi Schrimpf. »Im Ernstfall kommen sie in die Schächte rein.« – »Was heißt nicht sicher?« – »Da kommen oben Entlüftungsschächte raus«, sagte er, »weil das immer eine ganz bestimmte Raumtemperatur haben muß. Deswegen mache ich auch die Eingaben, die kann man ja hochjagen.« – »Das gibt es doch gar nicht«, sagte ich, »diese Dinger sind doch nur zu zünden mit einem bestimmten Zündmechanismus.« – »Aber die kannst du doch sprengen«, sagte Rudi Schrimpf, »denn da liegen auch andere Sprengköpfe drin, konventionelle. Ich bin Techniker. Wenn man die von oben durch den Luftschacht zündet – stell dir mal vor, da kommen irgendwelche Leute und tun das –, dann explodiert das. Das ist natürlich keine Atombombenexplosion, aber dann reißen die Dinger auseinander, der Mantel reißt auseinander, und das ganze Gebiet ist verseucht, und zwar ein riesengroßes Gebiet. Über dem Schlüchterner Tunnel ist auch so ein Wasserwerk, ein Depot«, sagte Rudi Schrimpf lakonisch, »da ist ja schon mal zwei Kilometer im Umkreis das Gras verbrannt, die Dinger haben abgestrahlt. Seit das passiert ist, kommt alle zwei Tage eine Natostreife, das ist einer von der Bundeswehr mit einem Strahlenabzeichen an der Jacke, und einer von der amerikanischen Armee, denn die gehören den Amerikanern; sie gehen um die Wasserwerke rum und prüfen mit dem Geigerzähler, ob die Dinger strahlen.« – »Was du mir da erzählst«, sagte ich, »hat mit dem Obstler was zu tun.« Ich habe mich zurückgelehnt in meinen Sessel und es immer noch nicht geglaubt. Da sagte er: »Ich kann dir die Wasserwerke zeigen.«

Rudi Schrimpf erklärte präzise, mit einer Mischung aus technischer Lust daran und einem Gefühl von demokratischer Verantwortung: Das durfte nicht so bleiben. Ich habe ihn gefragt, was mit den Leuten aus den Orten hier sei, in Rudlos, in Stockhausen. An denen konnte doch nicht vorbeigegangen sein, daß da so ein Ding gebaut wurde. Die Gemeindevorsteher wissen doch, wenn ein Wasserwerk gebaut wird. »Klar wissen es alle«, sagte er, »daß das kein Wasserwerk ist, die



wollen das aber nicht wissen, und keiner will darüber nachdenken. Die Gemeindevertreter, die haben sich beschwert«, sagte er. »Weil die Dinger grau, in der Natofarbe, angestrichen sind und nicht so grün wie die Wasserwerke. Also mußten wir die umstreichen, seitdem ist das für die ein Wasserwerk. Wirkliche Wasserwerke haben einen Zaun, alle. Wenn du irgendwo ein Wasserwerk siehst, wo kein Zaun herum ist, dann ist es kein Wasserwerk.«

Wir sind losgefahren. Von der Hauptstraße ging bald ein Weg ab, an dem stand ›Durchfahrt verboten‹. Rudi fuhr einfach weiter. »Du kannst doch nicht einfach durchfahren, da steht Forstweg, Durchfahrt verboten«, sagte ich. »Da fährt aber jeder durch, weil es eine Abkürzung ist. Da sagt auch keiner was.« Wir fuhren zum Wald hinauf, es ging ziemlich steil hoch auf einem Asphaltweg. Plötzlich kamen wir auf eine sehr breite Rampe. Gleich vor uns stand ein Schild in kyrillischer Schrift und darunter auf deutsch und englisch: »Hier Ende der Durchfahrt für Botschaftsangehörige der russischen Botschaft.« »Warst du schon drin?« fragte ich. »Klar«, sagte er. »Wir haben doch die Generatorenhäuser gebaut, und ich darf da auch rein.« Es war ein wahnsinniges Geräusch, ein tiefes Gebrumme. Ich sah dann die Lafetten, von einem Riesenzaun beschützt. An dem Zaun liefen Schäferhunde entlang. Auf den Lafettentrucks waren Raketen, die sich bewegten, regelmäßig schwenkten, wie ein Radarschirm.

Es war gespenstisch, ich mußte da ganz schnell wieder weg. Daß das nur 20 km von mir entfernt ist, das war der Aberwitz dieser ganzen Geschichte. Da baut sich einer ein Häuschen mit schönem Blick und dem ganzen Grünzeug, und irgend jemand erzählt ihm dann, daß alle zwei Tage eine Natostreife vorbeikommt und die Strahlen mißt. Da kriegt doch die ganze Atomkraftwerk-Diskussion einen vollkommen lächerlichen, idiotischen Hintergrund, einen Kasperltheaterhintergrund. Alle 40 km entlang der Grenze liegen diese Dinger und diese Abschußbasen; vielleicht sind sie heute noch ein bißchen dichter gesät, diese Sprengköpfe, das traue ich denen zu, weil es darüber überhaupt keine Diskussion gibt. In meiner Naivität dachte ich zuerst, das wäre etwas, was nur ich nicht wußte. So naiv war ich aber doch nicht. Ich wußte, es ist zwar bekannt, daß es diese Sprengköpfe gibt, aber es kann nicht bekannt sein, daß die Dinger tatsächlich da sind, so absurd sich das auch anhört, und daß die noch nicht einmal so konserviert sind, daß sie nur im Ernstfall tatsächlich Strahlungen abgeben. Was sind Atomkraftwerke im Verhältnis zu dem, was an unseren Grenzen liegt, auf beiden Seiten!

Falscher Alarm (Oktober 1980, Fuldaer Zeitung)

Staatssekretär Dockhorn, der betonte, daß es in dem genannten Gebiet keine ›Atomsprengköpfe in NATO-Depots‹ gebe, wirft in seiner Stellungnahme dem ›Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschlands‹ vor, mit seiner Veröffentlichung eine Verunsicherungskampagne in der Bevölkerung betrieben zu haben. Der Vertreter des hessischen Innenministeriums: »Bei der Formulierung seines als Pressemitteilung veröffentlichten Briefes hat der ›BUND‹ noch das übertroffen, was ›Die Tageszeitung‹ in Berlin in ihrer Ausgabe vom 27. Oktober unter der Überschrift ›Atomminendepots an der DDR-Grenze‹ und die Zeitschrift ›Transatlantik‹ in dem Beitrag ›Die Eingeweide der SPD‹ in reichlich nebulöser Form als ›Erzählungen von der oberhessischen Basis‹ ohne Anspruch auf Wahrheitsgehalt publiziert haben ... Sie sollen auf einem Aufsatz von Jörg Schröder (Jossa/Vogelsbergkreis) im jüngsten Heft der Zeitschrift ›Transatlantik‹ (Herausgeber Hans Magnus Enzensberger) beruhen... Landtagsabgeordneter Hans Nolte (CDU) forderte dazu auf, diese Angelegenheit ohne jeden Vorbehalt

aufzuklären. Sollte sie nicht der Wahrheit entsprechen, fordere er die Landesregierung auf, gegen den Urheber der falschen und verantwortungslosen Verlautbarung gerichtliche Schritte einzuleiten.

Hamburger Springprozession (Februar 1981, Der Stern)

Alle etwas besser gesicherten Militärstützpunkte werden inzwischen als Nuklearlager beargwöhnt und ihre Lage auf Dutzenden verschiedener Karten verbreitet. Nach diesen Bürgerinitiativ-Karten muß in manchen Gegenden fast hinter jedem Strauch eine Atombombe liegen...

Voll Rohr! (August 1983, Oberhessische Volkszeitung)

›stern‹: Im Ernstfall gehen bei Lauterbach Atomminen hoch – Unsere Volksvertreter haben darüber keine Informationen

Lauterbach (pa). – Wer die neueste Ausgabe des ›stern‹ liest, wird auf den Seiten 98 und 99 mit einem Artikel konfrontiert, der gerade im Vogelsberg zu einer erheblichen Beunruhigung der Bevölkerung führen dürfte.
Wie aus diesem ›stern‹-Artikel zu entnehmen ist, sind in der Bundesrepublik seit 20 Jahren 350 Atomminen gelagert. Diese Atomminen (auch ADMs genannt) haben folgenden militärischen Wert (der ›stern‹ zitiert ein Offiziershandbuch der amerikanischen Armee): »Atomminen werfen künstliche Hindernisse auf, lösen Waldbrände aus, zerstören Straßen, Brücken, Tunnel, Schleusen, Flugplätze, Betriebe, die dem Feind nicht in die Hände fallen sollen.«
Was der Einsatz von atomaren Minen für die Menschen in unmittelbarer und mittelbarer Nähe bedeutet, hängt von der Größe ab. Der Typ Golf zum Beispiel (vier Zentner schwer und die größte Mine dieser Art) entspricht der Wirkung der Hiroshima-Bombe.
Über die Zündung dieser Minen im Kriegsfall entscheide allein der US-Präsident. Vor dieser Entscheidung des Präsidenten würden sie im Krisenfall in die Nähe jener Plätze gebracht, wo sie detonieren sollen. So etwa im Bereich Fulda-Gap oder des Wetterau-Korridors. Hier

handelt es sich um Gebiete ohne natürliche Hindernisse, in denen NATO-Experten – so der ›stern‹ – am ehesten sowjetische Stoßkeile erwarten. Daher – so der ›stern‹ – sei es kein Zufall, »daß die meisten Übungsgelände für Friedenszeiten mit ihren ausgegossenen Schächten – wie aus zugänglichen US-Karten hervorgeht – strategisch günstig liegen: vier in der Nähe von Alsfeld, andere bei Ziegenhain, Lauterbach, Schlüchtern und Gelnhausen«.

Die Amerikaner geben zu diesem ›stern‹-Artikel keine Stellungnahme ab, der Landrat des Vogelsbergkreises, Dr. Zwecker, hat keine genaueren Informationen, bemüht sich aber jetzt darum. Auch Ministerpräsident Börner – der übrigens in Kürze den Vogelsberg besucht – weiß hierüber nichts.

Die CDU-Landtagsfraktion hat der Behauptung des hessischen Ministerpräsidenten Börner allerdings widersprochen, die Landesregierung sei über die Lagerung von Sonderkampfmitteln der US-Streitkräfte in Hessen nicht informiert. Eine Rücksprache mit dem Bundesverteidigungsministerium habe ergeben, daß die hessische Landesregierung sowie alle anderen Landesregierungen hinreichend über diesen Sachverhalt unterrichtet seien, erklärte CDU-Sprecher Scherer gestern in Wiesbaden. Da die geschäftsführende Landesregierung auch regelmäßig an den ›Wintex-Übungen‹ teilnehme und deshalb genau wisse, wovon in dem Magazin ›stern‹ die Rede sei, müsse die öffentliche Erklärung Börners über die gelagerten Atomminen nicht nur als bewußte Irreführung der Bevölkerung verurteilt werden, sondern auch als bedauerlicher Beitrag zu Emotionalisierung der öffentlichen Auseinandersetzung um Fragen der Sicherheits- und Verteidigungspolitik, sagte Scherer.

Die Grünen im Hessischen Landtag bezeichneten die Äußerungen Börners über die Atomminen als aufgesetzte Besorgnis. Börner hätte seine kritischen Fragen lieber an die alte sozialliberale Bonner Regierung stellen sollen.

Landrat Dr. Zwecker meinte, wenn die im ›stern‹ gemachten Angaben zuträfen, dann wäre dies »keine Verteidigung unseres Landes, sondern eine Verteidigung auf Kosten unseres Landes«.

*

Tom Wolfe
Die gefrorene Friedensversammlung[74]

... nach dieser tiefen, grundlegenden religiösen Erfahrung kümmert vergängliche Tagespolitik ihn wenig. Joachim Wach

Vor diesem Hintergrund, nämlich dem letzten, unendlichen, geschah es, daß eine *Vietnam Day Committee* genannte Organisation Kesey einlud, bei einer Massenkundgebung auf dem Universitätsgelände von Berkeley gegen den Krieg zu sprechen. Schwer zu sagen, welchem klugen Kopf diese Prachtidee entsprungen war. Nachher wollte es trotz einer Menge Fragereien und gegenseitiger Anschuldigungen und allgemeinen Gehechels nämlich niemand gewesen sein. »Wer zum Henker hat diesen Bastard eingeladen!« hieß es. Die Hauptschwierigkeit mit dem *Vietnam Day Committee* bestand darin, daß der Blick der Leute über den wunderschönen politischen Klamauk, den sie aufgekocht hatten, nicht hinausreichte. Warum auch? Von ihrem Standpunkt aus sah es im Herbst 1965 so aus, als ob sie bald im ganzen Land den Besen schwingen würden. Berkeley, die Neue Linke, die Free Speech Bewegung, Mario Savio, die Rebellengeneration, die Studentenrevolution, in der die Studenten bald wie in Lateinamerika die Universitäten übernehmen und dem kalten Arsch des amerikanischen Lebens ein wenig einheizen würden – über all das konntest du

in den Zeitschriften lesen. Und wenn Sie's nicht glauben wollen, kommen Sie rüber und sehn Sie sich an, was wir so machen, Mr. Jones – undsoweiter.

Aber wie gesagt, weiter reichte ihr Blick nicht, und es wäre wahrscheinlich sowieso zwecklos gewesen. Mag sein, daß es auf der ganzen Welt keine Möglichkeit gab, dem *Vietnam Day Committee* begreiflich zu machen, wie das von ihm inszenierte Bingo auf Kesey und die Pranksters wirken mußte. *Kommt und protestiert gegen den Krieg in Vietnam* – von dem überlegenen kosmischen Standpunkt aus, den die Pranksters erreicht hatten, gab es so viele Gründe, warum diese kleine Scharade allzu pathetisch war, daß sie nicht wußten, wo sie anfangen sollten...

Immerhin, Kesey war eingeladen, und damit begann der Spaß. Aus einundsiebzig Städten und achtundzwanzig Staaten strömten die Marschierer nach Berkeley – egal, was solche Zahlen besagen mögen, jedenfalls waren es Tausende von Studenten und Professoren, die sich aus allen Richtungen heranwälzten. Den ganzen Tag sollte es Teachins geben, dazu einen ganzen Tag lang, morgens beginnend, eine Kundgebung, bei der dreißig oder vierzig Redner zu Wort kommen sollten, um die Sachen hochzupeitschen, und dann um halb acht abends, wenn das Fieber seinen Höhepunkt erreicht haben würde, wollte man sich vom Berkeley Campus aus in Bewegung setzen und den Marsch auf Oakland antreten, fünfzehn- oder zwanzigtausend Seelen, die sich in geschlossener Marschsäule auf den Oakland Army Terminal zubewegen würden (vom Oakland Army Terminal aus wurden Männer und Munition nach Vietnam ausgeschifft). Nur um die Sache ein wenig zu würzen, war ein großer Vorrat an Plastiksprengstoff geklaut worden, und jeder hatte Visionen, wie Oakland und Berkeley und San Francisco, der ganze Klumbatsch, in einem Plastikbombenerdbeben in die Luft fliegen würden: Bullen, Peaceniks, John Birchers und wahrscheinlich auch Neger und unschuldige Frauen und Kinder. Keiner hatte eine Ahnung, von welcher Seite die Plastikbomben geklaut worden waren, aber das machte die Sache nur noch reizvoller.

Die Plastikbombenangst schien Kesey zu seiner Posse zu inspirieren. Keseys erlösende Barmherzigkeit äußerte sich darin, daß er nie ernsthaft wurde, wenn eine Sache sich ebensogut mit einem kosmischen Witz ausdrücken ließ. Was ihm bei dieser Gelegenheit vorschwebte,

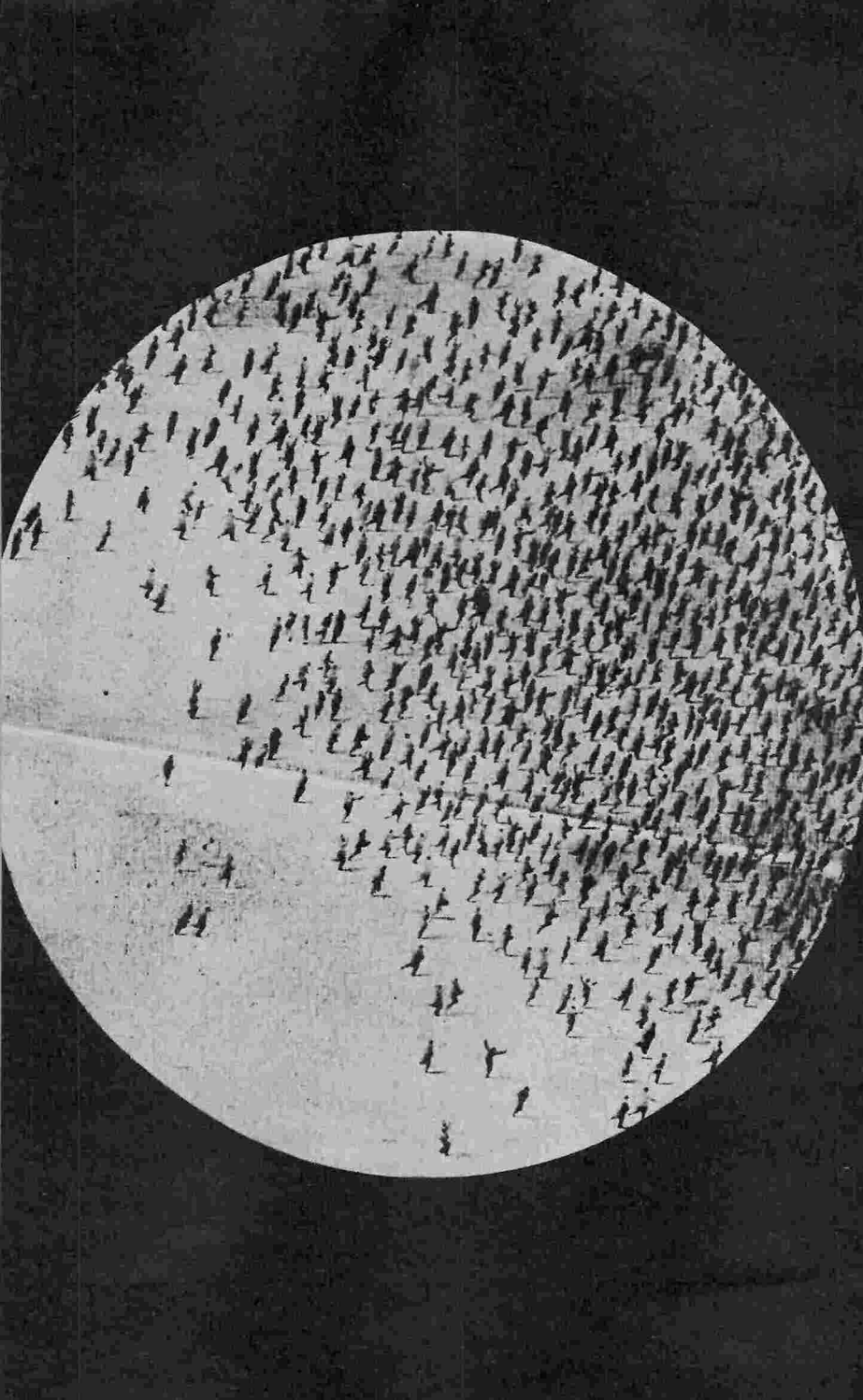
war, zu der Massenkundgebung gegen den Krieg wie eine verspielte Militärinvasion vorzustoßen. Sie würden den Bus zu einer rollenden Festung ausbauen, überall würden Gewehre herausstarren, und alle Pranksters würden sich in irgendwelche Kampfanzüge werfen. Zusätzlich geborgte Autos sollten ebenso aufgetakelt werden, und an der Spitze des ganzen Konvois sollten die Hell's Angels ihre Motorräder reiten: in einer absolut winkelgenauen Hakenkreuzformation. *Hakenkreuze!* Das würde die Freunde aus den Pantinen heben oder ihren Schubfachverstand zumindest auf eine Probe stellen, die sie so schnell nicht vergessen würden.

Zunächst bepinselten die Pranksters den Bus mit einem stumpfen Rot, das wie getrocknetes Blut aussah. Dieses Blutbad ergoß sich direkt über den strahlendsten Aufruhr von Leuchtfarben, den die Welt je gesehen hatte. Aber wen kümmerte das. *Kunst ist nicht ewig.* Dann fingen sie an, militärische Symbole auf das getrocknete Blut zu malen, Hakenkreuze, Amerikanische Adler, Eiserne Kreuze, Wikingerkreuze, Rote Kreuze, Hämmer und Sicheln, Totenschädel und gekreuzte Knochen, alles, wenn es nur schneidig aussah. Genau in dieser Nacht setzte natürlich der Herbstregen ein, und – wie der Chef gesagt hat – Kunst ist nicht ewig. Alle Farben fingen an zu verlaufen, bis der schauderhafteste Schlachtfestmorast entstanden war, den man sich vorstellen kann. Am nächsten Tag tauchten Gut und seine Freundin auf. Gut machte eine Art Übergangsphase zwischen den Angels und den Pranksters durch. Er trug die alte ärmellose Segeltuchjacke der Hell's Angels, hatte aber die Insignien abgemacht, die Buchstaben und das Emblem eines Totenschädels mit einem Helm auf, und man konnte die Stellen sehen, auf denen das alles aufgenäht gewesen war, denn dort war der Stoff heller. Man könnte das Ding eine Lebt-wohl-aber-ihr-bleibt-unvergessen-Hell's-Angels-Jacke nennen. Höllenengeljacke. Wie dem auch sei – Gut verblüffte die Pranksters mit einem großen schönen Amerikanischen Adler, den er auf den Bus malte – ein bißchen primitiv, aber stark. Der große, schwere Jesus-Engel hatte Talent. Die Pranksters bauten einen Panzerturm auf den Bus und bastelten zwei große graue bewegliche Kanonen zusammen. Norman machte aus Holz und Pappe ein Maschinengewehr und strich es mit olivgrüner Tarnfarbe an. Andere zimmerten sich Holzgewehre zurecht, die jeder Beschreibung spotten. Fayes Nähmaschine schnurrte. Pranksters aus dem inneren und äußeren Kreis kamen von überall her

angefahren. Lee Quarnstrom vom äußeren Kreis tauchte mit einem Riesenvorrat von Armee-Insignien auf, mit Schulterstücken, Rangabzeichen, Truppenteilzeichen, Balken, Winkeln, Sternen, Schulterklappen undsoweiter. Kesey baute Bandgeräte und Mikrophone und Lautsprecher und Kopfhörer und Verstärker für elektrische Gitarren in den Bus. Hagen machte seine 16-Millimeter-Kamera schußfertig.
Über den Weg oben im Hang dröhnten und dudelten Bob Dylan und die Beatles und Joan Baez und Roland Kirk und Mississippi John Hunt aus großen Lautsprechern von der Klippe. Mit einem Anhang blasser High-School-Hindus und seinem Gefährten Peter Orlovsky tauchte, von Big Sur herüberkommend, Allen Ginsberg auf. Ginsberg sang zu Glöckchenbimmeln und kleinen Fingerzimbeln die ganze Nacht Mantras. Cassady floppte sich jede Menge Speed ins Hirn, so daß er nach einem Tiefstart bald derart in Fahrt war, daß er zuckend und stampfend in einer Weise tanzte, als bewege er sich im Takt der Nähmaschine auf einem langen Saum entlang. Ginsbergs Gesang schien dem Weihwedeltakt eines Jainisten zu folgen. Cassady begann seine Stimmbänder zu zerfisseln, immer schneller und schneller, bis er in der Morgendämmerung soweit war, daß er sich glatt und übergangslos ins positive Absolute ›wegvibriert‹ hätte (wie der alte Charles Fort sagte), wäre er nur noch eine winzige Idee schneller geworden. Es war eine ganz hübsche Gespensterparty.
Den nächsten Morgen – es war der 16. Oktober, der große Tag – verpooften die Pranksters natürlich, alle hingestreckt, wie sie in der Nacht zufällig liegengeblieben waren, und der Aufbruch nach Berkeley erfolgte mit entsprechender Verspätung. Kunst ist nicht ewig, Freunde. Geplant war, in Palo Alto auf die Hell's Angels zu stoßen und dann in gemeinsamer Formation und mit Getöse über den Freeway zu donnern. Die diversen Abspielgeräte wurden mit Original-Prankster-Bändern gefüttert, und Cassady schwang sich ans Steuer. Alle kletterten sie in ihren verrücktgewordenen Militärkostümen in den Bus, Hassler, Hagen, Babbs, Gretch, Zonker, June the Goon, Roy Seburn, Dale Kesey und alle möglichen Leute – sogar der Mad Chemist war diesmal aufgetaucht –, und in der letzten Minute Mary Microgram. Und dann stieg Kesey ein. Kesey trug einen großen, leuchtend orangeroten Mantel, wie die Autobahnarbeiter ihn tragen, damit sie von den Fahrern gesehen werden. An den Ärmeln hatte er Rangabzeichen, und über seine Schulter lappten irgendwelche flappigen Schulterklappen.

Auf dem Kopf hatte er einen großen Stahlhelm aus dem ersten Weltkrieg, den er mit orangeroter Leuchtfarbe angemalt hatte. Der Helm war so groß und hing ihm so tief in die Stirn, daß seine Augen wie zwei kleine Blitzlichtbirnen unter dem Helmrand hervorlugten. Kesey stieg in den Kanonenturm, und los gings. Bevor sie Palo Alto erreichten, wurden sie in Woodside von den Bullen gestoppt, ausgequetscht und gefilzt. Die Pranksters verhielten sich wie immer, sie sprangen heraus, bewaffnet mit Kameras und Schießeisen-Mikrophonen und Tonbandgeräten und filmten und nahmen alles auf, was die Bullen sagten, und die Bullen verzogen sich, aber das fraß natürlich Zeit.
»Aha«, sagte der Mad Chemist. »Das erste Scharmützel.«
»Man hat den Prankster-Alarm vernommen«, sagte Babbs.
Das stimmte in etwa. Wieder und wieder wurden sie angehalten und ausgefragt und gefilzt, und sie verloren immer mehr Zeit. Sie kamen zu dem Treffpunkt in Palo Alto – aber weit und breit keine Spur von den Hell's Angels. Sie warteten und warteten, dann gaben sie es auf und kachelten über die Schnellstraße nach Berkeley.
Als sie den Berkeley Campus erreichten, begann es bereits zu dämmern, und ihr Eintreffen machte zunächst wenig Eindruck. Ja, eine geschlossene Hell's-Angels-Phalanx, die wie eine Kreuzung von Gestapo und Tonton Macoute ausgesehen hätte, das wäre zweifellos eine andere Geschichte gewesen. Das hätte auch schön Krach gemacht. Wie die Dinge aber lagen, blieb ihnen erst mal nichts übrig, als auf den Parkplatz der *Student Union* zu fahren und nach besten Kräften mit ihren Holzgewehren auf Vögel und Flugzeuge loszuäck-äcken. Die Kundgebung war den ganzen Tag im Gange gewesen. Man hatte sich auf einem großen Rasengelände oder Platz des Campus versammelt, etwa fünfzehntausend Leute, die Bohemiens in ihren Mänteln, die mit den kleinen Holzpflöcken zugeknöpft werden, und über sie hinweg dröhnten und schepperten und hechelten die Lautsprecher. Eine große Rednertribüne war errichtet worden, an die vierzig Redner hatten gesprochen, alle brüllend oder eifernd oder zwingend argumentierend, was nur noch schlimmer war. Die Grundidee bei solchen Sachen ist immer die, daß man unablässig so etwas wie Tempo und Spannung und Erwartung und Ungewißheit aufbaut, bis – wenn die Zeit zur Aktion gekommen ist: in diesem Fall war es der Marsch – das alles zusammen sich schließlich auf ein Signal in Bewegung setzt wie eine große zusammengeschweißte Masse von Gläubigen, die bereit

sind, sich Gummiknüppel über den Schädel hauen zu lassen und alles einzustecken, was sonst noch dazugehört.
All die Schockarbeiter der Zunge waren da, Redner wie Paul Jacobs und M. S. Arnoni, der in Gefängniskleidung das Podium betrat, weil man seine Familie in einem deutschen Konzentrationslager umgebracht hatte – und unten vor ihnen lag hingebreitet ein Meer von Studenten und anderen Jugendlichen, die Bohemiens in ihren Mänteln, die Gammler in Parkas, jede Menge Desert Boots – ja, und Bürgerrechte, und Schluß mit dem Krieg in Vietnam – »... aus ihren Gräbern oder von den Feldern und Flüssen, auf die ihre Asche gestreut wurde, würden sie euch zurufen und euch mahnen, nicht still zu sein im Angesicht der völkermörderischen Grausamkeiten, die am Volk der Vietnamesen verübt werden...« rollten mit forensischem Donnern die Worte aus den Lautsprechern über die Menge.
Der erste im Kreis des *Vietnam Day Committee,* der bemerkte, daß Kesey sich der Rednertribüne näherte, war Paul Krassner, Herausgeber der Zeitschrift *The Realist.* Die meisten Pranksters waren noch im Bus, aus dem sie zufällig vorbeigekommene Gaffer mit ihren Holzgewehren verwirrten. Kesey, Babbs, Gretchen Fetchin und George Walker gingen zum Podium hinüber, Kesey in seinem orangeroten Leuchtfarbenmantel und mit dem Stahlhelm aus dem ersten Weltkrieg. Krassner betrieb seine Zeitschrift mehr oder weniger als ein Einmannunternehmen, und er wußte, daß Kesey sie abonniert hatte. Es überraschte ihn also nicht sonderlich, daß Kesey ihn kannte. Das Irre war nur, daß Kesey ihn einfach ansprach, als wären sie bei einem langen Gespräch kurz unterbrochen worden und als würden sie den Faden nun wieder aufnehmen... Das ist schon etwas unheimlich. Du spürst, daß der Bursche Charisma hat, wenn er so vorgeht, so direkt, daß es aus ihm herausbricht, selbst durch diese idiotische Leuchtfarbe hindurch – oder als würde er einen einsaugen in der Weise, wie es einmal Gurdjieff zugeschrieben wurde: »Man konnte nicht dagegen an, es war fast körperlich, wie man zu ihm hingezogen wurde ... als würde man von einem ungeheuren geistigen Staubsauger eingesogen.« Damals dachte Krassner allerdings an Flash Gordon.
»Guck mal da oben«, sagt Kesey und bewegt sich auf das Podium zu. Da oben steht Paul Jacobs. Jacobs hat's ohnehin mit der Forensis, und Mikrophon und Lautsprecher bewirken bei einem Redner ein übriges. Du kannst hören, wie deine Stimme über dieses Meer von gespitzten



Ohren und begierigen Gesichtern hinwegrollt, machtvoll und donnernd wie Wotan, und du bist allmächtig, und von Minute zu Minute wird deine Rede forensischer und bombastischer und donnernder – *Es steht geschrieben, ich aber sage euch ... die Schakale der Geschichte-ichte-ichte-ichte* ... Wo sie stehen, seitlich neben dem Podium, kriegen sie kaum etwas mit von dem, was Jacobs da eigentlich sagt, aber sie hören Gebell, Gebrüll und Widerhall; und sie hören, wie die Menge zurückbrüllt und stichworthörig aufheult, und sie sehen Jacobs, vorgebuckelt und breit über dem Mikrophon hockend, mit emphatisch vorstoßenden Händen, und dort, bei Sonnenuntergang, als Silhouette vor dem glutroten Himmel, ist sein Kinn, vorspringend, wie eine Warzenmelone ...

Kesey sagt zu Krassner: »Hör nicht auf die Worte, nimm nur den Ton und die Gesten ... Was siehst du dann?«

Und plötzlich fühlt Krassner sich von dem Wunsch durchdrungen, nichts Falsches zu sagen. Es ist die Stimme des alten Charismas. Er möchte die richtige Antwort geben.

»Mussolini ...?«

Kesey nickt, ohne den Blick von dem vorspringenden Kinn zu wenden: Richtig, richtig.

Inzwischen sind noch andere Pranksters zum Podium vorgedrungen. Sie haben ein paar Stromanschlüsse gefunden und lange Strippen für die Gitarren und Bässe und Hörner aufs Podium hinaufgezogen. Kesey soll als Vorletzter sprechen. Nach ihm steht noch ein abschließender echter Scheunenanzünder von einem Redner auf dem Programm – dann soll der letzte Aufruhr und der Marsch auf Oakland losgehen.

In dem Augenblick, wo Kesey aufs Podium steigt, beginnt es zu brodeln. Sein Mantel glüht in der Dämmerung, und sein Helm. Hinter ihm stehen angetreten noch mehr Leuchtfarbenverrückte in Pilotenhelmen und Motorradbrillen und Fliegeranzügen und Kampfanzügen – Babbs, Gretch, Walker, Zonker, Mary Microgram und kleine Leuchtfarbenkinder, und die Hälfte von ihnen hat elektrische Gitarren und Hörner, und jetzt fangen sie an, sich feixend hin und her zu bewegen, so daß Leuchtfarbenbahnen entstehen. Der nächste Schock ist Keseys Stimme, sie ist so unrhetorisch, so ohne jede forensische Schärfe. Er setzt ganz weich und langsam an, im Oregon-*drawl*, einfach als wollte er sich unterhalten, mit 15000 Leuten:

Ihr wißt doch, daß ihr diesen Krieg nicht mit dieser Kundgebung

beenden könnt... auch nicht mit Marschieren... Marschieren, das machen die doch... die machen Kundgebungen und die marschieren... seit zehntausend Jahren haben sie Kriege geführt, und auf diese Tour werdet ihr das nicht stoppen können... zehntausend Jahre, und das ist das Spiel, wie sie es spielen... Kundgebungen veranstalten und marschieren... und das ist genau das Spiel, das ihr mitspielt... nämlich denen *ihr Spiel...*

Worauf er in seinen großen glühenden Leuchtfarbenmantel langt und seine Mundharmonika hervorzieht und anfängt, es ihnen direkt ins Mikrophon zu spielen, *Home, home on the range* hawonkt er los auf dem gottverdammten alten Fotzenhobel – *Home... home... on the ra-a-a-ange hawonkawonkawonk...*

Die Menge steht da, plötzlich ein weichgewordener Haufen, die meisten fragen sich, ob sie richtig gehört haben, recken die Hälse und drehen die Köpfe und tauschen verdutzte Blicke. Zuerst dieser überraschende Kammerton, und dann die improvisierten Sounds von den Leuchtfarbenverrückten, die hinter Kesey auf den elektrischen Gitarren rumstrippen, und dazu das allgemeine Rhabarberrhabarber, das aus der ganzen Umgebung ins Mikrophon mit eingefüttert wird

– hat irgendwer richtig gehört –

– und unterdessen spielt Kesey weiter auf seiner verfreakten Harmonika. *Home, home on the ra-a-a-a-a-a-a-ange* –

– ahh, so läuft das also – sie denken, das ist irgend so ein einkalkuliertes Stückchen Bühnenschau, da oben *Home, home on the range* zu spielen – das wird irgend so was werden wie – Jaaa! Wir kennen dieses *home!* Wir kennen diesen *range!* Dieses verrottete U.S. home und diesen verrotteten U.S. range! –

– und dann wieder dieselbe schleppende *down-home*-Stimme – *Ich habe eben den Redner gesehn, der vor mir hier oben stand... was er gesagt hat, konnt ich nicht verstehn... aber den Ton hab ich noch im Ohr... und ich konnte hören, wie euer Echo auf ihn zurückkam... und die Gesten konnte ich sehn* –

– jetzt fängt Kesey an, Paul Jacobs zu parodieren, wie er mit kleinen Händen vorstößt und sich über das Mikrophon buckelt und sein –

– *und ich konnte sehn, wie sein Kinn vorsprang... so... als Silhouette gegen den Himmel... und wißt ihr, wen ich sah... und wen ich hörte? ...Mussolini... Ich sah und hörte hier eben Mussolini... vor ein paar Minuten... Tja... ihr spielt denen ihr Spiel...*

Und dann spielt er wieder weiter, *hawonking-hawonking Home, home on the range* mit diesem traurigen alten langsam-ums-Lagerfeuer-schreitenden Sound, und die Pranksters geben ihm Rückenstärkung mit ihren Instrumenten, Babbs, Gretch, George, Zonker, die hinter ihm in einem grandiosen Leuchtfarben-Freakout mit einsteigen.
– und was zum Teufel – ein paar Buuhs, vor allem aber Verwirrung – was um Gottes willen wollen die Spinner –
– *Wir haben das alles schon früher gesehn und gehört, aber wir machen das immer wieder weiter... vorigen Monat war ich bei den Beatles ... und da hörte ich 20000 Mädchen zusammen nach den Beatles schrein... und konnte trotzdem nicht verstehn, was sie schrien... Aber das ist auch nicht nötig... Sie schrein Ich! Ich! Ich! Ich!... Ich bin's! ... Das ist der Schrei des Ego, und das ist der Schrei dieser Kundgebung!... Ich! Ich! Ich! Ich!... Und das ist der Grund, warum Kriege geführt werden... Ich... weil es genug Leute gibt, die schreien wolln, Hört* Mir *zu,* Ich *sage euch... Tja, Leute, ihr spielt denen ihr Spiel ...*
– und dann weiter hawonkawonkawonkawonkawonka –
– und die Menge sinkt langsam zu einem schlappen Klumpen zusammen. Es ist, als wäre die Kundgebung während des ganzen Tages ein langes sorgfältiges Aufblasen eines Heliumballons gewesen, der langsam startklar wird – und plötzlich hat jemand den Stöpsel rausgezogen. Aber es ist nicht das, was *er* da sagt, sondern es ist der Sound und der verfreakte Anblick und diese gottverdammte klagende Mundharmonika und diese blöde chinesische Musik von den Freaks, die hinter ihm stehen. Das ist das einzige, was der martialische Geist nicht verkraften kann – wenn er aufgezogen wird, wenn er lächerlich gemacht wird, wenn man Possen mit ihm treibt, ihn in den Arsch kneift.
– Am Rand der großen Rednertribüne steckt das *Vietnam Day Committee* die Köpfe zusammen: »Wer zum Henker hat diesen Bastard eingeladen!« »*Du* hast ihn eingeladen!« »Naja, verdammt noch mal, wir haben gedacht, er ist Schriftsteller, also wird er gegen den Krieg sein!« »Hast du denn nicht schon genug Redner gehabt?« fragt Krassner. »Ja, aber man braucht all die großen Namen, um die Massen zu mobilisieren.« »Da seht ihr, was ihr davon habt, wenn ihr den Berühmtheiten dauernd in den Arsch kriecht«, sagt Krassner. Hätten sie einen von diesen großen Haken gehabt, wie sie bei den Amateurvorstellungen in den Vaudeville-Tagen üblich waren, so hätten sie Kesey auf der Stelle

vom Podium gezerrt. Aber warum geht nicht einfach einer hin und stößt ihn runter! Er macht uns doch alles kaputt. Aber dann sehen sie diese Leuchtfarbenverrückten, Männer und Frauen und Kinder, und alle swingen und stehn unter Strom und strippen Gitarren, blasen Hörner und glühen irrwitzig im Sonnenuntergang... Und der Film von der größten Anti-Kriegskundgebung in der Geschichte Amerikas, wie er endet in einem schreienden Rausch von Leuchtfarben zu der Melodie von *Home, home on the range* ...

– plötzlich hört das Hawonken der freakenden Harmonika auf. Kesey beugt sich übers Mikrophon –

Es gibt nur eins, was man tun kann... nur eins, was irgendwie gut sein kann... Und das ist, daß jeder sich das anguckt, sich den Krieg anguckt und ihm seinen Arsch hinhält und sagt... Fuck it...

– hawonkawonkawonkawonkawonkawonka –

– Alle haben sie richtig gehört. Der Sound dieser Worte – *Fuck it* – klingt so ungeheuerlich, so schockierend, selbst hier in der Hochburg der *Free Speech* Bewegung, wenn er in dieser Art über ein öffentliches Lautsprechersytem kommt und über die Köpfe von 15000 Seelen rockt –

– Home, home on the range hawonkawonkawonka, und jetzt fangen die Pranksters an, hinter der Mundharmonika auf ihren Instrumenten völlig verrücktgeworden aufzudrehen, und das klingt wie eine hirnrissige Honky-tonk-Version von Juan Carillo, der dem Rücksitz eines Jeeps 96 Töne entlocken konnte, und den ganzen Krieg durch hat er Pennies gespart, um ihn sich kaufen zu können, versteht ihr, Zinkpennies, bis sich die blauen Blasen unter seinem Zitherfinger bildeten, hier drunter, versteht ihr ...

– Seht ihn euch einfach an und wendet euch ab und sagt ...

Fuck it

– sagt... Fuck it ...

hawonkawonkawonka bläm

– Fuck it –

Hawonkafuckit... friends ...

Später machten die Marschierer vor den aufgepflanzten Bajonetten der Nationalgarde halt und kehrten um zum Civic Center Park in Berkeley, und da standen sie herum und aßen Hamburger und hörten der Musik einer Jug-Band zu – einer Gruppe, die nach einiger Zeit als »Country Joe and the Fish« bekannt wurde – und wunderten sich, was

verdammt noch mal eigentlich passiert war. Dann fing irgendwer an, von einem Dach Tränengas zu werfen, und tapfer sagte Bob Scheer allen, sie sollten sich flach aufs Gras legen, weil Tränengas aufsteigt, aber die Jug-Band blieb einfach stehen, versteinert, mit den Händen auf ihren Instrumenten, erstarrt in derselben Bewegung, die sie gerade ausführten, als das Tränengas zu wirken begann. Es hatte den Anschein, daß die Jug-Band von irgendwas *high* war, und als das Gas wirkte, hat es sie in Verbindung mit dem, was sie schon intus hatten – *versteinert,* und sie standen da, starr und steif und gefroren *in medias res,* als würden sie für eine Iwo-Jima-Plastik zum Gedenken an die größte Antikriegsdemonstration in der Geschichte des amerikanischen Volkes posieren. Die ganze Kundgebung sah jetzt aus wie ein riesiger halber Arsch, und die gefrorene Jug-Band war das Sinnbild dafür, wie weit sie es gebracht hatten.

Ken Kesey auf seiner Farm in Pleasent Hill, Oregon

Jörg Schröder erzählt:
Gewissensbisse[75]

Ich wollte in diesem Frühjahr ein Buch machen, ›Gewissensbisse‹, mit dem barocken Untertitel ›Unerwünschte Beiträge zur Befreiung des sittlichen Menschen aus den Fesseln der Natur‹. Das ›Unerwünschte‹ ist von mir, die ›Befreiung des sittlichen Menschen aus den Fesseln der Natur‹ hat die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften verfaßt, genauer gesagt: ein Antragsteller aus Nordrhein-Westfalen, der Gesundheitsminister dort. Indizierungsanträge sind ja immer zeitbedingt; heute, wo es wieder um eine Hinwendung zur Natur geht, schreibt man so etwas natürlich nicht mehr, heute sehen diese Anträge so aus, als seien sie von ›Emma‹ gestellt.
Die Pornographiewächter benutzen immer das, was gerade en vogue ist, damit auch die gängigen emanzipativen Gruppen zustimmen können. In diesem Buch wollte ich nur die merkwürdigsten und dümmsten Identifizierungsanträge der jeweiligen Sozialministerien gegen Bücher aus der damaligen Olympia-Press veröffentlichen, im Wortlaut. Die unfreiwillige Komik kommt nämlich erst jetzt, nach einem gewissen Zeitverlauf, voll zur Wirkung. Es geht ja nie um Pornographie, die ist nur eine Art Dosenöffner für jeweilige Liberalitäten oder Nicht-Liberalitäten. Kaum hatte ich die ›Gewissensbisse‹ angekündigt, kam die Wirkungszensur angewackelt, dieses Buch war das meistgefragte in allen Redaktionen. Sonst haben die sich, was das Frühjahrsprogramm betrifft, nur diplomatisch um ›März‹ gekümmert, aber dieses Stellenbuch wollten sie alle mit dem Eilboten haben. Da habe ich mir gedacht, so wie die Zeichen stehen, geht es denen nur wieder darum, im Pornokönig rumzupolken, ich bin doch nicht blöde, für diese Stinkefinger auch noch hinzuhalten. Die wollten anläßlich dieses Buches die ollen Kamellen über mich noch mal erzählen. Und das will ich auch nicht. Das ist 12 Jahre her. Denk dir: 1970 hatte ich begonnen, das Barockhaus in Florstadt zu renovieren, es gelb verputzen zu lassen, nicht ›März-gelb‹, versteht sich, sondern barockgelb, und mit Otto Jägersberg dort einen TV-Öko-Film gemacht, ›Immobilien‹, kam alles drin vor, was heute die Tauben von den Gesimsen gurren, bißchen ville allerdings für einen Film, zugegeben. Immerhin,

es spielten Maria Schell, Dieter Borsche, Karl-Heinz Böhm und noch dreißig andere Fünfziger und Sechziger, es sollte auch ein Schauspieler-Recycling werden. Was steht jetzt in der Frankfurter Rundschau vom 13. September 1983? »Ein Pornofilm-Produzent erwarb das fürstliche Gemäuer, ließ es knallgelb anstreichen und nutzte die Kulisse für seine einschlägigen Werke.« Und noch eine Anekdote dazu aus der schönen Welt der zwischenmenschlichen Beziehungen: Neulich hat uns in Fulda ein Mädchen angesprochen, wegen des ›Siegfried‹-Buches; wir haben es ihr geschickt.

Ein paar Wochen später trafen wir sie wieder, und sofort verlangte sie mein kaputtes Bein zu sehen. Es kommt eine Stelle im ›Siegfried‹ vor, in der ich über einen Unfall erzähle, das Bein habe ich ihr nicht gezeigt. Einer Frau mußte ich das Bein mal zeigen – der ersten Korrektorin des Buches. Das Ding sollte damals vor Erscheinen unterm Teppich bleiben, dazu brauchten wir einen verschwiegenen Menschen, diese Schwäbin hatte Ernst Herhaus irgendwo aufgetrieben. Sie las das Buch an, wollte aber vor Arbeitsbeginn mein Bein sehen. Das habe ich ihr auch gezeigt; wenn es sein muß, bin ich wie der sonst so geschamige Rentner, der die Hosen runterläßt in der Kneipe und seinen Arsch- und Bauchschuß rumzeigt. Diese schwäbische Inquisitorin hat mich überrumpelt, damals war ich noch ohne Erfahrung mit solcher Literatur. Sie guckte sich das Bein an und

meinte: Na gut, dann stimmen ja wahrscheinlich auch diese Geldsachen in diesem Buch. Und sie hat Korrektur gelesen. Das war meine erste Erfahrung mit Mimesis, also Selbstversuch mit Mimesis muß man wohl sagen, mit Identifikationsliteratur. Aber das Fuldaer Bein war zwölf Jahre nach dem Frankfurter Bein. Und es ist ja eben nicht nur das Bein. Diese Frau aus Fulda hat nämlich nach ihrem abschlägig beschiedenen Bein-Beweis noch einen Seitenblick auf Barbara geworfen – in dem Buch kommen ein paar traurige Puff-Geschichten vor –, sie hat Barbara abtaxiert: Wie kannst du bloß mit so einem Hurenbock zusammenleben. Stell dir mal vor: dieses Buch ist 12 Jahre alt, Barbara und ich leben schon einige Jahre zusammen, und ebensolange habe ich mit Bordellen nichts mehr am Hut. In solchen Blicken kannst du lesen, daß die Menschen dich unbeirrt durch den sichtbaren Beweis des Gegenteils für den halten, der du mal warst. Mir war doch immer klar, auch als ich damals solche Puff-Geschichten erzählt habe, wie larmoyant und heldisch oder chauvinistisch auch immer, daß das eine Macke ist, da können noch so viele Intellektuelle sich in Prosa und Lyrik drin suhlen, und wenn der alte Horkheimer immer zu seiner Erna gegangen ist und der dumpfe Adorno sich in München hat gerne abstrafen lassen, solche Geschichten treffen immer einen besonderen Nerv. Ich will meinen Knall hier nicht revozieren, so ist es nicht, aber ich möchte nicht ewig aus ein und derselben Schublade gezogen werden. Einmal auf Papier ausgebreitet, hat man kaum noch eine Chance, seine Macke wieder loszuwerden, sie kommt dir immer in den anderen entgegen. So war's auch mit den ›Gewissensbissen‹ – man merkte richtig, wie diese Rezensentenspanner lauerten: Ah, jetzt kommt der damit wieder raus. Und denken nicht daran, daß sie selber 68/69, als die ersten Dinger erschienen, die gierigsten Abnehmer von dem Zeugs waren; mit hängenden Zungen hingen sie vor meinen Verlagstüren und haben sich sabbernd den ganzen Kram reingefegt, immer wieder. Umsonst, wie immer. Umsonst. Ich will diesen ganzen Scheiß nicht mehr, das hat mit Selbstzensur nichts zu tun.

Ich will mit Leuten, die mich auf was für eine Identität auch immer festnageln wollen, als Zombie behandeln, nichts mehr zu tun haben. Alle diese Sinnhuber, die mich kannten und mit denen ich zu tun hatte, die haben mich immer auf diese lauernde Weise angeschaut, der Blick der biederen Dame, die, wenn sie nur dürfte, gerne durch eine Puffgasse ginge. Und so etwas setzte sich auf anderen Ebenen

fort. Ich kann dir Vesper-Rezensionen zeigen, z. B. die von einem, der heißt zu allem Überfluß auch noch Laemmle, der hat eine große euphorische Besprechung über ›Die Reise‹ abgelassen, konnte sich aber nicht verkneifen, sie so zu beginnen: »Es wäre einem wohler gewesen, gerade dieses Buch hätte in einem seriösen Literaturverlag erscheinen können, und man hätte es auch lieber von einem anderen Herausgeber als Jörg Schröder betreut gesehen, diesem zwielichtigen Chamäleon des deutschen Literaturbetriebs.« Im Klartext: es ist furchtbar, daß es nicht bei Suhrkamp erschienen ist und von diesem Pornokönig ediert wurde. Statt zu sagen: es ist ein Schande, daß Rowohlt, diese Flasche Manthey, daß die das abgelehnt haben, ebenso wie Suhrkamp, daß die solch ein Buch falsch eingeschätzt haben. Nein, statt dessen werfen sie mir vor, daß ich es gemacht habe, wo ich doch auch früher Anrüchiges verlegt habe, beschweren sich bei einer imaginären Bundeskulturkammer, daß ich ein bedeutendes Buch herausgeben darf. Welch dumme Unverschämtheit. Solchen Sachen will ich nicht noch Vorschub leisten, mit solchen Blödmännern nichts zu tun haben. Das wäre ja, als ob du eine läufige Katze im Haus hast und sowieso schon 30 Kater ums Haus schreien und du kippst dir noch eine Tonne Baldrian vor die Tür.

›Zensur‹, das Wort wird immer leichtfertiger dahingesagt, wenn nur die Interessenlage gestört ist, redet man gern von Zensur. Es gibt sie eben, die Kirchen und sonstwelche Gläubige, die z. B. keine Pornographie am Kiosk haben wollen. Staatliche oder halbstaatliche Institutionen, die dieses oder jenes wertzersetzende Ding zurückdrängen, an der Verbreitung behindern, eindämmen wollen. Da muß ich dir noch sagen: die dämmen nichts. Da darf zwar mal ein Buch nur unter dem Ladentisch verkauft werden, aber es ist eben weiterhin zu bekommen, manchmal – seltener, als man übrigens annimmt – ist der Wirbel um die Indizierung bzw. straf- oder zivilrechtliche Verfolgung sogar noch kostenlose Werbung. ›Siegfried‹ z. B. durfte drei Jahre lang nicht verkauft werden. Nirgends, wegen der Prozesse, die liefen. Es gab einstweilige Verfügungen: wegen dieser oder jener Passagen, und das waren so viele, es wäre noch ein Viertel von dem Buch übriggeblieben. Nach und nach sind dann die Sachen zurückgenommen worden – sei es von Melzer, Girodias, Beitlich, den Spiegel-Redakteuren –, oder sie wurden in Hauptverfahren geklärt. Übrig blieb nur Frau Hansal, sie hat vier Jahre weitergemacht, durch zig Instanzen. Sie bestand

darauf: Ich bin keine Persönlichkeit des öffentlichen Interesses, ich will in dem Buch überhaupt nicht vorkommen, so oder so nicht. Damit hat man große Chancen durchzukommen – Verletzung der Persönlichkeitssphäre, Würde der Person, pipapo. Es gibt eben in der Präambel des Grundgesetzes die zwei widerstreitenden Aussagen: »Eine Zensur findet nicht statt« und »Die Würde der Person ist unantastbar«. In der höchstrichterlichen Rechtsprechung wird die ›Würde der Person‹ immer höher angesiedelt als die ›Freiheit der Kunst‹. Es sind Interessengruppen, sei es gegen Pornographie oder für die Würde, die sich durchsetzen, die treffen einen erst mal ökonomisch – das ist das erste Gespenst. Darüber kann man jammern, damit ist aber jeder, ob am Fließband oder wo auch immer, konfrontiert. An die Fiktion von absoluter Freiheit der Kunst kann doch nur ein Depp glauben. Wenn man Sachen macht, die den Vorstellungen und Ideen der Mehrheit zuwiderlaufen, dann darf man sich doch nicht wundern, da kann man doch nicht jedesmal ›Zensur‹ schreien. Ich konnte bisher jedenfalls noch alles machen, was ich machen wollte, wenn auch mit gedämpftem wirtschaftlichem Erfolg. Die Frage ist nur, ob man permanent den Frust, das ewige Zwischen-den-Stühlen-Sitzen, diese Mühsal, ob man das gerne und auf die Dauer aushalten will und wann man müde dabei wird.

Fragen wir uns doch mal, was die eigene Interessenlage ist, wie die aussieht, fragen wir doch mal nach unseren Privilegien. Sieh dir doch diesen komischen Polit-Albino Klaus Staeck, diesen Prototyp aller deutschen Zensierten an. Der immer nur rumläuft und dauernd einen findet, der seine Machenschaften zensiert. Der sich die Zensoren förmlich sucht, er zahlt womöglich noch dafür. Wenn du so einen mal

fragen würdest, der rasselt dir sofort 80 Seiten runter, wo er überall zensiert worden ist: ... und in Ober-Tauberbischofsheim der Stadtrat und in Oldenburg ein Kulturdezernent! Überall Zensur. Und der Staeck, der bezeichnet sich zu allem Überfluß noch als Künstler, eine Unverschämtheit. Jeder Gebrauchsgraphiker, der drei Schnipsel vom Boden aufhebt und mit Fixogum auf ein Stück Karton klebt, ist natürlich wirklich ein Künstler gegen den. Ewig hockt der mit Böll und Beuys zusammen und verbreitet, er sei der große zensierte Künstler. Und dann mußt du mal diese ganzen sozialdemokratischen Magazine und Zeitungen anschauen, überall, klatsch! in Vierfarbanzeigen: ›Die Staeck-Plakat-Edition‹. Da sagt dieses Arschloch noch, er sei zensiert. Wo er über eine Partei, die jahrelang die Regierung gestellt hat, seinen Murks verkauft. Solche Leute, die sich aufplustern und von Zensur reden, da mein ich, da muß ich sagen: eine Zensur findet nicht statt, da verwahre ich mich auch gegen diese ekelhafte Form von Solidarität. Es gibt keine Zensur hier, nur unterschiedliche Formen der Belästigung. Punkt.

Und eine üble Belästigung ist ökonomischer Rufmord. Gegen Rufmord habe ich eigentlich nichts, wenn wirklich gerufen wird. Natürlich hat Literatur insoweit auch was mit Totschlagen zu tun, oder eher mit Totreden. Man nimmt eben nicht mehr die Keule und geht zu Herrn Reemtsma und haut dem auf seinen blöden Zigarettenerben-Schädel, sondern man sagt: der faßt mit seinen Erbenfingern Literatur an, egal was für welche, und geht mit Worten um, und da kann ich doch sagen, als Schriftsteller, Verleger, überhaupt Umgeher mit all diesen Sachen, als Kollege: was macht der eigentlich? Das heißt, ich rufe ja auch. Deutsche Reden und Rufe. Und rufmorde da auch ein bißchen, wie es sich gehört. Lassen wir mal diesen pathetischen Mord weg, daran stirbt der ja nicht, der Junge. Viel besser wäre es, er würde ein bißchen, aber da überschätzte man seine medialen Fähigkeiten, wenn man das hoffte. Literatur bringt ja nicht um. Und wenn einer meine Polemik schlecht findet, wenn er das widerwärtig findet, dann soll doch einer, der in diesem Gewerbe als Zauberlehrling arbeitet, das auch bitte artikulieren, was heißt hier ›bitte‹, dazu ist er gewissermaßen verpflichtet. Aber was macht der statt dessen? Er setzt seine Konten in Bewegung, noch nicht mal seine Konten, sondern seine Kontenführer läßt der ausstreunen. Und die lassen überall verlauten, daß ich keine Bonität habe und somit schlecht bin. Das ist wirklich ein

übles Literatur-Kontor. Und in so einem Zusammenhang ist es mir nun ›widerwärtig‹, wenn ein junger Redakteur, der in der Alternativpresse anfängt, wie Reinhard Hesse, der sich darauf vorbereitet, bei Reemtsmas neuem ›Konkret‹ zu landen, und das dauert vielleicht nicht mehr lange, ist ja menschlich auch verständlich, aber solange wie der noch in der Alternativpresse ist, wenn ich mir von so einem anhören muß, zumal wenn er auf meinem besten Sofa sitzt und der Hund da die ganze Nacht nicht rauf kann, wenn der dann mit leicht angewidertem Gesicht sagt: »Äh – Reemtsma hat zu diesem Thema gesagt, äh – das sei ihm zu widerwärtig.«

Dieser Alternativ-Redakteur ist bei Reemtsma vorgelassen worden, nur so kann man es nennen, das sind Hofschranzengeschichten und keine journalistischen Recherchen, der sagt sich nicht: jetzt habe ich ihn endlich und kann ihn ausquetschen, der hört sich statt dessen nur an, wie Reemtsma sagt: »das ist mir zu widerwärtig«, und das sagt der dem Hesse mit einem Impetus und einer Überzeugung, die angereichert ist mit 350 Millionen, und die wiegen schwer und drücken offensichtlich dem Hesse noch schwerer auf den Kopf, denn der bringt mir diesen Satz nicht rüber als von jemandem geäußert, der wohl übergeschnappt ist, sagt mir nicht: wie kommt dieser Reemtsma dazu, sich überhaupt nicht zu deinem Guess zu äußern, statt dessen bringt dieser Hesse mir das so rüber, als wäre ich tatsächlich widerwärtig, rechtfertigt diesen vornehmen Erben noch, indem er hinzufügt: »Ist doch auch sein gutes Recht, so etwas zu sagen.« Und es geht weiter auf meinem Sofa: Es rief ihn Eva Kroth geb. Reinecke an, ihn, der über 2001 recheriert, und sagt: »Ja, wie kann ich Ihnen denn vertrauen, wie können wir denn vertrauensbildende Maßnahmen schaffen?« Und ich sage zu Hesse: »Vertrauensbildende Maßnahmen? Damit hast du doch schon die ganze Geschichte. So etwas würde heutzutage noch nicht einmal Herr Boehnisch sagen, das hat zuletzt der deutsche Ostafrika-Kolonisateur Carl Peters gesagt, nachdem er mit den Dorfhäuptlingen Grog und Blutsbrüderschaft getrunken hatte.« Aber Freund Hesse wollte das nicht einmal in seinem 2001-Bericht erwähnen. Als er schließlich seine Transatlantik-Recherche fertig hat, ruft er mich noch einmal an und sagt so heiter am Telefon: »Stell dir vor, das Ehepaar Kroth hat mich doch noch zum Interview empfangen, aber ich darf es keinem Menschen sagen, wo und unter welchen Umständen wir uns getroffen haben, das war Bedingung für das Treffen.« Ich sage: »Hast

du 'ne Meise? Das brauchst du mir ja nicht zu sagen, aber das ist doch das einzige, was du schreiben mußt, sonst vergiß deine Gedichte über diese zwei holsteinischen Irren...« »Ja«, sagt er, »das kann ich nicht, das wäre doch Verletzung des journalistischen Ehrendingsbums.« »Mit so einer Einstellung könntest du bei der Washington Post noch nicht einmal als Bürobote anfangen«, sage ich ihm, »das sind doch keine Leute, die gleich die Mafia vierteilt anschließend. Das könnte ich ja dann verstehen.« »Na ja«, sagt er, »das hat vielleicht ein bißchen stattgefunden wie die Genfer Abrüstungsgespräche.« »Dann ist doch klar«, sage ich, »sie haben dich auf irgendeine holsteinische Marsch geschleppt, wo weit und breit keine Abhöranlagen oder Richtmikrophone befürchtet zu werden brauchen, erzähl mir doch nichts, ihr seid also spazierengegangen. Was soll der ganze Quatsch überhaupt?« Nun gut, auf diesem Spaziergang hat Reinecke also auch ein paar Sachen dementiert. Z. B. daß meine Schimmelpfeng-Auskunft nicht stimme, mit den 5 Millionen bei der BfG, so eine Auskunft hätte ich nie haben können. Ich sage: »Hör mal zu, ich habe sie dir doch gezeigt, du Knalltüte, du hast sie doch selbst gesehen.« »Ja, kannst du mir noch mal sagen, was da drin stand?« Hab ich gesagt: »Natürlich. Da stand drin, daß 5,5 Millionen Verbindlichkeiten bestehen, dagegen ein Bankguthaben von 5,5 Millionen und 2,9 Millionen Außenstände, aber Außenstände gibt es bei einem Versandbuchhandel, der nur per Nachnahme versendet, überhaupt nicht. Also ist das jetzt klar?« Das war dem Hesse auch schon vorher klar gewesen. Dünnhals Reinecke brauchte aber nur seinen Kopf schiefzulegen und zu sagen: »Die Bonität von 2001 ist bestens, gerade darüber haben wir nicht zu klagen.« »Nee«, hab ich gesagt, »darüber brauchen die auch nicht zu klagen, nachdem Otto Reemtsma da reingesteckt hat.« »Nee nee«, sagt Hesse, »so ist das nicht.« Dachte ich, jetzt kommt endlich das große Dementi. »Nee, das ist nämlich wohl so, du mußt das richtig verstehen, es ist schon was Wahres dran, ich habe jetzt bessere Informationen, der hat schon, aber wenn so einer wie Reemtsma, der sein Geld überall rumstreut, nun dem Ehepaar Kroth mal ein paar Millionen gibt...« »Wie, was heißt das denn?« »Ja, das habe ich inzwischen gehört, das muß wohl so sein, aber das heißt doch noch lange nicht, so wie man den Mann kennt...« Dieser Hesse ist wahrscheinlich schon der 2. Sekretär der Arno-Schmidt-Gesellschaft. »...daß heißt doch noch lange nicht, daß er irgendeinen Einfluß auf 2001 hat.« Na grüß

Gott, kannst du dazu nur sagen. Ich bin wirklich mal gespannt, ob diese Dinger in seinem Transatlantik-Artikel auftauchen. Oder, als er Eva Kroth am Telefon fragte, warum sie so ein bescheuertes Buch wie ›Homöopathie für Hunde‹ mache, und sie ihm darauf antwortete: »Da bin ich aber sehr enttäuscht von Ihnen, das ist ein ganz wichtiges Buch. Darf ich Ihnen mal was ganz Privates sagen? Gerad' zupft unser Hund an meinem Rock.« Das ist doch toll, oder? Und im übrigen hat Reinecke seinem Reporter noch gesteckt: »Was Schröder überhaupt will, er hat doch seine Klage wegen Marktstörung gegen uns in Berlin verloren.« Es war nämlich so, daß 2001 mit allen winkeladvokatischen Tricks versucht hat, MÄRZ den Einstieg in den Buchhandel zu versauen. Daraufhin hätte Reinhard Hesse vielleicht mal nachhaken sollen: Prozeß hin, Prozeß her, was war denn wirklich an der Sache dran? Wenn man jemandem das noch einprügeln muß, daß vor Gott und den Gerichten alles möglich ist und daß man mit genügend Geld und Einfluß jeden Prozeß gewinnen kann, wer das noch nicht kapiert hat, der soll doch gleich in der Lauterbacher Gartenzwerg-Fabrik anfangen oder beim ›Holsteiner Boten‹. Aber der hat das mit dem Gerichtsurteil einfach geschluckt.

Da die Wirkungsgeschichte von ›Maggi pur‹ jetzt ihre Fortsetzung erfahren hat, muß ich dazu noch ein paar Sätze sagen. Ich habe 2001 Anfang Oktober 1982 geschrieben: Wir haben soundsoviel Bogen vom Schriftbild nachgedruckt, das macht 16000 Mark für 2001, stellen Sie uns dafür eine Rechnung. Zwei Wochen später laufen wir mit unseren gelb-roten MÄRZ-Koffern auf die letzte Buchmesse und hören von diversen Buchhändlern, da hatten wir mit Hilfe von Mail-Order-Kaiser

schon mit unserer Anzeigenkampagne begonnen: »Nee, MÄRZ-Bücher, das ist ja eine sehr undurchsichtige Sache«, sagte ein Buchhändler aus München und einer aus Ostfriesland und einer aus Hamburg, ebenso einer aus Kassel. »Nee, es sind jetzt große Mengen von MÄRZ-Titeln überall verramscht worden.« 2001 hat, manches habe ich erst jetzt, also nach dem Prozeß, rausgekriegt, Verlagsvertreter darauf angesprochen: »... ob es Ihnen möglich ist, diverse MÄRZ-Titel auf die Schnelle über den Buchhandel in der BRD, Westberlin, Österreich und der Schweiz zu verramschen«, um mir also die Rückkehr in den Buchhandel durch eine Marktstörung zu verbauen. Und das ist im Buchhandel das Schlimmste, was einem passieren kann: einem Verlag, der nach sieben Jahren wieder rein will und das mit Anzeigen in Höhe von über 300000 Mark vorbereitet, Teile seines Verlagsprogramms, die er jetzt erstmalig dem Buchhandel anbietet, vorab in großen Mengen rumschwirren zu lassen. Daraufhin haben wir diese 16000 Mark an 2001 nicht gezahlt, sondern eine Schadenersatzklage erhoben. Das Ding ist in diesem Sommer endlich in Berlin verhandelt worden. Und wir haben verloren, vor dieser Kammer für Handelssachen. Mein Anwalt hat daraufhin mit dem Korrespondenzanwalt von 2001 in Berlin vereinbart, eines dieser üblichen Anwalt-Agreements beim Mittagessen, daß er vorher benachrichtigt wird, wenn 2001 die Sicherheitssumme leistet, damit wir sofort die Streitsumme bezahlen können und irgendwelche Pfändungsmaßnahmen vermieden werden. Seit dem 1. Juli hätte 2001 diese Sicherheit leisten können, haben sie aber nicht, was mich schon mal gewundert hat. Jetzt geht es weiter: Ich habe hier mit meiner Kreissparkasse verhandelt, Hypothek auf das Haus erhöhen und dazu noch mal 115000 Mark für eine Abtretung. Beides war so gut wie genehmigt, es fehlte nur die Unterschrift vom Sparkassen-Direktor, auch die war schon zugesagt. Ich komm da hin und will eigentlich nur noch die Grundschuldabtretung übergeben, eine Formalie, da sagt der Kreditsachbearbeiter so nebenbei: »Heute ist übrigens ein ›Vorläufiges Zahlungsverbot‹ eingegangen.« Ich habe dann schnell erfahren, was das ist, nämlich das perfideste Instrument, was es auf dem Gebiet der Bonitätsschädigung gibt. Ein *vorläufiges* Zahlungsverbot. ›Vorläufig‹, das heißt nichts, es bedeutet eigentlich nur, daß ein Anwalt es auf seine Kappe nimmt, gegen jemanden, bei dem zu befürchten ist, daß er sein Geld verbringt, damit nach Rio fliegt oder so, bei dessen Schuldnern einen Rechtstitel anzukündigen.

So etwas macht man nur bei Leuten, die ihre Koffer packen und ihre Konten leerräumen, und nicht bei einem Verlag mit einem Buchlager. In unserem Fall ist das einfach eine ausgewachsene Schweinerei und nur als Kreditschädigung gedacht. Mein Anwalt hat wutschnaubend bei den 2001-Anwälten angerufen, die haben sich wegen ihrer Standesehre etwas gewunden, bei 2001 zurückgefragt: Nein, sie seien wohl verrückt geworden, unter keinen Umständen dürften sie das Zahlungsverbot zurücknehmen! Auch wenn es sich bei einem ›Zahlungsverbot‹ nur um eine geringe Summe handelt, ist jeder Kredit flöten, und das wissen die 2001-Leute, dann ist Sense, da finanziert dir keiner mehr auch nur einen Opel Kadett. Im Augenblick sind wir deshalb massiv irritiert, in einem halben Jahr sehe ich das aber wahrscheinlich alles anders: wie müssen diese 2001-Leute bloß von diesem ›Maggi pur‹ getroffen sein, daß sie zu solchen schlickigen Mitteln greifen, zu solchen üblen Tricks. Wir haben die 16000 Mark bezahlt, vorab, denn wir haben bis heute noch keine Quittung über deren Sicherheitshinterlegung, haben aber bezahlt, um keine Pfändung ins Haus zu bekommen, darauf wollten die ja hinaus, weil eine Pfändung sofort in die Banken-Auskunft Schufa eingespeist wird, in die schwarze Liste, und damit bist du für alle Zeiten erledigt. Rowohlt haben die 2001-Leute vorerst kein vorläufiges Zahlungsverbot geschickt, obwohl sie doch wissen, daß MÄRZ von denen regelmäßig Geld bekommt. Dazu kann ich nur sagen: »Warum?« fragte Dr. Watson. Und Sherlock Holmes antwortet: »Mein lieber Dr. Watson...«
Auf eine Polemik muß man mit einer Polemik reagieren und nicht seine Konten marschieren lassen. Ich sage, das sind Schleimer und dreckige Halunken und schlimmer als die Mafia, weil: die zahlt wenigstens kräftig für ihre Schweinereien, aber die wollen alles umsonst. Mit welchen Piß-Geschichten die das machen, mit 16000 Eiern MÄRZ auszumerzen, das ist auch eine Frage des Stils, daran sieht man schon, was das für geizige Mieslinge sind. Die wollen wirklich alles umsonst: ihr Image, ihren Anstand, alles. So eine knickrige Haltung, wie bei diesen 2001-Köpfen, das geht ja nun zugrunde, das muß zugrunde gehen, weil das überhaupt keinen Lebensnerv mehr hat. Aber woran rächen die sich nun? Daß sie mich als Person hassen, ist ja o. k., aber sie wollen damit auch ein Buchprogramm kaputtmachen. Die wollen nicht, daß z. B. so ein Buch wie das von Kenneth Patchen erscheint. Das ist doch der grauenhafte Hintergrund, daß irgendwo Leute sitzen,

die mich daran hindern wollen, so etwas herauszubringen. Schreibtischtäter ohne Tinte und Stimme, die sagen: das ist mir zu widerwärtig, denen es aber nicht zu widerwärtig ist, einen Verlag kaputtzumachen, der, das muß ich jetzt so plump sagen, ein Buch wie ›Schläfer erwacht‹ herausgibt. Ausgerechnet dieser Reemtsma mit seinem drekkigen Nazi-Vater-Zigaretten-Geld. Das ist widerwärtig. Und deswegen muß ich jetzt noch mal eine Geschichte erzählen, die ich noch nie erzählt habe, weil sie zu widerwärtig ist.

Man verklärt sich leider immer die Leute, gerade wenn man sie für die letzten Mattköpfe hält, und das tut man, damit man wenigstens noch mit ihnen zusammenarbeiten kann, und deswegen blendet man die widerwärtigsten Geschichten gleich wieder aus seinem Kopf aus. Man sagt z. B.: Treumann von 2001, das ist ja eigentlich ein ganz anständiger Idiot, der sitzt wie ein Frühstücksdirektor, joggt immer mit dem Frankfurter Polizeipräsidenten im Schwanheimer Wald, und ewig dreht er seine Füße und hat ein schlechtes Gewissen... Das sind die Geschichten, die man erzählt und die solche Leute schon treffen, aber das sind nicht die wirklichen Dinger, weil einem jemand schon so zuwider sein kann, wie man es selbst nicht wahrhaben will. Also die Sache fing damit an, daß ich Treumann erzählt habe, daß ich mit Barbara befreundet bin, die in Fulda wohnt, und daß sie dort weg will, weil sie ein Ekelverhältnis – so ein Hecker-Verhältnis – mit ihrem Chef hatte, und wie das eben mit solchen Heckers ist, da muß man aus deren Dunstkreis verschwinden. Und Treumann sofort nett: klar, die kann ja hier bei mir arbeiten, und Barbara gleich eingestellt, und

Wohnung ist auch kein Problem, ich habe da was, da wohnen nur Stewardessen von der Lufthansa, in Schwanheim. Wo er auch wohnt. Da ist das rote Hochhaus, da kenne ich den Hausmeister, der ist auch Schriftführer oder sonstwas im SPD-Ortsverein, und demnächst zieht eine Chilenin aus einer Wohnung. Gut. Die Wohnung wurde frei, und wir sind hingefahren, unten stand ein Schild: Bauherr: Gemeinnützige Gesellschaft für Wohnheime und Arbeiterwohnungen m.b.H., Verwaltungsbüro: Herr Ritz.

In die untersten sechs Stockwerke haben sie ein Altenheim reingepackt. Darüber ein paar Stockwerke an die Lufthansa für Stewardessen vermietet. Schon merkwürdig für eine gemeinnützige Gesellschaft für Arbeiterwohnungen... Aber irgendwie auch das richtige Sozialprinzip. Doch! Jung und alt zusammen, zumindest im Aufzug; die Alten, mit Henkelmann immer rauf und runter, und daneben die Stuyvesant-Mädels mit ihrer Cortison-Schminke im Gesicht. Auf jeden Fall, wir sind da angerückt, ich gleich mit Schlagbohrer und allem Drum und Dran. Und Herr Ritz half uns, wo er konnte. So einen freundlichen Hausmeister habe ich noch nie getroffen, meinte Barbara. Wir haben sogar den ganzen Limba-Muff inklusive aller Einbauschränke rausgeruppt und auf dem Abstellboden im 13. Stock deponiert und schnell die kleine IKEA-Kombination in die Wohnung gebaut. Ich kam immer zu unorthodoxen Zeiten angerauscht, wir mußten unseren ganzen Beziehungsmurks durchhecheln, Barbara mit ihrem Gequolle und ich mit meinen Gequalle. Trotzdem haben wir mit der Zeit mitgekriegt, daß merkwürdige Dinge in dem Haus vor sich gingen. Weil ich mich so gut wie immer bei Barbara in der Wohnung aufhielt, wurde Herr Ritz immer saurer, nach einiger Zeit hat er Barbara schon wie Dreck behandelt, außerdem besuchte er mit seinem Zweitschlüssel während unserer Abwesenheit laufend die Wohnung, wir haben das richtiggehend mit den dünnen Bindfäden verifiziert. Und dann war es merkwürdig, daß fast jeden Abend und manchmal auch morgens der BMW von Walter Treumann vor dem roten Schwanheimer Hochhaus stand. Bei aller Liebe zum SPD-Ortsverein, habe ich mir gedacht, bei allem Engagement als Kassenwart und Unterstützung von Börner im Wahlkampf, das kann doch nicht angehen, daß diese beiden Genossen da, die sind doch nicht schwul. Naja, und dann gab es im Haus noch eine ältere Wächterin, die immer mit ihrem uralten Schäferhund durch die Stockwerke schlich. Die

kam öfter mal an uns ran und sagte: »Heute nacht waren wieder zwei Betrunkene im Haus, ich habe sie beobachtet, und oben vor einer Wohnung lag wieder einer vor der Tür, hier kommen immer nachts Leute rein.« Mehrmals ist es mir passiert, als Barbara schon zur Arbeit war und ich noch da rummachte, da klingelte es, und dann stand da ein Fitti und sagte: »Ach, ich hab mich wohl in der Tür geirrt«, und verschwand wieder. Also, wir haben uns irgendwann gesagt: hier wird doch irgendwo im Haus angeschafft. War nur so ein kleiner Gedanke mal.

Kurze Zeit darauf ist Barbara wieder ausgezogen. Als wir die letzten drei Kartons abholen wollten, hatten wir uns mit Herrn Ritz verabredet, um ihm die Schlüssel zu übergeben. Nur kamen wir ein bißchen früher an als verabredet. Wir fahren vor, in diesen Parkplatz, und da stand so ein VW-Porsche, in dem saß dieser Ritz drinne neben einer Ische, das war schon sehr eindeutig, und der kriegte auch sofort eine rote Bombe; als er uns sah, sprang er aus dem Auto raus zu uns hin: »Ach, da sind Sie ja, ich warte schon auf Sie.« Als wir dem die Schlüssel übergeben hatten, ist uns dann im Auto klar geworden: das ist ja auch *der* Cover, dieses Haus, und unten ein Altersheim. Mir ist da jedenfalls eine Sache wieder eingefallen, die schon ein paar Jahre zurücklag.
Ich habe damals während der Buchmesse die 2001-Leute immer nach Bad Homburg ins ›Wasserweibchen‹ eingeladen, wo damals noch Hamlet Wirt war. Bei einem dieser Abende, 1977 oder so, wo allen dieser giftige Frankenwein schon im Kopp dröhnte, habe ich zu Walter Treumann, der verklemmt rumsaß, gesagt: »Hör mal, Walter, ich nehm dich mal mit demnächst in meine tolle Sauna 2000, das muß ich dir mal zeigen, wie das abgeht.« Und da sagt dieser Typ in seinem füßescharrenden Ton, aber stolz wie ein Spanier und gockelig: »Du brauchst mich gar nicht mitzunehmen, ich nehme dich mal mit – zu meinen Stewardessen, ich brauch deine Sauna nicht, ich bezahle nichts dafür, und du brauchst auch nichts zu bezahlen. Ich nehm dich mal mit...« Hab ich gedacht, was hat der denn für nasse Träume, der hat wohl zuviel getrunken – Stewar-*dessen* auch gleich noch, vielleicht irgendwann mal eine -dess, die er ewig als Pfadfinder-Geschichte weitererzählt. Ich habe ihm null geglaubt. Aber er hatte das mit einem so insistierenden Nachdruck gesagt... Auf jeden Fall hatte ich das in meinem dumpfen Elefantenkopf sofort vergessen, aber gemerkt.

Und jetzt fiel es mir wieder ein. Die beiden, die machten da also mit dem oder jenem Luft-Mädel rum, natürlich rutschten die rüber, und ganz sicher ist das nicht gemeinnützig. Das ist es, was ich eben meinte mit: alles umsonst. So etwas finde ich das Widerlichste, wenn man schon zu Prostituierten gehen muß, dann gehört es doch zum Ritual, daß man sie bezahlt. Aber was geschieht dort – Hausmeister-Geschichten: wenn du nicht mit mir und mit dem und dem umsonst, dann fliegste wieder raus hier. Und die Frau will natürlich nicht im Bahnhofsviertel anschaffen gehen, wo gleich die Zuhälter die Tür eintreten. Natürlich die normalste Geschichte von der Welt. Aber wenn du diesen Treumann kenntest, diese ewige Ehrpusseligkeit, das personifizierte schlechte Gewissen, einerseits diese Walgesänge- und Hundehomöopathie-Bücher und andererseits über solche Ortsvereine über Mädels rutschen – umsonst. Das ist doch eine Über-Hecker-Kiste. Wenn das alles ein paar Jahre früher passiert wäre, hätten die doch bei 2001 sofort die große Hecker-Biographie oder ähnliches auf den Markt geschmissen, ihrer Parka-Klientel reingedrückt. Was mich an der ganzen Sache so aufregt: Ich habe über Jahre hinweg immer noch so etwas wie eine kommerzielle Moralität konzediert, und der mußte annehmen, daß ich als jemand, der im Glashaus sitzt, ihn nicht gerade mit alten Parisern bewerfe. Aber solche Geschichten, die fallen mir natürlich dann wieder ein, wenn ich mir sagen lassen muß, von so einem Reporter wie Reinhard Hesse auch noch, ich sei widerwärtig; ausgerechnet solche Leute wie Treumann, Reinecke oder Müller müssen das sagen, diese glorreichen drei Halunken.
Die Welt ist alt und übel. Schrecklich diese hirnerweichende Furcht vor diesem Phantom ›Würde der Person‹, dieser petrifizierten Fiktion.

Alles Rousseau-Geschichten, den Zöllner meine ich: Den haben sie sich immer hingesetzt, er durfte sich nicht rühren, der naive Mensch, mit brennender Kerze auf dem Kopf, ein Kerzenhalter, so haben sie sich stundenlang über ihn lustig gemacht, der blöde Picasso und seine Kumpane. Gut, das sind Atelier-Geschichten. Wenn man aber schon polemisiert, dann muß man erst mal begreifen, daß es diese ›Würde der Person‹ nicht gibt, ›Privat‹, diese Phantome, denn damit wird ja immer argumentiert, im ›Mephisto‹-Prozeß und überall, wo es um Individualität geht, ein Relikt aus dem 19. Jahrhundert. Was heute läuft, wird nur noch zusammengehalten von diesem Phantom ›Individualität‹, und wenn da mal jemand drin rumstochert, in diesem hehren Bodensatz, und sagt: du bist ein Säufer, und du bist ein Ritzenschieber und du ein Tittengrapscher, dann kommen sofort alle mit dem Astralleib ›Würde‹ angerannt: »Das wollen wir gar nicht wissen« oder »Das ist mir zu widerwärtig.« Sie wollen von wirklichen Personen gar nichts erfahren, am liebsten auch nichts von sich selbst, am liebsten ein allgemeingesellschaftliches Verhalten geißeln.
Meine erste Erfahrung mit dem, was ich damals auch noch Zensur nannte: Es erschien eine Besprechung der ›O‹ im Spiegel und plötzlich: ›Geschichte der O‹ – jeden Tag 800 Bestellungen von allen Galanterie-Unternehmen der Nation, und die ganzen Wichser, gar nicht erst über den Buchhandel, sondern gleich an den Verlag, 20 Mark im Umschlag, und Melzer hat die kleinen grünen Scheine gezählt und sofort eine zweite Auflage, kein Umschlag mehr aus Japan-Papier, und als die dritte Auflage auf den Markt kam, meldete sich die Kripo Darmstadt. Da bin ich mit einem Buch unterm Arm hingegangen. Hinterm Limba-Schreibtisch saß eine ganz nette Frau: »Sind Sie Geschäftsführer des Melzer-Verlags?« – ›Geschichte der O‹ – »Äußern Sie sich bitte dazu, Auflage, Druckplatten, etc.« Und ich: Ja, Literatur. Und dit und dat. Und kuck dabei so an ihr vorbei, nettes Kostüm, Dauerwellen, aber kompakt. Hinter ihr befand sich ein kleiner Raum ohne Tür, eine Art Asservatenkammer. Da standen drei große Plastiksäcke drin. Was machen die denn hier? Freibankfleisch-Verkauf oder was? Da hatte sie hinter sich in den Tüten die ganzen blutigen Beweisstücke von dem Maler-Mord stehen. Drei Tage vorher hatte nämlich ein amoklaufender Weißbinder in Darmstadt in einer Villa in der Nähe von Eberstadt drei Frauen zerstückelt. Das war schon eine merkwürdige Situation: Ich sitze da und rede, laß meinen

abgehobenen Susan-Sontag-Spruch ab über die ›Geschichte der O‹ und sehe plötzlich diese drei Blutsäcke stehen. Also, meine erste Erfahrung mit Zensur. Aber dann ging es literarischer weiter. Ich habe einen Brief an Walter Jens geschrieben, der hat sich bereit erklärt, mit seiner Frau zusammen ein Gutachten über die ›Geschichte der O‹ zu schreiben. Was für ein emanzipatorisches Werk das sei usw. Und dann kam auch schon die Bundesprüfstelle angewackelt, wo unter den Vertretern der verschiedenen Interessenverbände für die Verleger als Beisitzer Dr. Wegner saß, dem jetzt gerade als Rowohlt-Verlagschef die ›Geschichte der O‹ indiziert worden ist. So ändern sich die Interessen.

Später, als wir im Hochhaus saßen und gerade unseren Freispruch mit ›Barbara‹ bekommen hatten, danach also gab es, in Erwartung der baldigen Lockerungen, so etwas wie einen inoffiziellen Verfolgungsstopp. Zwar kam monatlich der Chef der Frankfurter Sittenpolizei mit seinem Assistenten zu mir, hatte immer eine Akte mit den neuesten Anzeigen dabei, denen er entnehmen konnte, was wieder für säuische Bücher in der Olympia-Press erschienen waren, und bat höflich um ein Freiexemplar. Also der Sittenbulle, Schneider hieß er, saß mit seinem Assistenten auf dem grünen Sofa und kriegte seinen Kaffee und Cognac auch schon mal. Und sagte dann: »Ja, wie steht es denn in Bonn, wie sieht es denn derzeit da mit der Gesetzeslage aus?« Und ich erzählte ihm dann, Justizminister Jahn hat wieder dit gesagt und daß das Porno-Hearing schon angesagt ist und welche Novellen grad wieder grassieren. Und dann sagte Sittenpolizist Schneider zu mir, auf hessisch: »Also, was Sie da mache, des is ja iberhaupt kaa Problem mehr fir uns. Des interessiert doch uns net mehr. Wisse Se iberhaupt, was unser Hauptproblem is? Des sin die Schlitzer. Die verdammte Schlitzer.« – »Was ist das denn?« – »Ei, des sin die, die mit dene Rasierklinge in dene Straßenbahne dene Fraue des Kostüm von hinne ufschlitze, und dann fällt dene die Kleidung runner.« Er hat mir eine Stunde lang über diese Kleiderschlitzer erzählt und daß die so schwer zu kriegen sind und daß die schlimmer sind als der ganze Kiez und die ganze Pornographie. Der war so auf die abgefahren, der war wahrscheinlich selber ein Schlitzer.

Eine andere Geschichte ist dieser OMGUS-Bericht über die Geschäfte von Abs während der Nazi-Zeit. Aber mal ganz abgesehen davon, was mir der Anwalt Kaul, der Herr habe ihn selig, geraten hat oder der

Filbinger-Anwalt Löffler, das Ding hatte über 600 Seiten und erstens und zweitens hatte ich zu der Zeit kein Geld dafür. Es ist ja fast eine talmudische Zensurgeschichte draus geworden. Diesen OMGUS-Bericht hatte damals als Faksimile die DKP vertrieben, nachdem Czichon sein Buch ›Der Bankier und die Macht‹ veröffentlicht hatte, gegen das Abs erst eine einstweilige Verfügung erwirkte und dann im Hauptverfahren 40 Behauptungen hatte untersagen lassen, das war das komplette Buch. Czichons Anwalt damals war der DDR-Anwalt Kaul, Abs' Anwalt war Löffler. Der hatte mir, als wir den OMGUS-Bericht veröffentlichen wollten, sofort die Urteile zugeschickt. Der OMGUS-Bericht sei zweifelhaft, weil Morgenthau-Juden ihn zusammengestellt hätten, und im übrigen falsch übersetzt. Nun kam Kaul zu mir, es standen gerade Wahlen an, und sagte: »Wir können noch viel zusammen machen, aber von dem OMGUS-Bericht nehmen Sie bitte jetzt Abstand.« Und Löffler zitierte mich nach Stuttgart und hielt mir einen langen Vortrag, daß ich das besser lassen solle, weil sonst mein Verlag im Arsch sei. Er würde mich mit allem überziehen, womit man jemand überziehen kann, ich hätte ja wohl die Akte über Czichon gelesen. Das Interessanteste in dem Bericht ist ja das über die Solvay-Werke, bei denen Abs Aufsichtsratsvorsitzender war, das ist eine Soda-Fabrik in Oberschlesien, in der viele Gefangene gearbeitet haben. Es gab in dem Prozeß gegen Czichon 40 Behauptungen, die er nicht wiederholen durfte, aber anderthalb, die mußten sie ihm durchgehen lassen, die will ich mal zitieren:

Das Gericht: »Bisher ist allein nachgewiesen, daß die Exportkreditbank unter Mitwirkung der Deutschen Bank gegründet worden ist und daß sie und die HTO (Haupttreuhandstelle Ost, von Hermann Göring gegründet) in geschäftlicher Verbindung standen. Wenn auch das Vorbringen der Kläger (Abs), die Tätigkeit der HTO habe die polnische Wirtschaft gefördert, angesichts des allgemein bekannten Verhaltens deutscher Behörden in Polen nicht glaubhaft erscheint, rechtfertigt die geschäftliche Verbindung zwischen der Exportkreditbank und der HTO nicht den Vorwurf gegen den Kläger (Abs), dieser sei offen als Okkupant aufgetreten.«

Vortrag Abs: »Die Kläger (Abs) meinen, die Darstellung der Beklagten (Czichon) sei schon aus rechtlichen Gründen unzutreffend, weil nach dem damals geltenden Aktienrecht die Beschäftigung von Arbeitskräften ausschließlich Sache des Vorstands gewesen sei. Auf die Beschäfti-

gung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen habe aber selbst der Vorstand keinen Einfluß gehabt, weil diese von Staats wegen zugewiesen worden seien. Im übrigen sei die Beschäftigung von Zwangsarbeitern als solche nicht zu beanstanden.«

Das Gericht: »Aus den von den Beklagten (Czichon) vorgelegten Unterlagen geht hervor, daß bei der Schlesischen Bergwerks- und Hütten AG. (Schlesag), bei der Muttergesellschaft der Mechanik Rochlitz, Pittler AG., bei VGF und bei der Solvay Ausländer und Kriegsgefangene beschäftigt wurden, sowie daß Abs aufgrund der ihm zugegangenen Geschäftsberichte Kenntnis hiervon hatte. Die Beschäftigung von KZ-Häftlingen und Kindern ist dagegen nicht dargetan. Entgegen der Ansicht der Kläger (Abs) dürfte schon die Beschäftigung von Kriegsgefangenen als solche zu beanstanden sein, weil es sich mindestens teilweise um Rüstungsbetriebe handelte. Hierauf kommt es jedoch nicht an, weil in dem beanstandeten Text hierauf überhaupt nicht abgehoben ist. Offenbleiben kann auch die Frage, ob die Kriegsgefangenen zwangsweise zugewiesen wurden und ob der Kläger zu 2 (Abs) als Aufsichtsratsvorsitzender seine Zustimmung hätte verweigern können... Nach dem Sachverhalt, den die Beklagten dargetan haben, hätte Czichon jedoch äußerstenfalls behaupten dürfen, Abs habe die Beschäftigung von Kriegsgefangenen in den Betrieben, deren Aufsichtsrat er angehörte, nicht verhindert.«

Jedenfalls war Kaul aus irgendwelchen Erwägungen dagegen, wegen irgendwelcher in Bonn überzogener Swing-Kredite vielleicht. Die klassische Zensur: schon wieder nur das Geld. Noch ein anderer Lobbyist versuchte, mich von dem Ding runterzuziehen, ein Philosemit: Das stimme doch alles gar nicht mit Abs, ich sollte doch mal die

Akte lesen. Ich habe zurückgerufen in Bonn, diesen Wanderer zwischen den liquiden Welten, seine Sekretärin sagte mir: »Nein, Herr Vogel ist nicht in Bonn.« »Ja, wo ist er denn, ich will ihn sprechen wegen der Czichon-Sache.« »Ach so, Herr Vogel ist gerade bei der Deutschen Bank in dieser Sache.« Habe ich bei der Deutschen Bank angerufen, dumpf, in der Zentrale. »Ja, geben Sie mir doch mal Herrn Vogel, der ist bei Ihnen im Haus.« Bremm, wie der Thomeyer, hatte ich den Vogel am Apparat, ich gesagt: »Na, guten Tag, was machen Sie denn da, kleinen Besuch beim Aufsichtsrat?« »Hä!« Bruch. Aufgelegt. Das war wohl für den wie CIA.

Jahre später: Vor ein paar Monaten komme ich zur Mutter ins Zimmer, wen sehe ich im TV-Kirchentagebuch? Simon Wiesenthal. Er protestiert gegen die Berufung von Abs in den heiligen Finanzaufsichtsrat des Vatikan. Der Papst wollte nach dem Banco-Ambrosiani- und Banco-Vaticano-Skandal die Welt wieder in Ordnung bringen und hatte dafür den alten Profi von der Deutschen Bank geholt, und der war angetreten. Dieses Finanz-Gremium ist nun das Wichtigste in der katholischen Welt, und Abs sollte in die Mafia-Verstrickungen Ordnung bringen, und dafür ist das ja auch der richtige Mann. Dieser Vatikan-Bank-Skandal ist die reinste Edgar-Wallace-Kiste mit hängenden Toten unter Themsebrücken und Knastausbrüchen und allem Drum und Dran. Das Verrückteste aber ist, daß Woytila sich dafür ausgerechnet den Abs ranholt, denselben, der mal im Aufsichtsrat jenes Konzerns gesessen hat, für den Woytila als polnischer Zwangsarbeiter sich abrackern mußte, als gefährlicher Priester. Und olle Wiesenthal hatte gegen die Berufung mit einem kleinen Sendschreiben an den Vatikan protestiert, und der hatte nicht reagiert, deshalb sein Protest im Kirchentagebuch. Ich habe Wiesenthal in Wien angerufen, wollte mal wissen, was abgeht mit Abs. Ja, hat er gesagt, Herr Abs hat sich im Dritten Reich nicht wirklich befleckt, aber moralisch mitschuldig gemacht usw. Ich habe ihm von meinem OMGUS-Bericht erzählt, und er hat von seinem ›Simon-Wiesenthal-Center‹ in Kalifornien gesprochen, dort arbeite ein Rabbi Hier, der gerade eine Dokumentation zum Fall Abs zusammenstelle. Jetzt, wo Abs in den Vatikan berufen worden sei, müsse alles Material über ihn veröffentlicht werden. Und sie wüßten mehr, als in dem OMGUS-Bericht stehe. Ich solle doch dem Rabbi Hier mal schreiben, wenn mich das Material interessiere. Das habe ich auch gemacht. Null. Da kam keine Antwort.

Da kam auch keine Presse mehr. Da kam kein Bericht vom Simon-Wiesenthal-Center oder von sonstwem. Nichts. Die werden sich schon irgendwie geeinigt haben.
Nehmen wir mal an, der Wiesenthal hat wirklich vor, den Abs aus dem Vatikan zu schießen, dann nützt das doch nichts, wenn das zu Pflaumpfingsten in einem südkalifornischen Research-Center erscheint. Da mußt du das, was du auf der Platte hast, auch sofort veröffentlichen, zur Not macht es der Pahl-Rugenstein-Verlag oder der März-Verlag oder der Konkret-Verlag, wahrscheinlich jeder fünfte Verlag in Deutschland und auch in Italien. Sofort. Aber dieser Wiesenthal hat eben auch zwei Zimmer im Kopf: sein Eichmann-Zimmer, und dann gibt es eben noch ein anderes Zimmer, da kommen dann vielleicht andere, israelische Interessen mit ins Spiel, was weiß ich wie viele Milliarden oder die Nichtlieferung von deutschen Panzern an die Saudis. Irgendein Geschäft halt. Trotzdem trau ich dem Wiesenthal zu, daß er gegen alle Vernunft immer wieder und auch einen Abs anpißt, auch wenn er dafür einen auf den Deckel kriegt. Aber du mußt dir diesen komischen Woytila mal vorstellen, wie er da im Oberschlesischen Steine klopft, tagaus, tagein. Das waren die gefürchtetsten Arbeitskommandos, und dann beruft er als Papst seinen früheren Aufsichtsrat in dieses Gremium. Da ist doch wirklich ganz Canossa im Arsch. Was ist bloß mit dieser Kirche los? Keine Würde. Na ja, die Tauben auf dem Petersplatz wollen auch leben.
Apropos Tauben, vor Jahren habe ich mal in Berlin die Frauen-Annoncen durchgeeiert, diese Kontakt-Dinger. Bin zu einer Adresse gegangen, war so eine Interessen-Gemeinschaft mit drei Mädchen. Ich war schon ziemlich voll, wollte gleich was zu trinken haben. Nein, hat sie gesagt, kein Alkohol, nur Kaffee. Was ist denn das hier für ein Puff, ohne Alkohol? Und sie: Nein, es gibt hier nichts, weil ich Probleme mit Alkohol habe. Was? Und ich sofort in meinem Tran alles über Anonyme Alkoholiker und Freund Herhaus und alles, was ich über Alkoholprobleme wußte, abgeprobt. Und dann hat sie mir erzählt, sie mache das hier nur, weil sie Unternehmerin sei: »Ich habe vor zwei Monaten ein Unternehmen gegründet, und jetzt brauche ich noch Betriebskapital, es gibt nämlich in England eine Chemikalie, ich habe noch zwei Angestellte.« »Ja, was macht ihr denn?« »Diese chemische Masse aus England wird auf die Dächer und Fenstersimse und sonstigen angeflogenen Gebäudeteile, wo diese Tauben sich immer nieder-

lassen, gestrichen, und dann kommen die angeflogen und finden keinen Halt mehr oder ekeln sich, jedenfalls meiden sie diese Stellen.« Drei Stunden hat sie mir erzählt, wie sie mit dieser chemischen Schaudermasse aus England die Tauben vertreibt. Und bei AEG hätte sie schon und bei Schering und da und dort. Nur sei einer ihrer Angestellten Alkoholiker, und immer wieder gebe es Probleme, und sie müßten jetzt schon soundsoviele Tonnen aus England einkaufen. Also, wenn schon Wolfgang Neuss immer mit seinen Tauben spricht, dann darf ich ja wohl auch mal eine Geschichte übers Taubenvertreiben erzählen.

Ich kenne Wolfgang Neuss nicht, aber deshalb natürlich seine wahren Geheimnisse, gute Freunde wollen uns beide immer zu einem Treffen der Stammel-Auguren verführen, aber ich bleibe lieber hier auf meinem Vulkan sitzen und er auf seiner Voodoo-Voodoo-Matratze, die Unterhaltung machen wir über die taz. Also jetzt das Geheimnis: Du weißt ja, daß der Junge viel über Intuition redet, und irgendwann stellt sie sich dann auch ein. Jedenfalls ist er der erste, der so richtig Franz Josef Strauß umarmt hat, und manche Umarmungen, wenn sie intensiv sind, haben eben transalpine Wirkung. Bei Neuss hatte man diese Strauß-Umarmung wohl als wahnhafte Ironie abgehakt, aber jetzt muß es raus: Franz Josef Strauß ist fest in Neuss' Hand, der hat den voll im telepathischen Griff. Und deshalb wird auch das Straußsche Zweitschlüssel-Verlangen so zensiert und boykottiert. Natürlich, es stand einmal im Spiegel, aber einmal ist in dem Magazin mittlerweile ja keinmal. Damit überhaupt noch etwas wahrgenommen wird, das

geht ja nur noch über Bolero. Dabei ist das Zweitschlüssel-Verlangen doch die genialste Erfindung deutscher Politik, seit Rosenberg die Atombombe verraten hat. Und dieser komische Dumpfmeister Kohl hat auch sofort gejapst an seinem Wörthersee: Zweitschlüssel-System, geht nicht, das würde ja bedeuten, daß die Deutschen Atommacht sind, und da haben wir ja mal gesagt, das wollen wir nie sein. Überleg mal, daß sagt der, obwohl wir schon die größte Welt-Dichte an Atomminen und Raketenköpfen hier haben. Übrigens, diese Minenkiste, das ist ja auch ein Ding, diese Fuldaer Politiker haben mich deswegen mal fast vor den Kadi gezerrt, weil ich behauptet hatte, die gebe es hier, und die Stern-Leute haben sich einen abgekichert deswegen, wie blöde ich sei, das ich so etwas erfinde, und dann, nach anderthalb Jahren, gibt es plötzlich diese Dinger, als seien es mit Cadmium gefüllte Champignons, die hier überall zu finden sind, als absolute Selbstverständlichkeit. Bleiben wir aber mal bei Kohl, sagte er doch in seiner Erwiderung auf den Straußschen Vorschlag, das ist keiner, den unsere amerikanischen Freunde annehmen können, denn dann würden sie ja die letzte Entscheidung aus der Hand geben. Dabei kann man zu der Straußschen Idee nur sagen, es ist der einzig geniale politische Vorschlag, denn natürlich werden die Amerikaner dem nicht zustimmen. Aber es war doch bisher der einzige Vorschlag, den die SPD und die Grünen sich hätten zu eigen machen können, und zwar so, daß ein absolutes Irritations-Patt entstanden wäre. Man hätte den Amerikanern gesagt: Gut, stellt alles hin, was ihr hinstellen wollt, aber hinter euch, in Washington oder auf euren Hoherodsköpfen, überall kommt auch ein Deutscher mit einem Schlüssel hin, der zustimmen muß, daß und wann es abgeht. Das heißt zu den drei Schlüsseln, die es jetzt schon gibt, wäre das ein vierter Schlüssel. Und man weiß doch, bei vier Leuten stellt sich immer ein Patt her. Wenn Strauß als Mr. Mint so etwas fordert, dann heißt das doch: gut, macht es, aber wir wollen das letzte Wort haben. Und damit wäre die ganze Geschichte vom Tisch, sämtliche Overkill-Potentiale, die hier rumstehen, weg. Warum haben diese Grünen nicht sofort gesagt: Jawohl, Strauß ist unser neuer Mann. Nein, weil es von Strauß kommt, ist es Scheiße. Sind die denn wahnsinnig? So eine bescheuerte Zensur-Geschichte gibt es doch gar nicht. Wäre doch bloß einer von denen im Bundestag mal aufgestanden und hätte gesagt: Herr Strauß, was immer Sie in der Vergangenheit gemacht und getan und gewollt haben,

Sie sind unser Mann. Aber da kam nichts, überhaupt nichts, außer daß hier und da so dumpf gemurmelt wurde: Haben wir schon immer verlangt. Um es schnell wieder vom Tisch zu haben. Klar, Franz Josef wäre sofort zu Neuss gefahren und hätte sich entzaubern lassen, wenn die Grünen alle so auf ihn zugegangen wären.
Also, jetzt mal weiter, die ›Siegfried‹-Zensur-Geschichte ist ja eigentlich eine Erfolgsgeschichte. Bei Erscheinen bekam ich eine Gelbsucht, ziemlich schlimm, bei aller Komik, die das an sich hatte: die gelben MÄRZ-Bücher sollte es nicht mehr geben, statt dessen bekomme ich die Gelbsucht. Also zwei Tage vor Anlieferung des Buches mußte ich ins Krankenhaus, und dann war Buchmesse und nichts passierte. Aber nach vier Wochen ging dann der Rummel los. Zuerst hat Zwerenz eine Rezension für die Frankfurter Rundschau geschrieben und dabei gleich ins volle Menschenleben gegriffen: Selbstmord eines Verlegers und Schröder halbtot im Krankenhaus, Leberzirrhose und alles mögliche und Harakiri, und nur ein Selbstmörder konnte so ein Buch – ich lebte schon überhaupt nicht mehr. Und je mehr Todesnachrichten mit den Rezensionen eintrudelten an meinem Krankenbett, desto besser ging es mir. Ja, Freund Zwerenz als erster Halunke, das war nett von ihm. Hat mich auch gleich angerufen: »Das mußte ich so machen, das wirkt besser.« Dann kam Peter W. Janssen an, als tiefer Westfale mit Autodafé und Samisdat. Und dann Bohrer, der ist mit dem Buch in der FAZ rumgelaufen und hat allen daraus vorgelesen, ›wunderbar‹ und ›genau‹ geschrien. Und dann ist er als FAZ-Korrespondent nach London gegangen, danach kam Reich-Ranicki auf den Feuillethron.
Zur Vorgeschichte: Wir hatten damals zur Münchner Olympiade das Nazi-Olympiade-Album von Reemtsma nachgedruckt, und Bohrer hat mich in der FAZ als Protofaschist beschimpft; ich habe darauf mit einer Beleidigungsklage reagiert, wollte mal sehen, was Bohrer und FAZ dazu sagen. Bohrer und ich wurden zum Schiedsmann in Sachsenhausen bestellt, in den vierten Stock. Ich hatte mich ganz nett angezogen und ging die Treppe hoch. Nun hatte ich vorher eine Grippe gehabt und mußte im Treppenhaus niesen und ging dann rein zum Schiedsmann in diese Wohnung, ganz staatsmännisch, habe mich in den Reichskanzlei-Sessel gesetzt, und Bohrer saß auch da, und plötzlich kuck ich so runter auf meine Hose, hing da vom Niesen so ein Riesen-Schleimhammer, ich weiß ja nicht, ob Bohrer, ich glaube, so etwas sieht der gar nicht, er sieht nur Falkland und so was, den großen

Schleim. Also das war peinlich. Schlimmer als dieser Loriotsche Spaghetti. Aber Schleim hin, Schleim her, jedenfalls muß Bohrer, wo wir da nebeneinander beim Schiedsmann saßen, getickt haben, daß er in seinem Artikel voll danebengehauen hat, und deswegen konnte er sich auch über diese Passagen im ›Siegfried‹ freuen, zu einer Zeit, als die Kunst der Meinungsfindung dazu gerade angefangen hatte.

Und dann kamen auch schon die ersten einstweiligen Verfügungen ins Krankenhaus. Dabei hat mich die von Frau Hansal am meisten konsterniert, weil, wenn ich mich in gewissen Momenten so blöde selber gefragt habe, wer könnte sich am meisten auf den Schlips getreten fühlen, dann ist mir die nicht eingefallen, weil das doch die freundlichste Geschichte in dem ganzen Buch war. Aber sie ist nun mal wieder in ihr dumpfes kleinbürgerliches Darmstädter Eheleben zurück, und dann hatte die einen Onkel, der hat sogar noch bestritten, daß er ihr Onkel ist. Ein Urheberrechtsanwalt, aber so ein richtiger, der kennt sich aus bis zur letzten Arschfalte jeder Gerichtsbibliothek, er hat alle Kisten durchgezogen, vier, fünf, sechs, sieben Verfahren. Erstmal ging's um den Namen, den habe ich durch einen anderen ersetzt, und dann noch mal verändert, und zum Schluß habe ich nur noch Striche gemacht. Daraufhin gab es von ihm dann den letzten Schriftsatz, wo er in so einer Art Silbenrätsel-Beweis dem Oberlandesgericht München nachzuweisen versuchte, daß das überhaupt das Perfideste sei, weil jeder, der es will, anhand der Striche sich rekonstruieren kann, wer oder was gemeint ist. Aber das war selbst den bayrischen Richtern zu rätselhaft, das haben die abgelehnt. Die sollten über konkrete Poesie verhandeln: daß nämlich Striche in einer be-

stimmten Abfolge schlimmer seien als Buchstaben. Es geht aber noch weiter, das hat mir Thomas Brasch erzählt. Er kam zu mir an den Buchmesse-Stand, drei Tage vorher war er in die Bundesrepublik übergewechselt, finde ich ja auch normal, wenn schon Abflug, dann auch medienwirksam. Obwohl mit seiner DDR-Autoleidenschaft, seinen Rover nennt er ›Humphrey‹. So was kann man in der DDR gut träumen, aber hier ist es einfach nur blöd. Ein sympathischer Junge, der in seiner kargen Brechtschen Wohnung sitzt und Whisky trinkt, stellt dir mal vor: Whisky. Nicht der Brasch ist blöd, das ist dieser deutsche Zustand, der das bewirkt, der doofe deutsche Hammer, daß so etwas passiert. Das ist doch furchtbar.
Was wollte ich sagen? Thomas Brasch traf ich also auf der Buchmesse, er stürzte auf mich zu und sagte: »Hör mal, Junge, dein Buch, jetzt will ich dir mal eins sagen, weißt du überhaupt, was das in der DDR ist? Wir haben alle dein Buch gelesen, alle, das sag ich dir, und ich selber habe die aufgeklebten Zettel über Heißwasserdampf, habe die schwarzen Flecken wieder entfernt. Scheiße, da stand überhaupt nichts drunter. Wir haben ja gedacht, das wären wirklich Porno-Stellen in dem Buch. Aber nichts.« Eines von den Exemplaren, die wir damals zu Hause mit der Familie, 3000 Stück, mühsam, 14 Passagen pro Exemplar, schwarz überklebt hatten. Diese Stellen wurden in der DDR über dem Wasserkessel wieder ent-zensiert. Ach der Brasch, der kann machen, was er will hier, Rover hin und Humphrey her, ich kann dem einfach nichts übelnehmen. Er hat mit Florian Havemann drüben im selben Knast gesessen, was der für Geschichten erzählt, wahnsinnig. Zum Beispiel über diese subversive Gruppe, die ihre staatszersetzenden Gedanken jahrelang in einer ornithologischen Fachsprache ausgedrückt hat, die haben sich einfach nur über Vögel unterhalten, der Stasi hat verhört, immer wieder, und nichts rausgekriegt, nur Ornithologie, die haben geschäumt, das war einfach Metastasi für die. Oder die beiden Maler, die einmal über die Mauer nach Westberlin rübergestiegen sind, sich dort alles angeguckt haben, dann aber auf demselben Weg wieder zurück in den Osten, weil es ihnen in Westberlin nicht gefallen hat. Oder über Biermann. Das war der erste Junge damals in der DDR, der mit einem VW-Cabrio rumgefahren ist, in der Hauptstadt. Und dann, als er hier schon ein großer Liedermacher war, war da ein Muttchen, die hat gedacht, der arme verfolgte Junge, der ist so fürchterlich zensiert, jetzt muß ich den unterstützen, und ist wö-

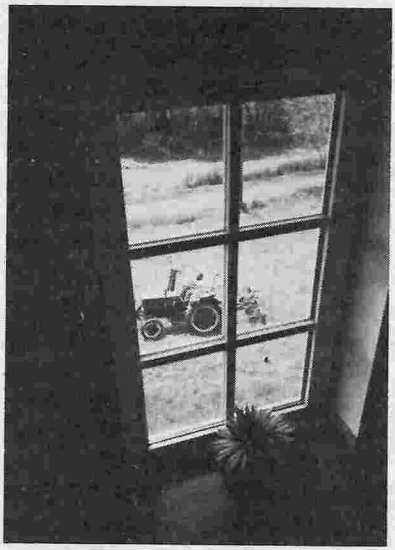
chentlich mit ihrem proletarischen Henkelmann angekommen, hat ihm ihre Linsensuppe gebracht, und der, verstehste, hat das genommen wie Mark Anton und diese Linsensuppe gegessen, obwohl er schon die dicken Wagenbach-Tantiemen, die waren ja 1 zu 5 und Intershop-würdig und VW-Cabrio als Student. Dieser larmoyante Sack. Aber das ist wahrscheinlich noch nicht einmal Larmoyanz, das ist eben die DDR. Da gehen Dinger ab. Da muß man denen fast noch ein Bunte-Interview, wie dem Krug, verzeihen. Oder dieses Biermann-Gedicht, als Florian endlich im Westen war: »Flori, Flori, warum hast du uns verlassen.« Wenn es die Mauer nicht gäbe, dann würde man doch sagen: Vollkommen matt im Kopf. Aber das ist ja der Zensurbalken quer durch Deutschland, den man noch vom Mond aus sieht.
Mir ist jetzt was eingefallen: daß ich mir hier nämlich dauernd einbilde, es gäbe keine Zensur. Und dabei kostet mich jedes Wort, das ich rauslasse, einen Schilling. Jeder Name, verstehste, 800 Mark, 100 Mark, 4 Mark, 29,80 Mark. Das kostet doch alles Geld. Nicht nur die blöden Prozesse. Aber wenn ich das mal umdrehe, was ich alles verdienen könnte, wenn ich so arbeiten würde wie der Vater von Hans Habe, der hatte eine Agentur, die berüchtigte Wiener Zeitung, die gab es fast gar nicht, er hat immer Schweinereien recherchiert, ist damit dann zu den Leuten hingegangen und hat gesagt: Ich weiß das und das, und wenn ich das nicht veröffentliche, kostet das soundsoviel.
Wenn die Leute sowieso wüßten, was alles im Bewußtseinsmeer rumschwimmt, dann stimmte es ja wirklich, was Reinhard Hesse wohl meint: wenn man was nicht durcherzählt, dann zahlt es sich aus. Nullpfennig. Da zahlt sich nichts aus. Aber es schneidet auch nicht ab. Das ist wie bei der Justitia, ewig mit leeren Waagschalen in der Hand. Widerwärtig.
So wie wir hier sitzen, ist das eine brotlose Kunst. Und alles für das gierende Publikum, das noch nicht mal giert. Das sind ja Geschichten, womit man sich noch bei Lebzeiten zu Todę erzählt, Djemma-el-Fna. Und noch den Wahn nährt, daß einen das am Leben erhält. Schehrezad, die erzählt hat und erzählt, um den Tod hinauszuzögern, die gibt's ja nicht, oder jedenfalls hört mir kein Kalif zu, der dabei mit seinen Dublonen um sich schmeißt. Ich muß hier wenigstens meinen Standard halten, daß immer jemand mit Aufnahmegerät und frischen Tonbändern zuhört. Das ist schon schwierig genug. Zum Schluß bleiben immer nur drei Wörter übrig: ›hündisch‹, ›Lemure‹, und ›Viel-

fraßarsch‹, wobei dann ›hündisch‹ und ›Lemure‹ als komplette Wörter verboten werden, ich muß sie dann durch schlimmere ersetzen in der nächsten Auflage, beim ›Vielfraßarsch‹ fällt nur das Suffix ›Vielfraß‹ weg, und dann gibt es eben diese bedeutsamen Entscheidungen des Oberlandesgerichtes Frankfurt:

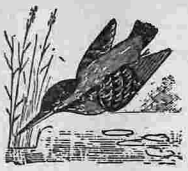
»Schließlich kann der Kläger auch Unterlassung der Bezeichnung ›Vielfraß‹ in Verbindung mit dem hier gewählten Wortbestandteil ›-arsch‹ verlangen. Das Wortteil ›Vielfraß‹ stellt eine bei der Abwägung der gegenseitigen Güter- und Interessenlage nicht hinzunehmende Formalbeleidigung und damit Beeinträchtigung des allgemeinen Persönlichkeitsrechts des Klägers dar. Das Wort ›Vielfraß‹ ergibt vorliegend den Sinn, daß der Kläger ohne jeden Sinn und Verstand alles Verdaubare in sich hineinstopfe, was nach Auffassung des Beklagten dem Verhalten des entsprechenden Tieres entspricht und zu einem überdurchschnittlich umfangreichen Gesäß geführt hat. Selbst wenn der Kläger ein kräftiger Esser sein sollte und ein kräftiges Gesäß haben sollte, so geht die von den Beklagten im Buch ›Siegfried‹ gewählte Charakterisierung über das jetzt beschriebene Erscheinungsbild des Klägers in nicht zu billigender Weise hinaus.«
Beim nächsten Buch ›Cosmic‹ war es dann der Fuldaer BUND-Vorsitzende Bittner, der mich vor den Kadi zerrte wegen der Wörter ›wahnsinnig‹ und ›Arschloch‹. Den ›Wahnsinn‹ wischte der Richter sofort vom Tisch, blieb das ›Arschloch‹ übrig, und darüber gehen jetzt die dünnen Schriftsätze der Rechtsanwälte noch hin und her.
Man macht immer zu saubere Unterschiede zwischen dem, was man ganz privat und was man nach außen erzählt. Wenn Barbara und ich

alleine sind und reden, passiert es oft, daß wir jemanden völlig fertigmachen, völlig zur Sau, oder auch umgekehrt uns richtig reinsteigern, was für ein toller Mensch das ist. Daraus wird dann keine Geschichte, man moderiert dann ja nicht, das ist eine Form von negativer oder positiver Übersteigerung, aber es ist genau das, was du wahrgenommen hast. Das ist Zensur: wo du nicht wahrhaben willst, was du wahrgenommen hast. All das, was du zu Geschichten und Anekdoten zusammenbaust, Moderation, zensiert durch Geschmack, Wissen um das, was ankommt, Pointierung. Wenn man mit jemandem zusammensitzt und redet über Menschen, und darum geht's ja, es geht ja nicht um Moleküle, es geht ja immer um Situationen mit Menschen; und es sind ja oft die banalsten oder übersteigertsten Eitelkeiten und Intimitäten, um die es da geht. Das nicht erzählen zu können, das ist Zensur. Und zwar nicht, weil man das ästhetisch nicht in den Griff kriegt, sondern weil man genau weiß, daß das Oszillationen sind, die veröffentlicht durch ein pathologisches Raster fielen. Das bedeutet, daß ein Gespräch über Zensur immer ein komischer Wellenritt über vermeintlich geglättete See ist. Das Bewußtseinsmeer als Baggersee oder Kiesgrube, Totes Meer. Allenfalls Windstärke 3–4. Deutsche Bucht. Oder Kahler Asten. Kann man natürlich ruhig machen, bei 3–4, ist ja auch ganz nett, aber dann muß man auch so ehrlich sein und das zugeben und nicht so tun, als würde man immer hart am Wind oder so, Vollrohr, immer fast schon kieloben treiben und alle Küstenwachen in Alarmstimmung versetzen. Da geht's doch immer drum bei diesem ganzen Zensurgeschrei. Deine Wahrnehmungen, die sind sowieso nicht fit for print. Sie sind aber. Diese Strukturen, die sich mit der Ästhetik bilden, als Erzählduktus und Stil, die sind in mehrfacher Hinsicht immer Erwartungshaltungen angepaßt, manchmal gehn sie ein bißchen über den Pudding, und dann haste eben da und dort mal ein paar Schwierigkeiten, und gleichzeitig hoffst du, daß du gemäß dieses Genie-und-Häme-Prinzips vielleicht damit ein bißchen weiter vorne liegst auf dem Markt. Aber das sind doch die Dinger, die Zensur findet nicht dort statt oder dadurch, daß die Schere im Kopf von außen kommt, die findet in einem Kommunikationsprozeß statt, weil man sich scheut, andere zu verletzen, ganz simpel. Und das ist ja auch richtig so. Gleichzeitig bewirkt es aber, daß man in einer Metasprache redet. Wo sich dann eben diese ganzen Anekdoten, schönen Bilder, Formulierungen oder vorsichtigen Andeutungen herstellen, ab und zu

blitzt mal was durch, das ist für andere Leute die Wahrheit. Und das hat weniger mit Geld zu tun, das hat nur damit was zu tun, daß man mit anderen Menschen zusammenlebt. Auf diese Weise verletzt man sich eben permanent. Und dann kommen diese beleidigten Würde-Köpfe an und verletzen einen mit Eingaben, Klagen, Verfügungen und Geldforderungen und was nicht alles, also letzen Endes mit ökonomischem Druck, und dagegen wehrt man sich auch wieder auf komische legalistische Weise. Muß man. Bleibt einem gar nichts anderes übrig.



Ich frag mich aber, ob diese ganze Sache nicht auf eine andere Weise erzählt werden muß, nämlich nicht auf dieser Ebene von Keßheit, wie toll man sich gegen so etwas wehrt, weil, so toll ist das nicht. Dieser Bittner beispielsweise, als wir mit dem zusammen vor dem Tisch der Fuldaer Richter standen, ich hatte doch gar nichts mit dem zu tun, habe ihn ein oder zweimal erlebt und was über ihn erzählt, wirklich noch das Harmloseste. Habe ja gar nicht ausgewalzt, wie blöde und widerlich ich den fand, sondern mich nur darüber mokiert, daß und wie er im Auto einem das Rauchen verbieten wollte. Und dafür zwingt der mich dann auch noch, ihn wieder und wieder zu treffen, vor einem Richter dann auch noch, mit dem ich erst recht nichts zu tun haben will. So kommt man von einem Fischauge zum nächsten.



H. H. Houben
Lebensrest[76]

»Sie hassen mich alle wie sie sind, sagte Goethe, und ich bin ihnen allen im Wege, aber ich will ihnen zum Trotz noch eine Weile fortleben und fortdichten. Ich hoffe noch einiges Gute hervorzubringen und sie werden doch wenigstens leiden müssen daß es da ist.«

Die politischen Unruhen des Jahres 1848 setzten auch die stille Residenz an der Ilm in lärmvolle Bewegung. Das Volk sammelte sich vor dem Rathaus, vom Lande zogen die Bauern herein, von Jena kamen die Studenten, hier und da setzte es Straßenkämpfe, der Landtag versammelte sich, Minister Schweitzer wurde gestürzt, und an seine Stelle trat der Abgeordnete Oskar v. Wydenbrugk aus Eisenach, Eckermanns erster Anwalt in seinem Prozeß gegen Brockhaus, ein Burschenschafter, dessen demokratische Gesinnung und alter westfälischer Adel die sozialen Gegensätze versöhnte; er war einer der wenigen Märzminister, die sich bis in die Reaktionszeit hinein behaupteten, bis 1854. Auch eine bewaffnete Bürgergarde bildete sich, 800 Mann, die in ihren grünen Röcken mit goldenen Knöpfen und schwarzem Samtaufschlag, grauen Beinkleidern, Käppi und Ledergurt mit Patronentasche unter dem Kommando des Majors Kämpfer auf der Wiese vor Goethes Gartenhaus ihre Übungen abhielt. Zu dieser Bürgergarde soll, nach einer Erzählung des Schriftstellers M. A. Kertbeny auch Eckermann gehört haben; Kertbeny versichert sogar, daß Eckermann, »eine kleine unbedeutende Persönlichkeit in Bezug auf äußere Erscheinung, in jenem tollen Jahre weniger an seinen seit schon 16 Jahren in der Fürstengruft ruhenden Herrn und Meister« gedacht habe, »als vielmehr auf Volksbewaffnung, Bürgerwehr und Menschheitsrechte«; er habe auch immer fleißig mit dem ›Kuhfuß alias Schießprügel‹ exerziert, und wenn er einmal ausnahmsweise bei den Marsspielen fehlte, so habe gewiß einer seiner Vögel einen Pips

gehabt. »In Eckermanns zwei oder drei Stuben gab es nämlich gar keine Möbel, höchstens ein paar Stühle oder Tische, dagegen standen rings an allen Wänden, von der Diele bis an die Decke, große und kleine Vogelbauer, einzelne oder zu ganzen Phalansteren zusammengeschweißte Quartiere für singendes und zwitscherndes Federvieh, eine komplette Menagerie von Amseln, Kibitzen, Drosseln, Wachteln, Lerchen, Dompfaffen, Stieglitzen, Zeisigen und Kuckucken. Ja, die Kuckucke obenan! Eckermann verflocht auch in seine ›Gespräche mit Goethe‹ eine höchst interessante, von vielseitigster und schärfster Selbstbeobachtung zeugende Monographie über das Leben und Treiben jenes Lenzverkünders, und Eckermann fand, daß der Kuckuck seine Eier anderen Vögeln nicht aus bösem Gemüt oder rücksichtslosem Egoismus in die Nester legt, nur weil die Natur dem Armen ein gar unverhältnismäßig großes Gesäß verlieh, und zwar sehr weise, da dieser so arg verleumdete Vogel der einzige ist, welcher uns von den schwarzen, haarigen Pelzraupen befreit, indem er diese wenig nahrungsstoffhaltige Speise verschlingt, für deren Haarüberrest er jenes großen rückwärtigen Magazines bedarf, dessen Wucht ihn leider hindert, die Mutterfreuden selbst zu genießen.«

Kertbeny ist alles andere denn ein zuverlässiger Gewährsmann, vielmehr ein skrupelloser Plauderer und Anekdotenerzähler, gewissermaßen selbst ein Kuckuck, der anderen Vögeln seine literarischen Eier unterschiebt. Aber was er über seinen weitern Verkehr mit Eckermann erzählt, darf doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, besonders weil es, angeblich nach Eckermanns eigenen Mitteilungen, eine Version jener Szene an Goethes Leiche enthält, die zu der Schilderung in den ›Gesprächen mit Goethe‹ in einem eigentümlichen Kontrast steht und die ›tiefe Stille‹ um den Toten in sehr realistischer Weise aufklärt; und es klingt etwas in dieser ungeschminkten Darstellung – das Motiv trostlosester Verlassenheit –, was man auch aus Eckermanns wundervollem Requiem als Unterton herauszuhören meint.

Kertbeny also berichtet: »Wenn es die Strapazen des freiwilligen Kriegsdienstes erlaubten, so setzte sich Eckermann mit mir wohl auch ins Weinstübchen zur herzensguten Frau Adelheid Werner und erzählte dann zuletzt, wenn der einarmige Baron von Biedenfeld, Bernhard Voigts Buchschreibemaschine und Verfasser vieler Werke über Gartenkultur und besonders Rosenzucht, nicht zugegen oder schon

gegangen war, auch ein wenig von Goethe. So hörte ich denn die Geschichte, wie das ehemalige Blumenmädchen, die Schwester des Verfassers von ›Rinaldo Rinaldini‹, des Bibliothekars Vulpius, Frau von Goethe wurde; wie Goethes Sohn sich so trostlos dem Trunke ergab, und alles Reisen nach Italien nicht mehr half u. d. m. Einstmals sagte mir Eckermann: ›Ich war in Jena, als ich die Nachricht von Goethes Ableben erhielt. Ich machte mich sogleich auf die Beine und kam noch am selben Tag gegen Abend zu Fuß herüber. Als ich das mir so heimisch gewesene Haus betrat, fand ich es leer; alles war davon, auch die Domestiken, kaum daß sich einer sehen ließ. Ich ging in den großen Saal zu ebener Erde; dort auf dem langen Eßtische lag ein gewaltiger Klumpen in ein Leinentuch eingeschlagen. Es war der Leichnam. Ich bebte an Leib und Seele vor Schmerz, vor Wehmut, Scheu und Grauen. Endlich wickelte ich das Lailach los. Im selben Moment fiel der Reflex der untergehenden Sonne in die Stube und übergoldete den Toten. Mir entfuhr unwillkürlich ein Ah! größten Erstaunens. Ich wurde durch diesen Anblick sogleich tief ruhig, ja mächtig gehoben. Da lag er, völlig nackt, der 83jährige Greis, in voller erhaltener Schönheit der wunderbar edlen Struktur, von Muskulatur und Rundung aller Gliedmaßen wie der vatikanische Saturn, kein zerfallener, dekrepirter, zerfaserter Greisenkörper, sondern noch jetzt der eines Jupiter tonans, eines olympischen Zeus! Nur die Augen- und Mundpartie war nicht eingefallen, aber trotzig eingekneift.‹‹

Kertbeny schreibt Eckermann noch folgende Anekdote zu, die in den vierziger Jahren durch die demokratische Presse ging: »Ein preußischer Gardeleutnant, der 1832 eine Reise über Berlin hinaus wagte, wurde bei seiner Rückkehr befragt, wo er denn überall gewesen und was er erlebt habe? Er erzählte unter anderm: ›Auch in Weimar gewesen, netter Hof, wenig Militär, 'ne Handvoll Husaren, die zu Fuß zu gehen pflegen. Aber da begrub man, eben als ich dort war, einen gewissen Herrn von Goethe. Was die Leute dabei für Aufsehen machten – beinahe als wäre ein Major begraben worden.‹‹

Die weimarische Bürgerwehr löste sich erst 1852 auf. Solange aber wird Eckermann dieses kriegerische Zwischenspiel, eine Erinnerung an seine Freiwilligenzeit 1813/14, schwerlich mitgemacht haben, das erlaubte schon seine Gesundheit nicht, denn seit 1850 war sein Leben nur noch eine ununterbrochene Kette von Krankheiten aller Art, von denen er in Kissingen (1852), Düsternbrook bei Kiel (1853) und in der

Kaltwasserheilanstalt Ilmenau (1854) vergeblich Heilung suchte. Für den Verkehr mit Menschen starb er immer mehr ab, sein Briefwechsel verkümmerte, Fremden gegenüber schloß er sich mißtrauisch ab, und wenige nur wissen noch von Begegnungen mit ihm zu berichten. Anfang 1849 gab ein alter Freund aus glücklicheren Tagen plötzlich ein Lebenszeichen von sich: Ferdinand Freiligrath übersandte Eckermann seine ›Neueren politischen und sozialen Gedichte‹ mit der handschriftlichen Widmung: »Meinem Freunde Dr. Eckermann trotz aller Meinungsverschiedenheiten in alter Liebe. F. Freiligrath. Köln, Jan. 1849.« Der Dichter war nach der Märzrevolution aus seinem freiwilligen Exil im Ausland zurückgekehrt und lebte damals in Köln als Mitredakteur der ›Neuen Rheinischen Zeitung‹ von Karl Marx, für die er seine politischen Leitartikel in Versen schrieb, ›Wien‹, ›Robert Blum‹ usw. In diesem Kölner Winter besuchte ihn zum erstenmal seine Schwiegermutter, Frau Melos aus Weimar; die alte Dame kam geradeswegs aus Weimar, das damals unter demselben Reaktionsschnupfen litt wie heute, war von dort bis Köln in dreißig Stunden Eisenbahn glatt durchgefahren und plumpste völlig unerwartet in Freiligraths Haus hinein. In einem langatmigen Brief an Eckermann vom 25. Februar 1849 schildert sie nun ihre Reiseerlebnisse und ihre familiären Eindrücke:

»Die Kinder, deren Bekanntschaft ich erst am anderen Morgen machte, fand ich höchst liebenswürdig und über ihr Alter verständig. Ida ist noch immer in ihrem ganzen Benehmen die alte, doch ist sie in ihrem Aeußern älter geworden, mehr als ihre Jahre es nötig machten. Ferdinand ist bedeutend stärker geworden, sieht aber sehr gut aus; sollte ich schon eine Beschreibung von seinem ganzen Benehmen machen, wie er ein liebender Gatte ist und welch ein zärtlicher Vater, so wüßte ich nicht Worte genug zu finden, denn noch immerwährend bewundere ich ihn, wenn er mit seinen Kindern spielt, wo er sie auch gleichfalls spielend belehrt; ich bin fest überzeugt, niemand versteht es so wie er, auch sind die Kinder so auf ihn versessen, daß, wenn sie im besten Spiel sind, sie alles vergessen und dem Vater zueilen. Was seine politischen Ansichten anbetrifft, so kann man darüber durchaus nicht böse sein, er will ja gar nichts Gemeines und Rohes, das alles ist seiner Natur zuwider, sein Streben ist nur dahin gerichtet, die ärmeren Menschen durch mehr Anerkennung zu beglücken... Es wird (in den Zeitungen) entsetzlich auf seinen Namen gelogen... Nun ich hier

bin und den Ferdinand Gelegenheit habe von früh bis zum Abend zu beobachten, muß ich es mit einem dankerfüllten Herzen gegen Gott erkennen, daß Ida mit einem solchen ausgezeichneten Menschen ihre Tage verlebt.«

In diesem naiv hausmütterlichen Stil geht es fünf enggeschriebene Seiten fort. Man hatte der besorgten Dame in Weimar offenbar heftig eingeheizt ob ihres revolutionären Schwiegersohns und die arme Ida bedauert, die in solche reißenden Klauen gefallen war. Und Eckermann, der trotz seiner Bürgerwehrexerzitien und seinem Groll gegen den Weimarer Hof als Jünger Goethes mit einem Revolutionär keine Ähnlichkeit hatte, hörte gewiß mit herzlicher Genugtuung, daß in diesem Fall die Politik nicht den Charakter verdorben und sein ehemaliger Schützling Ida Melos ein so glückliches Heim gefunden hatte.

1852 sehen wir auch einen Diplomaten bei Eckermann einkehren, Theodor v. Bernhardi; sein Tagebuch enthält darüber folgende Notiz: »21. Februar 1852. Heute den alten Eckermann besucht. Der arme Mann war 13 Jahre lang versprochen und als er sich endlich mit seiner Geliebten verbinden konnte, starb sie nach einem Jahr im ersten Wochenbett. Nur ein Sonnenjahr im Leben. Goethe pflegte und hegte ihn nach seinem Verlust mit unendlicher Liebe. – Von Goethe's Familie, dessen Sohn und die leidenschaftliche Ottilie gar nicht zusammen paßten; sie hatten beiderseits Liebesintriguen, es kam häufig zu Scenen und dem Alten gegenüber wurde geheuchelt und gelogen. Am meisten mißfällt mir folgendes: im vorigen Jahr war Frau Ottilie hier, unmittelbar nach dem Tode ihrer Mutter, 53 Jahre alt; sie betrachtete ihre grauen Haare und sagte zu Eckermann: ›Ja! mein armer Eckermann, mit der Liebe ist es für mich vorbei!‹«

Eine Genugtuung sollte Eckermann noch beschieden sein: am 20. Oktober 1852 wurde zu Eberweins fünfzigjährigem Jubiläum im Rahmen eines Festkonzertes der erste Akt der Theaterbearbeitung ›Faust am Hofe des Kaisers‹ auf der dortigen Bühne mit Eberweins Musik aufgeführt; den Kaiser gab Porth, den Faust Pätsch, Jaffé war Mephisto und Genast der Kanzler. Die Darstellung des Ganzen erlebte Eckermann nicht mehr; sie erfolgte am 24. Juni 1856 und wurde am 28. September wiederholt. Seitdem soll die Partitur verschollen sein.

Damit wäre alles zusammengetragen, was über Eckermanns letzte Jahre zu berichten ist. Fragt man aber, wodurch ein Leben, das an der Sonne Goethes gereift war, zuletzt so trostlos in sich zerfiel, so wird es

dafür nur die eine Antwort geben: daß Krankheit und Sorge vorzeitig seine Widerstandskraft zerrieben. Welcher Art sein Leiden war, das ihn von Jahr zu Jahr immer heftiger anfiel und offenbar auch das Gehirn in Mitleidenschaft zog, mag auf Grund der in diesem Bande mitgeteilten Briefe vielleicht ein medizinischer Sachverständiger entscheiden können. Krankheit und Armut gingen Hand in Hand, und was der einen durch sorgfältige Pflege streitig gemacht werden konnte, vernichtete die andere. Über seine wirtschaftliche Lage sprechen mehrere Dokumente aus den letzten Jahren eine beredte Sprache; es sind Notschreie an Hofrat Marshall, den einzigen Freund offenbar, der ihm in Weimar geblieben war. Der erste Brief ist undatiert, dürfte aber zu Anfang der fünfziger Jahre geschrieben sein, keinesfalls später als bis Sommer 1853, denn am 8. Juli 1853 war Karl Alexander nicht mehr Erbgroßherzog, sondern regierender Herr. Das Schriftstück lautet:

»Geliebter Freund!
Ich bitte um Ihren Rath. Ich bin wieder in der erbärmlichsten Noth, indem ich am letzten Thaler zehre. Zudem drücken mich verschiedene Rechnungen die auf Bezahlung warten. Was soll ich anfangen. Das Unglück ist, daß der Erbgroßherzog mich vorigen ganzen Sommer ohne alle Hülfe gelassen, welches nun nachwirkt. Ich bin dieses Leben ganz überdrüssig. Vielleicht hülfe mir Hr. v. Wegner, allein ich schäme mich es ihm zu sagen. Dann habe ich an Elkan gedacht, allein er würde mir keine 50 Ducaten ohne Ihre Bürgschaft geben. Und es ist schlecht sich zu verbürgen. Dem Prinzen will ich nichts sagen, denn mich ärgern die unnützen Worte. Vielleicht erlaubte die Erbgroßherzogin, daß Sie mir 50 Ducaten auf ein halbes Jahr aus ihrer Casse vorschössen. An Schrickel kein Wort. Ich schreibe diese Zeilen in vollkommenem Ueberdruß und Verzweiflung. Dabei soll ich diesen Abend bei der Großherzogin zum Thee, und ein heiteres Gesicht machen. Denken Sie nach wie Sie mir rathen und helfen.

Ihr treuer

Eckermann.«

Der zweite Brief zeigt noch drastischer, in welch kümmerlicher Not man den Freund Goethes dahinvegetieren ließ:

»Mein theurer Freund!
Vorigen Winter war ich in Gefahr mich zu verbluten, wenn Ihre treue Sorgfalt mich nicht gerettet hätte, und jetzt komme ich in Gefahr zu verhungern, wenn Sie nicht abermals mein schützender Engel sein wollen. So lange ich auf literarischen Gewinn zu rechnen hatte, konnte ich nothdürftig auskommen, indem der Schriftsteller den Bibliothekar und Prinzenlehrer allenfalls zu ernähren im Stande war; jetzt aber wo mir seit Jahr und Tag alle anderweiten Hülfsquellen versiegt sind, komme ich aus der Noth und dem Jammer nicht heraus. Meine ganze Baarschaft beläuft sich auf etwas über 4. Thaler und habe vor dem 1. October von H. Schrickel nichts Weiteres zu erwarten. Denken Sie sich meine Lage! Ich möchte doch wissen, was die Engländer sagen würden, wenn es über kurz oder lang in den Zeitungen hieße: der Freund Goethes und Lehrer des Großherzogs sei in dem berühmten Ilm-Athen verkommen und verhungert.
Ich befinde mich schlecht theurer Freund und muß wegen peinlicher Kopfschmerzen aufhören.

Ihr treuer

W. d. 21. Juli 1853. Eckermann.«

Daß er im letzten Lebensjahr aus Not und Schulden nie herauskam, bestätigen die Briefe seiner Verwandten, ohne deren Unterstützung die Welt vielleicht wirklich das Schauspiel erlebt hätte, daß der Lehrer des regierenden Großherzogs und der Freund Goethes in Ilm-Athen verhungerte. Was er an Kostbarkeiten aus besserer Zeit besessen, hatte er längst zu Gelde gemacht, jedes entbehrliche Möbelstück war zum Trödler gewandert. Einmal half er sich auch mit dem Verkauf einer Goethehandschrift, und da es sich um ein bedeutendes Manuskript handelte, um das Zwischenspiel zum ›Faust Erster Teil‹, die Walpurgisnachtszene (Sophienausgabe 1. Abt., Band 14, Vers 3871–4208), sei der Hergang nach den in Eckermanns Nachlaß gefundenen Unterlagen genauer berichtet. Es ist dasselbe Goethemanuskript, das Eckermann 1845, als er den Prozeß mit Brockhaus verloren sah und sich nicht anders zu helfen wußte, an Carlyle schickte, damit dieser dafür einen Käufer finde. Mehrere Jahre blieb die Handschrift in Carlyles Händen. 1847 dachte Eckermann daran, dem Freund in London damit ein Geschenk zu machen, doch dürfte dieser, über die Lage des Besitzers nicht im unklaren, die kostbare Gabe abgelehnt

haben. Carlyle gelang es schließlich, den preußischen Gesandten, Ritter v. Bunsen, dafür zu interessieren, und durch dessen Vermittlung kam das Manuskript schließlich nach Berlin. Das Nähere ergibt sich aus Eckermanns Brief an den Geh. Kabinettsrat Illaire, der die geschäftliche Seite dieser Angelegenheit zu ordnen hatte:

»W., d. 11. Januar 1849.

Hochgeehrtester Herr Cabinetsrath.

Ein in diesen Tagen bei mir eingegangenes Schreiben S. E. des H. Ges. Ritter v. Bunsen d. d. London d. 2. Januar bringt mir die Nachricht, daß S. Majestät der König die Handschrift des Zwischenspiels vom Faust für die von *mir gewünschte Summe* angekauft und bereits der großen Königl. Bibliothek als Geschenk übergeben habe und daß ich mich wegen Übersendung jenes Geldes an E. H. wenden möge.

Was nun die von mir gewünschte Summe betrifft, so waren es 50. Pfund Sterling, zu welchem Preis mein Freund Thomas Carlyle zu London den Auftrag hatte gedachtes Manuscript durch die gütige Vermittlung des H. Ges. R. v. Bunsen Sr. Majestät offeriren zu lassen. Auch schreibt mir Hr. Carlyle unterm 29. May v. J.: ›I have put it into the hands of the Ritter Bunsen, who cheerfully undertook to offer it to H. M. the King of Prussia and advise his acceptance of it and his making you a present equal to £ 50. in return.‹

Ich berichte dieses Verhältniß aus dem Grunde so ausführlich, weil an einer andern Stelle des obigen Briefes Sr. Excellenz v. Bunsen 50. *Ducaten* genannt werden, welches ich wohl als einen Schreibfehler anzusehen habe; indem von mir nie weniger als 50. Pf. gefordert worden und ich von einem anders lautenden Arrangement durchaus keine Kenntniss erhalten.

In dem Fall also, wie ich nicht anders erwarten kann, die gewünschte Summe von 50. £ Sterling von Sr. Majestät mir bewilligt worden, bitte ich den Werth derselben in Papier oder irgend einer andern beliebigen Münzsorte gefälligst durch die Post an mich einsenden lassen zu wollen.

Hochachtungsvoll mich unterzeichnend E. H. ergebenster

J. P. Eckermann Dr.
Großh. S. Hofrath.«

Wie sich aus der Akzessionsliste der Preußischen Staatsbibliothek

feststellen ließ, war das Manuskript schon am 14. November 1848 der Handschriftensammlung der ehemaligen Königlichen Bibliothek übergeben worden, über den Preis aber bestand in der Tat ein Mißverständnis: Bunsen hatte ihn offenbar auch nach Berlin mit 50 Dukaten angegeben, was kaum der Hälfte der geforderten Summe entsprach. Kabinettsrat Illaire geriet dadurch in nicht geringe Verlegenheit, erwirkte aber schließlich, daß man am 3. Februar 50 Friedrichsdor bot, also 850 statt 1000 M. Mit diesem Vorschlag erklärte sich Eckermann im nächsten Brief einverstanden:

»Euer Hochwohlgeboren
geehrtes Schreiben vom 3. dieses habe ich erhalten und verfehle nicht darauf zu erwiedern, daß im Fall S. M. d. K. geruhen sollten mir für das bewußte Manuscript 50. Frdor zu bewilligen ich solche Summe mit Dank acceptiren würde.
Daß aber, im Fall höchsten Orts vorgezogen werden sollte, die Zurücksendung des fraglichen Manuscripts zu befehlen, mich auch dieses nicht unangenehm berühren würde, indem diejenigen Umstände, welche im Jahre 1847. mich in die Nothwendigkeit versetzten, mich von einem mir sehr werthen Andenken zu trennen, nicht ferner obwalten.
Indem ich nun ein ganz ohne mein Wissen und Verschulden entstandenes Mißverständniß und die dadurch für E. H. entstehende vielfache Mühe von Herzen bedaure, habe ich die Ehre mit vorzüglichster Hochachtung zu verharren

E. H. ganz ergebenster

Weimar d. 4. Febr. 1849. J. P. Eckermann«

Daraufhin wurde nun durch Illaire am 14. Februar das Geld an Eckermann überwiesen, und das Manuskript gehört jetzt zu den wertvollsten Schätzen der Preußischen Staatsbibliothek.
Im allgemeinen ging Eckermann mit Goethehandschriften ziemlich verschwenderisch um; Carriere, Rollet, Gregorovius, Köhler und gewiß noch manche andere Besucher wurden mit solchen Kostbarkeiten bedacht; in Wolf v. Goethes Autographensammlung (auf der Jenaer Universitätsbibliothek) liegt ein Billett Eckermanns an einen ungenannten Grafen vom 3. Dezember 1848, dem gleich zwei Goethehandschriften beigeschlossen waren: ein Gedicht und ein Brief vom 28. Juli

1778. Was sich nach seinem Tode an Goetheerinnerungen noch fand, ist durch Karl Eckermann meist an Freunde verschenkt, vielleicht auch verkauft worden.

Von Hofrat Marshalls Söhnen hat noch ein zweiter, der Konsul John Marshall, Erinnerungen an Eckermann und seine letzte Lebenszeit hinterlassen, die nach C. A. H. Burkhardts Aufzeichnungen von dem Hebbelbiographen Emil Kuh 1876 veröffentlicht wurden. Sie wiederholen dies und jenes, was schon aus andern Schilderungen bekannt ist, ergänzen aber alle übrigen Charakteristiken um zahlreiche Einzelzüge, und da sie bis zum Todestage Eckermanns führen, mag das Bild dieses eigenartigen Menschen noch einmal aus ihnen erstehen: »Eckermann, mit dem ich in meiner Jugend, in Folge seiner Verbindung mit meinem Vater, bekannt wurde, wohnte damals (Anfang der vierziger Jahre) im Zünkelschen Hause, eine Treppe hoch, Ecke der Kauf- und Breitenstraße. Seine Frau war todt, er lebte mit Sohn und Haushälterin. Durch den Sohn mit ihm bekannt, war ich viel bei ihm, nahm an seinen Excursionen, besonders nach dem Ettersberg zu und in das Hopfgärtner Hölzchen häufig Antheil. In der Regel gingen wir über Tröbsdorf, später rechts ab nach Gaberndorf. Er führte einen kleinen Hund mit sich, den er gewöhnlich in einer kleinen, am Wege gelegenen Lache baden ließ. Oft ließ er mir die Stiefel ausziehen und mich mit bloßen Füßen laufen, damit auch wir sähen, wie es däuchte. Er habe in seiner Jugend oft so gehen müssen. An Feldern ließ er mich das Mähen versuchen, gab Erklärungen von dem Mähen im Hannoverschen, machte uns auf die von Weibern mit der Sichel gemähten Felder wegen der langen Stoppeln aufmerksam. Vogelnester sah er auf dreißig Schritt und bestimmte die darin nistende Vogelart und wußte sofort verschleppte Nester von ursprünglich dahin gebauten zu unterscheiden. Endziel der Excursion war ein provisorisches Gebäude bei dem Eisenbahnbau. Meistens gab er mir Zuckerware mit Ei, auf dem Rückweg in Tröbsdorf Kaffee, selten Bier, welches er nicht liebte. Er trug den in meinem Besitz befindlichen Hakenstock und ein blaues Radmäntelchen.

Zu Hause stets im sammtgrauen Rock, auf dem Sopha zwei Kissen (von seiner Frau gestickt), die er sehr hoch hielt und die deshalb stets mit einer Schürze zugedeckt waren. Hier verzehrte er seine immer zuvor besehenen Mahlzeiten; früh Kaffee mit etwas Salz. Der Wein lag unter einem Tisch, an dem er sich rasirte, wobei er sich nicht gerne

stören ließ. Bei einem Besuche der Familie litt er nie das Anklopfen; war es geschehen, so sagte er: ›Ich denke Wunder, wer gekommen ist.‹ Brennende Cigarren, Tabak waren verpönt, dagegen genirten ihn nicht die Excremente seiner zahlreichen Vögel.

Ich sah nur zwei Zimmer, obschon das Logis groß sein mußte. Das erste geräumige war das Arbeitszimmer; linker Hand Sopha, davor Spinettisch, an derselben Seite nach dem Fenster zu Commode mit Stellage. Eine Schublade barg zwei große Reiterpuffer, die ihn stets an die Freiwilligenzeit und an die Schlacht bei Hanau erinnerten. Gewaltige Kraft in den Händen. Im rechten Winkel der Stube mannhafte Vogelbauer, Fledermäuse oft frei umherfliegend. In der Mitte Arbeitstisch, an der Wand Tische, ein kleines Bücherpult mit wenigen, aber guten Büchern. Der Tisch rechts am Ofen für Briefe und Bücher. Große Hitze hat er nie geliebt. Barometer und Thermometer fehlten nicht. Im Schlafzimmer standen zwei ungewöhnlich große Betten für Vater und Sohn. Gegenüber ein Bücherbrett mit Gypssachen, unterhalb desselben die Stiefel von sehr breiter Form, die er sich nie anmessen ließ. Der obere Theil der Stiefel war zum Zuschnüren. Er setzte, wenn er solche brauchte, den Fuß auf einen Bogen Papier und riß ihn mit Bleistift ab. Ein Nest im Zimmer, um die Schleuderkraft der Vögel zu bemessen, wenn sie sich des Ueberflüssigen entledigten, ohne das Nest zu beschmutzen. Unten zum Schutz waren Zeitungen ausgebreitet. Strandläufer frei im Zimmer. Großer Jammer, als er echappirt war. Im Zimmer Stehpult (nun in meinem Besitz). Vorliebe der Kinder am Sylvester, die er stets beschenkte. Schmuck des Hauses bei einem Feste durch ein Transparent seines Hauswirthes:

Hier wohnt der biedre Eckermann,
Den Goethe gern und oft empfahn.

Als er aus dem Theater kam, stieß er das Transparent hinab. (Diesen Vorfall erzählt Hoffmann von Fallersleben in seinen ›Findlingen‹ unter dem Titel ›Der illuminirte Eckermann‹ so: ›Im J. 1849 wurde der hundertjährige Geburtstag Göthe's in Weimar auf mannigfache Weise gefeiert. Bei einbrechender Dunkelheit waren viele Häuser illuminirt, an manchen auch Transparente angebracht. Eckermann ging mit seinem Sohne und einem Freunde desselben durch die Stadt, um sich Alles gehörig anzusehen. Als er heimkehrte, fand er auch sein Haus beleuchtet und über der Hausthür sogar ein Transparent. Eckermann sah, las, eilte die Treppe hinauf, stürzte in sein Zimmer, riß die

Fenster auf, und hieb mit seinem Krückstock so lange auf das Transparent los, bis es in Fetzen niederhing.
Und was war es denn, was den Herrn Hofrath so empörte und zum Vandalen machte? Ein gutgemeintes Gedicht, aus lauter Liebe und Ehrfurcht von dem Hauseigenthümer, dem Tuchmacher Zinckel verfaßt und in großen leuchtenden Buchstaben über der Hausthüre angebracht: Hier wohnt der biedre Eckermann / Den Goethe oft und gern empfahn / Wie er sich Goethes Geist vermaehlt / Hat in Gespraechen er erzaehlt.‹)
Zu Hofe eingeladen, fand er seine Uniform so vermottet, daß er nicht gehen konnte. In letzter Zeit arbeitete er wenig. Im Zeichnen war er geschickt. Er machte auch viel Bogen für mich zum Schießen. Später wohnte er im Raumerschen Hause am Markt. Kränklich und hinfällig hörte er nicht auf den Arzt, curirte sich nach Broschüren. Zuletzt wohnte er in der Brauhauserstraße beim Kammermusikus Klemm parterre. Nun kamen meine Studienjahre, wo ich ihn aus den Augen verlor. Von Jena herübergekommen fand ich ihn im Sterben, während sein Jagdhund, am Bette stehend, gerade hinausheulte. Ich drückte ihm die Augen zu. Sein Denkmal an der Fürstengruft links ward vom Großherzog gesetzt.«
Eckermann starb am 3. Dezember 1854. Sein Tod überraschte die Welt und selbst die Weimaraner durch die Tatsache, daß einer der letzten Freunde Goethes so lange gelebt hatte.

Helmut Höge
Vogelsberg[77]

Ich seh den Berg
Vor lauter Vögeln nicht
Mehr Licht!

Paul Goodman
1994[78]

I. Sozio-psychologische Faktoren

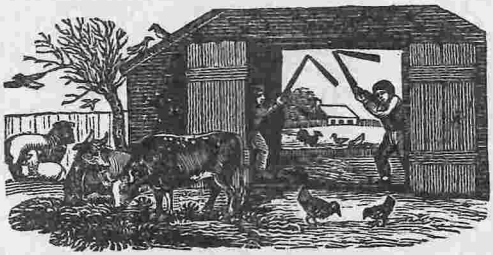
Zwei Hauptströmungen haben in den späten achtziger Jahren den ländlichen Wiederaufbau eingeleitet. Die erste war die soziale Entscheidung, die Hetze auf die radikalen Jugendlichen einzustellen und sie eher freundlich zu behandeln, wie Indianer etwa, und ihnen ihre Reservate zuzugestehen. Diese humane Politik – statt der Überfälle auf Colleges durch Agenten der Staatskasse, statt der horrenden Strafen für das Verbrennen von Einberufungsbefehlen und statt des Einschlagens von Kinderschädeln auf dem Sunset Strip – war die Idee des Soziotechnikers Donald Michael vom Institut für Politische Studien. Falls die Gesellschaft ernsthaft das Ziel verfolgte, die Grand Nation Policy voranzutreiben – so argumentierte Michael –, dann sei es effektiver, die Nonkonformisten wie Indianer zu behandeln. Das war natürlich mit Schwierigkeiten verbunden, zumal ihre Reservate inmitten großstädtischer Gebiete lagen wie etwa Haight-Ashbury oder East Greenwich Village oder die Gelände der großen Universitäten. Doch

die Verwirklichung dieses Plans rückte stärker in den Bereich des Möglichen, als ein erfinderischer Stamm, die Diggers, sich plötzlich der bäuerlichen und taoistischen Ursprünge seiner Ideologie entsann und auf dem Land auf Nahrungssuche ging.

Die zweite Welle, die dem Landleben Auftrieb gab, war die erstaunliche Wachstumsrate der Eremiten und Mönche, die für ihre Meditationen und Menschheitsdienste in den entvölkerten Landstrichen Wohnsitze aufzubauen begannen. Immer schon hatte es einzelne gegeben, die die mechanisierten Stadtgebiete als häßlich und unhygienisch empfanden und die deshalb aufs Land flohen; anfangs nur während der Sommermonate. (Ich erinnere mich an ein Nest solcher Leute, die in den fünfziger Jahren in der Gegend von Wardsboro siedelten; es waren vom CIA unterstützte Mitglieder des Congress for Cultural Freedom.) Aber erst in den späten siebziger Jahren begannen die Humanisten zu erkennen, daß die Gesellschaft tatsächlich wieder in die Zeiten von Byzanz oder des späten Römischen Reichs zurückgefallen war, und das veranlaßte sie, sich zurückzuziehen, um ihre Seelen zu retten.

Diese zwei Arten der Emigration erklären, wie ich meine, hinreichend die Flickendecken- und Matratzensiedlung, die jetzt in Vermont entstanden ist. Auf der einen Seite, wo die Diggers siedelten, gibt es die Square-dance-Kommunen mit ihrer unauthentischen Gebirgsmusik und der bemerkenswerten Anstrengung, eine frostbeständige Hanfsorte zu züchten, etwas wie der dilettantische Taro-Anbau in Mikronesien. Man hat die Diggers gesetzlos genannt, aber ihr einfacher Kodex – (1) Leben und leben lassen, (2) Die Goldene Regel – ist ihrem einfachen Leben wahrscheinlich angemessen. Bis auf den Kulthanf beschränkt sich ihr Ackerbau strikt auf das Lebensnotwendige; dennoch leben viele von ihnen wie Schweine. Auf der anderen Seite gibt es die Eremiten und Religiösen mit ihren Synoden (entsprechend den ›Ordnungsregeln‹ von Roberts) und ihrer Holzarchitektur im finnischen Stil; sie leisten soziale Hilfsdienste, indem sie Schulen nach dem Summerhill-Modell führen und Altenheime unterhalten. Und ihre recht intensive Gärtnertätigkeit nach dem Vorbild holländischen Gemüseanbaus in Gewächshäusern sorgt für die einzige genießbare Nahrung, die in den Städten jetzt zu haben ist. Neben diesen beiden Gruppen gibt es noch die Gurus wie Goodman, der jenseits des Connecticut lebt und schrecklich alt ist.

Die zwei unterschiedlichen Gruppen leben friedlich nebeneinander und sind natürlich auch friedliche Leute. Es war in der Tat so, daß die Gesellschaft ihren Exodus zum erstenmal während der Schwierigkeiten in Vietnam zu fördern begann, weil ihr Verhalten dem Pentagon gegen den Strich ging. Das geschah folgendermaßen: Die Digger und viele andere junge Leute verbrannten ihre Einberufungsbefehle in einem solchen Ausmaß, daß es langsam peinlich wurde. Um sie aus den dichtbevölkerten Wohngebieten herauszubekommen, begannen die *agents provocateurs* verzweifelt, die Be-ins und Teach-ins immer weiter in die Landbezirke hinaus zu verlegen, wobei der Transport der Leute vom CIA finanziert wurde. Zur Überraschung der Regierung schlug das ein. Die städtische Jugend fand es plötzlich *groovy*, Karotten direkt aus der Erde zu buddeln, Äpfel von den Bäumen zu schütteln und die Schafe zu ficken; sie begannen mit Zelten, dann schlugen sie Wurzeln, und Siedlungen entstanden. Auch dachten sie daran, Hanf anzubauen. Mittlerweile, nachdem sie in der *Times* einige hundert Protestresolutionen gegen den Krieg unterschrieben hatten (wofür sie durch irgendein Versehen *keine* Unterstützung vom CIA bekamen), wurden viele Professoren von Gewissensbissen geplagt, weil sie endlich merkten, daß sie für die Military Intelligence Teams von Columbia und Berkeley arbeiteten. Sie quittierten also ihren Dienst und bauten in den Bergen kleine Colleges auf. Der Rest ist Geschichte. Aber erst unter der Regierung Wallace begann die offizielle Politik der Landverteilung und Förderung des Agrarwesens. (Wie wir sehen werden, war das nach den sieben Plagen.)



Gegenwärtig findet eine lebhafte Vermischung zwischen Digger- und Professortypen statt, obgleich sie anfangs kaum etwas miteinander zu tun haben wollten. Kommt aus Tansania oder Kambodscha authentische Musik nach Vermont, so ist es nichts Ungewöhnliches mehr,

wenn man ein paar Beatniks findet, die es sich mit ihrem verfilzten Läusehaar auf dem Holzfußboden eines Professors bequem gemacht haben; es gibt sogar Eheschließungen zwischen den beiden Gruppen. Ich will damit nicht sagen, Digger wären unattraktiv. Einige sind auf berückende Weise ungepflegt, einige sind wie ungeschliffene Diamanten, und nur wenige sind wirklich barbarische Dandies. Im ganzen sind es nette und hilfsbereite Leute, die gerne Schuldienst machen, Unkraut jäten usw. Die Professoren wiederum sind demokratisch und würden ihnen gerne etwas beibringen, aber unglücklicherweise gab es seit der ›Trau keinem über 30‹-Zeit den Bruch in der kulturellen Tradition. Da die Jungen – verständlicherweise – keinem trauen wollten, konnten sie nichts lernen. Und jetzt haben ihre eigenen Kinder unüberwindliche Apperzeptionssperren entwickelt, an denen jedes Denkaktivierungsprogramm wirkungslos abprallt.
Alltägliche Bestandteile der Vermonter Kultur sind frische Nahrung, gute Hi-Fi-Anlagen und häufiger Gebrauch von Musikinstrumenten, Klapperkarren aller Jahrgänge und Mißachtung der Sittengesetze sowie niedrige Steuern. Bis zu einem gewissen Grade sind alle gute Bürger. Die Kosten für öffentliche Dienstleistungen sind niedrig, die Straßen sind gut genug, weil jeder bei der Arbeit mit zupackt. Es ist rührend zu sehen, wie Digger, die sich das Gesicht nicht waschen wollen, ihre leeren Bierdosen sorgfältig in Abfallkörbe schichten. Ein anderer Bestandteil des alltäglichen Lebens ist natürlich Senator Aiken, der jetzt 120 Jahre ist.

II. Ökologische und ökonomische Faktoren

Ganz allgemein gesagt, waren die Emigration und der ländliche Wiederaufbau die nicht vorhergesehenen Folgen der großen Ballungspo-

litik, die darauf abzielte, die Leute vom Lande *weg*zuholen und die Urbanisierung zu beschleunigen. Es ist dies ein weiteres Beispiel für das Gesetz, daß durch eine soziotechnisch falsche Steuerung – falls die Menschen sie überleben – das Gegenteil der gewünschten Wirkung erreicht wird.

Die amerikanische Ballungspolitik des 20. Jahrhunderts bestand in der finanziellen Unterstützung der Großmarkthallen und der agrarindustriellen Riesenplantagen, wodurch die Transport- und Verpakkungsunternehmen hohe Gewinne erzielten, während die Öffentlichkeit mit neuen Artikelnamen und Werbetechniken geblendet wurde und fruchtbares Land den sich ausbreitenden Vororten und Luftfahrtgesellschaften zum Opfer fiel. Wasserreservoire wurden zerstört, teures Wasser importiert, Initiativen zur agrikulturellen Kooperation wurden durch Monopoltaktiken im Keim erstickt, Landschulen, Bauernmärkte und kleine Lebensmittelgeschäfte wurden durch Städtebauförderungsmaßnahmen zugrunde gerichtet, ganze Dörfer durch Highways und Supermärkte zerstört. Als die sechziger Jahre anbrachen, betrug der Anteil der Landbevölkerung nur noch sechs Prozent. Weite, schöne Landstriche waren entvölkert worden und verwandelten sich, wie im späten Römischen Reich, wieder in Sumpfgebiete zurück.

Inzwischen waren die Anzeichen einer Überbevölkerung in den Städten nicht mehr zu übersehen. Die Preise für Strom, Gas, Wasser, Telefon, Krankenhaus, Versicherungen, Miete, Schule, Nahverkehrsmittel usw. stiegen nach Gesetzen der geometrischen Reihe. In einer dichtbevölkerten Gegend zu wohnen, auch unter noch so entwürdigenden Verhältnissen, war an sich schon ein Luxus; doch die Bewohner wurden ärmer und ärmer. Die Mittelklassen, denen es noch frei stand, zogen an die Peripherie, um den Steuern und den unteren Klassen zu entfliehen. Trotz der in der Landwirtschaft eingeführten Technik gingen die Preise für Nahrungsmittel nicht zurück, da die durch Technik erzielten Einsparungen an die Zwischenhändler fielen; und sobald die Möglichkeit zu ein wenig Konkurrenz und Wettbewerb zerstört war, kamen die ›Ketten‹ in die Städte. Eine eßbare Tomate konnte man nicht mehr kaufen. Als in den Südstaaten das System des *sharecropping* [Landbearbeitung gegen den Lohn eines Anteils der Ernte] durch Mechanisierung zerstört war, wurde kein Versuch unternommen, den Negern durch irgendeine andere Arbeit

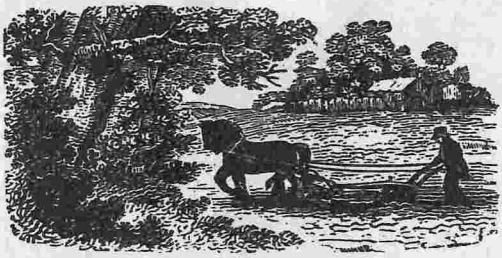
den Lebensunterhalt zu gewährleisten; sie waren gezwungen, in die städtischen Gebiete des Nordens abzuwandern, obgleich für die übelste Unterkunft 20 Dollar pro Wohneinheit aufzubringen waren. (Ich sage ›städtische Gebiete‹, weil es so etwas wie ›Städte‹ nicht mehr gab; ich sage ›Wohneinheit‹, weil es so etwas wie ein ›Heim‹ nicht mehr gab.) Eine psychiatrische Stichprobenuntersuchung in New York City zeigte, daß in den sechziger Jahren 75 Prozent der Menschen neurotisch waren und daß 25 Prozent sofortige Behandlung brauchten. Es gab 70000 Heroinsüchtige in New York.

Da die Struktur wirtschaftlich nicht lebensfähig war, gab es häufig Aufstände, Schulboykotts, Mieterstreiks und Streiks der städtischen Dienstleistungsbetriebe. Die Regierung antwortete darauf mit vornehmen Reden, konfusen Programmen und gerade soviel Geld, um ein paar soziologische Untersuchungskommissionen zu finanzieren. An einigen Universitäten wurden Lehrstühle für Urbanologie eingerichtet. 1966 sagte der Bürgermeister von New York, daß es 50 Milliarden Dollar kosten würde, um allein New York ›bewohnbar‹ zu machen. Der Sommer der sieben Plagen war also durchaus voraussagbar, und

tatsächlich wurde er auch vorausgesagt. Es ist trotzdem noch immer nicht klar, wie viele der Unglücksfälle durch eine Kettenreaktion bedingt waren und wie viele einfach ›Pech‹ oder ›unglücklicher Zufall‹ waren. Mit einem Verkehrsstreik in einem der städtischen Gebiete fing es an. Für ein paar Wochen konnten viele Menschen nicht an ihren Arbeitsplatz gelangen, und jedes Motorfahrzeug, das man auftreiben konnte, verstopfte die Straßen. Dann trat schließlich das ein, was wir seit Jahren erwartet hatten: der Verkehr wurde so dicht, daß er sich überhaupt nicht mehr bewegte. Die Fahrer, statt ihre Wagen einfach aufzugeben und sie eine Zeitlang zu verlassen, blieben aber leider dabei, vor- und zurückzustoßen, um aus dem Gewühl herauszukommen. Und während dieser Krise kam es zu einem plötzlichen Temperaturwechsel, der Wind drehte nach Westen und trug die Abgase der Fabriken herein. In dieser Nacht starben 40000 Menschen am Smog. Der Schock dieser Tragödie beendete den Verkehrsstreik. Doch kam es unglücklicherweise in der nächsten Nacht zu einem totalen Stromausfall, und der dauerte zwei Tage und kostete 2 Milliarden Dollar, mehr als die Kosten für einen Monat Kriegführung in Vietnam. Es scheint, daß zwischen dem Stromausfall und den vorangegangenen Schwierigkeiten irgendein Zusammenhang bestand. Ein paar Doppelagenten, vom CIA bezahlt, um mögliche Sabotageakte aufzudecken, kamen zu dem Schluß, daß eben eine Art Brunftzeit für Spaß und Spielchen im Gange sei. Da bekam der CIA einen seiner stärkeren Heulkrämpfe.

Während des ganzen Frühlings und Sommers hatte Dürre geherrscht, und nun, eine Woche nach dem Blackout, kam es zum Höhepunkt des Wassermangels, als die überalterten Rohre einige verhängnisvolle undichte Stellen aufwiesen, die nicht rechtzeitig geflickt worden waren. In einem städtischen Gebiet, auf dem zehn Millionen Menschen zusammengepfercht waren, verursachte das unsagbares Leid, und etwa 20000 weitere Tote waren die Folge. Dies wiederum führte direkt zu dem großen Aufstand, denn es *war* ein langer heißer Sommer. Wenige Tage später schoß die neue SST, von ihrem Jungfernflug zurückkehrend, über die Landepiste hinaus und säbelte beim Durchstarten in die Wolkenkratzer. Aber auch das hatte in den Karten gestanden und war vorausgesagt worden. Seit den sieben Plagen sind jetzt einige Jahre vergangen, doch die Nervenzusammenbrüche sind immer noch nicht übersehbar.

Es war um diese Zeit, als man einen der Junkies unter den Diggern sagen hörte: »*Zap!* Seit ich in diesem Stadtgebiet bin, verfolgt mich der böse Blick!« »Aber wie willst du dich da oben im Gebirge, wo es nichts gibt als den Fluß, über Wasser halten?« fragte sein Freund. »*Zap!* sage ich, *Zap!*« Eine Schülerin sagte: »Ich hab den vorehelichen Geschlechtsverkehr in Stadtgebieten satt. Wer mich unter einem grünen Baum lieben will, der soll mir nachkommen. Mir nach!« Wie in einem Traum erinnerte sich ein Ökonom an Borsodis »Wohlstand und Sicherheit«, das er als Knabe gelesen hatte. Und ein Humanist gab eine Schrift heraus, in der er darauf hinwies, daß Michelangelos Florenz 100000 Einwohner hatte und Goethes Weimar etwa 25000.
Nach einer gewissen Zahl von Jahren, als bereits einige Millionen Menschen aufs Land emigriert waren, unterschrieb Lurleen Wallace das Gesetz zur Landverteilung und Agrarförderung. Mildred Loomis, die Grand Lady der Grünen Revolution, wurde zum Minister ernannt; da sie aber eine Art Henry-George-Anarchistin war, überwachte man ihr Telefon.



III. Ländlicher Wiederaufbau

Die effektive Technik seit 1900 – Kraftwerke, Elektrifizierung, Autos, Bulldozer, Kommunikationsmittel über große Entfernungen – hatte die Tendenz zur Streuung und Dezentralisierung. Nur die Promoter und die Leute, die ihre Macht und ihre Reichtümer noch vergrößern wollten, hatten die Verstädterung vorangetrieben. Irgendeine Art ländlichen Wiederaufbaus mußte also kommen. Als die Kybernetik die absolute Konzentration einer ganzen Industrie auf kleinem Raum mit wenig Arbeitskräften ermöglichte, begannen die ungeheuren Zusammenballungen von Fabrikstädten zu veralten, und es gab keinen

technischen Grund, warum die dezentralisierten Teams der Designer und Programmierer nicht ihre Gärten bestellen oder Angeln gehen sollten. Dennoch, es ist ein allmählicher Prozeß gewesen, und es bedurfte vieler Entdeckungen, Glückszufälle und leidenschaftlicher Arbeit, bis das Landleben endlich seine jetzige Form fand.

Der gegenwärtige ländliche Wiederaufbau ist kein Rückzug in eine ›pastorale‹ Idylle. Die Digger und die humanistischen Professoren wollten aus den städtischen Gebieten heraus, aber sicher lag es ihnen fern, sich von der Hauptströmung der gesellschaftlichen Probleme zu distanzieren; wenn überhaupt bei etwas, so hatten beide Gruppen sich gerade bei gesellschaftlichen Aufgaben mehr eingesetzt als der Durchschnitt, auch wenn sie nicht die ›Politik‹ liberaler Reformer betrieben. Jedenfalls schufen sie ein Rahmenwerk sozialer Dienstleistungen, und die immense Zahl derjenigen, die nach den sieben Plagen gekommen sind, sowie die Zugeständnisse der Regierung haben sich dem eingefügt. Es ist eine besondere Art post-urbanen Landlebens.

(Der Anteil der ›ländlichen‹ Bevölkerung betrug im Jahre 1993 12 Prozent, und schon waren die Vereinigten Staaten als Ganzes bewohnbar geworden. Am wichtigsten ist vielleicht, daß anstelle der in den sechziger Jahren aus dem Boden gestampften idiotischen ›neuen Städte‹, in denen nur übernachtet wurde, ein lebhaftes Wiederaufblühen der Kreisstädte stattfand.)

Die Digger und die Professoren waren Pazifisten. Sie nahmen die ökologischen Probleme ernst, und wie könnte es anders sein: natürlich waren *sie*, als Arbeiter, *pressure groups* und durch gewaltlosen Widerstand die treibenden Kräfte, die auf die Reinigung der Flüsse, auf die Reduzierung der Insektenvertilgungsmittel drangen und dem Raubbau und der Ausbreitung der Motels Einhalt geboten. Und schließlich folgten sie dem Grundsatz – jede Gruppe nach ihrem eigenen Vermögen –, das Land zu benutzen, um städtische Probleme lösen zu helfen, die unter städtischen Bedingungen unlösbar waren oder deren Lösung zu schwierig oder zu teuer war. Nach diesem Grundsatz handelnd, waren sie in der Lage, einen Teil des enormen städtischen Budgets – etwa für Erziehung, Wohlfahrt, Psychiatrie – auf das Land zurückfließen zu lassen. Ich möchte das durch ein paar Beispiele verdeutlichen.

Es war damals in den sechziger Jahren für Digger und andere junge

Leute durchaus nichts Ungewöhnliches, durchzudrehen und einen kürzeren Aufenthalt in Nervenkliniken durchzumachen, entweder, weil sie LSD nicht vertrugen, oder einfach, weil das Leben in Amerika unerträglich geworden war. Dies konfrontierte sie mit der erschreckenden Tatsache, daß harmlose Verrückte, ohne behandelt zu werden, in den Anstalten restlos verkümmerten. Als sie nun aufs Land zogen, gewannen sie die Ärzte für den Gedanken, viele solcher Leute ihrer eigenen zwanglosen Obhut zu überlassen. Das wiederum führte zu der spektakulären Zunahme von Remissionen, die die Therapie revolutionierte. Zu einem ähnlichen Vorgang kam es bei Zigtausenden von zu Hause weggelaufenen Jugendlichen, die bis dahin gewöhnlich in Besserungsanstalten gelandet waren. Und auch einer überraschend großen Zahl von verwahrlosten Erwachsenen gelang es, sich unter den Diggern niederzulassen, zu siedeln, zu ackern und sich selbst zu ernähren. Das heißt, daß, ebenso wie die SDS, Leute sich für die Armen der Städte zu einer Art von Franziskanern entwickelten, viele der Digger auf dem Land Farmen aufbauten, die sie nach dem Modell der Arbeiterpriester führten.

Als die Professoren unter Einsatz verfassungsmäßiger und politischer Mittel ähnliche Programme starten wollten, hatten sie ironischerweise bedeutend weniger Erfolg. So schlugen sie einer bestimmten Anzahl von Slumkindern zum Beispiel vor, auf Landschulen zu ziehen und ein Farmleben zu führen; sie wollten ihnen die Augen öffnen und ihnen ein paar Alternativen aufzeigen. In gleicher Weise versuchten sie, Wohlfahrtsempfänger zu ermuntern, die städtischen Gebiete zu verlassen und in Gegenden zu kommen, wo ihr Geld mehr wert sein würde. Die Verwirklichung dieser Vorschläge hätte administrative Änderungen erfordert, um die Gelder aufs Land fließen zu lassen, und dagegen sträubte sich natürlich die städtische Verwaltung. Doch erstaunlicherweise sträubten die Armen sich nicht weniger. Sie sagten: »Ihr wollt uns wieder in die Provinz zurückschicken!« Sie dachten an ihre Eltern in Mississippi. Erst 1988, als die Regierung sich zum Erlaß des Gesetzes für Garantiertes Einkommen durchrang, konnten die Armen rationelle Entscheidungen treffen, weil es ihre eigenen Entscheidungen waren. Und fast sofort kamen 10000 Negerfamilien nach Vermont, nahmen das Gesetz für Landverteilung in Anspruch und kauften sich alte Klapperkarren wie jeder andere auch.

Als starke kulturelle Kraft erwiesen sich die Eremiten und Mönche. Um die Jahrhundertmitte waren die Universitäten durch das Militärgewerbe vollständig korrumpiert; die westliche Kultur lag offenbar am Boden. Aber *yang* und *yin,* in genau diesem Augenblick tauchten die Humanisten aus den Wäldern wieder auf, um die Manuskripte zu kopieren und die Tradition zu überliefern. Und bald strömten wie aus dem Nichts Scharen wißbegieriger Studenten herbei, denn sie hatten brachgelegen während der Gehirnwäsche. Es ist tatsächlich so, daß wir erst jetzt, seit den letzten ein oder zwei schrecklichen Jahren, anfangen können zu begreifen, welchen ungeheuren Intelligenzentzug die Gesellschaft durch ihre Verweigerung erlitten hat. Ein unverhältnismäßig großer Teil der Phantasiebegabten emigrierte aufs Land. Die Schwachköpfe wurden zurückgelassen, um die Dinge zu regeln. Da die Sozialmaschine aber hauptsächlich computergesteuert läuft, zeigte ihre Unzulänglichkeit sich erst, als...

Doch um mit einer fröhlicheren Note zu schließen, laßt mich die Anfänge einer speziellen Spielart von Landwirtschaft erwähnen, deren Inside-Story ich zufällig kenne; ach ja, sie ist sehr bezeichnend für die Weise, in der wir Menschen unsere Arrangements treffen. M., der

Bürgermeister eines ziemlich großen städtischen Gebietes im mittleren Westen, war der Schwager von L., der eines der Hotels besaß. L. dachte, er könne seinen Konkurrenten unbemerkt zuvorkommen, wenn er die Neuigkeit verbreiten würde, es gäbe wieder genießbare Lebensmittel. Er schaffte es, daß M. wiedergewählt wurde, und M. paukte durch, daß die absurd-romantische Einrichtung eines Bauernmarktes wieder eingeführt wurde; und mit diesem Bauernmarkt schloß L. Verträge ab, durch die er sich das Erstkaufsrecht sicherte. Aber zur Verblüffung aller gab dies den Anstoß für den Qualitätsfimmel, der Mitte der achtziger Jahre die ganze Nation erfaßte. Glücklicherweise geschah das über Nacht. Als die Supermarktketten versuchten, frische Nahrung durch das Lebens- und Arzneimittelgesetz verbieten zu lassen, war es zu spät.

Und heute?
»Gott wirkt seine Wunder auf vielerlei Weise.« Aber ein guter Mechaniker ist er nicht. Ein Mann fährt über eine Klippe, und ›wie durch ein Wunder‹ bricht er sich nur das Steißbein. Es wäre göttlicher gewesen, hätte er einen besseren Fahrer gemacht, der auf der Straße geblieben wäre.
Eine H-Bombe fiel ›zufällig‹ auf Akron, fegte es vom Erdboden und blies zwei Millionen Menschen das Lebenslicht aus oder vergiftete sie. Damit ihr's ganz genau wißt, es war der vierte ›Zufall‹, wenn auch zwei der Bomben auf See explodierten und eine nur ein paar Dutzend Eskimos tötete.
Was für abgefackte Dummköpfe sind doch die Menschen! Nein, von Natur aus sind sie wahrscheinlich nicht dumm. Doch wenn es in grausamen Institutionen für verlogene Ziele arbeitet, muß selbst ein

intelligentes Tier zum Vollidioten werden. McNamara setzte die Maßstäbe für alle.
Was jedoch wunderbar ist, ist die Tatsache, daß jetzt sogar die Amerikaner vom universalen Widerwillen gepackt werden. Es sieht so aus, als ob das Militärgewerbe am Ende wäre. Aber natürlich, dann zerreißt das ganze Gewebe der Gesellschaft in Fetzen, weil sie keine andere Organisationsmethode haben. Das ist nicht einmal eine ›revolutionäre Situation‹. Mit dem Sturz der CIA hat jede linke Gruppe ein Drittel ihrer Mitglieder verloren und obendrein 100 Prozent ihrer Geldmittel. Und da die Air Force heute keine einzige Maschine hochkriegte, ist jede rechte Gruppe impotent. Ich vermute, die Universitäten werden schließen müssen. Was wird aus der CIA werden? Was wird aus den Studienstiftungen für Verdienste um die Nation werden? Es ist bereits klar, daß man uns hier in Vermont überschwemmen wird. Alle diese Leute laufen herum wie Hühner, denen man die Köpfe abgehackt hat, und wir haben natürlich eine Menge Zulauf, da wir eine Art rudimentärer Gemeinschaftsstruktur entwickelt haben. Aber was hilft das? Betrachtet man Amerika als Ganzes, so ist ein ländlich-städtisches Verhältnis von 20:80 Prozent oder gar von 30:70 Prozent denkbar und sogar sinnvoll. Aber diese gegenwärtige Überflutung hier ist Chaos.
Nun, wir werden unsere Pflicht tun, wie wir es immer getan haben. Wir sind dafür gerüstet. Gott – was immer es kosten mag –, sollte es *wirklich* eine Möglichkeit für Frieden geben? Können wir *leben,* ohne daß uns ständig der Alptraum dieser Bomben im Kleinhirn herumspukt? Oder werden wir alle überschnappen?

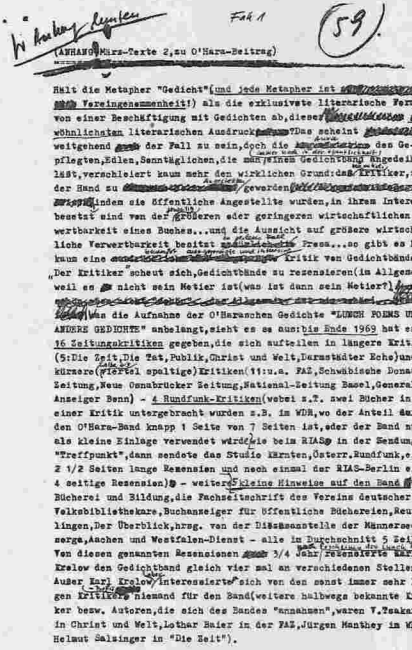
Anmerkungen

1 Erster **INITIATIONSTEXT**: Kapitel 39 aus *Siegfried*: von der ersten Messe zum Völkerball. – Die schönen Bilder von Brigitte Bardots frühen Probeaufnahmen haben wir 1980 bei einem Fuldaer Trödler gefunden.

2 Aus: Kenneth Patchen, *Aflame and Afun of Walking Faces – Fables and Drawings*, 1970, New Directions, New York. Übersetzt von Marc Adrian. Die Illustration zu dieser Fabel ist von Kenneth Patchen.

3 Das Gespräch wurde zuerst 1969 in *Transatlantic Review* veröffentlicht und von Marianne Dommermuth aus dem Amerikanischen übersetzt. Neal Cassady ist Dean Moriaty, Held in Kerouacs *On the Road.*

4 Zu diesem Text (S. 346 Faksimile der Übersetzung von R. D. Brinkmann) und den Gedichten von Frank O'Hara, die Rolf Dieter Brinkmann in den *MÄRZ-TEXTEN 2* sehen wollte, schrieb er 1970 eine Bemerkung:



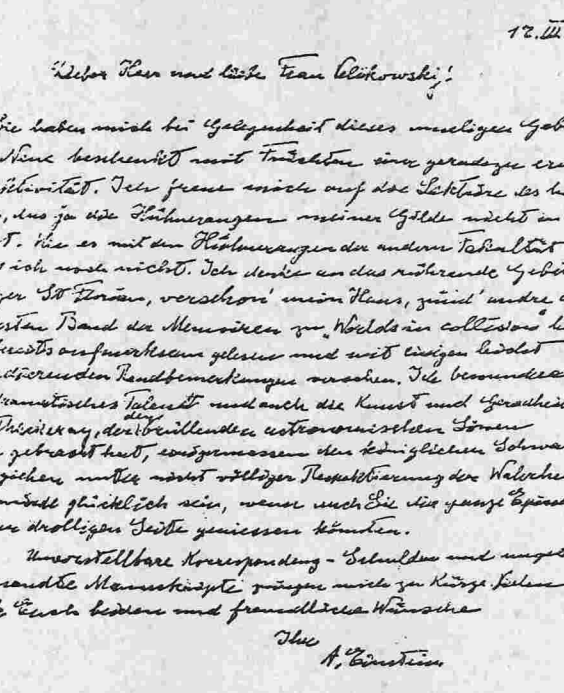
(ANHANG März-Texte 2, zu O'Hara-Beitrag)

Hält die Metapher "Gedicht" (und jede Metapher ist [illegible] Vereinigenommenheit!) als die exklusivste literarische Form von einer Beschäftigung mit Gedichten ab, dieser [illegible] gewöhnlichsten literarischen Ausdrucksform? Das scheint weitgehend der Fall zu sein, doch die [illegible] den Gepflegten, Edlen, Sonntäglichen, die man seinen Gedichten [illegible] angedeihen läßt, verschleiert kaum mehr den wirklichen Grund: das Kritiker, unter der Hand zu [illegible] geworden, finden sie öffentliche Angestellte wurden, in ihrem Interesse bestätigt sind von der größeren oder geringeren wirtschaftlichen Verwertbarkeit eines Buches... und die Aussicht auf größere wirtschaftliche Verwertbarkeit besitzt [illegible] Presse... so gibt es hier kaum eine [illegible] Kritik von Gedichtbänden. Der Kritiker scheut sich, Gedichtbände zu rezensieren (im Allgemeinen), weil es [illegible] nicht sein Metier ist (was ist dann sein Metier?) [illegible]

Was die Aufnahme der O'Haraschen Gedichte "LUNCH POEMS UND ANDERE GEDICHTE" anbelangt, sieht es so aus: bis Ende 1969 hat es 16 Zeitungskritiken gegeben, die sich aufteilen in längere Kritiken (5: Die Zeit, Die Tat, Publik, Christ und Welt, Darmstädter Echo) und kürzere (fünfzeil spaltige) Kritiken (11: u.a. FAZ, Schwäbische Donau Zeitung, Neue Osnabrücker Zeitung, National-Zeitung Basel, General-Anzeiger Bonn) – 4 Rundfunk-Kritiken (wobei z.T. zwei Bücher in einer Kritik untergebracht wurden z.B. im WDR, wo der Anteil auf den O'Hara-Band knapp 1 Seite von 7 Seiten ist, oder der Band nur als kleine Einlage verwendet wird, wie beim RIAS in der Sendung "Treffpunkt", dann sendete das Studio Kärnten, Österr. Rundfunk, eine 2 1/2 Seiten lange Rezension und noch einmal der RIAS-Berlin eine 4 seitige Rezension) – weitere Kleine Hinweise auf den Band (in Bücherei und Bildung, die Fachzeitschrift des Vereins deutscher Volksbibliothekare, Buchanzeiger für öffentliche Bücherein, Reutlingen, Der Überblick, hrsg. von der Dißmannstelle der Männerseelsorge, Aachen und Westfalen-Dienst – alle im Durchschnitt 5 Zeilen). Von diesen genannten Rezensionen [illegible] 3/4 Jahr rezensierte Karl Krolow den Gedichtband gleich vier mal an verschiedenen Stellen. Außer Karl Krolow interessierte sich von den sonst immer sehr häufigen Kritikern niemand für den Band (weitere halbwegs bekannte Kritiker bezw. Autoren, die sich des Bandes "annahmen", waren V. Zsakaridis in Christ und Welt, Lothar Baier in der FAZ, Jürgen Manthey im WDR und Helmut Salzinger in "Die Zeit").

Die Illustrationen sind von *Exit* in Köln.

5 Im folgenden der vollständige Wortlaut dieses Briefes:



12.III.55.

Lieber Herr und liebe Frau Velikowski!

Sie haben mich bei Gelegenheit dieses meines 76. Geburtstages auf Ihre bezaubernde Art mit Freundlichkeit einer geradezu enthusiastischen Produktivität. Ich freue mich auf das Lesen des historischen Werkes, das ja die Erinnerungen meiner Gattin nicht in Gefahr bringt. Wie es mit den Erinnerungen der anderen Protagonisten steht, weiss ich noch nicht. Ich denke an das rührende Gebet: 'Mütiger Sir Tristan, verschon' mein Haus, zünd' andre an!' Den ersten Band der Memoiren von Worlds in collision habe ich bereits aufmerksam gelesen und mich lebhaft zu verschiedenen Randbemerkungen veranlasst. Ich bewundere Ihr dramatisches Talent und auch die Kunst und Sicherheit von Shapley, der brillanten astronomischen Sonne, dazu gebracht hat, sozusagen den königlichen Sohwang einzuziehen unter nicht völliger Preisgebung der Wahrheit? Ich würde glücklich sein, wenn auch Sie die ganze Episode von der drolligen Seite geniessen könnten.

Unvorstellbare Korrespondenz - Schuldner und ungeeignete zugesandte Manuskripte prägen mein zu Kurze Leben. Herzl. Dank Ihnen beiden und freundliche Wünsche

Ihr
A. Einstein

Alfred de Grazia schreibt dazu (in seinem Buch: *Immanuel Velikovsky – Die Theorie der kosmischen Katastrophen,* das im Goldmann-Taschenbuch-Verlag erschienen ist): »Velikovsky versuchte die Mächtigen zu besänftigen, zum Teil mit seinem Bemühen, den Forderungen des rationalistischen Rezeptionssystems gerecht zu werden. Er sah ein, daß Shapley und Einstein, andere natürlich auch, zwei eminent einflußreiche Leute der wissenschaftlichen Szene waren. Einstein war der Quell des Trostes, wenn nicht gar der theoretischen Unterstützung. An Shapley trat er auf die ehrliche Art heran, wie sie für ›Spinner‹ typisch ist: bei einem öffentlichen Forum, ohne Empfehlung. Später wandte er sich schriftlich an ihn, und er hielt sich dabei naiv an die Spielregeln des rationalistischen Modells, nach denen man ›zu einem Spezialisten geht, der über den notwendigen technischen Apparat verfügt, wenn man eine These experimentell nachprüfen will‹.
Man muß fragen, weshalb Velikovsky Shapley und Einstein wählte und weshalb er noch weiteres tat, was auf die Gralshüter der Wissenschaft

Eindruck machen sollte. Das ist ja zunächst einmal ganz ›normal‹. Er zeigt zwar, daß er selbst kein Feind der Autorität war, sondern immer naiv und weltfremd an eine Symbiose zwischen dem rationalistischen und dem Machtmodell glaubte. (...) Das gezügelte, aber dennoch notwendigerweise große Selbstvertrauen Velikovskys, das ihm ermöglichte, ein ›normaler‹ Mensch zu sein, der immer noch viele tausend Stunden lang trotz vieler Widrigkeiten umwerfenden Hypothesen nachgeht, hatte etwas von unbewußter intellektueller Vermessenheit an sich.«

Velikovsky hatte sich Einstein nicht nur deswegen zugewandt, wie es A. de Grazia annimmt, weil dieser ›eminent einflußreich‹ war, sondern auch, weil dieser ein Mitstreiter aus früheren Tagen war. Während des Ersten Weltkriegs war Velikovsky an der *Freien Jüdischen Universität* in Moskau immatrikuliert. 1921 siedelte er nach Israel über. 1923 wurde er von *Chaim Weizmann* gebeten, sich an der Gründung der Hebräischen Universität zu beteiligen; vorher hatte er bereits zusammen mit Heinrich Loewe die *Scripta Universitatis* herausgegeben, die mit zur Gründung einer Jüdischen Universität in Berlin beitragen sollte. Einstein hatte dabei den mathematisch-physikalischen Teil ediert. Nachdem Velikovsky bei dem Freud-Schüler Wilhelm Stekel seine psychoanalytische Ausbildung vertieft hatte, wurde er der erste praktizierende Psychoanalytiker in Palästina, er arbeitete in Haifa und Tel Aviv bis 1939, in diesem Zeitraum erschienen von ihm mehrere Artikel in Freuds Zeitschrift *Imago*. Ab 1939 gab er die *Scripta Academica Hierosolymitana* heraus, in der er in der Folgezeit dann auch einige Thesen zu seiner Geschichtsrekonstruktion veröffentlichte. Bei Ausbruch des II. Weltkriegs hielt sich Velikovsky gerade in New York auf, um Material für *Freud und seine Helden* zu sammeln, eine Antwort auf Freuds *Moses und die monotheistische Religion*, die 1955 in dem Buch *Oedipus and Akhnaton* gipfelte.

»Velikovsky never returned to live in Palestine and the whole course of his life was radically changed. He was on the long and lonely road that led to *Worlds in Collision* and the most intense scientific controversy since Darwin.« (Martin Sieff, Jerusalem Post Magazine, 16. März 1979)

»Seine Arbeit brachte ihn dann in ihrem Verlauf, seit seiner Kritik an Freuds Theorie über die Entstehung der monotheistischen Religion, dazu, nicht nur die uniforme Evolutionskonzeption der Geologie, sondern auch die Newtonsche Himmelsmechanik, die Gravitationstheorie Einsteins und den Neodarwinismus ins Wanken zu bringen.« (So Christoph Marx im Nachwort zu *Welten im Zusammenstoß.*)

Die vorliegenden Texte erschienen zuerst in *Neues Lotes Folum* Nr. 2 & 4, Bremen, 1980.

6 Zusammenfassung des Aufsatzes von Prof. Kenneth J. Hsü, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, in *Umschau* 1983, Heft 3.

7 Aus: Kenneth Patchen, *Selected Poems,* 1936, 1957, New Directions, New York. Übersetzt von Marc Adrian.

8 ebenda

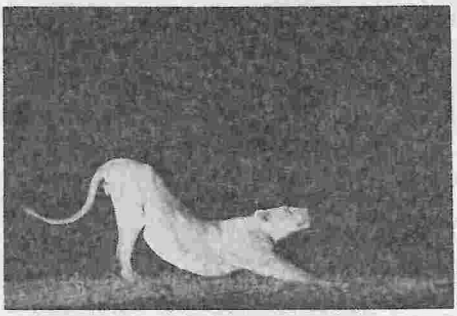
9 Zehn, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1, oder Neiße! Zuerst erschienen in der *tageszeitung,* Berlin, vom 24. 12. 1983.

10 Ein Brief vom 10. 4. 1979: »Hier sende ich Ihnen zehn Gedichte. Finden Sie Verwendung, bitte ich den Absender zu benachrichtigen. Ansonsten bleibt Eingesandtes Ihnen überlassen.
Abs.: Johanna Heinen, Riederstraße 30, 8036 Hersching«

11 Bruno Rauscher ist Richter am Bundessozialgericht in Kassel. Der hier abgedruckte Aufsatz wurde zuerst veröffentlicht in: *Bundessozialgesetzgebung,* 4, 1983.
Das Foto von Andreas Feininger erschien in *Industrial America 1940–1960,* Dover Publications, New York, 1981.

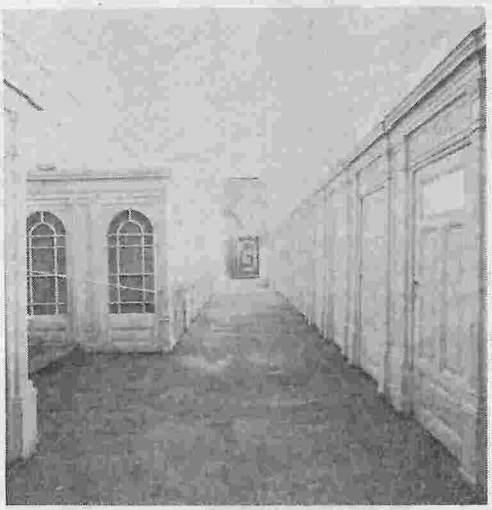
12 Manfred Esser, Stuttgart, ist Gründungsmitglied des *Katholisch Sozialistischen Künstlerbundes.* Der hier abgedruckte Text erschien zuerst 1969 in dem Band *I. Scientific Biografia Romancée* im Melzer Verlag, ein Monat vor der Sezession des März Verlags vom Melzer Verlag.
Das Foto ist dem Band Michael Ruetz, *Nekropolis,* Carl Hanser Verlag, München, 1978, entnommen.

13 **L'ANIMALITE** ist der Titel einer Anthologie, die im September 1978 als Nrn. 375–376 der *Critique,* Editions de Minuit, Paris, erschien. Die Sammlung enthält Texte von 26 Autorinnen und Autoren. Die Kapitel des Buches: *Sich dem Tier in freier Wildbahn nähernd/Die Philosophen und das Tier/Kameraden/Das Tier als Opfer/Das Tier als Spiegel/zahlreiche Illustrationen.* Eine Übersetzung ist bei MÄRZ geplant.



Die laszive Löwin

Marc Adrian, geboren am 4. 12. 1930 in Wien, 1954 erste inventionistische Objekte, Entwürfe und Texte in Oslo, Wien und Paris, 1961 Gründungsmitglied der *nouvelle tendance*, Zagreb, 1969–1973 Professor für Malerei und ästhetische Theorie an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg, 1971 und 1972 Lehrer an amerikanischen Universitäten. Marc Adrian lebt jetzt wieder in Wien und bereitet einen umfangreichen Werkkatalog vor, der im Österreichischen *Bundesverlag* erscheinen soll. Bilder und Objekte von Marc Adrian wurden im *Louvre*, Paris, im *Museum of Modern Art*, New York sowie in anderen bedeutenden Museen ausgestellt. Er veröffentlichte von 1955 bis heute zahlreiche poetische und theoretische Texte. *das mammut – ein lehrstück (Computer-Text)*, wurde als Sonderdruck der *Werkstadt Edition Breitenbrunn*, Wien, 1954 veröffentlicht. Marc Adrian übersetzte *SCHLÄFER ERWACHT* von Kenneth Patchen.



Kabinengang mit Bild von Marc Adrian

14 Aus: Kenneth Patchen, *Selected Poems*, a.a.O. Übersetzt von Marc Adrian.

15 Kenneth Koch war neben Frank O'Hara und John Ashberry einer der Exponenten der *New York School of Poets*. Er lehrte an der *Columbia University*, ist Autor von Lyrikbänden und einem Essay über eine *poetry class* mit Kindern und Jugendlichen, *Wishes, Lies & Dreams*. Die zwei Stücke *Das Gebäude in Florenz, Mexico City* wurden der Zeitschrift *Art and Literature* (Autumn, 1965) entnommen und von R. E. John übersetzt.
Fotos: Dieter Heggemann.

16 Parker Tyler, einer der eigenwilligsten Filmkritiker Amerikas, ist Autor mehrerer Bücher über den Film. MÄRZ legte sein Buch *Underground Film – Eine kritische Darstellung* im Herbst 1970 in deutscher Übersetzung vor. Der Essay *Das Pferd: Totem-Tier der Manneskraft* wurde dem Band *Sex, Psyche Etcetera in the Cinema,* New York, 1969, entnommen und von Max Looser aus dem Amerikanischen übertragen.

17 Jörg Schröder hat die Geschichte Peter von Lobenthal und Walter Steuernagel erzählt. Der Text wurde zuerst in der *tageszeitung* vom 15. 4. 1983 veröffentlicht. Die Vignette ist die Reproduktion einer Reproduktion von John von Fryend: *Das Hemd von Rolf Dieter Brinkmann.*

18 Aus: *Deutsches Museum,* Band 1, 1972, Seiten 485–503. Der März Verlag plant mit Unterstützung der *Karl Philipp Moritz Gesellschaft Berlin* eine kommentierte und neuedierte Ausgabe der von Karl Philipp Moritz von 1783–1793 herausgegebenen zehnbändigen Ausgabe der Zeitschrift *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.*
Die Fotografien von Diane Arbus erschienen in: *An Aperture Monograph,* Millerton, New York, 1972.
Auch die folgenden Texte beschäftigen sich mit **KINDHEIT.**

19 Seit ihrer Promotion in Literatur- und Kunstgeschichte veröffentlichte die Verfasserin unter ihrem bürgerlichen Namen Aufsätze und Bücher in ihrem wissenschaftlichen Fachgebiet. Die Autorin lebt in Siegen, wir verdanken ihr den Hinweis auf das Buch von Douglas Milburn, *Kindesmord – Filicid.*

20 Siegfried Wollseiffen, geboren 1944, ist promovierter Sozialwissenschaftler, er lebt heute als freier Schriftsteller in Kiel. 1976 erschien die Erzählung *Unpersönliche Abläufe* (Neubearbeitung, 1979: *Starrer Ablauf,* bei MÄRZ), zwei Jahre später folgten die *Angaben zur Person* im Verlag Roter Stern, Frankfurt/M., 1981 erschien bei Suhrkamp, Frankfurt/M. die Erzählung *König Laurin.*

21 Douglas Milburn ist gebürtiger Texaner, studierte an der Rice University, Houston/Texas, wo er bei Andrew Louis Deutsch lernte und bei Herbert Lehnert mit einer Arbeit über die Rezeption Schillers in England promovierte. Danach Assistant Professor, bis er im Zuge der Universitätsunruhen Anfang der 70er Jahre entlassen wurde. Douglas Milburn ist verheiratet und hat zwei Kinder. Milburn schrieb einen Texasroman, einen *Houston-Stadtführer für Fußgänger,* der ein Bestseller wurde, und gab die Zeitschrift *Magellan's Log* heraus. Den Text übersetzte Helma Schleif.

22 Dominik Steiger, der zum Freundeskreis der *Wiener Gruppe* gehört, veröffentlichte 1970 bei MÄRZ die literarische Scharade *84 Österreichische Erzähler.* Aus einer Wiener Boulevard-Gazette entnahm er, was dort unter

der Rubrik *Mein ulkigstes Erlebnis* erschienen war, als Exponate der *Fünften Wiener Schule.* »Hier wird endlich ehrlich eingestanden, daß in der österreichischen Literatur, die, aus gutem Grund, kaum über die Landesgrenzen dringt, noch ein erschreckend provinzielles Niveau herrscht.« Jörg Drews, *Süddeutsche Zeitung,* 23. 5. 1970. »Mini-Prosa, mit trivialstem Sprachmaterial und nach schlichtesten Erzählmustern dargestellt, hat Dominik Steiger bei ein paar bekannten und vielen unbekannten österreichischen Autoren zusammengesucht und für den initiativen März Verlag zu einer Analogie (sic) zusammengestellt.« KHR, *Die Furche,* Wien, 23. 5. 1970.

23 Kristian Klippel, geboren 1955 in Wittlich, studiert in Hamburg ev. Philosophie und kath. Theologie. Er lebte längere Zeit in Paris, Korsika und New York. Er veröffentlichte 1979 *456 und der Rest von heute* (einen Bundeswehrroman im Weismann Verlag in München). *Es hatte Sinn* ist ein Auszug aus seinem unveröffentlichten Roman *Metro Babylon.*
Um Jim Morrisons Vorliebe für Gräber geht es auch in *Craig Kee Stretes* Buch *Uns verbrennt die Nacht – ein Roman mit Jim Morrison,* der im Herbst 1985 bei MÄRZ erschien. Foto: *Père Lachaise* von Michael Ruetz, a.a.O.

24 Die beiden Autoren veröffentlichten diesen Aufsatz über **FRAUENBILDER,** ihre Zerstörung und funktionale Rekonstruktion zu Beginn der Neuzeit als Antwort auf Claudia Honnegers Thesen (siehe Anmerkung 2, Seite 517) in *International Journal of Women's Studies, Vol. 5/3,* 1982, Montreal. Eine ausführlichere Arbeit über das Thema legte Gunnar Heinsohn im Januar 1982 der UNITAR (UNO) als bundesdeutsches Gutachten vor, es soll im Herbst 1984 bei MÄRZ erscheinen. Der vorliegende Text erschien zuerst in englischer Sprache und wurde von Heike Richter übersetzt.

25 Aus: Walter Nieß, *Die Hexenprozesse in der Grafschaft Büdingen,* 1983, Selbstverlag, Büdingen, DM 33,–, 6470 Büdingen, Am Hain 95. Walter Nieß ist Oberförster bei der Fürstlich Ysenburg- und Büdingischen Rentkammer.

26 Aus: Esteban Lopez, *God als Vrouw,* 1968, De Bezige Bij, Amsterdam. Esteban Lopez schrieb zahlreiche Romane und Erzählungen, *Liebe & Tarot* wurde in Deutschland zum Bestseller. Der Autor arbeitet gegenwärtig in Italien an seinem neuen Roman *Rota,* der im Frühjahr 1985 bei MÄRZ erscheinen soll. Den Text übersetzte Jürgen Hillner.

27 Aus: Colin Wilson, *Mysteries.* Das Buch wird nach dem großen Erfolg von *Das Okkulte* im Frühjahr 1985 bei MÄRZ erscheinen. Den vorliegenden Text übersetzte Helma Schleif.
Colin Wilson wurde 1931 in Leicester geboren, verließ mit sechzehn Jahren die Schule und schlug sich in verschiedenen Berufen durch. Als 1956 sein erstes Buch *The Outsider* erschien, wurde Wilson von der Kritik enthusiastisch als literarisches Wunderkind begrüßt und der *Outsider* ein internationaler Bestseller. Seitdem hat Colin Wilson zahlreiche Bücher über Philosophie, Okkultismus, Kriminologie und Sexualität geschrieben, neben vielen erfolgreichen Romanen. Seine Werke wurden in viele Sprachen übersetzt, *The Occult, Mysteries* und *The Mind Parasites* (1983 bei MÄRZ erschienen) sind seit Jahren in Amerika und England Szenen-Bestseller. »In Moskauer Universitätskreisen ist Colin Wilson einer der meistgelesenen englischen Autoren«, schrieb das *Times Literary Supplement.*

28 Reproduktion aus: Rudolf Falb, *DAS LAND DER INCA in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift.* Nachdruck der Leipziger Erstausgabe von 1883. Satzbild von W. Drugulin. Einmalige Ausgabe in Ziegenleder mit Blattgold-Prägung, in Büttenschuber, mit Pränumeranten-Verzeichnis. 556 Seiten, gedruckt auf fein holzfrei halbmatt cremefarben Kunstdruckpapier 100g/m², von van Houtum, Niederlande. Reproduktion und Druck bei Beltz in Hemsbach. Herausgegeben mit Unterstützung der KARL PHILIPP MORITZ GESELLSCHAFT IN BERLIN. 555 numerierte, vom Verleger signierte Exemplare. Erscheinungstermin: 15. Mai 1984. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen DM 188,– danach DM 220,– (ISBN 3-88880-021-8).

Rudolf Falb.

29 **HAMLET-CHIFFREN:** Als erster Text ein Vorabdruck aus *Hamlet's Mill – An Essay on Myth & the Frame of Time* von Hertha von Dechend und Giorgio de Santillana. Das Buch erscheint im Frühjahr 1985 bei MÄRZ. Das wissenschaftlich-imaginative Denken zur Sicherung und Bewahrung der Reste vorhistorischen Wissens wird in deutschen Denkgebäuden keine geringere Implosion auslösen als in amerikanischen. Die *Einleitung* und den *Bericht des Chronisten* übersetzte Helma Schleif.

30 Der Aufsatz erschien zuerst in *Magic, Witchcraft and Curing,* herausgegeben von John Middleton, New York, 1967, The Natural History Press. Originaltitel des Textes von Laura Bohannan: *Miching Mallecho, That Means Witchcraft.* Aus dem Amerikanischen von Heike Richter.
Foto des toten Jalé: Klaus Friedrich Koch

31 Aus: Peter Kuper, *Hamlet,* 1980 bei MÄRZ erschienen. Fotos: Inge Werth

32 Die Autorin, 1950 in Verden a. d. A. geboren, studierte in München Publizistik und Vergleichende Literaturwissenschaft, arbeitete danach als Dramaturgin in Arezzo und lebt seit einigen Monaten in Amsterdam als freie Schriftstellerin.
Illustrationen aus: *Der Shakespeare-Dichter – Wer war's? und Wie sah er aus? Eine Überschau alles Wesentlichen der Bacon-Shakespeare-Forschung, ihrer Freunde und ihrer Gegnerschaft* von Edwin Bormann, Leipzig, 1902 im Selbstverlag.

33 Wir verhandeln über die Rechte an *Crash,* das ursprünglich im Hohenheim Verlag in Köln erscheinen sollte. Über den Autor siehe auch Anmerkungen *März Texte 1,* Seiten 303 und 304. Den vorliegenden Text übersetzte Joachim Körber.

34 Aus: Anna Kavan, *Ice,* London, 1967, dem dritten Band der Werkausgabe von Anna Kavan, der im Frühjahr 1985 erscheinen wird. Vorher sind erschienen: *Julia und die Bazooka,* Novellen und Erzählungen, Herbst 1983, *Wer bist Du?,* Roman, Frühjahr 1984. Aus dem Englischen von Helma Schleif.
Stimmen zu Anna Kavan: EMMA, November 1983: »Anna Kavan macht es den Machern von Instant-Mythen nicht leicht. Es ist schwierig, sie zur depressiven Leidenden zu stilisieren, zur selbstzerstörerischen Einsamen, zur unglücklichen Frau, die aus Verzweiflung zur Droge griff. Denn da ist die Schriftstellerin, die mit präziser Klarheit peinlich genaue Beschreibungen von der Kaputtheit dieser Welt schuf, die in knappen, realistischen, geradezu pragmatischen Worten ihre Visionen Realität, literarische Realität werden ließ. PFLASTERSTRAND, September 1983 (Flora Soft): »Neben dem Schreibtisch meiner Freundin hängt an der Wand ein Artikel aus der ›Village Voice‹: ›The Great Depression of Anna Kavan‹.« FRANKFURTER FRAUENBLATT, November 1983 (Irmgard Stilper): »Der Drang, sich der

Wirklichkeit entziehen zu wollen, sie gleichzeitig aber detailliert wahrzunehmen, ruft beim Lesen Widerstand und Faszination zugleich hervor und macht einen großen Reiz der Erzählungen Anna Kavans aus.« LAWRENCE DURRELL: »Ihre Prosa gehört in die große subjektiv-feminine Tradition Virginia Woolf, Djuna Barnes, Anais Nin.« THE NEW YORKER: »Eine Dichterin von solch kalter Selbstverständlichkeit und unselbstmitleidiger Kraft, daß ihre Vision sich selbst übersteigt.«

35 Leslie A. Fiedlers Aufsatz ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags vor dem Symposium »Für und wider die zeitgenössische Literatur in Europa und Amerika« im Juni 1968. Sie erschien Ende 1969 in *Playboy Magazine* und wurde von Marianne und Gerold Dommermuth übersetzt. MÄRZ veröffentlichte bereits im Herbst 1970 *Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners.*
Illustrationen aus: *The Blue Book,* Brad Benedict, London, 1983 (1), Jean-Paul Goude, *Jungle Fever,* Paris, 1982 (2), *The Blue Book* a.a.O. (3), *Quatre Siècles de Surréalisme,* Paris, 1983 (4)

36 Könnte es denn sein, daß die besten **WIRTE** auch die besten **PARASITEN** sind? Jedenfalls hat uns Ernst Jandl seinen Text schon 1971 zum Abdruck geschickt.

37 ›Der Tiger und die Laus‹ ist der Anthologie *L'Animalité* entnommen, siehe Anmerkung 13. Den Text übersetzten Amadé Zenzünen und Karin Hopfe.

38 Harry Mathews ist 55 Jahre alt. Er studierte Musik in Princeton, Harvard und an der Ecole Normale de Musique in Paris. 1952 begann er Gedichte zu schreiben. Er war Herausgeber der legendären Literaturzeitschrift *Locus Solus.* Niki de Saint Phalle gebar ihm 1951 Tochter Laura und 1955 Sohn Philip. Sein erster Roman, *The Conversions,* erschien 1962. Die Übersetzung von *Tlooth* erschien 1970 bei MÄRZ unter dem Titel *Zlahn.* Mathews lebte mehrere Jahre in Südfrankreich, Venedig und Paris. 1982 erschien in Frankreich ein Buch über *Onanie.* Den vorliegenden Text übersetzte Max Looser.
Foto: Abisag Tüllmann, aus: *Großstadt,* Societäts-Verlag, Frankfurt, 1963.

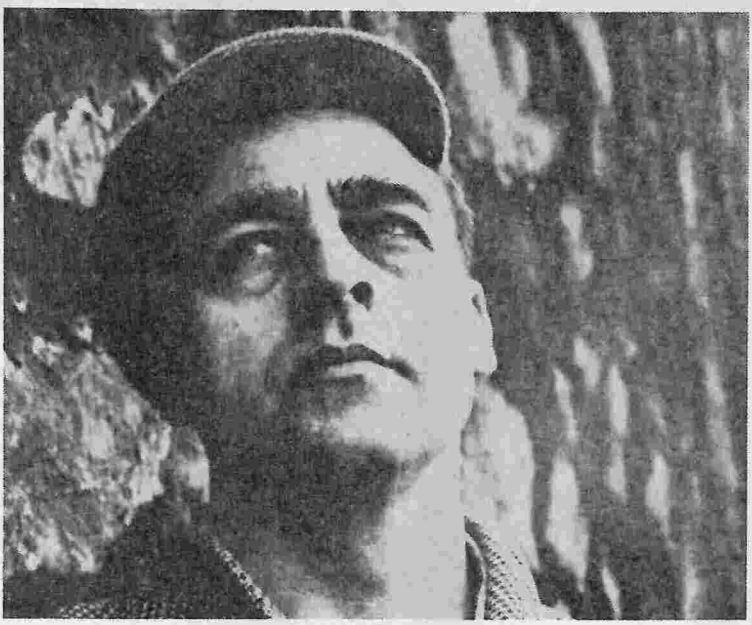
39 Am 1. oder 2. Nikolaus saßen Barbara Kalender und Jörg Schröder am Kachelofen und lasen sich prustend was vor, Barbara aus dem neuesten STERN und Jörg aus der neusten BUNTEN. So entstand die vorliegende Stereo-Collage aus She-Frau Sandra Paretti und He-Mann Wolf Wondratschek.
Den auf die Collage folgenden Comic *Unsere neue Zeit* zeichnete Joe Brainard, von ihm ist im Frühjahr 1983 der Band *1984 – Comics* erschienen.

40 Aus der Zeitschrift *Magazin für Erfahrungsseelenkunde – als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* herausgegeben von Karl Philipp Moritz, siehe Anmerkung 18.
Foto: Cordula Schmidt, Bremen.

41 Peter von Lobenthal und Franz Pélé hörten dem Großmeister vom Pritt-Stift persönlich zu. Das Foto entnahmen wir freundlicherweise der Arno-Schmidt-Messe-Nummer 1983, herausgegeben von Jan Philschmidt Reemtsma.

42 Clemens Bartholdy arbeitete von 1980 bis 1981 als Assistenzarzt in einer Fachklinik für Psychotheraphie in Neukirchen/Oldbg., danach als Arzt beim Berufsbildungswerk des Reichsbundes in Bremen und von 1982 bis 1983 als Amtsarzt in Flensburg. Der Text ist ein Auszug aus seiner Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde. Im Nebenberuf ist Clemens Bartholdy Briefträger beim Postamt 5 in Bremen, gegenwärtig bereitet er sich in Abendschulkursen auf das Abitur vor.
Die Illustrationen: Die drei Werbedamen der kryptischen DIA-ZENTRALE-OST, Bärbel Freund, Erinna König und Iris Teriet als BEINE, MIEDER, COVER-GIRLS, BRÄUTE und MÜTTER. Daß die ›pictoral imaginierte Verzerrung‹ nicht nur Performance sein muß, haben die führenden deutschen Werbeagenturen richtig verstanden; sie bitten die DIA-ZENTRALE-OST um Fototermine. Einige Motive aus der Serie sind im Postkartenverlag Gebr. König in Köln erschienen. Fotografen: Rolf Appelbaum und Petra Kleinsorg.

43 Kenneth Patchen wurde 1911 in Niles, Ohio, geboren. Seine Armut zwang ihn, das Studium abzubrechen und verschiedene Arbeiten anzunehmen, unter anderem als *ghost-writer* in Hollywood. Seit 1937 war er schwer leidend, seine Bücher schrieb er unter entsetzlichen Schmerzen, immer in Gefahr, ein hilfloser Krüppel zu werden; am 2. Januar 1972 starb Kenneth Patchen in Palo Alto, Kalifornien.
Bei Erscheinen der Übersetzung von SLEEPERS AWAKE im Oktober 1983 schrieb Helmut Heissenbüttel in der *Frankfurter Rundschau: »Wenn es ein Buch gibt, das die Mitte dieses 20. Jahrhunderts kennzeichnet, in dem wir leben, so ist es dieses. Hier ist der Abgrund beschrieben, in dem wir hängen, hier wird zugleich alles aufgezählt, was uns am Leben hält. Es wird oft, wenn von der unerreichbaren Größe eines* Proust *oder* Joyce *die Rede ist, gefragt, wo denn die neuen Gipfel zu suchen seien. Ich stehe nicht an zu behaupten: hier ist das Meisterwerk, das unserer, der Zeit nach 1945 antwortet, das neue, das unerhörte, das es eben deshalb ist, weil es sich den Kriterien des Meisterwerks gründlicher entzieht als irgendein anderes Buch. Gegen SCHLÄFER ERWACHT sind die Bücher, auf die es eingewirkt hat oder eingewirkt haben könnte, Rückübersetzungen in handhabbare Literatur, ins Gebrauchbare, bei Kerouac oder Kesey ins Realistische, bei Burroughs, Brautigan oder Vonnegut in die Parodie der Phantastik.«*



Kenneth Patchen

The Journal of Albion Moonlight, aus dem der vorliegende Abdruck entnommen ist, soll 1985 in deutscher Übersetzung bei MÄRZ erscheinen. Den Text übersetzte Marc Adrian.

44 Wir sprechen mit Nina Hagen und Florian Havemann, der mit Nina im märkischen Sandkasten gespielt hat, über ein Buch mit Texten, Tagebuchblättern und Illustrationen, das Florian Havemann herausgeben soll.

45 Aus einem Brief vom 15. 4. 1970: »Lieber Herr Schröder, nein, Sie sind nicht der Schröder aus uralten K&W-Tagen. Ein Irrtum Ihrerseits. Erinnern Sie sich mal genau. Aber hier ist schließlich ein Manuskript, ein Auszug. Es stehen darin einige meiner Erfahrungen im Essener Puff, vermischt mit vielen trivialen Sätzen und schönen ausgeleierten Adjektiven. Bedienen Sie sich für MÄRZ-TEXTE 2. Und bitte schreiben Sie mir kurz, wann Nr. 3 erscheinen soll... Inniglichste Grüße Ihres *Nicolas Born*.« Illustrationen aus: *Paris – oh! la! la!* Rüschlikon, 1958, aus dem Kapitel: *Laßt die andern ruhig schlafen!*

46 Edel Exel, geboren 1953 in Essen, ist Renogehilfin. Ausstellung in der Galerie *Einzelkämpfer*, Salzgitter Groß-Mahner, Zuckerfabrik: *Selbstdar-*

stellung Edel Exel. Der vorabgedruckte Text ist ein Auszug aus einem unveröffentlichten Roman.

47 Die gütige Maske von Gerhard Zwerenz haben wir nicht deshalb aufgenommen, um Fritze Raddatz die Entscheidung zu erleichtern, ob er MAMMUT auf seinen zeitlosen Blättern verschlafen oder vergessen soll, sondern um eine Dankesschuld abzutragen: Gerhard Zwerenz hat uns *ernsthaft* angeboten, als er von den Kalamitäten während der einjährigen 2001-Blockade (1981/82) erfuhr, eine Hypothek von DM 50 000,– auf sein Haus am Feldberg aufzunehmen. Er wollte uns das Geld leihen. Wir haben es nicht genommen (Glück gehabt, Gerhard!), aber seitdem wissen wir, daß Gerhard Zwerenz ein guter Mensch ist, schlechte kölsche Dichter gibt es genug.

48 siehe Anmerkung 39. Den Text übersetzte Lorenz Böllinger.
Illustrationen: Joe Brainard und Ted Berrigan, *Living with Chris,* New York, 1965.

49 Aus: Günter Seuren, *Abdecker,* Neuauflage Mai 1983. Die erste Ausgabe erschien 1970 ebenfalls bei MÄRZ, siehe auch *März-Texte 1.*
Foto: Cordula Schmidt, Bremen

50 Dieses **TERROR**-Dossier eines deutschen Pedanten verdanken wir Horst Tomayer, der uns die Pressedokumentation von Robert Rosenkranz zur Veröffentlichung empfahl.

51 Aus: Andy Warhol und Pat Hackett, *POPism The Warhol'60s,* New York, 1980. Aus dem Amerikanischen von Walter Paul.

52 Nach dieser überraschenden Bestallung zum *Contact man of the mob* kamen alle Briefe mit meinen Antworten, die ich Valerie Solanas schrieb, als unzustellbar zurück. Die letzte Nachricht:

Dear Jörg, 6/24/77
You never communicate with me, so you're not contact man anymore. I have a new contact man in the U.S.—
Mark Zussman
Executive Editor
Avi Magazine
919 N. Michigan Ave.
Chicago, Illinois
60611
telephone: 312 649 0800
Yours
Valerie

53 Aus: Kenneth Patchen, *Selcted Poems*, a.a.O.

54 Aus: Pierre Goldman, *Dunkle Erinnerungen eines in Frankreich geborenen polnischen Juden*, 1980 bei MÄRZ erschienen. Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Renate Kubisch.
Am 20. September 1979, mittags, wurde Pierre Goldman, polnischer Jude, Militanter, Mitarbeiter der *Liberation*, von Rechtsradikalen auf offener Straße in Paris erschossen. Eine Gruppe, die sich »Ehre der Polizei« nannte, übernahm in einem Telefongespräch mit *afp* die Verantwortung für das Attentat, »Pierre Goldman hat für seine Verbrechen gezahlt«.

55 »Die Strategien wechseln, die **OPFER** bleiben«, Frantz Fanon.
»Ellison, Ralph (Waldo), am. Negerschriftsteller, * 1. 3. 1914 Oklahoma City; Stud. Musik Tuskegee, Alabama, und New York. Setzte sich in zahlr. Veröffentlichungen für die Rechte der Neger ein. S. halbautobiograph. ›The Invisible Man‹ über das Schicksal e. Negers in der weißen Gesellschaft gilt allg. als der beste bisher von e. Neger geschriebene Roman und als beste Darstellung e. Negercharakters in der Lit. schlechthin.« *Kröners Lexikon der Weltliteratur*, Stuttgart, 1963.
Der MÄRZ Verlag plant eine Neuausgabe des Romans *Unsichtbar*, aus dem der Vorabdruck entnommen ist. Aus dem Amerikanischen von Georg Goyert.

56 Aus dem Manuskript von Peter Tautfest, *Nächstes Jahr in Palästina.*
Peter Tautfest, geboren 1942 in Berlin. »Meinen Vater, Amerikaner, hatten die Nazis bei Kriegseintritt der USA interniert, nach meiner Geburt ließ man ihn bei einem Gefangenenaustausch in die USA ausreisen, wo ich meine Kindheit verbrachte. Stationen waren Chicago, New York, Spa in Belgien, Kaiserswerth am Rhein, Steckborn in der Schweiz und Berlin. Ich habe in Berlin, Austin, New Haven studiert, dann als Montierer, Lehrer, Schulbuchredakteur, Übersetzer und Journalist gearbeitet. Ich bin viel im Orient unterwegs gewesen: Beirut, Damaskus, Amman, Jerusalem, Kairo und nicht zu vergessen Berlin, der viertgrößten Türkenstadt der Welt und dem größten Palästinenserlager im Westen.«

57 Wir drucken diesen Text zur Erinnerung an den Verleger Joseph Melzer, der am 4. Januar 1984 im Alter von 76 Jahren gestorben ist.
Wit, genannt von Dörring ist ein Kapitel aus Fritz Heymann, *Der Chevalier von Geldern, Eine Chronik der Abenteuer der Juden*, Joseph Melzer Verlag, Köln, 1963.

58 Vortrag in der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße am 6. November 1970.
Andreas Biss, geboren am 31. Mai 1904 in Budapest als Kind jüdischer Eltern, wuchs in Bistritz (Siebenbürgen) auf. Durch seine zweite Mutter, eine Siebenbürger Sächsin, wurde er deutschsprachig und im evangeli-

schen Glauben erzogen. Nach dem Abitur am deutschen evangelischen Gymnasium in Bistritz studierte er in Wien Jura und Weltwirtschaft, danach Chemie. Er setzte seine Studien in Berlin und Toulouse fort und machte 1925 seinen Diplomingenieur als Chemiker. Nach einer Praxis in Deutschland kehrte er 1926 nach Bistritz zurück, wo er Mitbesitzer von Unternehmungen der Ofen-, keram. Waren- und Porzellanindustrie war. 1934 Heirat. 1944 Mitarbeit im geheimen jüdischen Rettungskomitee (Waadah) von Budapest. Von Januar bis Ende Mai 1945 Leiter der *Waadah*. 1945 bis 1957 abwechselnd in der Schweiz und in Frankreich. Seit 1957 lebt Andreas Biss in Berlin.
Im Herbst 1984 erscheint von Andreas Biss, *Wir hielten die Vernichtung an – Der Kampf gegen die Endlösung 1944*. Mit einem Vorwort von *Hans Dieter Heilmann*, der uns das Buch zur erneuten Veröffentlichung empfohlen hat.

59 Aus: Henry Ford, *Mein Leben und Werk*, Leipzig 1923.

60 Aus: Upton Sinclair, *Am Fließband, Mr. Ford und sein Knecht Shutt*, im Herbst 1983 bei MÄRZ erschienen.

61 Aus: Jules Vallès, *Jacques Vingtras/Das Kind – Die Bildung – Die Revolte*, 1979 bei MÄRZ erschienen. Aus dem Französischen von Christa Hunscha. »Eine solche Jugendgeschichte gibt es höchstens alle hundert Jahre einmal! Im 18. Jahrhundert den *Anton Reiser* von Karl Philipp Moritz, im 19. Jahrhundert eben den *Jacques Vingtras* und im 20. Jahrhundert den *Padre Padrone* von Gavino Ledda.« *Walter Boehlich, Frankfurter Rundschau*, 1979. Und zwei- und dreimal gibt es den *FLOP*. Das Buch wurde breit und euphorisch besprochen und mußte verramscht werden.

62 Wenn surrealistischer **RAUSCH** zu ökologischer Pornographie wird, »kommt alles ins Rutschen – bis auf die literarische Konvention der Tagebuchform und die Schreibweise ... Ein aus destruktiven Phantasien erzeugtes Universum vertritt in diesem Buch die Realität. Alle nur denkbaren Triebe haben sich selbständig gemacht und Gestalt angenommen; so exzessiv war es bislang noch nicht zu lesen. Ein Hosenspanner ist das *Journal de Jeanne* natürlich nicht (es spannt dafür woanders), aber ein Porno-Roman wirkt im Vergleich dazu auch nur wie ein Kinderbuch.« Aus einem Gutachten von Lothar Baier.
Der Text ist ein Auszug aus: Mario Mercier, *Die Rosette, Journal de Jeanne*, 1970 bei MÄRZ erschienen.

63 Aus: Charles Darwin, *Die Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Würmer*, im Frühjahr 1983 bei MÄRZ erschienen.

64 Ein Text, den uns Werner Schmidmaier 1970 zuschickte, seitdem konnten wir ihn nicht mehr erreichen.

65 George Morris Carstairs, DPM, ist Mitglied des *Royal College of Physicians* und Professor für Psychologie an der Universität Edinburgh. *Bhang und Alkohol* übersetzte Lorenz Böllinger.

66 Josef Dvorak siehe MÄRZ-TEXTE 1, Seite 160 ff.

67 Wir versuchen Hans Dieter Heilmann zu überreden, die geplante zweibändige Otto-Groß-Ausgabe bei MÄRZ zu veröffentlichen.
Zu dem vorliegenden Text: »Der Verfasser dieses Artikels beabsichtigt in der *Freien Hochschulgemeinde für proletarische Kultur* Kurse ›Zur Psychologie der Revolution‹ mit Einführung in die Psychologie des Unbewußten (psychoanalytische Psychologie) zu halten« *(Anmerkung von Otto Groß)*

68 Frank-Wolf Matthies, geboren 1951 in Berlin-Pankow, lebte von 1968–1971 in Prenzlauer Berg, Niederschönhausen, Mitte und Friedrichhain, von 1977–1981 wieder in Prenzlauer Berg. 1981 Aberkennung der DDR-Staatsbürgerschaft, Ausreise nach Friedenau, später Neukölln, lebt jetzt in Tiergarten – Moabit. 1984 Stipendium Villa Massipo zur Instandbesetzung des Echoraums. Veröffentlichungen: *Morgen* (1979), *Unbewohnter Raum mit Möbeln* (1981) *Für Patrizia im Winter* (1981) alle Reinbek, *Exil* (mit Werner Landsburgk), Köln 1983.

69 Was Leslie A. Fiedler 1969 noch *Postmoderne* nannte, hat Rohland Opfermann mit seinen zarten, feinen Händen schon ausgehebelt. Fast unauffällig hat er sich **VOM SPIRALISMUS IN DEN NEO-BANALISMUS** bewegt.

Rohland Opfermann, geboren 1950, Amerikareisen 1971–1976, Nervenklinikaufenthalt 1976 und 1978. Ab 1978 Kunststudium in Stuttgart, der Autor lebt jetzt in Erlangen. 1979 bei MÄRZ *TEUTSCH oder die Häßlichkeit der Sprache in diesem Roman von Rohland Opfermann.* Der vorliegende Text ist ein Vorabdruck aus dem Roman *Der Mann schreibt mit den zarten feinen Händen,* der im Herbst 1984 bei MÄRZ erscheinen wird.

70 Herbert Nagel, geboren 1941, lebt als freier Schriftsteller in Frankfurt und Hoppstädten. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Medien- und Sozialisationstheorie sowie zum Terrorismus. Herbert Nagel arbeitete auch als dramaturgischer Berater beim *Schauspiel Frankfurt* für das Stück *Bambule* von Ulrike Meinhof und ist Co-Autor eines Stückes, das demnächst aufgeführt wird.
Fotos: Ben Oyne aus der Ausstellung *Die gemachten Wirklichkeiten des Ben Oyne,* PPS. Galerie F. C. Gundlach, Mai 1979.

71 Vollständiger Nachdruck des bei MÄRZ 1970 erschienenen Buches.

Rohland Opfermann

72 Claudia Goldini, geboren 1950 in Paris (Texas), studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Houston und Düsseldorf und lebt jetzt als Schriftstellerin in Düsseldorf. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus dem Roman *Dunkle Züge der Begierde,* der im Herbst 1984 bei MÄRZ erscheinen wird.

Claudia Goldini

75 und folgende Texte: **EINGEMACHTES** aus: Medien, Protest, Zensur, Ruhm und Zukunft.

74 Aus der editorischen Anmerkung in DIG – Neue Bewußtseinsmodelle, im MÄRZ Verlag 1970 erschienen: »Ken Kesey kennt in Kaliforniens einschlägigen Kreisen jeder. Und wer ihn nicht persönlich kennt, der erfindet Gerüchte über seine Hollywood-Pläne, über eine bevorstehende Scheidung, über Erfolg oder Scheitern seiner landwirtschaftlichen Kommune in Oregon. Zweifellos gehört er auch 1970 noch zu den interessantesten Figuren der Hippie-Psychedelia-Kommunelandschaft der Vereinigten Staaten. (Das *Rolling Stone Magazine* brachte in seinem Märzheft 1970 ein 9-Seiten-Interview mit ihm.) Aber die Anfänge der wohl abenteuerlichsten Episoden in Ken Keseys Leben liegen zehn Jahre zurück.
Es begann damit, daß dieser Götterliebling aus Kleinstadt-Oregon – Klassenprimus, erfolgreicher Athlet, vielversprechender junger Romancier (*Sometimes A Great Notion* und *One Flew Over the Cuckoo's Nest*, 1970 bei MÄRZ erschienen) – sich als Stanfordstudent für 75 Dollar am Tag einem Krankenhaus im benachbarten Menlo Park als Versuchskaninchen für Drogenexperimente zur Verfügung stellte. Es zeigte sich, daß diese Experimente nicht nur für die Wissenschaft in hohem Maße erleuchtend waren. Um den nach den ersten Sitzungen zu völlig neuen Bewußtseinssphären gesteigerten Ken Kesey bildete sich bald ein Kreis junger Leute, die ihn zu ihrem spirituellen Navigator kürten und sich selbst die ›Merry Pranksters‹ (Die vergnügten Gaukler) tauften. Der Steuermann entwickelte sich zum Superhelden, charismatischen Führer, mythologischen Häuptling, Märchenonkel und Hexenmeister der Gruppe, und die Gruppe drängte weiter: man erstand für 1500 Dollar und im Namen der rasch gegründeten *Intrepid Trips, Inc.* (Unerschrocken-Reisen e.V.) einen alten Schulbus, versah ihn mit Kameras, Lautsprecheranlagen, Mikrophonen und Projektoren, lud Tonnen und Gallonen Ampexgerät und Leuchtfarbe auf und begab sich mit vierhundert Pferdestärken auf eine Reise, die in der magischen Klarheit drogengespeister Sinne zu einer Neuentdeckung Amerikas werden sollte. Und nicht nur das: *Furthur* (mit zwei *u*'s = weiter) lautete das in großen Lettern auf den Buskühler gemalte Ziel.
Aus der anfänglichen Vergnügungsfahrt wurde eine Mission und aus der Mission eine Religion – die Religion des Hier und Jetzt in der Ekstase des Augenblicks. Die Pranksters besuchten Leary in Millbrook und lachten sich über seinen Kreis halbtot. *Die* hatten kehrtgemacht und lebten in der toten Vergangenheit, in einer dreitausendjährigen Meditationsmacke auf irgendeinem hinterindischen Hügel; wir aber *leben* – leben jetzt! – im Neon-Plastik-Chrom-Elektronik-Amerika des mittleren zwanzigsten Jahrhunderts, und das ist sagenhaft!
Ein Besuch in Esalen, eine Polizeirazzia, Kontaktaufnahme mit den Hell's Angels, die berühmten Acid Tests selbst und schließlich die Flucht nach Mexiko sind weitere Etappen dieser wahnwitzigen Busfahrt, die Tom Wolfe in einem oft ebenso wahnwitzigen stilistischen Stakkato in seinem *The Electric Kool Aid Acid Test* beschreibt.«

75 Zuerst veröffentlicht in der *tageszeitung,* Sondernummer zur Buchmesse 1983, Zuhörer: a.a.O. Fotos: Hund Maron sowie MATA Pfahl und HARI Beaux aus der Serie: *Wenn der Postma zweimal klingelt.* Das Foto von Jörg Schröder auf dem Traktor ist von Klaus Behnken.

76 Den vorliegenden Text entnahmen wir: H. H. Houben, *J. P. Eckermann – Sein Leben für Goethe,* Leipzig 1928.
»Wenn man von Goethes Schriften absieht und namentlich von Goethes Unterhaltungen mit Eckermann, dem besten deutschen Buche, das es gibt: Was bleibt eigentlich von der deutschen Prosaliteratur übrig, das verdient, wieder und wieder gelesen zu werden? Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*
In letzter Minute: Zum *Lebensrest* ein *Verlegerfest.* Erich Helmensdorfer berichtete in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 10. 3. 1984 »von einer ungewöhnlichen Abendgesellschaft im Hause Unseld«: *Goethisch amüsiert ein Verleger seine Gäste* (Original-Titel): »Die Gäste wußten aus der Einladungskarte, daß ihnen Goethe in mehrerlei Hinsicht bevorstand. Sie haben sich davon nicht abschrecken lassen und wallten, festlich gewandet, in das Haus des Verlegerehepaars Unseld im Holzhausenviertel. Keiner der Geladenen hat es, wie um Mitternacht allseits gestanden wurde, auch nur eine Sekunde bereut.
In den Räumen, wo der Kopf des Tischbein-Gemäldes (›Goethe in der Campagna‹) nach Andy-Warhol-Art an einer Wand dominiert und sich in Abwandlungen verfremdet wiederfindet, war der Olympier geistig und kulinarisch zwischen den Unselds – Frau Hilde zuständig für Speis und Trank, Hausherr Siegfried für metaphysischen Genuß – mit Witz und Geschmack abgestimmt. Symbolträchtig demonstriert ein Bücherbord die im Verlegerhaus herrschende Symbiose von Geist und Materie. Ministerpräsident Bernhard Vogel aus Mainz fällt auf, daß er doch einen Durchgang zum Speisezimmer in Erinnerung habe, wo jetzt eine gewaltige Bücherwand, vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, mit den Produkten der Verlage Suhrkamp und Insel bestückt, stehe. Das Gedächtnis hat den Politiker nicht getrogen, aber er muß sich gedulden, bis die Wand von magischer Hand gedreht wird und zum Tischleindeckdich führt.
Zunächst arrangieren sich die Gäste, darunter Nachkommen, die der Fernsehsendung ›Ich trage einen großen Namen‹ entsprungen sein könnten. In den Doppelnamen kommen Rilke und Carossa vor; die Literatur besteht auch aus Fleisch und Blut, das sich in weiblicher Form sogar als attraktiv erweist. Zunächst aber präsentiert der Gastgeber eine Entdekkung. Die frühere Schauspielerin Ursula Temps, die aus familiären Gründen ihren Beruf auf Rezitationen umgestellt hat und bei Professor Annemarie Marks-Rocke in Hamburg studiert, trägt Goethes ›Novelle‹ vor. Allein die memotechnische Leistung, fast eine Stunde lang den Prosatext aus dem Gedächtnis zu rezitieren, nötigt den Zuhörern Hochachtung ab; der mit sparsamen Gesten zwischen Büchertrittbrett und Sessel ausdrucksvoll gestaltete Vortrag der Geschichte des fürstlichen Jagdausflugs,

des Brandes mit ausgebrochenem Tiger und Löwen, die dichterisch überhöhte Darstellung eines von Goethe geradezu journalistisch beobachteten Ereignisses, schlägt die Gästeschar in Bann.
Nach außerordentlichem Beifall bringt das Essen eine Goethesche Überraschung: aus dem Kochbuch der Großmutter des Dichterfürsten aus dem Jahre 1724 ist ein Menü nachgekocht worden (Frankfurter Pastete, Krebssuppe, Perlhuhnbrust, Mandelcreme mit Jägerschnitten). Dem Nachdruck der handschriftlichen Rezepte auf den Menükarten steht zur besseren Lesbarkeit der hochdeutsche Text gegenüber. Die ›Seele des Verlagshauses‹, wie Verleger Unseld Frau Burgel Zeeh, seine Chefsekretärin nennt, vermutet richtig, daß die Firma Plöger von der Freßgass' in ihrer Traitteur-Küche die Angaben nicht wortgetreu, sondern entsprechend neuzeitlicher Geschmacksrichtung hat produzieren lassen.
In leicht beschwingter Stimmung, zu der Riesling Kabinett von Eltville und Assmannshäuser Roter beigetragen haben, setzt Hausherr Unseld zu dem Geständnis an, daß ihn das ungelöste Verhältnis Goethes zu seinen Verlegern beschäftigte. Gegenüber dem amerikanischen Schriftsteller Donald Barthelme (›Come back, Dr. Caligari‹, ›Schneewittchen‹) habe er einmal bemerkt, Nietzsche habe die Gespräche mit Eckermann als Jahrhundertbuch bezeichnet, was den Amerikaner seinerseits zur Nachdichtung reizte. Bei der Übersetzung sind auch Unseld Gesprächspersiflagen aus der Feder geflossen. Dieses Manuskript verliest Wolfgang Hildesheimer zur allgemeinen Erheiterung, die Universitätspräsident Kelm, Professor Sternberger und Rundfunk-Intendant Lehr mit Zwischenbemerkungen würzen.
›Und jetzt Original-Hildesheimer‹, fordert der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Wilfried Guth. Hildesheimer läßt sich sein Bändchen ›Mitteilungen an Max‹ reichen und zitiert jene urkomischen Geschichten über Begriffsdeutungen und wörtliche Auslegungen. Wie die Fahrgäste im ›Österreichischen Hof‹ in Salzburg warten müssen, bis die richtige Zahl erreicht ist, weil ›nur für sechs Personen‹ im Lift steht, reizt Hermann Josef Abs zu Lachtränen. Goethes Geist, das Menü seiner Großmutter, die Persiflagen auf die Gespräche mit Eckermann und Hildesheimer-Witz haben eine Abendgesellschaft aufs ungewöhnlichste unterhalten. Zum Abschied bricht Verleger Unseld in die Klage aus, die Stadt beabsichtige, das letzte geheizte Freibad in Hausen zu schließen. Er deutet an, daß Schwimmenthusiasten verschiedener Frankfurter Buchhäuser dort offenbar ihr Stelldichein haben. ›Das sollte Wallmann nicht tun‹, hallt es in die Nacht hinaus.« *Ende des allzumenschlichen Zitats.*

77 Helmut Höge, 1947 in Bremen geboren, studierte Sozialwissenschaft und Germanistik, seit 1976 landwirtschaftlicher Betriebshelfer und freier Publizist. Eine größere Arbeit von Helmut Höge bereitet MÄRZ gegenwärtig vor.

78 Der Aufsatz erschien zuerst in *Ramparts Magazine* (1967) und wurde von Wulf Teichmann übersetzt.

2. MÄRZ Bibliographie

(Stand 20. März 1984)

* vergriffen
** Originalausgabe vergriffen, Lizenz ist erschienen oder erscheint im Rowohlt Taschenbuch Verlag

Günter AMENDT, *Sexfront,* 1970, Pb., 160 S., zahlr. fbg. Abb., 13 × 20 cm.**

Günter AMENDT und Ulrich STIEHLER, *Sucht/Profit/Sucht,* 1972, Pb., 192 S., 13 × 20 cm.*

Architektur extra, 1971, Pb., 252 S., 13 × 20 cm.*

Thomas BAYRLE, *Feuer im Weizen,* 1970, Pappb., 48 S., fbg., 34,5 × 53 cm.*

Staffan BECKMANN, *Meinen Sie, daß Georg verrückt ist,* 1970, Ln., 232 S., 13 × 20 cm.*

Siegfried BERNFELD, *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse,* Bd. 1, 1969, Pb., 376 S., 13 × 20 cm.*

Siegfried BERNFELD, *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse,* Bd. 2, 1969, Pb., 312 S., 13 × 20 cm.*

Siegfried BERNFELD, *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse,* Bd. 3, 1970, Pb., 276 S., 13 × 20 cm.*

Siegfried BERNFELD, *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse,* Bände 1–3, 1969–70, Ln., 13 × 20 cm.*

Ted BERRIGAN, Herausgegeben von Rolf Dieter BRINKMANN, *Guillaume Apollinaire ist tot,* 1970, Ln. 256 S. + Abb., 13 × 20 cm.*

Paulus BÖHMER, *Aktionen auf der äußeren Rinde,* 1972, Pb., 160 S., Abb. 13 × 20 cm.*

Gerhard BOTT (Hrsgb.), *Erziehung zum Ungehorsam,* 1970, Pb., 128 S., Fotos, 13 × 20 cm.*

Joe BRAINARD, *1984 – Comics,* 1983, ebr., 128 S., 21 × 30 cm, DM 28,–.

Rolf Dieter BRINKMANN und Ralf Rainer RYGULLA, *ACID,* 1969, Pb., 420 S., Abb., 21 × 27,5 cm.**

Bernd BRUMMBÄR und Wolf WONDRATSCHEK, *Die Hundente,* 1972, Pb., 176 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Hans-Christoph BUCH, *Bericht aus dem Inneren der Unruhe – Gorlebener Tagebuch,* 1979, Pb., 464 S., 13 × 20 cm.**

Rosa CAMERADA, *Love Love,* 1971, Pappb., 80 S., 110 Fotos fbg., 20 × 27 cm.*

Carlos CASTANEDA, *Die Lehren des Don Juan – Ein Yaqui Weg des Wissens,* 1972, Pb., 272 S., 13 × 20 cm.* (Lizenz im Fischer Taschenbuch Verlag)

Peter O. CHOTJEWITZ, *Vom Leben und Lernen,* 1969, Pb., 224 S., 13 × 20 cm.*

Hans-Henning CLAER, *Laß jucken Kumpel,* 1971, Pb., 228 S., 13 × 20 cm.**

Hans-Henning CLAER, *Das Bullenkloster,* 1972, Pb., 232 S., 13 × 20 cm.*

Hans-Henning CLAER, *Bei Oma brennt noch Licht,* 1979, Ln., 240 S., 13× 20 cm.**

Leonard COHEN, *Schöne Verlierer,* 1970, Pb., 280 S., 13 × 20 cm.**

Leonard COHEN, *Blumen für Hitler,* 1971, Pb., 232 S., 13 × 20 cm, DM 22,–.

Leonard COHEN, *Das Lieblingsspiel,* 1972, Pb., 300 S., 13 × 20 cm.**

Huguette COUFFIGNAL, *Die Küche der Armen,* 1977, Pb., 388 Seiten, 13 × 20 cm (Ln.-Ausgb. vergriffen), DM 25,–.

Jan CREMER, *Made in USA,* 1969, Pb., 240 S., Abb., 13 × 20 cm.**

Jan CREMER, *Ich Jan Cremer I u. II,* Neuausgabe 1977, Ln., 776 S., 11,5 × 17 cm.*

Robert CRUMB, *Headcomix,* 1970, Pb., 116 S. Comics, 19 × 26 cm, DM 22,–.

Charles DARWIN, *Die Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Würmer,* 1983, ebr., 186 S., 14,5 × 20,5 cm, DM 24,–.

Basil DAVIDSON, *Die Befreiung Guineas,* 1970, Pb., 236 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Wolf DEINERT, *Meine Heimat,* 1980, Linson, 168 S., 12,5 × 20 cm.*

Alfred DEMARC, *Lucys Lustbuch,* 1971, Pappb., 80 S. fbg. Zeichnungen, 20 × 27 cm.*

George DENNISON, *Lernen und Freiheit,* 1971, Pb., 256 S., 13× 20 cm.*

DIG Neue Bewußtseinsmodelle, 1970, Pb. 260 S., 13 × 20 cm.*

Jim DINE, *Gedichte und Zeichnungen,* 1971, Pappb., 96 S. Lithos, 20 × 27 cm.*

Jim DINE, *Gedichte und Zeichnungen,* 1971, Pappb., 96 S. Lithos, 20 × 27 cm, mit signiertem fbg. Siebdruck.*

Ulrich DIX, *Sport und Sexualität,* 1972, Pb., 128 S., Abb., 13 × 20 cm.**

Isabelle EBERHARDT, *Sandmeere,* Sämtliche Werke in zwei Bänden, 1981, Pb. (Ln.-Ausgabe in 4 Bd. vergriffen), 1368 S., 12 × 17 cm, DM 46,–.

Manfred ESSER, *Ostend Roman,* 1978, Ln., 344 S., 12,5 × 20,5 cm.* (jetzt bei Klett/Cotta)

Rudolf FALB, *Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift,* 1984, Oasenziegenleder, 556 S., 15 × 23 cm, 555 Exemplare mit Pränumeranten-Verzeichnis, Subskriptionspreis bis zum Erscheinen am 15. Mai 1984 DM 188,–, danach DM 220,–.

Frantz FANON, *Für eine afrikanische Revolution,* 1972, Pb., 208 S., 13 × 20 cm.*

Leslie FIEDLER, *Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners,* 1970, Pb., 224 S., 13 × 20 cm.**

Vera FIGNER, *Freiheit oder Tod – Nacht über Rußland,* 1978, Pappb., 586 S., 12,5 × 20 cm.*

Kenneth GANGEMI, *Olt,* 1971, Pb., 64 S., 13 × 20 cm.*

John GIORNO, *Cunt,* 1969, Pb., 72 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Pierre GOLDMAN, *Dunkle Erinnerungen eines in Frankreich geborenen polnischen Juden,* 1980, br., 416 S., 11,5 × 20 cm.*

Doktor GORMANDER, *Als die Kinder die Macht ergriffen,* 1970, Pb., 104 S., Illustrationen, 13 × 20 cm.*

Doktor GORMANDER, *Als die Kinder streikten,* 1972, Pb., 96 S., Illustrationen, 13 × 20 cm.*

Das Grundwissen des jungen Kommunisten, 1970, Pb., 160 S., 13 × 20 cm.*

Heinrich HANNOVER, *Die Birnendiebe vom Bodensee,* 1970, Pappb., 44 S., fbg. Abb., 29,7 × 21 cm.*

Heinrich HANNOVER, *Der müde Polizist,* 1972, Pappb., 72 S., fbg. Abb., 20 × 27 cm.*

Florian HAVEMANN, *Auszüge aus den Tafeln des Schicksals,* 1979, Ln., 268 S., 27,5 × 20 cm, DM 25,–.

Rosemarie HEINIKEL, *Rosy Rosy,* 1971, Pb., 220 S., 16 S. Fotos, 13 × 20 cm.**

Gunnar HEINSOHN, *Vorschulerziehung heute?,* 1971, Pb., 216 S., 13 × 20 cm.*

Ernst HERHAUS, *Notizen während der Abschaffung des Denkens,* 1970, Pb., 144 S., 13 × 20 cm.*

Dieter HERMS, *Upton Sinclair – Ein amerikanischer Radikaler,* 1978, br., 288 S., 12 × 20 cm.*

Jürgen HOBRECHT, *Du kannst mir nicht in die Augen sehen,* 1981, Pb., 396 S., 12,5 × 20 cm, DM 24,–.

Edwin HOERNLE, *Grundfragen proletarischer Erziehung,* 1969, Pb., 264 S., 13 × 20 cm.*

Edwin HOERNLE, *Grundfragen proletarischer Erziehung,* 1969, Ln., 264 S., 13 × 20 cm.*

Joshua S. HORN, *Arzt in China,* 1972, Pb., 308 S., 32 S. Abb., 13 × 20 cm.*

David HOROWITZ, *Strategien der Konterrevolution,* 1969, Pb., 316 S., 13 × 20 cm.*

David HOROWITZ, *Strategien der Konterrevolution,* 1969, Ln., 316 S., 13 × 20 cm.*

David HOROWITZ, *Big Business und kalter Krieg,* 1971, Pb., 236 S., 13 × 20 cm.*

Leroi JONES, *Schwarze Musik,* 1970, Ln., 236 S., 13 × 20 cm.*

Otto KANITZ, *Kämpfer von morgen,* 1970, Pb., 276 S., 13 × 20 cm.*

Anna KAVAN, *Julia und die Bazooka,* 1983, Ln., 352 S., 13 × 20,5 cm, DM 34,–.

Anna KAVAN, *Wer bist Du?,* 1984, Ln., 136 S., 13 × 20,5 cm, DM 22,–.

Ken KESEY, *Einer flog über das Kuckucksnest,* 1971, Pb., 328 S., 13 × 20 cm.**

Wladimir KOROLENKO, *Die Geschichte meines Zeitgenossen,* 1970, Pb., 456 S., 13 × 20 cm.*

James Simon KUNEN, *Das Erdbeermanifest,* 1969, Ln., 204 S., 13 × 20 cm.*

Peter KUPER, *Hamlet,* 1980, Pb., 556 S., 12,5 × 20 cm, DM 12,25.

Claudio LANGE, *Milch, Wein & Kupfer,* 1979, Ln., 108 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Max LEIBNIZ, *Das ganze Leben,* 1980, Ln., 120 S., 12,5 × 20 cm.*

Anna LEON, *Einfacher Bericht,* 1982, Ln., 100 S., 12,5 × 20,5 cm, DM 18,–.

Esteban LOPEZ, *Liebe und Tarot,* 1972, Pb., 208 S., Abb., 13 × 20 cm.**

Esteban LOPEZ, *Fleisch für Vegetarier,* 1979, Ln., 408 S., 12,5 × 20 cm.**

Erhard LUCAS, *Märzrevolution im Ruhrgebiet,* 1970, Pb., 360 S., 13 × 20 cm.*

Svend Age MADSEN, *Lüste und Leichen,* 1969, Ln., 180 S., 13 × 20 cm.*

Gerard MALANGA, *Selbstporträt eines Dichters,* 1970, Pb., 256 S., Abb., 13 × 20 cm.*

März Texte 1, 1969, ebr., 320 S., Abb., 13 × 20 cm.* (Abdruck in MAMMUT)

***März-MAMMUT,* März Texte 1 & 2, 1984, Ln., 1288 S., 13,5 × 20,5 cm, 1. Auflage 7000 Ex. (Jubiläumsausgabe), DM 29,80. Weitere Auflagen DM 35,–. Mäzenatenausgabe 150 num. und sig. Exemplare DM 500,–.**

Harry MATHEWS, *Zlahn,* 1970, Ln., 196 S., 13 × 20 cm.*

Renate MATTHAEI (Hrsgb.), *Trivialmythen,* 1970, ebr., 228 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Michael McCLURE, *Dunkelbraun,* 1970, Pb., 72 S., 13 × 20 cm.*

Mario MERCIER, *Die Rosette,* 1970, Ln., 208 S., 13 × 20 cm.*

Gordon MERRICK, *Ein Fall von Liebe,* 1971, Ln., 320 S., 13 × 20 cm.**

Douglas MILBURN, *Kindesmord,* 1982, br., 248 S., 12,5 × 20 cm, DM 20,–.

Eduardo MONDLANE, *Kampf um Mozambique,* 1970, Pb., 316 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Mondstrip, hrsg. v. Rolf Eckart JOHN, 1971, Pb., 244 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Willi MÜNZENBERG, *Propaganda als Waffe,* 1972, Pb., 364 S., 13 × 20 cm.*

Gustavus MYERS, *Die großen amerikanischen Vermögen,* Bd. 1 & 2, 1969, Pb., 800 S., 13 × 20 cm.*

Gustavus MYERS, *Die großen amerikanischen Vermögen,* Bd. 1 & 2, 1969, Ln., 800 S., 13 × 20 cm.*

Jan MYRDAL, *Die Albanische Herausforderung,* 1971, Pb., 260 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Die Nazi-Olympiade, 1971, Pappb., 240 S., 300 Fotos, 20 × 27 cm.*

Hermann NITSCH, *Orgien Mysterien Theater,* 1969, ebr., 344 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Rohland OPFERMANN, *Teutsch oder die Häßlichkeit der Sprache,* 1979, Ln., 364 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Reuben OSBORN, *Marxismus und Psychoanalyse,* 1970, Pb., 212 S., 13 × 20 cm.*

Kenneth PATCHEN, *Erinnerungen eines schüchternen Pornographen,* 1977, Pappb., 248 S., 12,5 × 20,5 cm.* (jetzt bei Klett-Cotta)

Kenneth PATCHEN, *Schläfer erwacht,* 1983, ebr., 436 S., 12,5 × 20 cm, DM 48,–.

Horst PEISKER, *Maniac,* 1980, Ln., 156 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Hermann Peter PIWITT, *Das Bein des Bergmanns Wu,* 1971, Pb., 160 S., 13 × 20 cm.*

Neil POSTMAN und Charles WEINGARTNER, *Fragen und Lernen,* 1972, Pb., 296 S., 13 × 20 cm.*

Cathérine de PREMONVILLE, *Schamlos,* 1971, Ln., 188 S., 13 × 20 cm.**

Ann QUINN, *Passagen,* 1970, Ln., 128 S., 13 × 20 cm.*

Gunter RAMBOW, *Doris,* 1970, Pappb., 140 S., Abb., 23,5 × 32,5 cm.*

Maurice RENARD, *Der Doktor Lerne,* 1977, Pappb., 308 S., Abb., 12 × 17 cm.**

Irving ROSENTHAL, *Schöps,* 1969, Ln., 328 S., 13 × 20 cm.*

Otto RÜHLE, *Zur Psychologie des Proletarischen Kindes,* 1970, Pb., 212 S., 13 × 20 cm.*

Otto RÜHLE, *Zur Psychologie des Proletarischen Kindes,* 1970, Ln., 212 S., 13 × 20 cm.*

Michael RUMAKER, *Schwul,* 1970, Pb., 56 S., 13 × 20 cm.* (Abdruck in MAMMUT)

Gaston SALVATORE, *Der Mann mit der Pauke Wolfgang Neuss,* 1981, Pb, 448 S., 12 × 20,5 cm.**

Hartmut SANDER und Ulrich CHRISTIANS, *Subkultur Berlin,* 1969, Pb., 192 S., m. Plakat u. Single, 24 × 18,5 cm.*

Jürgen SCHIMANEK, *Negerweiß,* 1979, Ln., 168 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Einar SCHLERETH, *Indonesien,* 1970, Pb., 284 S., 13 × 20 cm.*

Herbert SCHMATZBERGER, *Das aufsteigende Zeichen,* 1983, ebr., 256 S., 360 Abb., 14,5 × 22,5 cm, DM 24,80.

Uve SCHMIDT, *Ende einer Ehe,* 1978, Ln., 160 S., 12,5 × 20,5 cm.**

Uve SCHMIDT, *Danach – Kinder einer Ehe,* 1979, Ln., 132 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Uve SCHMIDT, *Ende einer Ehe und Danach – Kinder einer Ehe,* in einem Band, 1980, Pb., 292 S., 12 × 20,5 cm, DM 24,–.

Horst SCHRÖDER, *Schweden z. B.,* 1970, Pb., 400 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Jörg SCHRÖDER und Ernst HERHAUS, *Siegfried,* 1972, Ln., 376 S., 13,5 × 20,5 cm.*

Jörg SCHRÖDER und Ernst HERHAUS, *Siegfried,* 1982, Pb., 320 S., 12,5 × 20 cm, DM 12,25.

Jörg SCHRÖDER und Uwe NETTELBECK, *Cosmic,* 1982, Pb., 304 S., 12,5 × 20 cm, DM 25,–.

Schulkampf, 1970, Pb., 360 S., 13 × 20 cm.*

Christian SCHULTZ-GERSTEIN, *Der Doppelkopf,* 1979, Ln., 132 S., 12 × 20,5 cm.*

Istvan SCHWENDA und Thomas LEUCHNER, *Einmaleins für zwei,* 1969, Pappb., 240 S., fbg. Fotos, 19 × 14 cm.*

Günter SEUREN, *Abdecker,* 1970, Neuausgabe 1983, ebr., 264 S., 13 × 20 cm, DM 24,–.

Upton SINCLAIR, *Boston,* 1978, Ln., 944 S., 12 × 20 cm.* (NA in Vorbereitung!)

Upton SINCLAIR, *Der Dschungel,* 1980, Pb., 484 S., 12,5 × 20 cm, DM 24,–.

Upton SINCLAIR, *Am Fließband – Mr. Ford und sein Knecht Shutt,* 1983, Ln., 260 S., 12,5 × 20,5 cm, DM 29,80.

Upton SINCLAIR, *ÖL!,* 1984, Ln., 648 S., 12,5 × 20,5 cm, DM 46,–.

Edgar SNOW, *Roter Stern über China,* 1969, Pb., 668 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Edgar SNOW, *Roter Stern über China,* 1969, Ln., 668 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Valerie SOLANAS, *Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer,* 1969, Pb., 104 S., 13 × 20 cm, DM 16,–.

Soll Erziehung politisch sein?, 1970, Pb., 192 S., 13 × 20 cm.*

Augustin SOUCHY, *Anarcho-Syndikalisten – Über Bürgerkrieg und Revolution in Spanien,* 1969, Pb., 276, S., 13 × 20 cm.*

Dominik STEIGER, *84 Österreichische Erzähler,* 1970, Ln., 104 S., 13 × 20 cm.*

Craig Kee STRETE, *Uns verbrennt die Nacht – Roman mit Jim Morrison,* 1983, ebr., 368 S., 13 × 20 cm, DM 29,80.

Tricontinental, 1970, Pb., 320 S., 13 × 20 cm.*

Parker TYLER, *Underground Film,* 1970, Pb., 244 S., Abb., 13 × 20 cm.*

Jules VALLES, *Jacques Vingtras/Das Kind-Die Bildung-Die Revolte,* 1970, Ln., 952 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Pierres VALLIERES, *Québec Libre!,* 1969, Pb., 212 S., 13 × 20 cm.*

Bernward VESPER, *Die Reise,* 1977, Ln., 568 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Bernward VESPER, *Die Reise – Ausgabe letzter Hand,* 1979, Ln., 712 S., 12,5 × 20,5 cm.**

Jane WAY, *Sieben,* 1984, Ln., 244 S., 13 × 20,5 cm, DM 36,–.

Colin WILSON, *Das Okkulte,* 1982, Pb., 864 S., 12,5 × 20 cm, DM 28,–.

Colin WILSON, *Die Seelenfresser,* 1983, ebr., 280 S., 12,5 × 20,5 cm, DM 26,–.

Siegfried WOLLSEIFFEN, *Starrer Ablauf,* 1979, Ln., 108 S., 12,5 × 20,5 cm.*

Fee ZSCHOCKE, *Er oder ich,* 1980, Ln., 312 S., 12,5 × 20,5 cm.**

Gerhard ZWERENZ, *Venus auf dem Vulkan,* 1982, Pb., 196 S., 12,5 × 20 cm, DM 22,–.

MÄRZ Bücher gibt es nur im Buchhandel zu **festen** Ladenpreisen. Falls ein Titel nicht am Lager sein sollte, bitten Sie Ihren Buchhändler, das Buch beim **Barsortiment** für Sie zu bestellen (das dauert nur 2 Tage). Ausführliche Prospekte über das MÄRZ Programm senden wir Ihnen gerne zu: MÄRZ Verlag GmbH, Altenschlirfer Str. 33, 6422 Herbstein 1.

Als Pilot-Titel zur Gründung des MÄRZ Verlages erschienen 1969 neben *ACID – Neue Amerikanische Szene* die MÄRZ TEXTE 1. Damals haben wir sie auf der Klappe so angekündigt: „Die MÄRZ TEXTE werden in unregelmäßigen Abständen erscheinen, mindestens zweimal im Jahr, möglichst öfter." Es ist bis heute bei einem Mal geblieben. Jetzt, nach 15 Jahren, erscheinen sie wieder – als MÄRZ MAMMUT. Der Band enthält den unveränderten Nachdruck der MÄRZ TEXTE 1, dazu kommen 1000 neue Seiten.

Mit dem Nachdruck der MÄRZ TEXTE 1 wollen wir zeigen, wie wir begonnen haben, was der Verlag sich damals vorgenommen hatte, zudem enthalten Sie viele Texte die sonst nirgendwo erschienen sind. MÄRZ TEXTE 1 ist daher ein gesuchtes Buch.

Die MÄRZ TEXTE 2 setzen den ersten Teil fort, so wie damals angekündigt: „Diese Textbücher sollen nicht Verlagsalmanache alten Stils sein: In die Bände werden neben Auszügen aus geplanten Titeln unveröffentlichte Texte aufgenommen, Marginalien, Beiträge, die speziell für diese Bände geschrieben werden, Briefe, die den Verlag erreichen von Autoren, Kritikern und Lesern, Interviews, vor allem aber auch Texte, Essays, Lyrik von deutschen und ausländischen Autoren, die unabhängig davon ob diese Autoren später im März Verlag erscheinen werden, in die Bände aufgenommen werden – eine Abteilung, die als Probierbühne verstanden werden kann. Die MÄRZ TEXTE werden so interessant und attraktiv sein, daß eine Art Buch-Zeitschrift entsteht, deren Anspruch über die Präsentation der jeweils in Kürze geplanten Titel hinausgeht."

Nur 15 Jahre: wir sind sicher, daß MAMMUT für mehr als eine Erinnerung und mehr als eine Überraschung gut ist.

Zum 15jährigen Bestehen von **MÄRZ** ein Buch von **1300 Seiten!** Was **ACID** für die späten 60er Jahre war, ist **MAMMUT** für die mittleren 80er. **Es enthält 146** provokante, schöne, dumme, überraschende, freundliche, tiefsinnige, **gute und böse** Texte, Gedichte, Essays, Stücke, Collagen, Briefe, Anmerkungen **von, mit und über 100** in- und ausländische(n) **Autoren**, den unveränderten Nachdruck der legendären **MÄRZ-TEXTE** 1 sowie **1000 neue Seiten** und zahlreiche Illustrationen.

AUTOREN: Adrian/Ballard/Born/Brainard/Brinkmann/Brock/Burroughs/Cassady/Chotjewitz/Darwin/v. Dechend/Dvorak/Ensslin/Fiedler/Goldini/Goodman/Otto Groß/Nina Hagen/Heinsohn/Houben/Jandl/Leroi Jones/Kavan/Kerouac/Lopez/Mekas/K. P. Moritz/Nitsch/Frank O'Hara/Opfermann/Patchen/Rumaker/Schröder/Serres/Seuren/U. Sinclair/Souchy/Tyler/Velikowsky/B. Vesper/Warhol/Kesey/C. Wilson/Zwerenz u.v.a.

TITEL und **THEMEN:** Initiation/Vanille/Rote Horizonte/Tiere/Schulkampf/Kernzonen/Kindheiten/Mlle. Brigitte Bardot/Aggression und Widerstand/Hamlet-Chiffren/Schwarze Musik/Gewissensbisse/Wirte und Parasiten/Gott als Frau/Existenzfeste/Terror/Opfer/Rausch/Blutsterne/vom Spiralismus zum Neo-Banalismus/Taubnesseln/Postmoderne/Kokain und Mutterrecht/Joviale Russen/Eingemachtes u.v.a.

NUR 15 JAHRE MÄRZ

ISBN 3-88880-032-3 (Jubiläumsausgabe)